Vom Fels zum Meer

Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus.

Stuttgart
Verlag v. W. Spemann.

Zweiter Band.

(April bis September 1887.)

Stuttgart.
Druck von Gebrüder Kröner.

Inhalt.

Zweiter Band (April bis September 1887).

I. Romane, Novellen, Plaudereien 2c. Seite

Asmus, Martha. Ein alter Brief 395
Combe, T. Der arme Marcel. Uebersetzt von E. Bagge 625. 931. 1075
Eckstein, E. Nervös 571
Fischer-Sallstein, K. Rheinische Schiffsvolkgeschichten 803. 984
Lindau, Rud. Die verjährte Schuld 75
Möllhausen, B. Das Geheimnis des Hulks 131. 343. 455
Nordmann, Joh. Aus einer kleinen Stadt . 749
Peschkau, Emil. Die Furcht vor dem Leben 855. 1173
Raabe, W. Im alten Eisen . . 1. 279. 527. 709
Roderich, A. Fritze Kulasch. Aus den Erlebnissen eines Künstlers 769
Villinger, H. Fabians Aufzeichnungen . . . 1130
Vogt, H. Unser Fräulein 274
Voß, Rich. Madonna della Rocca 211

II. Länder- und Völkerkunde, Städtebilder.

Brugsch-Pascha, H. Die Felsenstadt Petra. Mit 18 Illustrationen 1137
Duncker, D. Aus dem Berliner Tiergarten . 566
Elbe, A. v. d. Lüneburg. Mit 20 Illustrationen . 899
Frey, S. Fasching in Wien. Mit 6 Illustrationen 177
Hellwald, Fr. v. Das Berliner Museum für Völkerkunde. Mit 20 Illustrationen 101
— — Schwarz-Gelbes. Mit 22 Illustrationen . . 1041
Jagow, E. v. Pariser Salons 111
Jonas, E. Aus H. C. Andersens Heimat. Mit 8 Illustrationen 164
Katscher, L. Dublin. Mit 18 Illustrationen . . 241
Kollbach, Karl. Reisebilder aus den Hoch-Pyrenäen 1155
Leue, A. Deutsch Ostafrika. Mit 11 Illustrationen 484
Lever, G. Sommerjagd im Schwarzwalde. Mit 4 Illustrationen 740
Löher, Frz. v. Die schönste Handelsstadt. Mit 15 Illustrationen 665
Marloth, R. Die südafrikanischen Diamantenfelder 1009
Nerrlich, Paul. Eine Besteigung des Großglockners. Mit 5 Illustrationen 833
Reinmar, Walter. Berliner Landpartien und Kremserfahrten 780
Steinbart, Dr. Eine Schweizerreise mit Schülern 967
Vischer, Fr. Griechische Frühlingstage. Mit 8 Illustr. 691
Wolzogen, E. v. Die höchste Wetterwarte Europas. Mit 8 Illustrationen 419

III. Naturwissenschaft, Heilwissenschaft, Technologie 2c.

Bebber, J. van. Witterungserscheinungen aus letztverflossener Zeit 173
Detmer, W. Die Brennhaare der Pflanzen. Mit 2 Illustrationen 962
Fink, Emanuel. Briefe einer Dame über ärztliche Seelenkunde 1168
Klein, Herm. J. Die totale Sonnenfinsternis am 19. August 1887. Mit 1 Karte 1063
Knauer, Fr. Unser treuester Gefährte. Mit 32 Illustrationen 590. 976
Schneider, G. H. Wie finden Brieftauben ihre Heimat wieder. Mit 5 Illustrationen 681

IV. Geschichte und Kulturgeschichte.

Braun-Wiesbaden, K. Zur Natur- und Weltgeschichte des Bieres. Mit 15 Illustrationen . . 323
Egelhaaf, G. Kaiser Karl V. 439
Falke, J. v. Das Bett. Mit 7 Illustrationen . . 383
Scherr, Joh. Die Jesuiten 62. 307. 513
Vogt, Herm. Europa in Waffen 53
Wessely, J. E. Streifzüge ins deutsche Mittelalter. Im Dorf. Mit 10 Illustrationen . . . 755

V. Bildende Kunst.

Lemcke, K. Anton van Dijck. Mit 9 Illustrationen 33
Schmarsow, Aug. Die Tochter der Herodias. Mit 1 Illustration 885

VI. Litteratur.

Karpeles, Gust. Neue Mitteilungen über H. Heine. Mit Porträt 365
Muncker, Frz. Ludwig Uhland. Mit Porträt . . 556

VII. Musik.

Reißmann, August. Der Stern. Gedicht von Bodo Fechter 1183

VIII. Artikel verschiedenen Inhalts.

C. J. Das deutsche Repetiergewehr. Mit 2 Illustr. 126
Geistbeck-Freising. Die Oceanische Dampfschiffahrt. Mit 2 Illustrationen 1116
Kirchbach, Wolfgang. Die spiritistische Krankheit. Eine Warnung. Mit 1 Illustration 1199
Lammers, M. Deutsche Lehrerinnen draußen . 156
Prel, K. du. Ein Wort über den Spiritismus 264
Stauber, A. Zur Förderung des geographischen Studiums und Unterrichts 925
***. Vom Kriegsballon. Mit 2 Illustrationen . . 317

IX. Gedichte.

Dahn, F. Einer jungen Dichterin 664
Ernst, Otto. Sinnsprüche 1073
Fischer, J. G. Im Frühling. Mit Illustr. von Nestel 417
Friedmann, Alfr. In ein Fremdenbuch. . . 896
Gerok. Herrgottsbrot 929
— — Wahres Glück 929

Seite
Groth, Klaus. De Nachdigal 399
Gutheil, Arthur. Valeda 525
Koppel, Ernst. Die Walküre 129
Löwner, H. An die Freundin 708
Paulus, Ed. Kaiser Wilhelm 209
Peschkau, E. Maikäfer. Mit 1 Illustration . . 831
Roderich, A. Spruch 32
Roëll, P. v. Maienbotschaft 482
Schultes, C. Elslein von Caub 1135
Trojan, J. Fasching. Mit Illustration v. F. A. Kaulbach 207
Zilcken, Fritz. Zuspruch 188

X. Sammler.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

*Astronomischer Unsinn. Von E. Neu . . 817
Aus Küche und Haus. Von L. v. Pröpper. 199. 405. 622. 830. 1039. 1241
*Charakter und Handschrift. V—VIII. Von H. Amselmann 609. 822. 1031. 1238
*Der Blumenstrauß. Von O Hüttig . . 1237
Der gestirnte Himmel. 203. 413. 616. 827. 1030. 1244
*Die Datumgrenze. Von E. Neu 189
*Die Winterstadt am Arno 827
Ein praktisches Buch 622
Eine Riesendynamomaschine 1030
*Eine zeitgemäße Erfindung 1241
*Für unsere Hausfrauen . . 200. 406. 621. 1038
*Herstellung einer Sammlung von Münzabgüssen 411
Kehlkopf und Stimmbildung 1029
Moden. Von Ida Barber 611. 1233
Moderne Sprachen 411
Naturanstalten in der Häuslichkeit . . . 201
*Neue Erfindungen . 203. 413. 619. 829. 1035. 1243
Neues aus dem Reiche der Wissenschaften 193. 407. 821
*Poschiavo 1245
*Prinz Heinrich 827
*Salonmagie 199. 412
Schiller und die schwedische Madame de Staël 1028
*Unser Hausgarten. Von O. Hüttig 191. 401. 614. 819
Unsere Kunstbeilagen . 202. 412. 613. 827. 1037
*Von stacheligen Schönen 1025
Vulkanische Eruptionen auf Neuseeland . 1037
Zu Kaisers Geburtstag 412
*Zum Kopfzerbrechen . 197. 409. 617. 825. 1033. 1247

XI. Voll- und Einzelbilder.

Abschiednehmen von dem Toten. Von A. Greil 1073
Am Blumenfenster 1
An den Geliebten. Von R. Epp 511
Angeborner Trieb. Von S. Hirschfelder . 336
Auf der Lauer. Von P. Meyerheim . . . 176
Beim Vesperbrot. Von E. Grützner . . . 576
Blick auf das heutige Athen. Von L. H. Fischer 704
Eine neue Sorte. Von Fr. Friedländer . 480
Fasching. Von F. A. Kaulbach 207
Frühlingsidylle. Von E. Rau 352
Funtensee. Von R. Schultze 625
Gedankenlos. Von J. V. Carstens . . . 1217
Heinrich Heine 368
Helgoländer Fischfang. Von C. Napier . 800
Idylle. Von Georg Müller-Breslau . . 1201
In den Diamantenminen von Kimberley. 1008
Kaiser Wilhelm. 209
Memento. Von J. V. Karstens 128
Rotterdam. Von E. Kallmorgen 656
P. P. Rubens. Von A. v. Dijck 48
Salzkammergut. 3 Illustrationen . . 1037. 1039. 1040
Trunkene Landsknechte. Von W. Diez . . 80
Tunesische Tänzerin 624
Vor dem Fenster der Geliebten. Von J. G. Vibert 272
Waldeinsamkeit 1105

XII. Extrabeilage.

Panorama von Luzern, vom Gütsch aus gesehen 1040

Am Blumenfenster.

Im alten Eisen.

Von

Wilhelm Raabe.

Similia similibus.

Erstes Kapitel.

So lange der Mensch auf seiner Erde Geschichten hört oder dergleichen selber erzählt, teilt er sie gewöhnlich ein in solche, die gut anfangen und böse endigen, und solche, die schlimm beginnen, aber zu einem wünschenswerten Ende kommen.

Darüber wäre nun manches zu sagen; denn so recht begriffen und ausgerechnet hat eigentlich noch keiner, wo bei den Geschichten dieser Erde der Anfang und wo das Ende ist; wo das Wünschenswerte beginnt und das Gegenteil davon endet, oder umgekehrt. Ich für mein Teil hüte mich wohl, mich hierüber des weitern auszulassen, ich halte mich einfach an des Menschen uralt hergebrachte Anordnung und Abfachung seiner Erlebnisse und seiner Schicksale und verkünde nur, zu eigener Erleichterung tief aufatmend, daß vorliegende Geschichte nach menschlichem Ermessen ziemlich gut ausgeht.

In eigener Sache frei aufatmen oder in der anderer Leute: für den rechten Erzähler läuft das auf ein und dasselbe hinaus, gerade so, wie für den rechten Zuhörer. —

Es war, um mitten in der unruhvollen Wirklichkeit im altgewohnten Märchenton zu beginnen, an einem trüben Sonntagmorgen im Spätherbst, noch vor dem Kirchenglockengeläut. Ach, es rüsteten sich eben nur zu viel mitleidige Seelen, gute Leute, die man für diesmal gern an anderer Stelle lieber gesehen hätte, zum Kirchgange. In der ganzen, großen Stadt Berlin hatte niemand von denen, die helfen konnten — auch keine Frau — eine Ahnung davon, was sich nebenan ereignen sollte; der Zeit nach gerechnet von diesem Sonntagmorgen bis zum Morgen des nächsten Mittwochs.

Nebenan, das ist wohl ein etwas enger Begriff für eine so weitläufige Stadt wie die Stadt Berlin; aber alle diejenigen, die nachher zuerst in den Zeitungen durch den Doktor Berg von dem Vorgefallenen zu lesen bekamen, hatten doch sämtlich das Gefühl, daß die Geschichte dicht neben ihnen selber an passiert sei. So sagten sie auch alle, indem sie sich des gewohnten fremdländischen Wortes für ihren innerlichsten Schauder ob des unbemerkten Vorbeigleitens des Trauerspiels ruhig bedienten.

Was war denn nun aber eigentlich so besonders Außergewöhnliches vorgefallen neben uns an in der mächtigen Stadt? Was war es, das nachher, als es laut wurde, alles Glockengeläut und jede Predigt überschrie?

Nur zwei Kinder hatte man während der Zeit vom Sonntagmorgen bis zum Mittwochmorgen neben ihrer Mutter allein gelassen — einen Jungen von dreizehn und ein Mädchen von acht Jahren. Die Mutter war am Sonntag, bald nach Tagesanbruch gestorben; — ein Fall, der so häufig eintritt, daß es nur die ihm anhaftenden Umstände sein konnten, welche später alle Leute so sehr erschreckten. Wir aber können heute auch nichts Besseres thun, als so genau als möglich wie Doktor Berg niederzuschreiben, was auch wir nachher in Erfahrung brachten.

Bei Bewußtsein war die Frau nicht mehr gewesen, als die Kinder durch ihr letztes schweres Atmen erweckt wurden. Sie hatte nicht mehr ihre letzten Verfügungen treffen, auch nicht mehr ihren Sohn zum letztenmal nach dem Arzt schicken können.

„Bleib liegen, bleib still liegen; ich bin gleich wieder da,“ hatte der Junge zu dem Schwesterchen gesagt. „Bleib untergekrochen, Paulchen und rufe nicht nach Mama, bis ich wieder hier bin. Der Herr Doktor kommt wohl noch einmal zu uns, wenn er heute morgen in unsere Gegend kommt.“

Der junge Bezirksarmenarzt hätte, auch wenn er sofort vorgefahren wäre, die Kranke nicht auf ihrem Wege aufgehalten. Als er kurz vor dem Kirchengeläut eintraf, fand er sie nicht mehr gegenwärtig, nicht mehr zu Hause, und konnte ihre Abreise ihren Kindern und dem Armenvorsteher des Bezirks nur durch Ausfüllung des vom Staat und dessen Sterblichkeitslisten vorgeschriebenen Frage- und Antwortbogens bescheinigen.

Er hatte nachher den Knaben unterm Kinn genommen und gesagt:

„Tapfer, mein Junge! mußt ein guter Junge sein. Verwandte habt ihr nicht? keine alte Tante, die so ein bißchen nach dem Rechten sehen könnte?“

„Nein, Herr Doktor.“

„Hm . . . Nun, man wird euch schon beispringen, den Zettel gib aber so bald als möglich heute morgen an Ort und Stelle ab. Man wird schon nach euch sehen, und auch ich werde euch im Auge behalten. Daß du mir auf die Kleine da acht gibst, armer Tropf, und mir keinen Unsinn machst, bis — eure Angelegenheiten geordnet sind! Ich selber kann mich nun nicht länger bei euch aufhalten; also noch einmal,

sei ein verständiger Junge, bis man dir zu Hilfe kommt; und was deine Mutter betrifft —"

Er vollendete den Satz nicht, die gewohnten beruhigenden Wortverbindungen erschienen ihm gänzlich überflüssig im gegebenen Fall, den diesmaligen Hinterlassenen gegenüber. Und er hatte recht, und es zeugte mehr von seinem braven Herzen, daß er, statt zu reden, sich noch einmal in dem leeren, oder vielmehr ausgeleerten Raum umsah und bei sich dachte:

„Die Sache müßte einem wieder einmal von Rechts wegen den ganzen Tag verderben!" — wir können nicht sagen, auf was für ein besonderes Behagen er für diesen Tag rechnete. —

Es war an einem Sonntagmorgen noch vor dem Kirchengeläut, und die beiden Kinder waren neben der Leiche allein mit dem Blatt Papier, welches der Doktor zurückgelassen hatte, und welches fürs erste allen Trost und jede Hilfe der Welt, die ihnen eben versprochen worden waren, in sich faßte.

Aus der nächsten Nachbarschaft, aus dem Hause selbst ließ sich niemand blicken, obgleich der Arzt beim Herabsteigen der Treppen jedem ihm in den Weg geratenden erwachsenen Mitbewohner mitgeteilt hatte, daß „die Frau da oben soeben gestorben, und daß nach den Kindern sofort zu sehen sei."

„O du mein Je," sagten die Frauen; während die Männer sich meistens stumm verhielten, nur durch eine Schulterbewegung antworteten und erst nachdem der junge Herr aus Hörweite war, ihre Ansicht äußerten: „daß sich keines eher da hereinmischt, als bis die Polizei dagewesen ist und die Sache auf ihr Risiko genommen hat. So ein Doktor wäscht sich bloß die Hände, geht hin, wenn er sein Wort gesprochen hat und kümmert sich um uns erst wieder, wenn er sagen kann: „Habe ich's nicht gesagt, daß das Ding mit dem einen Fall noch nicht aus und zu Ende war?"

Und alle Aerzte und Sanitätsräte der Welt hätten kommen können und hätten es der Nachbarschaft doch nicht eingeredet, daß die Frau da oben nicht an der giftigsten Krankheit gestorben sei und jedes Nahegehen nicht sofortige Ansteckung durch die Seuche und gleichfalls den bittersten Tod verbürge. Und sie hatten wirklich schon genug mit sich selber zu schaffen. Die Nachbarn nämlich, sowohl die im Hause, als auch die in den Häusern zu beiden Seiten und gegenüber. Und sie hielten merkwürdigerweise auf ihr Leben wie die wohlgestelltesten Mitbürger und Mitbürgerinnen in den anständigsten Stadtteilen. Und da sie hier herum allesamt von ihrer Hände Arbeit von einem Tag zum andern lebten, so hatten sie nicht unrecht, wenn sie ihre Gesundheit so viel als möglich zu Rate hielten; vorzüglich die, welche nicht bloß für sich selbst sorgen mußten: es war mit die kinderreichste Gegend der Stadt — selbstverständlich!

Natürlich auch die elternreichste! und — in dieser kinder- und elternreichen Gegend diese beiden Kinder ihrer Aufgabe gegenüber allein! . . .

Ihrer Aufgabe?

Jawohl, der Aufgabe, die Mutter zu begraben. In dem Folgenden ist zu lesen, wie sie auf sich selber angewiesen waren, und wie sie sich zu helfen suchten. —

„Das hat eben der Doktor an den Herrn geschrieben, wo ich das Geld jeden Monat holte, Paula," sagte der Knabe. „Vorhin haben sie mir auf der Treppe gesagt, sie wollten uns einen Topf Kaffee und Brot vor die Thür setzen. Weiter können sie sich nicht trauen; sie haben alle Angst. Hast du Angst, Paulchen, wenn ich jetzt noch einmal für einen Augenblick weglaufe?"

„Mama! meine Mama!" schluchzte die Kleine, mit beiden Fäustchen vor den Augen.

Ein Schauder, ein Zittern lief auch durch den Körper des Knaben, als sich das Schwesterchen so mit zugehaltenen Augen dichter an ihn drängte; aber er reckte sich doch mit der Schulter auf und biß die Zähne zusammen, um seiner Angst, seinem Schmerz, seiner Ratlosigkeit nicht durch ein noch lauteres Weinen Luft machen zu müssen. Er sah, als er das Kind fest umfaßte, nach der toten Mutter hin. Er überwand den großen Schrecken vor der Leiche, indem er mit dem Fuße aufstampfte und die Fingernägel sich in das Fleisch der Hand drückte und nun, wie die Schwester schluchzend, rief:

„Tapfer — ein tapferer Junge! das hat schon Mama gesagt. Ja! . . . Und ich will ein tapferer Junge sein, und ich will ein guter Junge sein, wie Mama es gewollt hat, und es mir anbefohlen hat bis — bis zuletzt . . . Ich will, ich will keine Furcht haben. Sie ist auch so unsere liebe Mama, Paule! Ich will sehen, was ich thun kann für Mama und für uns, für dich und für mich, Paulchen!"

Er war noch kein großer Junge, aber er hatte sich zu der Schwester doch niederzubeugen, als er sie in die Arme nahm und flüsterte:

„Ich muß weit und schnell laufen und du hast noch so kleine Beine. Willst du wieder unterkriechen und wieder einschlafen, oder kannst du — willst du zu Mama dich setzen?"

„Zu Mama setzen!" schluchzte das Kindchen; und von der Thür aus sah noch der Mann in der Familie, wie es zu Häupten des Leichnams sich auf die schlechte Matratze kauerte, dicht neben das stille, beruhigte Gesicht der Mutter. —

Wie die Zeitungen davon geschrieben haben, werden wir seiner Zeit Genaueres mitteilen, wenn es uns noch nötig scheinen sollte; wie jede zuständige Behörde ihre Pflicht gethan hat, wie alles nur auf unglückliche Umstände und Mißverständnisse hinauslief, werden wir, wenn wir es nicht vergessen, auch sagen. An diesem Sonntagmorgen ist jetzt der Knabe mit dem Schein des Armenarztes zu dem Armenvorsteher des Bezirks gelaufen und hat ihn glücklicherweise noch zu Hause getroffen. Es war aber wirklich eben noch Zeit; Frau und Tochter haben bereits ungeduldig im Nebenzimmer gewartet, mit den Gesangbüchern auf dem Frühstückstische; und schon mit dem Hute auf dem Kopfe hat der Herr den zweiten Schein — den Schein für den Sarg — ausgefertigt, und, indem er den Jungen damit zu dem Bezirksarmenschreiner schickte, abermals Eile anempfohlen.

Er ist durchaus nicht unfreundlich dabei gewesen. Im Gegenteil, er hat dem kleinen, keuchenden Boten ganz zärtlich und bedauernd auf die Schulter geklopft: „Armes Kerlchen! nun, lauf nur jetzt. Es wird sich schon alles ordnen; wir werden schon nachsehen."

Und gelaufen ist der Junge wiederum, einen weiten Weg zu dem Meister Tischler, der nur gebrummt hat:

„Hm, auch wieder 'n Geschäft!"

Dann ist er nach drei Stunden atemlos und im Schweiß nach Hause gekommen, und hat die unmündige Schwester der Mutter das Gesicht waschend und die Haare kämmend gefunden, aber den Kaffee und das Brot der Nachbarn noch unangerührt draußen vor der Thür.

Er hat den Topf und den schwarzen Laib mit in die Kammer gebracht, aber beides zitternd auf den Boden niedergesetzt, als er das noch unmündigere Geschöpf so am Werke erblickte.

„O Paulchen!"

„O, Mama hat es gestern auch noch von mir gelitten. Sie hat es immer sich von mir thun lassen, seit sie krank war."

„Nun bleibe ich bei dir und helfe dir bei allem. Am Dienstag um elf Uhr kommt der Wagen für Mama, Paulchen!"

„O, und wir fahren mit?"

„Ja, Paulchen; und nachher in die weite Welt, von der Mama immer erzählt hat. Wie brav du gewesen bist, während ich fort war! Aber haben sie nicht angeklopft und es durchs Schlüsselloch hereingerufen, daß sie dir zu essen und zu trinken vor die Thür setzten?"

„O doch; aber ich mochte nicht hinausgucken; ich mochte mit Mama allein nichts essen und trinken; aber nun bin ich hungrig."

„Mama weinte am meisten, wenn wir nichts hatten. Sie sah uns so gern essen. Und nun wollen wir Kaffee trinken. Komm, ich setze mich zu dir und Mama. Sie wird sich freuen, wenn sie sieht, daß sie uns so bei sich sitzen hat. Und des Großpapas Degen habe ich ja auch noch. Den nehme ich übermorgen mit in die Welt. Mit dem haue ich uns schon 'raus, und es soll uns keiner viel anhaben."

Die Kleine rückte auf dem Strohsack der Toten, und der Bruder kauerte sich neben sie. Sie hatten den schlechten irdenen Topf vor sich auf dem Fußboden und das Brot auf dem Schoß. Sie aßen und tranken, und als sie satt waren, hatten sie den ganzen Tag über nichts mehr zu thun, und ebenso den nächsten Tag, den Montag durch. Wolf Wermuth aber hielt ritterlich mit dem Degen des Lieutenants Wolfram Hegewisch die Leichenwache.

Zweites Kapitel.

In der Nacht nun von Montag auf den Dienstag waren in einem höchst anständigen bürgerlichen Hause viele Leute bei einander; das heißt, es war große Gesellschaft dort. Ihren jour fixe nannte die Hausfrau den abendlichen Zusammenlauf, und war nicht ohne Grund stolz darauf; denn es kam viel Volk zu ihr, Männlein und Fräulein, paarweise und auch einzeln, zumeist auserlesene, und zwar zum Zweck auserlesene Leute, die sich meistens wenig zum Volk, noch weniger zu den Leuten, aber sehr beträchtlich zur Welt rechneten. Wie könnte in der letzteren Beziehung die ausgiebigste Märchenphantasie dahin nachsteigen, wohin gerade der phantasiefreieste, der solideste, vernünftigste, verständigste Teil der Erdenbürger und -bürgerinnen in seinen Einbildungen von seinem Verhältnis zu dem Volk und zu den Leuten und — der Welt sich verklettern kann!

Es war in einer hochachtbaren Geschäftsgegend der Stadt, wo Gastgeber und Gastgeberin sich höher als gewöhnlich, und diesmal ins Aesthetische verklettert hatten, und die Gäste natürlich zum größten Teil — danach waren.

Die Straßen sind dort noch breit und ungemein reinlich. Es können die nobelsten Menschen in den ersten Stockwerken der Häuser da wohnen und Gesellschaften geben, in denen man sich sehen und hören lassen kann. Der bürgerliche Lebensbetrieb ist hier in dieser Hinsicht noch nicht hinderlich und verhindert vor allen Dingen noch durchaus nicht das Vorfahren in „eigener Equipage". Letzteres freilich ist das Hauptargument fürs „Wohnenbleiben", das dem Herrn des augenblicklich so glänzend erleuchteten und gefüllten Salons im ersten Stock über Runne & Plate seiner und ihrer Herrin gegenüber zur Verfügung steht. Ohne es würde man doch wohl schon längst in noch anständigerer Gegend die Leute aus seiner Gesellschaftssphäre bei sich sehen und nicht über den Geschäftsstuben und Familienwohnräumen der zwar sehr bekannten, sehr ehrbaren und soliden, aber durchaus nicht geist- und geldaristokratischen Firma Runne & Plate.

Gottlob, das Haus hat außer seinem Geschäftsthor für das Volk, die Leute und den Werkeltagslebensverkehr auch seine stattliche Privatpforte für — Uns! Wir aber, wo blieben wir mit unserem Beruf auf Erden, wenn wir uns nicht das Recht nähmen, ungeladen durch alle Thüren einzugehen und uns ungerufen überall einzufinden, bei dem Volk, bei den Leuten und bei Uns? Und zwar nicht bloß beim Feste!

Und was würde dabei zu Tage kommen, wenn wir es nicht verstünden, unsere Zeit abzupassen und stets im richtigen Augenblick mit da zu sein?

Nichts von Bedeutung selbstverständlich. —

Wenn wir nun diesmal ungeladen, ungesehen, unbelauscht von unserem Rechte Gebrauch machen, befindet sich die „Soirée" auf ihrem Höhenpunkt, und Hofrat Dr. Brokenkorb, einer der geladenen Gäste — und zwar aus dem Hause selbst — in denkbar kläglichster Laune und flauester Stimmung, inmitten des Glanzes und der Fülle, der feinfühligsten Freundlichkeiten der Hausfrau, der achtungsvollen Zuthunlichkeiten des Kommerzienrates und der schmeichelhaften Liebenswürdigkeiten der Töchter des Hauses. Er, der sonst unter diesen Lichtern und Tönen, bei diesem Fächerrauschen und diesen Redensarten, im Fließen dieser Genüsse aus allen Künsten und im

sanften Geflüster aus mehr als einer Wissenschaft heraus ganz an seiner Stelle und eine Zierde unter Uns ist, hat an diesem Abend genug von sich und also auch von der Gesellschaft, von — Uns. Er fühlt sich nicht bei sich heute abend und schiebt es auf ein körperliches Unwohlsein, worin er sich irrt. Er fühlt sich niedergedrückt, gelangweilt, und eigentlich recht überflüssig, nicht bloß in den Kissen seiner Causeuse, unter den Fächerpalmen des Salongartens, sondern auch ein wenig sonst. Und das letztere ist uns besonders erwünscht. Haben wir uns doch nur deshalb ungeladen, ungesehen, unbelauscht bei Uns eingefunden, um den Herrn abzuholen und mit ihm innerhalb seiner eigenen vier Wände, eine Treppe hoch über der gegenwärtigen Lust und Unlust am Dasein, noch eine stille Stunde zuzubringen. Ob wir ihn noch einmal so wie jetzt in tadelloser Gesellschaftstoilette finden werden, ist zum mindesten zweifelhaft. Benutzen wir also die günstige Gelegenheit und reden ein wenig von den Aergerlichkeiten seiner Existenz. Die Samtrobe und das Fächergeknarr seiner Nachbarin im Diwan und ihr schmeichelhaftes Dreinreden sind uns durchaus nicht hinderlich dabei.

Er bekommt viele Komplimente, nicht bloß von der gnädigen Frau und Hausherrin, sondern auch von vielen anderen Damen der Gesellschaft, jungen und alten, zu hören. Sagen wir ihm gleichfalls einige; er hat, wie man das nennt, Sinn dafür.

Wie man das nennt, ist Hofrat Dr. Albin Brokenkorb ein schöner Mann. Ein schöner Mann in den besten Jahren, so um die Vierzig herum; zwar mit etwas hoher Stirn und auch sonst gelichtetem Haupthaar, aber mit einem weichlockigen blonden Vollbart und blauen, weichblickenden Augen, deren Aufschlag oder Aufgeschlagenwerden vorzüglich etwas Sympathisches haben soll, wie von Autoritäten holdester Kompetenz häufig versichert wird! Mit knarrenden Stiefeln ist seine Erscheinung nimmer in Verbindung zu bringen; er tritt auf wie er redet, und die Lider hebt und senkt er nicht geräuschloser, um seinen Reden an der rechten Stelle den herzfesselnden Nachdruck zu geben. Er redet leise, oder vielmehr gedämpft, doch er kann sonor reden und thut es, wo er sich Erfolg davon verspricht; und gestern abend hat er im Saal der Singakademie einen Vortrag über das Schwert und die Myrte in der Weltlitteratur gehalten, und er hat die tiefsten Fasern der Empfindung mit dem letzten Gewächs aus der Tiefe seiner Seele symbolisch aufgezogen. Morgen wird er (wenn nichts dazwischen kommt) über dasselbe Thema in Potsdam vor dem gewähltesten Publikum reden, und, er glaubt an seinen Beruf, die besten Stände zu sich emporzuheben: er ist wirklich gar kein übler Mensch. Daß er es böse mit sich und seinem geselligen Kreise meine, hat ihm noch niemand nachgesagt, und, wahrhaftig, wir thun's auch nicht!

Wenn es ein Glück ist, seinen Fähigkeiten, Liebhabereien und so weiter ungestört sich überlassen zu dürfen, so ist dieses Glück dem Hofrat Dr. Brokenkorb durch Gunst und Gnade der Götter im höchsten Maße zu teil geworden. Er ist gesund und ein verhältnismäßig noch junger Hofrat. Sein auskömmliches Vermögen schreibt sich weniger von eigenem Verdienst als von ungemein geachteten Vorfahren aus der freien und Hansestadt Lübeck her.

Ja, sie mögen ihn alle gern, die Götter wie die sterblichen Menschen! Und er verdient es; denn wenig andere wissen so fließend, so glatt, so lieblich von ihnen und — zu ihnen zu reden wie er. Die Götter haben das Ihrige an ihm gethan und die Menschen thun es noch. Wir wiederholen: die älteren Damen lächeln ihm und machen ihm lieber als irgend einem anderen Platz an ihrer Seite. — Die Hausherren klopfen ihm vertraulich und doch respektvoll auf die Schulter und nennen ihn: bester Hofrat, — die jüngeren, die unverheirateten Damen haben noch nicht das Mindeste gegen ihn einzuwenden. Es ist in der letzteren Hinsicht in mehr als einem Hause immer noch dann und wann in einer Weise von ihm die Rede, von der man annimmt, daß er — gar keine Ahnung davon habe. Die Töchter des Hauses, welches heute seinen jour fixe hat, werden von den schönen Freundinnen und Bekanntinnen zwischen dem vierundzwanzigsten und neunundzwanzigsten Lebensjahre auf den liebenswürdigen Hausgenossen in einer Art angesehen, die nicht bloß Neid, sondern hie und da auch Schadenfreude ist. Wir aber hätten viel zu thun, wenn wir von allem, was geredet werden kann, singen und sagen müßten. —

Hofrat Dr. Albin Brokenkorb hatte auch im Glanz und Lärm des heutigen Abends einen der bevorzugtesten Plätze eingenommen. Gleichweit entfernt von dem Piano wie von den Kartentischen und jenen Tischchen mit den beiden Lichtern, hinter welchen der Herr mit dem roten Maroquinheft (diesmal nicht er!) Platz zu nehmen pflegt. Er hatte von allem Angenehmen abgekriegt, wie gestern, wie vorgestern und so rückwärts durch manches liebe, lange Jahr. Und er war selber auch heute wie gestern angenehm gewesen, — „bezaubernd" im höchsten Maße, beredt — fast zu sehr. Letzteres lag ihm seltsamerweise augenblicklich auf den Nerven. Er hatte Nerven — Nerven, Nerven! Er gehörte nicht zu den Leuten, denen der Rock, welchen sie tragen, ebenso gleichgültig ist wie das, was man über sie denkt, von ihnen spricht, wenn sich die Thür hinter ihnen geschlossen hat. Wie alle, denen der Weg durch das Leben ein wenig zu leicht gemacht wurde, hielt er etwas sowohl auf seinen Rock wie auf seinen Ruf. Daß einem Menschen durch das Schicksal auch aus Bosheit die Pfade eben gemacht werden können, ist eine Thatsache, die von solchen, welche sich nicht über allzu großes Glück im Leben zu beklagen haben, lange nicht genug mit in die letzte Abrechnung gezogen wird.

„Sie wollen uns doch nicht schon verlassen, lieber Freund?" hatte die Herrin des Hauses gefragt; er aber durfte eigentlich schon seit längerer Zeit diese Absicht nicht verbergen, und suchte nur immer noch nach der höflichsten und wohlthuendsten Begründung derselben gegenüber der stattlichen schönen Frau in bordeauxrotem Samt. Was ihn an diesem

Abend so früh aus diesem seinem Daseinselemente von dannen scheuchte, ließ sich schwer ausdrücken in der Sprache des ihn umgebenden Gesellschaftskreises und auch — in seiner gewohnten eigenen.

Daß die Gnädige hinzufügte: „Aber Hofrätchen, die Kinder, Aglae und Josepha, werden dies sogar unartig finden; sie hatten noch so sehr auf Ihre wundervolle ägyptologische Erfahrung in betreff ihres Kostüms für das Künstlerfest im nächsten Monat gerechnet!" konnte ihn diesmal nicht zum Bleiben bewegen und wie sonst zu einem interessantesten Exkurse über die Damentoiletten am Hofe der Königin Kleopatra anreizen.

Er hatte wie ein anderer ganz gewöhnlicher Sterblicher trotz Josepha und Aglae einfach Kopfweh als Entschuldigungsgrund seines vorzeitigen Aufbruchs vorzugeben. Er hatte sich ganz wie jemand, der nicht der gesuchteste Ratgeber in solchen ästhetisch-geselligen Angelegenheiten oder gar der geliebteste Salonvorträgler der Stadt war, aus dem Programm der „Soirée" selber zu streichen, das heißt, sich, mit dem Taschentuch an der Stirn, an den Wänden hin, wegzuschleichen. Er, der geistreichste Mann des Abends, quälte sich in der Ueberzeugung, eben diesen ganzen Abend durch Sottise auf Sottise gehäuft zu haben, und verbeugte sich jetzt nach rechts und links lächelnd und bis zum äußersten den Schein der Unbefangenheit aufrecht erhaltend, in der Gewißheit, demnächst ruhelos auf heißem Kopfkissen mit heißer Stirn zu liegen und weiter darüber nachzugrübeln, was es eigentlich war, das ihm so sehr und für diesmal unwiederbringlich die Stimmung, das leichte, angenehm melancholisch angehauchte gewohnte Behagen am Dasein und den in seinem Kreise Mitdaseienden nahm?

Wir aber haben unseren Mann draußen! Der Thürvorhang ist hinter ihm zugefallen und die Thür auch. Wir haben ihn abgeholt und folgen ihm die Treppe hinauf zu seinem eigenen Reich. Auf jeder dritten Stufe drückt er das Taschentuch an die wirklich etwas „eingenommene" Stirn und murmelt: „Ich habe mein Teil."

Hofrat Albin Brokenkorb ist ein sehr belesener Mann, und so sind auch seine unwillkürlichsten Ausrufe nicht selten Erinnerungen aus Gelesenem. Diesmal stammte die Reminiscenz aus einer anderen sehr merkwürdigen Geschichte, in der ein anderer, im Erdentreiben nicht recht feststehender Mann die Treppe hinaufstieg und auf jeder dritten Stufe: „Ich habe mein Teil!" ächzte.

I promessi sposi, die Verlobten, heißt das Buch, und der darin so seufzt, war nicht Doktor der Philosophie und ***scher Hofrat, sondern Leutpfarrer in einem kleinen Dorfe am Comersee, nicht weit von der Stadt Lecco gelegen. Als Don Abbondio geht er durch die Weltlitteratur. Letzteres eine Ehre, die wir unserem Freunde, Hofrat Dr. Brokenkorb, weder wünschen können noch wollen. Letzterer ist aber auch nicht auf seinem abendlichen Wege nach seiner Wohnung auf die beiden Sbirren des Don Rodrigo gestoßen, sondern hat in seiner Sofaecke im vollsten ästhetischen und gesellschaftlichen Behagen des Abends eine merklich andere Erscheinung gehabt.

Drittes Kapitel.

„Der Herr will morgen früh wiederkommen."

„Welcher Herr, Rupfer?"

„Der diese Visitenkarte für den Herrn Hofrat dagelassen hat," sagte der Diener mit einem Grinsen, das jeder Beschreibung spottete.

Mit dem breitmäuligen stummen Lachen eines treuen Knechtes, der sich schon seit Stunden darauf vorbereitete und freute, seinen Herrn „'mal richtig in Verwunderung zu setzen", reichte er dem Hofrat das hin, was er eben eine Visitenkarte genannt hatte. Sein Herr aber hatte in der That Grund, den Gegenstand mit Verwunderung — mit Erstaunen entgegenzunehmen, ihn in den Händen zu wiegen und dann mit ihm rasch an den mit Schreibzeug, geschriebenem Zeug, gedruckten Büchern und dergleichen hoch bedeckten Arbeitstisch in das hellere Licht der Lampe zu treten.

Ein Stock!

Ein abgenutzter, abgelaufener Spazierstock oder vielmehr Wanderknüppel, ein höchst unfeiner und, wie es schien, schon vor recht langer Zeit aus der Weißdornhecke geschnittener Wegbegleiter, mit einer Bocksfratze am Griff und mit einem derben Lederriemen, dem man es gleichfalls ansah, daß er bei mehr als einer andringlichen Gelegenheit fest um das rechte Handgelenk geschlungen worden war.

„Was soll denn nur dieser Unsinn? . . . was soll . . . mein Gott, ist es möglich?!"

Die Knie schwankten wahrhaftig unter dem Mann. Er stützte sich mit der Linken schwer auf die Platte seines Schreibtisches, die seltsame carte à la visites wie ein Kurzsichtiger (der er nicht war) vom Griff bis zu der eisernen Zwinge immer genauer und immer näher den Augen untersuchend, bis er plötzlich den jetzt seinerseits sehr erstaunten Rupfer am Kragen faßte und, mit dem unheimlichen Stabe bedrohlich nach rückwärts ausholend, rief:

„Mensch, wie sah der Mensch — der Herr, der dir dies gab, aus? Nimm dich zusammen oder ich mache dich gleichfalls zu einem Spuk, einem Gespenst, einem — revenant!"

„Es war schon in der Dämmerung, als er die Glocke zog. Ja wohl, so was von 'n Spuk mag er wohl an sich gehabt haben, aber so recht habe ich ihn mir in meiner Verblüffung nicht drauf ansehen können. Und seinen Namen hat er auch nicht nennen wollen, als ich ihm sagte, der Herr Hofrat seien nicht zu Hause. Da hat er mich nämlich erst mit dem Knüppel vor die Brust gestoßen und ihn mir dann zugereicht und dumpfig, wie aus 'm Kirchhofe 'raus, bemerkt: der Herr Hofrat würden schon wissen, und mehr sei nicht nötig. Morgen früh würde er wieder vorsprechen."

„Schon gut! Morgen früh! Morgen früh will er wieder kommen," sagte der Herr Hofrat matt. Er saß jetzt in dem Lehnstuhl vor seinem Arbeitstische mit

dem Stabe des geheimnisvollen Fremden über den Knien. Eine ziemliche Weile wartete der Diener darauf, daß er noch einmal angeredet werde, da dieses aber nicht geschah, versuchte er es endlich lieber selber, die Unterredung noch einmal aufzunehmen.

„Der Herr Hofrat haben sonst nichts mehr zu befehlen?"

„Wie meinst du, guter Rupfer?"

„Der Herr Hofrat wünschen vielleicht noch nicht zu Bette zu gehen; und so möchte ich mir erlauben —"

„Du kannst jedenfalls gehen und dich niederlegen. Gute Nacht! Ich werde mich allein auskleiden; ich bedarf deiner nicht weiter. Dieser Herr — der Herr, welcher diesen — diesen Stab — diesen Stock zurückgelassen hat, ist mir morgen zu jeder Zeit willkommen. Hörst du, Rupfer? Ich bin für ihn den ganzen Tag zu Hause — für jeden andern erst nach Anfrage; — verstehst du, mein guter Rupfer?"

„Zu Befehl, Herr Hofrat, und wünsche ich dem Herrn Hofrat eine recht wohlzuschlafende Nacht."

Der treue Diener wendete sich zur Thür. Dort zögerte er, kam noch einmal zurück und flüsterte respektvoll vertraulich zuredend:

„Soll ich also nicht lieber den greulichen Schandprü—, den Stock — den Stab — mit hinaus — wenigstens mit auf den Vorplatz hinausnehmen?"

„Rege mich nicht noch mehr auf, Menschenkind," seufzte Hofrat Dr. Albin Brokenkorb, unfähig, von neuem grob den Quäler anzufahren. Dieser aber meinte draußen vor der Thür kopfschüttelnd:

„Hat er einmal Haue damit gekriegt oder soll er morgen welche damit haben? Na, die Zeit wird's ja wohl hoffentlich ausweisen! I je, was man doch alles in so 'ner feinen, ruhigen Junggesellenhauswirtschaft in Erfahrung bringen kann!"

Nachdem er dann in seiner Kammer die Lampe ausgeblasen und die Decke über den Kopf gezogen hatte, schlummerte er wie ein Kind ein, was sein Herr noch lange nicht that.

Zu letzterem drang noch geraume Zeit hindurch aus dem Stockwerk unter ihm, bei Runne & Plate im Hause, das Geräusch, Stimmengesumm und Musikgetön der Abendgesellschaft, aus der er vorhin, vor der sonst gewohnten Stunde, unruhig und mißgelaunt, körperlich und geistig verstimmt, aber selbstverständlich mit dem unbedingt an der Thür geforderten Lächeln sich entfernt hatte. Er aber, der auch die feste Absicht gehabt hatte, so rasch als möglich sich zu Bett zu legen und die Decke über den Kopf zu ziehen, nahm statt dessen über dem auf seinem Tische liegenden Memento den Kopf in beide Hände und hielt ihn so, bis — er ihn los ließ und auf und ab ging —, ja auf und ab lief im Gemache über dem dumpfen Weltgeräusch unter seinen Füßen.

Er saß, er ging, er lief, und er — Hofrat Dr. Albin Brokenkorb nahm die bei seinem Diener Rupfer abgegebene Visitenkarte mit auf seiner nächtlichen Wanderung. Er schlang den Lederriemen dieses Stocks um das eigene Handgelenk und stieß mit der eisernen Zwinge dann und wann fest auf über dem jour fixe seiner Haus- und Lebensgenossen. Auf und ab schritt er mit dem Handwerksgesellenstabe über den weichen Teppich seines Studierzimmers und er — Albin Brokenkorb, der da gemeint hatte, sehr müde nach Hause gekommen zu sein, hatte sich in Wirklichkeit müde zu laufen, ehe er von neuem in seinen Stuhl sinken und den Stock wieder vor sich auf den Tisch legen konnte.

„Uhusen!" murmelte er, als er so weit war. Wir, nachdem wir ihn so weit haben, sehen uns zuerst ein wenig genauer bei ihm um. Das ist in mehr als einer Hinsicht der Mühe wert. —

„O wie himmlisch, o wie reizend!" pflegten die Damen zu rufen, die Hofrat Dr. Brokenkorb dann und wann durch seine Wohnräume zu führen hatte, alle jene jüngeren und älteren, jungen und alten Damen, welche er in der Gesellschaft kennen gelernt hatte oder welchen die Vergünstigung zu teil geworden war, ihn durch seine weit durchs deutsche Land gekannten und geschätzten Vorträge über die Symbolik des — über die Mystik der — über die Aesthetik des und der — kennen und verehren zu lernen. Und sie hatten vollkommen recht mit ihren Ausrufen. Ja, noch mehr, es war nicht nur himmlisch und reizend, sondern es war auch im höchsten Grade behaglich um diesen allgemeinen Liebling der bessern und besten Kreise her. Auch Runne & Plate wußten das und schätzten es an ihm.

Als vermöglicher Junggesell von jener stillnervösen Sorte, die sich ebenso ungern stören läßt, als sie andere stört, befriedigte dieser Mieter alle Ansprüche an den Hausbesitzer um der lieben Ruhe willen und des bessern Geschmacks wegen aus eigenem Geldbeutel, und Runne & Plate würden in der That sehr anspruchsvoll gewesen sein, wenn sie einen noch angenehmeren Bewohner ihres zweiten Stockwerks als diesen Hofrat für möglich gehalten hätten. Er aber hatte sich bei ihnen eingerichtet und ausgebreitet. Durch alle Räume zeugten Wände, Decken und Fußböden davon, daß er als Sammler und mit dem Talent zum Abstäuben geboren worden sei, und daß er bis zu seinem jetzigen Lebensjahre nicht aufgehört habe, zusammen zu tragen, mit zierlichem Verständnis zu ordnen und mit zarter Neigung Federwedel und — Wischtuch in Thätigkeit zu erhalten. Was sie nicht sagten, aber dachten (die den Mann mit Mama u. s. w. besuchenden Damen nämlich), war: „O wie schade, daß die in dieser Hinsicht entzückendsten männlichen Wesen sich nur zu häufig so schwer entschließen, unsere Hilfe dabei fürs Leben anzunehmen!"

Und das ist richtig. Es ist eine der betrübendsten Thatsachen, daß Jünglinge, junge Männer, Männer in den besten Jahren, die es am meisten verdienen, zu heiraten und geheiratet zu werden, ihrem Glück im Dasein eben aus dem tiefsten Grunde ihrer Veranlagung zu dem, was den Damen gefällt, thöricht oder bemitleidenswert sich entziehen.

Ein Spinnrad aus dem 17. Jahrhundert war eine Perle der Sammlungen des Hofrats Albin Brokenkorb; aber — obgleich er auch über es und das Spinnen von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten einen Vortrag im Frauenverein, in Dutzenden

von Frauenvereinen durch halb Deutschland gehalten hatte, kam es ihm am wenigsten in den Sinn, wirklich eine spinnende Hausehre an dasselbe zu setzen.

Wo würden wir aufhören, wenn wir anfangen wollten, im einzelnen zu schildern? Schrank an Schrank, Fach über Fach in kunstgewerblichster Ausstattung durch alle Zimmer! Das Museum eines reichen Privatmanns von den ersten Siegel-, Briefmarken-, Käfer- und Schmetterlings-Sammlungen an bis zur echten Figur aus Tanagra! Mappen voll Kupferstiche, Radierungen, Holzschnitte ältester und neuester Meister! Mappen voll Handschriften berühmter, bekannter, berüchtigter Menschen aller Zeiten! Alles, was einen Zug ins Zierliche, Kleine und Kleinste hatte in Pastell, Aquarell, Wachs, Oel, Schmelz — auf Papier, Leinen, Kupfer, Holz und Porzellan! Kuriositäten in Drechslerarbeit, Glasarbeit, Drahtarbeit! Graziöseste Waffen, Haushaltungs- und Schmuckgegenstände wildester außereuropäischer Nationen! Alte Globen aus Nürnberg und Augsburg. Bücher! Ja, Bücher! Für fast zu viele Fächer menschlichen Wissens, die besten, ausgiebigsten, reichhaltigsten, kostbarsten Hilfsmittel zur Schonung der Befähigung des Menschen in Hinsicht auf Selbstfinden, Selbstdenken!

„O Gott!" pflegten die Besucherinnen zu sagen, wenn sie so höflich interessiert als möglich an dieser auserlesenen Bibliothek vorbei wieder zu Interessanterem zu gelangen suchten; und wir — wir sagen dasselbe.

„Uhusen!" hatte Hofrat Dr. Albin Brokenkorb gestöhnt; und es befand sich in seiner Bibliothek kein Werk, das er zu Rat und Trost hinter den Glasscheiben seiner eleganten Schränke auswählen und über die unheimliche Visitenkarte nachschlagen konnte. Sein reichhaltigstes Konversationslexikon, seine bändereichste, illustrierteste Encyklopädie wußte nicht das Geringste über das Wort, den Namen, den Menschen: „Uhusen."

Viertes Kapitel.

Wie war es nur vorhin gewesen, drunten im gesellschaftlichen Lärm, eine Treppe tiefer, bei Runne & Plate im Hause? Was hatte dort dem beliebtesten, feinsinnigen öffentlichen Erzähler, Hofrat Brokenkorb zuerst den Abend verdorben und ihn geistig verstimmt, körperlich angegriffen in die Stille seiner eigenen Häuslichkeit hinaufgesendet?

Ein Nichts! Ein helles, fröhliches Mädchenlachen, ein Lichtschein, der auf ein blondes Haar und eine zierliche Schulter fiel. Ein rascher, erschreckter Blick über die eigene Schulter nach der Richtung hin, aus welcher das lustige Gekicher im Gewirr und Gesumm der Gäste zu ihm herüber drang. Wahrlich ein Nichts — eine Einbildung, ein Scheinzauber, der Schatten eines Schattens von Dingen, wie man sie eben im Traum sieht; — eine Erinnerung, und — also die grimmigste Wirklichkeit, die standhafteste Gegenständlichkeit, die es unter Umständen für den Menschen in der Welt geben kann.

Wer hat es noch nicht an sich selber erfahren, was für einen eisernen Griff die Erinnerung haben kann, wenn sie emportaucht aus dem bunten Spiel der Gegenwart, heraufbeschworen durch den Zufall?

Albin kannte die junge Dame, die da vor anderthalb Stunden in der Abendgesellschaft unter ihm so fröhlich-kindlich gelacht hatte, auf deren blonden Scheitel zu derselben Zeit der Schein der nächsten Gaslichtflamme fiel, wenig, oder, besser gesagt, gar nicht. Sie war neu im Leben, in der Gesellschaft und vor allem in dieser Gesellschaft. Ihre Mama hatte sie ihm vorhin vorgestellt:

„Meine Tochter, lieber Hofrat. Eben aus der Pension in Lausanne zurück und doch auch bereits eine große Verehrerin von Ihnen. Entzückt wie alle von Ihrem letzten herrlichen Vortrag im Hotel de Rome für den Verein zur Rettung verwahrloster Kinder. Dies ist der Herr, Rahel! O wie hat sich Närrchen auf diesen günstigen Zufall gefreut und doch schreckliche Angst vor Ihnen gehabt und vor dem berühmten Manne!"

Der berühmte Mann hatte sich, bescheidentlich abwehrend ob des schmeichelhaften Epithetons, vor dem wirklich niedlichen, dem scheuen neugierigen Kinde verneigt und einige Augenblicke mit ihm von Lausanne, dem Genfer See und der französischen Schweiz im allgemeinen gesprochen. Dann waren sie wieder voneinander getrennt worden, mit einer abermaligen Verbeugung war Hofrat Dr. Brokenkorb zurückgetreten in eine andere Gruppe seiner Verehrer und Verehrerinnen: zu viele der lieblichen Fräulein wurden ihm in der Reichshauptstadt und durch das ganze gebildete Deutsche Reich vorgestellt, als daß er sie alle im Gedächtnis hätte festhalten können. Auch das lag wie ein Kranz, und zwar wie einer aus eben sich erschließenden Rosenknöspchen, um sein Leben. Er behielt unbedingt für alle die süßen Geschöpfe ein Herz, wenn er sie gleich nicht allesamt individuell im Gedächtnis zu behalten vermochte; das ihm eben bekannt gewordene hatte er fünf Minuten später vollständig vergessen, und es hatte auch im letzten Grunde trotz seiner Niedlichkeit doch wenig an sich, was einem verwöhnten Liebling der Götter und der Menschen ein ganz besonderes Interesse hätte abgewinnen können.

Ein leises Lachen und ein Lichtstrahl eine Stunde — zwei Stunden später, ein zufälliger Blick und ein Aufhorchen mitten in der lebhaftesten Unterhaltung im Kreise der wirklich interessanten Gäste des Abends und — Hofrat Dr. Albin Brokenkorb gehörte für diesen „jour fixe" der ihn gegenwärtig umgebenden Welt nicht mehr an.

So hatte vor Jahren ein anderes junges Kind gelacht, so war das Licht auf ein anderes blondes Haupt, auf einen anderen zierlichen Hals und andere anmutige Schultern gefallen!

„Ich habe mein Teil!" hatte der Hofrat auf der Treppe zu seiner Wohnung hinauf gestöhnt, und nun hatte er — Uhusens Wanderstab in der Hand — in der Stille der Nacht weiter mit der Erinnerung abzurechnen. In Travemünde, in einer Mondscheinnacht am Strande der lübischen Bucht

war's gewesen, wo ihm der Stock vor langen, langen Jahren — damals frisch aus der Hecke geschnitten — zum erstenmal vor die Nase gehalten worden war, und zwar von seinem besten Freunde, Uhusen, dem Sohn des ersten Buchhalters seines Vaters:

„Wie kannst du glauben, daß ich das arme, alberne Ding dir sentimentalem, aus lumpigen Redensarten zusammengeflicktem Hanswurst so ganz ohne weiteres überlassen werde? Aufgewachsen bist du mit mir; zusammengehalten haben wir so ziemlich bis dato, aber für derartiges Compagniegeschäft mit der Gewissenlosigkeit danke ich für jetzt und in alle Zukunft. Merke dir das, mein Junge und nimm mir die außergewöhnliche Grobheit nicht übel. Ich habe auf dem Wege von der Stadt das Aeußerste gethan, meine Meinung für diesmal so kurz und höflich als möglich zusammenzufassen."

Im Badehotel hatte sich die beste Gesellschaft und ein Teil der weniger guten mit den Gästen aus den Fischerhäusern entlang der Trave zu Spiel, Musik und Tanz nach gewohnter Sommerweise zusammengefunden. Der rote Lichtschein aus den Fenstern der Säle leuchtete hin auf die See, und die See lag im weißen Mondnebel, und die kleinen Wellen der Nähe flimmerten im silbernen Glanz und verrauschten kaum hörbar auf dem feinen Ufersande. Im Badehotel schwiegen Hörner und Geigen, aber aus der Ferne von den Wassern her klang es lieblich und geheimnisvoll herüber, als habe sich dort eine noch feinere und vielleicht auch noch gemischtere Gesellschaft zu Gesang und Tanz ein Stelldichein gegeben in der Sommermondnacht; als führten da den Reigen die Nixen und feuchten Herrschaften aus süßem und salzigem Wasser, Undine und Kühleborn, Prinzessin Ilse und Amphitrite und Thetis und alle die mit dieser Göttin aufstiegen aus der purpurnen Tiefe — unsterbliche Töchter des Nereus — den teuren weinenden Achilleus ob des Falls des schönen Patroklus zu trösten.

Und beinahe war dem auch so, wenn es sich auch gerade nicht um den Kampf vor Ilion und den Schmerz und Zorn des Peleussohnes handelte. Das schönste Mädchen von Lübeck und vom Ufer der Trave schaukelte dort im blumengeschmückten, von bunten Lichtern glänzenden Kahne auf dem heiligen Meer, und — Peter Uhusen hatte gar nicht unrecht, wenn er sehr ergrimmt auf sich selber war. In einer solchen lichten, warmen Mondnacht konnte es selbst dem größten und gutmütigsten „Hornochsen" klar werden, daß man eine „beiderseitige erste Liebe" doch ein wenig zu nachtmützenhaft dem besten Freund und verzogensten Muttersöhnchen der damaligen Lübecker guten Gesellschaft zu einem „Tanz am Strande" überlassen könne.

Da liegt ein einzelner Steinklotz, von dem nur die Gelehrten wissen, wie er dahin gekommen ist, am sonst durchaus nicht felsigen Ufer der Bucht; und gegen diesen harten Block hatte der eine Schulfreund den andern allgemach mehr und mehr hingedrängt:

„Nun, was hast du für dich zu sagen? Ich komme für ihren Vater, hinter dem Rücken der dummen Gans, ihrer Mutter, um mich um Erdwine hier bei euch zu bekümmern. Und ich bekümmere mich um sie; — mit heraushängender Zunge bin ich von der Stadt aus jetzt gottlob hier. Bloß recht vergnügt seid ihr? Bloß das gewöhnliche Rhinozeros bin ich? Da dem schwedischen Granit hinter deinem feigen Buckel haben wir, ihr Alter und ich, es ganz allein zu danken, daß du uns Rechenschaft von diesem heutigen vergnügten Tage ablegst."

„Ich stehe ja selber in Unruhe hier an der See," sagte Albin kläglich=pathetisch, „Mama hat mich den ganzen Nachmittag und Abend an ihrer Seite festgehalten, und du kannst mir glauben, Peter, 's ist heute wenig Vergnügen für mich hier zu holen gewesen."

„Ja deine Mutter — deine Mama! was die Frau Senatorin dazu thun kann, dich zum Narren und das arme Ding zur Närrin zu machen, das besorgt sie freilich mit und gegen den Strich aus ihrer idealen Weltanschauung heraus. Weshalb kann sie den Lieutenant und mich — ich wollte sagen unsere Erdwine nicht allein lassen? Was hat Erdwine überhaupt in eurer nobeln Gesellschaft zu suchen? Ja wohl die Frau Lieutenant, die Hauptnärrin sitzt freilich und renommiert gegen die Nachbarschaft ob der Ehre, die ihrem Kinde, ihrem Mädchen durch die respektable Firma Brokenkorb Mutter und Sohn angethan wird, während der alte Mann wie ein zahnloser Bär mit einem Ring durch die Nase auf und ab in seiner Stube stapft und an seiner Pfeifenspitze seinen verstockten Gram verkaut. Denke nur ja nicht, süßer Knabe, daß ich des frivolen Backfisches und eurer lieben Gesichter wegen hier bin! Des alten Herrn wegen bin ich den Weg von der Stadt her zu Fuß gelaufen. Und, beim stinkenden Acheron und faul fließenden Styx, um dich hier im himmlischen silbernen Mondschein in seinem Namen am Kragen zu nehmen und mich in seinem Namen zu erkundigen, wie ihr sämtlich euch hier amüsiert! Laß mich ausreden, Schafskopf! ein riesiger Kuhschwoof ist es natürlich zu Lande und zu Wasser, — das Meer erglänzte weit hinaus, — ich weiß nicht, was soll es bedeuten, — am Ganges duftet's und leuchtet, — das ist kein Rauschen des Windes, das ist der Seejungfern Gesang, und wie der Bafel sonst so bei euch zu Hause in euern romantischen Stimmungen lautet. Ja, du schönes Schiffermädchen, treibe den Kahn ans Land, das heißt dich, alter Junge, lieber Freund, armer Hase, dich Albinus, frage ich jetzt: wie lange gedenkt ihr noch dies Spiel weiter zu treiben; denn ein Spiel und nichts weiter ist es?! Aber ich will's nicht länger, hörst du, Albin? Ihr sollt dem Lieutenant Hegewisch und mir das Kind nicht zu einem Spielzeug machen! Ist es bereit dazu, so ist mir ihr Vater zu gut dafür. Hat denn deine Mutter gar keinen Begriff davon, welche Verantwortlichkeit sie auf sich ladet, wenn sie das Mädchen von Tag zu Tag mehr zu einer phantastischen Komödienpuppe macht?"

„Man scheint hier recht sonderbare Fragen an meinen Sohn zu stellen," sagte plötzlich eine Stimme

neben den beiden jungen Männern oder vielmehr den eben dem Jünglingsalter zuwachsenden Knaben. Die Frau Senatorin Brokenkorb, die Mutter Albins war, unbemerkt von den beiden, auch von dem Festsaale her gegen den Strand hinabgeschritten, war gerade recht zu dem letzten Teile ihrer Unterhaltung gekommen und hatte dem Dinge mit nicht ungerechtfertigtem Erstaunen zugehört.

„Was gibt diesem unerzogenen — ungezogenen Buben das Recht, sich in solcher Weise in Angelegenheiten zu mischen, die durchaus über seinen Horizont hinausliegen?“ fragte die Frau Senatorin. „Du kennst schon längst meine Meinung über diesen deinen Umgang mit Leuten, die ihrer Bildung wie ihrer gesellschaftlichen Stellung nach nicht zu uns gehören, Albin. Wenn du bis jetzt meinen Wünschen in dieser Beziehung nicht Folge gegeben hast, so rede ich nunmehr deutlicher und spreche dir meinen Willen aus. Von diesem Moment ab ist dein Verkehr mit diesem jungen Mann, dem Sohn des Bediensteten deines Vaters für immer zu Ende. Wir reden nachher noch darüber; jetzt gib mir deinen Arm, man vermißt dich schon zu lange dort in unserm Kreise, mein Sohn. Außerdem wünsche ich auch so bald als möglich nach der Stadt zurückzukehren, um in dieser Nacht noch mit deinem Vater ein Wort über sein und unser Verhältnis zu diesem — dieser — Familie Uhusen reden zu können . . . .“

Wie klar und leuchtend und — widerwärtig jene Jugendmondnacht dem jetzigen geistreichen, poetischen, gelehrten Hofrat und Doktor der Philosophie Brokenkorb in dieser Nacht nach dem eben zu Ende gehenden jour fixe seiner Hausmitbewohner vor der Seele lag! In dieser Nacht gab es kaum einen zweiten gleich „glücklich angelegten“ Menschen in der Stadt, dem eine rege Erinnerungskraft und eine etwas fahrige Phantasie ein gleiches Mißbehagen bereiteten.

„Na, da habe ich mir — uns wieder einmal eine nette Suppe eingebrockt,“ hörte er hinter sich noch das Wort des Freundes, während er die Mama nach dem Strandhotel zurückführte, oder wahrlich, vielmehr von der stattlichen Dame widerstandslos dorthin zurückgeführt wurde. Es war nicht mehr die Konversation, das Gesumm, die Musik der Gesellschaft, welcher er eben mit dem Taschentuch an der Stirn sich entzogen hatte; es war nunmehr der Lichterglanz, der Lärm, das Gewoge, die Geigen und Hörner jener Gesellschafts-, Konzert- und Tanznacht in Travemünde, die ihm jetzt einen gesunden traumlosen Schlaf vor allen andern Genüssen der Erde wünschenswert erscheinen ließen.

Er aber hatte sich diesmal wachend mit den seltsamen Träumen des Daseins abzufinden und mit seines Schulgenossen Peter Uhusens knotigem Wanderstab aus den grünen Hecken seiner Kinderheimat in der feinfühligen Hand nervösest aufgeregt, durch das Gewirr, die flimmernden Schatten auf den längst zugewachsenen Pfaden seines Lebens sich den Weg zu bahnen.

Sie waren von Kindsbeinen an ganz gute Freunde, er und Peter Uhusen, der Sohn von seines Vaters Buchhalter. Er sah den Papa Uhusen im Laufe der Jahre hinter seinem Schreibpult zu einem dürren, kümmerlichen, gedrückten Männchen einschrumpfen und den Peter zu dem längsten, breitschulterigsten, unbeholfensten Burschen des ganzen Gymnasiums im alten Katharinenkloster heranwachsen. Sein eigener Papa hatte nicht das Mindeste gegen seinen Verkehr mit dem Sohne seines alten Comptoirgenossen einzuwenden, und seine Mutter fand längere Jahre ebenfalls nichts Bedenkliches dabei, bis sie mit höchstem Mißbehagen und als es „beinah schon zu spät zur Abhilfe war“, herausfand, daß er durchaus nicht für ihren „Knaben“ passe.

„Deine Alte ist eine Riesin, Albino,“ sagte Peter, „daß sie Geschmack hat und alle in der Stadt in der Hinsicht in die Tasche steckt, das weiß Lübeck. Das weiß nicht nur Lübeck, sondern auch Hamburg und Bremen und alles was sonst noch von den freien Hansen übrig ist in unseren sämtlichen Enklaven im Ratzeburgischen, im Amt Ritzebüttel und Bergedorf; Bremerhaven nicht zu vergessen. Wie schade für dich, weiche Seele, und vielleicht auch für meinen alten Papa in eurer Schreibstube und draußen zwischen seinen Tulpen und Pelargonien, daß sie mich so sehr wenig riechen kann! Na komm aber nur heute nachmittag noch einmal heraus zu uns. Der Lieutenant kommt auch an den Zaun, und das Erdwinchen heben wir drüber. Einmal soll es trotz allem guten Geschmack und übeln Geruch zwischen der Wackenitz und der Trave doch noch ein netter Abend werden, und wir lesen Wallensteins Lager mit möglichst verteilten Rollen.“

Wie der Freund auch der Frau Senatorin „riechen“ mochte, der gut erzogene Sohn brachte doch seine liebsten Stunden in der Gesellschaft des Schlingels in dem kleinen Vorstadthäuschen des Buchhalters Uhusen und im Haus- und Gartenverkehr mit der nächsten Nachbarschaft dort, jenseits der Grenzen der besten Gesellschaft der Stadt, hin. Nicht bloß im Sommer, sondern auch im Winter. Es war dem Hofrat Dr. Brokenkorb mit Peter Uhusens Weißdornprügel ein Zauberstab in die Hand gegeben, unter dessen Berührung all das vergangene Grün, all der vergangene Schnee der Kinder- und Jugendjahre fast „physisch-peinlich“ wieder lebendig wurde in dieser Nacht. Er hielt wenig Vorträge, in welchen er ihn nicht citierte den großen Landsmann Emanuel Geibel, der so schön gesungen hat von den Glocken und Gassen, den Gärten und Türmen, den Märkten und Wällen der alten, edeln, prächtigen Heimatsstadt; aber in dieser Nacht, nach diesem letzten jour fixe mit Uhusens Stock über den Knien hatte er seit lang zum erstenmale wieder nicht nötig, den lieben Dichter aus dem Bücherschrank zu holen, um sich — eine Stimmung zu geben.

„Dieser alte närrische Papa Uhusen mit seiner Verliebtheit in unsere alten lübischen Glocken!“ lachte der Hofrat. „Er mit seinem Zifferngesicht in meines seligen Vaters Comptoir und — sofort mit der Hand hinter dem weniger tauben Ohr, wenn sie anfingen zu singen auf den nächsten Türmen! Wie deutlich ich meinen eigenen Papa wieder höre mit seinem:

,Uhusen, was träumen Sie?' Und wie deutlich ich dann ein Stockwerk höher meine Mutter vernehme: ,Brokenkorb, wovon träumst du wieder im Schlafrock? seit einer Stunde solltest du schon im Gesellschaftsanzuge sein!' . . . Ja, ja, wir führten einen wunderlichen Haushalt damals, und einen wunderlichen Haushalt führten der Peter und dein Vater, und seine Tante Gottliebe, draußen in ihrem kleinen Gartenhause vor dem Thor! Hm, ha, auch die Gottliebe! Ich habe seit Jahren nicht an die gedacht, und wie gut sie doch zu uns hielt bei allen dummen Streichen, in welche ihr Peter seine besten Freunde am liebsten mit verwickelte! Ei freilich, es war wohl nicht ohne Grund, daß meine selige Mama so mancherlei gegen meinen Umgang mit den Leuten vor dem Thor einzuwenden hatte! Ha, ha, und es waren doch vortreffliche Zeiten, als wir noch so jung waren im alten Lübeck während und nach den schleswig-holsteinschen Feldzügen. Was hast du nachher noch Besseres und Nützlicheres erlebt, Albin? Und vor allem nach jener Mondscheinnacht in Travemünde, die allem Verkehr des Hauses Brokenkorb mit dem Hause Uhusen ein so jähes — tragisches — ja so albern-triviales Ende machte? ! Was hast dir angelernt, was hat man dir angelehrt, seit sie ein so verdrießliches Ende nahmen, die Tage deiner Jugend, deine Lehrjahre im Hause Uhusen und Compagnie? Worte, Phrasen, alles das, was von anderen abgethan, der Mittelmäßigkeit, der Herde Mode wird! Was zählst du als deinen wirklichen wahrhaftigen Menschengewinn in dieser Nacht, mit diesem Stock in der Hand für dich zusammen, Albin? Sie nennen dich einen Gelehrten; aber bist du es? Sie heißen dich einen Poeten; aber hast du das Recht, selber dich dazu zu rechnen? Ist es nicht, als käme sie jetzt zum erstenmal seit deinen Knabenjahren wieder zu dir, die hohe Göttin, und zwar gestützt auf diesen Zauberstab in deiner Hand? Albin, Albin, was hattest du den Leuten an Wahrheit aus deinem Herzen zu bieten, wenn du ihnen deine schönen Reden hieltest? Wann hast du ihnen anders als aus den Sorgen deiner Eitelkeit heraus gesprochen? Wann sahest du je Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wie in dieser bittersüßen Stunde, Albin Brokenkorb? Commediante — tragediante, hast du jemals aus einer Stunde wie diese jetzige das Geringste von der Menschen Wesen auf Erden in deine Reden hineingetragen? Reden? Ja Reden aus Redensarten! Citate und wieder Citate — Konversationslexikonsweisheit und Tagesliebedienerei, Hofrat, Doktor Albin Brokenkorb!"

Fünftes Kapitel.

„Und morgen früh will er wieder vorsprechen, und er wird mich nach meinen Erfolgen in der Welt ausfragen wollen!"

Er sprang empor, der Herr Hofrat Brokenkorb, noch immer mit dem alten Weißdorn aus der Hecke an der Trave in der Faust. Aber er machte jetzt Miene, als wolle er das bedeutungsvolle Gedenkzeichen so weit als möglich von sich schleudern; es blieb jedoch bei dem Gestus. Leise und scheu trug er jetzt nur das wunderliche Memento des Jugendfreundes in die fernste Ecke des Gemaches und kam zurück zu seinem Platz und saß von neuem hin, mit den Ellenbogen auf dem Tische und dem Kopfe in der Hand. Es war nun so spät in der Nacht geworden, daß er unter sich den Aufbruch der Gesellschaft in den Zimmern, die Stimmen, das Lachen und die höfliche Dankbarkeit der Herren und Damen auf den Treppen, und alles andere Geräusch, was zu solchem Ite, missa est! gehört, die letzten Grüße vor der Hausthür und das Rollen des letzten Wagens vernahm. Er horchte angestrengt hinter alledem drein und dachte: das ist der und der — da lacht die und die — das ist der Wagen des Kommerzienrats Fallensleben und da geht der gute Major von Grützbeutel mit seiner Frau; und er war mit seiner Seele nicht im geringsten bei all diesen Leuten und dem Lärm, der ihr Abschiednehmen in der Stille der Nacht hervorbrachte.

Ihm war unbedingt nicht wohl, es ging ihm alles zu arg durcheinander: waren das nicht dieselben Stimmen, das nämliche Lachen vieler gleichgültiger Menschen, die ihm, auch eben, den Sinn betäubt hatten am Ufer der lübischen Bucht und im Tanzsaal des Strandhotels zu Travemünde, als die Kähne von der See zurückgekommen waren und das junge Volk sich in die Thüren drängte und das Mondenlicht und das Licht der Kronleuchter auf einem jungen blonden Scheitel glänzte, während die ganze übrige Welt in einem Schatten versank, in dem nur der schwarze Peter draußen am Strande und die erzürnte Mutter, die Frau Senatorin Brokenkorb von Bedeutung waren.

„Erdwine!" murmelte er, und dann suchte er sich zu entsinnen, wie lange es wohl her sei, seit er diesen Namen zum erstenmal hörte. Ja, ja, noch einige Jahre vor jener Sommerfestnacht an der See! Er war selber noch vollkommen ein Knabe, als er eines Tages im Zimmer seiner Mutter eine sonderbar aufgeregte fremde Dame mit einem kleinen Mädchen getroffen hatte. Und Mama und die Fremde hatten einander du und bei ihren Taufnamen Amalie und Adele genannt, und nachher bei Tische hatte Mama dem Papa mit kopfschüttelnder Verwunderung und einiger Unruhe das Genauere über den Besuch erzählt. Nämlich, daß Adele, ihre beste Schul- und Jugendfreundin, wieder in Lübeck sei und mit ihrem allerliebsten Töchterchen und ihrem Mann, dem Lieutenant Hegewisch ein Häuschen unter den kleinen Leuten vor dem Thor bezogen habe. Erdwine heiße das Kind, und der armen Adele sei es draußen in der Welt nicht besser gegangen wie zu Hause von dem Bankerott ihres Vaters, vom Bankerott von Ryge & Compagnie an, und ihr Mann sei der nämliche unpraktische, eigensinnige Phantast und Schwärmer wie in der Zeit, als die Dänen die Trave blockierten und er zu den Schleswig-Holsteinern lief. Es sei ihr sehr schlecht gegangen, der Adele, dem thörichten Geschöpf, und nun seien sie zu drei wieder da — Mann, Frau und Kind — und was sie — Amalie Brokenkorb — für die

Freundin in der Gesellschaft thun könne, das werde sie selbstverständlich thun. Es werde dem armen Weibe, dieser lächerlichen Frau Lieutenant aber wohl herzlich schwer werden, sich nur notdürftig durchzubringen, da sie nicht nur für ihr Kind, sondern auch für ihren Mann zu sorgen habe.

Der Hofrat Brokenkorb erinnerte sich ganz deutlich des „Hm's!" das der Papa damals hatte vernehmen lassen, und ebenso genau erinnerte er sich einer Unterhaltung, die nachher im Comptoir zwischen dem Senator und seinem Schulgenossen und Buchhalter Uhusen vorgefallen war und die damit schloß, daß der Papa seinen Gehilfen an einem Rockknopf an seinen Lehnstuhl zog und ihm zuflüsterte:

„Es ist mir angenehm, Uhusen, daß Sie und unser armer Hegewisch Nachbarn geworden sind. Nehmen Sie sich des Mannes nach Möglichkeit an und wenden Sie sich sofort an mich, wenn ich irgendwo helfen kann, ohne Aufsehen zu erregen. Und, alter Freund, suchen Sie sich auch mit der Gans, seiner Frau, so gut als möglich zu stellen. Sie werden's schon wissen, wie ich das meine; Sie können vielleicht manches thun, dem Mann auch in dieser Hinsicht seine Lebensbürde zu erleichtern. Sein Husten gefällt mir gar nicht, und ein guter Nachbar, der ein wirkliches Einsehen in die Sachlage hätte, wäre dem armen Tropf wohl an die Seite zu wünschen. Und, Uhusen, da wir gerade einmal bei diesem Thema sind: es ist mir lieb, daß Ihr Junge sich des meinigen etwas annimmt; und nun — lassen Sie uns wieder von anderen Dingen reden; nehmen Sie die schwedische Korrespondenz mit zu Ihrem Pult; Christiania muß sofort expediert werden; wegen Dübourg & Sohn in Kopenhagen will ich selber an unsern Rechtsanwalt schreiben." —

Der bekannte Gesellschaftsredner Albin Brokenkorb erinnerte sich ganz genau, wie er noch am selbigen Tage in dem Hause vor dem Thor den Kameraden am Arm genommen habe: „Du, weißt du, was mein Papa heute gesagt hat? Du sollst dich meiner annehmen, und dein Vater des Herrn Lieutenants, und die Frau Lieutenant sei eine Gans. Und meine Mama will sich der Frau Lieutenant und Erdwinens annehmen, und ich darf auch höflich mit ihr umgehen, mit Erdwine nämlich, und den guten Ton niemals aus den Augen setzen, und das habe ich Mama auch versprochen, und ihr auch gesagt: eigentlich sei das gar nicht mehr nötig, denn du, Peter, betrügest dich schon wie ein alter Ritter gegen sie, obgleich du sonst gar nichts nach Mädchen frügest. Und den besten Ton hättest du auch, das wüßte die ganze Schule, und deshalb nennten sie dich auch nicht bloß den langen Peter, sondern auch den schwarzen Peter, und Peter den Großen, und manchmal auch gar nicht Peter, sondern den Schmied von Jüterbogk."

„Schafskopf!" hatte der lange, große und schwarze Peter geschnarcht. Ach, wenn die Damen seiner gewohnten Zuhörerschaften hätten sehen können, wie tief ihrem Lieblingsdenker die „träumende Stirn" herabsank ob der Träume dieser Nacht, die ihm diesmal nicht aus Schaum und Dunst und Litteraturgepflogenheiten erwuchsen, sondern die der Nachhall wirklicher Schritte in der Welt, wirklich gesprochener Worte, geweinter Thränen, gelachten Lachens, wirklich gefühlter Gefühle und gedachter Gedanken waren! Sie hätten ihn sicherlich wieder „entzückend" gefunden; ob sie ihn begriffen haben würden, wenn er ihnen auch diesmal von seinen Stimmungen Bericht zu geben versucht hätte, ist freilich eine andere Frage.

Stimmungen!

Der Mensch macht sich Stimmungen und benennt dieselben dann verschieden. Albin Brokenkorb machte aber in dieser Nacht seine Stimmungen seit langer Zeit zum erstenmal wieder nicht selber und gab ihnen deshalb auch keine Namen; wir aber, wir können item deswegen wahrlich nichts dafür, daß unser Bericht von seinen Bildern in dieser Nacht vielen im hohen Grade verworren erscheinen wird. Eine Beruhigung für uns ist, daß die Lebenserfahrenen wohl wissen, an wen sie sich in solchem Falle zu halten haben — nämlich an sich selber in selbstdurchwachten gleichen Traumnächten und bei gleich unwiderstehlich ihnen aufgedrängtem Phantasiespiel. — —

Durch Jahre — aus der Kinderzeit bis in die Jünglingszeit, vorwärts und zurück, wie der Geist, der in dieser Nacht Gewalt über den Schlaflosen hat, es will — gleiten die Schatten und Bilder, wie wir das schon mühselig über die letzten Seiten mit unserem Nachschildern begleitet haben. Es ist Tag und es ist Abend, es ist Frühling und Herbst, Sommer und Winter. Der schwarze Peter hebt Erdwine Hegewisch über die Hecke zum Kinderspiel, und der angenehmste Jüngling von Lübeck, Albin, horcht am Strande auf die Stimmen von der See, wo die schönste Jungfrau der Heimatstadt, die lustige Gespielin im blumenbekränzten Kahn unter Festgenossen schaukelt, zu denen der schwarze Peter Uhusen, der dann und wann immer noch der Schmied von Jüterbogk genannt wird, nicht gehört und auch selber sich niemals gerechnet hat. Eben war es noch, als sei die Welt gar nicht zu denken ohne den Freund Peter und den Papa Uhusen und den Lieutenant und die schöne Erdwine und nun „hat schon die gute wohlmeinende selige Mutter" mit dem Vater gesprochen, wie sie es versprochen hat am Ufer der Mondscheinsee, und nun sind sie alle gegangen — wie Traumgebilde einer Nacht — dieser Nacht. Wenn der Stock im Winkel nicht wäre, brauchte Hofrat Dr. Brokenkorb sich nicht im geringsten auf ein Abgrübeln über ihr mögliches, wirkliches Dagewesensein auf der Erde einzulassen!

Es half ihm nichts, dem armen Albin, daß er das Gedenkzeichen so weit als möglich von sich ab, in den Winkel geschoben hatte; immer von neuem mußte er jetzt den Kopf nach jener Ecke hinwenden.

„Was ein Stock erzählen kann!" das hätte von Rechts wegen das Motiv, der Inhalt und der Titel seiner nächsten Vorlesung sein müssen; uns aber wird's allgemach zuviel, einem Menschen auf seinen

Sprüngen zu folgen, der nicht mehr imstande ist, seine Begriffe, Gedanken und Bilder beisammen zu halten und aneinander zu reihen.

Wir hören nur noch, wie der Stock im Winkel sagt:

„So lebtet ihr zusammen, so liefet ihr auseinander — so verscholl Erdwine Hegewisch in der Welt. Und nun geh zu Bett, Albin. Das Aufsitzen in der Nacht hilft doch zu nichts. Morgen früh kommt mein Herr, der mich aus der grünen Hecke schnitt, als ihr die Welt noch vor euch hattet; was geht mich im Grunde das an? mir war's auch wohl, ehe mich der Narr, der schwarze Peter, Ihnen zu Ehren und Nutzen, geehrter Herr Hofrat, vom erdeingeborenen Wurzelstock riß!"

Sechstes Kapitel.

Es war ein Morgen, wie er dem Erdenwanderer nur zu häufig im Buche steht und jedesmal seine Kritik herausfordert, welchen Ständen er (der in ihn hinaus muß) angehören mag, ob den gelehrten, ob den ungelehrten. Nur pflegen die gelehrten Stände die bitterste Kritik zu üben, zumal wenn sie im Besitze eines Regenschirms sind und denselben mit einem Giftblick nach oben unausgespannt lassen in der vollen Gewißheit, daß die Feuchtigkeit heute auch von unten kommt und keine Abwehr dagegen ist.

Ein Dienstagmorgen feucht, kalt, grau und verdrossen, und der Mann, der durch ihn ohne Schirm herwandelte, dem Anschein nach ganz zu ihm passend — ganz für ihn gemacht! Dem Anschein nach — auf eine Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten für einen Kurzsichtigen, für einen Weitsichtigen mehr.

Lassen wir ihn näher kommen.

Aus einem der Gasthöfe von untergeordnetem Range, deren Fremdenliste die Blätter nicht mitzuteilen pflegen, war er hervorgetreten, ein Mann auch noch in den besten Jahren, gleich dem Herrn Hofrat Dr. Brokenkorb, jedoch wirklich nicht vom besten Ansehen, und in keiner Hinsicht zu vergleichen mit dem angenehmsten Mann in Berlin. Hochbeinig, breitschultrig, dauerhaft in Loden und Leder! was die einzelnen Gliedmaßen anbelangte, wenigstens so ziemlich wohl erhalten! Daß er mit der rechten Backe dem Feuer etwas zu nahe gekommen sein mußte, da dieselbe vom Ohrzipfel bis über den Backenknochen schwarz gesengt war — daß das rechte Auge fehlte, hatte nicht viel zu bedeuten. Mit der Backe sah er nicht auf und in die Welt, sie wurde höchstens nur von der Welt dann und wann auf den übeln Zufall hin betrachtet; und was das mangelnde Sehorgan anbetraf, nun so besaß er ja noch ein ungemein klares, kluges, ja schlaues und bei aller Schlauheit doch fröhlich-heiteres linkes Auge, dem so leicht nichts von dem, was sich umher zutrug, entging. Dies beides ließ sich also ertragen; viel unangenehmer und für einen werkhaften Mann aus den nicht gelehrten Ständen zu Zeiten unbequem war's, daß der linken Hand der Zeigefinger, der Mittelfinger und der Ringfinger mangelten, aber —

„Was kann es helfen? solange der Mensch noch einen Daumen übrig behält, um ihn seinem tagtäglichen Verdruß aufzudrücken, soll er ja ganz zufrieden und still sein und höchstens mit 'nem richtigen Maulwerk nachhelfen, wo die Tatze nicht ausreicht," sagte Peter Uhusen. Mit dem Namen haben wir den Mann näher kommen lassen und hoffen nunmehr, ihm bald so nahe als möglich kommen zu können. Ihn aus seines Freundes Albin nächtlichen jour fixe-Träumereien völlig kennen zu lernen, war, wie er selber — der schwarze Peter, der Schmied von Jüterbogk — sich ausgedrückt haben würde, die reine blasse Unmöglichkeit. Was wußte gleich zum Exempel der Herr Hofrat von dem Schmied von Jüterbogk, wie er jetzt nach jahrelangem Umhertreiben in der Welt von Wien nach Berlin kam? Und weshalb? — Wie konnte der Hofrat ahnen, wozu die Weltgeschichte und diese Geschichte den lang verschollenen Jugendfreund, den braven Peter, den schwarzen Peter, den — Schmied von Jüterbogk der lübischen Jungen augenblicklich in Berlin nötig hatte? —

Wir haben wohl alle von dem Schmied von Jüterbogk gehört und gelesen, wie er in seiner Kunst ein so erfahrener Meister war, der beste seiner Zeit; wie er mit dem Kaiser Friedrich, dem Rotbart, Mailand eroberte und in Apulien Krieg führte; wie er als hundertjähriger Greis den Tod und den Teufel fing und wie ihm der heilige Petrus drei Wünsche gestattete. Großmutter hat uns erzählt, wie er mit diesen drei Wünschen umgegangen ist und sich zum letzten statt der ewigen Seligkeit eine Feldflasche mit einem nimmer versiegenden guten Magentropfen erbeten hat. Wir wissen, daß ihn nachher weder die Hölle noch der Himmel gewollt hat und daß er zu seinem alten Herrn in den Kyffhäuser gegangen ist und dort des Kaisers Schlachtpferd und die Pferde der Prinzessin und ihrer reitenden Fräulein beschlägt, bis — die Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Wie kam der Mann aus dem warmen, behaglichen, süßdämmerigen Märchenberg in den frostigen, und freundlichen, trübseligen, großstädtischen Herbstmorgen?

Er, Peter Uhusen, der Schmied von Jüterbogk, hatte einfach eine Zerstreuung nötig gehabt und wollte seinen Freund Brokenkorb besuchen, wie man eben auch einen gleichgültig gewordenen Jugendgenossen, dessen Haus zufällig am Wege liegt, auf einer Erholungsreise aufsucht. Am Montag Nachmittag war er am Orte angelangt, hatte die Wohnung des Hofrats richtig gefunden, aber ihn nicht in derselben. Er hatte seine Visitenkarte — wir wissen, was für eine — abgegeben und war seines Weges gegangen und wie der Jugendfreund ziemlich spät zu Bett gekommen. Recht gut hatte er sich bis in den Morgen hinein zu unterhalten gewußt, und zwar an mehr als einem Orte. Ohne die geringste Lokalkenntnis hatte er sich sofort zurechtgefunden, und nun war er von neuem da, als ob er nicht einen beträchtlichen Teil der Nacht, nach Schluß der Komödie, an seinem Tisch hinterm Glase allein, in tiefer Betrübnis und in heftigem Heimweh nach — Untermeidling gesessen habe. Wach, frisch, auf wackeren, vollkommen heilen

und ganzen Beinen, blickte er aus seinem einen Auge klar und vergnüglich um sich herum, kümmerte sich um die Witterung und Temperatur keinen Pfifferling und summte eben, drei Gassen weit von seinem „Gasthof", und abermals auf dem Wege zum Freunde, im Vorgefühl des Behagens, welches er unzweifelhaft ihm mitbrachte, sich kitzelnd:

„We'll take a cup of kindness yet,
For auld lang syne;

na, warte, mein Junge, mit dir werde ich bei einem guten alten Tropfen hoffentlich auf die gute alte Zeit anstoßen, wie es sich gehört. Nach dem, was man in den Zeitungen von ihm liest, muß er fein in der Wolle sitzen und sich doch noch zu einem lieben netten Menschen ausgewachsen haben."

Er hatte, wie der Mensch häufig, wenn er sich am Morgen frisch und grün fühlt, keine Ahnung von dem, was der Tag auch für einen braven Mann, wie er, Peter Uhusen, der sich weder vor dem Tod, noch dem Teufel fürchtete, doch Ueberraschendes in seinem grauen Mantel tragen kann. Er, der eben noch ein Gesicht machte, wie sein Namensvetter, als der den Tod mit seiner Sense und dem Schoß voll Birnen im Birnbaum kleben sah, hatte nicht die geringste Ahnung davon, daß ihn bloß drei Häuser weiter Tod und Teufel — wieder einmal mit der Nase auf der Menschen mögliche Schicksale in dieser Welt stoßen sollten. — — —

Drei Häuser weiter ab führte durch eine offene, dunkle, niedere Thür eine ausgetretene, schmutzige Steintreppe in einen Keller hinunter. Ueber der Thür verkündete eine Inschrift den Leuten, daß hier um alles gehandelt werde, was Menschen nicht mehr gebrauchen können, aber dessenungeachtet doch noch gern zu verwenden wünschen: vorzugsweise ihre Knochen, ihre Lumpen und — ihr altes Eisen. Auf der Treppe aber, aus der Dämmerung ihres Geschäftsreiches halben Leibes in die Ober- und Gassenwelt hineinragend, stand die Inhaberin der Niederlage irdischer Abgängigkeiten, die Hände auf dem Rücken, in den Händen einen alten Infanterieoffiziersdegen, aus halb zugekniffenen Augen dem Anschein nach auch nur in das Wetter sehend.

Eine Frau von ungefähr sechzig Jahren! Das Haar, dem man es noch ansah, daß es seiner Zeit sehr dunkel gewesen war, nicht gerade salonmäßig frisiert, aber doch auch nicht ganz ungekämmt; — Augen, die, wenn sie einen voll ansahen, noch eben so schwarz leuchteten, wie an dem Tage, an dem sie zum erstenmal aufgemacht worden waren; — ein stattlich Unterkinn — die Gesichtsfarbe ziemlich ins Gelbe schlagend. Eine Frau von nicht geringem Leibesumfang in blauschwarzem Wollkleide und zum Schutz gegen das morgendliche Vorwinterfrösteln mit einem buntfarbigen Tuch angethan, dessen Zipfel vorn über den breiten Hüften in einen festen Knoten geschlungen waren —

„Gibt es denn dies?" fragte Peter Uhusen, stehen bleibend und dem ersten kurzen Blick einen langen und zugleich die sonderbare Frage folgen lassend. „Ist es denn möglich?"

„Bei Gott ist alles möglich, bei den Menschen recht viel; alles Mögliche aber findet der Herr bei mir, oder kann er bei mir noch einmal anbringen. Alte Lumpen, alte Knochen, zerbrochenes Glas, altes Eisen! Seinen ganzen alten Adam mit Zubehör im einzelnen und im ganzen und zu den civilsten Preisen. Ja aber, bei Hekate, Herr, Maulaffenhandel treibt unsere Firma nicht! Wird dem Herrn unwohl oder wird ihm zu wohl in seiner Haut, so sage er es! da — beide Hände frei für alles, was der heutige angenehme Morgen bringt!"

Die Dame hatte in der That ihre Hände freigemacht, indem sie, ohne sich zu drehen, den Degen, den sie hielt, mit einem energischen Ruck des Handgelenks in die Tiefe ihres Gewölbes zurückgeschleudert hatte, wo er klirrend wahrscheinlich einen Haufen anderen alten Eisens vermehrte. Und beide Arme in die Seite stemmend, war sie um eine Treppenstufe aufwärts mehr zu Tage getreten und stand dem verdächtigen Kunden auf dem Bürgersteige dicht Nase unter Nase.

„Signor, ich habe eine ziemlich ausgebreitete Bekanntschaft in der Welt. Wenn's auf keinen schlechten Witz hinauslaufen soll — mit wem könnte ich diesmal die Ehre haben — unter den Lumpen und — im alten Eisen?"

Dies war aber nun, wahrscheinlich weil die Frau sich ihren Mann bereits genauer betrachtet hatte, gänzlich ohne Mißtrauen und Zorn gesprochen. Im Gegenteil, es lag in Ton und Ausdruck eine so gutmütige Weltverachtung und unverwüstliche Heiterkeit, daß jedermann sofort merken mußte, hier habe er es mit einem vollkommen ungebrochenen Lebensmut und einem durchaus unproblematischen Charakter zu thun; wie auch, was das letztere anbetraf, der äußere Anschein und die Toilette der Dame dagegen zeugten.

Wer die Ehre hatte, das Weibsbild zu seiner ältesten Bekanntschaft zu rechnen, wie Peter Uhusen, der freute sich, unter allen Umständen, es noch einmal wiederzusehen in der großen Tragikomödie unter unseres Herrgotts Direktion. Und wie tief auch im Laufe der Zeiten und Menschenschicksale Frau Wendeline Cruse in die Lumpen und ins alte Eisen geraten sein mochte, der Schmied von Jüterbogk oder — an dieser Stelle: Herr Schmied aus Jüterbogk bot ihr vor allem herzlichst beide Hände: „Gnädige Frau, ich irre mich wahrhaftig nicht — ich habe die Ehre! Guten Morgen, Frau Direktorin Cruse! Ma'am! — Signora! — Mrs. Crusoe! Hamburger Berg, Lübeck — Celle — Brooklyn! Habe ich es mir nicht immer gedacht, daß wir zwei einander niemals für immer verloren gehen können?"

Wie kann ein Mensch seine Rede ausreden, wenn er plötzlich bei beiden Schultern gepackt, beim Tageslicht ganz genau besehen und eine ziemlich abschüssige Treppe hinunter in einen weniger dämmerigen als dunkeln „Produktenkeller" gerissen wird. Der schwarze Peter, Peter Uhusen, Herr Schmied aus Jüterbogk oder was für Namen sonst er auf Erden geführt hatte und noch führen mochte, fand sich

taumelnd in der Düsternis, und es war noch ein Glück für seine gesunden Glieder, daß er sich auch noch eine geraume Weile in den Armen seiner eigentümlichen Freundin befand.

Die gleicherweise viel benamsete Freundin holte den guten alten Bekannten nicht nur sofort zu sich herunter, sondern sie nahm, oder riß ihm vielmehr das Wort vom Munde und rief, ihn wie einen Sack ihrer Handelsartikel zusammenrüttelnd und schüttelnd: „Es ist der Junge, der tolle Uhusen aus Lübeck! . . ich kenne mich nicht, oder der Bursche ist es wirklich und wahrhaftig! . . Mein Schmied! mein Schmied aus Jüterbogk! . . Und das kommt da im Morgennebel heran, kommt die Straße her und läuft natürlich vorbei, wenn einen nicht der Zufall im rechten Moment vor die Thür stellt! gerade wo einem der Zufall — — — Menschenkind, gibt es einen Zufall? Da — setzen Sie sich hin und antworten Sie! vor allen Dingen aber sagen Sie ehrlich, Schmied, sind Sie es oder sind Sie es nicht? Und wenn Sie es sind, weshalb haben Sie sich so niederträchtig die halbe Maske ruinieren lassen?"

Der Schmied von Jüterbogk, der schwarze Peter Uhusen saß — war hingesetzt worden. Eine Bank, ein Schemel oder ein Stuhl oder sonst dergleichen war's nicht, was er unter sich fühlte, nachdem man ihn hingesetzt hatte; aber — er saß weich auf einem Sack voll der Handelsprodukte der Frau Wendeline. Wahrscheinlich auf einem Quantum Ware aus dem anrüchigsten Geschäftsbetrieb der Groß- und Kleinhändlerin, auf einem Sack voll alter Kleider und sonstigen Lumpenzeugs.

Er mußte wohl ein Auge haben, das an den raschesten Wechsel von Licht und Finsternis gewöhnt war; denn sofort sah er sich genau um und rief mit ernsthafter, verständnisvoller Billigung: „Sicherlich nahrhaft, gedeihlich, im allerbesten Flor! Aber — wie die Sache eigentlich möglich ist, möcht' ich dazu wissen!"

Keine Fürstin konnte in ihrem Prunksaal mit einer graziösern Hand- und Fächerbewegung allem in der Nähe und in der Weite seine Grenzen andeuten; aber keine andere Dame konnte auch in derselben Weise wie Frau Wendeline Cruse hinzufügen: „Auf Sie, als meinen Griffith habe ich natürlich bis heute morgen gewartet; nicht wahr, Schmied?"

Der citierte Name klang ein wenig sonderbar im Lumpenkeller, allein am unrechten Orte im alten Eisen fand sich der wackere Marschall der Königin Katharina von England durchaus nicht, und der schwarze Peter fand nicht im geringsten etwas Merkwürdiges daran, ihm hier zu begegnen.

„Daß ich Sie sofort auf der Treppe da wieder erkannt habe, liebste Frau, ist doch schon etwas; nicht wahr, Frau Wendeline? Was könnte durch Feder und Papier der Welt Besseres über Sie verkündet werden, als noch ganz die Alte! Ewig die große Frau! die Meisterin, die Königin; Isis, Rhea — o Isis und Osiris! O Mama, Mama, allen Umständen gewachsen! Vivat die Mutter Cruse!?"

„Sie lebe!" sprach die Dame mit Nachdruck „Daß sie das Ihrige thut, um weiter zu leben, meine ich, sehen Sie recht deutlich, lieber Sohn. Ein reizendes Altenteil, was? Wie man's seiner Mutter wünschen möchte, wenn man ein guter Junge wäre. Ja, ja so weit sind wir! unten angekommen unter den Lumpen, abgenagten Knochen und im alten Eisen! Wie viele der jungen Enteriche, die sie ausgebrütet hat, schwimmen behaglich, und wer von ihnen hat sich beim Sonnenuntergang umgesehen nach der alten struppierten Henne am Ufer, der Mama Cruse?"

Peter Uhusen reichte fürs erste seine Hand herüber. Die Mutter Cruse faßte sie, trotz ihrer melancholischen Betrachtungen über den Undank der Welt, rasch und zärtlich; da es aber die verstümmelte war, ließ sie sie fallen, doch um sie sogleich desto fester zu ergreifen, und den Gast und guten Bekannten besserer Tage in wahrhaft mütterlich-betroffener Sorge sich näher zu ziehen!

„Bitt' um Entschuldigung, wenn ich im vorliegenden Fall zu viel gesagt haben sollte, Kind. Es ist freilich ein bißchen dunkel hier; — fehlt — fehlt noch etwas, armer Tropf. Daß dir eine Gesichtshälfte in der Lebensschlacht abhanden gekommen ist, habe ich leider schon bemerken müssen. Jetzt sagen Sie es aber gleich gerade heraus, auf was die Principalin bei der Generalinventur nicht mehr zu rechnen hat. Armes Kücken, hat dich der Habicht so arg in den Fängen gehabt, während es mit uns anderen im Lauf der Dinge wenigstens doch ganz gemütlich bergunter ging?"

„Zerzaust hat der Geier oder Habicht, oder wie Sie das Ding sonst nennen wollen, Ma'am, den Burschen genug," lachte der Schmied von Jüterbogk. „Aber der schöne Rest eines für deutsche Verhältnisse nicht unbedeutenden Stammkapitals von Lebensmut und gesunden Gliedmaßen ist heute noch ganz zu Ihrer Verfügung, Mama Cruse. Ich weiß nicht, wer sonst alles Ihnen Grund zum Verzweifeln an der Welt gegeben haben mag; ich für mein bescheiden Teil darf mir doch wohl schmeicheln, drüben in Brooklyn Ihren Segen mit auf den eigenen Weg durchs Dasein genommen zu haben."

„Ein schöner Weg — und ein schöner Segen!" brummte Frau Wendeline. „Wie ist mir denn? nicht wahr, eine gute Handvoll aus dem braunen Busch auf diesem Schädel da habe ich ja wohl auch von Ihnen beim Abschied zum Angedenken in der Hand behalten?"

„Ganz so schlimm war's wohl nicht," grinste Herr Schmied aus Jüterbogk. „‚Wenn Sie's denn nicht besser haben wollen, so scheren Sie sich meinetwegen aus dem Tempel,' äußerten Sie sich, Mama Cruse. ‚Ich kenne euch Tollköpfe ja. Wenn euch der Hafer sticht, so ist kein Halten. Na, Schmiedchen, laufen Sie nur ruhig in Ihr Verderben; Sie werden sich noch oft genug nach den Fleischtöpfen und den — Idealen der Mutter Cruse zurücksehnen.' Und — Mama — bei Thespis, William Shakespeare, Moliere, Kotzebue, Goethe und allen, die sonst noch einen fahrenden Musenkasten durch die langweilige

Welt mitgeschoben haben, Sie hatten wie gewöhnlich recht. Nach Ihrer Naturalverpflegung habe ich oft das innigste Verlangen verspürt und Ihre Ideale — haben mich gewärmt in des Lebens Fröſten und kühl gehalten in des Daseins Hitze bis auf den heutigen Tag. So wahr ich, wenigstens noch teilweise, vorhanden bin, ich freue mich unendlich, Sie wieder getroffen zu haben, und was noch von dem Kerl vorhanden ist, das steht zu Ihrer Verfügung, alte, brave Musenmutter. Ich wollte, wie sonst nur ich könnte es Ihnen alles so heimzahlen, wie Sie es mir seiner Zeit gegeben haben von Lübeck an, wo ich Ihnen hinter dem Rücken meines braven Vaters und der Tante Gottliebe zum erstenmal des Spaßes wegen als Meerkater und Herr Schmied aus Jüterbogk aus der Verlegenheit half und zwar glorreich."

Das alte Weib, dies Bündel von winterlichwarmen, aber keineswegs jourfixe-fähigen Wollröcken, mit seinem über dem breiten Busen gekreuzten und von hinten nach vorn gezogenen und zusammengeknoteten Jahrmarktshausmuttertuch, machte von neuem eine Handbewegung, die der vornehmsten Dame würdig gewesen wäre. Dann aber klopfte sie, was noch besser war und ihr noch viel besser ließ, beinahe mütterlich-zärtlich den wiedergefundenen guten Bekannten aufs Knie und rief: „Uhusen, ein guter Junge sind Sie immer gewesen, und als Sie im Ernst nachher in Celle als Herr Schmied aus Jüterbogk und verunglückter weiland königlich hannoverscher Artilleriegefreiter zu mir kamen, habe ich Sie mit Vergnügen mitgenommen. Daß Sie mir in Brooklyn durch und mit in den Sklavenkrieg gingen, das habe ich Ihnen im Grunde am allerwenigsten verdacht. So ein Durchgehen ist doch zuletzt mein eigenes ganzes Dasein gewesen. Für eine Tochter der gebildetsten Stände ist es hoffentlich einmal vor unserem Herrgott kein zu übelriechend Lob, daß sie so wohlbehalten zuletzt unter den Lumpen und im alten Eisen anlangte. Ja, ja, Schmied von Jüterbogk, so spielen uns unsere Illusionen mit, und Sie — Sie sehen mir auch nicht aus, als ob Ihnen Ihre Ideale Wort gehalten hätten."

„Wie Ihnen, Mutter Cruse!"

„Dann bin ich schon zufrieden," sprach die alte Dame ernsthaft, fragte aber sofort mit der heitersten Ironie: „Und wenn ich fragen darf, was haben sie, Ihre Träume vom Leben meine ich, im besondern für Sie abgeworfen, Korporal Nym? Was war der Humor von der Katzenbalgerei? Kapitän bei Chikahominy natürlich! Major beim großen Laufen von Bull-Run, — Colonel eines verdammten Niggerregiments bei Gettysburg, — Brigadegeneral —"

„Und das alles hätte ich in Ihrer Schaubude bequemer und noch bei weitem großartiger haben können!" lachte der schwarze Peter Uhusen. „Hören Sie auf, Mama, wenn Sie auch annähernd recht haben! Beinahe war's so — bis auf den Major, den Colonel und den Brigadegeneral. Als Kapitän haben sie mich wirklich bei ihrer Artillerie gebrauchen können. Bevor ich der weiland königlich hannoverschen durchging und in Sankt Pauli — nicht in Celle — bei Ihnen einsprang, gnädige Frau, hatte ich wenigstens einen recht hübschen Grund auch hierzu gelegt. Als Lerse in Ihrer Bearbeitung des Götz von Berlichingen für den Hamburger Berg und als Ritter Harold von Pappnasen in meinem eigenen Zugstück — wissen Sie noch? — Blankeneser Seeräuber — war ich freilich noch größer."

„Jetzt bitte, Schmied, hören auch Sie auf!" seufzte halb lachend halb weinend die alte Frau im alten Eisen und schlug die Hände im Schoß zusammen. „Ja wohl, so weit war die Wendeline Cruse damals schon nach ihrem letzten „fliegenden Sommerglück" als Directrice des Lübecker Stadttheaters! bis hinunter zu Ihrem Pappnasenpiraten für den Hamburger Berg, Schmied aus Jüterbogk. O Gott, wie leid hat es mir manchmal in stiller Nacht gethan, daß Sie nicht in Wirklichkeit mein Junge waren, Kind! Geohrfeigt, geprügelt hätte ich Sie alle Tage dreimal, nach Noten und ohne Noten; aber wenn Sie einmal Ihre Talente, wie die arme Wendeline die ihrigen, der albernen Welt in die Rappuse geben mußten: unter welchem Meßbudenschilde konnte das besser geschehen als unter dem meinigen?"

„Seit der Eröffnung des Theaters zu Blackfriars, seit dem roten Ochsen, dem Phönix, dem Globus und dem Cockpit zu Drurylane war keinem Hanswurst bessere Gelegenheit gegeben, aufs Seil zu gehen, als mir unter Ihrer Leitung, Mama Cruse."

„Das Exemplar, aus dem ich Euch den süßen William klar machte, Ihr Pappnasenritter und Affen, habe ich gerettet ins alte Eisen. Doch wir kommen ab von dem, was mir doch gegenwärtig die Hauptsache ist. Passen Sie auf Ihr Stichwort, Schmiedchen. Also, was haben Sie getrieben, wie ist es Ihnen ergangen und wozu haben Sie es gebracht, seit ich Ihnen nicht mehr die Butterbrötchen strich und die Leviten las?"

Peter Uhusen erhob die verstümmelte Hand und zwinkerte heiter mit dem gesunden, dem sehr gesunden, klugen und klaren Auge:

„Was hätte ich weiter anderes treiben können, als Dummheiten, Mama? Nach Ihren Fleischtöpfen habe ich mich dann und wann bitterlich zurückgesehnt, Ma'am! Nach Verdienst ist es mir natürlich ergangen, und als Sie mir den Namen Schmied aus Jüterbogk in einer Ihrer liebenswürdigen Stimmungen anhingen, da hatte Ihnen unbedingt ein Gott das Wort auf die Zunge gelegt wie meinem Freunde Brokenkorb den Schmied von Jüterbogk, mit dem er mich bei seiner gnädigen Frau Mutter in Mißkredit brachte. Ich bin der Schmied von Jüterbogk, das heißt, ich habe in sein Geschäft hineingeheiratet und seine Tochter zur Frau genommen. Die liebe Sage weiß von dieser Tochter nichts; aber sie existierte, und ich habe sie ihm von der Seele genommen, als das Einzige, was ihm darauf lag, da er zum Kaiser Friedrich in den Kyffhäuser ging. Anderes hinterließ er nicht. Die Wundergaben hafteten natürlich nur an der Persönlichkeit. Sein Birnbaum wurde mit dem Garten hinterm

Hause und dem Hause selbst subhastiert, und die Esel, die den Sack, in welchem man den Teufel fangen konnte, in den Kehricht warfen, wußten so wenig was sie thaten, wie die anderen Esel, welchen das Tellertuch, der Däumling und der verrostete Pfennig der drei guten Rolandsknappen in die Hände fielen."

„Die Leute können nicht alle für die Lumpen, die Knochen und das alte Eisen dieselben guten Augen haben, wie wir, mein Sohn," sagte kopfnickend Frau Wendeline Cruse. „Aber wie ist mir denn? Sie selber? weshalb haben Sie selber nicht Hand auf die Wunderstücke gelegt, junger Mann?"

„Mama, nicht taub werden!" rief der schwarze Peter. „Hab ich's Ihnen nicht gesagt, daß ich mir des Alten Tochter hingenommen habe aus seinem Nachlaß? Sollte das unter Umständen nicht genügen, um den Teufel und den Tod in die Falle zu locken?"

„Unter allen Umständen!" lachte die alte Dame. „Freilich ist's eine andere Frage: wem zum Profit? und da müßte man doch wohl erst wissen, wie das Mädel war, und wie die junge Frau sich machte. Lieber Schmied von Jüterbogk, ich habe mehr als einen armen Tropf kennen gelernt, der drei Tage nach der Hochzeit sich dem Teufel mit Vergnügen übergab und den Tod beschwor, seinem irdischen Dasein im häuslichen Glück so rasch als möglich ein Ende zu machen."

Peter Uhusen saß eine Weile stumm, wie in tiefftes Nachsinnen über diese Worte versunken. Dann seufzte er schwer und dann — blickte er auf und mit dem noch vorhandenen, glänzenden Auge auf die Mutter Cruse und sagte:

„In Wien — im Vorort Untermeidling liegt das Herze auf dem Kirchhof, seit dem Zehnten vorigen Monats. Wenn mir in diesem Moment jemand einen genügenden Grund dafür angäbe, weshalb ich hier sitze, so wäre ich ihm dankbar. Emerenz heißt sie, und die Raketenhülsen fürs nächstjährige erste große Praterfeuerwerk drehte sie noch mit. Mein Name ist Peter Uhusen aus Lübeck, alias Herr Schmied aus Jüterbogk; aber meine Firma lautet: Pyrotechnisches Laboratorium von Hausrucker & Cie. Hausrucker bin ich, und Sie war meine Frau."

Siebentes Kapitel.

„Großer Gott?" rief Frau Wendeline Cruse mit dem tiefsten Mitgefühl auf dem wetterfesten, wahrlich nicht häßlichen Altweibergesicht. „Bei uns geblieben der Gelehrte, der Kriegsmann und auch das Stück Hofmann, das in ihm steckte, in ihm, dem Schmied aus Jüterbogk, der zu der Direktorin Cruse kam, weil sie ihn sonst nirgends in der Welt zu irgend etwas hatten gebrauchen können! Guter Gott; wie gut er seine Rolle begreift!"

„So ist es!" sprach Peter Uhusen. „Der Junge, der vor Ihren Lampen im Lübecker Stadttheater nur zu oft den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen weg verlor; der desertierte Kriegsknecht, den Sie als Herrn Schmied aus Jüterbogk in Celle und auf dem Hamburger Berg unter Ihre Fittiche nahmen; der Dichter der Blankeneser Seeräuber, der Dramaturg, Regisseur, Inspicient von Mrs. Robinson Crusoes vereinigtem Drurylane und Globetheater auf Brooklyn, sie sind sämtlich beim Handwerk geblieben, sind ganz im besondern bei Ihnen, in Ihrer Welt geblieben, Sie alte wundervolle Mutter Cruse! Wir spielen unsere Rollen gut und lassen den Pöbel nicht in unsere persönlichen Gefühls- und Privatangelegenheiten. Wir wissen unsere Gesichter zu schneiden."

„Hören Sie, Schmied," sagte die alte Dame in Rührung, Ratlosigkeit und stolzer Genugthuung „es ist ein frostiger Morgen; wir wollen näher an den Ofen rücken, und ich will Ihnen ein Glas Wein zu trinken geben, als säßen wir wieder zu Sankt Pauli hinter der Coulisse."

„Und uns einbilden, das Kind in Untermeidling, die Emerenz, sitze derweilen noch bei ihrer Papparbeit und sei fest versichert, daß ihr Peter ihr nur deshalb in die winterliche, graue nordische Fremde durchgebrannt sei, um im nächsten Sommer jede Praterkonkurrenz durch wissenschaftlichen Verkehr mit den höchsten pyrotechnischen Autoritäten der norddeutschen Brüderschaft gründlichst zu ruinieren!" sagte seufzend der Mann, der gestern abend seinem Jugendfreunde sein Wahrzeichen dagelassen hatte.

„Hätte ich ihr müdes Köpfchen im Schoße gehalten, ich könnte nicht mehr von ihr wissen, als ich jetzt schon von ihr weiß," murmelte die Frau Wendeline, in der dunkelsten Tiefe ihrer Geschäftshöhle, in dem unheimlichsten Winkel allerlei fragliche Handelsartikel aus dem Wege räumend und nachher mit einem Schlüsselbund an einem Schranke rasselnd. Und dann kam sie mit einer Flasche wirklich echten alten spanischen Weines und zwei seltenen venezianischen Flügelgläsern zurück und sagte:

„Es ist die Meinung der Welt, daß wir am Fuße der Leiter uns alle dem Trunk ergeben, Uhusen. Aber wie Sie sehen, Schmied von Jüterbogk, habe ich auch das unabwendbare Schicksal nach Möglichkeit veridealisiert. Es ist nicht das erste Mal, daß wir so mit dem Glase auf dem Knie hinter dem Spiegel, hinter der Coulisse hocken und von der Menschen Illusionen jenseits der Lampen und des Vorhangs plaudern. Also verheiratet haben Sie sich, Kind? Und am Zehnten vorigen Monats ist Ihre Frau gestorben. Wie ein anderer, ein Großer oder Größerer aus Ismael haben Sie auch den Versuch gemacht, es so gut haben zu wollen wie andere. Wo könnten Sie Ihr Herz besser ausschütten als hier bei uns im alten Eisen?"

(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Das was die Taschen füllt dem Geize an,
Beim Schiffbruch hat es ihn hinabgezogen,
Jedoch was rechte Sparsamkeit gewann,
Schwimmgürteln gleich hält es dich auf den Wogen.

Alb. Roderich.

Anton van Dijck.

Von

Karl Lemcke.

Schon wer den Besten seiner Zeit genug gethan, hat für alle Zeiten gelebt, sagt der Dichter. Ueber solche bedeutende Geister erheben sich dann noch die Großen, welche auf weit hinaus oder auf unabsehbare Zeit auf ihre Nachwelt bestimmend wirkten und zu denen diese zurückkehrt, um sich bei ihnen Rats zu erholen und namentlich in Zeiten der Unsicherheit von ihnen aus wieder neue Wege des Fortschritts zu suchen.

Zu solchen Größen zählt in der Malerei, allerdings nur im engeren Kreise seiner Kunst, der Meister, dem diese Lebensskizze gilt.

Anton (Anthonie) van Dijck wurde am 22. März 1599 zu Antwerpen geboren. Sein Vater war kein Glasmaler, wie ältere Berichte besagen, sondern ein vermögender Kaufmann, der eine Handlung von Seidenwaren, Tuch, Wollwaren, Posamentierarbeiten, Garn, Band u. s. w. hatte und selbst Exportgeschäfte betrieb. Schon der Großvater hatte eine Seiden- und sogenannte Pfennigwarenhandlung begonnen und sich zu bedeutendem Wohlstand hinaufgearbeitet. Sein Sohn Franz, der Vater unseres berühmten Malers, hatte sich nach kurzer erster Ehe im Jahre 1590 mit Maria Cupers verheiratet, die ihm in rascher Folge viele Kinder, als siebentes den Sohn Anton gebar.

Frau Maria van Dijck soll eine Künstlerin im Sticken gewesen sein und gerade die Geschichte von der keuschen Susanna mit farbiger Seide gefertigt haben, als sie den zukünftigen großen Maler unter dem Herzen trug; die alten Berichterstatter haben das zu einem Omen gemacht, allerdings nicht in Bezug auf Keuschheit. Es heißt auch, die Mutter habe Anton in den ersten Elementen seiner Kunst unterwiesen. Der Knabe, der geübten Formenstickerin zuschauend, unter Seidenfarben erwachsend, hat danach früh das ihm angeborene Talent zu bethätigen und zu üben begonnen, denn seine Mutter starb schon im April 1607 nach der Geburt des zwölften Kindes, als Anton erst acht Jahre alt war.

Es war die Reaktionszeit, in der die südlichen Niederlande unter milderer spanischer Oberhoheit, nach den Greueltagen der blutigen Reaktion, der kühnen religiösen und politischen Bestrebungen ihres Befreiungsversuches von Spanien vergaßen.

Das Haus van Dijck war fromm und sehr kirchlich: vier Schwestern und ein Bruder Antons sind mit der Zeit in geistliche Orden getreten. Namentlich auch mit den Jesuiten bestand ein näheres Verhältnis, das später im Leben des Künstlers von mancherlei Förderung gewesen zu sein scheint. Kopfhängerisch war die Familie des wohlhabenden Kaufmanns wohl nicht. Als ein Besonderes wird uns überliefert, daß sie einen schönen doppelten Clavicymbal besaß.

Was den Haß einer gewissen Jacomijne de Kueck gegen sie bis zu einem allgemeinen Stadtskandal erregt hat, ist uns nicht bekannt. Dieselbe hat Schmählieder gegen den Kaufmann, seine Töchter und das Hausgesinde gedichtet, gesungen und verbreitet, bei Nacht auch den Verhaßten die Fensterscheiben eingeworfen und noch im Gefängnis gedroht, Franz van Dijck zu ermorden. Sie ist 1610 für immer aus Antwerpen ausgewiesen worden.

In demselben Jahre kam Anton, nach der Sitte der Zeit in so frühem Knabenalter, in die Lehre, um Maler zu werden.

Rubens verdunkelte damals schon alle seine Mitmeister, doch war es eine besondere, schwer zu erreichende Gunst, bei dem übergroßen Andrang in Rubens' Werkstatt aufgenommen zu werden.

Van Dijck trat mit elf Jahren bei dem berühmten und zu den besten „antikischen" Meistern der Vor-Rubens-Schule zählenden Maler Hendrik van Balen ein (S. 35).

Belgien war damals das gelobte Land für Künstler. Die Regenten Isabella und Albert betrieben die

Restauration des Katholizismus auch aufs eifrigste durch die bildenden Künste. Unter ihrer Regierung wurden 300 Kirchen erbaut — der sog. Jesuitenstil florierte — und sollen in 30 Jahren mehr fromme Stiftungen gemacht worden sein, als vorher in drei Jahrhunderten.

Zu den neuen Kirchen gehörten neue Bilder; auch in den alten Kirchen gab es viele durch den Bildersturm vernichtete Gemälde neu zu ersetzen.

Und dazu hatte sich die Phantasie des kräftigen, vorher so kühn aufstrebenden, schon früher im Malerischen sich auszeichnenden Volkes nun erst recht, wie von den kirchlichen Leidenschaften des Gedanken- und Wortstreites ermüdet, der Malerei zugewandt. Eine Menge talentvoller, bedeutender Meister war erstanden und schuf; gerade jetzt hatte Peter Paul Rubens, aus Italien zurückgekehrt, die alten Bestrebungen abgeschlossen und erkämpfte in Form und Farbe der neuen belgischen Renaissance vor Freund und Feind ewige Berechtigung.

Es war glückliche Zeit. 1607 war ein vorläufiger, 1609 ein fester Waffenstillstand auf zwölf Jahre mit den freien Niederlanden abgeschlossen; alles atmete im Frieden auf nach dem schrecklichsten Kriege, in dem Nord- und Süd-Niederland sich zerfleischte, nachdem der Süden die Revolution begonnen hatte, nun aber, durch Spanien niedergeworfen, zum Feind des Nordens geworden war und dabei sich fast verblutete.

Ende 1508 war Rubens aus Italien nach der Heimat zurückgekehrt und hatte sich 1509, durch Albert und Isabella bewogen, zu bleiben, in Antwerpen gefestigt. Zu seiner Kunst zeigte der Künstlerfürst seinen Mitbürgern auch das Leben eines Künstlerfürsten, wie es der Norden noch nicht kannte.

Die ganze große Künstlerschaft Antwerpens war aufgewühlt. Alle Bestrebungen in Technik, in Zeichnung, Kolorit, Komposition, gipfelten in Peter Paul Rubens. Jetzt war es leicht, zu lernen, was man erlernen kann! Es war eine Zeit, wo Jünglinge schon Ruhmeskränze gewinnen können.

Hendrik van Balen gehört zu den bedeutendsten Meistern der Vor-Rubens-Zeit. Van Dijck konnte vieles, namentlich einen weicheren Schönheitssinn und zartes, glattes Kolorit bei seinem Lehrer, dem Freund des Sammet-Breughels und Joos de Mompers absehen. Van Balen war auch als Portraitmaler berufen, für seine schönen Kinderengelgestalten berühmt. (Die Zeit schwelgte in Kinderformen und schwärmte dafür. Man denke außer an Rubens an Duquesnoy und Albani.)

Hendrik van Balen (S. 34).

Aber der Hauptmeister für das ganze junge Antwerpen war und blieb doch Rubens: der Erfüller von allem, was seine Genossen erstrebt hatten.

Jedes seiner ersten großen Werke war ein epochemachender Sieg für seine anfangs noch bestrittene Herrschaft. Die „Kreuzaufrichtung" brach die Bahn. Die „Kreuzabnahme" 1611 bestellt, 1612 gemalt, 1614 aufgestellt, bedeutete den endgültigen Sieg. Unter den aufregenden künstlerischen Kämpfen dieser Zeit hat Anton van Dijck seine ersten Studien gemacht.

Die alte Ueberlieferung will, daß er nach zwei Jahren Lehrzeit bei van Balen zu Rubens gekommen sei und sich hier, noch ein Knabe, schon so hervorgethan habe, daß ihn seine Mitschüler gewählt hätten, in einem frischen Bilde des Meisters, das sie bei einer Balgerei beschädigt hatten, die verwischte Stelle neu zu malen. Die Kritik hat nachgewiesen, daß der Missethäter, der in das Bild gefallen sein soll, nicht hat Abraham van Diepenbeck sein können, der erst 1607 geboren ist, und daß auch die genannten Bilder, als zu früh oder viel später gemalt, nicht passen. Doch wollen manche nicht davon lassen, daß die Ueberlieferung, für die sich allerdings keine weiteren Zeugnisse finden, insoweit richtig sei, daß van Dijck nach paarjähriger Lehrzeit bei van Balen in das heiß umworbene, nur für Aus-

erwählte unter vielen Bewerbern geöffnete Atelier von Rubens gekommen und so unter dessen Augen und Leitung malerisch auferwachsen sei.

Andere dagegen nehmen an, van Dijck sei erst als fertiger junger Meister in die große Bilderwerkstätte, beziehungsweise Fabrik von Rubens eingetreten, in welcher dieser die von ihm allein unmöglich zu bewältigenden Aufträge mit der Hilfe von befreundeten und in seinem Dienst stehenden Meistermalern und Schülern ausführte.

Faunkopf.

F. Jos. van den Branden, sich, wie andere, darauf stützend, daß van Dijck schon mit 14 Jahren das Portrait eines alten Mannes (bezeichnet 1613) gemalt hat, gibt an, daß er im Jahre 1615 selbständig für sich gearbeitet habe. So wie einige Jahre später der junge Rembrandt van Rijn habe van Dijck mit 16 Jahren für sich Christus und die zwölf Apostel gemalt und Schüler gehalten: Herman Servaes hat die Apostel kopieren müssen. Jene Bilder waren von Willem Verhagen bestellt; Rubens, Zegers und andere Meister, Kunsthändler u. s. w. haben die ausgestellten Gemälde besichtigt. Wäre van Dijck damals Schüler von Rubens gewesen, so hätte dieser schwerlich die Bilder besonders aufgesucht.

Früh reif ist der schöne talentvolle Jüngling gewesen. Im Jahre 1616 hat er für sich, im Jahre 1617 auch für seine Geschwister, mit Vollmacht seines Vaters, Klage gegen seine Vormünder-Schwäger wegen des großmütterlichen Erbes geführt. 1618, im Monat Februar, hat ihn auch sein Vater für mündig erklären lassen, und zwar den jungen Meister, denn am 11. Februar wurde Anton als Meister in die St. Lukasgilde seiner Heimatstadt aufgenommen. Nach der nachträglichen Weinzahlung von 15 Gulden ist es bei dieser Gelegenheit wohl hoch hergegangen.

Für sich oder bei Rubens thätig fand van Dijck noch so jung hohe Anerkennung und lenkte die Blicke von Kennern auf sich. Wer Künstler recht ausnutzen will, muß bekanntlich ein scharfes Auge für die heranwachsenden Kräfte haben; sie sind dann billig zu haben und obendrein noch dankbar. Ist ihr Ruf gemacht, so werden ihre Werke teuer und sind sie selber unfügsamer und haben ihren eigenen Willen.

Daß der junge van Dijck in dem Vertrag, den Rubens am 29. März 1620 mit den Jesuiten wegen der Ausmalung der neuen Jesuitenkirche in Antwerpen abschloß, als der einzige von den nötigen Gehilfen mit Namen genannt wird und daß speciell für ihn ausbedungen ward, daß er seiner Zeit den Auftrag erhalten solle zu einem Gemälde für einen Seitenaltar, könnte man sonst aus der engen Verbindung der van Dijckschen Familie mit der Kirche erklären. Aber zu gleicher Zeit hat doch auch schon der berühmte, kunstsinnige Graf Thomas von Arundel sich nach van Dijck erkundigt und bemüht, ihn nach England zu ziehen, denn in einem Briefe vom 17. Juli 1620 schreibt sein uns unbekannter Agent an ihn: „Van Dijck ist beständig bei Rubens und man fängt an, seine Werke nur für wenig geringer als die seines Meisters zu schätzen. Er ist ein Jüngling von 21 Jahren, von Vater und Mutter her sehr reich in dortiger Stadt, so daß es schwer halten wird, daß er von dort weggeht; um so mehr, als er sieht, welches Glück Rubens gemacht hat."

Aber van Dijck hat sich doch bewegen lassen, nach England zu gehen. Am 25. November war er schon dort. Wir lesen in einem Briefe an Sir Dudley Carleton: „Ew. Herrlichkeit ist ohne Zweifel davon informiert, daß van Dijck, der berühmte (famous) Schüler von Rubens, nach England gegangen ist und daß der König ihm ein Gehalt von 100 Pfund des Jahrs gegeben hat." Im Februar 1621 hat van Dijck 100 Pfund „als Entschädigung für Seiner Majestät geleisteten Specialdienst" erhalten. Am 28. Februar aber erhielt er schon einen Paß für acht Monate zu reisen mit dem Urlaub des Königs.

Frans Snyders.

Weiteres weiß man nicht von diesem ersten Auf-

Rast in Aegypten.

enthalt in England. Man vermutet, daß er damals das Bildnis von Jakob I. (Windsorgalerie) und ein — jugendlicheres — Bild vom Grafen Arundel gemalt habe. Es ist auch angenommen, seine weitere Reise sei vielleicht nach Holland gegangen — der Vertrag zwischen der Republik und den spanischen Niederlanden lief in diesem Jahre 1621 ab; in Deutschland wütete schon seit 1618 der Dreißigjährige Krieg. Die Anekdote von van Dijcks Reise zu Frans Hals wird dann auch von einigen in diese frühe Zeit versetzt. Wir bringen sie an anderer Stelle.

Nach de Piles wäre van Dijck damals, von Richelieu berufen, in Paris gewesen. Ueber diese ganze Epoche vor der Ankunft des Künstlers in Italien herrscht Unklarheit. Dieselbe ist in neuester Zeit noch vermehrt durch ein Manuskript aus dem vorigen Jahrhundert, wonach van Dijck viel früher, als man sonst annimmt, nach Italien gereist, und zwar schon am 20. November 1621 in Genua gewesen sei, sich auch schon 1625 auf der Heimreise wieder in Marseille befunden habe. Was sich nach der gewöhnlichen, älteren Annahme auseinanderzieht, muß dann dicht zusammengedrängt werden. Für die bekannte Idylle von Saventhem bleibt somit zum Beispiel wenig Zeit.

Die Behauptung, er habe schon im Oktober 1621 Antwerpen verlassen, stimmt aber nicht zu der Ver-

Portrait der sitzenden Frau.

sicherung, daß van Dijck zu seinem erkrankten Vater geeilt sei, der am 1. Dezember 1622 starb. Der Sterbende habe ihm das Versprechen abgenommen, den Dominikanerinnen für ihre dem Kranken bewiesenen Freundschaftsdienste und Treue ein Bild zu malen; van Dijck hat das Versprechen sieben Jahre später erfüllt durch einen „Christus am Kreuz".

Die alte Klatschhistorie erzählt, der junge, talentvolle und schöne van Dijck habe die Eifersucht von Rubens durch seine Erfolge als Künstler und durch seine Verliebtheit in Frau Rubens erregt. Der Meister habe ihm den Rat gegeben, hauptsächlich sich dem Portrait (das auch hauptsächlich durch die diesem Aufsatz beigegebenen Nachbildungen van Dijckscher Werke vertreten wird) zu widmen und — nach Italien zu gehen. Ein Renaissancekünstler mußte übrigens, wenn irgend möglich, Italien gesehen haben. Mancher hat sich dahin gebettelt. Nur Künstler, wie Rembrandt van Rijn, die auch darin protestantisch ihren eigenen Weg gingen, suchten nicht ihre letzte Ausbildung in der welschen Fremde.

Jan Snellinck.

Van Dijck schenkte vor seiner Abreise dem Freund und Meister dessen und der Frau Isabella von ihm gemaltes Portrait und einen „Christus auf dem Oelberg", ein von Rubens besonders hochgeschätztes Bild, das einen Ehrenplatz in seinem Hauptsaal erhielt und das bei Versteigerung des Rubensschen Nachlasses für 1200 Gulden nach Madrid verkauft wurde, wo es sich noch befindet. Rubens' Gegengeschenk war ein herrliches Pferd zum Ritt in das gelobte Land der Kunst.

Von den Bildern van Dijcks aus dieser voritalienischen Periode zeigen manche den Stil des alles beeinflussenden Meisters Rubens in der nicht angenehmen, forcierenden, dem Nachahmer eigenen Weise. Etliche dieser frühen Bilder glaubt man gerade jetzt wieder gefunden zu haben. Genannt seien: einige Portraits (Dresden); „Der trunkene Silen"; sechs Bilder aus dem Leben des Decius Mus, gemalt nach den Skizzen von Rubens (van den Branden weist auf die bekannten Bilder in Wien); die „Kreuztragung" in der St. Paulskirche zu Antwerpen, die nach Bellori das früheste berühmtere Werk war; die drei in eigentümlicher Weise in den Handel und nach Berlin geratenen Bilder: die „Verspottung Christi", „Die beiden Johannes" und „Die Ausgießung des heiligen Geistes", dann mehrere Bilder in Madrid, darunter die angeführte „Gefangennehmung Christi auf dem Oelberg." Nach Italien! Wie van Dijck dahin gelangt ist, wissen wir nicht. Bekannt ist die Geschichte von Saventhem, wo er ein Hauptbild dieser seiner ersten Epoche, den „Heiligen Martin", gemalt habe.

Statt stetig seines Wegs zu ziehen, habe van Dijck in Saventhem Halt gemacht. Früher erzählte man, eine Bauernschöne sei die Armida für den neuen Rinaldo gewesen, der Italien in den Armen seiner Geliebten vergessen habe. Jetzt weiß man, daß van Dijck dort in der Familie des adligen Drosten Martin van Ophem verkehrte. Der kunstsinnige Drost habe bei ihm das Bild des heiligen Martin bestellt; van Dijck verliebte sich in die siebzehnjährige Isabella van Ophem — nicht in die ältere, schon lange verheiratete Schwester Anna. Um länger zu bleiben, habe er noch das Bild „Die heilige Familie" gemalt, und schließlich um die Hand Isabellas angehalten, vom Vater jedoch Abschlag erhalten.

Es braucht das nicht bloß aus Adelsstolz geschehen zu sein. Der Drost van Ophem hat vielleicht aus anderen Gründen dem jungen, schönen, hochbegabten und vermögenden Künstler sein Kind nicht anvertrauen wollen: in Antwerpen ließ dieser eine Geliebte mit einem Töchterchen, genannt Maria Theresia, zurück.

Nach der, zum Beispiel bei Guiffrey angenommenen Version, daß van Dijck schon im Oktober 1621 nach Italien gereist sei, kann diese Episode von Saventhem nicht so lange gedauert haben. Van Dijck hat danach den Auftrag zu dem berühmten „Heiligen Martin“ von dem Grafen und Baron Ferdinand de Boisschot erhalten. Als er das fertige Bild nach Saventhem brachte, bekam er die Bestellung eines zweiten Bildes, der „Heiligen Familie“, als Pendant zum „Heiligen Martin“, das aber erst nach der Reise ausgeführt sei. Von dem Vater Isabellas bei seiner Bewerbung abgewiesen, zog er weiter. Für den „Heiligen Martin“ von van Dijck sieht man jetzt das Vorbild in einem Bilde von Rubens. Interessant sind die Schicksale, welche das Kleinod von Saventhem gehabt hat. Die Bauern haben es als ihr Palladium betrachtet und sind schon mit Wehr und Waffen dafür eingetreten. Einmal hat die Wachsamkeit der Hunde das Bild gerettet, als ein reicher Amerikaner dasselbe durch einen später wegen Mordes hingerichteten Strolch stehlen lassen wollte.

J. van Kessel.

Ueber die Reise van Dijcks nach Italien gibt es keine Nachrichten. Die früheren Angaben lassen ihn den ersten unauslöschlichen Eindruck von Venedig erhalten, wo Tizian, Paolo Veronese und die ganze herrliche, nach Kolorit und Lebensauffassung seiner Begabung so zusagende Schule auf den jungen flandrischen Meister gewirkt hätten. Von da sei er nach Genua gegangen.

Nach dem schon angeführten Manuskript sei er in Genua schon am 20. November 1621 gewesen. Hier traf er den Jugendfreund Jan Breughel, des Sammet-Breughels Sohn und dessen Verwandte, die Brüder Cornelis und Lucas de Wael.

Mit den Empfehlungen seines berühmten Meisters und wohl auch kirchlicher Freunde, eingeführt durch seinen Reisegenossen Vanni und besonders auch durch schon eigenen Ruhm fand der junge, feinsinnige Nachfolger der Pourbus, Rubens und anderer Landsleute schnell Zutritt in die Kreise der hohen Aristokratie und Hierarchie von Italien.

Alle Verhältnisse waren ihm günstig, seine Wege geebnet.

Er hatte seine technische Schule in Antwerpen und unter einem Rubens durchgemacht, seine gesellschaftliche in Rubens' vornehmem Hause und auch schon am englischen Hofe und auf sonstigen Reisen. Aufträge der bedeutendsten Art, so im Portrait, so im Kirchenbild, riefen sogleich seine ganze, schöne, künstlerische Kraft zur vollsten Anspannung.

Die großen italienischen Meister, Tizian vor allen, wirkten auf das hochbegabte Glückskind befreiend. Er streifte durch sie ab, was er gegen sein eigentliches Wesen von dem kraft- und lebensstrotzenden, in dramatisch-stürmischer Aktion schwelgenden Meister Rubens angenommen hatte. Er besaß nicht die bis ins Kolossalische gehende Gewalt und Wucht, nicht die oft ins Gargantuanische gesteigerte sinnliche Lebenskraft; er hatte auch nicht die unerschöpflich vorquellende Erfindungskraft von Rubens. So betonte er in seinen historischen Bildern, übrigens einer damaligen in Ge-

Männerkopf (Karl I.?).

fühlsseligkeit schwärmerischen Zeitströmung entsprechend, das Gefühl. Vorwürfe, die ihm zusagten, wiederholte er gern. Das Portrait, das keine Erfindung verlangte, wurde sein Hauptfach.

Was die anderen großen Italiener, Raffael, Tizian voran, schon gethan und jetzt ein Guido Reni und Genossen wieder so vortrefflich übten, die Umsetzung des Adels der Antike für die moderne adlige Erscheinung, das ging auch auf van Dijck malerisch über in Fleisch und Blut.

Peter Paul Rubens. Von Anton van Dyck.

Die Maler der Renaissance haben in solcher Weise die Muster für die Erscheinung gegeben, nach denen das Leben sich wieder modelte. Für den Norden hat das keiner mehr gethan als Anton van Dijck, der die Begabung, alles, was er wollte, in eine gewisse aristokratische Vornehmheit zu tauchen, in Italien ausbildete und zurückbrachte und damit den Norden entzückte.

Der Kampf zwischen der Aristokratie und Demokratie wurde damals im Norden der Alpen durchgekämpft: die Vorkämpfer waren einerseits die freien, republikanischen Holländer und die Puritaner Englands, das gegen Aristokratie und Hierarchie, königlichen und päpstlichen Absolutismus sich wehrende Bürgertum; auf der anderen Seite stand ein noch mächtiger, selbstbewußter Adel, die Feudal-Barone, die erst durch Richelieu und endgültig durch Louis XIV. allmählich zu gefügigen Höflingen und Dienern des fürstlichen Absolutismus herabgedrückt wurden. Absolutismus und Beamtenherrschaft nivellierten noch nicht.

Durch die Geistesstrudel im Gefolge der Renaissance und besonders im Gefolge der Reformation war, hier früher, dort später, der alte kirchliche Bann, der die Geister gefangen hielt und das eigentliche Mittelalter nach Gutem und Beschränktem charakterisiert, gebrochen. Die Subjektivität hatte sich entwickelt und entwickelte sich des weiteren und die Menschen bekamen dadurch neuen, individuellen Geistesausdruck gegenüber dem Massengepräge, das im Mittelalter herrschte und namentlich dem weiblichen Geschlechte noch länger als dem männlichen, früher geistig durchgearbeiteten, eigentümlich blieb.

Die Gesichter erhielten neuen Ausdruck und die Menschen lernten Neues daraus lesen.

Die Kunst hatte allsogleich die neue charakteristische Erscheinung ergriffen: die Portraitmalerei hatte ihren großen Aufschwung genommen; die Flut lief noch immer an. An einen Rubens reihten sich jetzt gerade van Dijck, Velasquez, Rembrandt van Rijn und die bedeutenden niederländischen Genossen.

Anton van Dijck zählte seit seiner italienischen Reise zu den ersten der großen Portraitmaler. Als Hauptsache bleibt auch für ihn seine Erfassung und Wiedergabe des Lebens, darüber hinaus wurde er dann noch, wie schon gesagt, der Lehrmeister des Nordens für aristokratische, so männliche wie weibliche Erscheinung.

Er ist später oft bis zur Manier darin gegangen; auch diese und die Masse seiner Leistungen wirkten wieder auf die Masse des Publikums, das viel verträgt und viel benötigt, um Wirkung zu verspüren. Es genüge hier anzuführen, daß van Dijck noch auf lange hin — solange eben der neue steifere, französische Stil durch Louis' XIV. Uebergewicht nicht ganz durchgedrückt war — als ein Hauptvertreter aller Bestrebungen der Renaissance oder der sogenannten antikischen Schule gegenüber Rembrandt van Rijn und der holländischen realistischen Schule auf den Schild gehoben wurde.

Zu den berühmtesten Bildnissen gehören seine Reiterbilder von Antonio Giulio Brignole, Giov. Paolo Balbi und Thomas de Carignan von Savoyen, die Portraits der Marchesa Durazzo, des Kardinals Bentivoglio, der drei Kinder mit dem Hündchen u. a. Unter anderen kirchlichen Bildern malte er heilige Familien, die Grablegung im Palazzo Borghese, die Madonna im Palazzo Pitti, die h. drei Könige, die Auferstehung u. s. w.

In Rom, wohin er mit Jan Breughel ging, zog er sich durch vornehmes, zurückhaltendes Wesen den Spott und Zorn der in rüdem Wesen und wüstem Zechen einen genialisch schlimmen Ruhm suchenden Niederländischen Schilderbent (Malerverein) zu. Sie hatten schlimme Kritik für den stolzen pittore cavalieresco, wie sie ihren Landsmann spöttisch nannten, und sollen ihm auch Rom verleidet haben, so daß er 1624 nach Genua zurückkehrte. Van Dijck, der die wichtigsten Kunststädte Nord- und Mittelitaliens zwischendurch schon besucht, in Mailand auch eine Kopie von Lionardo da Vincis Abendmahl gemalt hatte, ging von Genua nach Sizilien, wo wieder Aufträge des Vicekönigs Philibert Emanuel von Savoyen ihn sogleich ehrten. Doch trieb ihn die Pest bald nach Genua zurück, wo er die von Philibert bestellte Madonna del rosario fertig malte.

Am 4. Juli 1625 soll van Dijck auf der Heimreise in Marseille gewesen sein. Wie und wann er heimgekehrt ist, weiß man nicht. Am 12. Dezember 1625 erklärten seine Brüder und Schwestern daheim vor Gericht, daß er noch im Ausland sei. Man hat sonst angenommen, er sei 1626 zurückgekehrt. Fabeln haben sich wegen des Mangels an Nachrichten gebildet, daß er in Antwerpen mit seiner Kunst mißachtet worden sei und Not gelitten, Rubens ihn protegiert, ihm auch eine Tochter erster Ehe angeboten habe, die er, nebenbei bemerkt, gar nicht besaß. Wegen eines Portraits des Gouverneurs der Festung Briel, bezeichnet 1627, hat man vermutet, daß van Dijck sich gar nicht gleich wieder in seiner Vaterstadt gefestigt, sondern vielleicht in Holland aufgehalten habe. 1628 ist er urkundlich in Antwerpen. Am 6. März hat er ein Testament gemacht, im selben Jahr trat er auch in die Genossenschaft der h. Jungfrau und malte für 300 Gulden für sie das Bild der h. Rosalie mit Maria, dem Christuskinde und Peter und Paul, für die Augustiner St. Augustin in Verzückung vor der h. Dreifaltigkeit. In Holland und Belgien ward nun sein Ruhm gleich groß. Rubens war damals auf seinen diplomatischen Missionen, wenn auch die Werkstattarbeiten fortgingen. Bild auf Bild ging nun aber auch aus van Dijcks Atelier hervor, hoch bezahlt; zu Kirchenbildern kamen Bilder aus der Mythologie und Allegorie und Portraits. So besaß Rubens allein außer den schon oben genannten Bildern von van Dijck Antiope und Jupiter als Satyr, drei h. Hieronymus, St. Ambrosius, St. Martin, die Dornenkrönung (nach Madrid für 1000 Gulden verkauft), das Haupt von St. Georg und den Kopf eines Gewappneten. Van den Branden gibt dazu einen Auszug von Gemälden van Dijcks mit den sehr hohen derzeitigen Schätzungspreisen und weist des weiteren auf die berühmten Bilder Venus bei Vulkan und Simson und Delila im Belvedere, Danae im goldenen Regen in Dresden, Cupido mit der Nymphe

eingeschlummert in Hampton-Court und die Bilder, die seinerzeit Willem III. besaß: die Zeit, welche der Liebe die Flügel kürzt, Achilleus unter den Jungfrauen, die Liebe, und die Schule der Liebe.

Van Dijck genoß bei solcher hochbezahlten Thätigkeit eines Wohlstandes, daß er 1630 bei einer Anleihe seiner Vaterstadt im Betrage von 100000 Gulden für sich allein 4800 Gulden zeichnete. Er wurde damals auch an den Hof zu Brüssel beschieden und zum Hofmaler mit einem Jahresgehalt von 200 Gulden ernannt. Er malte damals die Erzherzogin Isabella und den Marquis von Aytona (Louvre). 1630 ließ er sich auch bewegen für Kortryk die „Kreuzaufrichtung" zu malen. (Auch darüber existiert eine Lügengeschichte.)

1631 hatte er wie Rubens die Ehre eines Besuchs der Königin Mutter von Frankreich, Maria von Medicis.

Schon 1629 hatte König Karl I. von England durch Endymion Porter, mit dem van Dijck sich zusammen gemalt hat, van Dijcks „Rinaldo und Armida" ankaufen lassen. Möglich, daß van Dijck nicht neben Rubens, der seit 1630 wieder seinen bleibenden Aufenthalt in Antwerpen nahm, sein Atelier weiterführen und den Zweiten spielen mochte, wo er die Jahre während Rubens' diplomatischer Thätigkeit der Erste gewesen war. Trotz unangenehmer Streitigkeiten und Mißverständnisse mit dem englischen Agenten Gerbier folgte er dem Rufe nach England. Er soll über Holland dahin gegangen sein und nach Houbraken die hübsche Bekanntschaft mit Frans Hals ins Werk gesetzt haben. Ein flotter vornehmer Kavalier habe sich bei dem Freund der Schenke Frans Hals zum schnellen Abkonterfeien eingefunden. Meister Frans habe sich hingesetzt und mit seiner berühmten Hastigkeit das Bild des Fremden auf die Leinwand gezaubert, so daß dieser ganz betroffen gewesen sei. Aber dann habe derselbe gesagt: „Wenn das Malen so gemächlich geht, will ich doch auch einmal versuchen, Euer Portrait zu machen" und habe seinerseits Pinsel und Palette genommen und losgemalt und gesagt: „Es ist fertig." Wie aber Frans Hals das Portrait sieht, ruft er: „Du bist van Dijck! Das kann kein anderer!"

Und nun hatte van Dijck Antwerpen mit London vertauscht und war der Günstling eines kunstliebenden Königs und der reichen englischen Aristokratie. Im Frühling 1632 in London angekommen, wurde er schon am 5. Juli zum Ritter ernannt und mit goldener Kette und diamantenbesetztem Medaillonbild des Königs geehrt.

Im Oktober wurde ihm außer der Bezahlung der Gemälde ein jährlicher Gehalt von 200 Pfund zugesprochen. Inigo Jones mußte ihm ein Haus einrichten. Aufträge strömten ihm zu; Gold floß herein. Rubens' Beispiel wirkte; gleichzeitige italienische Maler auf der Höhe der Gunstwoge liebten fürstliches Großthun. Van Dijck suchte womöglich alle zu übertreffen; der Künstler machte ein Haus wie die englischen Großen.

Was reich und vornehm war, wollte von ihm gemalt sein. Es soll Mode gewesen sein, gleich mehrere Bilder bei ihm zu bestellen, um sie für besondere Gelegenheiten zu verschenken. Ein paar hundert Portraits gehen in England auf seinen Namen.

Natürlich konnte der Künstler, so geschickt und fleißig er war, nicht alles allein bewältigen. Er hatte gleich Rubens und anderen viel in Anspruch genommenen Künstlern, gleich den alten Meistern eine Werkstatt, in der Meistermaler und Schüler halfen. Er malte an jeder Person eine bestimmte Zeit, es heißt eine Stunde, legte das Portrait an und skizzierte die Figur. Dann mußte man ihm die Kleider schicken und nun wurde das Bild fertig gemacht. Für die Hände habe er besondere Modelle gehabt. Mit den vielen Wiederholungen königlicher und anderer Personen hat er sich schwerlich persönlich aufgehalten. (Von Bildern des Königs und der Königin gehen allein in England nahezu 50, darunter 7 Reiterbilder Karls auf seinen Namen.)

1634 ging er auf einige Zeit nach Belgien zurück. 1635 war er wieder in London und setzte die rastlose Thätigkeit zu allen möglichen aufreibenden Vergnügungen fort. Der englische Hof und Adel tanzte damals auf einem Vulkan. Die Sitten waren derart, um den heiligen Zorn der Strenggläubigen zu erregen. Van Dijck hatte den Ruf, einer der gefährlichsten Verführer zu sein. Uebermäßige Arbeit, Liebe, Verschwendung erschöpften den Mann und sein ungeheures Einkommen.

Karl I. versuchte dem verhängnisvollen, den Künstler zu Grunde richtenden Leben ein Ende zu machen. Er verheiratete ihn 1639 oder 40 mit Maria Ruthven, damals im Hofstaat der Königin und eine der schönsten jungen Damen ihrer Zeit, aus dem Geschlecht der Grafen von Gowrie und verwandt mit den Stuarts.

Der Künstler war schon leidend und die schlimme politische Zeit in England begann. Van Dijck hat sich noch bemüht, den Auftrag für die Wandgemälde in Whitehall zu erhalten. Seine Forderung aber war zu hoch; es mangelte an Geld. Schon mehrere Jahre war ihm sein Gehalt nicht ausbezahlt. Rubens starb 1640 in Antwerpen und van Dijck ging über Holland dahin, vielleicht um ein Asyl gegen den Sturm zu suchen. Im Januar 1641 war er in Paris, dort den Auftrag für die Ausmalung der großen Louvre-Galerie zu erwirken. Doch Poussin wurde dafür aus Rom berufen.

Er war in Paris schon schwer krank.

In allen Hoffnungen getäuscht, ging er nach London zurück, um dort dahinzusterben. Am 1. Dezember 1641 wurde ihm eine Tochter, Justina Anna, geboren. Drei Tage später machte er immer noch als reicher Mann und als ein sorgsamer Verwalter und gewissenhafter Vater und Bruder sein Testament. Für die Schwestern und die uneheliche Tochter und Gattin und eheliche Tochter traf er eingehende, umsichtige Bestimmungen.

Am 9. Dezember 1641 war sein Todestag. Als Kolorist und Portraitmaler zählt er zu den Größten seiner Kunst.

Europa in Waffen.

Von

Herrmann Vogt.

Ein starkes Deutschland ist die beste Gewähr für den Frieden! Dieses Axiom hat in letzter Zeit die Runde durch die Presse aller Länder gemacht. Seine Richtigkeit liegt auf der Hand. Das im Herzen unseres Weltteils gelegene Deutsche Reich hört nur dann auf, ein Gegenstand lüsterner Eroberungsgier für seine Nachbarn ringsum zu sein, wenn es in sich geeinigt und derartig gerüstet ist, um allen Uebergriffen, mögen sie kommen, von welcher Seite sie wollen, gewappnet und mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können. Andererseits ist nur ein wehrhaftes und gerüstetes Deutschland imstande, einen erbitterten Kampf zwischen anderen Mächten zu verhindern, indem es, wenn alle Vermittlungsversuche des „ehrlichen Maklers" fehlschlagen, das volle Gewicht seines guten Schwertes in die eine Seite der Wagschale wirft und damit seinem Verbündeten ein solches Uebergewicht verschafft, um schlimmsten Falls den blutigen Krieg mit wuchtigen Schlägen rasch beendigen zu können.

Die ausschlaggebende Bedeutung, die ein gut geschultes Heer für den Bestand des Staates hat, ist namentlich von den Hohenzollernfürsten stets ganz und voll erkannt worden. Von jeher haben sie mit ganzer Thatkraft sich der Entwickelung des heimischen Heerwesens gewidmet und oft genug an der Spitze ihrer Truppen kühnen Mutes für ihr gutes Recht gestritten. Von dem Andenken an die Schlacht von Fehrbellin, welche dem Vordringen der Schweden auf deutschem Boden ein Ziel setzte, ist der Name des großen Kurfürsten unzertrennlich. Friedrich der Große stand jahrelang mit zäher Kraft einer gegen den „kleinen Marquis von Brandenburg" verbündeten Welt in Waffen gegenüber, und als sein Heer in den Unglückstagen von Jena und Austerlitz durch die Scharen des korsischen Eroberers zertrümmert ward, so war damit doch dem kleinen Preußen der Mut nicht gebrochen. Tapfere und kühne Männer errichteten auf neuer und gesunder Grundlage ein anderes Heer, das zweimal mit den Verbündeten dem geschlagenen Feind bis in die Hauptstadt seines Reiches folgte und vom eroberten Paris aus der Welt den ersehnten Frieden wiedergab. An die Stelle der geworbenen Soldaten, die nach einer verlorenen Schlacht in Massen fahnenflüchtig wurden und stets dem zu dienen geneigt waren, der am höchsten zahlte, füllten jetzt die Landessöhne die Reihen des Heeres, denen Vaterlandsliebe und Königstreue den Mut beseelte.

„Jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser seiner Pflicht nicht vertreten lassen." In der Zeit tiefster Schmach und Erniedrigung ist das Volksheer geschaffen, fußend auf dieser Anschauung, die heute den Grundsatz bildet, auf welchem sich das Heerwesen des neuerstandenen Deutschen Reiches aufbaut.

Niemand vermag sich der Thaten unserer tapferen Truppen während des glorreichen französischen Krieges in den Jahren 1870 und 1871 zu erinnern, ohne zugleich mit Verehrung und Bewunderung des greisen Helden zu gedenken, der die deutschen Heere von Sieg zu Sieg geführt. Des Deutschen Reiches erster Kaiser, Wilhelm der Siegreiche, ist indes nicht nur ein hehrer Schlachtenlenker, der ohne Zögern zum Schwerte greift, wenn das Wohl des Reiches dies erheischt, sondern auch ein gottbegnadeter Friedensfürst, dessen ganzes Bestreben darauf gerichtet ist, den Frieden zu erhalten und das Volk die Früchte seiner Arbeit in Ruhe genießen zu lassen. Mit wachsamem Auge verfolgt und leitet der Kaiser dabei die Entwickelung des deutschen Heerwesens, seine von allen Seiten als musterhaft anerkannte Organisation, die kriegerische Ausbildung der Truppen, ihre Bewaffnung und Ausrüstung, prüft die Befähigung der Führer und befiehlt alle Maßregeln, die geeignet scheinen, das deutsche Kriegsheer stets kriegsbereit zu halten.

Alles das erscheint doppelt notwendig, da unser westlicher Nachbar eingestandenermaßen die Absicht keineswegs aufgegeben hat, die deutschen Lande Elsaß und Lothringen bei sich darbietender Gelegenheit wieder an sich zu reißen. Wie Kaiser Napoleon III. vor siebzehn Jahren den Vorwand zum Kriege mit dem friedliebenden Deutschland vom Zaune brach, so wird auch die französische Republik in ihrem Revanchebedürfnis schon die äußere Veranlassung für einen zweiten Krieg zu finden wissen, wenn man jenseits der Vogesen einmal wieder „archiprêt" zu sein glaubt. Ob das nach dem Ausspruch unseres großen Kanzlers in zehn Tagen, in zehn Wochen oder in zehn Jahren der Fall sein wird, ruht im Schoße der Zukunft. Ein neuer kriegerischer Zusammenstoß zwischen beiden Nationen, die besser daran thäten, sich im friedlichen Wettstreit auf den Gebieten des Handels und der Gewerbsthätigkeit miteinander zu messen, scheint unvermeidlich. Ein solcher könnte leicht zum Kriege „bis aufs Messer" werden, zum „saigner à blanc" führen, wie das geflügelte Wort des Fürsten Bismarck lautet. Denn in Deutschland wird die Empörung allgemein über die steten Hetzereien und Nergeleien, über die Lügen und Verdächtigungen, die mit Bezug auf unser Reich und seine Bewohner von den französischen Blättern mit boshafter Berechnung ohne Unterlaß ausgestreut werden, und ich darf dreist behaupten, daß die deutschen Soldaten heute mit einem Gefühl feindseliger Erbitterung in den Krieg gegen Frankreich ziehen würden, das ihnen 1870 gänzlich unbekannt war. Wir versehen uns nach mehrfachen traurigen Erfahrungen von den Franzosen, falls sie als Sieger auf deutschem Boden erscheinen sollten, nichts Gutes, aber es wäre leicht möglich, daß unsere Soldaten, wenn uns das Kriegsglück abermals begünstigen sollte, auch einmal gründlich mit der „grrrrande nation" abrechneten, und wenigstens einige von den Uebelthaten wirklich begingen, die das eitle Volk in seiner thörichten Dummheit den sogenannten „Barbaren" bis jetzt verleumderischerweise in die Schuhe geschoben hat.

Abgesehen von den Gefahren, die dem Deutschen Reiche unter Umständen von seiten des östlichen Nachbarn, des russischen Kolosses, drohen könnten, haben schon die unausgesetzten Rüstungen Frankreichs uns dazu genötigt, fortwährend auf die Verbesserung unserer Heereseinrichtungen und auf die Verstärkung der Armee Bedacht zu nehmen. Erst kürzlich hat ein bezüglicher Entwurf dem Reichstage vorgelegen, welcher eine Vermehrung der Bataillone und Batterien und die regelmäßige Einberufung einer größeren Zahl von Mannschaften zu den Fahnen bezweckte. Diese letzte Maßregel sollte namentlich der eigentlichen Schlachtenwaffe, der Infanterie, zu gute kommen. Während gegenwärtig die Friedenspräsenz des deutschen Heeres ein Prozent der Bevölkerung nach der Zählung vom 1. Dezember 1875 beträgt, wollte man der Berechnung des Friedensstandes die stark angeschwollene Bevölkerungsziffer aus dem Jahre 1880 zu Grunde legen. Das betreffende Gesetz ist vorläufig nicht zustande gekommen. Ob die geplante Verstärkung eine Notwendigkeit

ist, darüber möge sich der freundliche Leser durch Vergleichung der nachfolgenden Angaben sein Urteil selbst bilden.

Die Friedensstärke des deutschen Reichsheeres, das sich bekanntlich aus den selbständigen Armeen von Preußen und der mit dieser eng verbundenen Kontingente der kleineren Bundesstaaten, von Bayern, Sachsen und Württemberg zusammensetzt, beträgt nach dem Etat für 1886 bis 1887 18150 Offiziere, 427274 Mann, 81773 Dienstpferde, 1374 Feldgeschütze. In dieser Zahl sind 7000 bis 8000 Einjährig-Freiwillige, etwa 2500 Kadetten, die übungspflichtigen Ersatzreservisten I. Klasse und die Mannschaften der Gendarmerie, 9500 Köpfe, nicht einbegriffen. Von der Gesamtsumme entfallen auf die 504 Bataillone der Infanterie und der Jäger, mit Einschluß der Landwehrbezirkskommandos, der Unteroffiziersschulen u. s. w. 10274 Offiziere, 294970 Mann. Die Kavallerie mit ihren 465 Schwadronen ist 2358 Offiziere, 64589 Mann, 62469 Pferde stark; die Feldartillerie zählt in 334 Batterien 1801 Offiziere, 34817 Mann und 16847 Dienstpferde, die Fußartillerie in 31 Bataillonen 729 Offiziere, 16349 Mann. An Pionieren und Eisenbahntruppen bestehen 21 Bataillone und 1 Kompanie mit zusammen 421 Offizieren, 10849 Mann, und der Train, dieses ach so wichtige „impedimentum" für jedes Heer, verfügt in 18 Bataillonen und 1 Kompanie über 200 Offiziere, 4825 Mann und 2457 Dienstpferde. Die an der Gesamtsumme fehlenden 2367 Offiziere, 875 Mann verteilen sich auf die Offiziere der Stäbe und besondere Formationen, die hier außer acht gelassen werden können, wie denn überhaupt die auch bei den Angaben über die anderen Heere sich ergebenden Unterschiede zwischen den Gesamtzahlen und den Teilziffern auf den fortgelassenen Militärpersonen der Stäbe und Administrationen beruhen.

In der Kriegsformation zerfällt das deutsche Reichsheer nach der Art der Verwendung in die Feldarmee, die Ersatztruppenteile und die Besatzungstruppen. Die eigentliche Feldarmee besitzt in 503 Bataillonen, 372 Schwadronen, 340 Batterien und 77 Pionierkompanien mit den zugehörigen Trains, Kolonnen und Administrationen eine Stärke von etwa 19391 Offizieren, 744031 Mann, 242415 Pferden und 2040 Geschützen. Die Ersatztruppenteile, ihrer Bezeichnung nach dazu bestimmt, Mannschaften zum Ersatz der bei der Feldarmee entstandenen Lücken heranzubilden, zählt in 161 Bataillonen, 93 Schwadronen, 74 Batterien und 80 Pionierkompanien 4796 Offiziere, 296614 Mann, 31373 Pferde und 444 Geschütze. Die Besatzungstruppen endlich dienen zunächst zur Festhaltung der festen Plätze und bilden 421 Bataillone, 144 Schwadronen, 54 Batterien und 316 Kompanien Pioniere mit zusammen 11240 Offizieren, 416032 Mann, 38943 Pferden und 324 Geschützen. Die Gesamtstärke des Heeres zu Kriegszeiten, die aber, wie aus dem Vorstehenden erhellt, keineswegs in erster Linie auf dem Kampfplatze erscheinen kann, stellt sich auf 35427 Offiziere, 1456677 Mann, nebst 27000 Köpfen an Aerzten, Zahlmeistern, Roßärzten, Büchsenmachern, Sattlern und Hilfspersonal im allgemeinen, 312731 Pferde, 2808 Geschütze. Ein mobiles Armeekorps umfaßt etwa 900 Offiziere, 38000 Mann, 13000 Pferde, 100 Geschütze.

Zum Landsturm gehören alle wehrfähigen deutschen Männer, vom 17. bis zum 42. Lebensjahre, die nicht zum Heeresdienst herangezogen sind. Der durch Gesetz unter völkerrechtlichen Schutz gestellte Landsturm dient im allgemeinen lediglich zum Schutze des eigenen Herdes. Er bildet damit keinen integrierenden Teil des deutschen Heeres, und es ist ziemlich müßig, wenn ein französischer Schriftsteller seine Stärke auf 993000 Mann berechnet.

Die französische Republik hat, wie die meisten europäischen Staaten, nach 1870 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und ihr Heerwesen in den wesentlichsten Grundzügen den deutschen Einrichtungen nachgebildet, ohne anscheinend den Verhältnissen des eigenen Landes und Volkes überall gebührend Rechnung zu tragen. Man hat in Frankreich ungeheure Summen auf die Beschaffung eines neuen vorzüglichen Kriegsmaterials an Geschützen und Gewehren verwandt, man hat nach einem großartigen System die Ostgrenze in ihrer ganzen Ausdehnung — der chinesischen Mauer vergleichbar — durch einen dreifachen Gürtel von Befestigungen gesperrt und ein zahlreiches Heer geschaffen, das vieles von den Eigentümlichkeiten früherer französischen Armeen abgestreift hat, aber in dem man bestrebt ist, die guten militärischen Eigenschaften der französischen Soldaten zu erhalten und zu entwickeln.

Die heutige französische Armee zählt im Frieden 26974 Offiziere, 496850 Mann, 124932 Pferde, und nach den Vorschlägen des Generals Boulanger soll sie noch um 72000 Mann, das ist auf 526130 Köpfe erhöht werden. Davon befinden sich in Tonkin und den verschiedenen Kolonien 734 Offiziere und etwa 25000 Mann; in Algier und Tunis 3007 Offiziere, 64595 Mann und 20461 Pferde, doch muß man mit diesen letzteren, nach dem Vorgange des letzten Krieges, auch bei europäischen Verwickelungen rechnen. Die Infanterie gliedert sich in 649 Bataillone und zählt 12100 Offiziere, 294927 Mann; die Kavallerie ist in 398 Schwadronen 3621 Offiziere, 65676 Mann und 63193 Pferde stark; die Artillerie umfaßt Feldartillerie, Festungsartillerie und Pontoniere, hat eine Stärke von 3369 Offizieren, 68240 Mann und 31818 Pferden; die Feldartillerie besitzt in 449 Batterien 2694 Geschütze; die 4 Regimenter Genietruppen zählen 914 Offiziere, 10502 Mann, 1007 Pferde; und der Train besteht in 20 Schwadronen aus 412 Offizieren, 9128 Mann, 2300 Ordonanzen als Diener nichtregimentierter Offiziere und 9954 Pferden. Die Gendarmerie dient, wie in Deutschland, in erster Linie den Zwecken der öffentlichen Sicherheit. Sie ergänzt sich aus ausgesuchten Mannschaften des Heeres und bildet im Kriege Feldgendarmerieabteilungen.

Im Kriegsfalle schwillt die durch ihre Reservemannschaften verstärkte Armee, nun Armee erster Linie genannt, nach französischer Berechnung auf 2051459 Mann an. Zu ihr gesellt sich die aus den unseren Landwehrmännern vergleichbaren Mannschaften der Territorialarmee gebildete Armee zweiter Linie. Sie ist entsprechend der Armee erster Linie in Cadres gegliedert und soll 2057196 Mann stark sein. Demnach beläuft sich die Kriegsstärke des französischen Landheeres auf 4108655 Köpfe. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Zifferzusammenstellung, in der außerdem zahlreiche Mannschaften einbegriffen sind, die gar keine oder doch nur sehr ungenügende militärische Ausbildung genossen haben, nicht darauf abzielt, dem französischen Volke, das in seiner Allgemeinheit keineswegs einen neuen Krieg wünscht, erhöhtes Vertrauen zu dem Ausgange eines solchen einzuflößen. Aber selbst wenn man erheblich niedrigere Zahlen, als die von französischer Seite aufgestellten und hier wiedergegebenen, für die wirklich von den Franzosen in das Feld zu stellende Armee annimmt, so bleibt doch die bedeutende numerische Ueberlegenheit im Vergleich zu der deutschen Truppenmacht bestehen.

Sämtliche französische Heereseinrichtungen kehren ihre Spitze gegen das Deutsche Reich, und um bei Ausbruch eines Krieges des ersten raschen Erfolges sicher zu sein, sind in die Departements der Ostgrenze starke Kavalleriemassen zusammengedrängt. Die dort garnisonierenden Infanterietruppen haben schon im Frieden einen stärkeren Mannschaftsstand, und sämtliche Feldgeschütze der Armee

sind fortwährend kriegsmäßig bespannt, so daß sie auf den ersten Ruf in das Feld eilen können.

Wir unsererseits vertrauen auf die erprobte Vollkommenheit unserer Mobilmachungsvorkehrungen, die den raschen Aufmarsch des Heeres ermöglichen; auf die Wirkungen des Repetiergewehrs, mit dem binnen wenig Wochen die gesamte deutsche Infanterie bewaffnet sein wird und mit dessen Einführung wir in „affenartiger Geschwindigkeit" den Franzosen „über" gewesen sind; auf unsere nach Zahl und Eigenschaften überlegene Reiterei, denn der Franzose ist ein schlechter Reiter und schlechter Pferdepfleger; vor allen Dingen auf die herrschende Mannszucht und den, Offiziere wie Mannschaften in gleichem Maße beseelenden Geist treuer Pflichterfüllung, williger Hingebung und kühlen Mutes, der herrlichere Thaten hervorzubringen imstande ist, als der vielbewunderte französische „élan", der nach den ersten Niederlagen in sein Gegenteil umzuschlagen pflegt. Doch auch die Zahl der Streiter fällt bei einem längeren Kampfe in das Gewicht, sie kann entscheidend auf den endlichen Ausgang wirken in dem möglichen, wenn auch vielleicht im Augenblicke nicht wahrscheinlichen Falle, der Deutschland zwingt, zugleich nach Westen und Osten Front zu machen.

Das Russische Reich, das in seiner ganzen Ausdehnung fast doppelt so groß ist wie Europa und dessen Unterthanen den dritten Teil der Bewohnerschaft unseres Erdteils ausmachen, vermag zwar nicht 18 Millionen ausgebildete Soldaten marschieren zu lassen, wie ein französisches Blatt in der überschwenglichen Art, mit der es um die russische Gunst wirbt, behauptet, aber seine Truppenmacht überragt die jedes anderen europäischen Staates um ein Bedeutendes. Die aus den „formierten Feldtruppen" zusammengesetzte Feldarmee erster Linie umfaßt im Frieden an Infanterie und Schützen 824 Bataillone mit 13 060 Offizieren, 394 461 Mann, 5250 Pferden; an Reiterei 330 Schwadronen mit 2121 Offizieren, 59 462 Mann, 49 683 Pferden; an Feldartillerie 333 Batterien mit 2065 Offizieren, 61 456 Mann, 18 958 Pferden; an Genietruppen 790 Offiziere, 18 801 Mann, 1003 Pferde; im ganzen 19 808 Offiziere, 535 788 Mann, 74 631 Pferde mit 1418 Geschützen.

Daneben bestehen die zur Verstärkung der Feldarmee und zur Besetzung der Festungen bestimmten Reservetruppen. Davon besitzt im Frieden die Infanterie in 109 Reservecadresbataillonen 3091 Offiziere, 56 898 Mann, 545 Pferde; die Artillerie in 30 Batterien 396 Offiziere, 6978 Mann, 1922 Pferde mit 120 Geschützen.

Die Stärke der Ersatztruppen, welche den nötigen Nachschub für die Feldarmee liefern sollen, kann man für den Frieden auf 351 Offiziere, 11 864 Mann, 5 544 Pferde beziffern, während sogenannte Lokaltruppen, Infanterie, Festungsartillerie und Ingenieure, in Friedenszeiten mit 1625 Offizieren, 59 625 Mann, 2410 Pferden in Ansatz zu bringen sind.

Den vorbenannten regulären Truppen schließen sich die Kasaken in ihren verschiedenen „Woißkos" und die irregulären Truppen der Fremdvölker an. Die sehr ausdehnungsfähigen Kasakenheere zählen im Frieden 1984 Offiziere, 49 962 Mann, 38 707 Pferde, 94 Geschütze; die Fremdvölker 139 Offiziere, 5673 Mann, 5327 Pferde.

Unter Hinzurechnung der Kasaken und Fremdvölker zählt das russische Friedensheer auf dem Papier 27 553 Offiziere, 727 884 Mann, 129 587 Pferde mit 1736 bespannten Geschützen.

Im Kriegsfalle schwillt die Stärke des Gesamtheeres auf 41 787 Offiziere, 1 882 630 völlig militärisch ausgebildete Soldaten, 350 958 Pferde mit 3876 Feldgeschützen, während außerdem in den drei Aufgeboten der Opoltschenie oder Reichswehr je 200 000 Ratniks, zu Fußdruschinen und reitenden Sotnien gegliedert, bereit stehen, den heimischen Boden zu verteidigen.

Eine derartig formidable Macht müßte um so mehr imstande sein, jeden Gegner einfach zu erdrücken, als Rußland der klimatischen und geographischen Verhältnisse des Landes wegen von einer feindlichen Invasion wenig zu befürchten hat. Aber es ist auf andere Weise dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wer weiß, ob die Organisation und die Bewaffnung des Heeres den kaiserlichen Vorschriften gemäß überall durchgeführt ist? Wahrscheinlich fehlt darüber selbst in Rußland die genaue Kenntnis, denn der Zar „das Väterchen" kann nicht überall sein und sehen, er ist manchmal sogar „sehr weit". Aber angenommen, die Armee wäre in ihrem vollen kriegstüchtigen Bestande vorhanden, so würden sich einer Versammlung dieser Massen, ihrer Bewegung und Ernährung, selbst wenn die Heeresleitung sich den damit verbundenen Geschäften völlig gewachsen zeigte, wahrscheinlich große Schwierigkeiten in den Weg stellen durch die geringe Leistungsfähigkeit der russischen Eisenbahnen. In den letzten Jahren ist zwar sehr viel für die Erweiterung und Verbesserung des Schienennetzes geschehen, aber man darf doch annehmen, daß es geraume Zeit erfordern würde, um aus dem Innern des Reiches ein Heer von verhältnismäßig numerischer Stärke über die Westgrenze zu werfen. Das ist auch in Rußland wohl erkannt, und um im Bedarfsfalle über eine gewisse Macht verfügen zu können, findet seit Jahr und Tag bereits eine stets vermehrte Truppenanhäufung in den westlichen Gouvernements statt. In dem das Königreich Polen umfassenden vierten Militärbezirk sind außer einer Gardedivision in drei Armeecorps sieben Divisionen Infanterie und drei Divisionen Kavallerie, endlich eine Kasakendivision vereinigt und den Nachrichten öffentlicher Blätter zufolge ist diese Macht nach Beendigung der vorjährigen Herbstmanöver noch um 32 000 Mann verstärkt worden.

In dieser Truppenanhäufung liegt eine Gefahr für den europäischen Frieden, und wenn von ihr auch an erster Stelle Oesterreich-Ungarn bedroht scheint, so muß man doch auch in Deutschland mit derselben rechnen.

Der Gewißheit französischer Feindschaft und der Möglichkeit russischer Gegnerschaft gegenüber darf das Deutsche Reich auf Oesterreich-Ungarn als einen sicheren Bundesgenossen zählen. Die inneren Zustände der österreichischen Kriegsmacht sind in der letzten Zeit durch eine Tendenzschrift angegriffen, als faul und unhaltbar hingestellt. Sehr mit Unrecht, denn das Heerwesen des verbündeten Kaiserstaates hat sich seit zwanzig Jahren im frischen gesunden Sinn entwickelt, und wir im Reiche geben uns der frohen Hoffnung hin, in späteren Kriegen Schulter an Schulter mit den Stammesbrüdern an der Donau kämpfen zu dürfen. Im Frieden verfügt Oesterreich-Ungarn in 450 Bataillonen Infanterie und Jäger, 246 Schwadronen Kavallerie, 197 Batterien Feldartillerie, 12 Bataillonen Festungsartillerie, 4 Regimentern Genietruppen, 77 Eskadronen Train und den entsprechenden Ersatzabteilungen über 15 942 Offiziere, 251 214 Mann, 48 679 Pferde und 766 Geschütze. Von dem kaiserlichen Heer sind die Landwehren der beiden Reichshälften im Frieden vollständig getrennt, und an die Befehle der Landesverteidigungsministerien gewiesen. Die kaiserlich königliche Landwehr Cisleithaniens besitzt einen Friedensstand von 574 Offizieren, 3522 Mann, 167 Pferden; die königlich ungarische Landwehr einen solchen von 1264 Offizieren, 7429 Mann, 1516 Pferden. Im ganzen beträgt die Friedensstärke der österreich-ungarischen Heeresmacht 18 088 Offiziere, 268 419 Mann, 50 362 Pferde.

In das Feld rückt das kaiserliche Heer mit 450 Bataillonen, 287 Schwadronen, 209 Batterien, 12 Festungsartilleriebataillonen, 4 Genieregimentern, 110 Eskadronen Train, mit einem Bestand von 26715 Offizieren, 778889 Mann, 188224 Pferden und 1679 Geschützen. Die k. k. Landwehr bildet 102 Bataillone und 27 Schwadronen mit 2870 Offizieren, 132032 Mann, 6496 Pferden; die königlich ungarische Landwehr 92 Bataillone, 40 Schwadronen mit 2916 Offizieren, 118870 Mann, 12814 Pferden, und die gesamte Kriegsstärke beträgt 32673 Offiziere, 1035955 Mann, 207534 Pferde mit 1679 Geschützen. Im vergangenen Jahre ist auch ein Landsturmgesetz erlassen.

Eine der ersten Geigen im „europäischen Konzert" hat von jeher das britische Inselreich gespielt. Seine militärische Bedeutung hat indessen Rückschritte gemacht. Frankreich ist mit Erfolg bestrebt gewesen, durch Schaffung einer mächtigen Flotte der englischen Ueberlegenheit zur See zu steuern, und das Heer mag genügende Kraft besitzen, um das Mutterland und die Kolonien zu schützen, wird aber in einem europäischen Kriege nicht viel mitsprechen. Das stehende Heer ergänzt sich aus angeworbenen, im Durchschnitt der Hefe des Volks entnommenen Mannschaften, die teilweise über die Dauer der aktiven Dienstzeit hinaus in einem Reserveverhältnis zur Armee verbleiben, um die im Kriege entstehenden Lücken derselben auszufüllen. Diese „regular force" umfaßt 10122 Offiziere, 209941 Soldaten, 24293 Pferde mit 600 Geschützen, und eine Reserve von 246 Offizieren, 56900 Mann. Die „Militia" wird gebildet durch ausgehobene Mannschaften. Sie kann nur ausnahmsweise und freiwillig außer Landes gebraucht werden. Die oberflächlich ausgebildeten Milizen erreichen eine Stärke von 4499 Offizieren, 145800 Mann, 14100 Pferden. Daneben bestehen Freiwilligencorps, deren unbesoldete Mannschaften sich verpflichten, einen Ausbildungskursus als Soldaten durchzumachen. Die Kopfzahl dieser lediglich für die Landesverteidigung bestimmten „volunteer force" beläuft sich auf 8178 Offiziere, 244060 Mann, 500 Pferde. Mit Einschluß der 2834 Offiziere, 124976 Mann, 24060 Pferde zählenden, aus Eingeborenen zusammengesetzten indischen Armee beziffert sich die britische Kriegsmacht auf 25879 Offiziere, 781677 Mann, 62953 Pferde mit 644 Geschützen; deren Truppenteile einen ganz verschiedenen kriegerischen Wert besitzen. Für einen europäischen Krieg kommt davon allein die „regular force" in Betracht, und von ihr befinden sich nur 116843 Mann mit 294 Stück noch dazu ziemlich geringwertiger Vorderlader in den Vereinigten Königreichen. Der Rest ist in Indien und den Kolonien verteilt. Unter diesen Verhältnissen scheint es nicht zu niedrig gegriffen, wenn man die Truppenmacht, welche dem britischen Löwen zur Verfügung bleibt, um „einem Ultimatum auf dem europäischen Kontinent Nachdruck zu verleihen", zu rund 100000 Mann annimmt, deren kriegerische Ausbildung hinter der anderer Armeen zurücksteht. Dagegen darf man von einer Landung auf englischem Boden keineswegs als von einer Unmöglichkeit reden. Was in früheren Zeiten wiederholt geglückt ist, kann sich auch heute wiederholen.

Die langgestreckten Küsten des Königreichs Italien lassen einen Angriff von der Seeseite als besonders aussichtsreich erscheinen. Deshalb gingen Staatsmänner und Generale bei der Heeresorganisation von dem Gesichtspunkt aus, die Wehrkraft des Landes hauptsächlich zur Verteidigung auszunutzen. Erst in den letzten Jahren ist die Anschauung mehr in der Vordergrund getreten, nach welcher die Aufstellung eines Angriffsheeres beispielsweise an der französischen Grenze dem Verbündeten, in diesem Falle dem Deutschen Reiche, einen nicht zu unterschätzenden Vorteil bringen muß. Italien besitzt nämlich eine Landmacht von insgesamt 2387332 ausgebildeten Soldaten. Davon kommen auf das stehende Heer oder die Armee erster Linie 892687 Mann; auf die zur Verstärkung derselben dienende Mobilmiliz oder die Armee zweiter Linie 365717 Mann, auf die den deutschen Besatzungstruppen vergleichbare Territorialmiliz oder die Armee dritter Linie 1128928 Mann. Die Anzahl der Feldgeschütze beläuft sich auf 1512 Stück.

Den Zustand auf der Balkanhalbinsel darf man als einen unter der Asche fortglimmenden Brand bezeichnen, der bei erster Gelegenheit zu heller Flamme emporlodern und einen allgemeinen Krieg von unabsehbaren Folgen entzünden kann. Die Türkei weiß genau, daß man aus ihrer Haut auch bei neuen kriegerischen Zusammenstößen die Riemen schneiden wird, und die Hohe Pforte beschließt deshalb Reorganisation auf Reorganisation des Heeres, das 1885 im Nizam, das heißt den Truppenteilen der Linie, ohne Hinzurechnung der Redifformationen, das heißt der Landwehrcadres, 9815 Offiziere, 149144 Mann mit 828 Geschützen umfaßte. Schade nur, daß die orientalische Indolenz die Pläne nie zu vollen Thaten werden läßt. Immerhin ermöglichen die bestehenden Einrichtungen der Türkei, für den Krieg ein aus Nizam und Redif ersten und zweiten Aufgebots zusammengesetztes Heer von 610000 Mann mit 1512 Feuerschlünden aufzustellen. Ueber eine solche Armee kann selbst ein überlegener Gegner nicht ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen, und dies um so weniger, als die Türken sich in ihrem Religionseifer bis in die neueste Zeit als vortreffliche, tapfere und zähe Soldaten erwiesen haben, die namentlich mit dem Spaten in der Hand sich rasch starke Stellungen zu schaffen und diese dann mit großer Ausdauer zu verteidigen wissen.

Von den übrigen Heeren der Balkanstaaten nimmt dasjenige Rumäniens nach Zahl und innerem Gehalt zweifellos den ersten Platz ein. Die Feldarmee ist im Kriege rund 140000 Mann stark und soll 420 Geschütze führen, doch ist die Organisation der Artillerie noch nicht vollendet. Dazu treten zu Zwecken der Landesverteidigung die Miliz mit annähernd 125000 Mann und der Landsturm.

Die vom Fürsten Alexander, dem Battenberger, wie er nach seiner Entthronung vielfach genannt wird, nach deutschem Muster, aber unter Schonung der vorgefundenen Zustände organisierte Truppenmacht des im Vasallenverhältnis zum Türkischen Reiche stehenden Fürstentums Bulgarien wird für den Kriegsfall auf 54000 Mann angegeben. Die thatsächlich in das Feld gerückte bulgarische Heeresmacht dagegen kann man auf mehr als 62000 Mann mit 96 Geschützen veranschlagen, während die ostrumelischen Milizen im Jahre 1885 in Stärke von etwa 40000 Mann ausgezogen sind.

Die Serben wurden fast überall geschlagen, wo sie in den letzten Jahrzehnten aufgetreten sind. Numerisch fällt die serbische Armee mit ihren 70000 Kombattanten und 264 Geschützen immerhin in das Gewicht, und auch ihr kriegerischer Wert dürfte größer sein, als der des griechischen Heeres. Das letztere hat einen Bestand von etwa 32000 Mann mit 72 Geschützen, wird aber nach Vollendung der Neuorganisation eine bedeutende Erhöhung erfahren.

Unter den Balkanstaaten ist Montenegro nicht zu vergessen. Das Land der schwarzen Berge besitzt zwar keine eigentliche Armee, vermag aber eine Schar kühner Männer in das Feld zu stellen, die in der Zahl von vielleicht 30000 Köpfen bereit sind, ihr Vaterland bis auf den letzten Blutstropfen tapfer zu verteidigen.

Spanien liegt, wenn ich mich so ausdrücken darf, einigermassen abseits von dem großen Wege, an dem europäische Kriege ausgekämpft werden. Trotz der Anstrengungen des verewigten Königs Alfons XII. ist die Disziplin der spanischen Armee immer noch sehr gelockert, wie dies aus den jüngsten militärischen Pronunciamentos hervorgeht. Nichtsdestoweniger könnte das europäische Heer Spaniens mit seinem Kriegsbestande von 803 187 Mann und 460 Geschützen einen wertvollen Bundesgenossen für das Deutsche Reich im Kriege gegen Frankreich abgeben, und die französische Presse hat ja auch gerade jetzt den Bestand eines Bündnisses zwischen Deutschland und Spanien entdeckt, das leider wohl nicht geschlossen ist. Die portugiesische Armee des Kontinents erreicht eine Kriegsstärke von 125 057 Mann mit 264 Kanonen.

Die Heeresmacht der skandinavischen Reiche ist auf einen Angriffskrieg nicht zugeschnitten. Schweden kann vermittelst einer eigenartigen Organisation insgesamt gegen 180 000 Mann mit 258 Geschützen aufstellen, und das mit ihm durch Personalunion verbundene Norwegen hat ein Linienheer von nur 18 000 Mann. Außerdem bestehen hier noch Landwehr und Landsturm, die aber lediglich im eigenen Lande Verwendung finden dürfen. Dänemark hat wohl den Ansprüchen auf die deutschen Herzogtümer im Innern noch nicht entsagt. Gegebenen Falls wird es im Heeresgefolge eines mächtigen Verbündeten seine Ansprüche geltend zu machen suchen und vermag durch Einziehung der Reserve, des sogenannten Aufgebots, dann eine Feldmacht von etwas mehr als 50 000 Mann mit 128 Feldgeschützen auf die Beine zu bringen.

Die Reihe der europäischen Staaten wird abgeschlossen durch drei, welche eine Heeresmacht ausgesprochenermaßen nur unterhalten, um die Neutralität des eigenen Landes nötigenfalls mit bewaffneter Hand schützen zu können. Eine Grenzverletzung der Schweiz sowohl, wie des Königreichs der Niederlande und Belgien könnte von Frankreich oder Deutschland ausgehen. Von uns haben die neutralen Mächte in dieser Beziehung nichts zu besorgen. Wir sind gewohnt, einmal eingegangene Verträge auch zu achten. Dagegen deuten in allerneuester Zeit wieder mancherlei Anzeichen darauf hin, daß man französischerseits es für den Kriegsfall im Interesse der eigenen Operation mit der Neutralität, namentlich der Schweiz, nicht so genau zu nehmen gedenkt. Das wäre bedauerlich, aber die Eidgenossenschaft mit ihren Truppen des Auszugs und der Landwehr — die Bildung eines Landsturmes ist beschlossene Sache —, die ein gut bewaffnetes und einigermaßen eingeübtes Milizenheer von rund 200 000 Mann mit 348 Feldgeschützen ausmachen, ist wohl imstande, einen unberechtigten Einfall zurückzuweisen, wenn diese Armee auch schwerlich, wie man in Schweizer Kreisen sich schmeichelt, zum Angriffe auf fremdes Gebiet befähigt erscheint.

Die Heere der Niederlande und Belgien ergänzen sich durch angeworbene und ausgehobene Mannschaften, letztere in beiden „Miliciens“ genannt. Die Niederlande verfügen in Europa — die Kolonialarmee ist wie bei Spanien und Portugal außer Betracht gelassen — über ein stehendes Heer von 65 000 Mann mit 216 Geschützen, das durch die sogenannten Schutteryen, durch den Landsturm und durch Schützenvereine verstärkt werden kann. Belgien besitzt 45 000 Mann mit 204 Feldgeschützen, und eine garde civique, die in zwei Klassen fast 120 000 teilweise eingeübte Männer zählt. Den Schwerpunkt ihrer Verteidigung indes legen beide Heere auf ein großartiges Befestigungssystem, dessen Centrum in den Niederlanden Amsterdam und in Belgien Antwerpen bildet.

Damit genug der Zahlen! Der Leser, der mir bisher gefolgt ist, mag die ungefähre Summe der Streiter selbst ziehen, die Europa bei einem allgemeinen Brande zu den Waffen rufen kann, und ebenso der wechselnden politischen Konstellation wie der persönlichen Anschauung der Verhältnisse gemäß die Gruppierung der gegebenen Daten und Zahlen treffen [1]).

Die Jesuiten.

Von

Johannes Scherr.

(Fortsetzung.)

4.

Die Gründung.

Sie lag zweifelsohne in der Luft eines Zeitalters, welches von religiösen Motiven ebenso heftig bewegt und in seinen Tiefen aufgewühlt war, wie das 19. Jahrhundert vom politischen und socialen bewegt und durchwühlt ist.

Bei den Germanen ging aus diesem Sturm und Drang die Reformation hervor, die Empörung gegen Roms Tyrannei. Bei den Romanen die geschickte Untermauerung vom Felsen Petri, die Neubefestigung der Herrschaft Roms.

Zur selbigen Zeit, wo diesseits der Alpen in einer Wittenberger Klosterzelle ein deutscher Augustinermönch die erste ferne Möglichkeit eines Abfalls vom Papsttum erwog, drängte sich jenseits der Alpen einer nicht geringen Anzahl von redlich frommen Männern die Notwendigkeit auf, die klaffenden Wunden der Kirche zu heilen.

Solche Männer saßen aber nicht auf dem „Stuhle des Apostels“, welcher Stuhl eigentlich, wie bekannt, ein antiker Badsessel gewesen ist. Päpste vom Schlage des sechsten Alexander, des zweiten Julius, des zehnten Leo, des siebenten Clemens und des dritten Paul, sie waren nicht die Leute, von der erwähnten Notwendigkeit sich überzeugen zu lassen oder derselben, auch wenn sie die Augen nicht ganz davor verschließen konnten, ernstlich und ausdauernd Rechnung zu tragen. Nicht von obenher demnach, sondern von untenauf kam, wie ja immer und überall alles wahrhaft und währschaft Große in der Welt, der den Katholicismus verjüngende Stoß und Trieb, welcher die Kirche befähigte, der gegen sie gerichteten Rebellion die Spitze zu bieten.

Es war im Wesen dieser Kirche begründet, daß Versuche zur Heilung ihrer Schäden und Gebresten im Bereiche der Möncherei angestellt wurden. Innerhalb des Ordens der Kamaldulenser, wie im Franciskanerorden sind reformistische Anläufe genommen worden. Noch wichtiger als der aus dem letztge-

---

1) Wir empfehlen wiederholt einem jeden, der sich mit der Wehrkraft der einzelnen Staaten eingehender beschäftigen will, das im Erscheinen begriffene Sammelwerk: Die europäischen Heere der Gegenwart (Babenzien, Rathenow), desselben Verfassers, aus dessen Feder auch der vorstehende Artikel geflossen ist. Die Red.

nannten herausgezweigte volkstümliche Orden der Kapuziner erwies sich für die Neubelebung und Kräftigung des Katholicismus der neugegründete Orden der Theatiner, sowie die durch Philipp von Neri gestiftete Kongregation der heiligen Dreifaltigkeit. Aber alle diese Gründungen mußten bald weit zurücktreten vor der Compagnie Jesu.

Im Frühjahr 1534 hatte Loyola den akademischen Grad eines „magister artium“ gewonnen und im Sommer schien ihm die Zeit gekommen zu sein, den mit seinen sechs Freunden geschlossenen Bund mittels einer feierlichen Handlung zu bekräftigen. Er entwarf zu diesem Zwecke eine Gelöbnisformel, kraft welcher die Freunde geloben sollten, in Armut und Keuschheit zu leben, sowie einen geistlichen Kreuzzug zur Bekehrung der Ungläubigen ins heilige Land zu unternehmen. Falls die Erfüllung des dritten Gelübdes unmöglich sein sollte, wollten sie sich dem Papste zu beliebiger Verwendung anbieten. Die Formel wurde einer gemeinsamen Beratung unterstellt und genehmigt. Nach gehaltenem Ratschlag bereiteten sich die Sieben mittels Fasten, Gebet und Beichte auf die Ablegung der drei Gelübde vor. Dann begaben sie sich am Tage der Himmelfahrt Mariä, dem 15. August, zur Marienkirche zu dem Montmartre. Dort las Lefèvre, als der einzige von ihnen, welcher bereits Priester war, die Messe. Als er darin bis zu der „Kommunion“ gelangt war, wandte er sich zu seinen auf den Altarstufen knieenden Gefährten, reichte einem jeden, nachdem derselbe mit lauter Stimme die Gelübde geleistet, die Hostie dar, kommunizierte dann selber und beschloß mit dem „Ite, missa est“ den feierlichen Akt.

So war unscheinbar und unbeobachtet eine Thatsache in die Welt getreten, die sich bald als von unberechenbarer Tragweite erweisen sollte. Die Gesellschaft Jesu, welcher unlange darauf der Savoyarde le Jay und die beiden Franzosen Codur und Brouet sich anschlossen, war gegründet, obzwar der Bund noch nicht diesen Namen führte. Waren doch dem Gründer selbst, wie seinen Gesellschaftern, dazumal der wirkliche Zweck und das eigentliche Ziel der Verbindung noch unklar und unbestimmt. Den Eidgenossen vom Montmartre schwebte vorderhand nur der Gedanke vor, daß sie berufen seien, „zur größeren Ehre Gottes“ zu leben, zu streben und, wenn nötig, zu sterben. Das Wann, Wo und Wie — so waren sie überzeugt — würde sich schon finden, und ihr Glaube betrog sie nicht.

Zunächst gaben sie sich an die Fortsetzung ihrer Studien. Allein im folgenden Jahre, und zwar, wie es scheint, schon zu Anfang desselben, fand es Iñigo angezeigt, ärztlichem Rate zufolge zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit für eine Weile nach Spanien heimzukehren. Er that dies aber nicht, ohne mit seinen neuen Genossen die feste Verabredung getroffen zu haben, daß sie sich samt und sonders im Januar 1537 in Venedig zusammenfinden wollten, um sich dort nach Palästina einzuschiffen. In der spanischen Heimat verbrachte Loyola seine Zeit in gewohnter Weise, d. h. als Wanderprediger und Exercitienleiter. Schon war sein Ruf groß, ja, seine Landsleute glaubten zu spüren, daß schon ein Ruf von Heiligkeit von dem strengfrommen Mann ausginge.

Zu Anfang des Jahres 1537 war der Fundator in Venedig und fand hier seine neuen wortgetreuen Genossen vor. Allein der zwischen dem Padischah und der Republik von San Marco entbrannte Krieg machte die Einschiffung nach Palästina unrätlich, ja unmöglich. Die Freunde beschlossen, ein Jahr lang zu warten, und falls diese Frist verstriche, ohne ihnen die Möglichkeit darzubieten, nach dem heiligen Lande zu gelangen, wollten sie darin einen Wink Gottes sehen, daß sie zu anderweitiger und anderwärtiger Wirksamkeit auserkoren wären. Sie verlebten das Wartejahr nicht unthätig. In der Lagunenstadt selbst und in den Städten des venetianischen Gebiets wirkten sie eifrig als Straßenprediger, als Unterweiser von Kindern und Unwissenden und in den Hospitälern als Krankenpfleger, die vor keiner Mühe und Gefahr zurückschreckten. Ihre begeisterte Frömmigkeit, verbunden mit einer strengsittlichen Lebensführung, gewann ihnen die Bewunderung und Anhänglichkeit von hoch und niedrig.

Es ist angezeigt, schon hier darauf aufmerksam zu machen, daß die Dauer und Macht der Gesellschaft Jesu zu einem nicht geringen Teil auf dem zweifellos moralischen Lebenswandel der großen Mehrzahl ihrer Mitglieder beruhte und insbesondere darauf, daß sie das Gelübde der Keuschheit ernst nahmen. Selbstverständlich gab es auch im Jesuitenorden „räudige Schafe“ genug, Ausschweifende und Wüstlinge. Aber doch nur ausnahmsweise. Sogar Abtrünnige, sogar Ausgestoßene des Ordens haben in früherer und späterer Zeit sich gedrungen gefühlt, zu bezeugen, daß sie in den Jesuitenklöstern keine Unsittlichkeit wahrgenommen hätten. Ohne diese moralische Haltung der meisten Mitglieder des Ordens — „moralisch“ ist hier zunächst im geschlechtlichen Sinne gemeint — wäre der ungeheure und dauerhafte moralische Einfluß desselben auf die Gesellschaft schlechthin unerklärlich. Man erinnere sich nur, wie die sittliche Versunkenheit der hohen und niederen Klerisei im 15. Jahrhundert das Ansehen der Kirche so geschwächt hatte, daß die Reformation im 16. Jahrhundert eine Möglichkeit wurde...

Während des Wartejahres im Venetianischen sind alle Genossen Loyolas, welche die Weihe noch nicht hatten, in den priesterlichen Stand getreten, den Fundator selbst inbegriffen, welcher am zweiten Weihnachtsfeiertag von 1538 seine Primizmesse las. Zugleich bewerkstelligte sich in diesem eine hochbedeutsame Klärung seiner Ansichten und Absichten. Er hatte, durch regelmäßige und reichliche Geldsendungen von Spanien her unterstützt, seine Wohnung im Kollegium der Theatiner in Venedig genommen. Hier erhielt er zuerst einen deutlichen Einblick in die religiöse Bewegung der Zeit. Hier kam ihm schreckhaft zum Bewußtsein, welche Gefahren der „alleinseligmachenden“ Kirche von seiten des „Aufruhrs“ drohten, dessen Fahnen Luther, Zwingli und Calvin aufge-

pflanzt hatten. Der Protestantismus, das war der Feind! Vor den Griffen dieser „Teufelskralle“ galt es die Seelen zu wahren. Warum noch in die Ferne blicken und streben? In der Nähe that sich ja eine Walstatt auf, allwo heiße und glorreiche Kämpfe „ad majorem dei gloriam“ zu bestehen waren. Züngelte die Flamme der lutherischen Ketzer nicht auch schon über die Alpen herüber nach Italien? Jawohl, so that sie. Da war es geboten, zu löschen und zu retten.

Auf dem Urgrund der fraglos meisterhaften und glühenden Ueberzeugung Jñigos, daß es ein Jenseits gebe, daß in diesem Jenseits die wahre Bestimmung des Menschen liege, dessen Seele den Tod des Leibes überlebe, ferner, daß nur die Lehre und der Gottesdienst der römisch-katholischen Kirche die Möglichkeit, die Sicherheit, die Gewißheit des Seligwerdens der unsterblichen Menschenseele gewähren und verbürgen, endlich, daß gerade darum jedem wahrhaft gläubigen Christen die heilige Pflicht und Schuldigkeit obliege, alle seine Kräfte und Gaben anzustrengen, alles aufzubieten, um die unbedingte Autorität und Macht der römisch-katholischen Kirche zu erhalten, zu stärken, zu wahren — auf diesem Urgrund seines Schauens, Fühlens und Glaubens errichtete Jñigo den Bau seines Ordens, einen Bau, dessen Umrisse und einzelne Teile in seinem Geiste mehr und mehr bestimmte Linien, ausgestaltete Formen und deutliche Farben annahmen.

Es sollte ein Orden von Regularpriestern werden, ein Orden nicht der Weltentsagung, sondern vielmehr der Weltbestreitung, ein Orden, welcher nicht den Frieden, sondern den Krieg bringen sollte, einen für das Seelenheil der Menschen, zur Ehre Gottes und folglich zum Ruhme des päpstlichen Thrones, sowie wider den Satan und die Hölle und folglich zur Vertilgung der Ketzerei rastlos zu führenden Krieg. Darum sollte dieser Orden einen Namen tragen, welcher sein Wesen und seine Bestimmung der Welt laut verkündigen, ihn ausdrücklich als „eine Legion Gottes“, als eine geistliche Landsknechtschaft kennzeichnen würde. Wie die Fähnlein oder Regimenter der Landsknechte nach ihren Hauptleuten benamset werden, also sollte der neue Orden nach seinem Hauptmann benannt sein. Die „Compagnie Jesu“ müßte er heißen, in der Sprache der Kirche die „Societas Jesu“, weil mit diesem lateinischen Worte das spanisch-soldatische „Compania“ wiederzugeben sei.

Man sieht, unsere deutsche Bezeichnung „Gesellschaft Jesu“ signalisiert das Wesen des Ordens bei weitem nicht deutlich genug, weil unser Wort „Gesellschaft“ einen technisch-militärischen Sinn gar nicht hat. Wollten wir „Compania“ oder „Societas Jesu“ sinngetreu verdeutschen, so müßten wir Horst oder Herrscher Jesu sagen . . .

Von einer Kreuzfahrt ins gelobte Land war unter den Eidgenossen vom Montmartre weiter keine Rede mehr. Sie hatten jetzt als ihr nächstes Ziel Rom erkoren. Von der Hauptstadt der Christenheit müßte der Kreuzzug gegen die Ketzerei ausgehen. Bevor das Jahr 1537 ganz zu Ende, treffen wir Loyola in der Siebenhügelstadt, wo sich bald seine Genossen um ihn sammelten, und zwar in schon vermehrter Anzahl, wie denn die Compania namentlich in dem jungen Spanier Francisco Strada um diese Zeit einen vortrefflichen Rekruten gewonnen hatte. Zum Quartier diente der Genossenschaft zuerst die Villa Garzonio, doch erwies sich dieselbe bald als zu klein und wurde daher mit einem größeren gemieteten Hause vertauscht. Es war übrigens einer der Grundsätze des Gründers, die Mitglieder der „Heerschar“ an häufigen Wechsel der Wohnung und plötzliche Aenderung der Lebensweise zu gewöhnen. „Unsere Häuser sind wie Zeltlager,“ hat darum ein berühmter Jesuit, Suarez, treffend gesagt.

Papst Paul III. war den Loyolaiten gewogen und so schien sich für diese in Rom zuvörderst alles gut anlassen und gestalten zu wollen. Im Mai 1538 wurden sie ermächtigt, überall in der Stadt und Umgegend zu predigen, die Beichte zu hören, Absolution zu erteilen und die Sakramente zu spenden. Eifrigst machten sie von dieser Ermächtigung Gebrauch. Aber gerade ihr Eifer machte sie der eingesessenen Klerisei bald verdächtig und lästig. Mönche und Weltgeistliche empfanden gleichermaßen die Konkurrenz dieser Eindringlinge sehr schmerzhaft. Als das Wohlwollen des Papstes für den „spanischen Schwärmer“ und seine Gefährten immer zunahm, als er zweien von diesen „hergelaufenen Priestern“ theologische Vorlesungen in der Sapienza, der römischen Universität, übertrug, als fernerhin die Loyolaiten mittels ihres hilfreichen, aufopfernden, keine Mühsal scheuenden Verhaltens während einer schweren Hungersnot, welche im Winter 1538—39 Rom heimsuchte, eine große Volksbeliebtheit gewannen, da erhob sich in klerikalen Kreisen bis hinauf ins Kardinälekollegium gegen sie ein lautes Geschrei als gegen „Ketzer“ und „Volksaufwiegler“.

Es ist eine jener Ironien, von welchen das Buch der Geschichte strotzt, daß zur Zeit, als in Deutschland das Luthertum schon alles mögliche that, um seinen revolutionären Ursprung vergessen zu machen, und als religiös-orthodox und politisch-servil sich aufzuspielen, in Rom Loyola und seine Genossen, deren „Compagnie“ so bald zur festesten Stütze der Autorität und Stabilität werden sollte, als Revolutionäre verschrieen wurden.

Der eiserne Wille des Gründers, welcher wie seine Begeisterung und Tapferkeit, so auch seine Klugheit und Zähigkeit seinen Schülern einzuhauchen verstand, überwand auch diese Bedrängnis. In einer persönlichen Unterredung setzte er Paul III. sein und seiner Genossen Denken, Wollen und Thun auseinander und drang auf eine strenge Untersuchung ihres ganzen Gebarens. Der Papst beauftragte den Governatore von Rom mit dieser Untersuchung, deren Resultat ein für die Loyolaiten höchst günstiges war. Die Tadellosigkeit ihres Wandels, die Korrektheit ihrer Lehren, ihre hingebungsvolle und wirksame Thätigkeit in der Seelsorge, Armenhilfe und Krankenpflege wurden dadurch klar und in so helles Licht gestellt, daß alsbald ein Zudrang von Rekruten zu der sich bildenden „Compagnie“ erfolgte.

Loyola erkannte, daß man das Eisen schmieden müsse, solange es heiß ist. Die Gunst der öffentlichen Meinung, welche seiner Sache sich zugewendet hatte, mußte benützt werden, um „das Fähnlein“ der Compania Jesu wirklich „aufzurichten“, d. h. den Orden förmlich zu konstituieren und selbigen durch den Statthalter Christi sanktionieren zu lassen.

Er versammelte seine Genossen um sich und mittels einläßlicher Beratungen, Erörterungen und Debatten wurde der Grund- und Aufriß des wohldurchdachten und kühnen Bauwerkes entworfen, festgestellt und genehmigt.

Zu den schon früher von ihnen gebilligten und geleisteten mönchischen Gelübden der Armut und der Keuschheit fügten sie jetzt als drittes das des Gehorsams, der absoluten Obedienz. Den Oberbefehl über die Compagnie sollte der General führen, welchem seine Gewalt auf Lebenszeit übertragen wurde. Seine Untergebenen sollten ihn ansehen und verehren als „eine Verkörperung und Anwesenheit Christi“. Das schmeckte allerdings ruchbar genug nach Dalai-Lamaismus, aber wir werden sehen, daß diesem Absolutismus immerhin Schranken gesetzt waren. Von höchster Wichtigkeit, weil den innersten Kern der neuen Stiftung bloßlegend, ist gewesen, daß die Stifter beschlossen, es sei den erwähnten drei herkömmlichen Mönchegelübden ein viertes als das specifisch-jesuitische anzureihen. Die Mitglieder der Compagnie Jesu sollten und müßten nämlich geloben, „ihr Leben dem unablässigen Knechtsdienst (perpetuo servitio) Jesu Christi und der römischen Oberpriester zu weihen, unter dem Banner des Kreuzes für Gott zu Felde zu ziehen (sub crucis vexillo deo militare), einzig und allein dem Herrn und seinem Vikar auf Erden, dem Papste, zu dienen, und zwar, daß sie, was immer der jeweilige Pontifex zum Heile der Seelen und zur Ausbreitung des Glaubens ihnen befehlen und in was für Länder er sie senden möge, ohne irgendwelche Zögerung oder Einwendung auf der Stelle (illico), soweit es möglich (quantum in nobis fuerit), in Ausführung zu bringen verpflichtet sein sollten.“

Die Ergebnisse der gehaltenen Ratschläge summierte Loyola in einer in fünf Kapitel geteilten Denkschrift und ließ diese ursprüngliche Verfassungsurkunde des Jesuitismus, diese Magna Charta des „Institutum Societatis Jesu“, durch den Kardinal Contarini dem Pontifex zur Genehmigung überreichen. Paul III., obzwar dem „Gründer“ und der Genossenschaft wohlgeneigt, verzögerte dennoch für eine Weile seine Sanktion. Vielleicht hatte er so etwas wie eine Ahnung, daß der General des neuen Ordens zu einem „schwarzen Papst“ auswachsen könnte, welcher dem „weißen“ überlegen wäre. Aber auf der anderen Seite waren die Vorteile, welche die Dienste der „Compagnie Jesu“ für den römischen Stuhl versprachen, doch augenscheinlich zu groß, als daß der Vatikan, angesichts der Bedrohung und Beängstigung durch die Reformation, diese Dienste nicht hätte annehmen sollen und wollen. Der Papst hat ja, so wird gemeldet, nachdem er von dem Statut Loyolas Kenntnis genommen, im Hinblick auf die offenbar gegen die „Ketzerei“ gerichtete Tendenz der „Compagnie“ in der Aufrichtung derselben den Finger Gottes gesehen („Hic est digitus dei!“). Diesen Finger glauben bekanntlich die Menschen immer zu sehen, wenn sie sich einbilden, derselbe winke, wie sie es wünschen.

Am 27. September von 1540 erging die päpstliche Bulle, kraft welcher der Jesuitenorden oder, wie selbiger nachmals in der 25. Sitzung des Konzils von Trient officiell betitelt wurde, die „Religio Clericorum Societatis Jesu“ genehmigt, anerkannt und in den Kreis der kirchlichen Institute aufgenommen wurde. Den dabei gemachten Vorbehalt, daß der neue Orden auf die Zahl von 60 Mitgliedern beschränkt sein sollte, hob der Papst drei Jahre später auf. Und dabei ließ er es nicht bewenden. Der persönliche Einfluß des „Gründers“ auf den Papst war so groß und die Merkmale der Wirksamkeit des Ordens traten bald so augenfällig hervor, daß Paul III. und sein Nachfolger Julius III. die „Compania Jesu“ mit Gunstbezeigungen überschütteten. Dieselbe wurde unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unterstellt und von jeder bischöflichen „Korrektion“ und „Jurisdiktion“ durchaus unabhängig gemacht. Ueberall auf Erden durften die Jesuiten predigen, die Sakramente spenden, zu jeder Tageszeit die Messe celebrieren und auch für solche Sünden und Verbrechen, deren Beurteilung dem kanonischen Rechte zufolge der römischen Kurie vorbehalten war, Absolution erteilen. Alles zusammengehalten war die Stellung des neuen Ordens bald eine solche, daß er eine Macht nicht sowohl **in** als vielmehr **über** der Kirche darstellte — eine Macht, die für unantastbar gelten konnte, seit Julius III. im Jahr 1551 eine Bulle ausgehen ließ, allworin mit dem großen Bannfluch und dessen Folgen alle bedroht wurden, welche die Institutionen, Rechte und Vorrechte der Gesellschaft Jesu angreifen und schädigen oder den Jesuiten in der Ausübung ihrer Thätigkeit hinderlich sein würden.

Es lag vom Anfang an im Wesen und Streben des Jesuitenordens, daß er gleichermaßen ein religiöses und ein politisches Institut sein mußte, ja geradezu der Träger von Roms Politik. Demzufolge hat schon der „Gründer“ dieselbe Zähigkeit, Geschicklichkeit und Schlauheit, womit er den Beistand und die Gunst der Päpste gewonnen, in Anwendung gebracht, um die Gunst und den Beistand der Könige, Fürsten und Minister, überhaupt der herrschenden und reichen Kreise und Klassen zu gewinnen. Auch diese Bemühungen waren von höchst bedeutenden Erfolgen begleitet, von so erstaunlichen, daß ohne Berücksichtigung derselben die Geschichte der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unverständlich sein würde. In dieser ganzen Zeit ist an den katholischen Höfen, ja mitunter auch an protestantischen, der jesuitische Geist, verkörpert in Beichtvätern und Erziehern und auch außerdem in allerhand Verwandlungen erscheinend, der eigentliche animus agens et movens, die lenkende und treibende Kraft gewesen.

Im April von 1541 waren die Mitglieder des neuen Ordens zur Wahl ihres Oberhauptes, zur Erwählung des ersten „generalis praepositi“ geschritten. Selbstverständlich enthielten die sämtlichen am 9. April eröffneten Wahlzettel den Namen Iñigos, sein eigenes Votum ausgenommen, welches charakteristisch lautete, er gebe dem seine Stimme, welcher die meisten Stimmen auf sich vereinige. Loyola erbat sich Bedenkzeit und es hieße ungerecht sein, wenn man sein Zögern Heuchelei und Koketterie nennen wollte. Der Mann hatte von dem Generalat einen so ernsten und hohen Begriff, daß er sicherlich dachte, was er sagte, nämlich die Bürde wäre zu schwer für seine Schultern. Erst der Zuspruch von Jayme Lainez: „Vater, entweder du nimmst das Amt an, welches Gott so sichtbarlich dir auflegt, oder ich beantrage, daß die Compagnie sich auflöse“ — beseitigte Loyolas Bedenken. Am 19. April erklärte er die Annahme der Wahl.

Er hat den Oberbefehl über die „Heerschar Jesu“ bis zu seinem Tode (1556) geführt. Mit Straffheit, Wachsamkeit, Glück und Glanz. Wie durch das Ordensstatut selbst, so hat er durch verschiedene unter seinem Regiment getroffene Einrichtungen und Maßnahmen dem Jesuitismus das dauerhafte Gepräge seines Geistes und Charakters aufgedrückt.

Als die erste der bald so berufenen Erziehungs- und Lehranstalten des Ordens wurde 1550 das „Collegium romanum“ gegründet, das eigentliche Hauptquartier der Compagnie, woraus schon nach wenigen Jahren etliche hundert streittüchtige Jesuitenschüler hervorgingen, um sich über Italien und in die verschiedenen Länder Europas auszubreiten, überallhin die Lehren des Ordens tragend, allenthalben in mancherlei Form und Gestalt die Zwecke desselben fördernd. Schon 1552 war Loyola in den Stand gesetzt, den Palazzo Salviati zu erwerben und denselben zum bleibenden Stammsitz und Generalquartier der Compagnie umzubauen und einzurichten. In demselben Jahre that er einen äußerst glücklichen Griff, indem er das „Collegium germanicum“ gründete. Damit wollte er die „deutsche Ketzerei“ ins Herz treffen. Von Deutschland war die Reformation ausgegangen. Dort sollte sie bekämpft werden, und zwar durch Deutsche selbst, die im genannten Kollegium in Rom zu Ketzerfeinden jesuitisch gedrillt wurden. Schon im zweiten Jahre seines Bestehens zählte das Germanikum 25 aus Deutschland hergelockte Zöglinge, und mit dieser Dressuranstalt für Kleriker wurde dann ein Institut verbunden, worin junge deutsche Edelleute ihre Erziehung erhielten, natürlich so, daß diese Söhne vornehmer und reicher Häuser befähigt wären, später ebenfalls in ihrem Vaterlande „zur größeren Ehre Gottes“ thätig zu sein.

5.

„Institutum Societatis Jesu.“

Man hat die Verfassung der Compagnie Jesu einen „aus Granit aufgetürmten Bau“ genannt, welcher so gedacht und ausgeführt worden, daß er „weder von außen herein gestürmt, noch von innen heraus gesprengt werden könne“. Als der feste Kern des ganzen Bauwerkes ist fraglos die eiserne Manneszucht zu bezeichnen, welcher seine Mitglieder zu unterwerfen dem Orden gelang, um die Willenlosen ganz seinen Zwecken dienstbar zu machen; aber nicht weniger auch das Gefühl der Solidarität, wie es bis dahin so kräftig noch keine menschliche Gesellschaft beherrscht hatte, und welches auch den allmächtigen General doch wieder zum Gegenstande der Ueberwachung und Kontrollierung von seiten seiner Untergebenen machte.

Die Verfassung der Compagnie ist kein mit einmal fertig gemachtes und abgeschlossenes Werk, sondern ein allmählich gewordenes und gewachsenes. So einen Granitbau improvisiert man nicht. Die Jesuiten hatten ihr J. H. S.-Banner schon weit umher auf dem Erdball aufgepflanzt, als die Oberen dazu vorschritten, zum Gebrauche der Ordensglieder, und nur dieser, die Gesetze, Vorschriften und Anweisungen der Gesellschaft zusammenzustellen und als erstes und eigentliches Konstitutionsbuch drucken zu lassen im Jahre 1584. Vervollständigt erschien dieses „Corpus institutorum S. J.“ viel später, erst 1757, in zwei Foliobänden unter dem Titel „Institutum Societatis Jesu“. Seit der Bestätigung des ersten Statuts durch Paul III. waren also 217 Jahre vergangen. Derweil hatte die Verfassung des Ordens Zeit gehabt, auszureifen.

Man kann dieselbe als eine sehr geschickt bewerkstelligte Mischung demokratischer, aristokratischer und monarchischer Elemente kennzeichnen. Demokratisch ist sie, insofern jeder Jesuit vom untersten Grade der Compagnie zum höchsten gelangen kann. Aristokratisch, insofern die gesetzgebende Gewalt, sowie die Wahl des Generals bei der Generalversammlung ist, welche aus den eigentlichen „Oberen“ besteht. Monarchisch, insofern der General innerhalb der Schranken der Verfassung unumschränkt herrscht. Vielleicht wäre es am richtigsten, den Orden als eine Militärmonarchie zu bezeichnen: 1) darum, weil die Jesuiten sich selber eine Compagnie von Soldaten nennen („quorundam militum societas“), und 2) deshalb, weil der Jesuitengeneral einem Monarchen gleicht, welcher sein Heer als Generalissimus befehligt, aber des Rates und der Beihilfe seines Generalstabes nicht entbehren kann.

Unbedingter, soldatisch-straffer Gehorsam war das A und O des jesuitischen Credo, war und ist die Seele des Jesuitismus. Seine ganze Geschichte stellt nur eine unendliche Variation dieses Themas dar. Schon die Briefe des Gründers betonen bei jeder Gelegenheit, daß es notwendig, dem Princip der Autorität zur schärfsten Zuspitzung zu verhelfen. „Mögen“ — so hat er über die „Tugend des Gehorsams“ in einem später in die Konstitution aufgenommenen Schreiben sich ausgelassen — „mögen die anderen religiösen Gemeinschaften uns durch Fasten, Nachtwachen und sonstige Strenge bezüglich der Nahrung und Kleidung übertreffen, unseren Brüdern kommt es zu, durch wahren und vollkommenen Ge-

horsam, durch Verzichtleistung auf eigenen Willen und Verzichtleistung auf eigenes Urteil sich hervorzuthun.“ Diese Ansicht und Vorschrift hat dann einen nachdrucksamen oder, wenn man will, furchtbaren Kommentar gefunden in der berühmten Stelle des „Institutum“ (I, 408): „Jeglicher sei überzeugt, daß solche, welche im Gehorsam leben, von der göttlichen Vorsehung durch Vermittlung ihrer Oberen sich also handhaben und lenken lassen müssen, wie wenn sie ein Leichnam wären (perinde ac si cadaver essent), welchen man nach Belieben wenden und drehen kann; oder auch, als ob sie wären wie der Stab eines Greises (vel similiter atque senis baculus), welcher dem, der ihn trägt, dient, wo und wie immer er sich desselben gebrauchen will. Gerade so muß der Gehorsame alles (rem quamcunque), was ihm sein Oberer zum Vorteil (ad auxilium) des ganzen Ordens zu thun befehlen mag, mit heiterem Gemüte vollbringen (cum animi hilaritate debet exequi).“

Der Sinn dieser Stelle ist ganz bestimmt und klar. Sie läßt eine andere Deutung, als ihr Wortlaut ergibt, gar nicht zu und hat auch, meines Wissens, nie eine vom Wortlaut abweichende erlangt. Anders dagegen verhält es sich mit einer kaum weniger berühmten Stelle im 5. Kapitel des 6. Teils der Konstitutionen, welche lautet: „Wir halten dafür, daß keinerlei Bestimmungen, Erklärungen oder Lebensordnungen die Verpflichtung zu einer Todsünde oder zu einer läßlichen Sünde auferlegen können, es wäre denn daß der Obere solches im Namen unseres Herrn Jesus Christus oder in Kraft des Gehorsams befehlen würde (visum est nobis, nullas constitutiones, declarationes vel ordinem nullum vivendi posse obligationem ad peccatum mortale vel veniale inducere, nisi superior ea in nomine domini nostri Jesu Christi vel in virtute obedientiae juberet).“ Darüber ist nun viel und heftig hin und her gestritten worden. Die Jesuitenfeinde behaupteten, hier liege ein schlagender Beweis vor, daß die Verfassung der Compagnie Jesu die Mitglieder derselben geradezu verpflichte, auf Befehl der Oberen zu sündigen und zu freveln, was denn doch ein erschreckendes Licht auf die Moral des Ordens werfe. Die Jesuiten und ihre Freunde dagegen erklärten, diese Auslegung der bezeichneten Stelle sei sinnwidrig. Die wirkliche Bedeutung derselben sei, daß die Verfassung der Compagnie die Mitglieder nicht unter (Begehung) einer Sünde zu etwas verpflichte. Wie diese Auslegung der Stelle mit dem Wortlaut sich decken soll, kann freilich kein Verstand der Verständigen sehen, aber die jesuitische Dialektik hat ja solche Kunststücklein häufig zuwege gebracht. Seltsam ist immerhin, daß die Compagnie eine derartige, mildestens gesagt, Zweideutigkeit in ihre Verfassung aufgenommen hat. Aber die Geschichte des Jesuitismus gewöhnte uns ja vom Anfang her an Seltsamkeiten. War doch der „Gründer“ selbst eine solche und zwar eine ins Quadrat erhobene. Und außerdem, es konnten ja möglicherweise Fälle eintreten, allwo die Politik der Compagnie es gebieterisch erforderte, daß „superior ea juberet.“ Im Grunde hieße es die Compagnie herabsetzen, wollte man ihr zulegen, daß sie vor den äußersten Konsequenzen ihres Princips zurückgeschrocken sei. Gerade dadurch, daß sie das nicht that, wurde sie, was sie geworden: eine Macht über Menschen. Zu einer solchen wird man auf die Dauer nur durch Principtreue und logische Konsequenz, nicht aber mittels opportunistischen Windfahnentums, obzwar dieses im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts als höchste politische Weisheit aufgeschwindelt und als solche von der denkträgen und chararakterlosen Bildungsphilisterei anerkannt worden ist.

Dieser „alles verzeihenden, weil alles begreifenden“ Bildungsphilisterei unserer Zeit, dieser „realpolitischen“ und „opportunistischen“ Molluskenhaftigkeit steht kein Recht zu, das Moralsystem des Jesuitismus zu verurteilen. Dasselbe ist ja einer gewissensstumpfen, nur den Erfolg anbetenden und nur den Mißerfolg verurteilenden Gesellschaft wie auf den Leib geschnitten und man könnte unschwer auf die Vermutung kommen, daß insonderheit die sittlichschlaffe Juristerei und die laxe Justizpflege neuester Mode ihre Anschauungen und Anregungen der verrufenen Probabilitätslehre der Jesuiten zu verdanken haben, daß Rechtslehrer und Richter bei den Kasuisten der Compagnie Jesu in die Schule gegangen seien.

Der „Probabilismus“ ist keine jesuitische Erfindung, denn derselbe wurde nachweisbar nicht im Jesuiten- sondern vielmehr im Dominikanerorden zuerst systematisiert, reicht jedoch mit seinen Wurzeln weit über das 16. Jahrhundert hinauf. Seine Urahne ist unzweifelhaft die mittelalterliche Scholastik, jene Bastardphilosophie, welche der beim Aristoteles in die Gedankendressur gegangene Schulwitz mit der christlichen Glaubenslehre zeugte. Diesem zweischlächtigen Balg waren namentlich durch scholastische Autoritäten wie Duns Scotus und William Occam die absonderlichsten kautschukmännischen Verrenkungen gelehrt worden. Ohne Bild: die Scholastik war aus lauter Scharfsinnigkeit nachgerade ins Läppische und Skurrile gefallen und ihre Tüftelei hatte einen merkbaren Zug von Leichtfertigkeit angenommen. Stellte und verhandelte sie doch, wie allbekannt, „philosophische“ Fragen von dieser Sorte: „Wie hätte der Sohn Gottes die Erlösung der Menschen bewerkstelligen können, so es ihm gefallen, in der Gestalt eines Steines oder eines Holzes oder eines Kürbis oder eines Esels auf die Welt zu kommen?“ Bei scholastischen Tüftlern waren die dominikanischen Doktringeber des Probabilismus in die Schule gegangen. Von ihnen lernten die Jesuiten und es steht fest, daß erst auf der Schwelle vom 16. zum 17. Jahrhundert die Lehre von der Wahrscheinlichkeitsmoral in die Compagnie Jesu eingeführt wurde, und zwar durch Gabriel Vasquez. Ebenso, daß die Verbreitung und Verwendung dieser Doktrin keineswegs ohne Opposition im Orden Platz griff. Zwei Generale, Vitelleschi und Gonzalez, sowie eine Generalversammlung des Ordens, die dreizehnte (1687), haben sich gegen die probabilistische Lehre erklärt und noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts sind aus den Reihen der Compagnie Jesu Proteste dagegen lautgeworden. Aber es ging mit

diesem Widerstand gerade so, wie es mit der Vorschrift des Gründers, der Orden sollte sich nicht mit Politik befassen, ergangen ist, d. h. das Interesse der Compagnie stand sich bei der probabilistischen Praxis, die ja ein gar bequemes und wirksames Leitseil der Seelen abgab, zu gut, als daß sie darauf hätte verzichten wollen. Was aber die Politik anging, wie hätte sich der Orden, nachdem er einmal eine wesentlich politische Macht geworden, derselben entschlagen können.

Was war nun der „Probabilismus“? Die knappste Formulierung der Antwort auf diese Frage dürfte lauten: Ein Schlaftrunk für das Gewissen. Eine Ansicht ist wahrscheinlich („probabel“), wenn sie sich auf gewichtige Gründe oder auf die Autorität eines „doctor gravis“, d. h. eines gelehrten und frommen Klerikers stützt. Aber der Mensch, wenn er in seinem Gewissen über das, was er thun oder nicht thun soll, unsicher ist, mag unter Umständen auch einer weniger süßen und wahrscheinlichen Meinung vor der wahrscheinlicheren und süßeren den Vorzug geben. Sind vollends die Autoritäten über die Sündhaftigkeit oder Nichtsündhaftigkeit von diesem und jenem, oder über den Grad von Sündhaftigkeit nicht gleicher oder gar entgegengesetzter Meinung, so mag der Mensch sein Thun oder Lassen nach der ihm bequemeren Meinung einrichten, sollte ihm diese auch als unwahrscheinlich („unprobabel“) erscheinen. Es ist klar, daß in der Beichtstuhlspraxis diese ganze Haarspalterei zu einer Rabulisterei ausschlagen mußte, welche dem Sittengesetz taschenspielerisch ein Schnippchen schlug oder wenigstens schlagen konnte. Denn in seinen äußersten Konsequenzen löste der Probabilismus die christliche Lehre von der Sünde, vom Sündenbekenntnis und der Sündenvergebung in eine dialektische Spiegelfechterei auf. Zu den Finten derselben gehörte auch die jesuitische Lehre von der „attritio“ und der „contritio“, d. h. von der „natürlichen“ und der „vollkommenen“ Reue. Jene entspringt aus der Furcht vor den Folgen der Sünde, diese aus dem Schmerz über die Sünde. Zur Sündenvergebung und zur Zulassung zum Empfange der geweihten Hostie reicht die „natürliche“ Reue des Beichtenden aus.

Die gesamte seelsorgerliche Praxis der Jesuiten, sowie ihre durchweg auf Sinnenpomp abzielende Handhabung des Gottesdienstes und insonderheit ihre Begünstigung eines bis zur grobsinnlichen Abgeschmacktheit getriebenen Marienkultus, mußten dem Orden notwendig den Vorwurf zuziehen, daß seine Moraltheorie und seine Pastoraltheologie ebenso lax seien, wie seine gottesdienstlichen Veranstaltungen und Verrichtungen rein auf Aeußerlichkeiten gestellt. Allein die Compagnie machte sich wenig daraus. Hielt sie doch Beweise genug in ihren Händen, daß ihre Theorie und ihre Praxis den Leuten baß gefielen und daß sie damit außerordentliche Erfolge erreicht hatte. In einer ihrer amtlichen Schriften, der „Imago primi saeculi societatis Jesu“, berühmen sich die Jesuiten frank und frei ihrer Anbequemungskunst: — „Die Gesellschaft Jesu sucht sich den Sitten aller anzubilden und anzupassen, alle Aemter zu übernehmen, alle Menschen zu ertragen, allen alles zu sein. Das ist die Geschicklichkeit und Betriebsamkeit einer sinnreichen Liebe, welche mit diesem süßen Zauber die Widerstrebenden anfaßt; das ist das goldene Netz, womit man Seelen fängt.“

Von selbst drängt sich hier auf die Zunge oder in die Feder das vielberufene Wort: „Der Zweck heiligt die Mittel.“

Man ist bekanntlich gewohnt, dieses Wort entweder geradezu für die eigentliche Losung der Compagnie Jesu zu halten oder wenigstens anzunehmen, dasselbe kennzeichne ebenso bündig und scharf als gerecht das innerste und eigenste Wesen des Jesuitismus, wie dieses in den geheimen Vorschriften und Wegweisungen des Ordens, in den „Monita secreta S. J.“, welche zuerst in Krakau 1612 mit dem Titel „Monita privata S. J.“ im Druck erschienen, des breiteren dargelegt und auseinandergesetzt worden sei.

Dieses Büchlein, behaupteten und behaupten die Gegner der Compagnie, enthielte die Geheimlehre des Ordens, die eigentliche Quintessenz des Jesuitismus. Aber es ist zu sagen, daß schon die verschiedenen und einander widersprechenden Angaben, wie und wo dasselbe aufgefunden und in die Oeffentlichkeit gebracht worden sei, die Echtheit des Schriftstückes bedenklich verdächtigen. Der Orden hat auch von Anfang an mit aller Bestimmtheit und Entschiedenheit Protest eingelegt, daß die „Monita secreta“ jemals von der Compagnie Jesu ausgegangen wären oder in derselben Geltung gehabt hätten. Das Machwerk sei nur ein gehässiges Pamphlet, ein schändliches Pasquill. In Wahrheit, so sieht das Büchlein aus. Aber es kann um der genauen Kenntnis des Inneren der Gesellschaft Jesu willen, welche es durchweg darlegt, wohl nur von einem Jesuiten herrühren. Vielleicht von einem, welcher zu mutlos, die ihn drückenden Ordensbande zu zerreißen, seiner heimlichen Empörung gegen diesen Druck verschwiegenen Ausdruck geben wollte. Oder von einem Ausgetretenen oder Ausgestoßenen, welcher für wirklich von seiten des Ordens erlittenes Unrecht oder auch für nur eingebildetes satirisch Rache zu nehmen gedachte, Wahres und Falsches pamphletarisch vermischend. Zur Basis für ein ausschlaggebendes Urteil über die Compagnie Jesu darf das zweideutige Ding jedenfalls nicht gemacht werden.

„Der Zweck heiligt die Mittel.“ Daß dieser so recht realpolitische und opportunistische Satz vom Richterstuhl des Sittengesetzes aus unbedingt zu verurteilen ist, bedarf kaum der Erwähnung, geschweige der Erweisung. Aber wie steht es damit in der Praxis des Lebens? im Gewühle des Kampfes ums Dasein? beim Wettrennen der Konkurrenz? Ich fürchte, so, daß 99 Menschen von 100 ganz naiv und unbefangen jenen verpönten Grundsatz praktizieren. Und dieselben Leute schlagen dann, so zu sagen, einen Purzelbaum sittlicher Entrüstung, wenn man ihnen gelegentlich in Predigten oder in Kammer- oder Tischreden oder in Zeitungsartikeln zu Gemüte führt, daß die Jesuiten so verrucht gewesen seien, den höchst verwerflichen Satz vom Zwecke, der die Mittel heilige, aufzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die verjährte Schuld.

Von

Rudolph Lindau.

Jacques Perrin saß in seiner kleinen Stube und arbeitete eifrig; doch war der junge Mann im allgemeinen keineswegs von Wissensdrang und Arbeitslust beseelt. Er hatte im Gegenteil mehrere Semester lang ein höchst vergnügliches Leben in Paris geführt, ohne sich im mindesten darum zu kümmern, daß der eigentliche Zweck seiner Anwesenheit in der Hauptstadt der sei, zu studieren; und er würde, wenn er seinem Geschmacke hätte folgen dürfen, noch lange nicht daran gedacht haben, ein Lehrbuch zu öffnen; — aber Herr Perrin senior, der ehrbare, alte Notar in Montélimard, hatte seinem Sohne vor einigen Monaten geschrieben: „Wenn Du zu Ostern die Prüfung nicht bestehst, so empfängst Du noch einmal 100 Franken von mir, um nach Montélimard zurückzukehren. Thust Du dies, so werde ich versuchen, hier einen ordentlichen Menschen aus Dir zu machen; ziehst Du vor, in Paris zu bleiben, so ist das Deine Sache; aber von mir darfst Du in diesem Falle keinen Centime mehr erwarten — verstehst Du mich: nicht einen Centime!" — Der Sohn hatte verstanden. Er wußte, daß sein Vater ein halsstarriger, alter Herr war, der sein Wort gewissenhaft halten würde; und da das Leben in Paris sehr angenehm, das in Montélimard gänzlich reizlos war, und Jacques Perrin nichts unversucht lassen wollte, um noch einige Jahre in Paris verbleiben zu können, so hatte er plötzlich den Entschluß gefaßt, ernstlich zu arbeiten, und sich zu dem Behufe vollständig von seinen früheren Genossen zurückgezogen. Man sah ihn jetzt ganz regelmäßig in den Hörsälen der Fakultät, und er war der eifrige Schüler eines Repetenten geworden, der ihm jeden Morgen ein Arbeitspensum auflud, das ihn gewöhnlich bis spät in die Nacht vollauf beschäftigte. — Jacques befand sich dabei ganz wohl und es war ihm nicht schwer geworden, seinen Freunden zu widerstehen, wenn diese ihn in den ersten Wochen seiner Zurückgezogenheit verschiedene Male hatten verführen wollen, mit ihnen ins Café oder auf einen Ball zu gehen. Seine regelmäßigen Abweisungen hatten die jungen Leute bald entmutigt, und seit geraumer Zeit ließen sie ihn unbehelligt.

Die Uhr auf dem Kamin schlug die volle Stunde. — Jacques stand auf, rieb sich vergnüglich die Hände, stopfte eine kurze Pfeife, setzte sie in Brand und ging im Zimmer auf und ab, bemüht, das, was er soeben gelesen hatte, in sein Gedächtnis einzugraben.

Das Haus, welches der Student bewohnte, war in einer dunkeln und verödeten Gasse des Faubourg St. Germain gelegen. Seit mehreren Stunden schon war es dort ganz still geworden. Der junge Mann vernahm deshalb auch deutlich, daß ein Wagen schnell über das holperige Pflaster herangeeilt kam und vor seinem Hause Halt machte und daß beinahe in demselben Augenblick die Hausthür schnell geöffnet und sofort wieder zugeschlagen wurde. — „Der hatte es eilig," sagte sich Jacques. — Da wurde heftig an der Stubenthür geklingelt. Der Student wohnte in einem kleinen, bescheidenen Zimmer im vierten Stock. „Der ist rasch heraufgekommen," setzte er im Selbstgespräch hinzu und trat schnell an die Thür, um diese zu öffnen; aber Der ihm dort entgegenkam, schien keine Eile zu haben; er schritt langsam über die Schwelle und sagte gelassen:

„Guten Abend, Perrin! Wie geht es dir?"

„Was gibt's?" fragte dieser, statt zu antworten.

„Was soll es geben? Nichts, das ich wüßte. — Ich war hier in der Nähe und wollte einmal nachsehen, was du treibst."

„Und darum hast du ‚Voltigeur' vor eine Droschke gespannt und kommst die Treppe heraufgeflogen, so daß du jetzt kaum atmen kannst? — Sehr schmeichelhaft! — Setz dich."

„Ich verstehe dich nicht," sagte der andere harmlos. „Ich bin zu Fuß gekommen und habe eine Viertelstunde gebraucht, um deinen Turm zu erklimmen."

„So," meinte Jacques gleichgültig, „dann habe ich mich geirrt. Es war mir, als ob ein Wagen vor der Thür gehalten hätte, und jemand schnell ins Haus getreten wäre."

„Das wird nebenan gewesen sein."

„Möglich! Zieh dir deinen Ueberrock aus, steck dir eine Pfeife an und nimm Platz."

Der Neuangekommene that, wie ihm geheißen. — Er war ein junger Mann, ein Altersgenosse von Jacques, vierundzwanzig, höchstens sechsundzwanzig Jahre alt, mittelgroß, hübsch, vornehm, mit großer Eleganz gekleidet. Unter seinen Freunden hieß er „der kleine Vicomte", sein Name war Palamède Des Adrets. Er trug in diesem Augenblick den üblichen Gesellschaftsanzug: Frack und weiße Binde; und dies paßte gar nicht zu der kurzen Thonpfeife, die er nachlässig in der linken Ecke des Mundes hielt und aus der er dicke Rauchwolken vor sich hin blies.

Die Unterhaltung zwischen den beiden jungen Männern war lebhaft. Perrin wollte wissen, was „in

der Welt" vorging, denn er lebte, so behauptete er, wie ein Gefangener.

„Ich habe mich ganz abgeschlossen," sagte er, „das wird mir leichter, als halb zu entbehren. Ich trinke lieber gar keinen Wein, als daß ich nur am Glase nippe. Seit Wochen habe ich niemand von euch gesehen, bin weder in einem Café noch auf einem Ball gewesen und habe keine Zeitung geöffnet. Die ‚fünf Gesetzbücher' sind in diesem Augenblick meine einzige Beschäftigung und Unterhaltung."

„Und wie lange soll das noch dauern?"

„Nun, bis Ostern."

„Dann bist du ja bald am Ziele?"

„Noch sechs Wochen habe ich vor mir, und ich wünschte, es wären zwölf anstatt, denn ich habe noch recht viel nachzuholen."

„Willst du damit andeuten, daß ich besser thäte, dich nicht weiter zu stören?"

„Durchaus nicht! Ich habe seit dem Essen nicht von den Büchern aufgesehen, und eine kleine Erholung thut mir wohl. Uebrigens hätte ich heute das Recht, ganz und gar zu feiern."

„Wieso?"

„Weil heute der 12. Februar ist."

„Das sagt mir nichts."

„Das beweist nur, daß du ein ungebildeter Mensch bist. — Heute ist mein Geburtstag."

„Dann gratuliere ich noch zu später Stunde und wünsche dir ein leichtes Examen."

„Und dazu sage ich ‚Amen'! Aber nun erzähle mir etwas. — Was machen die Freunde und Freundinnen? Wie verläuft der Karneval?"

Des Adrets ließ sich nicht bitten. Er war ein guter Berichterstatter und Jacques ein aufmerksamer Zuhörer. Als endlich eine Pause eintrat, fragte dieser: „Und wie befindet sich die Liebe?"

„Ich danke für gütige Nachfrage," antwortete Des Adrets; „es geht ihr hoffentlich gut."

„Und die schöne Gräfin — liegst du noch immer zu ihren Füßen?"

„Welche Gräfin?"

„O, über den eiteln Fant! Als ob er ein halbes Dutzend auf dem Gewissen hätte. — Die Gräfin d'Aligny natürlich."

„Madame Isolde! Die habe ich zum letztenmal gesehen, als ich ihr am 1. Januar zum neuen Jahre gratulierte."

„So," sagte Perrin gedehnt, „ihr habt euch gezankt?"

„‚Gezankt' ist nicht gerade das Wort; aber wir sehen uns nicht mehr."

„Oh, du hast Liebeskummer! darum also, mein armer Palam, bist du nicht mehr der Alte?"

„Wieso?" fragte der andere schnell.

„Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll — aber es ist etwas Fremdes an dir."

„Der Frack vielleicht?" meinte Des Adrets scherzend, „und die schöne weiße Binde?"

„Nein, das ist es nicht, du bist anders als früher. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll: du erscheinst mir aufgeregt und zerstreut."

„Unsinn! ich fühle mich in der behaglichsten Stimmung von der Welt."

Die Uhr auf dem Kamin schlug die elfte Stunde.

„Wie man sich verplaudert!" setzte er hinzu, indem er sich schnell erhob. „Hier sitz' ich nun seit zwei Stunden, und ich sollte um zehn Uhr bei meiner Schwester sein."

„Du bist noch keine dreiviertel Stunden hier."

„Du irrst dich; ich hörte es neun schlagen als ich in die Straße bog, und jetzt ist es elf."

„Es wird zehn Uhr gewesen sein!"

„Ich bin meiner Sache ganz sicher: es war neun! — Ich habe um sechs Uhr gegessen, bin nach Hause gegangen, um mich umzukleiden, und sodann geraden Weges hierhergekommen. Dazu kann ich unmöglich mehr als drei Stunden gebraucht haben!"

„Wie du willst — die Sache ist ganz gleichgültig; aber du irrst dich: du bist um ein Viertel nach zehn gekommen — nicht eine Minute früher."

„Woher weißt du das so genau?"

„Ganz einfach: weil ich von Zeit zu Zeit nach der Uhr sehe, und kurz vor deinem Kommen — mit dem Glockenschlage zehn — aufgestanden war, um mir als Belohnung für drei Stunden harter Arbeit eine Pfeife anzustecken."

„Du wirst dich in deinem Studiereifer getäuscht haben! Du hattest nur zwei Stunden gearbeitet!"

„Schön! darum wollen wir nicht streiten. — Es ist nicht der Mühe wert, darüber noch ein Wort zu verlieren."

Aber Des Adrets schien die Sache nicht so leicht zu nehmen. Er stand eine ganze Weile sinnend da, so daß Perrin ihn aufmerksam und mit einiger Verwunderung beobachtete; dann seufzte er leise, strich sich mit der Hand über die bleiche Stirn und sagte im Tone vollständiger Entmutigung:

„Gute Nacht! — Ich will jetzt zu meiner Schwester gehen . . . Das hätte ich gleich thun sollen."

„Du hast etwas Schweres auf dem Herzen," sagte Perrin. „Willst du es mir nicht anvertrauen?"

Da blickte ihn der andere mit einem Ausdruck traurigster Hülflosigkeit flehend an, öffnete beklommen atmend den Mund, strich sich wieder und wieder über die Stirn, auf der der Schweiß perlte, und brachte endlich mühsam hervor: „Nein! Jetzt kannst du mir nicht mehr helfen . . . Ich darf es nicht von dir verlangen . . . Du würdest es auch nicht wollen . . . Nur Eins, Perrin . . . versprich mir Eins . . . auf dein Wort . . . Sprich zu niemand von diesem Besuch, forsche während der nächsten Zeit nicht nach mir, bekümmere dich nicht um mich. — Willst du mir das geloben, heilig geloben?"

„Ich möchte, du verlangtest mehr von mir!" antwortete Perrin; „aber Vertrauen muß geschenkt, darf nicht erbeten werden, und ich will dir gefällig sein, so wie du es verlangst, nicht wie ich es wünschte. — Also hier meine Hand! Bis zu meinem Examen sollst du tot sein für mich, tot und begraben und vergessen. Dein Name kommt nicht über meine Lippen und ich kümmere mich nicht um dich. — Später erzählst du mir vielleicht einmal, was all dies

zu bedeuten hat. Vorläufig will ich mir gar nichts dabei denken."

„Ja, später wirst du schon alles erfahren," sagte Palamède. — Er ging noch einigemal unruhig im Zimmer auf und ab; dazwischen blieb er nachdenklich stehen, und es schien Jacques, als ob er sprechen, als ob er ihm mehr anvertrauen wolle; aber dann schüttelte er das Haupt, gleichsam als verneine er eine Frage, die er sich selbst vorgelegt habe, und plötzlich nahm er seinen Hut, sagte kleinlaut und zerstreut „Gute Nacht" und gleich darauf war er verschwunden. — Nach einer Minute aber öffnete er die Thür wieder und sagte, als ob das Gespräch gar nicht unterbrochen worden wäre: „Und wenn du später etwas erfährst, denke nicht schlecht von mir, beklage mein Unglück, bleib mir ein Freund!"

Und als Perrin ihm darauf gerührt die Hand reichte und mit etwas heiserer Stimme sagte: „Verlaß' dich auf mich, mein alter Palam!" da fiel ihm der kleine, sonst sehr zurückhaltende Vicomte um den Hals und sagte nervös schluchzend: „Ich danke dir!"

Mit Jacques' Arbeiten war es an jenem Abende vorbei. Am nächsten Morgen mußte er zu früher Stunde Herrn Lambert, seinen Repetenten aufsuchen. Dieser fand ihn zerstreut und gab ihm eine kurze und energische Verwarnung.

„Sie haben nur noch sechs Wochen, um sich zum Examen vorzubereiten. Wenn Sie diese kurze Frist nicht mit dem größten Ernste ausnutzen, so ist alles, was Sie gethan haben und noch thun werden, verlorenes Mühen. Sie werden in diesem Falle die Prüfung nicht bestehen. Wir wollen heute abbrechen. Auf morgen, Herr Perrin! Ich hoffe, Sie dann besser präpariert zu finden."

Jacques ging niedergeschlagen nach Hause. Der Gedanke, nach Montélimard zurückkehren zu müssen, war ihm schrecklich. — Was ging ihn Des Adrets an? Er wollte nicht mehr an ihn denken. — „Jeder ist sich selbst der Nächste." Er mußte und er wollte arbeiten! Er setzte sich an sein Pult und vertiefte sich dermaßen in das Studium der Gesetzbücher, daß er seinen Freund vergaß. Der Tag ging dahin, Perrin wußte selbst nicht wie. Als Belohnung und Ermutigung erntete er am nächsten Morgen Herrn Lamberts Lob. „Fahren Sie so fort, Herr Perrin, und ich verbürge Ihnen, daß Sie Ihr Examen mit Ehren bestehen werden."

Jacques ließ sich das gesagt sein. Er arbeitete unermüdlich weiter, bis er in eine Art Arbeitsfieber verfiel, das ihn alles andere als seine augenblickliche Beschäftigung gleichgültig erscheinen ließ. Von Des Adrets hörte und sah er nichts — und er vergaß ihn. — Tage vergingen, Wochen vergingen. Eines Morgens saß er vor den Examinatoren, und am nächsten Tage konnte er seinem Vater triumphierend telegraphieren: „Habe die Prüfung gut bestanden, fühle mich etwas angegriffen und reise auf Anordnung des Arztes morgen nach Montélimard."

* *
*

Seitdem waren viele Jahre dahingegangen. Jacques Perrin und Palamède Des Adrets hatten sich nicht wieder getroffen. — Als Perrin damals — drei Monate, nachdem er das Examen bestanden hatte — nach Paris zurückgekehrt war, da hatte die jüngste Vergangenheit unendlich fern hinter ihm gelegen. — Er war nämlich aus dem Arbeitsfieber in ein hitziges Fieber verfallen, das ihn zwei Monate lang an das Krankenzimmer gefesselt hatte. Während seiner Genesung hatte sich seiner eine unüberwindliche Gedankenträgheit bemächtigt, und als er endlich wieder ganz zu Kräften gekommen war, da hatte er geglaubt, daß die leichtfertige, leichtlebige Jugend hinter ihm liege. Das, was ihn in Paris noch vor wenigen Monaten so sehr gereizt hatte, ließ ihn jetzt kühl. Er war ein ernster junger Mann geworden. — Der alte Perrin hatte ihm Empfehlungsschreiben an mehrere seiner Kollegen in Paris mitgegeben, und bei einem derselben, Herrn Cabanel, war Jacques als jüngster Notariatsgehilfe eingetreten. Dort hatte er zehn Jahre lang fleißig gearbeitet und sich nach und nach zu einer der ersten Stellen in der Amtsstube emporgeschwungen. — Dann war Herr Perrin senior gestorben. Darauf hatte Jacques sich nach Montélimard begeben, um die Erbschaft seines Vaters anzutreten, und dort lebte er nun bereits seit fünf Jahren als angesehener und tüchtiger Notar. Bald nach dem Tode seines Vaters hatte er sich mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft vermählt. — In Paris hatte er sich nach seiner ersten Rückkehr nach Palamède Des Adrets erkundigt. Es war ihm damals gesagt worden, dieser sei in die diplomatische Laufbahn eingetreten und versehe jetzt einen kleinen Posten bei einer exotischen Gesandtschaft — „irgendwo" in Südamerika. — Die Erinnerung an das Versprechen, das Des Adrets ihm unter so eigentümlichen Umständen abgenommen und das er gewissenhaft gehalten hatte, war schwächer geworden und zuletzt ganz verblaßt. — Gott weiß, worum es sich gehandelt hatte! Wahrscheinlich um eine thörichte Frauengeschichte. — Wie nervös sie damals den kleinen Vicomte gemacht hatte. — Jedenfalls war die Sache ohne Folgen geblieben. Doch hätte ihm Des Adrets wohl schreiben können! — Er hatte es nicht gethan. Darüber wollte sich Jacques Perrin nicht ärgern. — Palamède besaß ein großes Vermögen und einen vornehmen Namen und befand sich wahrscheinlich auf dem Wege zu hohen Würden und Aemtern. — Da kümmerte er sich nicht mehr um die alten Genossen des wilden Lebens im Quartier latin. — Es war eine frohe Zeit gewesen! — Manchmal sprach Jacques davon zu seiner Frau, einer kleinen Provinzialin, die Paris nur vom Hörensagen kannte. — Dabei rühmte er sich dann auch wohl seiner intimen Beziehungen zu dem vornehmen Vicomte Palamède Des Adrets, den er in den glänzendsten Farben darstellte, so daß derselbe der einfachen Frau als ein geheimnisvoller Romanheld erschien, mit dem sich ihre Gedanken oftmals beschäftigten. — Es müßte schön sein, einen solchen Mann zu kennen!

Eines Morgens, als sie beim Kaffeetrinken die Pariser Zeitung las, auf die Herr Perrin abonniert war, sagte sie: „Hier steht etwas von deinem Freunde Palamède Des Adrets."

Trunkene Landsknechte. Von Wilh. Diez.

„So? Was denn?“

„Nur eine kurze Notiz. Er hat aus Gesundheitsrücksichten den aktiven Dienst verlassen und ist zur Disposition gestellt worden.“

„Was war er denn zuletzt?“

„Gesandter in Rio de Janeiro.“

„Nun, das ist nicht sehr bedeutend! — Ich hätte ihm mehr zugetraut. Er zieht sich übrigens früh zurück. Er kann kaum älter sein als ich: vierzig Jahre. Da sollte man doch noch nicht daran denken, sich zur Ruhe zu begeben.“

„Er wird krank sein. ‚Aus Gesundheitsrücksichten‘ steht hier,“ sagte die Frau.

„Möglich! — Ich bin froh, daß ich noch keine Rücksichten auf meine Gesundheit zu nehmen habe, und will jetzt an die Arbeit gehen. — Auf Wiedersehen zum Essen, liebe Céléstine!“

Er umarmte seine hübsche Frau und begab sich auf die Amtsstube.

Dort fand er den Arbeitstisch in üblicher Weise mit Schriftstücken bedeckt. Er öffnete dieselben bedächtig und sorgfältig, eines nach dem andern, nahm aufmerksam von deren Inhalt Kenntnis, versah sie mit kurzen Randbemerkungen und übergab sie sodann zur weiteren Veranlassung einem seiner Gehilfen, der geräuschlos in das Zimmer getreten war und sich nun wieder entfernte. Einige der eingegangenen Briefe hatte Herr Perrin zur persönlichen Erledigung zurückbehalten. — Auch dabei ging er behaglich und systematisch zu Werke, wennschon er oftmals durch Besuche unterbrochen wurde, so daß er denselben Brief dreioder viermal beiseite legen und wieder aufnehmen mußte, ehe er ihn vollenden konnte.

Es war vier Uhr nachmittags geworden, eine Stunde vor Bureauschluß, als Graf Roquemaure, einer der besten Klienten des Herrn Notars sich anmelden ließ. Der Graf hatte es eilig und wünschte sofort Auskunft zu haben über eine Frage die Stempelgesetzgebung betreffend, und bat Meister Perrin, ihm dieselbe gleich zu beantworten.

„Ich werde mich sofort darum bekümmern, Herr Graf,“ antwortete der Notar, „aber Sie müssen mir etwas Zeit lassen; es ist unmöglich, solche Sachen genau im Kopf zu haben. Ich habe darüber einiges nachzulesen. Sie können sich jedoch darauf verlassen, daß Sie morgen, vor Abgang der Post nach Paris, klaren und vollständigen Bescheid von mir haben sollen.“

Graf Roquemaure mußte sich damit vorläufig begnügen und ließ den Notar bald wieder allein. Dieser nahm darauf aus seiner wohlgeordneten Bibliothek den „Recueil“ von Dalloz hervor, suchte den entsprechenden Artikel und fand beim Durchlesen desselben, daß die vom Grafen Roquemaure vorgelegte Frage bereits in einem Urteile des Kassationsgerichtshofes entschieden worden sei. In betreff der Einzelheiten seiner Entscheidung wies Dalloz auf die „Gazette des Tribunaux“ vom 22. März 1853 hin, in der jenes Urteil des Kassationsgerichts in extenso abgedruckt sein sollte.

„Geben Sie mir doch das erste Quartal der ‚Gazette‘ von ’53,“ rief Herr Perrin in die Amtsstube hinein, in der ein halbes Dutzend von Gehilfen und Schreibern beschäftigt waren. Gleich darauf hörte der Notar, wie im Nebenzimmer ein Buch verschiedenemal geräuschvoll auf- und zugeklappt wurde, um es von dem Staube zu reinigen, der sich darauf gelagert haben mochte, und eine halbe Minute später wurde ihm der Band, nach dem er verlangt hatte, auf den Tisch gelegt.

„1853,“ sagte Perrin vor sich hin, „das Jahr, in dem ich mein erstes Examen bestand.“

Er öffnete den Band und begann die Nummer vom 22. März zu suchen; aber er ging dabei langsam zu Werke. Auf jeder Seite erblickte er Namen von Advokaten, Professoren und Richtern, die ihm bekannt waren. — Hier war eine schöne Rede von Lachaud, der einen Mörder verteidigte; dort eine klare Exposition von Chaix Destanges, dem berühmten Rechtsgelehrten. Dann kamen Namen von Juristen, von denen heute kein Mensch mehr sprach, aber denen der Student Jacques Perrin vor fünfzehn Jahren oftmals im „Palais“, in der Fakultät und auf der Straße begegnet war. Der Notar vertiefte sich in die Lektüre. Die Roquemauresche Angelegenheit war ja sehr einfach. Dieselbe konnte in wenigen Minuten erledigt werden, sobald das Urteil des Kassationsgerichtshofes eingesehen worden war.

Es war halb fünf Uhr geworden. Besuche waren zu dieser Stunde nicht mehr zu erwarten. Jacques Perrin steckte sich eine frische Cigarre an — die kurze Pfeife, die er am meisten liebte und zu Hause rauchte, war im Bureau verpönt — und blätterte und las weiter, mit einem behaglichen Schmunzeln auf dem glatt rasierten, friedlichen Gesichte. Aber plötzlich ging eine große Veränderung in dem Ausdruck desselben vor: Das Gesicht zeigte in schneller Reihenfolge gespannte Aufmerksamkeit, Ueberraschung, Nachdenklichkeit und endlich Bestürzung, — unverkennbare, vollständige Bestürzung. Er las das, was ihn erregte, verschiedenemal durch, dann stand er auf, legte die Hände zusammen und sagte halblaut vor sich hin: „Ist es möglich!“

Das, was ihn so stark bewegte, war eine Mitteilung in der „Gazette des Tribunaux“ über einen Mord, der am 12. Februar 1853 im Garten hinter dem Hotel des Grafen d’Alligny an der Person des Rittmeisters Duquesne verübt worden war. Perrin erinnerte sich jetzt des eleganten Rittmeisters von den „Dragonern der Kaiserin“ sehr wohl. Er hatte ihn zwar persönlich nicht gekannt, aber ihn einigemal auf der Straße und im Theater gesehen und bewundert. Duquesne und Palamède Des Adrets waren nämlich gute Freunde gewesen. — Und Duquesne war ermordet worden! Daß er, Perrin, davon nichts erfahren hatte, war leicht erklärlich. Seit dem 12. Februar 1853 bis drei Monate nach Ostern jenes Jahres, beinahe fünf Monate lang, war Perrin mit niemand in Verkehr getreten, der ihm davon hätte sprechen können, selbst wenn er nicht zu jener Zeit noch im Banne des Versprechens gelebt hätte, nicht nach Des Adrets zu forschen. Der junge Student hatte damals, bis zu seinem Examen, in vollständiger Zurückgezogenheit gearbeitet; unmittelbar nachdem er dies bestanden, hatte eine lange Krankheit ihn von der äußeren Welt abgesperrt. Als er nach

Paris zurückgekehrt, war Duquesnes grausames Verschwinden aus dem Leben schon eine alte Geschichte gewesen, von der niemand mehr sprach, und Perrin hatte von diesem Verschwinden nichts bemerkt. — In Paris gingen viele an einem vorüber! Wohl erkannte man hie und da einen der Wiederkehrenden, aber diejenigen, die nicht wieder auftauchten, wurden vergessen. — So war es Perrin mit Duquesne ergangen. Der Mord war am 12. Februar, an Perrins Geburtstag, verübt worden. Das war ein Datum, das der Notar nicht vergessen konnte. — Und gerade an dem Abend jenes Tages war Des Adrets' Benehmen ein so auffallend verwirrtes und erregtes gewesen!

Die Notiz der „Gazette des Tribunaux“ gab über den Mord, der auf den üblichen Wegen aus den Bureaus der Polizeipräfektur in die Oeffentlichkeit gedrungen war, folgende Auskunft:

Der Rittmeister Duquesne war am 12. Februar bei der Gräfin d'Alligny zum Besuch gewesen. Er hatte deren Salon wenige Minuten vor neun Uhr wieder verlassen, um einen anderen Besuch in der Nähe zu machen. Die Gräfin hatte ihm den Schlüssel zur Hinterthür des d'Allignyschen Gartens gegeben, der sich bis zu der Straße erstreckte, in der das Haus gelegen war, nach welchem Duquesne sich begeben wollte. Sie hatte dies gethan, wie sie vor dem Untersuchungsrichter erklärte, um dem Rittmeister einen Umweg zu ersparen. — Die Aussagen der Gräfin und des Portiers des Hotel d'Alligny ließen keinen Zweifel darüber, daß der Rittmeister wenige Minuten vor oder nach neun Uhr in den Garten eingetreten sein mußte. Er hatte denselben lebend nicht wieder verlassen. Am nächsten Morgen war er mit eingeschlagenem Schädel, etwa in der Mitte des Gartens gefunden worden, auf dem Wege, der vom Hause nach der Hinterthür leitete. Der Schlag, der ihn getötet, war mit einem stumpfen, wuchtigen Instrument geführt worden. Ein Raub konnte nicht beabsichtigt gewesen sein, denn alles, was Duquesne lebend bei sich geführt hatte: sein Geld, seine Uhr, auch der Gartenschlüssel, waren nach seinem Tode an ihm wieder aufgefunden worden. Nach den Aussagen des Portiers war im Garten wohl gesprochen worden — er hatte dies vom Hofe aus gehört, ohne sich darum zu kümmern —, aber ein lauter, erregter Wortwechsel, wie er einem Streite vorangehen pflegt, hatte nicht stattgefunden. Duquesne war also aller Wahrscheinlichkeit nach nicht hinterrücks überfallen worden; es schien vielmehr, als ob er sich mit dem, der ihn niedergestreckt, zunächst friedlich unterhalten und daß er sodann stumm mit ihm gekämpft hatte. Denn in der Nähe des Platzes, wo die Leiche gefunden worden war, zeigten sich zahlreiche und tiefe Fußspuren auf dem Wege und den anliegenden Blumenbeeten, wie wenn zwei Männer heftig miteinander gerungen hätten. Der Schlag, der dem Zweikampf ein Ende gemacht, hatte Duquesne schnell getötet. Der Unglückliche mochte noch im kurzen Todeskampf geröchelt haben, aber er hatte nicht mehr um Hilfe rufen können. Die aufmerksame Polizei hatte festgestellt, daß etwa um neuneinviertel Uhr jemand aus der Hinterthür des Gartens auf die Straße getreten war und sich schnellen Schrittes entfernt hatte. Der Droschkenkutscher, der die Aussage gemacht, beschrieb diesen „Jemand“ als einen Mann mittlerer Größe, mit hohem, schwarzem Hut auf dem Kopfe und einem Stock in der Hand. Sein Gesicht hatte der Kutscher nicht gesehen, auch nicht darauf geachtet. Die Sache war ihm gar nicht verdächtig vorgekommen. Er hatte gemeint, der Eigentümer des Gartens oder einer seiner Gäste entfernte sich aus demselben, wie dies nicht selten geschah. Die Hinterthür zum Garten, durch welche der Verbrecher aller Wahrscheinlichkeit nach eingetreten und später entkommen war, hatte am nächsten Morgen noch offengestanden. Da der Portier um acht Uhr etwa, auf der Ronde, die er jeden Abend zu machen verpflichtet war, festgestellt hatte, daß diese Thür derzeit noch wohl verschlossen gewesen war, so mußte man annehmen, daß der Uebelthäter einen Schlüssel zu derselben besessen hatte. — Wie war er dazu gelangt?

Der Graf und die Gräfin sagten aus, daß nur drei Schlüssel zu jener Hinterthür existierten. Den einen besaß der Graf, den anderen die Gräfin, der dritte war dem Portier anvertraut. Der Verbrecher mußte einen dieser Schlüssel oder einen Nachschlüssel besessen haben, denn es zeigten sich keinerlei Spuren, woraus man hätte schließen können, daß die Thür gewaltsam geöffnet worden wäre. Der Graf und der Portier, ja sogar die Gräfin wurden einer eingehenden Vernehmung unterzogen. Alle drei vermochten auf das klarste nachzuweisen, daß sie direkt unmöglich irgend etwas mit dem Verbrechen zu thun gehabt haben konnten. Man suchte nach anderen Verdächtigen, aber fand niemand. „Die Polizei setzt ihre Nachforschungen fort,“ so schloß der Bericht der „Gazette des Tribunaux“.

Seitdem waren fünfzehn Jahre vergangen. Die Nachforschungen waren erfolglos geblieben.

Jacques Perrin zweifelte nicht einen Augenblick, wer der Schuldige gewesen war. Derselbe hatte ihn am 12. Februar 1853 in der Hoffnung aufgesucht, ihn, Perrin, über die Stunde seines Kommens täuschen und auf diese Weise ein Alibi feststellen zu können. Als ihm dies nicht gelungen war, da hatte er alle Fassung verloren und war nahe daran gewesen, sich zu verraten.

Perrin durchlebte noch einmal in der Erinnerung jenen Abend. Er sah den „kleinen Vicomte“ wieder vor sich sitzen in dem armseligen Zimmer im Faubourg St. Germain, im Frack, mit weißer Binde, die kurze Thonpfeife im linken Mundwinkel und anscheinend ruhig und nachdenklich dicke Rauchwolken vor sich hinblasend. — „Und er hatte damals einen soeben begangenen Mord auf dem Gewissen! Ein starker Mann! Später hatte er sich verwirrt. Je nun, das war wohl zu erklären.“ — Jacques Perrin sagte sich, daß weit weniger als das, was geschehen war, genügt haben würde, um ihn, Perrin, vollends außer Fassung zu bringen.

Die Uhr im Bureau schlug fünf. Der erste Gehilfe trat in das Kabinet des Herrn Notars, um zu fragen, ob dieser noch Befehle habe. — Perrin gab schnell einige Anweisung in betreff der Frage des Grafen Roquemaure und beauftragte seinen Gehilfen,

die bezügliche Antwort aufzusetzen. Dieser, ein gewandter junger Mann, verstand die Sache beim ersten Worte und sagte, er werde nicht verfehlen, diese bis morgen früh zu erledigen. — Darauf hatte Perrin an jenem Tage nichts mehr auf der Amtsstube zu thun und trat den Heimweg nach seiner Wohnung an. Unterwegs nahm er sich vor, von der Sache, die ihn so sehr beschäftigte, nicht mit seiner Frau zu sprechen. Durch das vor fünfzehn Jahren gegebene Versprechen fühlte er sich nicht mehr gebunden; Des Adrets hatte ihm dasselbe nur abgenommen, um Indiskretionen vorzubeugen, welche die Aufmerksamkeit der Polizei auf ihn gelenkt haben könnten. Das war heute nicht mehr zu befürchten. Die Missethat von '53 war längst verjährt. Niemand konnte Des Adrets noch etwas anhaben. — Aber Perrin war im allgemeinen kein Freund von unnützen Redereien, und dann sagte er sich, lieber würde es Des Adrets unter allen Umständen sein, wenn von der Sache nicht gesprochen würde. Er wollte ihm auch ungebeten den Gefallen thun, darüber zu schweigen. „Célestine würde Feuer und Flammen sein, wenn sie erführe, daß ihr unbekanntes Ideal etwas wie Mord oder Totschlag auf dem Gewissen hat. Das würde ihn in ihren Augen zum vollkommenen Helden stempeln. Und sie würde es nicht übers Herz bringen können, die interessante Sache geheim zu bewahren. Frauen können den Mund nie ganz halten; auch die vernünftigsten unter ihnen nicht!"

Madame Perrin fand ihren Mann beim Essen auffallend zerstreut und nachdenklich. Aber nachdem dieser ihr gesagt hatte, es sei die Angelegenheit eines Dritten, die seine Gedanken beschäftigte, forschte sie nicht weiter nach. Eine fünfjährige Erfahrung im ehelichen Zusammenleben mit Jacques Perrin hatte sie gelehrt, daß notarielle Geschäftssorgen gewöhnlich sehr trocken und langweilig sind.

Am nächsten Morgen schrieb Herr Perrin an zwei seiner Pariser Kollegen. Er war ein vorsichtiger Mann und deshalb hatte er die zwei Fragen, über die er Auskunft zu haben wünschte, nicht an eine und dieselbe Persönlichkeit gerichtet. — In dem ersten Briefe, den er an seinen ehemaligen Chef, den Herrn Notar Cabanel gerichtet hatte, bat Perrin, ihm mitzuteilen, ob der Graf und die Gräfin d'Alligny noch lebten und wo sie sich in diesem Falle aufhielten. — Der zweite Brief, an Herrn Louisy, ersuchte um Auskunft über den jüngst zur Disposition gestellten Gesandten in Rio, den Vicomte Des Adrets.

Die Antworten trafen in wenigen Tagen ein. Die Gräfin d'Alligny war im Jahre 1858 in Biarritz gestorben. Der Graf hatte sich bald darauf wieder vermählt. Der Brief enthielt noch zahlreiche Einzelheiten über Vermögensverhältnisse und Lebensweise des Grafen, die für Perrin ohne Interesse waren. — Herrn Louisys Brief lautete folgendermaßen:

„Lieber Herr Perrin und hochgeehrter Kollege!

„Sie haben sich mit Ihrer Anfrage bezüglich des Vicomte Palamède Des Adrets, die ich Ihrem Wunsche gemäß als vertraulich betrachte, zufällig an die beste Quelle gewandt. Ich habe nämlich die Ehre, den Herrn Des Adrets zu meinen Klienten zu zählen. — Derselbe hat seit seinem Eintritte in die diplomatische Laufbahn, zu Anfang des Jahres '53, im Auslande gelebt und ist seitdem nur selten und immer nur auf kurze Zeit nach Frankreich zurückgekehrt. Er erfreut sich des Rufes eines gewandten und zuverlässigen Geschäftsmanns und würde es sicherlich zu einer hohen Stellung im Dienst gebracht haben, wenn er nicht viele Jahre lang eine eigentümliche Abneigung dagegen gezeigt hätte, einen Posten in Europa anzunehmen. Er hat sich lange in Amerika und in Asien aufgehalten, und er bekleidete zuletzt, wie Sie bereits wissen, den Posten eines Gesandten in Rio. — Sein Vermögen ist bedeutend, würde jedoch schwer flüssig zu machen sein, da es zum größten Teil in Gütern festliegt, die der Vicomte im Departement du Gard besitzt. Ich schätze, daß die regelmäßigen Einkünfte aus diesen Immobilien rund 50 000 Franken pro anno betragen. — Vor drei Monaten hat Des Adrets für 150 000 Franken, durch meine Vermittelung, eine Villa in Baden-Baden gekauft, die er, nach den Anordnungen, welche ich dort auf seine Veranlassung getroffen habe, während des größten Teils des Jahres bewohnen zu wollen scheint. — Der Vicomte ist 40 Jahre alt und noch unvermählt. — Es sollte mich freuen, wenn Ihre Anfrage mit einem Heiratsprojekte in Verbindung stände. In diesem Falle wäre es wohl nicht indiskret, wenn ich Sie bäte, mir ganz vertraulich den Namen der jungen Dame, die dabei in Frage käme, mitteilen, und mir gleichzeitig einige Auskunft über deren Verhältnisse geben zu wollen. Ich brauche kaum zu versichern, daß ich dieselben als unter dem Siegel des Amtsgeheimnisses anvertraut entgegennehmen würde. — Was den Charakter des Vicomte angeht, so kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß derselbe den Verwandten der Braut die besten Garantien bieten würde. Der Ruf meines Klienten ist makellos, und so erscheint sein Leben. Er ist auffallend ernst und reserviert, aber wohlwollend und wohlthätig. — Ich erwarte ihn hier im Laufe dieses Monats. Als ich ihn vor drei Jahren zum letztenmale in Paris sah, erschien er mir erheblich älter als seine Jahre. Nicht nur ging er keinem der Vergnügungen der Männer seines Alters nach, sondern sein Haar war auch bereits ergraut, und sein Ernst schien mir nahezu an Trübsinn zu grenzen. Da jedoch sein Gesundheitszustand ein befriedigender war, so bin ich überzeugt, daß es dem segensreichen Einfluß einer liebenden Gattin in kurzer Zeit gelingen würde, ihn von seiner Traurigkeit zu heilen. — Diese allgemeine Auskunft dürfte wohl für heute genügen. Sollten Sie noch über einige besondere Punkte Mitteilung zu empfangen wünschen, so bitte ich um Benachrichtigung. Ich bin stets mit Vergnügen bereit, Ihnen zu dienen und verbleibe mit freundschaftlich kollegialischer Gesinnung Ihr sehr ergebener Pierre Louisy."

Jacques Perrin hielt es nicht für notwendig, seinem Kollegen zu sagen, daß die an ihn gerichtete Anfrage in keiner Weise im Zusammenhange mit einer etwaigen Vermählung des Vicomte Des Adrets stehe. Er schrieb

zurück, er dankte verbindlichst für die ihm erteilte Auskunft; er werde vielleicht später mitteilen können, zu welchem Behufe er dieselbe gewünscht habe; vorläufig sei er durch Rücksichten, für die Herr Louisy volles Verständnis haben würde, gezwungen, dies zu verschweigen. Er erlaube sich noch, Herrn Louisy zu bitten, ihn seiner Zeit von der Ankunft des Vicomte in Baden in Kenntnis setzen zu wollen.

Zwei Monate später erhielt Perrin einige Zeilen von seinem Kollegen, in denen dieser schrieb, seinem Wunsche entsprechend unterlasse er nicht, mitzuteilen, daß der Vicomte Des Adrets in der letzten Hälfte des Monats September in Baden-Baden eintreffen und dort voraussichtlich mehrere Monate verbleiben werde.

Jacques nahm sich vor, zum Herbste nach Baden zu reisen. — Er machte sich selbst nicht klar, was er dort eigentlich wollte. — Wozu konnte es nützen, Des Adrets aufzusuchen? Dieser würde sich schwerlich freuen, jemand wiederzusehen, der ihn an ein großes Unglück in seinem Leben erinnerte, einen Mann, in dem er wahrscheinlich stets einen Mitwissenden seiner Schuld erblickte, und der es zehn Jahre lang in seiner Hand gehabt hatte, ihn — Des Adrets — ins Verderben zu stürzen. — „Er hätte mir schreiben sollen," sagte sich Perrin. „Er mußte annehmen, daß ich ihn eines Verbrechens anklagen konnte, und daß mich nur das Versprechen, das er mir abgenötigt hatte, und mehr noch meine Freundschaft für ihn zurückhielt, die Sache anzuzeigen. — Er muß mich doch für einen ganz zuverlässigen Freund gehalten haben. — Da hätte er nicht jede Verbindung mit mir abbrechen sollen. Es ist undankbar von ihm, daß er dies gethan hat. Ich will es ihm sagen."

Aber als der Herbst kam, hatte der Notar viel zu thun; und dann war die Jagd eröffnet worden, und Jacques Perrin war, wie viele seiner Landsleute, ein leidenschaftlicher Jäger. Er schlug sich den Vicomte Des Adrets wieder aus dem Sinn, und dieser sank bei ihm noch einmal in Vergessenheit zurück. — Auch empfand er nicht das Bedürfnis, mit seiner Frau von der Entdeckung zu sprechen, die er gemacht hatte. Es gehörte zu seinem Geschäft, ein Geheimnis bewahren zu können; er hatte seit fünfzehn Jahren viel Uebung in dieser Kunst gehabt und es darin zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht. — Nur wenn Madame Céleſtine noch manchmal den Namen des „interessanten Mannes" aussprach, flog ein eigentümliches Lächeln über Perrins Gesicht, und eines Tages sagte er bei solcher Gelegenheit leichthin:

„Er ist noch interessanter, als du glaubst!"

„Wieso?" fragte die kleine Frau.

„Ach, ich meinte nur so," erwiderte Perrin, sich schnell wieder sammelnd, und Madame Perrin begnügte sich mit dieser Antwort.

* * *

Gegen Ende des Winters, der diesem Herbste folgte, wurde Herr Perrin genötigt, eine Geschäftsreise nach Paris zu unternehmen. Er benutzte dort bald eine freie Stunde, um Herrn Pierre Louisy einen Besuch abzustatten, nicht etwa, um mit ihm von Des Adrets zu sprechen, an den er in jenem Augenblick gar nicht dachte, sondern einfach, um einen angesehenen Kollegen anzutreffen, mit dem er in regem Geschäftsverkehr stand, und der, seitdem die auf Des Adrets bezügliche Korrespondenz geschlossen war, zahlreiche Briefe über verschiedene andere Angelegenheiten mit ihm gewechselt hatte. — Der „kleine Vicomte", der seit fünfzehn Jahren vollständig aus dem Leben des Notars von Montélimard verschwunden war, nahm keinen Platz mehr in demselben ein. — Herr Pierre Louisy, ein untersetzter Mann von etwa sechzig Jahren, mit einem freundlichen Gesichte, aus dem ein Paar kluge Augen fragend und durchdringend, doch gleichzeitig wohlwollend, hinter einer goldenen Brille hervorleuchteten, führte seinen Gast, nachdem er ihn herzlich begrüßt hatte, in sein Privatzimmer, und sagte dann, sobald die beiden Platz genommen hatten, mit einem verschmitzten Lächeln:

„Nun, Sie haben das Geheimnis gut bewahrt; — aber ich weiß, offen gesagt, nicht, warum auch mir gegenüber, nachdem ich Ihnen bestätigt hatte, was Sie übrigens damals schon wußten, daß ich Herrn Des Adrets Notar sei."

„Welches Geheimnis?" fragte Perrin mit ungeheucheltem Erstaunen.

„Aber verehrter Herr Kollege!" Herr Louisy, ein lebhafter Südfranzose war sichtlich verletzt. „Jetzt wird Ihre Zurückhaltung — gestatten Sie mir, es Ihnen zu sagen — nahezu beleidigend. Ich verdiene eine solche Behandlung nicht seitens eines Kollegen; und hier in Paris, wo man mich gut kennt, erfreue ich mich einer anderen, vertraulicheren." — Und er wandte sich halb ab und begann ungeduldig mit dem Papiermesser zu klopfen, das vor ihm auf dem Tische lag. — „Der Vicomte Des Adrets hat seinem Rechtsbeistand gegenüber, der sich seit dreißig Jahren als ein zuverlässiger Freund seiner Familie bewährt hat, kein Geheimnis. — Er hat mir, wie das gewissermaßen seine Pflicht war, gleich nach seiner Ankunft in Paris, alles haarklein erzählt. — Trotz Ihres ungerechtfertigten Mißtrauens habe ich jedoch Ihr Vertrauen nicht getäuscht. Ihr Name ist nicht über meine Lippen gekommen. Der Vicomte weiß gar nicht, daß wir über ihn miteinander korrespondiert haben."

Perrin konnte eine lebhafte Gebärde der Ungeduld nicht unterdrücken. Er erhob sich und sagte, unmutig im Zimmer auf und ab gehend:

„Nun dann war es in der That nicht der Mühe wert, daß ich die Sache bis heute so geheim hielt. Aber Sie thun mir unrecht; Des Adrets, der seine Gründe haben mag, Ihnen jetzt alles haarklein zu erzählen, scheint doch manches mit Stillschweigen übergangen zu haben, unter anderem, daß er mich damals feierlich geloben ließ, seinen Besuch geheim zu halten. — Darüber sind in der That nunmehr sechzehn Jahre vergangen, die Sache ist verjährt und niemand kann dem Vicomte deswegen noch etwas anhaben — aber wenn ich mich durch mein Versprechen — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — noch immer für gebunden hielt, so sollten Sie, der Notar des Vicomte, mir dies am allerwenigsten verdenken, geschweige denn mir

deswegen vorwerfen, daß ich Ihnen mit unberechtigtem Mißtrauen entgegentrete. Uebrigens habe ich selbst erst im vergangenen Jahre, als ich Sie damals um Auskunft über Des Adrets bat, durch einen eigentümlichen Zufall erfahren, welch verhängnisvoller Tag jener 12. Februar für den Vicomte gewesen war. Hören Sie mich einige Minuten ruhig an!"

Perrin hatte diese Worte in gereizter Stimmung, im Zimmer auf und ab gehend, gesprochen. Er fühlte sich von Des Adrets unwürdig behandelt, von Louisy verkannt. War das der Lohn für seine Verschwiegenheit und Treue? — Aber als er sich nun wieder gesetzt hatte und seinen Bericht beginnen wollte, sah er ein so erstauntes Antlitz vor sich, daß er unwillkürlich schwieg. Nach einer Pause fragte Louisy mit leiser Stimme:

„Wovon sprechen Sie?"

„Wovon sollte ich sprechen?" erwiderte Perrin noch immer etwas gereizt, jedoch schon wieder genügend Herr seiner selbst, um eine gewisse Zurückhaltung bewahren zu können. — „Wovon sprechen Sie eigentlich?"

„Ich? — Von der bevorstehenden Vermählung des Vicomte Des Adrets mit Fräulein de Comigny! — Aber was hat Ihre Rede zu bedeuten? Sie sprechen von einem feierlichen Gelöbnis des Schweigens, von Verjährung, von einem verhängnisvollen 12. Februar. Alles das ist mir dunkel, Herr Kollege. Erklären Sie mir, was es zu bedeuten hat."

Perrin hatte sich jetzt wieder vollständig gesammelt. Er war ein kluger, schnell denkender, schlagfertiger Mann. Konnte er sich noch aus der schwierigen Lage herausziehen, in die er geraten war? Eine glaubwürdige Fabel zu erfinden, die seine Aeußerungen einigermaßen erklärt haben würde, daran wollte er gar nicht denken. Das wäre mit seiner Würde und mit seiner Achtung vor Herrn Louisy unverträglich gewesen. Es blieb ihm nur übrig, seinen Irrtum einzugestehen und Louisy zu bitten, denselben nicht auszubeuten.

„Ich habe Sie mißverstanden," sagte er. „Lassen wir die Sache ruhen."

„Das kann ich beim besten Willen nicht."

„Warum?"

„Ich konstruiere mir aus Ihrer Rede, so dunkel dieselbe auch ist, etwas sehr Beunruhigendes zusammen. Ich bin es auch Ihnen schuldig, meinen Verdacht, der nach Ihren Auslassungen in mir aufkeimen muß, zu ersticken. — Ich will Sie nicht beleidigen, Herr Kollege, und ich bin darauf vorbereitet, das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, sofort wieder zurückzunehmen — aber Sie müssen mir über den Irrtum, in dem ich mich wahrscheinlich befinde, Aufklärung geben, denn in diesem Augenblick kann ich nicht umhin, anzunehmen, daß Sie Mitwisser eines vom Vicomte Des Adrets verübten Verbrechens sind. — Wollen Sie mich eines Besseren belehren?"

„Lassen Sie doch die Sache ruhen," beschwichtigte Perrin. „Sie würden später selbst bereuen, danach geforscht zu haben."

„Es wird mir sicherlich leid thun, irgend etwas in Erfahrung zu bringen, was meinem Klienten nicht zur Ehre gereichte; doch kann ich niemals bereuen, die Wahrheit gesucht zu haben. . . . Mich treibt nicht eitle Neugierde, Herr Perrin! Ich habe genug an meinen eigenen Angelegenheiten und Geheimnissen und mische mich grundsätzlich nicht in die anderer; aber ich bin der Notar des Vicomte Des Adrets und habe in dieser Eigenschaft schwere Bürgschaft für ihn übernommen. Ich muß wissen, ob ich dazu berechtigt bin, und ich werde mir darüber Aufklärung zu verschaffen wissen. — Wollen Sie mir dabei behilflich sein, so dürfte das für alle Beteiligten das Beste sein; halten Sie sich durch ein Versprechen gebunden, mir keinen Beistand zu leisten, so bin ich auf meine Kräfte allein angewiesen und will sehen, was ich damit erreichen kann."

Perrin kannte Louisy als einen vollendeten Typus des französischen Notars, wie er sein soll: scharfsichtig und umsichtig, erfahren, gewandt, verschwiegen, von unantastbarer Ehrenhaftigkeit, stolz auf die wohlverdiente hohe Stellung, die er in der Achtung seiner Mitbürger einnahm. — Die Anhaltspunkte, die Perrin ihm gegeben hatte, würden ihm genügen, der Wahrheit auf die Spur zu kommen und sie schließlich zu entdecken. Da war eine offene Darlegung des ganzen Sachverhalts das Beste, was Jacques Perrin im Interesse seines ehemaligen Freundes und auch seines eigenen Rufes thun konnte. Als achtbarer Notar wollte er nicht in den Augen eines angesehenen Kollegen wie ein stiller Mitwissender eines schweren Verbrechens dastehen.

„Sorgen Sie dafür, daß wir nicht gestört werden," sagte er, und nachdem Herr Louisy dies gethan hatte, erzählte Perrin seinem aufmerksamen Zuhörer alles, was er über den Mord des Rittmeisters Duquesne wußte und annahm; besonders aber auch, daß er selbst, Perrin, erst vor einigen Monaten Kenntnis von dieser Angelegenheit erlangt habe.

Herr Louisy nahm den Bericht mit der Ruhe des ehemaligen Advokaten entgegen, der in seinem Leben mehr als einen schweren Verbrecher verteidigt und dabei stets für Freisprechung oder wenigstens für mildernde Umstände plaidiert hatte.

„Das ist sehr fatal," sagte er. „Der Fall ist zwar längst verjährt, und niemand kann meinem Klienten heute noch etwas anhaben — aber das verhindert nicht, daß die Sache höchst fatal ist. — Ich frage mich, mein lieber Kollege, wie ich mich jetzt zu benehmen habe. Was meinen Sie dazu?"

Das alte gute Verhältnis zwischen den beiden Notaren war wieder vollständig hergestellt, und sie sprachen freundschaftlich und vertraulich zu einander.

„Was meinen Sie dazu?" wiederholte Louisy.

„An Ihrer Stelle," erwiderte Meister Perrin bedächtig, „würde ich die Sache einfach ignorieren. Sie geht Sie in der That gar nichts an. Sie haben sie zufällig erfahren — und Sie vergessen sie wieder. — Daß ich nicht darüber sprechen werde, davon können Sie überzeugt sein."

Louisy rieb sich das harte, glattrasierte Kinn, kniff die Lippen zusammen und saß eine ganze Weile nachdenkend da. Endlich antwortete er: „Das sagen Sie so, lieber Kollege, und ich tadle Ihre Ansicht keines-

wegs, die jedenfalls für mich und meinen Klienten wohlgemeint ist. — Aber die Sache liegt nach meiner Ansicht doch nicht so einfach. — Sie müssen nämlich wissen, daß ich es sozusagen bin, der die Heirat macht. — Ich mußte annehmen, daß Ihnen dies nicht unbekannt sei, da die zukünftige Schwiegermutter des Vicomte Des Adrets, eine geborene La Grange, zahlreiche Verwandte in Südfrankreich hat, und ich gar keinen Zweifel darüber hegte, Ihre Anfrage bezüglich meines Klienten, die ich mir sonst nicht erklären konnte, wäre von einem derselben angeregt worden. — Der Marquis und die Marquise de Comigny sind Herrschaften aus der alten Schule, und Fräulein de Comigny ist in den strengsten Grundsätzen derselben erzogen worden. Sie ist hervorragend schön und sehr reich, und man sagt mir, sie sei klug, liebenswürdig und herzensgut, aber sie hat niemals gewähnt, daß es ihr gestattet sein würde, ihren zukünftigen Herrn Gemahl selbst zu wählen, sondern es ist für sie stets selbstverständlich gewesen, daß ihr dieser von ihren Eltern zugeführt werden würde. — Herr Des Adrets hat dies mit seinem klaren Blick sofort erkannt, und nachdem er sich in Fräulein de Comigny, die er bald nach seiner Rückkehr in Frankreich kennen gelernt hatte und mit der er sodann mehrere Wochen lang in Baden-Baden zusammen gewesen war, verliebt, hat er nicht etwa den Fehler begangen, ihr einen Antrag zu machen, sondern er hat sich damit an den Marquis und die Marquise gewandt. Diese, als vorsichtige Eltern, haben die Antwort hinausgeschoben, bis sie Erkundigung eingezogen hatten. — Der Marquis hat sich zu dem Behufe an seinen Notar, unsern Kollegen und gemeinschaftlichen Freund Cabanel gewandt. — Nun ist aber der Vicomte, der seit seinem vierundzwanzigsten Jahre im Auslande gelebt und dessen Eltern gestorben sind, in Frankreich so gut wie unbekannt, und Cabanel hat zu niemand anders als zu mir kommen können, um Erkundigung über meinen Klienten Des Adrets einzuziehen. — Ich habe meinem Kollegen wiederholt, was ich Ihnen geschrieben hatte, und was durch die Erkundigung, die der vorsichtige Cabanel noch auf dem Auswärtigen Amte eingezogen hat, in vollem Maße bestätigt worden ist: guter Name, ansehnliches Vermögen, makellose Vergangenheit, bester Ruf — möglicherweise eine große Zukunft. — Und auf diese Auskunft hin, einzig auf diese Auskunft hin, haben der Marquis und die Marquise ihre Einwilligung zur Vermählung ihrer Tochter mit dem Vicomte Des Adrets gegeben."

„Hm!" machte Perrin nachdenklich.

Louisy erhob sich abwesenden Blickes und ging, die Hände auf dem Rücken, mehreremal im Zimmer langsam auf und nieder. „Ich kann die Sache nicht einfach ignorieren," sagte er, gleichsam zu sich selbst sprechend, „ich bin es Cabanel, ich bin es mir selbst schuldig, meinem Kollegen, der sich in vollem Vertrauen an mich gewandt hat, die ganze Wahrheit zu sagen."

„Das ist richtig," meinte Perrin. „Sie haben mit dem Marquis überhaupt nicht direkt verkehrt, wenn ich Sie richtig verstanden habe; Sie haben nur mit Cabanel zu thun gehabt. Ueberlassen Sie diesem die Entscheidung. — Sie haben sich vollständig gedeckt, nachdem Sie Cabanel reinen Wein eingeschenkt haben."

„Ja, das ist richtig. Aber ich frage mich" — es war Herrn Louisys Art, sich etwas zu fragen und sich gleich darauf selbst zu antworten — „ich frage mich, ob ich auf diese Weise meinem Klienten vollständig gerecht werde. — Wenn ich die Sache vor drei Monaten gewußt hätte, so würde ich Cabanel auf seine Anfrage ausweichenden Bescheid gegeben haben. Ich hätte sagen können: Des Adrets scheine mir nicht zur Verheiratung mit einer weit jüngeren Dame geeignet; er sei kränklich, trübselig, Gott weiß was — und ich würde dann dem Vicomte gleichzeitig empfohlen haben, seinen Antrag zurückzuziehen, denn an Auseinandersetzungen mit dem Marquis, an eine Verständigung mit diesem wäre nach Lage der Dinge nicht zu denken. — Aber verraten hätte ich meinen Klienten nicht." — Der kleine Mann schlug auf den Tisch wie jemand, der seinen Weg plötzlich klar vor sich sieht. — „Und ich will ihn nicht verraten. Ich will ihn sofort aufsuchen und ihm alles sagen, was ich weiß, und dann wollen wir zusammen überlegen, was zu thun übrig bleibt."

Als Palamède Des Adrets an jenem Tage um sechs Uhr in seine Wohnung trat, nachdem er, wie ihm dies zur angenehmen Gewohnheit geworden war, den Nachmittag in Gesellschaft seiner Braut zugebracht hatte, übergab ihm ein Diener die Karte des Herrn „Pierre Louisy, Notar", unter der mit Bleistift geschrieben war: „wird sich erlauben, um acht Uhr in einer wichtigen Angelegenheit wieder vorzusprechen."

„Die wichtige Angelegenheit wird wohl bis morgen warten müssen," sagte Des Adrets vergnüglich vor sich hin. „Der brave Mann wird sich wieder mit Cabanel über irgend eine Klausel des Kontrakts nicht verständigen können, und da soll ich die Entscheidung herbeiführen. Ich hole heute abend um acht Uhr Johanna und ihre Mutter zur Oper ab. Das ist ungleich wichtiger als alle Heiratskontrakte der Welt."

Er setzte sich und schrieb schnell einige Zeilen nieder. Dann klingelte er und sagte dem Diener, der gleich darauf eingetreten war: „Besorgen Sie diesen Brief an Herrn Louisy. Der Bote soll eine Droschke nehmen, damit ich die Antwort noch vor sieben Uhr hier haben kann."

Jacques Perrin würde den Vicomte Des Adrets schwerlich an der Beschreibung erkannt haben, die Louisy in seinem Briefe an den Kollegen in Montélimard von ihm entworfen hatte. Nur Eins traf daraus noch heute zu: die Haare des Vicomte waren ergraut; aber sie standen dicht auf dem wohl geformten kleinen Kopfe, und das Gesicht, das sie einrahmten, war ein schönes, männliches Antlitz, aus dem die großen dunkeln Augen klar und klug hervorleuchteten. Die Zähne waren gesund und hatten noch jene eigentümliche glänzende Weiße, die keine Pflege über ein gewisses Alter hinaus zu bewahren vermag; auch die leichten Bewegungen der schlanken Gestalt zeugten von jugendlicher Elasticität und Kraft.

Nach einer halben Stunde schon, die der Vicomte benutzt hatte, um sich umzukleiden, wurde ihm die Antwort des Notars gebracht. — Sie war kurz und bündig.

„Mein lieber Herr Vicomte! Das, was ich mit Ihnen zu besprechen habe, hat wohl mit Ihrer Verheiratung, aber mit dem Heiratskontrakte nichts zu thun, ist von großer Wichtigkeit und duldet keinen Aufschub. Sie können sich in dieser Beziehung auf mein Urteil verlassen. Um Ihre Geduld nicht auf eine harte Probe zu stellen, werde ich bald nach Empfang dieses Briefes bei Ihnen eintreffen. Wenn ich mir erlauben darf, einen Rat zu geben, so ist es der, Fräulein de Comigny zu schreiben, Sie seien verhindert, sie heute abend nach der Oper zu führen. Ihr ganz ergebener

Pierre Louisy."

Des Adrets schlug ungeduldig mit der Faust auf den Tisch. Den Rat, an seine Braut zu schreiben, befolgte er nicht, denn er war überzeugt, daß es ihm doch noch auf irgend eine Weise gelingen werde, sich von Louisy rechtzeitig frei zu machen, um die Marquise und deren Tochter nach der Oper zu geleiten.

Da wurde geklingelt.

„Wenn es Herr Louisy ist," sagte er dem Diener, der den Brief gebracht hatte, „so führen Sie ihn in den kleinen Salon. Ich bin für niemand zu Hause, solange der Herr hier ist."

Der Diener entfernte sich und kam gleich darauf zurück, um zu melden, der Herr Notar erwarte den Herrn Vicomte. Dieser trat darauf schnell in den Salon.

„Nun, was gibt's, Herr Louisy?" redete Des Adrets seinen Notar ziemlich barsch an.

Dieser verbeugte sich, stellte seinen Hut auf einen Stuhl, näherte sich einem Sessel und sagte: „Ich möchte Sie bitten, Herr Vicomte, neben mir Platz zu nehmen. Ich habe Ihnen eine längere Mitteilung zu machen."

Es war etwas in dem Tone des alten wohlwollenden Mannes, das Des Adrets mit Besorgnis erfüllte.

„Etwas Unangenehmes?" fragte er in leisem Ton.

„Leider ja!"

„Weshalb kommen Sie, meine Freude zu trüben? Ich habe bis jetzt so wenig im Leben gehabt."

„Warum haben Sie so wenig Freude im Leben gehabt, Herr Vicomte?"

Statt aller Antwort sah Des Adrets den Notar stumm fragend an, und in demselben Augenblick ging eine große Veränderung in seinem Gesichte vor. Dasselbe wurde erdfahl, und die großen dunkeln Augen nahmen einen Ausdruck furchtbarer Beängstigung an. „Was wollen Sie von mir?" fragte er heiser.

Der Notar winkte mit der Hand und deutete auf den Sessel, der neben ihm stand, und als Des Adrets schwerfällig darauf Platz genommen hatte, beugte er sich zu ihm und wisperte: „Ich weiß alles, mein armer Freund."

„Was wissen Sie?" rief Des Adrets heftig.

„Hsch!" besänftigte der Notar, „ich weiß, wer den Rittmeister Duquesne erschlagen hat."

„Was habe ich damit zu thun?" fuhr Des Adrets laut und erregt fort.

„Verschlimmern Sie Ihre Lage nicht unnütz; hören Sie mich an."

Er sprach darauf wohl eine Viertelstunde lang: schnell, geläufig, logisch, zur Sache, wie es die Art eines Mannes ist, der täglich verworrene Fragen zu entwickeln hat. Der Vicomte hatte ihn mit keiner Silbe unterbrochen. Als der Notar geendet hatte, sagte Des Adrets: „Was habe ich mit dieser fünfzehn Jahre alten Mordgeschichte zu thun; was geht mich Duquesne, was die Gräfin d'Alligny, was Herr Jacques Perrin an? Sie sehen Gespenster bei lichtem Tage, mein lieber Notar!"

Er wollte lachen, aber der Versuch mißlang kläglich.

Darauf erhob sich der kleine Notar und sagte mit schmerzlichem Ernste: „Ich kam als Freund zu Ihnen, Herr Vicomte, und ich scheide nicht im Groll. — Aber da die Unterredung mit Ihnen nicht den Erfolg gehabt hat, den ich mir davon versprach, so ist es nun meine Pflicht, zu meinem Kollegen Cabanel zu gehen und mit diesem zu sprechen. — Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, Herr Vicomte!"

Er wollte sich erheben. Des Adrets legte seine Hand schwer auf die Schulter des Notars und sagte: „Bedenken Sie, ehe Sie handeln. — Was habe ich Ihnen zuleide gethan, Herr Louisy? Warum wollen Sie mich zu Grunde richten? Ich war so glücklich. Herr Louisy! haben Sie Erbarmen mit mir!"

„Ich habe Erbarmen mit Ihnen, glauben Sie es mir. Mir thut das Herz weh, Sie leiden zu sehen; — aber so wie Sie es wollen, so kann ich Ihnen nicht helfen. Glauben Sie mir, Herr Vicomte! glauben Sie einem alten erfahrenen Manne: Sie werden in Ihrer Ehe nicht glücklich sein, wenn Sie mit diesem Geheimnis hineintreten."

„Ich will meiner Braut alles sagen, alles! Genügt Ihnen das?"

„Sie sind auf falschem Wege, Herr Vicomte! und ich darf Ihnen auf demselben nicht folgen. — Es wäre mit meiner Ruhe für immer dahin, wenn ich mir sagen müßte, daß ich einen Ehrenmann, den Marquis de Comigny, und einen Kollegen, Herrn Cabanel, die mir beide vertrauten und die mir noch vertrauen, hintergangen habe. Sie dürfen nicht mehr verlangen, als ich geben kann. Ich bin größerer Aufopferung für Sie fähig, als Sie vielleicht ahnen. Aber meine Ehre kann ich Ihnen nicht opfern."

„Nun, was verlangen Sie von mir?" fragte Des Adrets, dem Notar einen Blick finstern Hasses zuwerfend.

„Ich verlange jetzt gar nichts mehr von Ihnen," antwortete Louisy mit ruhigem Ernste. „Als ich mich aber entschloß, zu Ihnen zu gehen, mehr noch als Ihr Freund als in der Eigenschaft Ihres Rechtsbeistandes, da erwartete ich von Ihnen eine vertrauensvolle Darlegung des ganzen Sachverhalts, um sodann, nach Lage der Dinge, die mir ja teilweise noch unbekannt ist, mit Ihnen darüber beraten zu können, was nunmehr in Ihrem wohlverstandenen Interesse geschehen solle."

Wiederum machte Des Adrets einen Versuch, die Sache anscheinend leicht zu nehmen. Sein in tiefem Seelenschmerz zuckender Mund war ein kläglicher Kommentar dazu.

„Sehr wohl!" sagte er. „Ich möchte, zu meiner Belehrung, erfahren, was Sie gesagt haben würden,

wenn ich Ihren Erwartungen entsprochen hätte. — Also angenommen, der Rittmeister Duquesne wäre von mir erschlagen worden, so hätte dieses Ereignis und das was zunächst darauf folgte, nach menschlicher Wahrscheinlichkeit, etwa folgendermaßen verlaufen können ... — Ich war in die Gräfin d'Alligny verliebt; diese fand es eines Tages gut, meine Huldigungen zurückzuweisen und dagegen die meines Freundes Duquesne anzunehmen. Ich beging die Taktlosigkeit, dies Duquesne noch mehr als der Gräfin zu verargen, und hatte den schlechten Geschmack, dies den beiden sagen zu wollen. — Zu dem Behufe nahm ich mir vor, sie bei erster Gelegenheit zu überraschen. Nachdem ich mich sodann eines Tages, also am 12. Februar sagen wir, vergewissert hatte, daß Duquesne mit der Gräfin in deren Wohnung allein sei, begab ich mich durch den Garten, zu dem ich von Alters her den Schlüssel besaß, nach dem Hotel d'Alligny. Auf dem Wege traf ich mit Duquesne zusammen. Ich stellte ihn zur Rede — und er antwortete mir mit Beleidigungen. Wir sprachen nicht laut, denn die Achtung vor dem Ruf der Gräfin war bei uns beiden gleich groß. — Die Nacht war dunkel. Unter den großen Bäumen des Parkes konnte man die Hand nicht vor den Augen sehen. Wir gerieten körperlich aneinander, und ein jeder von uns mochte in dem Augenblick denken, daß dies einem beabsichtigten Angriffe des andern zuzuschreiben sei. Ich trug einen Stock, mit dem ich lediglich zur Abwehr um mich schlug; aber das Unglück wollte, daß ich dies mit großer Gewalt that, daß der Griff meines Stockes durch eine schwere Bleikugel gebildet war, und daß diese, in wuchtigem Schwunge, die Schläfe des Rittmeisters traf und ihn, als wäre sie aus einer Pistole geschossen worden, tot zu Boden streckte. — Meine erste Sorge mochte nun sein, unbemerkt zu entkommen. Dies war leicht bewerkstelligt. Auf dem Wege zu meiner Wohnung kam mir dann vielleicht der Gedanke, daß es nützlich sein würde, ein Alibi beweisen zu können. Ich dachte dabei möglicherweise weniger an meine eigene Sicherheit als an den Ruf der Gräfin. Denn was hätte mir geschehen können! Ich hatte das Strafgesetzbuch damals ganz gut im Kopfe und wußte, daß mir nach Paragraph So und So desselben, zwar im allerschlimmsten Falle mehrjährige Zwangsarbeit blühte, daß ich aber — da unverkennbar mildernde Umstände vorlagen — der Fall der legitimen Selbstverteidigung unter anderem — aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer geringen Strafe, wenn nicht ganz frei, davon gekommen wäre. Die Sorge um den Ruf der einstmals von mir geliebten Frau machte mich zum Heuchler und Lügner und noch obendrein zum recht ungeschickten, da es mir nicht einmal gelang, den harmlosen Jacques Perrin zu täuschen ... — Angenommen, ich hätte Ihnen diese Fabel erzählt und Sie darauf aufmerksam gemacht, daß ich für meine Schuld schwer gebüßt habe, daß ein freudenloses Leben im Exil die Folge davon gewesen ist — angenommen, alles dieses wäre wahr, würden Sie heute, nachdem meine Schuld getilgt und verjährt ist, hart genug sein, um zu sagen: ‚Du wolltest deinen Teil am Glück, — verzichte darauf! Du bist dein Leben lang zu einsamem, schweigsamem Unglück verdammt!‘ — Nun, Herr Notar, belehren Sie mich! Was würden Sie nach diesem Bekenntnis gesagt haben?"

Herr Louisy hatte zugehört ohne eine Miene zu verziehen und ohne die Augen von dem Feuer abzuwenden, das im Kamin brannte. Jetzt erhob er sie und richtete sie ernst und durchdringend auf Des Adrets.

„Ich nehme an," sagte er, „daß Sie mir nun die ganze Wahrheit mitgeteilt haben; ich rechte nicht mit Ihnen über die Form, die Sie dazu gewählt, und antworte Ihnen: ‚Das was ich jetzt weiß, das muß auch der Marquis de Comigny erfahren.‘"

„Sie bestehen darauf? Und doch wissen Sie, daß dann alles für mich verloren ist."

„Ich muß darauf bestehen, meine Ehre zu wahren, und ich kann das nicht, wenn ich durch mein Schweigen eine Behauptung aufrecht erhalte, von der ich heute weiß, daß ich sie fälschlich gemacht habe."

„Welche Behauptung?"

„Daß Ihre Vergangenheit makellos sei. — Sie ist es nicht, Herr Vicomte!" — Der Notar sprach jetzt laut, feierlich: — „Es ist auch Ihre Pflicht, nicht weniger als die meine, die Wahrheit zu sagen."

Des Adrets erhob sich — ein gebrochener Mann. „Sie haben recht, Herr Louisy!" sagte er milde. „Ich werde mit dem Marquis sprechen."

Die plötzliche Veränderung im Wesen seines Klienten stimmte den Notar wieder weich.

„Wollen Sie es mir überlassen?" fragte er. „Es ist kein leichter Gang, aber ich mache ihn gern für Sie, und er wird mir doch wohl nicht so schwer wie Ihnen?"

„Ich danke Ihnen," antwortete Des Adrets. „Ich weiß jetzt genau, was ich zu thun habe. — Ich werde alles besorgen ... ja ich werde alles besorgen!" — Die Worte kamen tonlos aus seinem Munde. Er sprach zerstreut, den Blick starr in die Leere gerichtet.

„Sie haben unrecht, auf meinen Vorschlag nicht einzugehen," antwortete Louisy. — „Sie nahmen die Sache vorhin zu leicht; jetzt nehmen Sie dieselbe zu schwer. — Sie brauchen noch nicht zu verzweifeln. — Aber Ihnen selbst möchte ich in diesem Augenblicke Ihre Interessen nicht anvertrauen; Sie sind nicht ruhig. — Lassen Sie mich für Sie eintreten. Ich gehe, wenn es Ihnen recht ist, geradeswegs von hier zu Cabanel. Ich weiß, wo er um diese Zeit zu treffen ist. Cabanel und ich verständigen uns in einer halben Stunde. — Und verlassen Sie sich auf mich: wir verständigen uns in dem von Ihnen gewünschten Sinne. — Ich kenne Cabanel seit zwanzig Jahren. — Dann suchen wir zwei den Marquis auf. Irgendwo werden wir ihn schon finden. — Er wird zunächst unangenehm berührt sein. — Selbstverständlich! — Aber wenn er sieht, daß sein eigener Rechtsbeistand eine milde Auffassung des Sachverhalts hat, so wird er sich dieselbe ebenfalls aneignen."

„Kennen Sie den Marquis näher?" fragte Des Adrets.

„Nein, ich kenne ihn nur wenig; aber ich weiß aus Erfahrung, daß Leute seines Schlages in Rechts-

fragen blindes Vertrauen zu ihrem Rechtsbeistand zu haben pflegen."

Ein schwacher Schimmer von Hoffnung belebte Des Adrets' Züge wieder. — „Wann können Sie mir Bescheid geben?" fragte er. „Verzeihen Sie meine Ungeduld."

Der Notar sah nach der Uhr. „Es ist jetzt halb neun Uhr," sagte er. „Geben Sie mir drei Stunden Zeit. Bis dahin hoffe ich alles in Ordnung gebracht zu haben — besser als Sie es gethan haben würden, Herr Vicomte. — Guten Mut! Gegen halb zwölf Uhr bin ich wieder hier." Er entfernte sich schnell.

Gleich darauf trat ein Diener in das Zimmer und überreichte seinem Herrn einen Brief.

„Ein Diener des Herrn Marquis brachte dies vor einigen Minuten," sagte er. „Es sei keine Antwort darauf nötig."

Der Brief enthielt wenige freundliche Zeilen. Fräulein de Comigny teilte dem Vicomte mit, ihre Mutter leide an Kopfschmerzen und ziehe deshalb vor, heute abend ruhig zu Hause zu bleiben. Dort erwarte man ihn, Palamède, zum Thee. —

Der Brief zeigte eine schöne, feste Handschrift; das Wenige, was er mitteilte, war klar, deutlich und freundlich gesagt. Das Papier roch weder nach Patschuli, noch irgend einem anderen Parfüm; auch war es nicht mit bunten Monogrammen und ähnlichem verziert; es war einfach gutes, starkes, englisches Papier, von etwas größerem Format als von Frauen im allgemeinen beliebt wird. — Auf jedermann, der sich mit derartigen Aeußerlichkeiten beschäftigt, würde das Schreiben den Eindruck gemacht haben, es käme von einer schlichten, vornehmen Person.

Des Adrets mußte die Zeilen zweimal durchlesen. So klar dieselben waren, so hatte er sie doch nicht gleich verstanden. Dann setzte er sich mit dem Brief in der Hand vor den Kamin nieder. Nach und nach lagerte sich auf seinem Gesichte kalte, verzweifelte Ruhe. „Ich will das Stück aussehen — bis zu Ende," sagte er leise vor sich hin. — Darauf stieg er in das Coupé, das seit acht Uhr auf ihn wartete, und fuhr nach dem Hotel Comigny. — Es war nahe an neun Uhr, als er dort anlangte.

An der Thür des Zimmers, in das er eingeführt wurde, trat ihm seine Braut mit ausgestreckten Händen entgegen. „So spät?" sagte sie. „Ich erwarte Sie seit acht Uhr."

Ja! man begriff, daß Des Adrets das Herz bluten mußte bei dem Gedanken, einem solchen Wesen entsagen zu sollen. Erhaben in vollendeter Schönheit und Reinheit erschien Johanna, und liebevoll und treu ruhte ihr Blick auf ihm.

„Warum so spät?" wiederholte sie leise; aber sie wartete nicht auf Antwort, sondern verließ schnell die dunkle Thür und trat in den hell erleuchteten Teil des Zimmers, an das hohe Kamin, auf dem zwei altmodische Lampen brannten. Der matte Druck der Hand des Geliebten hatte ihr bereits gesagt, daß sie wohl nicht das Recht habe, ihm einen Vorwurf zu machen. Und nun, da sie im Schein des Lichts sein bleiches Antlitz sah, da fragte sie ängstlich: „Was ist vorgefallen? O sprich!"

Er ließ sich schwerfällig in einen Sessel fallen und starrte stumm in das flackernde Feuer.

„Sie spannen mich auf die Folter! Sprechen Sie!" Und sie ergriff mit ihren beiden Händen seine schlaff herabhängende Rechte und schaute ihn flehend an. Da antwortete er dumpf: „Unglück droht unserer Liebe!" Und schwer atmend, mühselig, langsam sich sammelnd, in dunklen Ausdrücken, die die Wahrheit mehr erraten ließen als daß sie sie sagten, sprach er in tonloser Stimme von einer wilden Leidenschaft, die seine Jugend verzehrt, von schwerer Schuld, die er auf sich geladen, von langer Sühne im Exil, von allmählicher Genesung dank der heilenden Zeit, und von plötzlichem, völligem Gesunden im Sonnenschein neuerwachter Liebe.

Sie lauschte, marmorbleich, die Augen weit geöffnet, aber scheu von ihm abgewandt.

„Johanna, kannst du mir verzeihen?"

Sein Gesicht erschien ihr grausig, und ihr ganzes Wesen sträubte sich gegen das Ungeheuerliche. — Die Liebe für den Geliebten, die Abscheu ihres reinen Herzens vor dunkler Schuld, Mitleiden mit dem Unglücklichen, der vor ihr saß, Jammer ob ihres eigenen Elends, ihres vernichteten, kurzen Glücks, kämpften in ihrer Brust einen unerträglichen Kampf. — Sie erhob sich, die Arme ausgebreitet, als rufe sie den Geliebten an ihr Herz; aber ein Zittern durchschauerte sie; sie stieß einen leisen Schmerzenslaut aus und sank ohnmächtig auf den Sessel zurück.

Er beugte sich über sie, unfähig eines Wortes, gedankenlos, — nichts als Schmerz, erdrückend schweren Schmerz empfindend.

Da fühlte er sich leise, kurz berührt und wandte sich langsam, teilnahmlos um. — Vor ihm stand der alte Marquis de Comigny, strengen Ernst auf dem kalten Gesichte. — „Ich muß Sie bitten, dieses Haus zu verlassen," sagte er ruhig.

Des Adrets machte eine Anstrengung, um zu sprechen, aber noch ehe er ein Wort hervorgebracht hatte, fuhr der alte Edelmann fort: „Ich verlange keine Aufklärung von Ihnen!"

Er machte keine Bewegung, er sprach weiter kein Wort. Einer Statue gleich stand er vor Des Adrets. Seine glühenden finstern Augen allein, die unheimlich aus tiefen Höhlen, unter buschigen, weißen Brauen hervorblickten und erbarmungslos auf seinen Gast gerichtet waren, sprachen und wiederholten die Weisung, das Haus zu verlassen — für immer zu verlassen.

Des Adrets wich langsam zurück, wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, bis er die Thür erreicht hatte. Dort suchten seine Augen scheu die Gestalt am Feuer. Diese hatte sich in dem Sessel emporgerichtet; die Arme stützten sich auf dessen Lehnen, und die weit geöffneten Augen waren starr und ausdruckslos wie die einer Toten auf ihn gerichtet. Und unter diesem furchtbaren Blick öffnete Des Adrets geräuschlos die Thür und war verschwunden.

* * *

Um halb zwölf Uhr an demselben Abend wurde der Portier des Hauses, das Des Adrets bewohnte, durch bescheidenes Klingeln geweckt. Nachdem die Thür

geöffnet worden war, trat ein kleiner Herr langsam in das Haus, klopfte leise an die Fensterscheibe, hinter der sich das mürrische Gesicht des Hauswächters zeigte und sagte, sich zu erkennen gebend: „Herr Louisy, der Notar. — Ist der Vicomte Des Adrets zu Hause?“

„Erste Etage!“ rief der Mann hinter dem Fenster zurück.

„Ich kenne die Wohnung,“ antwortete der Notar.

Das Gas im Hause war bereits ausgelöscht. Der alte Mann suchte eine Weile nach seinem Feuerzeug, steckte, als er es gefunden hatte, ein Streichholz an, was ihm nur mit Mühe gelang, da seine Hand etwas zitterte, und ging dann langsam die kurze Treppe hinauf. — Oben blieb er wohl eine Minute vor der Thür stehen, die zur Wohnung des Vicomte führte; dann klingelte er leise und wartete. Er wartete lange Zeit — er klingelte wieder und wieder — immer lauter; — niemand kam. Aber unten war der wachsame Portier, halb angekleidet, mit einem kurzen Licht in der Hand an die Treppe getreten und rief hinauf: „Nun, öffnet man nicht?“

„Ich klingle seit einer halben Stunde,“ antwortete Herr Louisy kläglich.

Der Portier schien der Ansicht, der alte Herr verstehe nicht, wie man ordentlich klingle, und bemühte sich zu ihm hinauf.

„Lassen Sie mich einmal versuchen,“ sagte er; und er zog an der Klingelschnur lange und heftig, so daß man es wohl im ganzen Hause hören konnte.

„Der Diener schläft ganz oben im Hause,“ sagte er, „und der Herr Vicomte wird ebenfalls zu Bett gegangen sein. — Wollen Sie nicht bis morgen warten?“

„Nein, wenn er nicht ausgegangen ist, so erwartet er mich. Ich habe ihm eine Mitteilung zu machen. — Aber ist er denn auch zu Hause?“

„Das ist er sicherlich. Er ist vor einer guten Stunde zurückgekommen und nicht wieder ausgegangen. — Ich müßte es gesehen haben. — Er könnte das Haus nicht verlassen, ohne daß ich ihm die Thür geöffnet hätte.“

Der alte Notar war ein Pariser Kind und wußte, wie man einen ordentlichen „Concierge“ zu behandeln hat. — Er drückte dem Portier ein Zweifrankenstück in die Hand und sagte: „Wecken Sie den Diener, lieber Freund, und verschaffen Sie mir Eintritt in die Wohnung. Ich muß den Herrn Vicomte unbedingt noch heute abend sprechen.“

„Zu Befehl, gnädiger Herr! Ich lasse Ihnen das Licht. Hier ist ein Stuhl. — Bitte, nehmen Sie Platz.“

Er entfernte sich, und der alte Notar ließ sich schwerfällig auf den ihm gereichten Stuhl nieder und strich sich, nachdenklich vor sich hinblickend, das glatt rasierte, breite Kinn.

Er hatte gar nichts in Ordnung bringen können, und es war nun seine Pflicht, dies seinem armen Freunde, dem Vicomte, zu melden. — Cabanel? — Ja, der war leicht für die Sache des Vicomte gewonnen worden! Ein alter Jurist, ein oftmals in verwickelten Fragen konsultierter Rechtsanwalt, kannte er, gleich seinem Kollegen Louisy, die menschliche Natur von so vielen häßlichen Seiten, daß ihm ein unglücklicher Todschlag keineswegs als etwas Ungeheuerliches erschien. Die Geschichte war seit sechs Jahren verjährt. Vom juristischen Standpunkte, dem einzigen, auf den der Notar Cabanel sich zu stellen vermochte, war und blieb das die Hauptsache. Er gesellte sich bereitwillig zu seinem Kollegen, um den Marquis aufzusuchen und diesem die Sache vorzutragen.

Aber der Marquis! Er hatte Cabanels Vortrag und Louisys kurze Kommentare dazu mit keiner Silbe unterbrochen. Aber als die beiden alten Herren mit ihren Reden zu Ende waren, aus denen klar und deutlich hervorging, daß „der bedauerliche Vorfall von Anno 53“ wohl heute keine weiteren Folgen zu haben brauche, da hatte der Herr Marquis mit einem Hauch von Nichtachtung in Haltung und Gebärde für die Anschauungen der beiden Herren Notare gesagt: „Mir erscheint jener ‚bedauerliche Vorfall‘ als ein Todschlag wenn nicht als ein Mord, verübt infolge eines anderen Verbrechens, das diesem vorhergegangen war: eines Ehebruchs. Ich danke Ihnen für die Mitteilung, die Sie mir gemacht haben. Sie haben sich dadurch des Vertrauens, das ich in Ihre Ehrenhaftigkeit gesetzt hatte, würdig gezeigt. — Ich bitte Sie nunmehr, sich in der Angelegenheit nicht weiter zu bemühen. — Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Das war in einem Tone gesagt worden, der keine Widerrede aufkommen ließ. — Die beiden Notare waren gegangen und hatten sich bald darauf voneinander getrennt, Meister Cabanel, um im Klub den Rubber Whist zu vollenden, der durch Louisy unterbrochen worden war; Louisy, um sich auf großem Umwege zu seinem Klienten Des Adrets zu begeben und diesem den Mißerfolg der Unterredung mit dem Marquis de Comigny mitzuteilen. Es war ihm nicht leicht geworden, den Marquis aufzusuchen und bei diesem für einen Klienten, auf den er stolz gewesen war, um Milde zu bitten; aber das, was ihm jetzt noch bevorstand, war unvergleichlich schwerer; — und daran dachte er, als er sich nachdenklich das breite Kinn strich und dabei starr in das kleine Licht blickte, welches das große, dunkle, stille Treppenhaus, in dem er sich befand, noch größer, dunkler und stiller erscheinen ließ.

Da hörte er schlürfende Schritte hinter der Thür, und gleich darauf wurde diese geöffnet, und auf der Schwelle zeigte sich der Kammerdiener des Vicomte, aus dem ersten Schlaf aufgerüttelt, jedoch höflich und ernst, wie es ihm als wohlgeschultem Diener eines vornehmen Herrn zur zweiten Natur geworden war.

„Ist der Herr Vicomte zu Hause?“

„Der gnädige Herr ist gegen halb elf Uhr nach Hause gekommen und hat mir befohlen, zu Bett zu gehen.“

„Ist er seitdem ausgegangen?“

Der Diener warf einen schnellen Blick nach dem Ständer, an dem verschiedene Hüte und Ueberröcke hingen, und antwortete: „Nein, er ist nicht wieder ausgegangen.“

„Nun, dann melden Sie mich!“

„Auch wenn der gnädige Herr schläft?“

„Er wird nicht schlafen.“

„Wenn er nicht schliefe, so müßte er das Klingeln gehört haben.“

„Er wird nicht schlafen. Melden Sie mich!" sagte Louisy etwas ungeduldig.

„Zu Befehl, Herr Notar!"

Er entfernte sich geräuschlos.

Wie grausig still es doch in dem großen dunkeln Hause war.

Nach einer halben Minute kam der Diener zurück, bleich, zitternd. „Es ist ein Unglück geschehen, Herr Louisy!" stammelte er.

Pierre Louisy wußte sogleich, welcher Art dieses Unglück war. Er zuckte zusammen, aber dann richtete er seine kleine Gestalt auf, nahm das flackernde Licht aus der Hand des Dieners und durchschritt festen Schrittes die dunklen Gemächer, bis er in das Schlafzimmer gelangt war. Dort glimmte im Kamin ein erloschenes Feuer, das keine Wärme mehr gab, und brannte auf einem Tische, in der Mitte des Zimmers, eine einsame Kerze, deren kleine Flamme den großen Raum matt erleuchtete. Und in der dunkelsten Ecke desselben, auf einem niedrigen Divan, der Oberkleider und des Halstuches entledigt, die Brust halb entblößt, lag Palamède Des Adrets gebrochenen Auges. — Die rechte Hand hing schlaff herunter, den Fußboden berührend, neben einer kleinen Pistole, deren künstlerisch verzierter Lauf in dem flackernden Lichte blitzte. Die linke Hand war mit weit ausgespreizten starren Fingern auf die Brust gepreßt, und unter derselben sickerte träge Blut hervor, das an der Handfläche und den Fingern bereits geronnen war und auf dem Hemde und dem hellen Teppich zwei runde, tiefrote Flecke gezeichnet hatte.

Das Berliner Museum für Völkerkunde.

Von

Friedrich v. Hellwald.

Seitdem Berlin zur Metropole des Deutschen Reiches emporgestiegen, ist es nicht bloß Weltstadt, sondern auch ein Centrum der Wissenschaftspflege geworden. Zahlreiche neue Institute geben beredt davon Kunde. Erst kürzlich, am 18. Dezember vorigen Jahres, gesellte sich zu den schon bestehenden ein neues, das feierlich eröffnete Museum für Völkerkunde. Damit hat Berlin einen erheblichen Schritt vorwärtsgethan, einen Schritt, wie ihn unseres Wissens noch keine europäische Hauptstadt zu verzeichnen hat. Berlin zuerst hat der Völkerkunde eine eigene, für sich abgeschlossene Stätte bereitet und damit zugleich die Anerkennung der hohen Wichtigkeit ausgesprochen, welche diesem lange dem Dilettantismus überlassenen Wissenszweige gebührt. Mit Stolz blickt der Ethnologe auf die in Berlin nunmehr zugänglich gemachten Schätze, und dahin wird in Zukunft sich wenden müssen, wer auf ethnographischem Gebiete fruchtbare Studien machen will. Hat doch ein in Fachkreisen sattsam bekannter österreichischer Forscher, Dr. Felix Ritter von Luschan, diesen Sachverhalt unverhohlen dadurch zum Ausdrucke gebracht, daß er als Direktorialassistent an dem neuen Berliner Museum thätig ist. Berlin trug auch seit lange schon alle Vorbedingungen für ein solches Unternehmen in sich. Kein Volk zählt eine größere Menge wissenschaftlicher Reisenden, Forscher und Sammler, als das deutsche, und sie alle legten ihre Schätze in der deutschen Hauptstadt nieder. Sachkundigen war es längst kein Geheimnis, daß im Laufe der Jahre die ethnologische Sammlung Berlins sich zu einer der reichsten aller Länder entwickelt hatte; es gab aber für dieselbe keinen Vereinigungspunkt, man mußte die einzelnen Bestandteile in den verschiedensten Lokalen aufsuchen, wo man dann freilich überrascht war von der Fülle des Gebotenen. Freudig durfte man es demnach begrüßen, als 1880 mit dem Baue des jetzigen Museums begonnen wurde, welches das gesamte weitschichtige Material, dem sich noch die wertvollen Schenkungen Dr. Heinrich Schliemanns anreihten, aufzunehmen und den neu eröffneten Forschungsrichtungen zu genügen vermöchte.

Das neue Museum für Völkerkunde erhebt sich als ein massiger, drei Stockwerke hoher Bau an der Ecke

Tabakspfeifen, Kalumet der nordamerikanischen Indianer aus Stein und gebrann'em Thon (S. 109).

Walroßlanzen, Harpunen, Wurfholz und Messer der Eskimo (S. 110).

der Königgrätzerstraße, dort wo ein Durchbruch der Zimmerstraße erwartet wird und auch schon in der gleichen Flucht das Kunstgewerbemuseum aufgeführt worden ist. Das Aeußere des Gebäudes, streng im Stil der italienischen Frührenaissance gehalten, macht einen ungemein nüchternen Eindruck und achtlos würde man vielleicht daran vorüberschreiten, wäre nicht der wuchtige, von Säulen gestützte Rundvorsprung an der Straßenecke, auf dessen oberstem Friese in steifer, gewaltiger Lapidarschrift die Worte: „Museum für Völkerkunde" glänzen. Weiter ist dem Auge keinerlei Konzession gemacht, weder im Aeußeren noch im Inneren. Dem ellipsenförmigen Kuppelraume in dem erwähnten Rundbau läßt sich indes ein imponierender Eindruck nicht absprechen. Majestätisch öffnen sich auch die beiden Treppen, welche nach dem ersten Stockwerke in den langen Seitenflügeln hinaufführen. Zwischen beiden liegt ein fächerförmiger, glasüberdeckter Lichthof, in welchem sich monumentale Stücke ost- und südasiatischer Kultur neben umfangreicheren Gegenständen aus den Sammlungen der Naturstämme vereinigt finden. Von diesem Lichthofe ausgehend schließen sich die Ausstellungsräume zu einem unregelmäßigen Viereck zusammen, dessen einzelne Seiten je einen mächtigen Saal bilden. Diese Anordnung wiederholt sich in allen drei Stockwerken. Links vom Eingange sind in diesem Erdgeschosse die vorgeschichtlichen Altertümer aus der Mark Brandenburg, dann die gleichfalls vorgeschichtlichen Gold- und Silberfunde aus verschiedenen Ländern in zwei Sälen untergebracht, rechts dagegen die Schenkung des Dr. Heinrich Schliemann, der „Schatz des Priamos", die trojanischen und mykenischen Fundstücke. Auch eine provisorische Aufstellung aus der chinesischen Sammlung ist hier im Erdgeschoß zu sehen, welches sonst noch Dienstwohnungen, Werkstätten und Lagerräume birgt, wie ein so großartig angelegtes Museum deren erfordert.

Berufene Kritiker haben an der dekorativen Ausschmückung dieser Räume, besonders der Rotunde, die Eiseskälte strenger Wissenschaftlichkeit zu rügen befunden, welche dem Eintretenden hier entgegenweht. Soweit Schreiber dieses aus einem dem damals noch unfertigen, wenn auch der Vollendung nahen Gebäude gewidmeten eingehenden Besuche urteilen darf, glaubt er sich dem Ausspruche anschließen zu müssen, daß bei aller Großartigkeit der Räumlichkeiten dieselben doch kühl, kühl bis ins Herz hinein wirken. Was den Beschauer frappiert, ja frappieren muß, das ist das ungemein Praktische der ganzen Anlage. Aber das ist alles. Das Museum ist ausschließlich im Hinblick auf den erstrebten Zweck gebaut und dieser wird, glauben wir, auch vollständig erreicht. Damit hat es aber auch sein Bewenden. Der kalte, berechnende Geist des deutschen Nordens spiegelt sich in diesem Baue, wie vielleicht in keinem zweiten. Welcher Gegensatz zu dem neuen naturwissenschaftlichen Hofmuseum in Wien, welches auch die ethnologischen Sammlungen beherbergen wird! Wie bleibt dort das Auge gefesselt von der geradezu blühenden Architektur der Fassaden, den geschwungenen Linien der Kuppeln, dem reichen Schmuck der Standbilder, wie anmutig lacht das Innere uns an mit seinen Gängen und freundlich ausgestatteten Sälen! Wie herrlich wird das Bild erst sein, wenn dieses Museum vollendet und im Glanze einer koketten Toilette sich den Besuchern zeigen wird. Aber dieses Wiener Museum ist eben noch nicht vollendet und wir wissen nicht einmal, wann es wird eröffnet werden können. Auch verfügt dasselbe über keinen Hörsaal für wissenschaftliche Vorlesungen, welchen der Berliner Baukünstler in der Gestalt einer Aula mit amphitheatralisch ansteigenden Sitzplätzen schlau über der Rotunde eingenistet hat, während ringsherum Arbeitszimmer für die Assistenten und die Bibliothek sich gruppieren. Tritt man ein in die Säle des oberen

Masken der Tecuna (Amazonas), aus Rohr geflochten, mit Baststoff überzogen und bemalt (S. 108).

Stockwerkes, so wird man ebensosehr überrascht durch die Fülle von Licht, welche aus den zwei mächtigen Fensterreihen jedes Saales einströmt, als unangenehm gestört durch die häßlichen nackten Wellblechdecken, welche im Interesse der Feuersicherheit den oberen Abschluß der Säle bilden und somit auch jede dekorative Deckenausschmückung unmöglich machen. Immer im Hinblick auf Feuersicherheit sind auch die Schränke für die Ausstellungsgegenstände nicht aus Holz, sondern aus glatten, völlig zierratlosen Eisenstäben hergestellt, zwischen welchen die Glasscheiben eingelassen sind, einer wie der andere große viereckige, formlose Kasten, die fast durchaus aus Glas zu sein scheinen und in denen man, was die Hauptsache, das Ausgestellte erstaunlich gut sieht. Praktisch, praktisch vor allen Dingen, dies die Devise auch der inneren Einrichtung. Schönheit ist Nebensache. Nirgends auch nur der leiseste Versuch, etwa das eine mit dem anderen zu verbinden.

Freilich werden diese Mängel, wenn es solche sind, überreich aufgewogen durch die Fülle des Gebotenen. Vorläufig ist erst das erste Stockwerk fertig eingerichtet, welches in acht Sälen die ethnologischen Sammlungen aus Afrika, Oceanien, Amerika und Sibirien enthält. Im zweiten Stockwerk ist man mit Ordnung und Aufstellung der indischen, chinesischen und japanischen Dinge beschäftigt, und das dritte ist für die Aufnahme der anthropologischen Sammlungen bestimmt. Eine flüchtige Durchwanderung dieser Säle genügt, um einen Begriff von der Reichhaltigkeit des gesammelten Materials zu geben. In Afrika sind es zunächst die Negerländer, welche unsere Aufmerksamkeit fesseln. Große Sammlungen aus diesen Gebieten verdankt das Museum den Reisen Robert Flegels (1880—1885), der inmitten seiner Thätigkeit derselben leider entrissen worden ist. Sehr reichlich ist die Sklavenküste in Oberguinea vertreten, meistens Geschenke des Herrn Lüderitz. Ungemein interessant ist die hauptsächlich Gewänder umfassende Hinterlassenschaft aus des leider gleichfalls dahingeschiedenen Dr. Gustav Nachtigal Reisen im Sudan. Die schwerfällige Tracht jener Tropengegend veranschaulicht unser Bild einer sudanischen Negerin (S. 108). Emin-Bey, Giegler Pascha, Dr. Wilhelm Junker, Georg Schweinfurth u. a. haben wertvolle Beiträge zur Ethnographie des östlichen Sudans, der Niamniam, Monbuttu und der Akkazwerge beigesteuert. Auch von den Bari, Nuer, Schilluk, Dinka und den übrigen schwarzen Bewohnern des oberen Nilgebietes sind insbesondere Waffen und Schmuckgegenstände vorhanden. Aus Abessinien finden wir gleichfalls Waffen, insbesondere Lanzen (S. 120), dann die Geschenke Dr. Gerhard Rohlfs' aus seinen Reisen in jenem Alpenlande. Andere wurden durch Lieutenant Stumm überbracht, der den englischen Feldzug zur Eroberung Magdalas begleitete. Mancherlei Dinge, die von dem gefallenen König Theodoros herrühren, sind hier untergebracht (siehe nebenstehend). Sehr wenig finden wir noch vom Lande der Somal, einem ungemütlichen Volke, dem indes Deutschland jüngst durch die Erwerbungen des ermordeten Dr. Karl Jühlke näher getreten ist (S. 112). Südafrika liefert vielerlei, besonders aus dem Lande der Kaffern, darunter ein eigentümliches Musikinstrument — ein Holzbrett mit federnden Eisenstäbchen und einem Kürbis als Resonanzboden (S. 116) — dann Waffen und Geräte der Buschmänner, Köcher aus Leder, vergiftete Pfeile u. dgl. (S. 118), während unter den Geräten der Nama-Hottentotten die Schürzen, Hals- und Armbänder am bemerkenswertesten sind. Weiter nach Norden an der

Abessinischer Königsornat (Tiara des Abuna. Waffen und königlicher Schmuck des Königs Theodoros von Abessinien). Dreifache Krone des Abuna, später im Besitze des Königs Theodoros, Schild mit schwarzem Samt überzogen und mit getriebenen Goldblechen beschlagen, Gewänder mit silbernen Buckeln rc. (S. 106).

afrikanischen Westküste fortschreitend, stoßen wir abermals auf Gegenstände aus dem Nachlasse Dr. Nachtigals, von dessen letzter Reise stammend, aus Kamerun, Lagos und dem Gabungebiete. Die Sammlungen von Paul Reichard aus dem Gebiete der Warua und Wamarungu westlich vom Tanganyikasee führen uns allgemach wieder nach dem östlichen Afrika hinüber, wo die Reisen Dr. Fischers aus der äquatorialen Region östlich vom Ukerewesee namentlich die bis unlängst fast unbeka nten, wilden Massai einigermaßen erschlossen haben. Aus der großen Insel Madagaskar hat hauptsächlich J. M. Hildebrandt zahlreiche Gegenstände sowohl der Hova als der Sakalaven zusammengebracht: Gefäße aus schwarzem Thon, Töpfe, viereckige Teller, aus Holz geschnitzte Löffel, wovon wir einiges abbilden (S. 110 f.). Nicht minder reichhaltig sind die Sammlungen aus dem Kongogebiete, die voraussichtlich in nächster Zukunft noch ansehnliche Bereicherung erfahren dürften, aus Senegambien, der Kruküste, den Bissagosinseln und endlich von den Ländern des Nordrandes von Afrika.

Steinäxte südamerikanischer Indianer (S. 108).

Geradezu überraschend durch ihre Fülle an Details sind die Sammlungen aus Oceanien, welche in den Sälen III und IV ausgestellt sind. Es ist ganz unmöglich, sich bei jeder dieser Einzelheiten aufzuhalten; aus der ungeheuren Menge des hier Vorhandenen seien bloß die sehr eigenartigen hölzernen und geschnitzten Häuptlingsstäbe und die Nephritgeräte der Maori Neuseelands (S. 113), die Keulen und Speere der Vitiinsulaner (S. 119), die seltsamen Federgewandstücke, geschnitzten Keulen und Geflechte aus Kokosfasern der Kanaken auf Hawaii und die Objekte aus Neuguinea hervorgehoben (S. 121), welche das Museum besonders der Sammelthätigkeit des Dr. Otto Finsch verdankt und die geradezu einzig dastehen. Dr. Finsch hat eben das Glück gehabt, in einem Teile Neuguineas forschen zu können, den vor ihm noch keines Weißen Fuß betreten hatte.

Im fünften Saale gelangen wir nach Amerika, wo sich zunächst die Sammlungen von den Indianerstämmen der Andes vereinigt finden. Darunter fallen wohl am meisten die aus Rohr geflochtenen, mit Baststoff überzogenen und bemalten Masken auf (S. 104), welche die Tecunaindianer im Amazonasgebiete bei ceremoniellen Tänzen tragen; ferner die selbstgefertigten Sättel mit Zaumzeug, „Bolas“, „Lassos“ u. dgl. der Tehueltschen in Patagonien (S. 115), die Steinäxte der Südamerikaner (S. 107). Im sechsten Saale ist für die amerikanischen Altertümer, zunächst für die aus Mexiko herstammenden Zeugen einer hohen, dahingeschwundenen Kultur Raum geschaffen. Wir verweilen nicht länger bei dieser höchst merkwürdigen Sammlung von Steinskulpturen, Thongefäßen, Gegenständen aus Holz, Knochen, Muschelschalen u. dgl., Geweben, welche der Direktor des Museums, der hochverdiente Gelehrte Professor Dr. Adolf Bastian, mit sichtlicher Vorliebe aufgestellt hat. Wer immer sich mit der rätselhaften Vergangenheit der Azteken, Mixteken und Zapoteken und insbesondere der

Negerin aus dem Sudan (S. 106).

Geräte, Waffen und Kleidung von Bewohnern der Polarzone. Iglu der Eskimo (S. 110).

Maya vertraut machen will, findet fürderhin im Berliner Museum das reichste Material für seine Studien. Hier sieht er vor Augen die Altertümer aus Yucatan, aus allen Teilen Mittelamerikas, von den Antillen, und schreitet dann hinüber nach Südamerika, wo die Altertümer der Chibcha in Kolumbien, der Cora von Ecuador, endlich jene der Peruaner ihm neue Rätsel aufgeben. Auch der siebente Saal ist noch Amerika gewidmet, führt uns aber in die nördliche Abteilung der Neuen Welt, vorerst zu den Pimas und Papagosindianern in Arizona, dann zu den Rothäuten der Vereinigten Staaten. Da sind Messer, Tabakspfeifen (S. 101) und Tabaksbeutel der Dakota (Sioux), Tomahawks oder Streitärte, Mokassins der Assiniboin u. s. w. (S. 113 u. 117). Den Indianern reihen sich die Eskimo oder Inuit des hohen Nordens, sowohl in den Hudsonsländern als in Grönland, an. Bei ihnen bewundern wir vor allem ihre sinnreiche Pelzkleidung, während ihre übrigen Geräte sich hauptsächlich auf Waffen und Fangwerkzeuge für die Jagd der großen Seetiere beschränken (S. 103 u. 109). Das Museum besitzt eine große Anzahl von Seehundsspeeren mit langer Eisenspitze, Walroßlanzen, Harpunen, Wurfbrettern u. dgl. Der achte Saal endlich ist gefüllt mit den Sammlungen aus Sibirien, welche von den Giljaken, Tungusen und Golde, Tschuktschen, Jakuten, Ostjaken und Kirgisen, Samojeden, Burjaten und Kalmücken herrühren.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, so großartig es in seinem heutigen Zustande auch schon ist, das Berliner Museum doch immer noch erst einen Anfang darstellt und daß dasselbe sich dieses Umstandes vollauf bewußt und demselben Rechnung tragend für die Zukunft nach immer größerer Vollständigkeit streben wird. Man darf wohl sagen, daß dann, in den bisherigen Bahnen fortschreitend, es ohne Rivalen bestehen werde. Sind doch schon jetzt die dort aufgespeicherten Schätze vielfach einzig in ihrer Art! Gegen die Art und Weise, wie dieselben dem Auge des Beschauers dargeboten werden, haben sich freilich manche Bedenken erhoben, insofern als die Ausstellung allerdings für den Fachmann, weniger für den Laien berechnet ist. Dieser, und dazu gehört auch der gebildete Durchschnittsmensch, dürfte vielfach nur eine Anhäufung wesentlich gleichartiger Objekte erblicken, wo der Gelehrte alsbald die Unterschiede wahrnimmt. Mit einem Worte: Die Aufstellung ist eine streng wissenschaftliche, welche durchaus darauf verzichtet, beim Nichtfachmann sich einzuschmeicheln. Dieser sucht vergeblich nach einem Ruhepunkt für sein Anschauungsvermögen,

Toilettengegenstände (hölzerner Kamm und eiserne Zängelchen) der Madagassen (S. 107).

welches erlahmt in dem bedrückenden Gewirre von Urnen, Thonfiguren, Lanzenspitzen, Holz- und Steinschnitzereien. Den Sachverständigen stört selbstverständlich diese Anordnung keineswegs, vielmehr rühmt er

deren Uebersichtlichkeit. Unschwer erkennt der Eingeweihte in diesem System das Walten des nämlichen Geistes, welcher auch die Schriften des hochberühmten Museumsdirektors durchweht und der darauf hinausläuft, dem Neulinge die gewonnenen Forschungsergebnisse nicht etwa mundgerecht zu machen, sondern ihn vielmehr zu veranlassen,

Madagaskar. Aus Holz geschnitzte Löffel. Halsband mit Silberornamenten in Klauenform. Amulette und aus Stroh geflochtene Fächer (S. 107).

auf dem mühevollen Pfade eigener Untersuchung und Sichtung des Materials diese Ergebnisse selbst zu erwerben. Man kann nun über die Methode wohl anderer Meinung sein, nicht aber darüber, daß trotz derselben im Berliner Museum für Völkerkunde Großes geschaffen worden ist.

Pariser Salons.

Von

Eugen von Jagow.

Der Begriff der Pariser Salons dehnt sich so weit aus, wie Paris selbst; denn unter Salon versteht der Franzose das Wohnzimmer. Und in der „guten Stube“ geht's oft gemütlicher und harmloser zu, als in denjenigen Salons, mit denen wir uns hier ausschließlich zu beschäftigen haben. Die Salons par excellence sind die der Chaussee d'Antin und des Faubourg Saint-Germain; dort ist der Sitz des Finanzadels, hier der des Erbadels. Aber da die haute finance, ähnlich wie die Diplomatie, ein internationales Gepräge besitzt, so darf ich auch wohl sie übergehen, was auf dem Papiere allerdings leichter ist, als in der Praxis, wo ihre Herrschaft kaum anzuzweifeln sein dürfte.

Diese Herrschaft kennzeichnet sich unter anderem auch durch die wachsenden Familienverbindungen zwischen den beiden Adelskasten. Das auf dem linken Seineufer belegene Faubourg „überschreitet die Brücken“, wie es der Pariser in seiner pittoresken Ausdrucksweise nennt, oder mit anderen Worten: Der Austausch der Millionen und der alten Adelstitel wird ein immer regerer.

Freilich lassen sich die Pariser Salons noch unter einem anderen Gesichtspunkte betrachten: es gibt nämlich solche, in denen man plaudert, oder klatscht, oder die Cour macht, oder sich verheiratet, andere, in denen man politisiert, sehr wenige, in denen man sich schöngeistig unterhält, und sehr viele ... in denen man sich langweilt. Diese zuletzt genannte Kategorie bindet sich allerdings an kein besonderes Viertel; sie ist überall zu Hause und überall gefürchtet. Ihr verdankt Paris die stets wachsende Zahl der Klubs, Cercles und in verschiedenster Weise benannten Dinergesellschaften, mit einem Wort — sit venia verbo — die Herrenklöster, in denen man sich freilich auch vielfach langweilt, aber in anderer Weise, so z. B. beim Spiel oder beim dolce far niente. Die Salons und die Cercles sind Antipoden und ihre Langweiligkeit so ungleichartig, wie der Südpol und der Nordpol.

Nachdem wir nun, wie Mephisto sagt, alles reduziert und gehörig klassifiziert haben, werfen wir einen Blick in die verschiedenen Pariser Salons, ohne uns allzu pedantisch an eine Reihenfolge und Zeiteinteilung zu binden, wie sie etwa ein Bädeker dem eiligen Vergnügungsreisenden — welch innerer Widerspruch! — für den Besuch der sehenswürdigsten Sehenswürdigkeiten vorzuschreiben genötigt ist. Wir haben, gottlob! Zeit, und überdies besucht man ja im wirklichen Leben die Gesellschaften ebenfalls in der krausesten Regellosigkeit.

Beinahe wäre ich sogar versucht, zuvor noch einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des Faubourg Saint-Germain zu werfen, wo im 17. Jahrhundert die Montmorency, die Broglie, die

Lederner Wasserbehälter, überflochtenes mit Kauri verziertes Milchgefäß und hölzerner Schöpfbecher der Somal (S. 106).

Mailly ihre Feudalschlösser erbauten, und auf die Leidenszeit unter Napoleon I., auf die Glanzzeit während der Restauration, auf den allmählichen Verfall, auf die Salons der Récamier, der Marquise de la Bourdonnaye, der russischen Madame Swetchine, aber was ist nicht alles schon hierüber geschrieben worden! Heute gilt das Schlagwort „Aktualität“ mehr als je, und so halten wir uns denn ebenfalls an die Aktualität, an die Salons der „ältesten Republik, obgleich sie die jüngste ist,“ wie man von ihr sagen könnte.

Waffen und Geräte der Neuseeländer. 1 Patú, Keule und Speer; 2 Hani, Hoheitszeichen der Häuptlinge; 3 Merai (Keule) aus Nephrit; 4 Merai (Keule) aus Walfischknochen (S. 107).

Der moderne Gesellschaftsraum besteht — und darum braucht der Franzose das Wort Salon, wenn er damit die Gesellschaft meint, fast immer im Plural — mindestens aus zwei Salons, dem großen und kleinen. In dem ersteren ist selbstverständlich ein Kanapee, zum wenigsten vier Sessel und die gleiche Anzahl Stühle, für deren Bezug jetzt mit Vorliebe die sogenannte „vieille tapisserie“ gewählt wird. Viel bunte Kissen, ein mächtiger türkischer Teppich, eine Ueberfülle japanesischer Vasen, Bronzestatuetten und allerlei Zierat, bibelots genannt. Die Stutzuhr, welche bisher auf allen Kaminen mit derselben Regelmäßigkeit prangte, wie jetzt „liberté, égalité, fraternité“ auf jeder republikanischen Bretterwand, ist glücklicherweise nicht mehr Alleinherrscherin. Sie ist vielfach durch Blumenschmuck, Vasen und dergl. ersetzt, wie es die weißen Gardinen — und das ist bedauerlicher! — durch hellseidene Rollvorhänge, sogenannte stores, sind. Venezianische Spiegel mit reichgeschnitzten Holzrahmen, vielarmige Wandleuchter in dem jetzt so beliebten Stil Louis XVI.

Mokassins nordamerikanischer Indianer. Die Stickereien sind größtenteils aus weißen, rot und blau gefärbten Federkielen ausgeführt (S. 109).

Während den großen Salon eine schöne Tapete ziert, in der leider die Goldfarbe etwas zu aufdringlich hervorleuchtet, schlägt man den kleinen mit den verschiedensten, mehr oder weniger kostbaren Stoffen aus, mit chinesischer Seide beispielsweise, um den luxuriösesten zu nennen. Hier lebt und webt und korrespondiert die Dame des Hauses, hier herrscht lediglich ihr Geschmack und . . . ihr Lieblingsparfum. Ihre Möbel sind aus Rosenholz oder ausgelegter Arbeit. Es versteht sich übrigens von selbst, daß sich dieses Allerheiligste der Pariser Weiblichkeit bei größeren Gesellschaften auch den Gästen, selbst den Herren, öffnet. Ueber das Eßzimmer, die „salle à manger“ nur einige wenige Bemerkungen. An den Wänden statt der entmodeten Medaillons und Schüsseln nur noch Jagd- und Landschaftsbilder, auch wohl die hier so wohlangebrachten Fruchtstücke. Das Büffett ist vielfach durch alte, sogenannte normännische und bretonische Schränke, die Hängelampe über dem Eßtisch durch Kandelaber oder kostbare Leuchter ersetzt. Es versteht sich ganz von selbst, daß das Eßzimmer mit Holzpaneelen geschmückt ist. Der große runde Tisch, statt des in Deutschland

Reichgeschnitzte Spitze der „Hani“ oder Scepter der alten neuseeländischen Häuptlinge (S. 107).

Sattelzeug, Bolas, Lassos und Lanzen der Patagonier (S. 108).

üblichen langen, viereckigen, erhält sich noch vielfach in Gunst.

Natürlich denke ich bei meiner Schilderung nicht an die reichen aristokratischen Familien, die ein Jahreseinkommen von einigen hunderttausend Franken, große Güter und ein Hotel im Faubourg Saint-Germain besitzen, das sie im Jahre vielleicht drei bis fünf Monate bewohnen. In diesen Hotels ist die Zahl der Salons beinahe so groß, wie die der Dienerschaft, welche sich, abgesehen vom Portier (concierge), aus mehr als einem Dutzend zusammensetzt, denn der Koch hat seinen Gehilfen; neben dem „maître d'hôtel“ und dem vornehmen „valet de chambre“ gibt es etliche „valets de pied“, neben der Kammerzofe eine „lingère“, welche die Wäsche unter sich hat; dazu Kutscher und Pferdeknechte, um von der Gouvernante und dem Hauslehrer zu schweigen, welche man leider noch vielfach zu den Dienstboten zählt und durch allerlei Formalitäten quält. So sitzt z. B. die Gouvernante, wenn sie mit ihren Zöglingen ausfährt, zwar im Fond, aber zur Linken; sie mit in die Oper zu nehmen, ist gegen den guten Ton und — da wir nun einmal vom Ceremoniell sprechen, das in Frankreich in den aristokratischen Kreisen eine noch viel größere Bedeutung hat, als man in Deutschland im allgemeinen annimmt — so sei kurz angeführt, daß der Priester an der Tafel zwar den Ehrenplatz zur Rechten der Wirtin einnimmt, sie aber nur, wenn er mindestens Bischofsrang hat, zu Tische führen, d. h. ihr den Arm geben darf.

Fahren wir, nach dieser kurzen Abschweifung ins Abdera der Etikette, zu den Salons zurück. — Die englische Sitte des Five O'Clock Tea, die unter dem zweiten Kaiserreich nicht recht Wurzel fassen konnte, gedeiht unter der dritten Republik immer mehr. Das Ceremoniell, welches bei den Abendgesellschaften, bei den „réceptions“ herrscht und wohl nicht wenig dazu beigetragen hat, die junge Herrenwelt den Familiensalons zu entfremden, fällt mehr oder weniger fort. Man findet sich „ohne Ceremonie“ und je nach der Saison vor oder nach dem Besuche des Boulogner Gehölzes ein, um ein bis drei Stunden lang zu lunchen und zu konversieren. Der Thee ist „de rigueur“; aber im übrigen herrscht nicht nur eine große Verschiedenheit für die leiblichen Genüsse, sondern auch für die five o'clock-Tage. In manchen Salons empfängt man nämlich täglich, in anderen nur ein bis zweimal in der Woche, in den einen ist ein sehr reichhaltiges Büffett im Speisesaal aufgebaut, in den anderen besetzt man den Etagerentisch in einer Ecke des Wohnzimmers mit einigen Speisen, unter denen das belegte Brötchen (sandwich) und der trockene englische Kuchen eine große Rolle spielen. Portwein und Sherry stehen natürlich überall zur Disposition, aber in gewissen Salons erweitert sich dieser englische Thee zu einer ausgesuchten Mahlzeit mit dem feinsten Backwerk, seltenen Früchten, Ortolanen- und Krebspasteten, mit Trüffelbrötchen in Silberkörbchen und zahllosen Süßigkeiten, die auf Krystallschalen aufgehäuft sind; alte Weine und frische Blumen in Hülle und Fülle.

Die „Sansa“ (Marimba), Musikinstrument der Toka (S. 106).

In diesen letztgenannten luxuriösen Salons herrscht leider der Tagesklatsch vor, so z. B. bei dem five o'clock

der Gräfin C., welche Montag und Freitag zwischen drei und fünf Uhr empfängt. Was hinter den Coulissen, in dem Atelier dieses oder jenes Malers, oder gar im Salon einer nicht anwesenden Freundin sich ereignet hat, die kleinen Familiengeheimnisse und oft noch schlimmere Sachen und eine noch schlimmere Welt interessieren vornehmlich. Von der jüngsten Rede Clémenceaus oder Freycinets, von den boshaften Satiren Rocheforts und dem neuesten Roman Daudets ist nur flüchtig die Rede. Ist der aus persönlicher Sachkenntnis stammende Schatz der Tagesskandale erschöpft, so greift man zu den Boulevardblättern der vornehmen Welt, dem Gil Blas, Figaro, Gaulois u. a. und kommentiert deren verschiedene Indiskretionen und schlüpfrige Anspielungen.

Diese letztere Bemerkung führt mich auf ein Thema, das ich nicht ganz übergehen kann, weil es für die Pariser Sitten und damit auch für die des Salon höchst kennzeichnend ist. Das Faubourg Saint-Germain und vor allem seine Damenwelt sind in hohem Maße reklamelustig geworden, vielleicht deshalb, weil sie sich von ihren männlichen Standesgenossen zu Hause vernachlässigt sehen, wie dies aus dem Folgenden noch deutlicher hervorgehen wird. Diese Reklame geschieht in sehr verschiedener Weise, vor allem aber mit Hilfe des Reporters, der jetzt vielfach nicht mehr durch die Hintertreppe, sondern als geladener und umschmeichelter Gast in die Wohnungen und Familiengeheimnisse der alten französischen Aristokratie eindringt. Er ist der Verführer, der die weibliche Schwäche und Eitelkeit ausbeutet und dem sie willig entgegenkommen. Nicht mit Unrecht könnte man auf die beiden Parteien, die sich zur Reklame zusammenfinden, das Bild des Goetheschen Fischers anwenden: halb zog sie ihn, halb sank er hin! aber freilich zu dem Zweck, um ... noch mehr gesehen zu werden.

Gerätschaften der Indianer. Kriegstasche mit farbigen Lederstreifen und Trobbeln geschmückt; Tabaksbeutel aus Edelmarderfell mit Enden aus farbigen Perlen; Tomahawk und Skalpe der Sioux, und Peitsche mit Hirschhornstiel (S. 109).

Diese Manie des Interviewens, welche, aus Amerika stammend, wie eine ansteckende Krankheit mächtig um sich gegriffen hat, ist von den französischen Dichtern, welche für alle Aktualitäten doch einen feinen Instinkt besitzen, merkwürdig wenig ausgebeutet worden. In der „Fremden" von Alexander Dumas hat der reiche Mauriceau alle Einzelheiten seines Festes selbst notiert, damit der Herr Reporter und mit ihm das neugierige Paris sich nur ja nicht irren können. Ganz ähnlich machen es heute die Damen, und leider gerade die aus der besten Gesellschaft. Schon etliche Tage vorher kennt der Herr Berichterstatter gewisser Boulevardblätter nicht nur die geplanten Cotillonüberraschungen, sondern auch Zahl und Namen der Gäste und vor allem jedes Toilettendetail. Eines schönen Tages liest dann das Publikum von einem wahrhaft feenhaften Fest, deren Königin gewöhnlich die ... am besten Zahlende ist. Wer beispielsweise den Gil Blas Tag für Tag durchblättert, entdeckt bald, daß die stets wiederkehrenden Namen der Gesellschaftslöwinnen ein typisches Epitheton haben, wie die des alten Homer, dessen Helden schnellfüßig, helmumflattert, Dulder und dergl. sind. Frau S. ist z. B. immer „belle"; wenn ihr Chronist sie der Abwechslung halber „graziös" nennen wollte, so würde er es mit der Gräfin P. verderben, welche allein das Monopol besitzt, graziös zu sein. Da diese Damen sich so wenig empört darüber zeigen, daß man sie in buntester Abwechselung neben den im stillen beneideten Heldinnen einer anderen, nicht eben guten Gesellschaft erwähnt und umschmeichelt, darf man sich auch nicht darüber wundern, wenn sie sich, wie der Franzose sagt, en robe de chambre abkonterfeien lassen, über ihre Lebensweise und das Innere ihres Boudoirs Berichte dulden und sogar ihre Bilder zu verkaufen und zu Buchvignetten zu verwerten gestatten.

Spitzen von Giftpfeilen der Buschmänner (1/2 natürlicher Größe) (S. 106)

Keulen und Speere der Vitiinsulaner mit Zuckerrohr und Zweigen des Brotfruchtbaumes (S. 107).

Immer ist es der Reporter, der bei diesen Dingen den Vermittler macht und sich so zu einem Faktotum der Frauen, zu einem modernen Figaro ausbildet, dessen Urbild ja ebenfalls ein wenig vom Kuppler hatte. Daß er bisweilen auch als Erpresser, und sei es auch nur als Erpresser von Neuigkeiten, auftritt, errät sich, wenn man sich die große Zahl der in Paris vom Skandal lebenden Blätter vergegenwärtigt! So erinnere ich mich eines kühn und frech abgedruckten Interviews, in dem die Gemahlin eines ermordeten Präfekten gefragt wird, ob dieser nicht Beziehungen zu einer anderen Dame gehabt habe. Und das Publikum liest dergleichen ohne Ekel und Empörung!

Aus diesen und ähnlichen Thatsachen geht wohl deutlich genug hervor, daß die Moral der vornehmen Pariser Gesellschaft immer laxer wird, und daß sich eine bedenkliche Annäherung zwischen zwei Welten vollzieht, die nichts miteinander gemein haben sollten. Diese Promiskuität in den erwähnten Blättern ist vielleicht das bemerkbarste Symptom eines schleichenden gesellschaftlichen Uebels, findet sich aber auch schon hie und da in gewissen Salons, zumal in denen mit etwas internationalem Charakter, noch mehr vielleicht im Theater, im Salon, bei den Wohlthätigkeitsbazaren, auf den Rennplätzen und in den Seebädern, vor allem aber ... bei der Schneiderin. Die Toilette ist — ich will das nicht weiter ausführen — bisweilen eine arge Sünderin.

Und nun zurück zum Five O'Clock! Die Sonnabende bei der Gräfin Argy, zwischen vier und sieben Uhr, stehen bei der französischen Aristokratie in gutem Rufe. Sie empfängt in ihrem Wintergarten und man plaudert, was, wohlbemerkt, mit klatschen durchaus nicht identisch ist. In seiner Vorrede zur „armen Löwin" erinnert sich Augier wehmütig der verschwundenen Salons, wo man plauderte, d. h., um es ganz einfach zu definieren, wo man geistige Anregungen gab oder empfing, gleichviel, ob diese nun einen specifisch litterarischen und artistischen Charakter, oder einen allgemein philosophischen hatten. Heute gibt es in der That nur noch wenige Causeurs, deren geistvollster, beiläufig bemerkt, Victorien Sardou sein dürfte. Wie Chopin ein unvergleichlicher musikalischer Improvisator war, so der Dichter des Rabagas ein Improvisator der launigsten Erzählungen und heitersten Aperçus. Das Schwinden der Salons, in denen man plaudert, erklärt sich übrigens auch aus unserer Zeit, aus den veränderten politischen Verhältnissen, und ist darum eine Erscheinung, welche bekanntlich durchaus nicht nur in Paris und Frankreich wahrgenommen wird.

Die politischen Five O'Clocks übergehe ich, da nicht ein einziger die Bedeutung des Salons der Madame Adam (Juliette Lamber) hat. Und selbst dieser ist seit dem Tode Gambettas und der Abreise eines bekannten österreichischen Diplomaten mehr in den Schatten getreten. Der Deutschenhaß bildet freilich nach wie vor gleichsam den spiritus familiaris dieses seltsamen, politisch-litterarischen Zirkels, aber unter seinen zahlreichen Mitgliedern befindet sich kaum eine politische Größe mehr. Man spricht und plaudert sogar, man konspiriert auch ein bißchen, zumal gegen die deutschen Arbeiter und Richard Wagner, dem man es noch im Grabe nicht verzeihen kann, daß er ein Deutscher war, und schließlich wird eine kleine, anspruchslose Komödie von der recht anspruchsvoll gekleideten Madame Adam aufgeführt. Demnächst wird vortrefflich soupiert und man trennt sich in der stillen Hoffnung, daß bis zur nächsten Soirée Lohengrin ausgezischt

Reiterlanze der Abessinier (S. 106).

und die Franzosen in Berlin eingezogen sein mögen: ein unschuldiges Vergnügen!

Das Diner spielt in Paris eine große Rolle; man ladet oftmals, aber stets nur wenige Gäste auf einmal ein, ganz nach der weisen Vorschrift des berühmten Gastronomen und Philosophen Brillat-Savarin. Diese Einladungen — o, materialistisches Zeitalter! — gehören zu den beliebtesten, während der dem Gastmahl nicht selten folgende Empfang als notwendiges Uebel mit in den Kauf genommen wird.

Ueber Tafel, Speisen und Getränke nur einige wenige Worte! Ein Diner soll nicht über eine Stunde dauern, und je weniger Gäste, je weniger Gänge, deren man überhaupt keine große Zahl mehr bietet. Nach der Suppe und den hors-d'oeuvre drei bis vier Entrées, dann Sorbetts, dann der zweite Braten (Pute, Poularde; Wildbraten gehört unter die Entrées), kalte Fleischspeise (z. B. Fasanenpastete), junge Gemüse und schließlich Eis, Kuchen und Dessert. Die Reihenfolge der Weine ist die in Deutschland übliche, nur daß man den Rheinwein event. als Ersatz des Sherry unmittelbar nach der Suppe gibt, den Champagner während des ganzen Diners. Was den Blumenschmuck der Tafel betrifft, so herrscht darin große Freiheit; die Phantasie der Wirtin findet nicht selten sehr geschmackvolle Arrangements, Blumenguirlanden, die sich anmutig von Kandelaber zu Kandelaber schlingen und ähnliches. Die Hauptsache ist, daß die ovalen Blumenkörbe auf der Tafel nicht zu hoch sind und die Konversation erschweren.

Federhelm der früheren Häuptlinge der Sandwichsinseln (Hawaii), Speer und Kokuspalmen (S. 108).

Nach dem Kaffee und dem . . . Kümmel, der merkwürdigerweise den Cognak verdrängt hat, begeben sich die Herren ins Rauchzimmer — tout comme chez nous — und fühlen sich dort natürlich so wohl, daß sie es so spät wie möglich verlassen. Arme Damen!

Trotz dieser auch hierin zu Tage tretenden, provozierten Abneigung gegen eine sich allzu lange hinziehende Unterhaltung mit dem schönen Geschlechte, dessen Gegenwart die freie Durchführung eines Themas oft unmöglich macht, gibt es indessen selbst in Paris, dem Eldorado der Junggesellen, noch manche junge Männer, welche eine Ausnahme von der Regel machen und nicht nur im Salon bleiben, sondern sich sogar . . . verloben.

Wo ist der Platz dieses Glücklichen beim Diner oder, um systematischer zu verfahren, wie verlobt er sich überhaupt? Zur Charakteristik der Pariser Gesellschaft, zum Verständnis ihrer schier unglaublichen, im modernen Roman ja fortwährend geschilderten Zustände dient nichts mehr als die Beantwortung unserer Frage. Die jungen Leute der vornehmen Gesellschaft lernen sich vor ihrer Verlobung nämlich kaum kennen; die Wahl ist Sache . . . der Eltern. Man bezeichnet dem Jüngling die Zukünftige, welche er, halb versteckt hinter einem Pfeiler einer Modekirche, von Saint-Thomas-d'Aquin beispielsweise, nur mit verzeihlicher Neugierde und Emsigkeit betrachtet. Die gegenseitig in ihr Geld oder ihre Namen verliebten Eltern begegnen sich wohl auch, nebst den Zukünftigen, im Bois de Boulogne, wo sich diese nach Herzenslust (?) ausplaudern können. Tags darauf entscheidet sich das junge Mädchen; sein Vater oder seine Mutter — je nachdem es ‚ja‘ oder ‚nein‘ sagt — benachrichtigt den Harrenden. War die Antwort eine günstige, so schickt der Beglückte ein Bouquet, wie beiläufig bemerkt, von nun ab täglich, und erscheint um

vier Uhr, wo er niemand als seine lieben Schwiegereltern und die hold errötende Braut trifft. Bei Tische, den er bis zur Hochzeit mit den Schwiegereltern teilen wird, ist ihm ein Platz neben ihr vorbehalten. Kommt aber Besuch, so sitzt er am Ende des Tisches; er gehört ja zur Familie. Dieser bräutliche Rosenmonat währt sechs bis acht Wochen, also meist wohl etwas länger, als der Honigmonat, nach dessen Ablauf das Janusgesicht der modernen französischen Aristokratenehe oder ... Finanzehe fix und fertig ist. Die Augier, Dumas und Sardou brauchen nur noch die tragische Maske darauf zu drücken und das französische Drama mit seinen zahlreichen komischen Episoden ist fertig. Selbstverständlich bleibt aber auch hier das lateinische Sprichwort „Keine Regel ohne Ausnahme" in Ehren. Schon die Dauer des bräutlichen Verhältnisses oder vielmehr das Motiv für die Notwendigkeit einer sechswöchentlichen Vorbereitungspause auf die Ehe hat für den Sittenschilderer etwas Verlockendes. Es handelt sich nämlich nicht etwa darum, in dieser Zeit eine Prüfung vor dem „sich ewig Binden" anzustellen, sondern lediglich um die Schwierigkeit, in kürzerer Frist ... die Ausstattung (corbeille und trousseau) fertig zu stellen. Denken Sie doch nur, wie schwer es ist, sich in der Auswahl der nötigen Diamanten, Spitzen, Kaschmirs, sorties de bal, Pelzsachen, Uhren einerseits, der Roben andererseits schlüssig zu machen. Hängt doch davon das Lebensglück der lieben Kinder ab!

Mit den Bällen und Rezeptionen ist es in Paris übel bestellt. Wenn man freilich nach den Zeitungen urteilen wollte, so herrschten in den Salons eitel Freude und Uebermaß an Tanzlust. Die französische Sprache, der es freilich an dem Tiefsinn der deutschen gebricht, ist gerade zu deren trügerischen Schilderungen wie geschaffen.

Der Farbenglanz duftiger Tüllkleider, die Rosen auf den Wangen der heiteren Mädchenschar, welche die Eleganz und Grazie verkörpert, die chevaleresken Tugenden der französischen Greise von zwanzig Jahren, das von fernher geheimnisvoll in die Boudoirs hineinbebende Echo des Ballorchesters, das Goldgeflimmer der Lichter, der Krystalllustres und der Tapeten werden so bezaubernd und dabei so einfach, mit so leicht und graziös hingeworfenen, hübsch sauber aufgeputzten uralten Phrasen veranschaulicht, daß der Fremde unwillkürlich denkt: Die Franzosen sind doch bessere, geschmackvollere Leute. Aber die französische Presse gleicht der Lorelei mit ihrem vermutlich falschen Haare und mit ihrem Kamme aus Talmigold. Niemals waren die Salons so leer, und wenn es nicht gegen die gute Sitte wäre, so würden es die armen, unverdient früh verwaisten jungen Mädchen den Damen der öffentlichen Balllokale nachmachen und untereinander tanzen, was ja eine sehr gute Vorübung sein soll. Aber sie möchten doch nicht ewig Vorübungen machen, wie unglückliche dramatische Autoren, die ihr remittiertes Stück mit dem resignierten Stoßseufzer in die Schublade legen: „Es war halt nur eine Studie."

Woher kommt es nun, daß die Herren, die jungen so gut wie die alten, so entsetzlich tanzunlustig und gesellschaftsscheu geworden sind, zumal, wenn keine bedeutenden materiellen Genüsse in Aussicht stehen? Die Ursache dafür ist wohl zum großen Teil in dem Materialismus der Zeit, in der zunehmenden blasierten Skepsis der Jugend zu suchen, welche selbst den einst so glänzenden Maskeraden der Oper und anderer minder vornehmen öffentlichen Lokale keinen rechten Geschmack mehr abgewinnt. Wir leben in Frankreich in einer Zeit und unter einem parlamentarischen Regime, in denen die politischen und socialen Fragen den Jugendübermut schnell verbrauchen; entsetzliches Elend und der Kampf ums Dasein auf der einen Seite, raffinierter Luxus und Sybaritentum auf der anderen! Es scheint, daß es zwischen diesen in Paris so scharf hervortretenden Gegensätzen keinen goldenen Mittelweg heiteren und harmlosen Lebensgenusses mehr gibt. Man verwünscht die Gesellschaft oder man langweilt sich über sie, über sich selbst und über die ganze Welt. In dieser Seelenverfassung lebt sich's denn noch am bequemsten in den mächtigen, faul und plump dastehenden Sesseln im Cercle, die ein ähnliches Schlummerdasein führen, wie ihre ... Besitzer.

Nun kommt noch dazu, ich wiederhole es, daß es in den Pariser Abendgesellschaften sehr viel steifer und ceremoniöser hergeht, wie unter dem zweiten Kaiserreich, ein Mißstand, dessen Ueberwindung für die vom Gesetze der Trägheit beherrschte Herrenwelt beinahe unüberwindlich ist. Und so sieht es denn in den Pariser Salons, deren Zahl sich, beiläufig bemerkt, vermindert, ein wenig wie im verzauberten Schlosse Dornröschens aus, woran mit halben Maßregeln, mit Versuchen, wie sie z. B. die Frau Kammerpräsidentin Floquet unternimmt, die Gavotte und das Menuett den heutigen ungraziösen Tanzformen amerikanischen Ursprungs zu substituieren, oder mit der Gründung eines jungen Herrenvereins zur „Ermunterung der Tanzlust" durchaus nichts zu ändern ist. Die heutigen gesellschaftlichen Zustände müßten von Grund auf reformiert werden. Aber wann wird der Ritter und Retter kommen? Und wer wird es sein?

Natürlich langweilen sich auch die Damen, und so haben sich denn einige von ihnen bereits in einen Klub eingeschmuggelt, was den Teufel durch Beelzebub austreiben heißt. Andere und klügere haben sich der Litteratur und Philosophie in die Arme geworfen und führen ein Faustisches Dasein im Unterrock oder gar in Blaustrümpfen. So gibt es im Faubourg Saint-Germain die Karolinen und Mandarinen, die sich indessen nicht mehr ähneln, als die Précieuses ridicules von Molière und Frau von Sévigné und deren Geistesgenossinnen. Der religiöse Hang ist den Frauen, sagt man, angeboren, und zwar mit dem Zusatz einer guten Dosis von Mystik und Gefühlschwärmerei. Und darum haben sich die Karolinen den legitimistischen und schönrednerischen Caro, Mitglied der Akademie, zu ihrem Leibprofessor erwählt, dessen Weisheit sie in schmachtendem Kosen nicht nur in der Sorbonne wie einem Orakel verzückt lauschen, sondern der auch die schönste Zierde ihrer Salons ausmacht. Es versteht sich von selbst, daß eine Karoline, die sich respektiert, an den großen Tagen des Instituts, an denen also ein Sterblicher zur Unsterblichkeit avanciert und einem verstorbenen Un-

sterblichen das letzte Loblied nachgesungen wird, niemals fehlen darf.

Von einem weit solideren Stoff sind die Mandarinen; nicht etwa, daß sie einem schöngeistigen Amazonentum oder den modernen Frauenemancipationsbestrebungen huldigten, nein! Denn sie bleiben ganz und gar — und das ist lobend anzuerkennen — in der Sphäre, welche der Frau von der modernen Gesellschaft zugewiesen ist, ja sogar in dem etwas engen Anschauungskreise ihres Standes. Aber es fehlt ihnen nicht an geistiger Selbständigkeit und an gesunden litterarischen Tendenzen, so daß man sie als nicht unwürdige Epigonen der Sévigné, der Dudevant (Georges Sand) und der Girardin bezeichnen darf. Sie stehen mit einem Fuße in der Gesellschaft, mit dem anderen in der Litteratur; eine gewisse Weltkenntnis, eine mit ein bißchen Skeptik angenehm gewürzte Religiosität, Geschmack, Gefühl und stilistische Grazie, das sind die charakteristischen Merkmale ihrer litterarischen Produktionen.

Ich nenne nur Frau von Martel, die Clarette und vor allen die geistige Königin dieses litterarischen Frauensalons: die Marquise von Blocqueville, Tochter des Marschall Davoust, und folglich keine junge Dame mehr. Sie selbst hat die Memoiren ihres berühmten Vaters herausgegeben. Von ihren Werken haben „La Vallée de Jasmin“ und „Rose de Noël“ wohl den meisten Erfolg gehabt. Beim Lesen des letztgenannten kommt einem unwillkürlich der große La Rochefoucauld in den Sinn. Alle Welt weiß aus eigener Erfahrung, wie formvollendet seine Maximen sind; minder bekannt dürfte jedoch sein, daß er dieselben im Kreise edler Frauen gefeilt und mit letzteren jedes Detail nach Inhalt und Form durchberaten hat, ähnlich, wie dies mit einem Gesetzentwurf im Parlamente geschieht, nur vielleicht oft mit weniger Glück und mit weniger feinfühligem Takt. Nun, wenn Frau von Blocqueville zu jener Zeit gelebt hätte, so wäre sie gewiß eine der vorzüglichsten Mitarbeiterinnen des großen Philosophen gewesen. Hören Sie nur:

„Der Geist vermag und versteht alles zu begreifen, wenn das Herz ihn nicht blind macht. Wer weiß nicht aus Erfahrung, daß ein verliebter Mann von Geist der Inbegriff der menschlichen Thorheit ist.“

Oder:

„Die Männer wollen bei ihrer Frau genug Tugend finden, um selbst darauf verzichten zu können.“

„Der Gedanke miniert, Handlung ruht uns aus.“

„Die Verachtung der Menschen (oder sollte hommes mit „Männer“ zu übersetzen sein, verehrte Marquise?) führt zur Achtung der Tiere.“

„Der Wert einer Schmeichelei hängt von der Wertschätzung des Schmeichlers ab.“

„Schmerz begreift Schmerz.“

„Verbirg sorgfältig deinen Schmerz, wenn du nicht vernachlässigt sein willst.“

Wie mag diese trübe Weltanschauung im Munde einer vornehmen Dame von Welt denen wunderlich erscheinen, welche die Glückseligkeit einer solchen als etwas Selbstverständliches voraussetzen.

Und nun eine Maxime über einen Gegenstand, in dem wir Männer die größere Kompetenz der Frau willig zuerkennen:

„Die Eleganz, diese liebliche Tochter der Kunst, ist in keiner Weise vom Reichtum abhängig. Sieht man doch bisweilen den erdrückendsten Luxus der Eleganz entbehren.“

Zum Schluß ein Sinnspruch, dessen Richtigkeit ich anzuzweifeln wage:

„Je mehr sich der Geist erhebt, desto schwieriger ist er zu amüsieren.“

Zwischen den Zeilen meines vorstehenden Aufsatzes steht das Gegenteil zu lesen. Man amüsiert sich in den Pariser Salons weniger, weil der Geist . . . zum Materialismus herabsinkt. Ideale Geister sind genügsam, blasierte anspruchsvoll.

Das deutsche Repetiergewehr.

Je mehr sich nach dem Kriege 1870/71 die Handfeuerwaffen in technischer Beziehung entwickelten, um so mehr brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß die beste Waffe diejenige sein würde, welche — alle übrigen Eigenschaften des Gewehrs, die von einer guten Kriegswaffe gefordert werden müssen, vorausgesetzt — die größte Feuergeschwindigkeit gestattet, ohne die Kraft und die Aufmerksamkeit des Schützen mehr in Anspruch zu nehmen, als es bisher geschehen. Zunächst suchten die Waffentechniker dieses Ziel durch Vervollkommnung des Hinterladungsverschlusses in der Weise zu erreichen, daß die Ladegriffe vereinfacht wurden. Während das Oeffnen und Schließen des Dreyseschen Zündnadelgewehres, mit dem Preußen seine Siege 1866 erfochten, noch fünf Griffe erforderte, war es schon Anfang der siebziger Jahre gelungen, dieselben auf zwei zu vermindern. Man hatte es erreicht beim Zurückziehen der Kammer das Ausziehen der Patronenhülse und das Spannen des Schlosses sich selbstthätig bewirken zu lassen, und nannte diese Gewehre hiernach Selbstspanner. Auch das deutsche Infanteriegewehr M/71 ist ein solcher Selbstspanner. Eine weitere Verminderung der Ladegriffe war vom technischen Standpunkte nicht mehr möglich; denn das Oeffnen des Gewehrs ist nötig, um die leere Patronenhülse auszuziehen und Platz für eine neue Patrone zu schaffen; ist diese eingesetzt, so muß die Kammer verschoben, das Gewehr geschlossen werden. Von diesen beiden Griffen kann also keiner entbehrt werden. Um eine größere Feuergeschwindigkeit zu erzielen, mußte daher die Zeitersparnis in der Vereinfachung des Ladens, des Einsetzens der Patrone in das Gewehr gesucht werden. Zu diesem Zwecke gab man dem letzteren ein Vorratsmagazin, aus welchem beim Oeffnen und Schließen des Verschlusses selbstthätig immer je eine Patrone heraufbefördert wird. Auf diese Weise wird nun allerdings eine viel größere Feuergeschwindigkeit erreicht, als beim Einlader möglich, die indessen nur so lange reicht, bis das Magazin erschöpft ist. Dann kommt der kritische Moment! Das Magazin muß von neuem gefüllt, eine Patrone nach der anderen in dasselbe eingesetzt werden — eine zeitraubende Verrichtung, während deren der Schütze kampfunfähig ist. Dieser Umstand ist ein Hauptvorwurf für das Magazingewehr, der in der

That im Kampfe verhängnisvolle Folgen haben kann. Allein auch hier hat man sich zu helfen gewußt, indem man dem Gewehre eine solche Einrichtung gab, daß es beliebig als Ein- oder Mehrlader gebraucht werden kann. Wird das Magazin durch eine einfache Vorrichtung, welche nur eine griffartige Handbewegung des Schützen erfordert, um in Thätigkeit zu treten, abgestellt, so tritt keine Patrone aus demselben heraus. Das Gewehr muß zu jedem Schuß aus der Tasche mit der Hand einzeln geladen, also als „Einlader“ gebraucht werden. Solche Ladeweise ist für die andauernden Gefechtsverhältnisse auch vollkommen ausreichend, beim Eintritt eines kritischen Moments aber, wenn eine Kavallerieattaque, ein Angriff stürmender Infanterie abzuschlagen ist, wenn es sich also darum handelt, den Angreifer in allerkürzester Zeit mit einer möglichst großer Anzahl von Geschossen zu überschütten, dann wird man aus dem Magazin feuern. So ist man imstande, die Vorteile, die ein Magazingewehr bietet, voll auszunutzen, da man annehmen kann, daß mit dem Abschießen der zehn Patronen, die in der Regel ein solches Gewehr enthält, der Angriff, wenn nicht abgeschlagen, so doch ins Stocken gekommen und auch eine Feuerpause für den Verteidiger nötig ist, um den Pulverdampf verziehen zu lassen. Der erste kritische Moment ist vorbei, und es bleibt Zeit, das Magazin von neuem zu füllen.

Fig. 1. Das Schloß bei geöffneter Kammer zum Magazinfeuer gestellt.

Auf diese Weise war das wichtigste Bedenken gegen die Repetiergewehre beseitigt, wobei außer Betracht blieb, ob das Magazin unter dem Vorderschaft oder im Kolben liegt, die Form einer Revolvertrommel oder sonstige Einrichtung, sowie welches Kaliber der Lauf hat. Die letztere Frage drängte sich immer mehr in den Vordergrund, seitdem man die Notwendigkeit erkannte, den zu erwartenden Mehrverbrauch an Munition im Gefecht durch eine reichlichere Munitionsausrüstung des Mannes zu decken. Der hiermit verbundenen Mehrbelastung des Mannes mußte aber durch eine Gewichtsverminderung der Patrone selbst entgegengetreten werden, die ihrerseits wieder nur auf dem Wege einer Herabsetzung des Kalibers von 11 auf 8—9 mm zu erreichen war. Obgleich nun durch Versuche des Major Rubin und des Professor Hebler in der Schweiz zweifellos bewiesen wurde, daß Gewehre kleinen Kalibers in Bezug auf Schußweite und Treffsicherheit den größeren Kalibern überlegen sind, tauchten doch eine Menge anderweiter technischer Bedenken auf, deren Lösung auf Schwierigkeiten stieß, die mit glücklichem Erfolg zu überwinden voraussichtlich erst nach jahrelangen mühevollen Versuchen gelingen dürfte. Zu alledem ist die Annahme eines kleineren Gewehrkalibers eine Maßregel, die eine Entwertung der ganzen Munitionsbestände zur Folge hat und daher für einen großen Staat außerordentlich kostspielig, wie in Bezug auf Schlagfertigkeit und Kriegsbereitschaft der Armee zu Zeiten auch sehr bedenklich ist.

Fig. 2. Das gespannte Schloß gesichert und zum Magazinfeuer gestellt.

So etwa standen die Sachen Anfang 1883, als man in Frankreich mit gewohntem Geräusch eine Versuchskommission einsetzte, welche über die Wahl eines Repetiergewehrs entscheiden sollte. Selbstredend mußten alle anderen Armeen darin folgen, soweit sie nicht bereits vorangegangen waren. In Deutschland geht man in solchen Dingen anders zu Werke. Wir bedürfen so wenig des Beifalls, wie der Erörterungen der Tagespresse. So haben wir denn auch in den jüngsten Tagen erst erfahren, daß wir uns schon seit mehreren Jahren des Besitzes eines Magazingewehres zu erfreuen haben, welches die unverfängliche Bezeichnung „Infanteriegewehr M/71.84“ führt. Hiermit soll angedeutet werden, daß unser altes Gewehr M/71 die Grundlage desselben bildet, dem 1884 die Mehrladevorrichtung hinzugefügt worden ist. In der That ist auch Lauf, Verschluß und Munition M/71, letztere mit Abstumpfung der Geschoßspitze, um der zufälligen Entzündung einer Patrone im Magazin durch den Rückstoß zu begegnen, beibehalten. So war es möglich, einen mehrjährigen Vorsprung in der Bewaffnung unserer Infanterie vor den anderen Großstaaten und eine Erstarkung unserer Kampfkraft zu gewinnen, deren Bedeutung am besten aus dem Urteile der ausländischen Presse hervorgeht.

Das Patronenmagazin a ist eine Röhre aus dünnem Stahlblech unter dem Lauf, welche an der Mündung des letzteren fest geschlossen ist. Durch eine Spiralfeder in demselben werden die Patronen dem Verschlusse zugeführt, aber am unzeitigen Heraustreten durch die Sperrklinke c, welche sich hinter den Patronenboden legt, verhindert (Fig. 2). Wird die Kammer nach dem Schuß zurückgezogen (Fig. 1), so nimmt der Auszieher d die Hülse mit, welche der Auswerfer e rechts seitwärts hinausschleudert. Ist das Gewehr auf Magazinfeuer gestellt, so gleitet das mit dem Löffel b verbundene Anschlagstück g in der Ausfräsung z des Auswerfers e derart, daß beim Anstoßen der vorderen Endfläche der Ausfräsung an die Nase des Anschlagstücks der Löffel mit der daraufliegenden Patrone gehoben und letztere beim Vorschieben der Kammer zum Schließen durch diese erfaßt und in den Lauf eingeführt wird. Beim Anheben des Löffels drückt dieser die Sperrklinke c zurück, so daß nun die von ihr gehaltene Patrone frei wird und heraustreten kann, bis sie an den Schnabel f des Löffels stößt, auf den sie hinaufschnellt, sobald beim Schließen der Kammer die hintere Endfläche der Ausfräsung des Auswerfers bei x an das Anschlagstück stößt und den Löffel nach unten drückt. Nach dem Schusse bedarf es also nur des Zurückziehens der Kammer (Auswerfen der Hülse, Spannen des Schlosses) und Vorschiebens derselben (Laden und Schließen), um sogleich den nächsten Schuß abfeuern zu können.

Soll die Mehrladevorrichtung abgestellt werden, was nur bei geöffnetem Gewehr, also zurückgezogener Kammer

Memento. Von J. V. Karstens.

ausführbar ist, so schiebt man den Griff h des Stellhebels s nach vorn, wobei letzterer sich um die Achse o dreht und den Löffel, mit dem er durch die Achse i verbunden ist, so weit nach unten senkt, daß das Anschlagstück g aus der Ausfräsung z heraustritt. Hierbei behält der Löffel dann beständig die Stellung, die er in Fig. 1 hat. Wenn das Gewehr auf Magazinfeuer gestellt ist, so kann bei geöffneter Kammer das Magazin mit 8 Patronen gefüllt, 1 Patrone auf den Löffel, 1 in den Lauf gelegt werden, so daß das Gewehr 10 Patronen enthält. Dieses Füllen ist an sich eine höchst einfache Verrichtung, die in etwa 20 Sekunden ausgeführt ist. Da alle übrigen Griffe, das Vordrücken des Stellhebels abgerechnet, dieselben sind wie beim Gewehr M/71, so würde man unbedenklich im Mobilmachungsfalle einer Truppe statt des Gewehrs M/71 das M/71.84 in die Hand geben dürfen. Wie erwähnt, sind die scharfen Patronen M/71 für das Magazingewehr direkt verwendbar, anders die Platzpatronen, die, um aus dem Magazin verschossen zu werden, noch ein Geschoß erhalten müssen, weil sonst die Mehrladevorrichtung nicht funktionieren könnte. Damit solche Patronen jedoch gefahrlos für die übende Truppe verwendet werden können, haben sie ein Holzgeschoß erhalten, welches kurz vor der Mündung des Gewehres zersplittert und dadurch unschädlich wird.

Das Gewehr M/71.84 hat — ohne Seitengewehr — eine Länge von 1,3 m, leer ein Gewicht von 4,6 und gefüllt von 5 kg. das Geschoß wiegt 25, die Ladung 5, die Patrone 43 g. Das Visir reicht — über die Kimme der großen Klappe — bis 1600 m. Der Lauf und alle Verschlußteile sind aus Stahl, die Garniturstücke — Ringe, Riembügel, Kolbenkappe ꝛc. — aus Eisen, der Schaft ist aus Nußbaumholz gefertigt und gefirnißt, der Lauf ist brüniert.

Deutschland ist gegenwärtig der erste Großstaat, welcher ein Magazingewehr als Armeewaffe eingeführt und bereits einen größeren Teil der Infanterie mit demselben ausgerüstet hat; es hat hiermit den Beweis geliefert, daß es der Mahnung Friedrichs des Großen getreu gefolgt ist: „toujours en vedette!“ J. C.

Die Walküre.

Von

Ernst Koppel.

Es schweigt der Sturm im Eichenwald,
Verbraust ob Heid' und Klüften,
Der wilde Schlachtruf ist verhallt
In abendstillen Lüften;
Stumm liegt die Welt in dunkler Nacht
Und wie das Grab verschwiegen,
Das Leben ward zur Ruh' gebracht,
Vorbei nun Kampf und Siegen!

Es liegen Recken stumm und bleich
Im engen Felsenthale
Und Raben nahen geiergleich
Zum grausen Totenmahle;
Doch ein gespenstisch trüber Schein
Ist erdenwärts entglommen
Von Walhall über Fels und Hain
Walkürenjungfrau'n kommen.

Aus ihres Vaters stolzem Haus
Auf schnellen, wilden Pferden
Von Walhall her durch Nacht und Graus
Nah'n sie der dunkeln Erden.
Ein Adler schwebt vor ihrer Schar
Mit breiten Trauerschwingen,
Zu toten Helden will der Aar
Die Totenjungfrau'n bringen.

Und vor der Schlucht am Runenstein
Läßt er sich langsam nieder,
Die Götterjungfrau'n ziehn thalein
Und singen Totenlieder;
Doch plötzlich ihr Gesang verhallt,
Da sie die Recken schauen,
In Jugendblüte starr und kalt,
Umhaucht von Todesgrauen.

Sie heben schnell sie auf ihr Roß
Und aus dem Haupt der Grüfte
Entführet der Walküren Troß
Die Toten in die Lüfte.
Ein Geisterzug! Die Rüstung klirrt,
Die wilden Pferde schnauben,
Von dunkler Rabenschar umschwirrt,
Der sie die Beute rauben.

Ein Held nur aus der Recken Schar
Liegt noch auf kaltem Grunde,
Blau ist sein Auge, blond sein Haar,
Blutrot klafft seine Wunde.
Und eine Götterjungfrau beugt
Sich zu dem Toten nieder,
Ihr Aug', von heißen Thränen feucht,
Starrt auf die blut'gen Glieder.

„Ich habe dich geliebt, o Held,
In deinen Erdentagen,
Nun muß ich aus der schönen Welt
Zur Götterburg dich tragen.
Doch auch in meines Vaters Reich
Wirst nicht mein Sehnen mindern,
Denn Liebe ward, auch Tod schon gleich,
Versagt uns Götterkindern."

So klagt sie in die stille Nacht,
Küßt ihm den Mund, den bleichen,
Hebt ihn empor und spornt mit Macht
Des wilden Rosses Weichen;
Folgt einsam nach der Schwestern Troß
Empor zu höhern Sternen,
Spornt wilder stets ihr wildes Roß
In Dämmernebelfernen.

Die Sterne bleichen allgemach,
Der Morgen thaut hernieder,
Auf Rosen hält der junge Tag
Den Siegeseinzug wieder;
Auf Walhall's gold'ner Wolkenhöh'
Steht die Walküre schweigend,
Oft in geheimnisvollem Weh
Das Haupt zur Tiefe neigend.

Das Geheimnis des Hulks.

Eine Erzählung aus den ersten Jahren nach der Entdeckung der kalifornischen Goldfelder von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Und so gingen wieder Jahre dahin im besten Einvernehmen. Von Krankheiten blieben wir verschont wie von feindseligen Angriffen; mit der Nähmaschine ward ich so vertraut wie einst mit dem Steuerrad der vermorschten Aurora, daß ich mehr erwarb, als zu meiner Leibes- und Lebensnotdurft erforderlich, und dieweilen Frau Lorenzo ebenfalls 'ne feine Hand in allerlei Nadelwerk hatte, wie auch Margarita, so sammelten sich unsere Ersparnisse von Monat zu Monat, daß wir hoffen durften, in absehbarer Zeit südlich nach Acapulco übersiedeln zu können. Dort gehörte Frau Lorenzo nämlich ursprünglich zu Hause, und war auch die Bevölkerung daselbst nicht so wüst wie hier in Frisco. Ja, so lautete unser Plan, aber er sollte nicht zur Ausführung gelangen. Ist die Ursach' mir ein Geheimnis geblieben, so ehrte ich doch den Willen meiner alten Freundin, als sie's mit dem Losmachen von hier plötzlich aufgab. Verdammt! Ans Herz gewachsen blieb sie mir immer; aber eine Veränderung war mit den Jahren in ihrer Erscheinung vor sich gegangen, daß ich wohl einsah, wie recht sie hatte, als sie vom Heiraten nichts wissen wollte. Verwittert ist sie und versteinert. Von der großen Schönheit ist nichts geblieben als die Augen und das mächtige Haar. Doch es konnte nicht anders sein, denn von Tag zu Tag übermachte sie sichtbarlich etwas von ihrer Schönheit an Margarita, und in demselben Maße, in welchem die Tochter wunderlieblich aufblühte, welkte die Mutter dahin."

Hier neigte Strapp wieder sein Haupt. Die ursprünglich polternde Stimme war sanfter geworden, bis sie allmählich wie im unbewußten Selbstgespräch ertönte und endlich ganz erstarb. Lehnhard verhielt sich regungslos. Er schien das Verstummen nicht bemerkt zu haben, mit ganzer Seele vor einem Bilde zu weilen, welches Strapp durch die letzten Worte vor ihn hingezaubert hatte.

Minuten verrannen in Schweigen. Von den Kauffahrern tönte das melancholische Liebeslied eines spanischen Matrosen herüber. Eine verschlafene Möwe antwortete mit schrillem Ruf. Wie Geistermusik zitterte über den stillen Wasserspiegel das „Heil Kolumbia!", mit welchem auf der Korvette die Kapelle ihr Abendkonzert beendigte. Bläuliche Lichter schmiegten sich an die stumpfen Mastreste und den Hulk der Aurora an. Das Gewölk hatte sich verzogen. Hier und da irrte noch eine silberberänderte Flocke einher. Ein schmaler schwarzer Streifen teilte die Mondscheibe in zwei Hälften. Die Sterne, bis auf einige wenige größere, schienen ihr letztes Licht an den eigentlichen Beherrscher der Nacht abgetreten zu haben.

Strapp sah wieder empor. Schwerfällig geschah es, als hätte er sich mühsam unter einer erdrückenden Wucht hervorgearbeitet.

„Ist's nicht wie eine Wolkenrahe, die sich dwars vor sein Angesicht legte?" fragte er nachdenklich, und er wies mit der erkalteten Thonpfeife nach dem Monde hinüber. „Indem er drüber hinlugt, grinst er uns ordentlich lustig an; da wollen wir ihm Bescheid thun," und hastig begann er zwischen Flasche, Tassen und Zuckerbehälter zu klappern. „Kühl ist's ebenfalls, da ist ein kräftiger Tropfen jedem willkommen. Bei Gott, Maat, ich dank' dir's, daß ein rechtschaffener Landsmann hier beilegte; denn eine Wohlthat ist's für mich, einmal ordnungsmäßig, wie die Logleine von der Rolle, Faden auf Faden von meiner Seele herunterzureden, was sonst in der Einsamkeit in meinem Kopf durcheinander wirbelt wie die Emigrantenhabseligkeiten im Zwischendeck, wenn die Bö durch die Takelage pfeift und das Schiff unter dicht gerefften Segeln mit Gewalt schlingert und stampft. Zum Teufel, Maat, hier trinke, daß die Vortoplichter dir übergehen! Den alten Zeiten gilt's, die bei dir noch die neuen sind; den alten Zeiten, in welchen der Peter Strapp allen voraus, wenn's aus dem Sprachrohr über Deck hieß: Alle Hand zum Halsen! Los Halsen und Schoten! Braßt die Hintersegel! Teufel auch, Maat! Ich hör's ordentlich, wie die Bö heult, die Seen über Deck klatschen, die losen Segel flattern und knallen! Und die Gasten erst mit ihrem herzhaften: Jo—aa—hoi—jo—! Bei Gott, Maat, ich wiederhol's: Den alten Zeiten gilt's! Trink', bis der Blechtrichter nichts mehr von sich gibt, wenn überhaupt noch 'n Tropfen Seemannsblut in deinen Adern umläuft!"

Sekundenlange Stille folgte, und die leere Tasse mit dumpfem Krachen auf die Theekiste schmetternd, fuhr der begeisterte alte Teer fort:

„Alles vorbei, Maat. An die siebzehn, achtzehn Jahre ist's her, als ich zum letztenmal mit zwei gesunden Füßen zugleich von den weißgescheuerten Deckplanken nach der Regeling hinaufsprang. Vorbei, vorbei auf Nimmerwiederkehr. Nicht 'mal den Trost habe ich, daß, wenn das morsche Lebenstau dermaleinst ge-

kappt worden, jemand die alten Knochen zusammen mit 'nem Centner Steinkohlen oder 'nem Stück Ballasteisen in einen Fetzen Segeltuch einnäht, hinausrudert auf die Bai, wo sie am tiefsten, und sie mit 'nem kurzen Vaterunser über Bord sendet. Und ein komfortabler Gedanke ist's sicher nicht, von häßlichem Grabgewürme gefressen zu werden wie jeder niederträchtige Sünder, der vom Galgen abgeschnitten wurde. Zur Hölle damit, Junge. Die alte Seemannslust will nicht absterben, und würde ich hundert Jahre alt. Da — füll' deinen Kalkstummel frisch. Seh' ich den Rauch von schwälendem Tabak, bekehren sich meine Gedanken, und das Reden geht mir von Händen wie der Faden von der frischgeölten Spule."

Nach kurzer Pause brannten die Pfeifen, und Peter Strapp spann sein Garn weiter, als hätte gar keine Unterbrechung stattgefunden gehabt. Die Anwandlung von Trübsinn hatte er abgeschüttelt, zuversichtlich rasselte seine Stimme, indem er begann:

„Keine vier Jahre ist's her, als Frau Lorenzo mir kundthat, daß es mit der Fahrt nach Acapulco nichts sei, und das geschah wieder in einer Aufregung, die mich an den Tag gemahnte, an welchem sie auf unsere Trennung drang. Nur hinfälliger noch erschien sie mir, und gern glaubte ich's, als sie beschwor, sie fühle sich zu krank, um eine solche Veränderung über sich ergehen lassen zu dürfen. Außerdem stellte sie mir vor, daß sie den Menschen aus dem Wege sein möchte. Sie meinte, an Bord der Aurora würde ihr wohl ein wenig mehr Frieden kommen. Ich wollt's ihr ausreden und sprach davon, daß der alte Hulk leck gefault sei und mit ihr und Margarita unversehens kentern und nach unten gehen könne; allein das half nicht mehr als 'ne Küchenschürze, die von wegen eines stetigeren Kurses als Klüver ausgespannt worden. Sie erklärte, solch Schiffsrumpf fülle sich nicht in fünf Minuten, da bliebe ihr Zeit im Uebermaß, mitsamt dem Mädchen und der wertvollsten Habe sich zu bergen. Ich dagegen war zu sehr gewohnt, in allen Dingen ihr zu Willen zu sein, um mich dwars vor ihren Plan zu legen. Wenn ich aber glaubte, daß mit dem Uebersiedeln nach dem Hulk sie anderen Sinnes werde, so hatte ich mich elendiglich verrechnet. Im Gegenteil, ärger wurde es von der Stunde an, in welcher ich ihr versprach, zuvor hinüberzurudern und die alte Kajüte etwas aufzufixen. Ordentlich grimmig, wie nie vorher, funkelten ihre Augen, indem sie mir verbot, irgend etwas derartiges für sie zu thun. Wenn ich beim Umzuge 'ne Hand mit anlege, meinte sie, sei das dankenswert; im übrigen kenne ich sie zu lange, um nicht zu wissen, daß sie keines Menschen Beistand annehme, solange sie sich selbst helfen könne; ein Zeitvertreib wär's ihr, die Kajüte nach ihrem eigenen Geschmack herzurichten.

„Damit war ich abgefunden. Trotzdem ruderte ich nachts hinüber — der Mond schien wie heute —, um auszupeilen, ob über kurz oder lang keine Gefahr des Sinkens drohe. Hatte den Hulk schon öfter besucht, wie ich dir sagte, wenn's mich anwandelte, die vergangenen Zeiten überzuholen. Auch gefiel's mir, wenn Grauen über mich kam und die Gespenster der alten Maats um mich herum huschten; allein um den Bau selbst und ob die vermorschten Planken noch viel zusammenhalten würden, kümmerte ich mich wenig. In dieser gesegneten Nacht leuchtete ich indessen sein ganzes Inneres ab, und wo nur immer das Holzwerk mir verdächtig erschien, da schlug ich mit 'nem Beil an. Bis in den Ballastraum lotste ich mich hinunter, ohne viel Schaden auszumachen. Aber die Ratten waren des Teufels unten wie oben, ein sicheres Merkmal, daß der Aurora letztes Ende noch nicht bestimmt. Und jede befahrene Hand muß ja wissen, daß die Ratten 'ne Ahnung haben, wenn eine Kraft für den Meeresboden reif ist. In hellen Haufen schwimmen sie an Land, sobald sie fühlen, daß das Schiff zur letzten Fahrt losmacht. Und so reizten in jener Nacht die Ratten meine Einbildung mehr als jemals zuvor. Zunächst machte ich allerwegs in den Winkeln Maats aus, wie ich's nicht anders gewohnt; aber die verschwanden, sobald ich den Schein der Laterne drauf hinlenkte. Manche erkannte ich auf der Stelle wieder; hätte sie auch angeredet, wäre mir die Zunge nicht an den Zähnen festgetrocknet gewesen. So ging ich weiter, ohne mich viel umzusehen; und an den Kapitän, dem ich mein steifes Knie verdankte und den ich über Bord gehen sah, dachte ich, als er auch plötzlich leibhaftig vor mir auftauchte, ich meine, sein Geist. Ich befand mich Mittschiffs, konnte also bis an die Vordersteven sehen; und ob's auch schattig dort war, unterschied ich eine lange Gestalt mit einem leuchtend weißen Gesicht, aber so verzerrt und entstellt, daß kein Teufel in dem Gespenst meinen alten Kapitän wiedererkannt hätte. Ich bin sonst nicht schreckhaft, allein mit 'nem Schurken und Mörder, welcher der ewigen Verdammnis verfallen — in Sicht, richteten meine Haare sich steil empor. Eisig kalt lief's mir über den Rücken. Ich sah noch, daß seine gespreizten Finger sich wundersam regten, dieweilen die zerschnittenen Gelenksehnen den Dienst versagten, dann schloß ich die Augen. Ich mußte mich ordentlich besinnen, ob ich wirklich an Bord der Aurora. So blieb ich 'ne Minute oder zwei stehen, und als ich wieder aufsah, war das Gespenst verschwunden. Ob's nach unten gegangen war oder durch 'ne Luke nach oben geschwebt, ich weiß es nicht. Weil aber Geister nur in der Mitternachtsstunde sichtbar, vermut' ich, daß seine Zeit gerade abgelaufen gewesen. Mit dem weiteren Auspeilen war's jetzt freilich vorbei — was unterm Wasserspiegel lag, hatte ich ja einigermaßen haltbar befunden —, und so machte ich mit frischer Fahrt nach dem Deck hinauf. Weder rechts noch links sah ich aus Besorgnis, dem gespenstischen Kapitän abermals zu begegnen. Erst wieder im Freien lachte ich über meinen Schrecken; denn zuvörderst kann ein Geist ohne Fleisch und Knochen einem ebensowenig etwas anthun, wie man leere Luft mit den Händen zu packen vermag, und dann ist Geistern auch ihr bestimmtes Recht zuerkannt worden. Der Maat, der über Bord gegangen, verwandelt sich in einen Sturmvogel und folgt stetig seinem Schiff, um es zu warnen, wogegen andere, die abseits endigten, sich zwischen den Planken einrichten, auf denen sie einstmalen hantierten. So war's vor tausend Jahren, so ist's heute noch trotz aller Gegenrede studierter Luftreisender, und wer ein klares Ge-

wissen hat, braucht sogar den fliegenden Holländer nicht zu fürchten.

„Nur den einen peinvollen Gedanken nahm ich in dieser Nacht mit zur Koje, nämlich, daß Frau Lorenzo und Margarita sich über die Maßen entsetzen würden, sollte das Kapitänsgespenst in einer Nacht sein weißes Angesicht durch die Kajütenthür stecken. Wohl fuhr's mir durch den Kopf, ihnen alles einzugestehen und sie von dem Hulk abzuschrecken, doch ich gab's auf, weil's vergeblich gewesen wäre. So glaub' ich auch nicht, daß sie in diesen vier Jahren jemals von dem Gespenst beunruhigt wurden. Ich selber fand dagegen keine Gelegenheit mehr, in dem Hulk herumzukriechen. Höchstens bei Tage ging ich zuweilen auf eine Stunde oder zwei an Bord, und da gab Frau Lorenzo mir jedesmal zu verstehen, daß die Einsamkeit ihr eine große Wohlthat, und jedes fremde Angesicht, auch das meinige, sie übermäßig aufrege und ihr den letzten Schlaf raube. Und ich glaub's gern. Wäre es anders, möchte sie sich, wie in früheren Zeiten, öfter in der Stadt umgesehen haben. Aber nein; seitdem sie den Hulk zum erstenmal betrat, hat sie ihn nicht mehr verlassen. Was an Land zu thun und für ihre Fingerarbeit und an Proviant herbeizuschaffen ist, das besorgt die Margarita, und die hat sich zur gelegentlichen Beihilfe noch 'nen Chinesen angenommen, der aber ebenfalls den Hulk nicht besteigen darf. Auf hier nimmt das Mädchen täglich seinen Kurs, um mir frisches Brot und anderes aus ihrer Küche zuzutragen; dann plaudern wir mitsammen wie Maats, die getreu zu einander halten. Es sind das meine besten Stunden. Zum Lachen bring' ich sie indessen nie; das hat sie verlernt bei ihrer Mutter; und in den Jahren, die sie auf der Aurora verlebte, ist sie noch finsterer geworden. Kein Wunder, wenn die Menschen sich scheuen, ihren Weg zu kreuzen oder sie gar anzureden, und spottet man ihr nicht nach, hat's seinen Grund in ihrer großen Schönheit. Hätte sie als junges Ding einen rechtschaffenen Mann geheiratet, möchte sie sich aufgemuntert haben wie eine halbwachsene Robbe im Sonnenschein. Woher aber sollte ihr Sonnenschein kommen bei 'ner Mutter mit 'nem gestorbenen Herzen? Hast sie ja kennen gelernt, und wie mit dir, so verfährt sie mit jedem. Ich hatte oft meine stillen Gedanken, es wäre vielleicht günstiger für sie gewesen, hätte die Mutter vor Zeiten Erlösung von ihrem endlosen Herzeleid gefunden. Aber an der hängt die Margarita wie die Schiffsplanken an den Spanten; trennt man die voneinander, so ist beides Wrackholz, gut genug zum Verbrennen.

„Da hast du also die ganze Geschichte, und wenn du der Margarita wieder begegnest und sie betrachtet dich wie der Schmuggler den Zollkutter, nämlich mit bösen Augen, dann sei ihr nicht gram um der freudelosen Tage willen, die hinter ihr liegen von ihrer Geburt an."

„Welches Recht hätte ich, einen freundlicheren Blick von ihr zu erwarten als andere?" fragte Lehnhard, unverkennbar ergriffen von den Mitteilungen seines Gastfreundes. „Wäre ein herziges Lachen mir immerhin wie ein warmer Sonnenstrahl, so vermindert's doch nicht meine Achtung und ehrliche Teilnahme, wenn sie von mir sich abwendet. Im Gegenteil, was ihr von einem grausamen Geschick aufgebürdet worden, das hebt sie in meinen Augen, daß ich zu ihr aufschaue wie zu einer Königin."

„Gesprochen wie ein Buch," erklärte Strapp befriedigt; „hätte die Margarita das gehört, möcht's ihren Beifall gefunden haben. Ich säh's selber gern, tönte 'mal eine andere Stimme in ihre Ohren als die der Mutter und des alten Dutch Devil, auf daß sie selber mehr reden lernte. Verdammt, Maat, da fällt mir ein, daß uns nichts hindert, es zu versuchen. Hab' so meinen Plan, daß es vielleicht gelingt, wenn wir dem Zufall 'ne kleine Handreichung leisten. Im Sturm ist jeder Hafen gut, und um einer guten Sache willen unter falscher Flagge segeln, schändet keinen Christen. Und so höre denn: Morgen kommst du nicht, auf daß ich ungestört dieses und jenes mit ihr überhole und zu einem ehrbaren Gespräch mit ihr das Fahrwasser ein wenig glätte. Uebermorgen dagegen, 'ne halbe Stunde vor Sonnenuntergang, nimm deinen Kurs wieder auf hier. Komm aber 'ne Kleinigkeit mehr von der Seite, auf daß du vor sie hintrittst, bevor sie's gewahr wird. Denn um dann noch loszumachen, als ob sie dich fürchte, ist sie zu stolz, wogegen vorher drei Kabeltaue sie nicht hielten."

„Damit sie mir feind wird," versetzte Lehnhard träumerisch.

„Auch dazu ist sie zu stolz," erwiderte Strapp lebhaft, „und ich seh's voraus: Rede wird sie dir stehen, und ein Wort gibt das andere, du aber, so 'n halber Latein'scher, bist gerade der Mann dazu, jemand aufzumuntern. Das erfuhr ich an mir selber, und ein rechtes Vertrauen hab' ich zu dir gefaßt, oder ich hätte schwerlich zum erstenmal in meinem Leben die alten Zeiten so ausführlich mit dir aufgewärmt."

Und weiter plauderten die beiden zu dem Dampfen ihrer Pfeifen, bis endlich der Trommelwirbel von der Korvette herüberschallte, mit welchem das Signal zur nächtlichen Ruhe gegeben wurde. Dann verabschiedete Lehnhard sich von dem alten Dutch Devil wie von einem langjährigen Freunde.

„Halte scharfen Ausguck!" rief dieser ihm nach, „wo ein Kriegsschiff ankert, ist auch ein Preßgang zur Hand, und zwar einer von der niederträchtigsten Sorte. Frisco ist zu reich an Seelenverkäufern, und 'nen handfesten Burschen wie du kann jeder gebrauchen. Bist du aber erst an Bord, schreiben fünfhundert Tintenschmierer dich nicht frei!"

„Hab' meine offenen Augen und meinen freien Willen!" rief Lehnhard sorglos zurück, und gemächlich verfolgte er seinen Weg auf die Stadt zu.

5.

Nachdem Margarita die Hütte ihres alten Beschützers verlassen hatte, war sie auf einem Umwege nach der Treppe hinübergewandelt, vor welcher ihre Jolle lag. Anstatt indessen dieselbe alsbald zu besteigen, setzte sie sich auf die vorletzte Stufe nieder, Arme und Haupt wie zum Schlaf auf den Knieen rastend.

Die Zeit ging hin, sie rührte sich nicht. Das Werft war vereinsamt. Niemand störte sie in ihrem finsteren Brüten. Die Sonne sank hinter den westlichen Höhen ins Meer hinab, Dunkelheit schlich über die Bai und die Hügelstadt hin, und noch immer saß sie regungslos. Sie schien in der That von den Fesseln des Schlummers umfangen zu sein. Erst als eine kleine Gestalt in langem Kittel, mit runder Filzmütze und dicksohligen, ungelenken Schuhen einige Stufen herunterkam und dann stehen blieb, richtete sie sich empor. Einen Blick nach oben sendend, bemerkte sie ein vom Monde voll getroffenes, breites, häßliches Mongolengesicht, von dessen aufgeworfener Oberlippe zwei lange, dünne Bartzipfel über die Mundwinkel niederhingen.

„Señorita Margarita schon hier," sprach die kleine Gestalt in gebrochenem Englisch hinunter, und an dem Umstande, daß sie statt des Buchstabens ‚R' sich jedesmal des ‚L' bediente, wäre auch in finsterster Winternacht ein Chinese zu erkennen gewesen. „Ich hatte keine Eile; bin gegangen wie eine Schnecke."

„Ja; Liu, hier, länger als seit Sonnenuntergang," antwortete Margarita, und ein Anflug von Wärme offenbarte sich in ihrer Stimme; „Strapp hatte Besuch, da mochte ich nicht stören. An Bord ging ich nicht, weil ich dich zuvor sprechen wollte. Hat Blane dir wieder aufgelauert?"

„Ich sah ihn. Er gab mir einen Brief für Señorita Margarita. Auch trug er mir auf, zu bestellen, daß er dich sprechen müßte. Er wollte hergehen morgen abend, übermorgen oder einen anderen Tag."

„Trage ihm den Brief zurück und sage, zwischen uns gäbe es nichts zu vereinbaren. Wenn er mir abermals abends hier den Weg vertrete, so zwinge er mich, den Hulk überhaupt nur noch bei Tage zu verlassen und damit einer letzten Erholung zu entsagen. Ich habe weder um ihn noch um andere verdient, daß er mich beunruhige. Ich ginge meine eigenen Wege, so möge auch er thun. Ja, das sage ihm; aber sei auf der Hut; du weißt, er ist eine jähzornige Natur. Stößt er dich hinterrücks ins Wasser, kräht kein Hahn danach. Santa Maria! Was gilt hier ein Chinamann?"

„Weit aus dem Wege gehe ich ihm," erklärte Liu furchtsam. „Ein Chinamann findet kein Recht in diesem Lande. Ich werde ihm nachspähen überall. Plant er Böses, so erfahre ich es. Schon früher sind Mädchen geraubt worden. Wer soll dich suchen, wenn du verschwunden bist?"

„Er wird keinen Angriff auf mich wagen, Liu; aber immerhin: bist du auf meine Sicherheit bedacht, so danke ich es dir von Herzen. Vor allen Dingen versäume nie, des Abends hierher zu gehen, aber halte dich verborgen. Weiß ich dich in der Nähe, gibt es mir größere Beruhigung und Mut. Blane ist der einzige Mensch in der Welt, dem ich eine verräterische Handlung gegen mich zutraue. Was sich auch ereignen mag: sobald du glaubst, daß es auf mein Verderben abgesehen ist, eilst du zu Strapp, dem Dutch Devil, der ist der Mann dazu, Rat zu schaffen. Und nun gute Nacht, Liu. Morgen besuche ich dich in deinem Laden, jedoch als eine dir Fremde."

Sie erhob sich und reichte dem Chinesen die Hand. Dieser beteuerte abermals in der ihm eigentümlichen Weise seine Ergebenheit, und gleich darauf glitt die Jolle fast geräuschlos auf die Bai hinaus.

Verwittert und vermorscht, wie der ganze Hulk, war auch die alte Kapitänskajüte, nur daß hier die Schäden durch den Wänden aufgenagelten Kattun verdeckt wurden. Aehnlich sah es in den beiden Kojen aus, deren Thüren entfernt worden waren, und die mit den schmalen, sauberen Betten die Kajüte gewissermaßen noch vergrößerten und ihr einen Anstrich des Wohnlichen verliehen. An Stelle der vor beinahe zwei Jahrzehnten entführten, mittels Schrauben an den Fußboden befestigten Möbel hatte Frau Lorenzo ihre alte Hauseinrichtung an Bord gebracht. Da aber die anstoßenden einstigen Kojen der Steuerleute wie die kleine Küche Raum für Vorräte, Kisten und Körbe gewährten, so war es ihr erleichtert gewesen, die Kajüte, anstatt sie zu überfüllen, nur mit solchen Gegenständen zu versehen, welche geeignet, das Bequeme und Freundliche der Umgebung zu erhöhen. Die Kajüte selbst bildete den Hauptteil des Quarterdecks. Deren Thür öffnete auf das mit ihrem Fußboden in gleicher Höhe liegende Hauptdeck. Außerdem gelangte man durch eine Fallthür in die unteren Schiffsräume hinab, aus welchen auf anderen Stellen wieder die gewöhnlichen Treppen und Luken nach oben führten.

Zu der Zeit, in welcher Margarita sich von dem Chinesen verabschiedete, brannte in der Kajüte auf dem mit Wachstuch überzogenen Tisch eine größere Oellampe. Melancholisch beleuchtete sie die Kattunwände, die offenen Kojen und zwei Gestalten, welche an dem Tisch einander gegenüber saßen. Bleich wie der Tod waren beide, und so vertrocknet, daß man sie mit Mumien hätte vergleichen mögen. Frau Lorenzos Augen, welche gemeinschaftlich mit dem Schnitt der Nase und des Mundes von einstiger hoher Schönheit zeugten, bargen in sich den Ausdruck klarer Ueberlegung, gepaart mit dem Frost einer tiefen Verbitterung, wogegen der vor ihr sitzende Mann die Drehungen der Daumen seiner vor sich gefalteten Hände stumpf überwachte. Der weiße Bart und das gebleichte Haar, beides kurz unter der Schere gehalten, ließen die in den scharfen Zügen sich ausprägende Einfalt nur noch mitleiderregender erscheinen. Hierzu gesellte sich, ein überaus trauriges Bild vervollständigend, eine breite, rote Narbe, welche, auf der Stirn beginnend, unter dem Haar der linken Schläfe sich verlief. Frau Lorenzo war mit dem Nähen weißer Wäsche beschäftigt. Emsig führte sie die Nadel, aber immer wieder sah sie von der Arbeit auf, um dem Gefährten einen scheuen Blick zuzusenden. Längere Zeit hatten sie schweigend dagesessen, als der Mann plötzlich seine Finger spreizte und mit denselben flink eine Reihe von Bewegungen ausführte, welche an das Mischen von Karten, an deren Aufzählen beim Pharo, sogar an geschicktes Volteschlagen erinnerten.

„Was soll das heißen?" fragte Frau Lorenzo vorwurfsvoll, nachdem sie die seltsamen Gebärden eine Weile düsteren Blickes überwacht hatte.

Der Mann erschrak heftig, und die Hände wieder

faltend, begann er seine Daumen in alter Weise zu drehen.

„Wo ist Margarita?“ fragte er nach einer Pause ausdruckslos.

„Ich sagte dir bereits zehnmal,“ antwortete Frau Lorenzo sanft beschwichtigend, „zur Stadt ging sie, um die fertige Wäsche fortzutragen und Einkäufe zu besorgen. Nachher besuchte sie Strapp.“

„Den Dutch Devil,“ versetzte der Mann ungeduldig. „Wer ist Strapp? Ich kenne ihn nicht. Wenn ich nicht zehnmal fragte, kannst du nicht zehnmal antworten. Ich frage jetzt zum erstenmal.“

„So mag ich mich geirrt haben,“ hieß es eintönig zurück.

„Irren, irren, irren,“ fuhr der Unglückliche fort, wie die Worte aus den Bewegungen seiner Daumen herauslesend. „Wer irrt, täuscht andere. Wer täuscht, lügt. Sagst du, ich lebe, so lügst du. Wer durch den Kopf geschossen ist, kann nicht leben. Wenn ich nur wüßte, wer die anderen umbrachte. Ich sinne und sinne. Als ich tot war, schleppten sie mich weit fort in ein Haus. Was da aus mir geworden ist, weiß ich nicht. Seitdem träume ich ohne Aufhören —“

In diesem Augenblick ließ sich das dumpfe Geräusch vernehmen, mit welchem Margarita unterhalb der Fallreepstreppe die Jolle anlegte.

Der Irre erschrak abermals. Ein Schauder durchlief seine sehnige, ursprünglich kraftvolle, jetzt aber anscheinend hinfällige Gestalt.

„Sie kommt,“ flüsterte er ängstlich. „Hörte sie, was ich sagte? Sie darf es nicht erfahren —“

„Nein,“ begütigte Frau Lorenzo, und einen Blick unsäglichen Schmerzes und heiligen Erbarmens heftete sie auf das in Furcht sich verzerrende, bleiche Antlitz, „sie hörte es noch nicht. Jetzt aber sei verständig und versuche, etwas anderes zu denken als die geträumten Mordgeschichten, oder du erlebst, daß deine eigene Tochter ins Wasser springt, dann mußt du verhungern.“

Lorenzo — und kein anderer war es als Margaritas Vater — zitterte. Es war ersichtlich, mit äußerster Kraft rang er, das seinen Geist umnachtende Dunkel zu durchbrechen, allein es gelang ihm nicht, bis er endlich, wie einem tierischen Instinkt nachgebend, nur noch das zaghafte Unterwerfen unter den ihn lenkenden und beschützenden Willen kannte. So hatte er ein Scheinleben geführt seit dem Tage, an welchem seine Genossen, nachdem er in der Spielhölle von einem nichtswürdigen, verworfenen jungen Burschen niedergestreckt worden, noch Atem in ihm entdeckend, ihn weit fort ins Innere des Landes entführten, wo sie ihn, um gegen Verrat gesichert zu sein, bei einem befreundeten, gleichgesinnten Rinderhirten unterbrachten. Anstatt indessen seiner Wunde zu erliegen, wie man zuversichtlich erwartete, genas er körperlich, wogegen sein Geist dem Tode vollständig anheimfiel. Eine Reihe von Jahren hatte man ihm darauf aus Kameradschaftlichkeit, die einer besseren Veranlassung würdig gewesen wäre, wohl auch auf Grund des von dem Spieltisch erbeuteten Gewinns das verhältnismäßig sichere Asyl gegönnt. Dann aber kamen Tage, an welchen man seiner überdrüssig wurde und ihn heimlich zu seiner entsetzten Frau und von dort aus noch in derselben Nacht an Bord des Hulks schaffte. Seitdem waren vier Jahre verstrichen, und mit diesen kein Abend, der sich von dem heutigen viel unterschieden hätte. Auf der einen Seite stets derselbe unheilbare, zeitweise bis zur Gefährlichkeit sich steigernde Irrwahn, auf der anderen dagegen heiliges Mitleid und unermüdliche treue Sorge.

Das nach Frau Lorenzos letzter Warnung eingetretene Schweigen wurde durch Margarita unterbrochen, deren Schritte draußen auf dem Deck ertönten. Eintretend, wechselte sie einen Blick des Verständnisses mit ihrer Mutter, dann begab sie sich an ein Wandschränkchen, und einige ausgesucht schöne Früchte aus demselben hervorholend, legte sie dieselben vor ihren Vater hin.

„Hier bringe ich dir etwas Gutes,“ sprach sie gedämpft, und in die zu ihr erhobenen blöden Augen schauend, kämpfte es auf ihrem jugendschönen Antlitz, als hätte sie in Thränen ausbrechen wollen; „je ruhiger du dich verhältst, um so häufiger belohne ich dich für deine Folgsamkeit. Bereitet es dir Freude, so rudere ich dich noch ein wenig umher. Der Mond scheint hell; die kühle Nachtluft thut deinem armen Kopf gewiß wohl. Aber du mußt mir versprechen, keinen Laut von dir zu geben, auch, wenn uns jemand anreden sollte, still zu liegen, oder ich schwinge meine Hände im Kreise, und das Boot verschwindet unter uns und wir versinken.“

„Ich will, Margarita, ich will,“ flüsterte Lorenzo schüchtern unter dem vollen Einfluß der Gewalt, welchen das Mädchen in weit höherem Grade noch als die Mutter über ihn gewonnen hatte. Dann, befürchtend, daß das Obst ihm wieder genommen werden könne, legte er beide Arme um dasselbe; zugleich überwachte er Margarita mißtrauisch, welche neben ihre Mutter hingetreten war und deren eingefallene Wangen sanft liebkoste.

„Ja, Mutter, ich werde ihn ein Stündchen umherfahren,“ raunte sie ihr zu, „die Bai ist vereinsamt, die Nacht wunderbar schön. Die feuchte, kühle Luft und vielleicht auch etwas Rudern werden ihn erquicken und ermüden, daß er wirklich kräftigenden Schlaf findet.“

„Gott und die heilige Jungfrau mögen es dir gesegnen,“ preßte Frau Lorenzo kaum verständlich hervor.

„Er ist mein Vater,“ antwortete Margarita mit einem schwermütigen Lächeln.

„Und leidet weniger als wir beide,“ fügte die Mutter düster hinzu; „wurdest du nie geboren, wär es besser für dich.“

„Was wäre aus ihm und aus dir geworden?“ fragte Margarita, und ihre Stimme zitterte vor Jammer. „Doch lassen wir das ruhen. Ich klage nicht. Nur wenn ich dich klagen höre, möchte mir das Herz brechen. Auch der Tag wird kommen, der ihm Erlösung von seinen Leiden bringt — Gott verzeihe mir das herbe Wort —, dann ziehe ich mit dir dahin, wo Zeit und Umgebung die traurigen Erinnerungen mildern.“

Ruhiger wurde nunmehr ihr Gespräch, indem sie gemeinschaftlich ein Mahl anrichteten und den Unglücklichen liebevoll bedienten. Dieser verhielt sich schweigsam. Was man ihm bot, er nahm es hin, wie nur

möglich, wenn der letzte Verstandesfunke erloschen und gestorben.

Es war um Mitternacht, als nach kurzer Fahrt in nächster Nachbarschaft des Hulks Lorenzo auf seinen ungeduldig geäußerten Wunsch zur Ruhe gebracht wurde. Durch die Fallthür in der Kajüte führten Mutter und Tochter ihn auf einer Treppe in das Zwischendeck hinab und in diesem ganz nach dem Vorderteil des Schiffes hinüber. Dort war eine festgebaute, verschließbare Kammer wohnlich für ihn eingerichtet worden. Die traurige Geistesstimmung des Unglücklichen, welche für die Mitbewohner des Hulks nicht ohne Gefahr, sobald er deren unmittelbarem Einfluß entzogen, hatte diese zu dem strengen Verfahren gezwungen. Dort, wo ihm jedes Mittel fehlte, sich selbst und anderen zu schaden, und wo ihm dennoch alle möglichen Bequemlichkeiten geboten waren, befand er sich verhältnismäßig wohl. Wie eine Maschine, deren Verrichtungen genau geregelt, folgte er seinen treuen Führerinnen, wenn es galt, ihn einzuschließen. Ebenso pünktlich, ohne ein Zeichen der Unzufriedenheit, erwartete er den Zeitpunkt, in welchem ihm eine größere Freiheit der Bewegungen zufiel. Eine in rundem Messingrahmen befestigte fingerdicke Glasscheibe, welche zur nächtlichen Stunde zugeschraubt wurde, ermöglichte das Lüften des Schlafraumes. Eine andere Beleuchtung, als der durch das grünliche Glas hereindringende trübe Schein, wurde ihm dagegen der Feuersgefahr wegen nicht gewährt.

Auch heute war er von Mutter und Tochter sorgfältig gebettet worden, und schwarze Finsternis umringte ihn. Nur die verschlossene runde Glasscheibe ließ einen matten Schimmer des Mondlichtes hereindringen. Mit ihrem bläulichen Schimmer erinnerte sie an ein Riesenauge, welches den einsamen Bewohner mit blödem Ausdruck anstierte. Ebenso blöde begegnete dieser dem geisterhaften Blick. Eine unheimliche Beziehung schien zwischen ihm und der phosphorähnlich leuchtenden Scheibe zu bestehen, daß er seine Augen nicht von derselben abzuziehen vermochte. Es rief fast den Eindruck hervor, als hätte er durch das Hinüberstarren sich vor dem Versinken in den Schlaf bewahren wollen. Zugleich lauschte er mit jenem, Irren oft eigentümlichen Scharfsinn nach der Richtung hinüber, in welcher die Schritte seiner getreuen Wächterinnen verhallt waren. Und auch dann verharrte er noch regungslos. Er berechnete die Zeit, bis zu welcher sie nicht nur in ihre Kojen sich zurückgezogen haben, sondern auch entschlafen sein würden. Dann aber — eine halbe Stunde mochte seit seinem Niederlegen verstrichen sein — erhob er sich wieder. Wie mit der Sehkraft nachtliebender Tiere begabt und so geräuschlos wie diese, schlich er in dem finsteren Raum hin und her. Ein Brett knarrte leise, als ob es gewaltsam aus seinen Fugen gebogen worden wäre, und gleich darauf flammte unter seinen Händen ein Schwefelholz auf. Eine verrostete Laterne, wohl noch aus den guten Tagen der Aurora herstammend, welche er ebenfalls aus dem leeren Raum zwischen Verschalung und Außenhaut hervorholte, brannte in der nächsten Minute. Nachdem er deren Lampe aus einer Flasche den Seinigen gelegentlich entwendeten Oels reichlich gespeist hatte, befestigte er zunächst die Thür mittels eines Holzpflockes derartig, daß ohne Anwendung von Gewalt keiner zu ihm hereinzudringen vermochte. Damit fertig, betrachtete er sein Werk aufmerksam. Obwohl sein krankhaft entstelltes Antlitz den gewohnten stumpfen Ausdruck beibehielt, spitzten seine Blicke sich doch in einer Weise zu, wie es nur bei einem geistesklaren Menschen, oder vielmehr einem seine Beute umschleichenden Raubtier zu erwarten gewesen wäre. Dann die Laterne auf einen Schemel stellend, trat er neben die Rückwand des niedrigen Gemaches hin. Eine Weile tastete und drehte er an deren oberem Rande, infolgedessen zwei Planken sich ihm entgegenneigten. Bevor sie ganz umbrachen, hob er sie behutsam aus ihrer durch zwei schmale Balken hergestellten Bettung. Kein Zimmergeselle hätte dabei bedachtsamer zu Werke gehen können; wenn er in seiner Arbeit eine Pause eintreten ließ, so geschah es allein, um argwöhnisch nach dem Hinterteil des Schiffes hinüberzulauschen.

Endlich zwängte er sich mit der Laterne durch die freigelegte Oeffnung hindurch. Dort befand er sich in einem engen Raum, in welchem vorzeiten Tauwerk aufbewahrt wurde. Eine Luke von mäßigem Umfange, an den Seiten mit starken eisernen Rollen versehen, über deren eine die schwere Kette sich anspannte, welche den Hulk mit dem in der Tiefe ruhenden Anker verband, führte in einen größeren Verschlag hinunter, wo einst während der Fahrt die Ankerketten lagerten. Eine Leiter oder Treppe war nicht vorhanden, trotzdem glitt die lange, hagere Gestalt an der Kette mit einer Gewandtheit niederwärts, welche davon zeugte, daß sie sich auf einem Wege befand, den sie im Laufe der letzten vier Jahre unzähligemal zurücklegte. Dort unten öffnete sich abermals eine Luke, und durch diese gelangte Lorenzo endlich in den Ballastraum hinab. Unregelmäßig aufgeschichtet und von Nagetieren zerwühlt, lag daselbst noch der Sand, welcher dazu gedient hatte, der Aurora auf ihrer letzten Fahrt das Gleichgewicht zu sichern. Ein altes Burgverließ hätte keinen unheimlicheren Eindruck hervorrufen können als der lange, nach allen Richtungen mittels Balken abgesteifte Raum, in welchem ein hochgewachsener Mann nur geneigten Hauptes einherzuschreiten vermochte. Das im Laufe der Zeit eingedrungene Wasser, erst in den letzten Jahren durch die noch ihren Dienst verrichtende Pumpe gelegentlich vermindert, verbreitete einen dumpfigen Geruch. Hier und da, je nachdem der Sand höher oder niedriger lag, strahlten kleine Spiegel den Schein der Laterne zurück.

Lorenzo befand sich dort gegen zehn Fuß unterhalb der Oberfläche der Bai. Der Umgebung achtete er kaum noch. Seine Bewegungen trugen das Gepräge derer einer geistlosen Maschine, eines sich mechanisch drehenden Kammrades, dessen Zacken pünktlich in die Fugen eines anderen einschlagen. Zu vertraut war er im Laufe der Jahre mit jedem Zollbreit des vor ihm liegenden Bodens geworden. So benutzte er auch zu seinem Wege gewohnheitsmäßig Balken und Holzenden, um auf dem durch die Ratten gelockerten Sande nicht die Spuren seiner nackten Füße zu hinterlassen. Wäre

aber Peter Strapp ihm jetzt begegnet und hätte er beobachtet, wie er, kaum mit dem Notdürftigsten bekleidet, zur Hälfte in schwarzem Schatten, zur Hälfte in rötlicher Beleuchtung verschwimmend, beinahe vollständig geräuschlos einherschlich, so würde sein wunderlicher Seemannsaberglauben abermals eine Nahrung erhalten haben, an welcher auch die faßlichsten Vernunftsgründe gescheitert wären.

Vor einem Sandhügel, der etwas höher nach der Schiffswand hinaufreichte, blieb er endlich stehen, und die Laterne auf eine der querlaufenden Steifen stellend, begann er in grauenhaft ausdrucksloser Weise unsichtbare Karten zu mischen und langsam abzuziehen. Doch nur kurze Zeit, und wie über sein Thun erschrocken, warf er sich vor dem Hügel auf die Kniee. Fast gleichzeitig begann er den Sand zur Seite zu scharren. Ein abgenutztes Matrosenmesser fiel ihm in die Hände. Behutsam schob er dessen Klinge in eine Fuge der über ihn hinwegreichenden Steife, und mit erhöhtem Eifer setzte er sein Scharren fort. Allmählich legte er eine Fläche der Schiffswand bloß, auf welcher zwischen zwei Spanten in einem Umfange von mehreren Quadratfußen so viel von den Außenplanken fortgemeißelt worden war, daß nur noch eine wenige Linien starke Holzscheibe und der Kupferbeschlag den Hulk gegen das Hereinbrechen eines mächtigen Wasserstrahles schützten. Hier und da, wo vielleicht ein kleiner Leck entstanden war, zeigten sich Spuren geteerten Hanfs, augenscheinlich aufgedrehten alten Tauenden entnommen, und eingebrannten verhärteten Teers. Ein einziger Blick genügte dem Unglücklichen, sich zu überzeugen, daß keine neue Fuge gesprungen, und ohne Säumen begab er sich nunmehr an sein eigentliches Werk. Zunächst griff er nach einem der in dem Sande verstreuten Steine, mittels dessen er das Messer schärfte. Es geschah dies mit jenem eigentümlich einfältigen Ausdruck, mit welchem das hilflose Kind irgend ein Spielzeug handhabt. Dieser Ausdruck erlitt auch dann keine Wandlung, als er sich hart neben der Schiffswand ausstreckte und die ausgemeißelte Fläche zu erweitern begann. Span auf Span trennte er mit dem unvollkommenen Instrument von den eisenharten, feuchten Planken; Span auf Span, keinen stärker als dünnes Papier, keinen größer als ein Fingernagel. Man hätte die winzigen Holzproben mit den Körnchen in einer Sanduhr vergleichen können, die, einzeln Atome, dennoch die Zeit abzählen, in ihrem stetigen Rollen die Glasbehälter abwechselnd leeren und füllen. Wann Lorenzo sein Vernichtungswerk in Angriff genommen hatte — wer hätte das zu bestimmen vermocht; aber Jahre waren sicher dahingegangen, seitdem er, einer in seiner gestorbenen Vernunft auftauchenden geheimnisvollen Regung nachgebend, zu einer Riesenarbeit die erste Kerbe in das gleichsam versteinerte Holz schabte. Und eine Riesenarbeit war es, wenn man das elende, abgenutzte Messer in Betracht zog, eine Riesenarbeit, wenn man erwog, welche List, welche unsägliche Geduld und Ausdauer es erforderte, die wachsamen Augen seiner treuen Pflegerinnen täuschend, zunächst alle Vorbereitungen zu dem finsteren Unternehmen zu treffen und ihm dann mit einer gewissen Regelmäßigkeit die nächtlichen Stunden zu opfern. Ob er einen annähernd klaren Begriff von seinem Werk besaß, ob ein wirklicher Plan ihm jetzt noch vorschwebte, ob er ahnte, daß ein unvorhergesehener heftigerer Stoß, ein Ausgleiten des mit noch immer kräftiger Faust geführten Messers genügte, dem sich schnell eine breite Bahn brechenden Wasserstrahl den ersten Weg zu öffnen und damit ihm samt Gattin und Tochter ein jähes Ende zu bereiten, das waren Geheimnisse, über welche er selbst am wenigsten Rechenschaft abzulegen vermocht hätte.

Angesichts des tiefen Leides seiner einzigen Angehörigen mochte bald nach dem ersten Wiedersehen ein Lichtstrahl seinen umnachteten Geist flüchtig erhellt haben, daß er vorübergehend seiner schweren Schuld sich bewußt wurde und in diesem Zustande beschloß, seinem Dasein ein Ende zu machen. Dem Entschlusse folgten wohl noch, trotz der ihn ängstlich überwachenden Augen, die mit einer gewissen Ueberlegung getroffenen ersten Vorkehrungen, um zu jeder Stunde dem Leben entsagen zu können. Dann war er ohne Zweifel in jenen tierischen Stumpfsinn zurückgesunken, in welchem sein ganzes geistiges Wirken sich darauf beschränkte, daß er mit unerklärlicher Verschlagenheit an ein Geheimnis sich anklammerte und in dessen Behütung wie in der Förderung des gefährlichen Werkes die einzige für ihn nur noch denkbare Befriedigung fand. Wie aber die manchen Irren eigentümliche Verstellungsgabe und rätselhafter Scharfsinn es ihm ermöglichten, sein heilloses Treiben in einen undurchdringlichen Schleier zu hüllen, so lenkten dieselben unerklärlichen Eigenschaften die das Messer führende Hand, daß immer noch eine schwache Scheidewand zwischen ihm und dem unaufhaltsam hereinbrechenden Verhängnis bestehen blieb.

Und so lag er da, einem Höllengeist ähnlich, der nur auf Tod und Verderben sinnt. Mit leisem Geräusch und der Regelmäßigkeit eines Perpendikels schabte das Messer die zarten Späne los. Man hätte den Unglücklichen mit einem das Holzwerk vernichtenden Bohrwurm, der sogenannten Totenuhr, vergleichen mögen, welcher, ebenfalls vernunftlos, seinen Weg bahnt und dennoch, durch den Instinkt belehrt, stets vermeidet, die äußerste Schicht zu durchbrechen. Das rötliche Licht der Laterne schmückte ihn mit dämonischen Reflexen. Das bleiche Antlitz von der Seite streifend, verlieh es demselben eine Art krankhafter Lebensfarbe. Stier waren die blöden Augen auf die regsame Faust und das Messer gerichtet. An den fallenden Holzflocken schien er abzuzählen, wann die Stunde gekommen, in welcher er gezwungen, seine Arbeit einzustellen, die hinterlassenen Spuren sorgfältig zu vernichten und wieder in seine Kammer hinaufzuschleichen. Draußen aber blickte der Mond in ungetrübtem Glanze von dem wolkenleeren Himmel auf die glatte Bai, die Hügelstadt und die vor derselben ankernden Schiffe nieder. Nächtliche Stille herrschte überall, nur selten unterbrochen durch den traumhaften Ruf eines Seevogels oder das Ablösungssignal auf der Korvette. Was in der Stadt noch regsam, wo Würfel und Karten über grobkörnigen Goldstaub, gediegene Stücke und geschlagene Münzen desselben edlen Metalls entschieden, gleichviel ob in den hell erleuchteten Hallen der Weißen

oder in den düsteren Höhlen des Chinesenviertels, das wirkte im geheimen wie langsam schleichendes tödliches Gift.

Es war zwei Uhr morgens. Vor der Treppe, in deren Nähe Lehnhard von den beiden Seeoffizieren begrüßt wurde, lag im Schatten des Werftgerüstes das Boot der Korvette. Die sechs Matrosen hielten die Riemen horizontal oberhalb des Wasserspiegels, um sie auf ein gegebenes Zeichen sofort in die Fluten hinabzutauchen. Oben, einige Schritte vom Rande des Werfts, standen die beiden Offiziere. Bei ihnen befanden sich Filbert und der mit dem roten Flanellhemde bekleidete Desparado.

„Sind die beiden Burschen zur Hand?“ fragte der Offizier, der schon abends als Wortführer auftrat.

„Etwas abseits liegen sie hinter einem Steinhaufen,“ erklärte der Desparado, „sie sind betrunken, daß sie zwölf Stunden gebrauchen, um wieder zu Sinnen zu kommen.“

„Gut,“ hieß es gleichmütig zurück, „wie steht es mit den Papieren?“

„Alles in Ordnung. Durch Unterschrift verpflichteten sie sich auf vier Jahre.“

„So schafft sie an Bord. Geld gegen Ware, und nicht eine Minute früher.“

„Es wär' 'ne Kleinigkeit für Sie, die Jungens selber mitzunehmen.“

„Wir gehören zu keinem Preßgang,“ antwortete der Offizier kurz, „Ihr schafft sie entweder an Bord oder mögt zur Hölle mit ihnen fahren.“

Mit den letzten Worten stieg er dem Gefährten nach die Treppe hinunter; gleich darauf schoß das Boot unter den kräftigen Ruderschlägen auf den mondbeleuchteten Wasserspiegel hinaus.

Filbert und der Desparado schickten ihnen einige halblaut ausgestoßene Flüche nach. Sie beruhigten sich indessen bald, und keine Viertelstunde dauerte es, da folgten sie jenen von einer anderen Stelle aus in einem leichten Boot. Bei ihnen befanden sich zwei sinnlos betrunkene junge Seeleute, die folgenden Tages die Entdeckung machen sollten, daß sie ahnungslos in eine Art Sklaverei verkauft worden.

Die Ruderschläge verhallten in der Ferne; still lag die Werftstraße. Nachdenklich spiegelte der Mond sich in dem gewaltigen Hafenbecken. Im Kielraum der Aurora nagte fortgesetzt die unheimliche Totenuhr. Frau Lorenzo und Margarita schliefen. Der Engel der Barmherzigkeit hatte sie geküßt, daß wohlthätige Vergessenheit sich um ihre Sinne legte.

6.

Wie dieser Tag abgeschlossen wurde, endigten auch die folgenden; es wiederholte sich dieselbe Arbeit, dasselbe Leid; an verbitterten Gemütern nagte es unabänderlich wie an den eisenharten Schiffsplanken. Nur Peter Strapp, der unverwüstliche Dutch Devil, handhabte seine Nähmaschine guten Mutes und mit einer Sicherheit, wie er einst, seinem Ausspruch gemäß, auf der Aurora das Steuerrad drehte oder die Segel beschlug. Wie er alles mit Lehnhard verabredet hatte, war es ausgeführt worden. Anstatt Margarita auf eine Zusammenkunft mit dem jungen Deutschen vorzubereiten, was ohne Zweifel eine strenge Ablehnung zur Folge gehabt hätte, beschränkte er sich vorsichtig darauf, ihr die Freude zu schildern, welche ihm aus dem Verkehr mit einem rechtschaffenen Landsmanne erwachsen sei. Und so mochte sein Verfahren am meisten dazu beigetragen haben, daß Margarita an dem Abend, an welchem Lehnhard sie bei Strapp überraschte, den Eintretenden wohl finsteren Blickes begrüßte, jedoch blieb und sich, wenn auch nur einsilbig, an dem von ihrem alten Beschützer bedachtsam eingeleiteten Gespräch über nebensächliche Dinge beteiligte. Und öfter trafen die jungen Leute in der Hütte zusammen und von Tag zu Tag verweilte Margarita ein wenig länger. Es rief sogar den Eindruck hervor, als hätte, nachdem das Eis einmal gebrochen, der Verkehr mit dem jungen Fremden ihr eine gewisse Befriedigung gewährt. Wie ein Aufatmen nach langen, schweren Sorgen erschien es, wenn sie der heiteren Unterhaltung der beiden Männer lauschte, auch wohl eine Frage, welche Lehnhard galt, an Strapp richtete, um sie indessen alsbald von jenem freundlich beantwortet zu hören. Im übrigen blieb undurchdringlicher Ernst bei ihr vorherrschend, und als Lehnhard eines Abends, durch irgend welchen unscheinbaren Umstand ermutigt, ihr seine Begleitung anbot, lehnte sie dieselbe mit einer so frostigen Entschiedenheit ab, daß er eine Wiederholung des Versuchs, ihr näher zu treten, nimmermehr gewagt hätte. Die in seinem darauf folgenden Schweigen sich unzweideutig offenbarende Enttäuschung beobachtete sie augenscheinlich mit einer gewissen Genugthuung; denn redseliger wurde sie plötzlich, indem sie mit unverkennbarer Absichtlichkeit Lehnhards Anwesenheit übersah und den alten Dutch Devil in ein besonderes Gespräch zog. Sorglos wie nie zuvor, sogar spöttisch klang dabei ihre Stimme, daß selbst Strapp sie kaum wiedererkannte. Sobald Lehnhard aber, obwohl durch den Anblick des schönen Mädchens gebannt, durch dessen Wesen dagegen peinlich berührt, sich zum Gehen anschickte, kam Margarita ihm zuvor. Herzlich verabschiedete sie sich von Strapp, zum folgenden Abend die Wiederholung ihres Besuches versprechend, dann kehrte sie sich Lehnhard zu.

„Wir gehen eine Strecke denselben Weg, da hindert uns nichts, nebeneinander zu bleiben,“ bemerkte sie zu Strapps abermaligem Erstaunen eintönig, und sie trat aus der Thür, wo sie langsamen Schrittes die Richtung nach ihrer Jolle einschlug.

Förmlich bestürzt vernahm Lehnhard die mittelbare Aufforderung. Gleich darauf befand er sich indessen neben ihr, jedoch noch immer unter dem ihn verwirrenden Eindruck ihrer plötzlichen Sinnesänderung.

Anfangs hatte es den Anschein, als wäre Margarita das Schweigen erwünscht gewesen oder als hätte sie auf eine Anrede gewartet. Da Lehnhard aber säumte, das Wort zu ergreifen, hob sie beinahe gänzlich ausdruckslos an:

„Nachdem ich zuvor Ihre Begleitung ablehnte und Ihnen jetzt freistellte, mit mir zu gehen, wähnen Sie vielleicht, daß ich mich unsicher fühle auf meinem Wege. Darüber muß ich Sie aufklären: Ich scheue keinen

Menschen der Welt. Santa Maria! Wen möchte die Lust anwandeln, mir nahe zu treten, gleichviel ob im Guten oder im Bösen?“

„Nicht um des Schutzes willen bat ich, Sie begleiten zu dürfen,“ antwortete Lehnhard ermutigt, „ich glaubte nur, es läge nichts Unbilliges in dem Wunsch, noch einige Worte mit Ihnen zu wechseln. Ist mir doch, als müßten die Freunde des ehrlichen alten Strapp unter sich ebenfalls Freunde sein.“

„Ich gebrauche keine Freunde,“ erwiderte Margarita schroff, sogar abstoßend, „am wenigsten solche, die aus Mitleid mit guten Worten spielen. Wer so lange allein gestanden hat wie ich, sehnt sich nicht nach Zeitvertreib und Unterhaltung. Das nur wollte ich Ihnen sagen, oder ich hätte meinen Weg heimwärts allein gesucht.“

„Ich achte Ihren Willen,“ entgegnete Lehnhard verletzt, aber gerade deshalb freier; „einmal schlugen Sie meine Begleitung aus — ich bot sie an mit herzlicher Bereitwilligkeit und am wenigsten aus Mitleid —, das genügte mir für alle Zeiten.“

„Was ich wiederum an ihnen achte. Doch da ist noch ein anderes, was ich Ihnen vorhalten möchte: So oft ich abends bei Strapp vorspreche, treffe ich daselbst mit Ihnen zusammen. Weshalb wählen Sie zu Ihrem Besuch keine andere Stunde? Der Tag ist lang.“

„Um ihn nicht bei der Arbeit zu stören,“ antwortete Lehnhard verstört; „die Stunden nach Feierabend sind für Landsleute, die in der Fremde einander begegnen, die geeignetsten, der gemeinschaftlichen Heimat zu gedenken.“

Margarita lachte herb vor sich hin. Nach kurzem Sinnen bemerkte sie mit spöttischer Schärfe:

„Das möchten Sie mich glauben machen? Ich weiß es besser. Was Sie zu Ihrem Verfahren bewegt, errate ich freilich nicht; allein zu Tage liegt, daß Sie nicht zu Strapp gehen, um mit *ihm* zu reden, wenn Sie *mich* dort wissen. Es waltet ein Uebereinkommen zwischen Ihnen und meinem alten Freunde. Der ist nämlich einfältig genug, zu glauben, der Verkehr mit Ihnen brächte mir viel Befriedigung, machte mich gesprächiger. Wer kann auf anderer Geheiß seine Natur ändern? Sobald ich das merkte, wäre ich wohl fortgeblieben, oder ich hätte ihn gebeten, Ihnen die Abendbesuche zu verwehren. Doch ich wollte ihn nicht kränken, und er ist ebenso empfindlich wie gütig. Daher entschloß ich mich, zu Ihnen selber darüber zu reden. Wie Sie über mich denken, kümmert mich wenig. Sie berufen sich indessen auf Ihre Teilnahme für mich, und die können Sie am einfachsten dadurch bekunden, daß Sie es aufgeben, meine Wege fernerhin zu kreuzen, außerdem aber vor Strapp über unser jetziges Gespräch schweigen. Ich wiederhole es: Sie haben den ganzen Tag, um Ihren Landsmann zu begrüßen. Ich dagegen verfüge nur über die Abendstunden. Sind Sie eine so rechtschaffene Natur, wie Strapp behauptet, so verkümmern Sie in Zukunft nicht mehr die mir ohnehin kärglich zugemessene Erholung.“

„Beging ich denn etwas, wodurch meine Nähe Ihnen peinlich werden konnte?“ fragte Lehnhard tief aufatmend, denn im Gefühl hatte er es, daß Margarita, indem sie jeden Verkehr mit anderen Menschen unweigerlich zurückwies, einen herben Genuß darin suchte, sich gewissermaßen selbst zu martern.

„Weiter nichts — und Sie werden es nicht ableugnen — als daß Strapp über meine Vergangenheit zu Ihnen sprach,“ erwiderte Margarita vollkommen leidenschaftslos. „Selbstverständlich bedauern Sie mich infolgedessen; ich dagegen will nicht bedauert sein.“

„Und wäre das geschehen,“ versetzte Lehnhard dringender, „hätte Strapp wirklich durch vertrauensvolle Mitteilungen meine warme Teilnahme für Sie wachgerufen, läge darin etwas Tadelnswertes?“

„Ich tadle es nicht,“ hieß es eintönig zurück; „ebensowenig darf ein anderer tadeln, daß ich jede, am entschiedensten eine künstlich geschaffene Teilnahme verschmähe. Meiner vielleicht unfreundlichen Erfahrungen wegen will ich nicht beklagt werden; ich spreche jedem das Recht ab, mich und meine Lage zu beurteilen.“

Lehnhard legte einige Schritte schweigend zurück. Durch die Dunkelheit hindurch betrachtete er die schöne, hohe Gestalt, die sich mit eigentümlich geisterhafter Ruhe neben ihm einherbewegte. Sie schien ihn vergessen zu haben. Wie mit Zaubergewalt zog es ihn zu ihr; zugleich wand er sich gleichsam unter der Scheu, welche sie ihm einflößte. Nur noch eine mäßige Strecke trennte sie von der Stelle, wo die Jolle lag. Schied er dort, so geschah es, um ihr nie wieder zu begegnen, nie wieder den Ton ihrer ernsten, ihm so unwiderstehlich zum Herzen dringenden Stimme zu hören. Dieses Bewußtsein aber erzeugte in ihm einen gewissen krampfhaften Mut, das dumpfe Trachten, sich gewissermaßen selbst von einem Abgrunde nie entschlummernder Zweifel zurückzureißen, und so begann er zaghaft, jedoch mit wachsender Wärme:

„Nur wenige Minuten sind mir noch an Ihrer Seite vergönnt. Ich verdiene daher gewiß Nachsicht, wenn ich versuche, die kurze Zeit zu meiner Rechtfertigung auszunutzen. Und so bitte ich Sie inständigst, daß Sie mich anhören, nicht zweifeln an der Aufrichtigkeit meiner Worte. Beklage ich Sie um erduldeter Leiden willen, so liegt darin am wenigsten eine Kränkung. Ich müßte mich schämen, wäre es anders. Meine ehrliche Teilnahme wäre aber vielleicht eine weniger scharf ausgeprägte gewesen, hätte nicht anderes zu Grunde gelegen. Denn vorhanden war sie schon lange, bevor ich von Strapp über Sie hörte, lange bevor ich ihn überhaupt kennen lernte. Sie ist vorhanden seit dem Tage, an welchem ich Ihnen zum erstenmal auf dem Quai begegnete. Sie wurde geweckt durch Ihre Schönheit und — warum sollte ich es nicht offen eingestehen? — und das, was ich auf Ihrem Angesicht zu lesen meinte. Hätte ich den guten Alten nie gesehen, meine Zuneigung zu Ihnen würde deshalb nicht geringer gewesen sein. Auch ohne seine wohlgemeinten Enthüllungen hätte Ihr Bild mir vorgeschwebt Tag und Nacht. Was sonst wäre stark genug gewesen, mich länger in San Francisco zurückzuhalten, da sich doch täglich Gelegenheit bot, auf diesem oder jenem Schiff meinem Gewerbe nachzugehen?“

Wie über seine Kühnheit erschrocken, verstummte

Lehnhard. Einer bösen Zurechtweisung gewärtig, überwachte er ängstlich die im nächtlichen Schatten verschwimmende Gefährtin. Aufrecht wie zuvor schritt sie einher. Nur das Haupt hatte sie geneigt, wie um durch die Dunkelheit hindurch die Entfernung bis zur Treppe mit den Blicken zu messen. Ob sie seinen Worten überhaupt Aufmerksamkeit schenkte, ob sie ihn durch Nichtachtung zu strafen gedachte, ob freundliche und doch unerreichbare Bilder ihr vorschwebten und sie in wehevolle Träumereien versenkten — wer hätte ihm darüber Auskunft erteilt. Nur kurze Zeit schwankte er, und abermals die Scheu überwindend, welche Margarita mit ihrem undurchdringlichen Ernst ihm einflößte, fuhr er fort:

„Ja, Margarita — und was ich jetzt ausspreche, was ich als ein letztes Erinnerungszeichen Ihnen anvertrauen möchte, wenn später Ihre Gedanken einmal rückwärts schweifen sollten, es ist ja kein Fehl — von dem Augenblick an, in welchem ich Sie zum erstenmal sah, war ich Ihnen in der herzlichsten Liebe zugethan; in einer Liebe, welche mich dazu bewegen könnte, der fernen Heimat zu entsagen, dahin zu gehen, da fortan zu bleiben, wo Sie sich am glücklichsten fühlen. Dienen möchte ich Ihnen mein Leben lang, Sie lieben und verehren mit rechter Treue; und wenn es mir gelänge, Ihren Augen einen freundlichen Blick zu entlocken, ein herziges Lachen auf Ihr Angesicht zu rufen, dann wollte ich selbst so glücklich sein, wie ich es —“

Ein gehässiges Lachen machte ihn verstummen. Margarita, welche während des letzten Teils seiner Rede kleiner zu werden schien, hatte das tief geneigte Haupt mit einer heftigen Bewegung emporgeworfen. Ebenso heftig fuhr sie mit dem Zipfel der Mantille über ihr Antlitz, wie sich Kühlung zufächelnd.

„Beauftragte Strapp Sie mit solchen Offenbarungen?“ fragte sie geringschätzig, daß es Lehnhard eisig durchschauerte. „Aus eigener Eingebung kann es Ihnen unmöglich gekommen sein.“

„Er ahnt nicht, daß ich mehr als gewöhnliche Freundschaft für Sie hege,“ antwortete Lehnhard stotternd, wie nach Fassung ringend; „was ich ihm über mich und meine Lage anvertraute, bestand darin, daß ich ihm erklärte, ich befände mich von Hause aus in Verhältnissen, welche mir in der Fremde freiere Bewegungen erlaubten. Dadurch trachtete ich, meinen längeren Aufenthalt an diesem Ort zu erklären. Die wahre Ursache meines Säumens verheimlichte ich, wird er auch nie erfahren. Das nächste mir geeignet erscheinende Schiff trägt mich von dannen. Wohin, das weiß ich nicht. Mir ist alles einerlei,“ schloß er mit beinahe trotzigem Ausdruck.

„Das Beste, was Sie thun können,“ versetzte Margarita wieder hart, doch schienen die Worte sich mit Widerstreben ihren Lippen zu entwinden. „Die kurze Strecke bis zur Treppe gehe ich lieber allein. Biegen Sie hier ab, so verkürzen Sie Ihren Weg.“

Lehnhard war stehen geblieben. Zwei Schritte that Margarita noch; dann kehrte sie sich nach ihm um, indem sie bemerkte: „Was Sie eben sagten, werden Sie ebenso schnell vergessen wie ich. Damit Sie aber sehen, daß ich um der übereilten Offenbarung willen Ihnen nicht zürne“ — sie reichte ihm die Hand und fügte hinzu: „Eine glückliche Reise wünsche ich Ihnen und daß Sie bald eine finden, die Ihren Schmeichelworten mit mehr Aufmerksamkeit lauscht, als ich es gethan habe,“ und bevor Lehnhard eine Erwiderung hervorzubringen vermochte, schritt sie nach dem Rande des Werftes hinüber.

Bis ihre Gestalt vor seinen Blicken in der Dunkelheit versank, wartete Lehnhard. Dann atmete er tief auf, und sich der Stadt zukehrend, sprach er erbittert vor sich hin: „Ging ich vor drei Tagen an Bord des ersten besten Seelenverkäufers, war es gescheiter. Wer gab mir überhaupt ein Recht, mit meinem Antrage ihr lästig zu fallen? In ihren Augen lag's ja, daß sie meine ehrliche Zuneigung mit Feindseligkeit lohnen würde.“ Wie sich selbst verspottend, lachte er in die Nacht hinaus. „Sie zu vergessen wird schwer halten,“ spann er seine Betrachtungen weiter. „Verdammt! Ich will denken, es sei ein wüster Traum gewesen, in welchem ein Zauberbild mir einen argen Streich spielte,“ und seine Schritte beschleunigend, summte er eine lustige Seemannsweise vor sich hin. Gewaltsam wollte er das eben Erlebte aus seinem Gedächtnis streichen, allein es gelang ihm nicht. Wohin er die Blicke wenden mochte: überall glaubte er in zwei tiefe Augen zu schauen, aus welchen heller Zorn ihm entgegensprühte.

Margarita war zum Wasser hinabgestiegen. Bevor sie die Kette der Jolle löste, starrte sie vor sich auf die stillen dunklen Fluten nieder. Abermals war ihr Haupt nach vorn gesunken. Wie einer unheimlichen Anziehungskraft des Wassers nachgebend, beugte sie ihren Nacken tiefer und tiefer. Die Finsternis verschleierte schwere Thränen, welche langsam über ihre bräunlichen Wangen rollten. Sie mochte das, was sie eben erfuhr, mit dem vergleichen, was ihrer auf dem Hulk harrte. In ihrem Brüten störten sie Schritte, welche sich eiligst der Treppe näherten. Deren schwerer Fall belehrte sie, daß es nicht Liu sei, der verabredetermaßen in der Nachbarschaft weilen sollte. Hastig ergriff sie die Kette; aber noch klirrte der widerwillig gehorchende Haken in ihren Händen, als von der obersten Stufe eine rauhe Stimme zu ihr niederdrang.

„Margarita, ich bin es, Blane,“ hieß es gedämpft, offenbar in der Absicht, sie zu beruhigen, „zürnen Sie nicht, wenn ich gegen Ihr Gebot handle; denn ich muß Sie sprechen, muß noch einmal meine Vorstellungen wiederholen, wenn ich nicht wahnwitzig werden soll,“ und mit dem letzten Wort trat die breite, gedrungene Gestalt eines älteren Mannes auf der untersten Stufe neben sie hin.

Bis dahin war es Margarita gelungen, den Haken zu befreien, und die lose Kette in der Hand, kehrte sie sich Blane zu.

„Sparen Sie Ihre Mühe,“ sprach sie in der ihr eigentümlichen frostigen Weise, „Sie kennen meinen Willen; von dem weiche ich nicht ab.“

„Doch, doch, Margarita, Sie werden es,“ beteuerte Blane, und seine Stimme zitterte vor leidenschaftlicher Erregung, „Sie werden es bei gewissenhafter Prüfung aller Verhältnisse. Von meiner Liebe

zu Ihnen rede ich nicht; Sie wissen, dieselbe ist unvergänglich, oder ich wäre schon vor Jahren von hier verzogen. Wenn aber noch ein Funke von Kindesliebe in Ihnen wohnt, so dulden Sie nicht länger, daß Ihre Mutter in der traurigen Abgeschiedenheit drüben auf dem Hulk dahinsiecht und Sie mit ihr. Ich habe mir Reichtum erworben; bin bereit, mit Ihnen zu ziehen, wohin es Sie ruft, nach Acapulco, der Heimat Ihrer Mutter, oder nach den östlichen Staaten. Eine sichere Zukunft, Haus und Hof biete ich Ihnen und Ihrer Mutter, und in der Beobachtung meiner treuen Sorge um Sie werden Sie gewiß lernen, wenn auch erst allmählich, mir eine kleine Stelle in Ihrem Herzen einzuräumen."

„Wer sagt, daß meine Mutter und ich mit Sorgen kämpfen, mit unserer Lage nicht zufrieden sind?" fragte Margarita ruhig. „Was kümmert Sie überhaupt meine Mutter? Und Kindesliebe meinen Sie?" Sie lachte vernehmlich und mit einem unsäglichen Ausdruck der Verbitterung. „Freilich, Sie können es am wenigsten beurteilen, weil Sie keiner besseren Regung fähig, oder Sie hätten es längst aufgegeben, mit Anträgen mich zu verfolgen, von welchen Sie wissen, daß sie mir widerwärtig, um so widerwärtiger, weil Sie keine Ursache haben — ich selber gab nie eine —, worauf Sie mit Ihren Nachstellungen fußen könnten."

„Um so widerwärtiger, weil Sie das bettelhafte Girren eines elenden hergelaufenen Matrosen erhört haben," stieß Blane in erwachender Wut zwischen den fest aufeinander ruhenden Zähnen hervor.

„Das behaupten Sie?" fragte Margarita gleichmütig.

„Ja, jetzt, da es einmal heraus ist, behaupte ich es zuversichtlich," versetzte Blane; „ich behaupte es, weil ich seit längerer Zeit Ihre abendlichen Zusammenkünfte mit ihm unter dem Dache des Dutch Devil beobachtete. Ich behaupte es, weil ich vor wenigen Minuten, als Sie im zärtlichen Liebesgeflüster sich ihm zuneigten, keine fünfzig Ellen weit von Ihnen stand."

„Und wenn ich ihn liebte, ihm als Frau folgte, wer besäße das Recht, sich darum zu kümmern?" erwiderte Margarita mit herbem Spott.

„Unmöglich — nein, Margarita, Sie können sich unmöglich so tief erniedrigen," fuhr Blane wieder auf, und seiner Stimme plötzlich einen einschmeichelnden Klang verleihend, fügte er hinzu: „Margarita, besinnen Sie sich. Sie müssen die Meinige werden, und ich bin der Letzte, der einen Vorwurf daraus erhöbe, wenn Sie sich vorübergehend durch ein glattes Gesicht bestechen ließen. Ja, Sie müssen, und wäre ich gezwungen, mein Leben dafür einzusetzen."

Margarita lachte höhnisch.

„Ihnen angehören und einen anderen lieben?" nahm sie darauf geringschätzig das Wort, „und Sie meinen, ich würdige mich herab, wenn ich jemand heirate, der mir wohlgefällt? O, ich könnte Ihnen beweisen, daß ich nie daran dachte, noch jemals daran denke, mein Los mit dem eines anderen Menschen zu verflechten; allein ich verschmähe diese Auskunft jemand gegenüber, der sich auf nichts hin anmaßt, in meine Zukunft eingreifen zu dürfen. Damit Sie es aber wissen — und ich will den unberechtigten Belästigungen mit einem Schlage ein Ende machen: lieber stürze ich mich hier vor Ihren Augen ins Wasser, bevor ich bei Ihnen auch nur den kleinsten Funken irgend einer Hoffnung dulde."

„Margarita!" rief Blane erbittert aus, und er packte ihren Arm, und sein Antlitz dem ihrigen nähernd, daß sein heißer Atem ihre Wange streifte, sprach er mit gepreßter Stimme: „Durch solche Drohung schrecken Sie mich am wenigsten. Was Sie auch sagen mögen: nimmermehr dulde ich, daß Sie jenem elenden Abenteurer —"

Weiter gelangte er nicht. Mit einer unvorhergesehenen heftigen Bewegung hatte Margarita ihre Hand befreit, und sich in die Jolle schwingend, gab sie derselben zugleich einen Stoß, daß sie mehrere Ellen von der Treppe fortglitt, wo sie wieder zum Stillstand gelangte.

„Jetzt hören Sie mein letztes Wort," hob sie feindselig an, indem sie die Riemen zwischen die Ruderpflöcke legte, „in Ihnen wohnen weder Menschlichkeit noch Ehre, oder Sie hätten mir die paar friedlichen Abendstunden bei Strapp nicht mißgönnt —"

„Um sie mit einem ausländischen Lumpen zu vertändeln," warf Blane wutschnaubend ein.

„Nun ja, auch das," gab Margarita gelassen zu, „und geschah es, so brauchte ich Sie nicht darum zu befragen. Doch gleichviel, auch diese kleine Erholung kann ich entbehren. Kommen Sie von jetzt ab so oft hierher, wie Sie wollen: zur Abendstunde werden Sie mich nicht mehr finden, und bei Tage fürchte ich Sie nicht; da würde der wildeste Werftarbeiter mich gern gegen Sie schützen. Ich aber hasse Sie, verachte Sie. Denn mit allem Gelde, welches Sie in Ihrem Leben am Spieltisch zusammenscharrten, waschen Sie nicht ab, daß die Leute von Ihnen sprechen, wie von einem Unehrlichen —"

„Eine Lüge, eine infame Lüge!" entwand es sich zischend Blanes schäumenden Lippen.

„Wäre es wirklich eine Lüge, daß Sie die letzten zwanzig Jahre in den Spielhöllen Ihre Zeit verbrachten, und wäre Ihr Reichtum so unschuldig wie die Hostie auf dem Altar, so würde ich meine Hand lieber in geschmolzenes Blei halten, als sie in die Ihrige legen."

„Margarita, noch ein Wort," versetzte Blane, und in dem Ton seiner keuchenden Stimme offenbarte sich eine unheimliche Drohung, „auch mein letztes Wort: Du wirst es bereuen, mich so abgefertigt zu haben, du, selber die Tochter eines betrügerischen Spielers, den ich mit eigenen Augen in seinem Blute schwimmen sah, nachdem eine Kugel ihm den Schädel zerschmettert hatte —"

„Die ein junger Bursche auf ihn abfeuerte, der selber eine Kugel verdient hätte, wie man behauptete, und wer weiß, ob Sie's nicht waren, da Sie sich dessen so genau entsinnen. Es soll damals viel Geld auf dem Tisch gelegen haben, und um das verschwinden zu lassen, mag es auf ein Leben mehr oder weniger nicht angekommen sein."

„Es ist nicht wahr — nein, Margarita, es ist

erlogen!“ rief Blane seltsam gedämpft, wie in Bestürzung aus. „Margarita, säume noch! Margarita — du mißstandest — halte an oder ich gedenke dir's.“ Doch das Mädchen achtete seiner nicht mehr. Plätschernd sanken die Riemen in die Fluten und schnell trieb die Jolle aus dem Bereich seiner Stimme.

Zähneknirschend spähte Blane ihr nach, solange der Schatten des Bootes sich auf der dunklen Wasserfläche auszeichnete.

„Ja, du wirst es bereuen,“ lispelte er endlich im Uebermaß seiner Wut vor sich hin. Dann nach einer kurzen Pause: „Und dennoch sollst du mir gehören. Folgst du nicht in Güte, so gibt es Gewaltmittel, um dich gefügig zu machen. Ich habe nicht Jahr auf Jahr gewartet, um dich an einen hergelaufenen Lumpen abzutreten. Zuerst gilt's ihm; dann kommst du an die Reihe. Nicht oft mehr sollst du deine Küsse an ihn verschwenden.“

Langsam erstieg er die Treppe; über finstere Pläne brütend, schlug er die Richtung nach der Stadt ein. Er war noch nicht weit gegangen, als aus dem Gebälk ein wenig abseits von der Treppe Liu geräuschlos hervorkroch und in vorsichtig abgemessener Entfernung ihm folgte. Fehlte ihm die Kraft, zu Margaritas unmittelbarem Schutz einzuschreiten, so verstand er um so besser, zu beobachten und sie vor drohender Gefahr zu warnen. Dies war der einzige Weg, auf welchem es ihm möglich, seine Dankbarkeit für so manchen Beweis ihrer Güte, für ihre der verachteten und verfolgten Rasse gezollte Teilnahme zum Ausdruck zu bringen.

Eine Viertelstunde war er Blane, welchen er über alles fürchtete und nicht minder haßte, durch die Straßen bis in die nördliche Vorstadt hinaus nachgeschlichen, als er inne wurde, daß derselbe sich mehreren erleuchteten Fenstern näherte, hinter welchen hervor der wüste Lärm eines Trinkgelages ins Freie drang. Eine Weile spähte er durch die erblindeten Scheiben des nächsten in das von einer Anzahl verwilderter Goldgräber belebte Gemach, dann klopfte er in einem bestimmten Takte. In dem Lärm trat eine kurze Pause ein. Beinahe in demselben Augenblick, in welchem derselbe sich von neuem erhob, öffnete sich die Hausthür, und in dem durch dieselbe herausfallenden Lichtschein erkannte Liu den rothemdigen Desparado und Filbert, die sich alsbald Blane zugesellten und in lebhaft geführtem Gespräch mit ihm entfernten.

Weiter reichten die Beobachtungen des furchtsamen Burschen nicht. Doch, ob er keine Silbe dessen vernahm, was die drei Genossen miteinander verhandelten: er bezweifelte nicht, daß Blanes Unterredung mit Margarita die Ursache der geheimnisvollen Zusammenkunft sei.

7.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Planlos durchstreifte Lehnhard die Straßen der nach Eintritt der kühleren Stunden doppelt geräuschvoll belebten Stadt. Nachdem er den ernsten Entschluß gefaßt hatte, wieder zur See zu gehen, vermied er, bei seinem alten Gastfreunde vorzusprechen. Er vermochte sich des Gefühls nicht zu erwehren, daß dieser die beschämenden Erfahrungen des vorhergehenden Abends aus seinem veränderten Wesen herauslesen müsse, und so gedachte er, ihn erst dann noch einmal zu besuchen, wenn es galt, bevor er an Bord ging, ein letztes Lebewohl auf Nimmerwiedersehen mit ihm auszutauschen. Langsam schritt er einher; bald vor diesem, bald vor jenem Laden blieb er stehen. Mechanisch betrachtete er die ausgestellten Waren, welche, im wunderlichen Gegensatz zu einander, vorzugsweise darauf berechnet waren, die Kauflust der aus den Minen Zurückkehrenden oder denselben Zueilenden zu reizen. In seinem melancholischen Grübeln, dem Ausfluß einer gewissen Unzufriedenheit mit sich selbst, störte ihn ein kräftiger Schlag auf die Schulter, und sich umkehrend, sah er in Filberts sorglos lachendes Antlitz. Mürrisch beantwortete er dessen Gruß und die Mitteilung, ihn schon seit Stunden gesucht zu haben, so daß dieser befremdet ihn nach der Ursache seiner Mißstimmung fragte.

„Was sollte es sein?“ versetzte Lehnhard erzwungen gleichmütig; „habe mich lange genug hier umgesehen und gelangweilt, um mich wieder nach geteerten Planken zu sehnen. Nur auf eine günstige Fahrgelegenheit warte ich noch; wohin, ist mir gleichgültig, ob nach Ostindien oder ums Kap Horn herum.“

Ungläubig sah Filbert in des Gefährten Augen. Er schien zu ermessen, inwieweit er seinen Angaben trauen dürfe, dann bemerkte er leichtfertig: „Das ist schneller gekommen, als ich für möglich gehalten hätte. Verdammt! Der Schatz ist wohl untreu geworden; und mit dem Henker müßte es zugehen, ständen Sie mit der schwarzen Margarita nicht auf gutem Fuß.“ Er lachte bezeichnend, schob seinen Arm unter den Lehnhards, und den widerstandslos Folgenden mit sich fortziehend, beobachtete er ihn mit einem eigentümlich lauernden Ausdruck von der Seite.

„Ich kümmere mich weder um die Margarita noch um sonst eine Schöne hier,“ antwortete Lehnhard gereizt, jedoch mit einem Anfluge von Verlegenheit, welcher Filbert nicht entging.

„Bei Gott, Mann,“ erwiderte dieser berechnend, „ich meinte, es gäbe keinen gesunden jungen Burschen, der 'ne Woche allabendlich mit 'nem Mädchen von solcher Schönheit zusammentreffen könne, ohne das letzte bißchen Vernunft dranzugeben.“ Er gewahrte, daß Lehnhard die Brauen runzelte, und bevor dieser eine ausweichende Antwort fand, fuhr er lebhaft fort: „Sollte es mit dem Aufbruch wirklich Ihr Ernst sein, kann es auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht ankommen. Sie wissen, ich bin Ihr Freund, und als solcher warne ich Sie nochmals, nicht von dem ersten besten Kapitän sich kapern zu lassen. Schon früher ging hier jemand an Bord eines Seelenverkäufers, um es am ersten Tage hinter dem Goldenen Thor zu bereuen.“

„Ich sehe mir meine Leute an,“ versetzte Lehnhard zuversichtlich und offenbar zufrieden mit der neuen Wendung des Gesprächs; „schließlich braucht jemand, der sein Gewerbe vom Grund aus versteht, keinen Kapitän zu fürchten.“

„Einige Tage werden immerhin noch darüber hingehen,“ erklärte Filbert heiter, „und da freut es

mich, Ihnen mitteilen zu können, daß meine Frau endlich von ihrem Landaufenthalt heimgekehrt ist, ich also Gelegenheit habe, Sie ihr vorzustellen. Ein verdammt freundliches, mitteilsames Geschöpf, sage ich Ihnen, und ihr ist es gewiß angenehm, einmal einen anderen als die alten Bekannten bei sich zu sehen. Paßt es Ihnen, so trinken Sie gleich heute eine Tasse Thee mit uns, und da sollte es mich nicht wundern, gelänge es, Sie zu überreden, sich auf einige Monate hier niederzulassen. Gelegenheit zu gutem Broterwerb mache ich mit Leichtigkeit ausfindig; gefällt es Ihnen nicht länger, hindert Sie ja nichts, jeden Tag aufzubrechen."

„Ihre freundliche Einladung nehme ich selbstverständlich mit bestem Dank an," versetzte Lehnhard, sichtbar befriedigt durch die Aussicht, den Abend, anstatt mit seinen verbitterten Gedanken allein zu sein, in einer geordneten Häuslichkeit zu verbringen; „Ihr anderer Vorschlag dagegen, anerkennenswert, wie er erscheinen mag, verlockt mich nicht. Hab's mir einmal in den Kopf gesetzt, von hier fortzugehen, da vermögen die schönsten Versprechungen nicht, mich umzustimmen."

„Sie sollten vorher wenigstens den Minen einen Besuch abstatten. Dergleichen sieht man nicht alle Tage. Fehlt Ihnen Geld, so bin ich gern bereit, auszuhelfen. Ein Mann von Ihrer Sorte ist mir alle Tage für ein paar hundert Dollars gut. Doch das nebenbei. Zunächst gehören Sie mir und meiner Frau, und ich müßte mich arg täuschen, dächten Sie morgen nicht anders über Ihre nächste Zukunft."

„Mit Geld bin ich ausreichend versehen," erwiderte Lehnhard, durch das zuvorkommende Wesen des Gefährten freundlich beeinflußt. „Mit Ihrer Einladung ist es ein anderes, vorausgesetzt, Ihrer Frau erwächst daraus keine Störung."

„Störung?" fragte Filbert, gutmütig spöttelnd, „ein Mann, wie Sie, und stören? Verdammt! Stecke ich auch nicht bis an den Hals im Golde, so verstehe ich's doch, der Gastfreundschaft ihr heiliges Recht einzuräumen."

Hier wurde er Lius ansichtig, der ihnen entgegenkam, und über sein scharfes Yankeegesicht eilte ein häßlicher Zug boshafter Schadenfreude. In der Entfernung von zehn Schritten vor ihnen eingetroffen und scharfsinnig in Filberts Blicken eine Drohung entdeckend, suchte Liu ihm so weit wie möglich auszuweichen und auf Lehnhards Seite vorbeizuschlüpfen. Filbert erriet indessen nicht sobald seine Absicht, als wahrhaft teuflischer Hohn in seinem Antlitz aufleuchtete; mit einem Ausbruch der Feindseligkeit gegen den bezopften kleinen Burschen säumte er dagegen, bis derselbe sich in gleicher Höhe mit ihm befand. Dann vertrat er ihm den Weg, und ihm die Faust vors Gesicht haltend, fragte er grimmig:

„Verfluchtes gelbes Ungeziefer! Weshalb gehst du um mich herum, als ob ich unehrlich wäre?"

„Wollte den Gentlemen Raum geben," antwortete Liu zitternd.

„Lassen Sie ihn; sehen Sie, wie er sich ängstigt," suchte Lehnhard freundlich zu vermitteln, erreichte indessen nur, daß Filberts Wut sich noch steigerte.

„Mir Raum geben?" rief er hämisch aus; „bin ich so breit, daß ich die ganze Straße einnehme. Spott willst du mit mir treiben," fuhr er gereizt fort; denn aus den Gruppen Vorübergehender, die stehen geblieben waren, tönte es ihm schadenfroh zu: „Gib ihm die Hölle, Mann! Zerbreche ihm den runden Schädel wie 'ne trockene Kürbisschale! Laß ihn die eigenen Zähne verschlucken!" Und Filbert wiederholte gellend: „Spott mit mir? 'Asiatisches Gewürm mit einem freien amerikanischen Bürger?" Und nicht achtend Lehnhards, der abermals einschreiten wollte, packte er den Entsetzten an der Kehle, ihn zugleich schüttelnd, daß ihm Hören und Sehen verging. Der sich ringsum erhebende Jubel übertäubte die Flüche und Schmähungen, mit welchen er die grausame Mißhandlung begleitete; als aber sein Arm erlahmte, schlug er den halb Ohnmächtigen mit der Faust ins Genick, daß er mitten auf die Straße hinstolperte und dort zusammenbrach.

Gellendes Hohnlachen der sich schnell vergrößernden Zahl der Zuschauer lohnte Filbert für den feigen Angriff. Da er aber auf Lehnhards Drängen von weiteren Mißhandlungen abstand, wurden dieselben alsbald von den Umstehenden unter Erzeugung eines wahren Höllenlärms aufgenommen und in der schamlosesten Weise fortgesetzt. Ein Spießrutenlaufen hätte man es nennen mögen, was nunmehr über den sich stumm in sein Schicksal Ergebenden verhängt wurde; denn so oft er sich erhob, um sich aus dem Bereich der mitleidlosen Feinde zu flüchten, machte hier ein Fußtritt, dort ein Faustschlag ihn immer wieder eine Strecke auf der Straße einherrollen. Tierisches Heulen und Gellen lockte unterdessen neue Müßiggänger herbei, welche sich das lustige Schauspiel nicht entgehen lassen wollten, und wohin Liu sich wenden mochte, überall traf er auf verrohte Menschen, welche ihm noch einige Stöße und Schläge mit auf den Weg gaben. Wie der Geruch des frischen Blutes die Wut des Schweißhundes steigert, so schien hier der Anblick des sich qualvoll windenden Chinesen auf die jauchzenden Verfolger einzuwirken. Ein in der Grube gefangener Wolf hätte von den Leuten, deren Viehstand er schädigte, mit keinem größeren Behagen zu Tode gemartert werden können, als man hier die Mißhandlungen des wehrlosen Opfers immer wieder erneuerte. Sein Ende schien besiegelt zu sein. Erst als er auf einem die Straße begrenzenden wüsten Bauplatz in dorniges Gestrüpp hineintaumelte und dort regungslos liegen blieb, wo er also nicht mehr sichtbar, zerstreute die Menge sich ebenso schnell wieder, wie sie sich zusammengefunden hatte.

Lehnhard und Filbert waren nach Eröffnung des jeder menschlichen Regung hohnsprechenden Verfahrens stehen geblieben, ersterer in dem Bewußtsein gänzlicher Ohnmacht vollständig ratlos, Filbert mit beweglichen scharfen Blicken trotz der hereinbrechenden Dämmerung in dem tobenden Haufen nach dem Chinesen forschend. Eine gewisse Spannung prägte sich auf seinen Zügen aus, als hätten noch besondere Beziehungen zwischen ihm und dem Mißhandelten gewaltet. Lehnhard, nur von Mitleid und Grauen beseelt, achtete nicht auf den Gefährten. Erst als der Chinese wie ein gehetztes und verendendes Stück Wild in dem Gerank zusammenbrach und Filbert mit einem

unzweideutigen Ausdruck der Befriedigung bemerkte: „Jetzt wird dem verfluchten schleichenden Gewürm das Spionieren wohl vergangen sein," kehrte Lehnhard sich ihm befremdet zu.

„Was meinen Sie damit?" fragte er argwöhnisch und noch unter dem Eindruck der eben beobachteten Scene.

„O, nichts, nichts," antwortete Filbert sorglos lachend, und seinen Arm wieder unter den Lehnhards schiebend, zog er ihn in der Richtung nach der nördlichen Vorstadt langsam mit sich fort; „wissen möchte ich dagegen, ob Sie je einen Chinesen sahen, welchem der Spion nicht auf dem Gesicht geschrieben stand."

„Aber was, in des Teufels Namen, hatte der arme Mensch verbrochen, daß Sie ihn zuerst selbst schlugen und dann der Volkswut preisgaben?"

„Weiter nichts, als daß er überhaupt auf der Welt. Ist das asiatische Ungeziefer doch zur Landplage geworden. Die ganze Handarbeit reißt es an sich, während die Weißen sich vergeblich drum bemühen. Verdammt! Um den vierten Teil des Tagelohns arbeitet die Brut, welcher einem anderen ehrlichen Menschen zukommt, will er nicht verhungern, und eine Handvoll Reis thut bei ihr dieselben Dienste wie zwei Pfund Fleisch bei 'nem Weißen. Zur Hölle mit dem schlitzäugigen Gesindel. Hängen müßte man es dutzendweise und seine Arbeitgeber daneben."

„Ich möchte umkehren und dem armen Burschen Beistand leisten," versetzte Lehnhard, wie des Gefährten Ausbrüche des Hasses überhörend und mit der heimlichen Absicht, sich von ihm zu trennen.

„Das lassen Sie gefälligst bleiben," hieß es warnend zurück; „überhaupt rate ich Ihnen, die Angelegenheit eines Chinesen nie zu der Ihrigen zu machen, wollen Sie nicht in große Unannehmlichkeiten geraten. Ein Glück, daß niemand Ihren Versuch, mir in den Arm zu fallen, beobachtete, als ich dem Spitzbuben ein Ohr vom Kopf reißen wollte. Lernen Sie die Chinesen erst besser kennen, wird Ihr Urteil über sie anders lauten."

„Menschen bleiben sie immer, und zum Besserkennenlernen wird sich mir schwerlich noch viel Gelegenheit bieten."

„Sie sind noch nicht fort, Mann," versetzte Filbert munter; „doch was verderben wir uns die Laune mit allerlei Betrachtungen über die asiatischen Eindringlinge? Sie sind berechtigt zu Ihren Ansichten, wie ich zu den meinigen, und so können wir trotz der waltenden Verschiedenheit die besten Freunde bleiben. Wie's schon dunkelt. Aber es ist noch etwas zu früh für uns. Meine Frau begab sich zu einer Bekannten und wird noch nicht zu Hause sein. Gehen wir daher langsam. Draußen am Ende der Vorstadt habe ich vorläufig meinen bescheidenen Wohnsitz aufgeschlagen. Zum Herbst gedenke ich nach dem Mittelpunkt der Stadt zu ziehen und auf etwas größerem Fuße zu leben, wie es sich für den Eheherrn einer herzigen kleinen Frau geziemt. Zum Henker damit; trotz der Bescheidenheit meines Hausstandes sollen Sie sich bei uns so komfortabel fühlen, wie nur je in Ihrer eigenen alten Heimat, wenn Mutter Ihnen den Tisch deckte."

Lehnhard antwortete nicht gleich. Erst allmählich wand er sich unter dem Eindruck hervor, welchen der Gefährte durch seine Herzlosigkeit bei ihm hinterlassen hatte. Seiner vollen Willenskraft bedurfte es, als eine Art Entschuldigung gelten zu lassen, daß die Vorurteile einer ganzen Nation gegen jede anders gefärbte Haut zu tief gewurzelt, um von einem einzelnen mildere Anschauungen erwarten zu dürfen, und daraufhin einer heiteren Unterhaltung wieder zugänglich zu werden.

Liu dagegen, obwohl jämmerlich zerschlagen und zerstoßen, schien die zähe Lebenskraft eines Fuchses zu besitzen; denn seine Peiniger hatten kaum von ihm abgelassen, als er sich vorsichtig aufrichtete, um über das ihn schützende Gestrüpp hinweg Umschau zu halten. Den ersten Blick sandte er nach der Stelle hinüber, auf welcher er mit Lehnhard und Filbert zusammentraf. Trotz der ersten Dämmerungsschatten entdeckte er ihre Gestalten in der Ferne, ein Zeichen, daß sie die Quälereien, welchen er unterworfen gewesen, bis zum Schluß überwachten. Heimtückisch und zugleich triumphierend funkelte es in seinen Augen auf. Doch einmal im klaren über den Weg, welchen die beiden Gefährten gemächlich verfolgten, übereilte er sich nicht. Bedachtsam entfernte er das Blut von seinem Gesicht, ebenso bedachtsam ordnete er die Filzmütze, welche er so lange krampfhaft in der Faust gehalten hatte, dann aber einen Zeitpunkt erspähend, in welchem die nächste Umgebung vereinsamt, schlüpfte er auf die Straße hinaus. Dort schlug er die Richtung ein, in welcher Filbert und Lehnhard verschwunden waren, und seine Schritte nach besten Kräften beschleunigend, zugleich begünstigt durch die sich schneller verdichtende Dämmerung, zog er keine größere Aufmerksamkeit mehr auf sich als jeder andere eilige Fußgänger.

Nach Ablauf von etwa zehn Minuten befand er sich den beiden Gefährten nahe genug, daß über ihre Persönlichkeit keine Zweifel mehr walten konnten, dann maß er nach deren Bewegungen die seinigen bedächtig ab. Auf der ihnen gegenüberliegenden Seite der Straße einherschleichend, war es ihm erleichtert, sie fortgesetzt im Auge zu behalten und auf der Hut zu sein, wenn sie ihre Blicke vielleicht rückwärts senden sollten. Allein auch ohne diese Vorsicht würden sie schwerlich der dicht an den Häusern gleichsam einherkriechenden kleinen Gestalt ansichtig geworden sein, zumal derselben mehr und mehr die unter dem bewölkten Himmel schneller zunehmende Dunkelheit zu statten kam. Schwer aber, wie Liu nach den grauenhaften Mißhandlungen jeder einzelne Schritt werden mochte, unsägliche Schmerzen in seinem Körper wühlten und er immer wieder gezwungen war, das von seiner Stirn rieselnde Blut zu entfernen: der Rachedurst, welcher in ihm gärte, wie die freundliche Fürsorge für andere stählten seine Kräfte, ließen ihn alles mit Gleichmut ertragen. (Forts. folgt).

Deutsche Lehrerinnen draußen.

Von

Mathilde Lammers.

Ein gelehrter englischer Professor hat kürzlich in einer öffentlichen Rede anerkannt, daß die Frauen ihre Befähigung erwiesen hätten, Medizin zu studieren; „aber," fügt er mit einer kindlichen Einfalt hinzu, die bei einem so großen Manne wahrhaft erfrischend wirkt, „man soll sie darin nicht ermutigen, denn es ist viel besser, daß sie heiraten." O weiser Daniel! Als ob sie zu diesem besseren Lose nicht sehr bereit oder ganz entschlossen wären, falls es nicht nur an einer Kleinigkeit fehlte, nämlich an den dazu gehörigen heiratslustigen und heiratsfähigen Männern! Wenn es aber so schon in England steht, wo viel Wohlstand herrscht, keine allgemeine Wehrpflicht die Erwerbsfähigkeit der Männer hinausschiebt und frühe Heiraten Mode sind: was sollen wir dann erst in Deutschland erwarten? Was thatsächlich vorhanden ist: daß Hunderttausende von Frauen, auch der gebildeten Stände, gezwungen sind, sich einen Beruf und Erwerb zu suchen, weil sie nicht zur Ehe begehrt und nicht durch einen Mann versorgt werden. Es ist auch kein bloßer Zufall, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Frauen, soweit sie den gebildeten Ständen angehören, sich dem Lehrfach zuwendet, und es ist wiederum eine natürliche Folge, daß Deutschland mehr Lehrerinnen hervorbringt, als es beschäftigen kann, wenigstens solange Männer sich in dem jetzigen Maß an dem Unterricht der weiblichen Jugend beteiligen. Zum Glück kann das Ausland deutsche Lehrerinnen brauchen, und zum Glück steckt genug germanischer Wandertrieb und genug Unternehmungsgeist auch in unseren Mädchen, daß sie den Weg in die Fremde nicht scheuen, wenn sie jenseits der Grenzen zu finden hoffen, was ihnen das Vaterland versagt: nützliche, ihren Kräften entsprechende, angemessen belohnte Arbeit, eine ehrenhafte Selbständigkeit, auch wohl die Gelegenheit geistigen Wachstums nach vielen Richtungen hin.

Im öffentlichen Interesse kann gewiß von keiner Seite etwas dagegen eingewendet werden, daß Arbeitskräfte, die daheim keine Verwendung finden, sich draußen ein Feld suchen und daß deutsche Kultur der Jugend fremder Völker durch berufene Vertreterinnen nahe gebracht wird. Anders sieht sich die Sache im einzelnen Falle an. Schon gar manchen Eltern ist die Entscheidung schwer gefallen, ob sie der Tochter die vielleicht viel Gutes verheißende, aber auch viel unbekannte Gefahren bergende Auswanderung gestatten, oder aber sie daheim zu einem wenig Aussicht bietenden Kampf ums Dasein festhalten sollen. Es wäre auch ein bedenklicher Irrtum, jedes Mädchen ziehen zu lassen, nur weil es Lust dazu hat, oder weil andere auch gegangen sind. Neben vielen, die im Auslande eine gedeihliche Wirksamkeit und ein gutes Auskommen gefunden haben, stehen leider auch viele andere, die körperlich und geistig zu Grunde gegangen sind, eben weil man nicht vorher erwogen hatte, was dazu gehört, damit ein von seinen natürlichen Beschützern weit getrenntes, in ganz unbekannte Verhältnisse geworfenes weibliches Wesen sich siegreich behaupte.

In dem Rahmen eines kurzen Aufsatzes ist es nicht möglich, erschöpfenden Rat darüber zu geben. Aber einige Anweisungen sollen doch versucht, einige Warnungspfähle und Wegweiser aufgestellt werden. Die notgedrungene Knappheit der Ausführung verschuldet es auch, wenn den nachfolgenden Behauptungen nicht immer das Warum beigegeben ist; es steht aber immer eines zur Verfügung für Wißbegierige, und zwar ein aus langjähriger Erfahrung Hervorgewachsenes.

Erstlich muß eine deutsche Lehrerin, die ins Ausland gehen will, ein körperlich gesundes, nicht auffallend schönes und nicht auffallend häßliches, nicht durch ein körperliches Gebrechen entstelltes Wesen sein, nicht unter zwanzig und womöglich nicht über dreißig Jahre alt. Sie muß ein den Sitten der gebildeten Gesellschaft ihres Landes entsprechendes Benehmen haben und geneigt sein, sich vom ersten Tage ihres Aufenthalts die Befolgung auch derjenigen Vorschriften feiner Lebensart anzueignen, die von den bei ihr zu Hause beobachteten abweichen. Sie bedarf noch notwendiger als die Lehrerin daheim fester sittlich-religiöser Grundsätze, eines starken und doch biegsamen Willens, der sich zu rechter Zeit zu fügen und zu rechter Zeit zu behaupten versteht. Ein noch ganz unerfahrenes Kind ohne alle Kenntnis der Welt und der Menschen in die Fremde schicken, das heißt einen Nachtwandler an den Abgrund stellen. Nie sollte eine Stelle im Auslande, in Umgebungen, von welchen die Angehörigen nicht ganz genaue persönliche Kunde haben, zugleich den ersten Ausflug aus dem Vaterhause bedeuten. Es sind so manche Schwierigkeiten mit der abhängigen Stellung überhaupt, mit dem Beruf der Lehrerin und Erzieherin insbesondere verknüpft, daß darin schon eine Lehrzeit im Vaterlande vorausgegangen sein sollte. Sonst wird sehr häufig dem Auslande zur Last gelegt, was doch im Vaterlande ebenfalls zu tragen oder aber dort wie hier durch Vorsicht zu vermeiden ist.

Was die berufliche Ausbildung der Lehrerin angeht, so läßt sich darüber in ein paar Sätzen nicht viel Allgemeingültiges sagen, dafür sind die Anforderungen je nach Ländern und Stellungen zu verschieden. Mir ist unter vielen Hunderten, die ich kenne, noch nie eine Lehrerin vorgekommen, die zu viel wußte und konnte, wohl aber manche, die zu wenig gelernt hatte. Ich bin natürlich der Ueberzeugung, daß man sich auf das Lehrfach gründlich vorbereiten muß, wenn man es irgendwo berufsmäßig ausüben will, und zwar daß dazu eine allgemeine, eine fachliche und eine pädagogische Vorbildung gehört, wie man sie jetzt in Deutschland auf allen guten Seminaren erlangen kann. Aber mit der bloßen Seminarbildung, und wäre sie die gründlichste, ist es in der Regel für das Ausland nicht gethan. In der Regel werden daneben oder auch ausschließlich Sprachkenntnisse und Musik verlangt, und in der Regel genügt auch in diesen Fächern der Besitz der Elemente nicht, wenn nicht eine erhebliche technische Fertigkeit hinzukommt. Mädchen, welche in vornehmen ausländischen Familien als Erzieherinnen aufgenommen werden wollen, müssen fertig französisch und womöglich englisch sprechen und glänzend Klavier spielen; das übrige findet sich. Nicht immer sind die betreffenden Eltern in der Lage, die Gediegenheit der Leistungen in diesen Fächern zu beurteilen; sie nehmen vielleicht manchmal mit sprachlichen Fehlern, mit einem schlechten Anschlag und geschmacklosen Vortrage vorlieb, aber ein Pariser Accent und eine staunenswerte Geläufigkeit der Finger deckt viele Sünden zu und hat mehr Aussicht für voll genommen zu werden als eine echt deutsche Gründlichkeit, die sich nicht durch Aeußerlichkeiten geltend zu machen weiß.

Wie kommt man denn aber zu einer Stelle im Auslande? Der schlechteste Weg ist, mit ein paar Mark in der Tasche aufs Geratewohl hinzugehen und sich den Agenten in die Hände zu liefern; wohin dieser Weg schon

manches arme deutsche Mädchen geführt hat, das wäre mit Blut zu schreiben. Der beste Weg ist, ehe man geht, durch eine vertrauenswürdige, hüben und drüben mit Land und Leuten bekannte Persönlichkeit in eine sichere, dauernde, den Fähigkeiten und Anforderungen durchaus entsprechende Stellung gewiesen zu werden. Wer solche Vermittelung als einen Liebesdienst übernimmt, sollte billigerweise sowohl die Arbeitgeber kennen, denen er eine Lehrerin zuweist, als auch die Lehrerin, die er empfiehlt, und große Umsicht bei dieser Art von Aussuchen walten lassen. Aber nicht jede, die gern auswandern möchte, hat solche persönliche Beziehungen zur Verfügung, und es ist doch auch noch ein Unterschied unter den verschiedenen Ländern zu machen.

In ein romanisches oder slavisches Land: nach Frankreich, Spanien und Portugal, Italien, nach Rußland, Polen, Ungarn, Rumänien, der Türkei, nach den Kolonien dieser Länder würde ich ein Mädchen, das überhaupt noch unter Vormundschaft steht, nur in eine auf dem oben erwähnten besten Wege erlangte Stellung gehen lassen. In den Ländern germanischer Kultur und den von solchen aus besiedelten ist die Sache weniger gefährlich. Doch aber soll eine, die nicht schon vorher eine Stelle hat, auch dort sehr vorsichtig sein und sich keinesfalls in den Strudel von Weltstädten wie London und New York stürzen, ohne genau zu wissen, wo sie festen Boden faßt. Agenten gibt es jetzt überall, aber es ist ebenso thöricht oder noch thörichter, sich einem Agenten in die Hände zu geben, wenn er einem nicht von durchaus zuverlässiger, unbeteiligter Seite empfohlen wird, wie in eine beliebige Familie zu gehen, von deren Lebensanschauung, Lebensweise, Grundsätzen und Anforderungen man nichts weiß. Zeitungsanzeigen, die man selbst erläßt, kosten viel Geld und helfen selten; Meldungen auf Anzeigen hin, mit Abschriften von Zeugnissen (die Originale nicht aus der Hand geben!) führen manchmal zum Ziel, geben aber keinerlei Bürgschaft für den Charakter der Anzeigenden.

Aus dieser Not heraus sind hier und da im Auslande deutsche Lehrerinnen, wo sie sich in größerer Zahl zusammenfanden, zur Selbsthilfe geschritten. Allen voran steht in dieser Beziehung der Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England mit einem eigenen Heim im Westend Londons (15 und 16 Wyndham Place, Bryanston Square), der Zeit der Entstehung nach der erste, wie bis jetzt der erste an Zahl der Mitglieder und rühriger, gesegneter Wirksamkeit. Er hat den vierfachen Zweck, seinen Mitgliedern gegen eine geringe Gebühr passende, sorgfältig ausgesuchte Stellen zu vermitteln, ihnen für die Zeit, da sie stellenlos oder sonst ohne Unterkunft sind, einen anständigen billigen Aufenthalt im eigenen Hause zu bieten, Mitgliedern, die zeitweilig in Not geraten sind, mit zinsfreien Darlehen auszuhelfen und solchen, die in England oder auf dem Festlande Schulen haben, Schülerinnen zuzuweisen. Senfkornartig, wie alles, was Dauer verspricht, ist er aus kleinen Anfängen erwachsen. Vor zehn Jahren thaten sich vierzehn Lehrerinnen in London, die einen Lesezirkel für sich eingerichtet hatten, auf Antrieb einer genialen Pfälzerin, Fräulein Helene Adelmann, zu den obengenannten Zwecken zusammen, und eine Schriftführerin besorgte anfangs an zwei Nachmittagen der Woche in einem gemieteten Zimmer das Vermittelungsgeschäft. Jetzt besitzt er ein eigenes Doppelhaus in vornehmer Lage, ganz in der Nähe des Hydepark und zählt gegen siebenhundert Mitglieder; aus 27 Stellen, welche im ersten Jahre besetzt wurden, sind 238 im Jahre 1885 geworden, und das Vertrauen des besten englischen Publikums zu dem Takt und der richtigen Auswahl der Leiterinnen ist so groß, daß noch weit mehr Stellen besetzt werden könnten, wenn die geeigneten Kräfte nur immer zur Hand wären. Dieser Verein ist also keine Agentur in dem Sinne, daß man sich nur einschreiben zu lassen und eine Gebühr zu zahlen brauchte, um für eine Stelle vorgeschlagen zu werden.

Wer seine Wohlthaten genießen will (die übrigens allmählich über die oben bezeichneten vier Zwecke bedeutend

Thorwaldsens Statue (S. 171).

hinausgewachsen sind), muß Mitglied werden und sich zu dem Zwecke persönlich in London bei den Vorsteherinnen einfinden.

Diese Damen, Fräulein Adelmann und Fräulein Gaudian, sind durch vieljährigen Aufenthalt im Lande und genaue Bekanntschaft mit den Anschauungen der englischen Gesellschaft durchaus in der Lage, zu beurteilen, welche Aussichten kraft ihrer Persönlichkeit und ihrer Fähigkeiten die neuzugereiste Landsmännin auf dem englischen Arbeitsmarkt hat.

Es ist daher auch solchen, die von Deutschland aus in eine feste Stellung gehen oder sich in England bereits in Thätigkeit befinden, dringend zu raten, daß sie sich beim Aufenthalt in London oder bei der Durchreise gleich in den Verein aufnehmen lassen, der seinen Mitgliedern nicht bloß jene äußeren Vorteile, sondern die in der Fremde unschätzbare Gemeinschaft mit gleichgestellten Landsmänninen, einen immer offenen Zufluchtsort, Beratung in schwierigen Fällen und manche Gelegenheit zur Fortbildung bietet.

Es sei noch einmal darauf hingewiesen, daß in England ganz besonders ein feines Auftreten, Französischsprechen und tüchtiges Klavierspiel von der deutschen Erzieherin erwartet zu werden pflegen; in Ermangelung dieser Vollkommenheiten ist nicht immer schnell auf eine Stelle und fast nie auf eine einträgliche zu rechnen.

Von ähnlichen Veranstaltungen in anderen Ländern ist vielleicht ein andermal Gelegenheit, zu reden.

Chrystalgade in Kopenhagen (S. 172). Universitätsbibliothek. Zoologisches Museum. Runder Thurm.

Aus H. C. Andersens Heimat.

Von

Emil Jonas.

Als der Märchendichter Hans Christian Andersen — wie er selbst erzählte — kaum Student geworden, vom Teufel besessen wurde und 1828 unter die Schriftsteller ging, schrieb er seine phantastische „Fußreise vom Holmenskanal nach der Ostspitze der Insel Amager“. Damals war Kopenhagen eine kleine Stadt, die kaum 110000 Einwohner zählte, während sie jetzt schon die Zahl von dreihunderttausend überschritten hat. Man wußte überhaupt nur wenig im Auslande von ihr. Bei den damaligen Ver-

Die Börse (S. 168).

kehrsverhältnissen kamen nur wenig Reisende nach dem Norden, höchstens verirrten sich Diplomaten und einige Probenreiter Hamburgischer oder Lübecker Handelshäuser dahin. Im allgemeinen glaubte man im Auslande, sogar in Deutschland, daß die Eisbären bei hellem Tage in den Straßen der Stadt spazierten, und eigentlich erst nach dem ersten deutsch-dänischen Kriege schien man sich von der Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen, die in der Geschichte des Nordens doch eine sehr hervorragende Rolle gespielt hatte, einen anderen Begriff zu machen, wozu die Entwickelung der Verkehrsmittel durch Dampfer- und Eisenbahnrouten wesentlich beitrug. Heute gehört die dänische Hauptstadt zu den meistbesuchtesten Städten Europas und verdient es auch der Eigenart ihres volkstümlichen Lebens sowohl als der herrlichen Umgegend wegen, wo die prächtigen Buchenwälder und das blaue Meer, üppige Felder und Wiesen eine reiche Kette von schönen Naturscenerien darbieten.

Holmenskanal (S. 167).

Andersen sah schon damals, als er seine erste Reise beschrieb, im Geiste das Erblühen der Stadt, als andere dies der insularen Lage wegen für unwahrscheinlich hielten. Er stand — schrieb er — auf einer Anhöhe, von wo er die Stadt überschauen konnte: „dort war alles so verändert, daß ich es kaum wieder zu erkennen vermochte". Teilweise sah er seine Prophezeiungen in

Vestibule im Thorwaldsen-Museum (S. 171).

Schloß Rosenborg (S. 172).

Erfüllung gehen; aber heute würde er — wenn er noch lebte — den Weg, den er damals auf seiner „Fußreise“ zurückgelegt, nicht wiedererkennen können; denn alles ist verändert worden, die Stadt hat den Charakter einer Großstadt angenommen.

Als Andersen seine „Fußreise“ von der Holmensbrücke aus antrat, da überschritt er eine schmale, hölzerne Zugbrücke; heute wird der Kanal (S. 165) von einer breiten, prächtigen steinernen Brücke überwölbt, die dem Schloßplatze zur Zierde gereicht. Dicht vor der Brücke erhebt sich die von Christian IV. in Kreuzform erbaute Holmenskirche, das Pantheon der Marine, in deren hart am Kanal gelegenen Gewölbe die Seehelden Niels Juel und Toudenskiold ruhen; aber damals war diese kleine, hübsche Kirche von einer hohen, häßlichen Mauer umgeben, während sie heute frei steht und ihr gotischer Baustil ganz zur Geltung gelangt.

Betrat er nunmehr den Schloßplatz, dann stand vor ihm das mächtige Schloß Christiansborg, das — nachdem das alte Schloß an derselben Stelle 1794 durch eine Feuersbrunst vernichtet — gerade 1828 vollendet, kurz zuvor bei der Vermählung des Prinzen Frederik (späterem Könige Frederik VII.) mit seiner Cousine Wilhelmine von Dänemark eingeweiht worden war; — heute steht auch dieses Schloß wieder in Ruinen, ein verheerendes Feuer legte die stolze Königsburg in der Nacht zum 4. November 1884 in Asche; aber vor demselben erhebt sich unversehrt die mächtige Reiterstatue des Königs Frederik VII., in dankbarer Anerkennung seiner dem Volke freiwillig 1848 verliehenen Verfassung.

Andersen erzählt dann von der Börse, die ebenfalls von dem großen Bauherrn, Christian IV., in seinem eigentümlichen gotischen Stil erbaut worden und mit einem aus drei Drachen gebildeten Turm, der von der Stadt Lund (im jetzigen Schweden) herübergebracht sein soll, geschmückt ist. Das Börsengebäude (S. 163), das der Holmenskirche gegenüber liegt, ist seit jener Zeit unverändert geblieben, wenn auch in neuester Vergangenheit durch eine durchgreifende Restaurierung verschönert. Das Innere, das früher zu beiden Seiten des Börsensaales allerlei Kaufläden enthielt, hat einem großen Prachtsaal für die Börsenbesucher und mehreren wichtigen merkantilen Anstalten,

Die Erlöserkirche (S. 169).

als der Privatbank und Assekuranzgesellschaften gegen Feuer- und Seegefahr, Platz gemacht, welche wiederum Zeugnis ablegen von der großen Entwickelung des Handels und der Schiffahrt der Stadt.

Breite, von mächtigen Häusern umrahmte Straßen, wo früher schmale Durchgänge sich befanden oder Wasser war, sind entstanden; eine mächtige Zugbrücke, die mittels hydraulischer Kraft geöffnet und geschlossen wird und den größten Seeschiffen den Durchgang gewährt, erhebt sich jetzt über dem Meeresarm, der die Insel Amager von der Insel Seeland trennt, statt einer alten, schmalen Knüppelbrücke (Knibbelsbro), deren Andersen in seiner Reisebeschreibung gedenkt. Am wenigsten hat sich seit jener Zeit der auf Amager gelegene Stadtteil Christianshavn verändert; nur die Zuchthäuser daselbst haben Neubauten und leider auch Erweiterungen erfahren, während der 95 m hohe, schlanke Turm der Erlöserkirche (S. 168) unverändert den Seefahrern im Sunde als Merkmal dient, obgleich ihm durch die mächtige, 80 m hohe Kuppel der noch nicht vollendeten Marmorkirche, welche alle anderen Türme überragt, eine starke Konkurrenz erwachsen ist. Aber der Turm ist einzig in seiner Art. Eine Spiraltreppe zieht sich an der Außenseite des Turmes bis zur Kuppelspitze empor, und damals wie heute verläßt kein Engländer Kopenhagen, der den schwindelnden Aufstieg nicht versucht hätte. Die schöne Kirche wurde unter Frederik III. 1694 erbaut, doch der Turm erst 1749 vollendet. Die Statue des Erlösers in Gethsemane, umgeben von den Erzengeln, in weißem Marmor, bildet den Altar. Unter den Grabgewölben ist das der Gräfin Vieregg der seltsamen Inschrift wegen hervorzuheben. Sie war die Geliebte des Königs Frederik IV. und starb bald nach der Geburt eines Kindes, das ihr acht Monate später schon nachfolgte. Die Inschrift ist in deutscher Sprache abgefaßt und lautet:

„Die Lieb' ist mit mir aus; ein gräflich Kind allein,
Das mag von meinem Glück und Unglück Zeuge sein."

Andersens Weiterreise nach Amager, wo sich eine großartige Fabrikwirksamkeit entwickelt hat und ganze Kolonien von Arbeitern sich niedergelassen haben, legt man jetzt in unserer materiellen Zeit mittels Pferdebahn in solch kurzer Frist zurück, daß es nunmehr gar nicht möglich sein dürfte, seine Phantasie in Wirksamkeit treten zu lassen, geschweige eine phantastische Reisebeschreibung darüber zu liefern.

Lebte Andersen heute noch, wahrlich er würde die Entwickelung des Landes, das Emporblühen der so sehr von ihm geliebten Stadt Kopenhagen und ihrer Umgebungen, das Aufblühen der Industrie und des Handels für ein — Märchen halten. Aber was würde er, der der reine Kosmopolit in der besten Bedeutung des Wortes war, gesagt haben, wenn er den bisher märchenhaft gehaltenen Gedanken, das Meer zwischen der Ostspitze der Insel Amager und der jenseits des Sundes 30 Kilometer fernen gegenübergelegenen schwedischen Stadt Malmö mit einer Dampffähre zu überbrücken, in nächster Zukunft realisiert sehen würde? Wie heute schon Eisenbahnwaggons vom Rhein und Süddeutschland direkt bis nach Kopenhagen über die Belte gelangen, so dürfte dann eine direkte Eisenbahnverbindung vom mittelländischen Meere bis zum bottnischen Meere und dem Eismeere geschaffen sein! Und doch ist es kein Märchen, das wir hier erzählen, spricht man doch schon von einem Tunnel zwischen Amager und dem schwedischen Festlande unterhalb des Meeres; aber schon jetzt hat die nüchterne Wirklichkeit Andersens phantastische „Fußreise der Ostspitze Amagers" überflügelt!

Thwekes Haus (S. 172).

Andersen hat sowohl in seinem „Bilderbuch ohne Bilder", wie auch in einer ausführlichen Biographie die Geschichte seines intimen Freundes, des Bertel Thorwaldsen, erzählt. Er schildert uns in rührendster Weise das Märchen von Thorwaldsens Leben und Triumph, wie Glück und Sieg ihm überall folgten und wie die Menschen ihn bereits im Leben als Meister erkannten

und ihm als solchen huldigten. Er berichtet, mit welcher Begeisterung das dänische Volk Thorwaldsens Idee — alle seine Meisterwerke seiner Vaterstadt Kopenhagen zu schenken und in einem eigenen Museum zu vereinigen, in dessen Lichthofe er, umgeben von seinen Werken, sich seine letzte Ruhestätte erbat — ergriff, wie alle, ja das geringste und ärmste Dienstmädchen, im ganzen Lande ihr kleines Scherflein zur Verwirklichung dieser mächtigen Idee beitrugen, und als endlich König Frederik VI. († 1839) einen in nächster Nähe des Schlosses Christiansborg gelegenen Bauplatz anwies, da erhoben sich bald die Mauern, die jetzt den Stolz des dänischen Volkes umschließen.

Als in der Nacht des 4. November 1884 die Flammen das Königshaus, die Christiansborg, vernichteten, waren die zunächst gelegenen Straßen und Plätze mit gaffenden, fast gleichgültigen Menschen erfüllt, nur dem schrecklich schönen Schauspiel zuschauend; aber in dem Augenblick, wo das Flammenmeer nach neuer Beute zu lechzen schien und dem Thorwaldsen-Museum Gefahr drohte, da erhob sich ein Wehklagen und ein Jammern — alle wollten retten helfen; alle fühlten sich in ihrem Innersten tief ergriffen. Sofort eilten Studenten und Offiziere herbei, bedeckten das Dach mit großen Segeln, die aus den Magazinen der Flotte herbeigeschafft worden waren, und nun übergoß man Dach und Mauern mit einer Flut von Wasser, und der Energie und der Ausdauer trotz der nahen brennenden Burg gelang es, Thorwaldsens Grab und Werke der Welt zu erhalten! Der Verlust des Schlosses war klein im Vergleich zu der Größe des Glücks, das Museum bewahrt zu wissen!

Ohne uns hier auf die Details des reichen Inhalts des Thorwaldsenschen Museums, das bekanntlich zu den berühmtesten Sehenswürdigkeiten der Welt gehört, heben wir nur das imposante Vestibule (S. 166) hervor, das die ganze Vorderseite des Museums einnimmt. In demselben befinden sich die Modelle zu den mächtigen Denkmälern, die man berühmten Größen gesetzt hat. Auf unserem Bilde sehen wir an der Wand, deren Fries mit dem Triumphzug Alexanders zu Babylon (Original im Vatikan) geschmückt ist, das Monument des Papstes Pius VII., welches sich in der Petrikirche in Rom befindet, zu beiden Seiten desselben die Weisheit und die Stärke. Daneben Gutenbergs Statue (Original in Mainz) und geradezu die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilians I. von Bayern (Original in München). — Thorwaldsens von ihm selbst gemeißelte Statue, die sich in einem Zimmer der unteren Etage des Museums befindet, wird wegen ihrer Porträtähnlichkeit gerühmt (S. 161).

Bewunderungswert ist es, namentlich an den Sonn- und Festtagen, zu sehen, mit welcher Andacht, ja mit welchem Verständnis der Bauer und der Arbeiter mit den Prinzen sich von Zimmer zu Zimmer bewegen. Der Sinn für die Schönheit und die Bedeutung der Kunst ist in alle Stufen der Bevölkerung eingedrungen.

Bekanntlich verkehrte Andersen während einer langen Reihe von Jahren in der Familie des Etatsrats Melchior, dessen Gattin Dorothea, geborene Henriquez, ihn während seiner letzten Krankheit in ihrer Villa „Rolighed“ am Strande bei Kopenhagen bis zur letzten Minute mütterlich pflegte, in intimster Weise; die ganze Familie betrachtete Andersen als zu ihnen gehörend. Er ging auch in dem Hause des Bankier Henriquez aus und ein und fand in demselben Anziehungskraft genug, um sich auch dort heimisch zu fühlen. Frau Henriquez war sehr musikalisch, und ihr Salon war lange der Sammelplatz aller hervorragenden Persönlichkeiten der Kunst und der Litteratur. Für Andersen mußte das Haus, worin der Bankier Henriquez wohnte, noch eine besondere Anziehungskraft haben, denn in demselben soll Christians II. Geliebte, Dyweke, das Täubchen von Amsterdam, gewohnt haben und gestorben sein. Der Baustil des Hauses deutet auf eine spätere Zeit, auch wollen neuere Forschungen beweisen, daß Dywekes Haus fünf Häuser weiter davon sich befinde; aber im Bewußtsein des Volkes steht es fest, daß das Haus Nr. 4 auf dem Amagermarkt das richtige ist, und allgemein heißt es „Dywekes Haus“ (S. 170).

Nicht fern von dem eben bezeichneten Hause befindet sich — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — das „lateinische Viertel,“ in welchem sich die mit der Universität verbundenen Institute gewissermaßen konzentriert haben. Unser Bild zeigt uns einen Teil der Crystalgade (S. 164), wo sich rechts das im Rundbogenstil erbaute Zoologische Museum, daneben die eine Breite der Universitätsbibliothek, im altgotischen Stil, befinden, und ganz unten die „Regung“ (domus regia), wo 120 Alumnen Wohnung, Holz und eine gewisse jährliche Unterstützung erhalten. Auch Andersen hatte das Glück, von dieser von Christian IV. errichteten Anstalt während seiner Studentenzeit unterstützt zu werden. Ganz im Hintergrunde unseres Bildes erhebt sich der „Runde Turm,“ der 15 m im Durchschnitt mißt und zu dessen Plattform keine Treppen, sondern ein breiter Schneckengang allmählich hinaufführt. Peter der Große von Rußland soll bei einem Besuche in Kopenhagen hinaufgeritten sein. Hier befand sich lange Zeit das Observatorium, nunmehr dient er nur noch als Kuriosität und als Aussichtspunkt, meist für Fremde.

Fast mitten in der Stadt erhebt sich in einem herrlichen Park das ebenfalls von Christian IV. erbaute hübsche Schloß „Rosenborg“ (S. 167) im gotischen Stil mit drei ungleich hohen, schlanken Türmen. Hier wohnte der König mit seiner morganatischen Gemahlin im Kreise seiner sieben begabten Kinder. Schon seit langer Zeit unbewohnt, befinden sich jetzt hier die reichen und berühmten Sammlungen der dänischen Könige aus dem Oldenburger Geschlecht, das bekanntlich mit Frederik VII. ausstarb. Dieser König hatte stets ein großes Interesse für diese chronologisch geordneten Gegenstände und besuchte sie oft, obgleich ihm bei seiner bekannten Korpulenz das Ersteigen der schmalen Treppen beschwerlich fiel. Einst erschien er in Begleitung eines etwa zwanzig Jahre alten ägyptischen Prinzen Ali Mehemed, eines Bruders des verjagten Khedive, gegen dessen Beleibtheit der König jedoch ein Kind war. Es mußte der Prinz von seinen beiden ihn stets begleitenden Sekretären buchstäblich die Treppen hinaufgeschleppt werden, worüber sich der König höchlichst amüsierte.

Der an das Schloß grenzende große Park, „Kö-

nigsgarten" oder Rosenborggarten genannt, ist der Sammelplatz größerer und kleinerer Kinder, die hier unter Aufsicht spielen. Die schattigen Alleen und Gänge laden auch zum Besuch von Erwachsenen ein — und in richtiger Erkenntnis, daß Andersen für kleine und große Kinder seine Märchen erzählte, hat man ihm hier 1880 ein Bronzedenkmal errichtet. Er sitzt in einem Lehnstuhl und scheint eines seiner herrlichen Märchen vorzutragen. Hans Christian Andersen war es kurz vor seinem Tode vergönnt, das Modell zu diesem Denkmal zu sehen, was — wie er selbst sagte — ein neues Blatt in dem „Märchen seines Lebens" bildete!

Witterungserscheinungen aus letztverflossener Zeit.

Von

J. van Bebber.

Das Jahr 1886 ist reich an außergewöhnlichen Witterungserscheinungen, und daher mag es nicht uninteressant sein, die hervorragendsten hier nebeneinanderzustellen. Im Januar wurden die britischen Inseln und Oesterreich von heftigen Schneestürmen heimgesucht; im Februar und März erstreckte sich eine außerordentlich lange andauernde Kälteepoche über ganz Europa hinaus bis tief in den asiatischen Kontinent hinein; im April fanden im östlichen Deutschland, namentlich im Weichselgebiet, von Verwüstungen begleitete Ueberschwemmungen statt; der Mai war, abgesehen von abnormen Wärmeerscheinungen, reich an intensiven lokalen Witterungsvorgängen, unter welchen wir die orkanartigen Stürme in Madrid, Krossen, an verschiedenen Orten Tirols und Italiens, die Gewitterböen in Wetzlar und Bordeaux, sowie die zahlreichen von Hagelschlag und wolkenbruchartigen Regengüssen begleiteten Gewitter am Rhein hervorheben; der Juni brachte für Schlesien, Süddeutschland und Oesterreich ungewöhnlich häufige und ergiebige Niederschläge; im Juli richtete ein orkanartiger Sturm in Schweinfurt und Umgebung arge Verwüstungen an; im September tobte ein heftiger Sturm über Schottland und an der deutschen Küste entlang fort; im Oktober wütete über den britischen Inseln ein außerordentlich heftiger Sturm, daselbst zahlreiche Verwüstungen hervorrufend, und verursachten die ganz widernormalen Wärmeverhältnisse ungewöhnliche Vorgänge in der Vegetation; im November gaben in Frankreich und dem Alpengebiete außerordentlich starke Regengüsse zu ausgedehnten und zerstörenden Ueberschwemmungen Veranlassung; und endlich im Dezember sind bemerkenswert die orkanartigen Stürme auf den britischen Inseln und in deren Umgebung, sowie die starken, den Verkehr hemmenden Schneefälle hauptsächlich im mittleren und südlichen Deutschland.

Die beiden letzteren Erscheinungen sind noch in unserer frischesten Erinnerung und sind insbesondere wegen ihrer Intensität bemerkenswert, weshalb wir dieselben etwas näher betrachten wollen.

Auf der Rückseite einer umfangreichen, nach Nordosten abziehenden Depression, welche auf ihrer Südseite von Mittelskandinavien bis nach den Alpen hin unruhige, vielfach stürmische Witterung erzeugte, erschien am 8. Dezember morgens nordwestlich von Irland ein außerordentlich tiefes Minimum, welches seinen Wirkungskreis rasch südostwärts nach dem Mittelmeere ausgebreitet hatte. Das Sturmfeld erstreckte sich am 8. morgens über das ganze Gebiet der britischen Inseln und über Nordfrankreich, wobei der Sturm vielfach eine orkanartige Gewalt erreichte; in Schottland wütete der Sturm aus Ost und Südost, in Irland, England und Nordfrankreich aus West und Südwest. Indem das Minimum ostwärts quer über die Nordsee fortschritt, frischten im südlichen und östlichen Nordseegebiete die Winde bis zu Sturmesstärke, vielfach zum schweren Sturme auf, während über Großbritannien die Winde nach Nordwest umgingen und den Charakter von außerordentlich heftigen Sturmböen annahmen. Am 10. lag das Minimum mit abnehmender Tiefe an der südlichen norwegischen Küste und schritt dann nordnordostwärts fort, worauf sich wieder ruhiges Wetter einstellte.

Vor allem hervorzuheben ist der außerordentlich tiefe Barometerstand im Innern der Depression, wie er höchst selten vorzukommen pflegt. In Belmullet (Nordwestirland) wurde bei einem orkanartigen Sturme aus Westsüdwest am 8. Dezember 3 Uhr morgens ein Barometerstand von 27,48 engl. Zollen oder 700,5 mm beobachtet, wobei der Luftdruck in den letzten 14 Stunden um 45 mm herabgegangen war, was einer stündlichen Aenderung von mehr als 3 mm entspricht.

Solche tiefe Barometerstände sind über den britischen Inseln äußerst selten: es liegen Barometerbeobachtungen für Großbritannien seit etwa 1767 vor; vor 1827 war der tiefste Barometerstand (im Meeresniveau) 711,3 mm, ferner fiel am 27. Dezember 1852 zu Culloden House das Barometer auf 710,8 mm, am 7. Januar 1839 in Aberdeen auf 703,4 mm und endlich am 26. Januar 1884 erreichte zu Ochtertyre das Barometer den tiefsten bis jetzt auf den britischen Inseln beobachteten Stand von 694,3 mm, als ein sehr schwerer Sturm über Nordwesteuropa fortschritt.

Tiefere Barometerstände wurden am 4. Februar 1824 auf Island zu Rejkiavik beobachtet, nämlich 692,0 mm, und von dem Dampfer „Tarifa" in 51° n. B. und 24° w. L. (Greenwich) 694,2 mm.

Der höchste Barometerstand wurde am 16. Dezember 1877 zu Semipalatinsk beobachtet, nämlich etwa 805 mm. Vergleichen wir die beiden Extreme miteinander, so ergibt sich die erstaunliche Differenz von 113 mm, ein Betrag, der nahezu den sechsten Teil der ganzen Atmosphäre erreicht.

Die Luftdruckunterschiede waren insbesondere am 8. Dezember sehr beträchtlich, am Morgen stieg der Luftdruck auf der Strecke von Nordwestirland nach der Nordküste von Spanien von 700 auf 760 mm an, über Irland betrug die Zunahme des Luftdrucks auf die Entfernung von einem Meridiangrad oder 111 km über 6 mm, während 4½ mm auf dieselbe Entfernung schon einem Sturme entspricht. Dementsprechend war auch die Heftigkeit des Sturmes, welcher jedenfalls als einer der schwersten gelten muß, der seit langer Zeit die britischen Inseln heimgesucht hat.

Beim Vorübergange einer sekundären Depression, deren Auftreten bei dieser Art Depressionen sehr häufig ist, trat in London um 9 Uhr morgens (am 8.) eine fürchterliche Hagelbö ein, von Blitz und Donner begleitet, und obgleich vorher und nachher wolkenbruchartiger Regen gefallen war, so blieb der Hagel doch länger als eine Stunde in den Straßen liegen, als sei starker Schnee gefallen. Charakteristisch war das Umspringen des Windes aus der südwestlichen in die nordwestliche Richtung wäh-

rend des Vorüberganges der Bö und das Aufklaren des Wetters. Trotzdem das Barometer unter dem Einflusse der Hauptdepression zu fallen fortfuhr und die heftigen Sturmböen anhielten, blieb das Wetter tagsüber schön. Am Abend wiederholten sich die Gewittererscheinungen zu Gris-nez und an der belgischen Küste, in der Nacht auch an der deutschen Nordsee und der jütischen Küste. Der charakteristisch unregelmäßige Verlauf der Barographenkurve für Hamburg etwas vor Mitternacht weist ganz deutlich auf diese Erscheinungen hin.

Schon um Mittag des 8. frischten an der westdeutschen Küste, welche am Abend rechtzeitig vor Sturmesgefahr gewarnt worden war, die südlichen Winde sehr stark auf und erreichten bald nachher volle Sturmesstärke; indessen pflanzte sich der Sturm nicht weiter als bis zur Odermündung fort, während die Sturmböen bis zum 9. abends über den britischen Inseln anhielten.

Die durch diesen Sturm verursachten Unglücksfälle sind außerordentlich groß. Am heftigsten wütete der Sturm auf der Westseite der britischen Inseln, im Kanal, über Belgien und Holland. An der Küste von Wales hat man seit 20 Jahren keinen solch heftigen Sturm erlebt; der Sturm nahm dort am 8. einen orkanartigen Charakter an, der die Küsten ihrer ganzen Länge nach mit Schiffswracken übersäte. Nach einem Berichte vom 14. Dezember wurden durch den Sturm 128 Schiffbrüche verursacht, von denen allein 61 auf die Höhe der britischen Inseln kommen. Zum Glück war der Verlust an Menschenleben nicht so zahlreich, als man nach der Gesamtzahl der Schiffsunfälle hätte erwarten können: in der Umgebung der britischen Inseln gingen 28, an fremden Küsten 66 Menschenleben verloren. Auch in den Städten und im Verkehrswesen hat der Sturm sehr erheblichen Schaden angerichtet, zahlreiche Gebäude wurden abgedeckt oder auf andere Weise beschädigt, mehrere Eisenbahnzüge entgleisten, Flüsse traten aus ihren Ufern. —

Nicht minder von Interesse sind die ungewöhnlich starken Schneefälle, welche vom 19. bis zum 21. Dezember das östliche Frankreich, die Schweiz und das südliche und mittlere Deutschland bis nach Oesterreich hin heimsuchten.

Die Luftdruckverteilung ist in diesen Tagen dadurch charakteristisch, daß eine sehr breite Rinne niedrigen Luftdrucks von der iberischen Halbinsel nordostwärts über Frankreich und Centraleuropa hinaus nach dem Ostseegebiete sich ausbreitete, so daß die barometrischen Maxima einerseits im nordwestlichen und andererseits im südlichen und südöstlichen Europa lagerten. In dieser Rinne bewegten sich an der Südseite beständig barometrische Minima, welche, teilweise von erheblicher Intensität, mannigfache Umwandlungen erlitten. Dementsprechend waren nördlich von den Alpen nördliche bis östliche Winde vorherrschend, welche nicht selten einen stürmischen Charakter annahmen.

Am 19. morgens lagen drei barometrische Minima über der Südhälfte Europas: eins über Ungarn, welches bis zum 20. nach Galizien fortschritt und dort sich ausfüllte, ein zweites über dem westlichen Alpengebiet, welches am zweitfolgenden Tage über Ungarn verschwand und endlich ein drittes westlich von Portugal, welches mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit zuerst ostnordostwärts nach Oesterreich (21. abends), dann nordwärts nach Dänemark (22. abends), darauf westwärts nach der holländischen Küste (23. morgens) und endlich ostnordostwärts nach dem nordwestlichen Rußland sich fortpflanzte. Als das letztere Minimum am 21. über den Alpen lag, frischten in seiner Umgebung die Winde stark auf und erreichten insbesondere im nördlichen Italien volle Sturmesstärke. In Triest trat infolge des Sturmes eine Hochflut ein, wobei die Sturzwellen alle Molen, die Riva und die Parallelstraßen überfluteten. Mit diesem Minimum im Zusammenhange stehen die massenhaften Schneefälle bei stürmischer Witterung im mittleren Deutschland, die erst ihr Ende erreichten, als das Minimum nach der westdeutschen Küste abgezogen war.

In den drei Tagen vom 19. bis zum 21. Dez. betrug die Niederschlagshöhe (d. h. Höhe des Regenwassers oder des geschmolzenen Schneewassers) in Lyon 24 mm, Nancy 36, Karlsruhe 92, München 17, Chemnitz 86, Grünberg 37, Zürich 24, Lugano 80, Gotthard 97 und in Triest 27 mm. Ziehen wir nun in Betracht, daß auf fast dem ganzen Gebiete die Temperatur beständig unter dem Gefrierpunkte lag, so läßt sich daraus abnehmen, zu welcher Höhe sich die Schneemassen um die Weihnachtszeit anhäufen mußten.

Diese ungeheueren Schneemassen und die riesigen Schneeverwehungen hatten Verkehrsstockungen zur Folge, wie sie seit dem Bestehen des Eisenbahnverkehrs wohl nicht vorgekommen sind. Beispielsweise war Leipzig mehrere Tage lang von jedem Verkehr nach außen ganz abgeschnitten. Auch im südlichen Deutschland und im östlichen Frankreich kamen infolge der Schneeanhäufungen vielfache Verkehrsstockungen vor. Im Schwarzwald belaufen sich für einzelne Gemarkungen die durch Schneebrüche angerichteten Schäden bis auf 50000 Mark. Solche starke und ausgedehnte Schneefälle mit so weit reichenden Folgen für den allgemeinen Verkehr sind in diesem Jahrhundert nicht vorgekommen.

Schließlich erwähne ich noch eine Erscheinung, welche jedenfalls von nicht geringem Interesse ist. Die Kälteepoche, welche noch Ende Januar im mittleren und südlichen Deutschland fortdauerte, begann am 19. Dezember, also mit Eintritt der starken Schneefälle. Die Kälte verbreitete sich, der allgemeinen Luftströmung folgend, westwärts, und die darauffolgenden meist geringen Schwankungen der Temperatur folgten den atmosphärischen Bewegungen im Nordwesten. Nur selten und vorübergehend wurde diese Epoche in den westlichen Gebietsteilen durch Tauwetter unterbrochen. Ohne Zweifel hängt die lange Dauer dieser Kälteepoche mit der Schneedecke zusammen, welche von den Vogesen bis Oesterreich sich angehäuft hatte, und eine genaue Durchsicht der Wetterkarten würde zeigen, daß die Schneedecke nicht allein in ihrem eigenen Gebiete, sondern auch in ihrer Nachbarschaft auf die Temperaturverhältnisse einen bestimmenden Einfluß ausübte. Norddeutschland, welches eine geringe Schneedecke aufwies, wurde am 21. Januar frostfrei, während das Frostwetter in Mittel- und Süddeutschland bis zum Februar noch anhielt, obgleich sich die Wirkungen der Depressionen auch auf südlichere Gebiete erstreckten.

Eine genaue Untersuchung dieser Epoche wäre jedenfalls lohnend und dürfte für die Meteorologie das Resultat liefern, daß einerseits die Schneeverhältnisse eines Landes ein wichtiges klimatisches Element liefern, und daß andererseits die Kenntnis der räumlichen Ausdehnung der Schneedecke über einem größeren Gebiete für die ausübende Witterungskunde sehr wertvolle Anhaltspunkte für Beurteilung der wahrscheinlichen Temperaturschwankungen abgeben könnte.

Fasching in Wien.

Von

Sylvester Frey.

Es ist eine Thatsache, welche niemand gut in Abrede stellen kann, daß Wien mit dem Wachstum der übrigen Weltstädte nicht wohl gleichen Schritt mehr hält. Es kann sich weder mit Paris an Großartigkeit des öffentlichen Verkehrs, noch mit London an machtvoller Entwickelung des Handels messen. Seine politische Bedeutung endlich wird ebenso wie die der beiden eben genannten Metropolen augenblicklich von derjenigen Berlins übertroffen. Aber dafür besitzt Wien einen Vorzug, welchen ihm wohl keine Stadt der alten und neuen Welt ableugnen oder gar streitig machen wird. Es ist der Sitz jener herzlichen Ausgelassenheit, jenes sorglosen Frohsinns geblieben, welcher seit urdenklicher Zeit an dieser Stätte gehaftet. Diese Stimmung zu erklären, hat man bisher vergeblich versucht. Tief wurzelt sie im Volksgemüt und rankt sich von der alten Burg des angestammten Herrschergeschlechts hinab bis zu dem schlichtesten Unterthanen. Sie loht überall und zu jeder Zeit auf: beim Heurigen, wenn der frische Saft der österreichischen Trauben zum ersten Ausschank kommt; an den Kirchweihtagen, wenn die ganze Ausgelassenheit dieses fröhlichen Volksstammes beim Tanze zum Durchbruch gelangt; und vor allem im Fasching.

Fasching! . . . Dies Wort elektrisiert jeden Wiener, in dessen Ohr es geklungen. Sobald in den sattgrünen Anlagen, welche sich wie ein Gürtel um das Herz der alten prächtigen Donaustadt ziehen, das erste Blatt von den Zweigen raschelt, denkt er an den Fasching. Was den Norddeutschen das Weihnachtsfest mit seinen innigen häuslichen Freuden, das bleibt nun einmal dem Wiener die Zeit, welche nach dem Tage der „Heiligen drei Könige" beginnt. Für sie spart der Arme seine „Sechser", aus ihr will der Reiche seine Fröhlichkeit für den Rest des Jahres schöpfen. Wer Wien in seiner charakteristischen Eigentümlichkeit kennen lernen will, muß es im Fasching aufsuchen. Da ist das öffentliche Leben so bunt, so großartig und vielbewegt, daß es mit demjenigen einer jeden der modernen Weltstädte einen wohlgekrönten Vergleich bestehen kann.

Diese Faschingsfreuden sind uralt, und stets war Wien berühmt durch die Virtuosität, mit welcher dieselben hier in Scene gesetzt zu werden pflegten. Die erste Kunde davon reicht über die Antrittsepoche der Habsburger hinaus in jene Zeit, da die Babenberger die Ostmark beherrschten. Sie waren eine gut deutsche Dynastie, durchwachsen von allen Eigenschaften, welche den südgermanischen Stämmen eigentümlich sind. Neben der Tapferkeit, welcher sie ohnehin benötigten, um die ihnen anvertrauten Gaue wider Slaven und Magyaren zu schützen, quoll aus ihrem Herzen der Frohsinn und von ihren Lippen der Gesang. An den Kirchweihtagen, bei den Weinlesen und im Fasching mischten sie sich selbst unter das Volk und nahmen teil an der Ausgelassenheit desselben. Das war die Zeit, wo Walther von der Vogelweide und Heini von Steyer in der uralten Burg der Babenberger am „Hof" zu Wien ihre Lieder sangen. Ihnen nach arteten auch die Habsburger. Denn auch Herr Rudolf, welcher die Kaiserkrone trug, hatte Verständnis für die Freuden des Lebens, und er rastete gern nach den unwirschen Kämpfen, welche er gegen widerhaarige Vasallen zu bestehen hatte, unter seinen Wienern, um an den Scherzspielen des Faschings teilzunehmen. Diese Sitte erhielt sich nunmehr durch die nächsten Jahrhunderte. Immer weitere Wellenkreise nahm das Gerücht von der Fröhlichkeit, welche zur Faschingszeit in der Donaustadt herrschen solle. Die Geistlichkeit wetteiferte mit der Bürgerschaft in der Bethätigung dieser Stimmung. Die Fürsten, umringt von einem reichen und alten Adel, trugen keine Bedenken, sich

mitten in den Mummenschanz hineinzubegeben, welcher sich jubelnd und Scherze treibend, durch die engen Gassen der Kaiserstadt vorwärts bewegte. Und von allen Seiten erhielt dieser Strom Zuwachs. Denn Wien war damals die Hauptstadt der Christenheit, ebenso wie der Herrscher, welcher hier die Krone trug, als Schirmherr und mächtigster Hort derselben angesehen wurde.

Vom Polenball (S. 151

Dann folgte für Wien eine minder fröhliche Zeit. Es war jene, welche man kulturhistorisch die „spanische Epoche“ zu nennen pflegt. Sie datiert aus jenen Tagen, da Kaiser Maximilians Sohn die Erbtochter des kastilianischen Reiches als Gattin heimführte. Damit drang ein fremder Tropfen in das bisher gänzlich deutsche Blut der Habsburger. Die spanische Etikette war dem Frohsinn hinderlich, wie er sich bisher in der Donaustadt entfaltet hatte. Der Hof und Adel wurden ihr vollkommen unterthan. Nur das Volk in seinen breiten Schichten wehrte sich dagegen. Es nahm weder die Sprache noch die Kleidung der Spanier an. Ebensowenig ließ es sich seinen Fasching vergällen. Mummenschanz und Tanz blieben in ihrem Recht, wenn ihnen auch die Teilnahme der höheren Stände fehlte, wodurch in der vorspanischen Zeit der Fasching in Wien ehedem zu einer so hohen Entwickelung gelangt war.

Dafür gewann er seinen alten Glanz in demselben Maße zurück, als die Habsburger dem Spaniertum allmählich entfremdet wurden. Wien nahm wieder seine Stellung als Hauptstadt und Brennpunkt der deutschredenden Christenheit ein. Das gelockerte Band zwischen dem Herrscherhause und der Bevölkerung gewann die frühere Festigkeit zurück. Schon unter Karl VI., dem Vater Maria Theresias, sind Hof und Adel wieder völlig deutsch geworden. Beide beteiligten sich denn auch herzlich gern an den Lustbarkeiten des Faschings, wie er nunmehr in sein altes Recht getreten. Man hielt öffentliche Aufzüge durch die Straßen der Stadt wie ehedem oder belustigte sich im geschlossenen Raum an den Freuden des Tanzes. Auch kostümierte Schlittenfahrten waren sehr beliebt. Schon damals wurden diese Vergnügungen vermittelst mächtiger Plakate dem Volke bekannt gemacht. Wir lassen eine solche Anzeige, welche beglaubigterweise aus dem Jahre 1750 stammt, an dieser Stelle hier folgen. Sie trägt die Ueberschrift: „Ballanzeige“ und lautet wörtlich: „Sonntag den 9., Dienstag den 11. und Donnerstag den 13. Februar wird auf dem Peters-Freythofe, in dem großen berühmten Saal im Waffenbergschen Hause in dem anderten Stock, ein größerer Ball abgehalten werden: wobei alle respektive Herren Liebhaber, mit sowohl warm besetzten Tafel und Confekturen und anderen guten Speisen, als auch zuletzt mit kalt aufgeschnittenen, auch Thee, Kaffee, Lemonade und Mandel Milch werden bedienet seyn. Nun ist auch zu bekommen eine köstliche Olla, diese aber wird aparte bezahlet. Das Leg Geld ist ein Dukaten, in Spezie, ein Frauenzimmer Franco. Der Anfang ist um 6 Uhr. Die Freizettel seyend im obbemeldeten Hause zu bekommen. NB. So jemand beliebte eine Soupe zu halten, bezahlet die Person 1 fl. 25 kr.“ (S. 183).

Es existiert ebenso aus demselben Jahr, datiert vom 2. Jänner, eine „Faschings-Ordnung“, welche „durch die hiesige landesfürstliche Niederösterreichische Regierung in Publicis in allhiesiger kaiserl. königl. Residenzstadt Wien, zu jedermannes Wissen und Darobhaltung hiermit kund gemacht wird . . .“ Die Einzelheiten dieser Verfügung sind zu sehr lokaler Natur, um an dieser Stelle wiedergegeben zu werden; aber sie legen ein starkes Zeugnis dafür ab, daß schon damals in Wien der Fasching sich einer großen und allgemeinen Beliebtheit erfreute.

Seitdem sich die jugendliche und schöne Maria Theresia mit Franz von Lothringen vermählt hatte, nahm die Beliebtheit des Faschings womöglich noch zu. Die Kaiserin erschien wiederholt auf den öffentlichen Bällen, wo sie an einem blauen Domino für jedermann erkenntlich war. Einst nahm sie einen taubstummen maskierten Knaben mit, welchen damals alle Welt für den jungen Erzherzog Joseph, den später so beliebten Kaiser Joseph II., hielt. Bei zunehmendem Alter blieb sie natürlich von so rauschenden Festlichkeiten fern. Aber ihr Interesse erhielt sie dem Fasching. Sie wollte, daß ihre lieben Wiener in wirklichem Frohsinn lebten. So gestattete sie, daß das Burgtheater während dieser Karnevalszeit schon um 5 Uhr beginne, damit die Besucher desselben noch später an den Bällen und sonstigen Lustbarkeiten teilnehmen könnten.

Aus dieser Zeit stammt denn auch im allgemeinen der Charakter, welchen der Fasching in Wien noch heute aufweist. Weder Joseph II., der Liebling seines Volkes, noch einer seiner Nachfolger dachten daran, den Wienern ihre Fröhlichkeit durch irgend eine strenge Verordnung einzudämmen. Auch die Allgemeinheit des Faschings, an welchem in Wien sämtliche Stände vom Hof bis herunter zur ärmsten Volksschichte teilnehmen, erhielt sich wie eine eingebürgerte Sitte. Deshalb erscheint

noch heute das Kaiserpaar auf gewissen Bällen des Faschings, und die vornehmen Kavaliere aus den uralten Adelsgeschlechtern verschmähen es beispielsweise nicht, die Unterhaltungen der Fiaker durch ihren Besuch gewissermaßen zu einem Stelldichein für die vornehme Welt zu erheben.

Mit dem Feste der „Heiligen drei Könige“ (6. Januar) beginnt sich die Tanzlust zu regen. Wie in allen deutschen Städten mit vorwiegend katholischer Bevölkerung finden Bälle nicht wohl vorher statt. Wenigstens nicht in der Zeit, welche zwischen diesem Termin und dem 25. Dezember, also dem Tage St. Katharinas, liegt. Denn „Kathrein sperrt den Tanz ein“, sagt eine gute Merkregel unserer Altvordern aus der Zeit, da man an die Festtage der Heiligen noch allerhand sinnige Wahrnehmungen knüpfte. An dieser Sitte hat man denn auch bis heute festgehalten. Wie der Wiener überhaupt mit einer gewissen Ehrfurcht althergebrachte Sitten und Anschauungen weiter pflegt, so ist er auch in dieser Hinsicht trotz seiner Vorliebe für Gesang und Tanz denselben treu geblieben.

Einmal eingezogen, beherrscht der Fasching jedoch das öffentliche Leben mit straffen Zügeln. Ganz Wien scheint ein großes Vergnügungsetablissement zu sein, in welchem man für die übrigen Obliegenheiten des Lebens weder Zeit noch Neigung besitzt. Die Schauläden sind gefüllt mit allerhand Artikeln, deren man zum Fasching bedarf. Die kostbarsten Damentoiletten wechseln ab mit jenen allerliebsten Kleinigkeiten, welche der Kavalier mit ritterlicher Aufmerksamkeit seiner Tänzerin zu spenden pflegt. Auf der Straße, im Hause, selbst in den Pausen, welche sich zwischen die ernsten Beschäftigungen hoher Männer schieben, spricht man von den Freuden des Faschings. Denn wer den öffentlichen Vergnügungen selbst abhold ist, kann sich darum doch nicht den privaten entziehen, welche jedes Haus, jede vornehme Familie, selbst jedes Wirtshaus seinen Stammgästen veranstaltet.

Das allgemeine Interesse richtet sich natürlich vornehmlich auf die Bälle, welche der Hof in den Räumen der Burg abhält. Man weiß, daß Kaiser Franz Joseph sonst mit einer Einfachheit lebt, welche schlicht bürgerlich genannt werden darf. Aber gleichwohl sieht er es nicht ungern, wenn sich an solchen Abenden der ganze Reichtum seines Hauses entfaltet. Durch die Zweiteilung der Monarchie in eine ungarische und österreichische Reichshälfte hat Wien allerdings einen Teil seiner Hoffestlichkeiten an Budapest abtreten müssen. Aber dennoch können sich diejenigen, welche dort gefeiert werden, nicht wohl mit denen der alten Donaustadt messen. Tausendjährige Traditionen ließen sich eben nicht mit einem Schlage in den Schatten stellen. Auch ist der Adel der diesseitigen Reichshälfte, trotzdem es auch manches mächtige und reiche Geschlecht in den Ländern der Stephanskrone gibt, im allgemeinen noch immer durch Anzahl und Vornehmheit jenem überlegen.

Dieser ist es denn auch, welcher nächst dem Hofe den Fasching in Wien so glänzend macht. Die alten, äußerlich so schlichten Paläste strahlen in einem Glanze, welchen man in den oft so düsteren Mauern niemals vermutet. Freilich hält sich der feudale Adel Böhmens, welcher sich zum größten Teile der tschechischen Partei angeschlossen hat, heute zumeist in Prag auf. Aber das Faschingstreiben Wiens übt gleichwohl einen solchen Reiz auf sie aus, daß wenigstens einige dieser Geschlechter, voran die Schwarzenbergs und Lobkowitze, immer noch ihre Paläste in Wien beziehen und hier ihre großen Festlichkeiten veranstalten.

Kaum weniger glänzend sind die Bälle, welche der jüngere Adel gibt. Meist hervorgegangen aus den Kreisen der Großindustriellen, bleibt er auch nach seiner Nobilitierung mit diesen noch im Verkehr. So bilden diese Bälle gewissermaßen die gesellschaftliche Brücke, welche zum Bürgertum führt, wie denn überhaupt in Wien bei dem gemütlichen, duldsamen Zuge, welcher allen Schichten der Bevölkerung eigentümlich, an eine peinliche Sonderung der Stände nicht zu denken ist. Bei den Rothschilds verkehren die Metternichs, bekanntlich doch eines der feudalsten Geschlechter Altösterreichs, als liebste Gäste, und die Hohenlohes, welche ehedem reichsunmittelbar gewesen, sind dem aus Griechenland stammenden Großindustriellen Baron Sina sogar durch enge verwandtschaftliche Bande nahe getreten. Die Vereinigung dieses Teils der Gesellschaft repräsentiert jedesmal gewissermaßen der Industriellenball. Er gehört zu den vornehmsten des Faschings, und der Hof unterläßt es niemals, auf demselben zu erscheinen.

Natürlich geizen dann auch die feudalsten Geschlechter keineswegs mit ihrer Gegenwart. Die Auerspergs, Thuns, Pallavicinis, Schönborns und Trauttmannsdorffs verkehren hier auf das kameradschaftlichste mit den Repräsentanten der Großindustrie: den Königswarthers, Gutmanns, Mauthners und wie der gesamte Reigen derer heißen mag, welche ihr junges Wappenschild dem Dampf und der Steinkohle verdanken. Der Reinertrag dieses industriellen Balles wird stets wohltätigen Zwecken zugewendet; bisher hat diese Karnevalsinstitu-

Auf dem Fiakerball (S. 186).

tion dem Bedürfnis notleidender Menschenkinder denn auch nicht weniger als 140731 Gulden 60 Kreuzer zugeführt.

Neben diesem Ball und vielleicht noch vor ihm muß derjenige genannt werden, welchen die „Concordia“, der Verein der Wiener Schriftsteller und Journalisten, alljährlich veranstaltet. Hier gesellen sich zu den Berühmtheiten der Feder diejenigen eines jeden Standes der vornehmen Gesellschaft. Kunst, Adel, Industrie und vor allem das Kaiserhaus fehlen niemals auf diesem Ball, welcher einen Glanzpunkt des jedesmaligen Faschings bildet. Gewonnen hat er noch, seit Kronprinz Rudolf selbst unter die Schriftsteller gegangen. Ebenso muß betont werden, daß auch die Uniform ihre vornehmsten Vertreter zu diesem Balle zu entsenden pflegt — ein deutlicher und erfreulicher Beweis, daß die Abneigung, wie sie mitunter zwischen den Helden des Schwertes und der Feder existiert, an der schönen blauen Donau keine Pflege gefunden hat.

Eine Ballanzeige um das Jahr 1750 (S. 180).

Natürlich nehmen auch die Bälle, welche vom Militär veranstaltet werden, eine hervorragende Stelle ein unter den Vergnügungen, welche dem Fasching in Wien sein charakteristisches Gepräge geben. Denn die Kaiserstadt an der Donau besitzt eine bedeutende Garnison, welche hinter derjenigen Berlins numerisch schwerlich zurücksteht; und in Oesterreich wie in Deutschland wird es für eine Pflicht des jungen Kriegers angesehen, daß er auf dem parkettierten Boden des Tanzsaales ebenso bewandert ist wie auf dem sandigen des Exerzierplatzes. Und es ist eine Lust, den Soldaten tanzen zu sehen, zumal wenn er dem uralten, sehr beliebten Hausregiment Wiens, den Hoch- und Deutschmeistern, zugehört. Der Ball der Betreffenden, welche im Volksmunde des Wieners den hübschen Namen „die Edelknaben“ führen, ist denn auch ein Ereignis für die ganze Donaustadt. Hier loht die tiefgewurzelte Fröhlichkeit des Wieners ohne jede Beschränkung auf; hier zeigt sich sein Sinn für die Gleichheit der Stände und seine Begabung für Sang und Tanz. Wien hat innerhalb seiner Garnison ja auch viele slavische und ungarische Regimenter, welche, insgesamt angesteckt von der Fröhlichkeit des Faschings, ihren Ball veranstalten. Aber mit demjenigen der „Edelknaben“ kann sich keiner derselben auch nur im entferntesten messen. Gleich kommen ihm höchstens noch die Bälle der absolut deutschen Artillerie und des 84. Infanterieregiments (Freiherr von Bauer), zweier Truppenkörper, welche durch die Schmuckheit ihrer Uniform und Intelligenz der betreffenden Mannschaft in das Herz des Wieners hineingewachsen scheinen. Ueberhaupt sei bei dieser Gelegenheit betont, daß der Militarismus an der Donau ebenso beliebt wie geachtet ist. Und der Soldat, vom Offizier bis herab zum letzten Mann, verdient auch im allgemeinen die Stellung, welche er in der Gunst der Bevölkerung einnimmt.

Es ist beinahe unmöglich, dem fröhlichen Pulsschlag zu folgen, welchen der Fasching, zumal wenn er seinem Ende zusteuert, innerhalb des Wiener Lebens hat. An manchem Abend findet ein Dutzend Bälle statt. Die Tagesjournale können kaum noch den bedeutendsten derselben ihre Aufmerksamkeit widmen; die vorhandenen Musikkapellen genügen nicht mehr der nimmer ermüdenden Tanzlust.

Sämtliche Militärorchester der in der Nähe Wiens garnisonierenden Regimenter werden in die Hauptstadt berufen, gewissermaßen als Reserve für ihre strapazierten Kameraden. Vor allem will jede der Nationen und Natiönchen, welche der vielsprachige Staat in sich faßt, ihren specifischen Faschingsball feiern. Am vornehmsten und beliebtesten sind noch immer diejenigen der Polen und Rumänen; sie werden mit der ganzen Pracht des nationalen Kolorits begangen; sowohl Kostüme als auch Tänze bewahren den betreffenden Charakter (S. 179). Dagegen haben es die Tschechen trotz der dominierenden Stellung, welche sie heute im politischen Leben Oesterreichs einnehmen, und der großen Zahl, mit welcher sie innerhalb der Bevölkerung Wiens vertreten sind, noch immer zu keinem Faschingsball bringen können.

Dazu gesellen sich die Bälle der Studenten, insgesamt wieder geschieden nach Fakultäten oder Verbrüderungen; die der Gewerke und Vereine, mit hübscher Anlehnung an das Handwerk oder die sonstige Beschäftigung, welcher man obliegt. Und überall findet in ästhetischer Hinsicht das Auge seine Rechnung. Wenn also der Alpenklub seinen Faschingsball veranstaltet, sind die Räume stets in entsprechender Weise dekoriert. Den Tänzern wird es zur Bedingung gemacht, im schmucken Gebirgskostüme zu erscheinen; die Weisen, welche man

aufspielt, sind den steirischen oder tirolischen Melodienschätzen entnommen; Latz und Mieder haben den nordischen Kleiderschnitt verdrängt, und der Hauptschmuck des „Diarndls“ bleibt ein Edelweißstrauß ... Entsprechend ist die Metamorphose auf dem Faschingsballe der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, übrigens einem der vornehmsten und beliebtesten, welche das tanzende Wien besucht. Der Saal ist in das Innere eines Schiffs verwandelt; jede Einzelheit erinnert auf ebenso sinnige wie charakteristische Weise an das gemeinsame Band, welches die Teilnehmer dieser hübschen Festlichkeit zusammenhält.

Es wäre ebenso ermüdend wie unmöglich, all die einzelnen Bälle oder Unterhaltungen herzuzählen, aus welchen der Fasching in Wien besteht. Es kann eben nur unsere Absicht sein, auf die wirklich hervorragenden oder durch eine lokale Eigenart charakteristischen an dieser Stelle näher einzugehen. Denn in seinen Opernredouten oder Eisfesten unterscheidet sich Wien in keiner Hinsicht von den ähnlichen Freuden einer andern Weltstadt. Die wesentlichen Merkmale wird man immer dort suchen müssen, wo das Volk in seinen Gepflogenheiten zum Wort kommt. Wien hat somit nicht nur seinen Ball der „Herrschaftsdiener“ und „Wachtleute“, sondern sogar einen der „Geheimpolizisten“. Die ganze Naivetät der Donaustadt spiegelt sich nach unserem Ermessen in diesem letzteren Umstande wider. Man kann da also echt gemütlich die gefürchteten Hüter des Gesetzes beisammen sehen, wie sie sich nach einem Walzer von Strauß oder Lanner im Kreise herumdrehen. Ein öffentlicher Ball, an welchem sämtliche Geheimpolizisten der Hauptstadt, soweit sie natürlich nicht gerade im Dienst sind, teilnehmen! Welch eine gute Gelegenheit für den Verbrecher, seine Feinde kennen zu lernen und zu studieren! Man wird zugeben: „Dös gibt's nur in Wean!“

Specifisch wienerisch ist auch der Ball der „Drahrer“. Das Wort will für den Nichtwiener eigens erst erklärt sein. Mit „umdrahn“ = umdrehen bezeichnet man an der Donau das nächtliche Schwärmen. Daraus folgert leichtlich die Bedeutung von „Drahrer“. In Wien selbst ist sie heute sehr gebräuchlich und entbehrt dabei eines jeden unholden Beigeschmacks, seit der treffliche und beliebte Volkssänger „Guschelbauer“ sein Lied vom „alten Drahrer“ singt. Man kann sich somit vorstellen, wie es auf einem Drahrerball, zumal im Fasching, zugeht. Das ist Wien, das alte, traute, echte deutsche, naive Wien in all seiner Herzlichkeit und in all seinem Frohsinn! ...

Graf Taafe. Geheimrat.
Ungarischer Magnat. Kaiser Joseph.
Vom Hofball (Cercle des Kaisers).

Echt wienerisch ist auch der sogenannte Lumpenball. Auf demselben erreicht die Ausgelassenheit des Faschings gewöhnlich ihren Höhepunkt. Das Publikum erscheint nämlich an diesem Abend buchstäblich mehr oder minder in Lumpen gehüllt. Dabei sind Preise ausgesetzt für denjenigen, welcher eine möglichst charakteristische Maske gewählt hat. Man kann sich denken, welch ein „edler“ Wetteifer dadurch entzündet wird.

Leider findet das Schönheitsgefühl selbst eines nicht strengen Beurteilers in diesem Faschingstreiben doch hin und wieder eine Veranlassung zum Aergernis. Man darf eben auf diesem Lumpenball, wie zumeist bei allen Festlichkeiten, welche direkt aus dem Volke herausgewachsen sind, das Schöne und das Häßliche nicht zu scharf gegeneinander abwägen. Dagegen lernt der Fremde auf dem Fiakerball das Wiener Leben von einer seiner ansprechendsten Seiten kennen (S. 182). Hier pulsiert reiner, ungemischter, dabei sittlich geläuterter Frohsinn. Die Fiaker nehmen bekanntlich in der Donaustadt eine

andere Stellung ein als etwa die Droschkenkutscher in einer großen Metropole Deutschlands. Sie sind wohlhabend, zum Teil vornehm. Sie rekrutieren sich ferner aus guten bürgerlichen Familien, welche das Deutschtum in Sprache und Gesinnung unverfälscht weiter überliefern. Daher datiert denn auch die große Beliebtheit, welche das Fiakertum bei der gesamten Bevölkerung Wiens genießt. Seit der große Komiker Girardi gar diesem Stande sein hübsches, charakteristisches Fiakerlied gewidmet, ist daraus eine förmliche Begeisterung geworden. Ganz Wien singt dasselbe etwa seit Jahresfrist; es ist als fester Bestandteil in den Melodienschatz des Volkes gewachsen. Daraus kann man leicht den Schluß ziehen, wie es auf einem solchen Fiakerball hergehen mag. Da sprüht der Humor, da strömt der edelste Wein, welcher auf den Bergen an der Donau gedeiht.

Vom Wäschermädlball.

Vielleicht kommt nirgend so wie gerade hier das wienerische Volksgemüt in seiner deutlichsten und besten Seite zum Vorschein. Man muß wohl oder übel den Wiener lieben lernen, wenn man solch einen Fiakerball besucht hat.

„Die Gefertigten geben mit traurigem Gemüte allen Freunden lustigen Lebens und guten Humors hiermit Nachricht von dem Hinscheiden einer allgemein beliebten und bekannten Persönlichkeit, des Herrn Karneval, vulgo Fasching, Mitbegründers des Lebevereins und Stifters aller Schulden, sowie der Lungensucht, Professors aller Lumpen, Doktors verliebter Mädchen, Sekretärs von der leeren Kasse und Vorstands aller durstigen Gesellschaften, welcher diesen Dienstag, 12 Uhr nachts, inmitten seiner tollsten Laune, plötzlich sein ruheloses Dasein beendete.

„Das feierliche Leichenbegängnis findet am nächsten Tage vom Hause des Katzenjammers aus auf dem Friedhofe zur Reue statt."

Mit diesem humoristischen „Partezettel" nimmt Wien von seinen Faschingsfreuden, von Tanz und Ausgelassenheit jeder Art Abschied, um nunmehr in die sang- und klanglose Fastenzeit, die Vorbereitung für die großen Feiertage der Christenheit, einzutreten.

Zuspruch.

Von

Fritz Zilcken.

Du sollst nicht verzagen
Kleinmütig in Tagen,
Wo du elend bist.
Es kommen die Stunden,
Wo froh du gefunden,
Was dir fehlend ist.

Es treiben geschwinder
Die Saaten, gesünder,
Vom Winter bedeckt.
So sprossen in Leiden
Zukünftige Freuden,
Dem Auge versteckt.

Nach vorne stets blicke,
Den Zweifel ersticke
Mit Macht in der Brust!
Und Unglück wird Brücke
Und Hoffnung dir Krücke
Zu künftiger Lust.

Der Sammler

Die Datumgrenze.

Nicht auf der ganzen Erde ist das gleiche Datum. Wenn wir in Deutschland am ersten Januar gegen Mittag unsere Neujahrsvisiten machen, dann sitzen andere Erdbewohner rechtmäßig noch bei der Sylvesterbowle und warten auf die Mitternachtsstunde, noch andere aber haben schon den Neujahrstag hinter sich und schreiben: den 2. Januar. Das erscheint auf den ersten Blick unglaublich, und doch wird man bei einigem Nachdenken einsehen, daß es nicht anders sein kann.

Ein neues Datum beginnt um Mitternacht. In demselben Augenblick, wo der Sekundenzeiger einer richtig gehenden Uhr über den 60. Sekundenstrich der 12. Abendstunde hinwegschreitet, ist der alte Tag erloschen und ein neuer beginnt. Nun tritt aber die Mitternachtsstunde nicht auf allen Punkten der Erde gleichzeitig ein, denn unsere Uhren richten sich nach der Sonne, und diese steht, bei ihrem scheinbaren Lauf von Osten nach Westen, früher über einem östlichen Punkte der Erde als über einem westlichen. Wenn es in Berlin 12 Uhr mittags ist, dann ist es in Petersburg schon 7 Minuten nach Eins, und in Madrid fehlen noch 8 Minuten an Elf. Um Mitternacht findet natürlich dasselbe statt: wenn es in der spanischen Hauptstadt Sonntag abends 11 Uhr schlägt, dann ist es in der russischen Hauptstadt schon Montag früh 1 Uhr 15 Minuten.

Nimmt man andere Orte, die in der Richtung von Osten nach Westen noch weiter auseinander liegen, so sind die Zeitunterschiede entsprechend bedeutender. So ist es z. B., wenn in London zu einer Mitternacht der Montag aufhört und der Dienstag beginnt, in New Orleans Montag abends 6 Uhr, und in Kalkutta Dienstag morgens 6 Minuten vor 6 Uhr. Hieraus geht hervor, daß auf der Erde nicht überall das gleiche Datum herrscht, und so kann es vorkommen, daß eine Depesche, die in Hamburg am Charfreitag aufgegeben wird, schon am Gründonnerstag in New York eintrifft.

Als eine Grenze des Datums haben wir jetzt die Linie auf der Erde erkannt, wo die Uhr Mitternacht zeigt, d. h. denjenigen Halbmeridian auf der Schattenseite der Erde, welcher der Sonne gegenübersteht. Dieser Mitternachtsmeridian fliegt am Aequator mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel über die Erde hinweg; an den Polen läuft er nur halb so schnell als der Stundenzeiger einer Uhr. Die Länder östlich von dieser Linie haben Montag, wenn diejenigen westlich davon im Sonntag sind. (S. Fig. 1.)

Da diese Grenze nur von einem Pole zum anderen geht, so genügt sie nicht, die Erde in zwei verschiedene Datumbezirke zu teilen; es muß noch eine andere Grenze vorhanden sein, welche wieder von einem Pole zum anderen führt. Diese Notwendigkeit wird sofort erkannt werden, wenn man in Gedanken einen Reisenden mit der Geschwindigkeit des Telegraphen vom Mitternachtsmeridian ausgehend die Montagsregion ostwärts verfolgen läßt, und einen zweiten die Sonntagsregion westwärts. Auf der anderen Seite der Erde werden sie an einem Punkte zusammentreffen, wo es gerade Mittag ist; der eine wird behaupten, es sei Montag mittags, der andere es sei Sonntag mittags. Einer kann aber nur recht haben, und es muß ein Fehler gemacht sein. **Dieser Fehler läßt sich nur dadurch vermeiden, daß man eine zweite Linie auf der Erde annimmt, bei deren Ueberschreitung jeder Reisende sein Datum ändern muß.**

Fig. 1.

Als solche Datumgrenze ist der 180. Grad östlich von Greenwich angenommen, also eine Linie, die im Stillen Ocean liegt und welche keine bewohnten Länder durchschneidet, wo eine solche Datumänderung große Uebelstände mit sich bringen würde. Hier sind es nur die Schiffer, welche ihr Datum ändern müssen, und zwar läßt der westwärts segelnde beim Ueberschreiten des betreffenden Grades einen Tag ausfallen, der ostwärts fahrende führt einen und denselben Tag zweimal an. So findet man im Schiffstagebuch der Dampfer, die von San Franzisko nach Yokohama reisen, beispielsweise folgende Daten: 1885, Montag, den 1. Juni, Dienstag den 2. Juni, Donnerstag den 4 Juni u. s. w. Auf der Rückreise jedoch zeigt das Tagebuch: Dienstag den 8. September, Mittwoch den 9. September I, Mittwoch den 9. September II. Donnerstag den 10. September u. s. w. Die Reisenden des ersten Schiffes haben also den Mittwoch, den 3. Juni 1885 nicht erlebt, diejenigen des zweiten Schiffes hingegen haben zwei Mittwoche in einer Woche gehabt.

Wer in östlicher Richtung die Erde ganz umfährt, hat die Sonne einmal mehr aufgehen sehen, als wenn er zu Hause geblieben wäre; jeder einzelne Tag war aber auch kürzer als 24 Stunden. Jener Schiffskapitän, welcher 30mal die Erde ostwärts umsegelt hatte, und daher behauptete, 30 Tage älter zu sein als sein Zwillingsbruder, war ein Spaßvogel; er hatte wohl 30 Tage mehr erlebt, war aber doch keine Stunde älter als sein Bruder.

Wir haben jetzt gesehen, daß es **zwei** verschiedene Daten auf der Erde gibt, jetzt bleibt noch unsere erste Behauptung zu beweisen, daß sogar an einzelnen Stunden des Tages **drei** verschiedene Daten geschrieben werden müssen.

Als vor einigen Jahrhunderten die Inseln des Indischen Archipels und der Südsee entdeckt wurden, da war die Notwendigkeit einer Datumgrenze noch nicht erkannt, und die Schiffe verpflanzten naturgemäß ihr von Europa mitgebrachtes Datum auf die Inseln. Nun war ein Teil der Schiffe aber um das Kap der guten Hoffnung herum gekommen, der andere Teil um Kap Horn, und da jeder infolgedessen ein anderes Datum mitgebracht hatte, wie wir es oben bei unseren beiden Reisenden gesehen haben, so kam es, daß die einzelnen Inseln je nach dem Wege des Entdeckers ein um einen Tag verschiedenes Datum führten. Es hatte sich auf diese Art eine natürliche Datumgrenze gebildet, die sich

Fig. 2.

freilich in sonderbaren Krümmungen durch die einzelnen Inselgruppen hindurchwand und oft zwei Inseln trennte, welche dicht nebeneinander lagen, so daß die eine den Sonntag einen Tag früher hatte als ihre Nachbarin.

Im Laufe der Zeit wurden die Unbequemlichkeiten dieses Zustandes aber so störend, daß man sich entschloß, im allgemeinen den 180. Grad als Datumgrenze anzunehmen. Einzelne Inselgruppen jedoch fügten sich diesem Uebereinkommen nicht, so z. B. die spanischen Philippinen, welche trotz ihrer westlichen Lage ihr östliches Datum beibehielten. Infolgedessen hat die jetzige Grenze eine starke Einbiegung nach Westen, indem sie, aus der Behringstraße kommend, an der asiatischen Küste entlang zwischen dieser und den Philippinen hindurchläuft und sich dann wieder nach Osten wendet, indem sie Australien und Neuseeland westlich läßt. (Fig. 2.) Die Insel Chatam ist der am meisten östlich gelegene bewohnte Punkt des neuen Datums, dort bricht zuerst das Neujahr an. Manila auf den Philippinen behält das alte Datum am längsten bei.

Befindet sich nun der Mitternachtsmeridian an diesem Teil der Erdkugel, das ist wenn bei uns ungefähr Mittag ist, so schneidet er die Datumgrenze infolge ihrer Krümmung an zwei Punkten, und es entstehen drei verschiedene Datumbezirke, indem z. B. der Sonntag in Manila noch nicht beendet ist, während auf der Insel Chatam der Dienstag schon begonnen hat, und der übrige Rest der Erde Montag hat.

Die Figuren 3, 4 und 5, in welchen die Schlangenlinie die Datumgrenze und die punktierten Linien den Mitternachtsmeridian bedeuten, zeigen Anfang, Mitte und Ende der Periode mit drei Daten.

In Fig. 3 hat beinahe die ganze Erde Montag, nur Manila hat noch Sonntag. In Fig. 4 ist der Mitternachtsmeridian über Chatam hinweggeschritten und hat dort den Dienstag geweckt, während Manila immer noch Sonntag hat. In Fig. 5 hat der Meridian auch Manila überschritten, dort ist es endlich auch Montag geworden, und es gibt wieder nur zwei Daten auf der Erde.

E. Neu

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Bei bevorstehender Pflanzzeit ist es Pflicht eines gewissenhaften Berichterstatters, auf mancherlei aufmerksam zu machen, was bei Anlage oder Unterhaltung eines Gartens zu beachten, vielleicht auch neu anzuschaffen ist, und gestatten wir uns deshalb, einem naturfreundlichen Leser einige Gehölze vorzuführen, die, im Garten an rechter

Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.

Stelle gepflanzt, in hohem Grade zur Verschönerung desselben beitragen werden; wir besprechen sie und einige ihrer Verwandten um so lieber, als sie zum Teil bereits alt und vergessen, zum Teil aber neu und noch wenig gekannt sind.

Da ist zuerst ein Strauch mit reizenden rosenroten großen Blütentrauben und feingefiederten Blättern. Es ist dies Olgas Inkarvillea oder Incarvillea Olgæ Rgl. oder I. Koopmanni Lauche (Fig. 1). Der Name der Pflanze Incarvillea wurde von dem Direktor des botanischen Gartens in St. Petersburg, Herrn Regel, zu Ehren eines Franzosen, Incarville, gegeben, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Jesuitenmissionar in Peking und auch ein großer Freund der Botanik gewesen ist und den beiden Jussieu, den berühmten französischen Botanikern, manche Pflanze aus dem himmlischen Reiche gesandt hat. Er starb 1757.

Unsere Pflanze wurde auch Tecoma Olgæ Rgl. genannt und stammt aus Kokand und Turkestan, von wo sie von dem kaiserlichen Gartendirektor Koopmann, damals in Margellan (Turkestan), jetzt kgl. Garteninspektor an der Lehranstalt für Gartenbau in Potsdam, im Jahre 1878 an eben diese Lehranstalt gesendet wurde; sie gehört zur Familie der Bignoniaceen und hält unseren Winter ohne Bedeckung aus, wenn sie in den ersten Jahren ein wenig gegen den Temperaturwechsel geschützt worden ist. Sie läßt sich durch Samen (bei Haage & Schmidt in Erfurt vorrätig) und Stecklinge vermehren.

Der texikanische Kastanienbaum oder „die prächtige Ungnadie“ (Ungnadia speciosa Endl. syn. U. heterophylla Scheele Fig. 2) stammt aus Texas und gehört der botanischen Familie der Sapindaceen an. Endlicher nannte diesen 3—6 m hohen Strauch nach dem Baron von Ungnad, Gesandter des Kaisers Rudolph II. (1552—1612). Die im Mai oft vor den Blättern erscheinenden Blüten sind getrennten Geschlechts, andere auch Zwitterblüten (polygamisch), rot, 2—3½ cm breit; sie bilden kurzgestielte armblütige Scheindolden. Der belaubte schöne Strauch erinnert an die bekannte Spiraea Lindleyana Wall. Er hält in Mitteleuropa im Freien aus, dürfte aber schon in Norddeutschland sorgfältig gegen den Winter gedeckt werden müssen. Er wurde 1848 in Wien eingeführt. Man vermehrt ihn durch Samen (Nüsse), die bei Haage & Schmidt in Erfurt vorrätig sind.

Unter den verschiedenen Arten unserer Himbeer- und Brombeersträucher gibt es eine, die als Zierstrauch eben so schön wie als Fruchtstrauch nützlich ist. Wir meinen die Nordische Brombeere Rubus arcticus L. (Fig. 3, 1) ein Zwergstrauch aus dem hohen Norden, dessen Spielart Foecundus oder Fecundus, der „Fruchtbare“, köstliche Früchte zum Einmachen liefert; die Blüten sind rosenrot. Der niedrige Strauch eignet sich für den Rand von Gesträuchgruppen, es müssen aber, wie bei den folgenden, jährlich im Herbst die zweijährigen Blüten- oder Fruchtstengel herausgeschnitten werden, weil sie nach der Ernte absterben. Man vermehrt den Strauch durch Teilung oder durch Aussaat von Samen. — Die wohlriechende Himbeere Rubus odoratus L. Fig. 3, 2) ist ein 1 m hoher Strauch aus Nordamerika mit prächtiger Belaubung und ansehnlichen, einer einfachen roten Rose gleichenden Blumen, welche den ganzen Sommer hindurch erscheinen. Der Strauch gedeiht auch im Halbschatten, wenn er in fruchtbarem, mäßig feuchtem lockerem Boden steht. Von dieser Art gibt es auch eine weißblühende, seit kurzem auch eine weißgefüllt blühende Spielart. —

Rubus fruticosus L. ist die gemeine Brombeere, die, in Mitteleuropa wildwachsend, durch die großen wohlschmeckenden und saftreichen Früchte der amerikanischen Spielarten in neuerer Zeit eine große Bedeutung erlangt hat. Für den Blumengarten sind jedoch nur die gefülltblühenden Spielarten von Wert, wie die gefüllte weiße und Flore roseo pleno oder Bellidiflorus, die maßliebchenblühende Brombeere mit großen Büscheln dicht gefüllter Blumen, die denen der vielblütigen Rose (Rosa multiflora Thubg.) gleichen; sie wächst 3—4 m hoch und sollte zur Bekleidung von unschönen Mauern, Steinen u. s. w. benützt werden; selbst zur Bekleidung von Baumstämmen ist sie brauchbar. Das Ausschneiden abgestorbener Stengel ist bei dieser wie bei der vorigen Art durchaus notwendig; beide Arten lassen sich leicht durch Teilung der Wurzelstöcke vermehren.

Ein herrlicher Baum von höchst eleganten Formen ist der mit der grauen Walnuß (Iuglans cinerea L. oder cathartica Mch. oder oblonga Mill., Fig. 4) aus Nordamerika. Das Blatt wird aus 11—17 länglich lanzettförmigen, lang zugespitzten, gesägten, unterhalb weichhaarigen, in der Jugend klebrigen Blättchen gebildet. Die Blütezeit fällt in den Mai; die an der Spitze der Zweige vom vorjährigen Holz sitzende weibliche Blüte (auf unserem Bilde oben gezeichnet) hebt sich, nachdem sie vom Pollen männlicher Blüten (die unten am vorjährigen Holz der

Fig. 5. Maximowiczia chinensis.

Abbildung hängenden „Kätzchen“) befruchtet worden, an der Spitze eines jungen Triebes mit 5—6 Blättern und entwickelt in der Regel zwei Früchte, wie unsere Abbildung sie auf der linken Seite zeigt; sie sind aber vorläufig noch wenig nützlich und unsere gemeine Walnuß (Iuglans regia L.) ist in dieser Beziehung noch unübertroffen.

Der Baum gedeiht auf Sandboden noch ziemlich gut, besser doch in einigermaßen feuchtem und fruchtbarem Boden eines eingeschlossenen Waldbestandes, weil das Holz denselben Wert besitzt, wie das des gemeinen Wallnußbaumes; wegen der feinen hellen Belaubung ist er für Parkanlagen ganz besonders zu empfehlen.

Ein interessanter Schlingstrauch aus dem Amurgebiet und den südlich angrenzenden Ländern, aus Japan und China, ist die Chinesische Kadsura oder Schisandra (Maximowiczia chinensis Rupr. oder M. japonica A. Gr., Kadsura chinensis Turcz. oder Schisandra chinensis K. Koch Fig. 5) aus der Familie der Menispermazeen-Schisandreen. Die an langen Stielen uberhängenden Blüten sind getrennten Geschlechts und wohlriechend; die Blütenhülle ist blaßrosa. Die männliche Blüte besitzt fünf Staubfäden (c), deren kurze Träger in eine Säule verwachsen sind. Die weibliche Blüte trägt auf einem walzenförmigen Fruchtboden viele Fruchtknoten (c), deren jeder zweifächerig ist und jeder ein Ei enthält; die Fruchtbodensäule (d) vergrößert sich allmählich und nimmt mit den Beeren

eine rote Farbe an. Die Frucht (g) ist beerenartig und zweisamig, birnförmig und scharlachrot. Die im Mai und Juni erscheinenden Blüten

Fig. 1. Incarvillea Olgæ.

sind unbedeutend, doch angenehm von Geruch, und die Fruchttrauben zieren durch ihre rote Farbe den Strauch sehr, der eine 8—10 m hoch kletternde Schlingpflanze ist, die in jedem guten Gartenboden und auch im Halbschatten von Bäumen u. dgl. gut gedeihen wird. Sie dürfte unsern Winter ohne Gefahr aushalten, da sie in Petersburg unter Decke mehrere Winter gut überdauert hat. Man vermehrt sie durch krautartige Stecklinge unter Glas, aus Samen und durch Wurzelausläufer. Pflanzen sind bei Haage & Schmidt in Erfurt vorrätig.

Eine Verwandte unserer Maximowiczia ist die **Japanische Kadsura** (Kadsura japonica Dun. syn. Uvaria japonica L., Kadsura ist der japanische Name), deren schwefelgelbe Blüten im Spätsommer und Herbst erscheinen. Diese Schlingpflanze ist aber für unsere norddeutschen Winter nicht hart genug und muß sorgfältig gedeckt werden; in Süddeutschland, Tirol und in der Schweiz dürfte ihre Ueberwinterung im Freien keine Schwierigkeit bereiten.

Eine schöne Liane ist auch die zu den Kaprifoliaceen gehörige Leycesteria formosa Wall. vom Himalaya, aus Nepal, die aber in Norddeutschland zu den Halbsträuchern oder Stauden zu rechnen sein wird, weil sie bis auf die Wurzel

Fig. 2. Ungnadia speciosa.

abfriert und im Frühjahr wieder austreibt; ihre Wurzeln müssen im Winter nach eingetretenem Frost gedeckt werden, auch in den gut gelegenen Gegenden Süddeutschlands, wo sie ihre oberen Teile lebend erhält, wenn sie gegen starke Kälte geschützt worden sind.

Der Name Leycesteria wurde von Wallich († 1854 in London), früher Direktor des botanischen Gartens in Kalkutta, der Pflanze zu Ehren des zur Zeit Roxburghs Präsidenten des Höchsten Gerichtshofes in Kalkutta, Leycester, gegeben.

Die Blätter stehen einander gegenüber, sind breit eirund und lang zugespitzt; die Blüten sitzen quirlartig zusammen und sind weiß, die Deckblätter grün- und purpurfarbig und bilden hängende Trauben; sie erscheinen vom April bis Oktober. Man pflanzt den klimmenden Strauch in guten aber lockeren Boden und am besten in die sonnigste Stelle des Gartens an eine Wand oder an eine entsprechende Stütze, die entweder für sich schön und passend sein muß oder möglichst wenig sichtbar sein darf; nichts ist so unschön, als ein Pfahl o. dgl., der monatelang auf seine Bekleidung warten muß! — Es gibt auch eine Spielart mit buntgezeichneten Blättern.

Man vermehrt die Leycesteria durch krautartige Stecklinge und aus Samen. Pflanzen und Samen sind bei Haage & Schmidt in Erfurt vorrätig. Unser Bild (Fig. 6) zeigt unten eine Blüte in natürlicher Größe

2

Fig. 3. 1) Rubus articus, 2) Rubus odoratus.

Neues aus dem Reiche der Wissenschaften.

Die **Telephonie** gewinnt immermehr an Ausbreitung und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher jedes bessere Haus wie heute seine Gas- und Wasserleitung so sein Telephon besitzen wird. Wenn nun die Telephonie auch auf sehr weite Entfernung hin möglich ist, so leuchtet ein, daß deren Bedeutung eine gar nicht hoch genug anzuschlagende sein wird. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die Versuche überaus wichtig, welche F. van Rysselberghe jüngst in Amerika angestellt hat. Es ergibt sich aus denselben, daß man wirklich mit Erfolg auf jede Entfernung hin unmittelbar und ohne Relais telephonisch verkehren kann. Alle Hauptstädte Europas könnten durch einen internationalen Telephondienst verbunden werden, ja van Rysselberghe ist der Ueberzeugung, daß das gesprochene Wort anstandslos von London bis Kalkutta gehört werden könnte und zwar durch Leitungen, die gleichzeitig auch der Telegraphie dienen. Die telephonische Verständigung auf Kupferdrähten ist überaus klar und deutlich. Um zu untersuchen wie weit diese Klarheit und Deutlichkeit reiche, wurden Versuche zwischen New York und Chicago angestellt an Kupferdrähten auf eine Distanz von 1010 englischen Meilen oder 1625 Kilometer. „Nachdem", so berichtet R., „alles gehörig eingerichtet war, näherte sich einer von uns in New York mit einiger Angst dem Mikrophone, nahm den Empfänger ans Ohr und rief: ‚Holla Chi-

Fig 4. Iuglans cinerea.

cago! Hurra hurra!‘ Dann drehte er sich erstaunt zu uns um und sagte: ‚Unglaublich‘. Er hatte nämlich die Stimme des Ingenieurs in Chicago deutlich erkannt, aus einer Entfernung, um die Hälfte größer als diejenige von Paris nach Berlin! Ich nahm nun," erzählt van Rysselberghe, „selbst das Telephon und mußte erstaunen über die Klarheit der Stimmen, die ich vernahm. Ich konnte den Apparat 4 cm von meinen Ohren entfernen, ohne daß ich aufhörte den Sprecher zu verstehen. Leute, die niemals vorher ein Telephon benutzt hatten, sprachen ausgezeichnet, ohne nötig zu haben, irgend ein Wort zu wiederholen. Selbst eine Frau aus dem Volke, die Aufseherin des Kabelhauses, in dem wir uns befanden, und die niemals ein Telephon gesehen hatte, sprach ohne Zögern mit Frau Steward, deren feine Stimme man vortrefflich verstand. Mit einem Worte, die telephonischen Gespräche zwischen zwei Sprechstellen in derselben Stadt sind selten so befriedigend, wie diejenigen, die wir mit meinen Apparaten erhielten, durch einen Stromkreis, dessen ganze Länge 3250 km betrug, d. h. mit zwei Drittel der Entfernung, welche die Küsten der alten und neuen Welt trennt! Die Stärke der Stimmen war eine solche, daß alle, die den Versuchen

Fig. 6. Leycesteria formosa.

beiwohnten, daraus schlossen, daß man an demselben Draht und mit denselben Apparaten auf eine dreimal so große Entfernung sprechen könne. Was mich betrifft, ich würde wagen, für den Erfolg bei einer doppelt so großen Entfernung zu bürgen und glaube, daß (mit demselben Draht) auf eine viermal so große Entfernung die Sache sich wird durchführen lassen. — Mit einem Draht von

passendem Durchmesser würde ich den Erfolg in jeder gegebenen Entfernung verbürgen, wäre es auch die von Paris bis Peking."

Eine neue Verwendung des **Mikrophons** wird im Centralblatt für Elektrotechnik erwähnt. Um die Bruchstelle eines Wasserleitungsrohrs, das 2 Meter tief unter der Erde lag, zu entdecken, benutzte Ph. Seubel mit Erfolg ein entsprechend konstruiertes Mikrophon. Dasselbe bestand aus einem Holzkasten, ca. 20 cm im Quadrat, unten offen und oben mit einem Resonanzboden aus dünnem Holze abgeschlossen. Auf diesem ist ein Messingbügel befestigt, der oben mit Löchern zur Aufnahme dünner Graphitstäbe versehen ist, welche mit ihren unteren Enden in kleinen Vertiefungen einer auf dem Resonanzboden liegenden Kohlenplatte ruhen, während sie im Messingbügel lose anlehnen. Eine Batterie ist mit dem Messingbügel verbunden, von dem aus der Primärstromkreis über die Graphitstäbe, die Kohlenplatte durch die Primärwickelung einer Induktionsrolle geschlossen ist. Ein Telephon war in üblicher Weise in die Sekundärwindungen des Induktoriums eingeschaltet. Nachdem die Wasserleitung an dem einen Ende abgeschlossen war, so daß an sich in derselben ein Strömen des Wassers nicht stattfinden konnte, wurde von Strecke zu Strecke das Mikrophon über die Leitung gestellt. Es war zunächst ein deutliches Rauschen hörbar; eine plötzliche Verringerung desselben deutete darauf hin, daß man über die Bruchstelle hinweggegangen war; dieselbe wurde innerhalb ca. 10 m bestimmt, während die ganze bezügliche Leitung 3 englische Meilen lang war.

Der Einfluß des **Waldes** auf den Stand der Gewässer ist in neuerer Zeit mehrfach besprochen worden, ohne daß freilich das Problem eine erschöpfende Erledigung gefunden hätte. Während man auf der einen Seite gar keinen wesentlichen Einfluß nach der bezeichneten Richtung hin zu geben möchte, sind anderseits gewichtige Stimmen laut geworden, welche die häufigeren Ueberschwemmungen der neuesten Zeit mit der Abnahme der Wälder in ursächliche Beziehung bringen. Dem gegenüber weist Bühler nach, daß die Vergleichung der Niederschlagsmengen und der Wasserstände in den schweizerischen und badischen Flüssen keinen unmittelbaren Zusammenhang erkennen lassen. Ferner findet er, daß im Walde weniger Wasser auf den Boden gelangt, unter Umständen auch weniger in denselben eindringt, als im freien Lande, daß allerdings die Verdunstung im Walde geringer, dagegen der Verbrauch an Verdunstungswasser seitens der Baumvegetation ein größerer ist als bei landwirtschaftlichen Kulturpflanzen. Daraus folgt, daß die Zufuhr von Wasser an die Quellen im Walde nicht bedeutend verschieden sein kann von derjenigen auf Weide- oder Ackerland. In niederschlagsarmen Jahren vertrocknen ja auch die Quellen im Walde, wenn auch etwas später als diejenigen auf freier Flur. Daher kann die nachhaltige Speisung der Flüsse resp. die Erhöhung des niedrigsten Wasserstandes durch die Bewaldung nur unbedeutend sein. Bestehen bleibt also nur ein Einfluß des Waldes auf die hohen Wasserstände durch Verminderung und Verlangsamung des Wasserabflusses sowohl beim Schmelzen des Schnees als bei heftigen Regengüssen. In solchen Fällen kann eine Verzögerung von wenigen Stunden lokal von größter Bedeutung sein, insbesondere seitdem durch Flußkorrektionen vielfach Beschleunigung des Wasserabflusses bewirkt wurde. Katastrophen wird übrigens auch die vollständige Bewaldung der Gebirge nicht unmöglich machen können, weil die größten Niederschläge oberhalb der Waldgrenze erfolgen und oft die von diesen Gegenden herabstürzenden Wassermassen in der Waldregion selbst Verheerungen anrichten.

Das **Coniin**, die im Schierling (Conium macalatum) wirksame giftige Base, eins der stärksten Pflanzengifte, die man kennt, ist jetzt von Ladenburg auf künstlichem Wege dargestellt worden. Diese chemische Synthese ist einer der größten Triumphe der Wissenschaft, denn bis dahin war es niemals möglich gewesen einen Pflanzenstoff aus der Klasse der wirklichen Alkaloide künstlich herzustellen. Das künstliche Coniin stimmt mit dem natürlichen, wie es der Schierling produziert, in chemischer, physikalischer und physiologischer Beziehung völlig überein. Auf welchem Wege und von welchen Gesichtspunkten geleitet Prof. Ladenburg zum Ziele gelangte, kann hier nicht näher auseinandergesetzt werden, aber wissenschaftlich ist die synthetische Darstellung der Stoffe, welche bisher nur aus den Pflanzen beschafft werden konnten, von größter Wichtigkeit. Auf der Berliner Naturforscher-Versammlung sagte Prof. F. Cohn: „Für die wichtigsten unter den organischen Verbindungen, für die eigentlichen Baustoffe der Pflanzen, in denen die Lebensbewegungen derselben sich abspiegeln, für die Kohlenhydrate und die Eiweißstoffe haben die Pflanzen das Monopol ihrer Erzeugung sich noch nicht entreißen lassen. Von volkswirtschaftlichem Standpunkte ist dies gewiß bedauerlich; denn an dem Tage, wo es der Chemie gelingen wird, was die einfachsten Algen und Moospflänzchen verstehen, aus Kohlensäure und Wasser Stärkemehl darzustellen, wird auch die Brotfrage, die ja die erste sociale Lebensfrage ist, gelöst sein. So lange wir auf den Anbau der Getreidegräser angewiesen sind, vermag eine bestimmte Bodenfläche nur eine bestimmte Anzahl Menschen zu ernähren; Kohlensäure und Wasser aber sind überall genug vorhanden, um für eine unendliche Volksmenge Brot zu schaffen, und da ohne Zweifel, wenn erst die künstliche Darstellung der Kohlenhydrate gelungen, ein viel kleinerer Schritt erforderlich ist, um aus ihnen in Verbindung mit Stickstoff Eiweiß zu erzeugen, so wird es dann auch leicht sein, Milch und Fleisch künstlich zu fabrizieren."

Ueber den Gehalt des Eises an **Bakterien** hat Fränkel Untersuchungen angestellt, die allgemeine Bedeutung beanspruchen dürfen. Er fand durch Untersuchung des Roheises eines Berliner Eiswerkes, daß in 1 Kubikcentimeter Schmelzwasser fast 8000 Kolonien von Mikroorganismen enthalten waren. Bedenkt man, heißt es in dem Bericht über diese Untersuchungen, daß man Wasser, welchem eine gleiche Anzahl von Keimen innewohnten, unter Umständen also mehrere Tausende, wohl unter keiner Bedingung als ein geeignetes Trink- oder Nutzwasser ansprechen dürfte, so ist angesichts der bei der Untersuchung des Eises gefundenen Ergebnisse die Frage gerechtfertigt, ob vom hygieinischen Standpunkte aus nicht gegen manche Verwendungsweisen eines derartigen Materials ernsthafte Bedenken geltend gemacht werden müssen. Dazu kommt, daß eine allerdings nur kleine Reihe von Versuchen sogar darauf hinzudeuten scheint, daß das Ursprungswasser eines Eises von einigen Tausend Keimen in hygieinischer Hinsicht noch erheblich schlechter gestellt sei, als das Eis. Eine gewisse Anzahl von Bakterienkeimen des Wassers überdauert den Prozeß des Frierens nicht und kann es auch vorkommen, daß deshalb selbst bakterienreiches Wasser noch ein mäßig bakterienfreies Eis liefert. Auf der anderen Seite aber bringt uns dies zu der Annahme, daß ein bakterienreiches Eis dann wohl einem recht unbrauchbaren Wasser entstammen müsse, und daß eine gewisse Vorsicht bei seinem Gebrauche immerhin angezeigt sei.

Auf Grund der Resultate kommt Verf. zu dem Schlusse, daß das gewöhnliche Roheis, welches bisher zur Verwendung kommt, wegen seines hohen Gehaltes an entwicklungsfähigen Bakterienkeimen überall da durchaus zu verwerfen sei, wo wir es mit der Nahrung, in Getränken oder sonst auf ärztliche Verordnung, zu uns nehmen. Es ist ferner unbrauchbar für Zwecke der Wundbehandlung. An seiner Stelle sollte man in diesen Fällen nur das aus destilliertem Wasser bereitete Kunsteis verwenden. Ueberall, wo Eis direkt mit der Nahrung in Berührung kommt, diese aber späterhin noch durch Kochen u. s. w. verändert wird, ist der Gebrauch des Roheises zulässig, doch der des Kunsteises vorzuziehen.

Die Ursachen der **Verwitterung der Bausteine** sind Gegenstand umfassender Untersuchungen gewesen, deren Resultate Prof. Egleston in New York unlängst mitteilte. Es hat sich ergeben, daß Granit unter günstigen Luft- und Witterungsbedingungen kaum merklich verwittert. Wie zerstörend aber solche ungünstige Bedingungen wirken können, davon liefert der ägyptische Obelisk im Centralparke von New York ein bemerkenswertes Beispiel. Nach einer mehr als 2000jährigen Dauer in trockenem Klima zeigte derselbe, als er im Jahre 1880 nach New York versetzt wurde, kaum eine Spur irgend welcher Beschädigung, während er jetzt, nach etwa 5 Jahren, einer raschen Vernichtung entgegengeht. — Die zu Bauzwecken verwendeten Sandsteine sind gewöhnlich zu unterscheiden in solche, welche ein organisches, ein eisenhaltiges, ein kalkiges oder kieseliges Bindemittel enthalten. Die ersteren zerfallen sehr schnell, die mit eisenhaltigen Bindemitteln sind sehr unsicher; ebenso werden die Sandsteine mit kalkigem Bindemittel allmählich vom Wetter angegriffen und zwar besonders an Bauten in großen Städten, so daß nur ein kieseliges Bindemittel die Steine vor dem zeitlichen Verfall sichert. Von den Kalksteinen werden sowohl die reinen kohlensauren Kalke, als die reinen Dolomite allgemein nicht leicht vom Wetter angegriffen; dagegen ist bei den Steinen, welche eine Mischung aus beiden vorgenannten Arten darstellen, die Gefahr naheliegend, daß der kohlensaure Kalk zwischen den Dolomitteilen ausgewaschen und die Festigkeit des Steines dadurch untergraben wird. Die Erscheinung, daß die Verwitterung von Quadern nahe an der Erdoberfläche am größten ist und mit der wachsenden Höhe abnimmt, läßt sich folgendermaßen erklären: Die Luft in großen Städten enthält einen erheblichen Betrag an Säuren und Schwefligsäure, welche insbesondere an solchen Stellen schädlich wirken, die durch aufsteigende Erdfeuchtigkeit oder infolge schlechter Ableitung des aufschlagenden und abtropfenden Regenwassers von Nässe durchzogen werden. In höheren Luftschichten vermischen sich dagegen die genannten Gase so sehr mit reiner Luft, daß ihr verderblicher Einfluß verringert wird und bald ganz aufhört. Die Zerstörung verzieht sich unter Einwirkung der mit Großstadtgasen geschwängerten Luft auf die von Feuchtigkeit durchzogenen Steine derart, daß das aus kohlensaurem Kalk bestehende Bindemittel, als in kohlensäurehaltigem Wasser leicht löslich, aus den Steinen allmählich ausgewaschen wird. — Eine fernere, bisher kaum beachtete Ursache des Verfalles von Bausteinen an städtischen Gebäuden ist der abschleifenden Einwirkung des vom Winde gegen die Steinflächen geworfenen Straßenstaubes zuzuschreiben. Die Zerstörung, welche hierdurch herbeigeführt wird, ist größer, als man anzunehmen geneigt ist. Egleston setzte eine große Anzahl Steine von verschiedener Härte und Oberfläche einem Sandgeblase aus und fand, daß nicht ein einziger Stein, selbst nicht ein Diamant, fest genug war, dem Angriffe auch nur für kurze Zeit zu widerstehen. Die genauere Untersuchung des in großen Städten erzeugten Staubes hat ergeben, daß er aus einer Anzahl verschiedener Stoffe besteht, namentlich scharfem Quarzsand, einem merkbaren Betrage von Eisen und anderen Bestandteilen, die zwar an sich weniger hart, aber doch scharf genug sind, um die Oberfläche der Quader abzuschleifen. Auf vielen Kirchhöfen wurde diese Thatsache dadurch festgestellt, daß da, wo auf den Denkmälern eingemeißelte Inschriften der herrschenden Windrichtung ausgesetzt stehen, der Stein so weit weggeschliffen war, daß die Buchstaben kaum noch erkennbar sind. Endlich findet Egleston, daß an den Bauwerken früherer Jahrhunderte eine größere Sorgfalt in der Auswahl gleichartiger und durch ihre Bindemittel eine lange Zeit verbürgender Steine erkennbar ist, als an den Denkmälern unserer Zeit, und daß unsere Architekten bei der Bildung der Gesimse und Wasserschläge es oft an der nötigen Vorsorge fehlen lassen, das aufschlagende und abtropfende Niederschlagswasser unschädlich zu machen.

Das **Guarana**, eine in neuerer Zeit vielfach in Aufnahme gekommene Drogue von hohem Preise, die aus den gerösteten und zu einem Teige geknetcten Samen der Paullinia sorbilis besteht, ist bezüglich seiner Herkunft und Bereitungsweise noch immer mangelhaft bekannt gewesen. Karl von Steinen hat auf seiner Expedition durch Centralbrasilien die Gegenden besucht, aus denen die Guaranapasten kommen, und macht darüber interessante Mitteilungen. Die Frucht, aus der die Paste bereitet wird, kommt namentlich zwischen dem Unterlauf des Tapajoz und dem Madeira vor, und das Guarana bildet die Hauptbeziehung, welche von dort mit der Provinz Para unterhalten wird. Die Paste wird am besten von den Maué-Indianern zubereitet und ist das Lieblingsgetränk in Mato Grosso und in einem Teile Boliviens an Stelle des Kaffees. Sie ist steinhart und wird mit einer Feile oder mit der knöcherigen Zunge des Pirarucufisches fein gerieben und mit Zucker und Wasser versetzt. Sie findet auch medizinische Verwertung, zumal gegen Kopfschmerz und Diarrhöe, ihr Mißbrauch erzeugt Nervosität und Schlaflosigkeit. Das Guarana ist um so wichtiger, als es einen sehr kostbaren Handelsartikel darstellt. Am Ort seiner Bereitung hat es einen Preis von ca. 100 Mk. pro 15 kg; in Cuyaba kostet im Detailverkauf eine ungefähr 25 cm lange Gurke, die zerbrochen ein feines Arom entsendet, 16 Mk., immerhin billig im Vergleich zu unseren Apothekern, die 10 g zu 90 Pf. verkaufen (also 1 kg = 90 Mk., statt des Kaffees unerschwinglich). Zuweilen erfährt der Preis in Mato Grosso eine enorme Steigerung.

Die **rote Farbe** spielt, wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, in der organischen Natur die Rolle einer „Warnfarbe", eine Farbe, welche die Tiere vom Genuß giftiger Vegetationsprodukte abhält. Herr Lange macht nun in der Gartenzeitung darauf aufmerksam, daß man frischgesäeten Samen durch keine Art der Vogelscheuchen so gut vor dem Wegfressen durch Vögel schützen könne, als dadurch, daß man den angefeuchteten Samen mit der bekannten grellroten „Mennige" bestreut, so daß er rot gefärbt wird; man darf sicher sein, daß ihn dann kein Vogel anrührt.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.

Rätsel.

Eine junge Waise, von einer entfernten Verwandten aufgezogen, die sie sehr liebt, gibt auf die Frage:

„Wie geht's!“

als Antwort den zweimal ausgesprochenen Namen eines afrikanischen Landstriches. Wie heißt das Land?

Alfred Friedmann.

Diagonalrätsel.

Nachstehende Buchstaben: a, a, a, a, a, a, b, b, ch, d, d, d, d, dt, e, e, e, e, e, e, h, i, l, l, m, n, n, n, n, o, o, p, r, r, r, r, r, s, s, s, s, s, s, t, t, t, u, u, u sollen in nebenstehendes Quadrat so geschrieben werden, daß sieben Wörter entstehen und daß die Diagonale a d eine Stadt in Schlesien und die Diagonale c b eine Stadt Sachsens (Königreich) ergibt. Die sieben Worte bedeuten: 1) eine Stadt Schlesiens, 2) eine Stadt Waldecks, 3) eine Stadt des Königreichs Sachsen, 4) eine Stadt Brandenburgs, 5) eine Stadt Schlesiens, 6) eine Stadt in Schwarzburg-Sondershausen und 7) eine Stadt in der Provinz Westpreußen.

Silbenrätsel.

a ab al am aus ben berg bes bi ber ben
cho col ce do de e eis fant gat ga gal
ge ger gro graph har hel he ko kin mik
ne ne ne nus or po phon per ra rie
se spo still se ser te te tot to to vor wein

Die obigen 54 Silben sind die Anfangs- und die Endsilben von 27 dreisilbigen Wörtern, welche sämtlich dieselbe Mittelsilbe haben.

Welche 27 Wörter kann man aus der gemeinsamen Mittelsilbe und aus den obigen Anfangs- und Endsilben zusammenstellen?

Geographisches Zahlenrätsel.

1, 2, 3, 4, 5, 3, 6. eine Stadt in Brandenburg.
7, 8, 9, 4, 5: eine Stadt in Württemberg.
10, 11, 12, 13, 1, 12, 4: eine Stadt in der Rheinprovinz
14, 3, 4, 3, 6: eine Stadt in Hessen-Nassau.
11, 3, 8, 15, 6, 13, 7: eine große Handelsstadt.
8, 3, 7, 5, 12, 15, 6, 13, 7: eine Stadt in der Prov. Sachsen.
5, 9, 13, 12, 4: eine Stadt in der Rheinprovinz.
16, 11, 12, 7, 4, 11, 17: eine Stadt in Schlesien.

Die mittleren fettgedruckten Zahlen, von oben nach unten gelesen, ergeben eine Stadt, die durch ihre Spielwaren bekannt ist.

Buchstabenrätsel.

Der Erste fehlt dem Dichter,
Doch hat ihn das Genie.
Der Zweite fehlt dem Richter,
Dem Advokaten nie.
Der Flinte fehlt der Dritte,
Doch nicht dem Wurfgeschoß,
Der Vierte fehlt der Hütte,
Doch nicht dem Kaiserschloß.
Den Fünften hat der Tiger,
Doch nicht das edle Pferd.
Der Sechste fehlt dem Krieger,
Doch hat ihn stets sein Schwert.
Der Nächste fehlt dem Weine,
Dem Wasser fehlt er nicht.
Den Letzten such' im Scheine,
Doch nie in Glanz und Licht.
Im Gartenbeet, im Kranze
Siehst du das duft'ge Ganze.

Charade.

(Aus je 2 Silben zusammengesetztes Wort)

Wer die Wahrheit will ergründen,
Dem wird mein Erstes sie verkünden;
Und wer für Wahrheit tapfer ficht —
Ziemt dem des Zweiten Namen nicht?

Nicht der Wahrheit, nur dem Schein
Wird der Ganze dienstbar sein:
Schein will er der Welt erregen —
Nur die Lüge schleicht auf seinen Wegen.

Whistaufgabe Nr. 9.

A. B. C (Strohmann), D haben noch je 8 Karten in der Hand.

A hat: Treff-König, Treff-6, Treff-2, Pique-Dame, Pique-9, Coeur-Aß, Coeur-7, Carreau-5.

B hat: Treff-3, Pique-6, Pique-4, Pique-2, Coeur-Dame, Coeur-9, Carreau-Bube, Carreau-7.

C hat: Treff-5, Treff-4, Pique-3, Coeur-Könia, Coeur-10, Carreau-Aß, Carreau-Dame, Carreau-3.

D hat: Treff-Dame, Treff-10, Pique-Bube, Pique-7, Coeur-5, Coeur-2, Carreau-König, Carreau-2.

Coeur ist Atout.

C hat die ersten fünf Stiche genommen.

Wie muß A spielen, damit B und D Groß-Schlemm werden?

Lösung der Whistaufgabe Nr. 8.

A spielt zuerst Atout. C übernimmt und zieht noch dreimal Atout, worauf A dreimal Coeur abwirft. C bringt im fünften Stich Treff. A übernimmt und zieht noch zweimal Treff. C wirft darauf zweimal Pique ab und A macht die letzten 6 Stiche.

Auflösungen zu Heft 6, S. 1255.

Rätsel: Armbrust.
Homonym: 1) anhalten, 2) nicht gelöst.
Logogryph: Stern, Ernst.
Buchstabenrätsel: Anmut, Unmut.
Charade: Wasserhose.
Silbenrätsel: Aischylos, Agamemnon.
Rebus: Ein Verbrecher.
Schlüsselrätsel:

In jedes Menschen Gesichte steht
eine Geschichte,
Sein Hassen und Lieben deutlich
geschrieben,
Sein innerstes Wesen, es tritt hier
ans Licht,
Doch nicht jeder kann's lesen,
Verstehen jeder nicht.
(Mirza Schaffy.)

Homonym (in Heft 5): lauter.

Schach-Briefwechsel.

An die Löser der Preisaufgabe. Die Zusendung der Preise erfolgt erst nach Ablauf des Einsendungstermins: 30. April.

Schachaufgabe Nr. 34.

Von K. Kondelik in Paris.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XXVI.

Von C. Planck in London.

Weiß: Kg1. Db7. Ta3. Le4, h8. Sc3, e5. Ba5, e7.

Schwarz: Kd4. Sb3. Ba6, a7, c4.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 33.

1. Da1 — h8	Kd5, Kd7
2. Sb3 — d4	K nimmt Ld6
3. Dh8 — d8 ≠.	
1.	Kc6 — d6:
2. Dh8 — d8 +	Kc6; Kc6
3. Sb3 — a5, d4 ≠.	
1.	Kc6 — b6
2. Dh8 — c8	Kb6 — a7
3. Ld6 — c5 ≠.	
1.	Kc6 — b7
2. Kb4 — b5	Kb7 — a7
3. Dh8 — b8 ≠.	

Lösung von Aufgabe XXV.

1. Dg1 — e3	d4 — e3:
2. c2 — c4 ≠.	
1.	Dh8 — e5
2. De3 — b3 ≠	
1.	Sh5 — f6
2. De3 — d4: ≠	
1.	Lg8 — h7
2. De3 — e6 ≠.	

Rätselhafte Inschrift.

Salonmagie.

Von

Alexander.

Der folgsame Thaler.

Der Künstler legte auf ein über seine linke Hand ausgebreitetes Taschentuch einen Thaler, kehrte alsdann die Hand mit dem Tuche so um, daß das Geld in dem Taschentuche so eingeschlossen war, daß die Zuschauer durch das Gefühl sich davon überzeugten, dann das Tuch unterhalb des Thalers festhielten, und produzierte im nächsten Augenblicke trotzdem das Geldstück.

Das Geheimnis bestand einfach darin, daß er in der Linken einen zweiten Thaler besaß, über welchen er das Tuch ausbreitete, ohne daß derselbe bemerkt wurde. Dann gab er sich den Anschein, als ob er den vorgewiesenen Thaler in das Tuch lege, zog aber in der Wirklichkeit im selben Augenblicke das Geldstück mit dem Daumen in die Hand zurück und schloß gleichzeitig die Linke mit dem darüber befindlichen Tuche, als ob er das Geldstück in Empfang genommen habe. Zur gleichen Zeit drückte er das unterhalb des Tuches befindliche Geldstück in die Falten desselben, so daß es schien, als ob dasselbe von dem Tuche eingeschlossen sei. Somit war es ein Leichtes, den Thaler nach einigem Hin- und Herbewegen vorzuzeigen.

Fig 1

Fig. 2.

Ein Zuschauer schien das Verfahren bemerkt zu haben und bemühte sich, den Umstehenden von seinem Scharfblick Kenntnis zu geben. Das bemerkte der Künstler und wandte sich an denselben mit den Worten: „Ich werde das Kunststück wiederholen. Sie selbst sollen das Tuch, worin der Thaler sich befindet, festhalten, und ich werde ihn dennoch hervorzaubern.“ Er nahm nun den Thaler nochmals, legte ihn in das Tuch, überführte die Umstehenden von dessen Vorhandensein und ersuchte den Vorwitzigen, die Hand um das Tuch zu legen, nahm alsdann ein zweites Tuch, deckte dasselbe über das erstere, um, wie er sagte, das Geheimnis nicht zu verraten, und zeigte nach wenigen Augenblicken in der That den befreiten Thaler.

Wie hatte er das möglich gemacht? — Ein guter Taschenspieler muß möglichst auf alles, und insbesondere auf Entgegnungen wie die obige gefaßt und vorbereitet sein, und so führte er einen Ring von dünnem Stahldraht, in der Größe und Form eines Thalers gebogen, bei sich, dessen Enden offen und scharf zugespitzt waren. Als er nun dem Betreffenden, sowie der übrigen Gesellschaft zuerst einen wirklichen Thaler in dem Tuche gezeigt hatte, verwechselte er diesen mit dem erwähnten Ringe (Fig. 1 u. 2), ließ das Tuch festhalten, bedeckte dasselbe mit dem anderen, schob unter diesem die scharfen Spitzen des Ringes durch das Tuch, bis er denselben vollständig herausgedreht, und präsentierte alsdann den verborgen gehaltenen Thaler. — Nicht leicht wird jemand auf den Gedanken kommen, daß der Thaler durch einen elastischen Stahlring vertreten war, und zweifelsohne das Kunststück Effekt machen, da die geringe Oeffnung, welche das Durchschieben des Drahtes in dem Tuche verursacht hat, kaum bemerkbar sein wird.

Das Ei des Kolumbus.

Ein Vorwitziger, welcher glaubte seiner Umgebung das Kunststück mit dem Thaler und dem Taschentuche erklären zu können, wurde von dem Künstler aufgefordert, sein Wissen zu erproben. „Hier nehme ich zwei Thaler, lege dieselben in das Tuch. — Sie sind doch überzeugt, daß dieselben darin sind, — schließe die Hand und gebe Ihnen jetzt die beiden Thaler zu fühlen, während ich das Tuch fest umschlossen halte. Versuchen Sie nun, ob Sie die Thaler auf irgend eine Weise herausbringen können.“ Es ist vergeblich. „Sie geben es auf und sind der Ansicht, daß ich dies jetzt ebensowenig vermag. Sie täuschen sich. Ich werde Ihnen zeigen, wie dies möglich ist.“

In diesem Augenblicke ergreift der Künstler eine in der Nähe liegende Schere und schneidet unerwartet den Zipfel des Tuches, in welchem sich die zwei Thaler befinden, ab, so daß beides auf den Tisch fällt. — Ja so!! — Das auch war die Entgegnung, die man Kolumbus machte, als er das gekochte Ei fest auf den Tisch stellte.

Nachdem die erheiterten Zuschauer von ihrem Lachen sich in etwas erholt hatten, nahm der Künstler das abgeschnittene Stück, sowie die beiden Thaler, rollte beides mit dem übrigen Tuche zusammen und übergab es dem Eigentümer unter einigen entschuldigenden Worten. Dieser aber war nicht wenig erstaunt, als er beim Auseinanderlegen des Tuches dasselbe vollständig unverletzt und die beiden Thaler darin vorfand.

Das Kunststück ist nicht schwer. Der Künstler führte ein Stückchen weißes Zeug, ungefähr 6 Zoll im Durchmesser, bei sich, in welchem sich bereits zwei Thaler befanden. Zur Zeit, als er das erbetene weiße Taschentuch nebst den Thalern empfing, wußte er unbemerkt das in der Hand verborgene Stückchen Zeug nebst den Thalern unter das über die Linke ausgebreitete Tuch zu bringen, in welchem die angeliehenen beiden Thaler eingeschlossen wurden, bewerkstelligte es mit Leichtigkeit, das falsche Stück so empor zu ziehen, (s. Fig. 3) daß niemand daran zweifelte, hier die Fortsetzung des Tuches mit den darin befindlichen Thalern zu sehen, welche in der Wirklichkeit sich jedoch noch in der geschlossenen Hand befanden.

Fig. 3.

Zur Zeit als er das abgeschnittene Stück nebst dem Gelde mit dem eigentlichen Tuche in Berührung brachte, wußte er durch Umdrehen desselben zu bewerkstelligen, daß die herunterhängenden Teile des Tuches sich über beide Hände legten, welchen Zeitpunkt er benutzte, die falschen Ueberreste in den Aermeln zu verbergen, die Thaler in der linken Hand zurückzubehalten, und diese, als er das Tuch zurückgab, zu beseitigen.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

April.

Radieschen mit Butter und Salzstangen. Man gebe einem Stück schöner, frischer Butter mit einem Messer, welches man öfters in heißes Wasser taucht, die Form einer Ananas, steche dann mit der flachen Messerspitze rundherum ein und ziehe es etwas gegen sich, fahre so reihenweise fort, das es wie eine Ananas erscheint, stecke oben ein Sträußchen Petersilie ein und stelle es auf einen Teller. Nun habe man sehr frische, rote, runde Radieschen, wasche sie und entferne die Wurzelfasern, halte das Radieschen an den Blättern und schäle die Schale mit einem kleinen scharfen Messer, von der Wurzel nach den Blättern zu, in gleichmäßigen Streifen herunter, aber nicht ab, nehme die Blätter bis auf die jungen Herzblättchen weg und gebe die Radieschen ein paar Stunden in Wasser, wonach die Streifen ein wenig abstehen und, wenn man die Spitzen noch ein wenig abrundet, die Radieschen das Aussehen von Röschen erhalten. Man legt sie hierauf im Kranze um die Butter und serviert Salzstangen und feines Bier dazu.

Salzstangen. Man verknete 270 gr Mehl, 125 gr Butter, $1/2$ l Wasser, drei Eidotter, etwas Salz und 30 gr Hefe wohl durcheinander, forme es zu fingerlangen und fingerdicken Stangen und lasse sie gehen, bestreiche sie mit verklopftem Ei, bestreue sie mit Salz und backe sie rasch.

Maccaronisuppe. Man verrühre neun Eidotter mit sechs Eßlöffeln geriebenem Parmesankäse und hierauf mit Bouillon zu einer dünnen Suppe, die man auf den Herd stellt, daß sie heiß werde, aber nicht koche; breche dann 60 gr kleinröhrige Maccaroni, in 3 cm lange Stückchen, blanschiere sie, gebe sie in kaltes Wasser und bringe sie damit zu Feuer, und wenn sie darin heiß geworden sind, so nehme man sie mit dem Schaumlöffel heraus und lege sie in die Suppe.

Husarenbraten. Es gehört dazu ein schönes Stück Rindfleisch, wie man es zu Sauerbraten zu nehmen pflegt, welches man salzt und mit Paprika einreibt; dann lege man, so lang und so breit der Braten ist, messerrückendicke Speckscheiben darüber und befestige sie mit Bindfaden; thue nun klein geschnittene Zwiebeln in die Bratkasserolle, den Braten darauf und lasse ihn braten, gieße sauren Rahm daran, füge nach Geschmack noch Paprika hinzu und gebe, wenn der Braten gar ist, die Sauce durch ein Sieb. Die Speckscheiben schneide man in nette Streifen und brate sie in einem Pfännchen trocken, rasch recht spröde; schäle auch einige dicke Kartoffeln, schneide sie in dicke Scheiben und jede Scheibe in Streifen und trockne sie auf einem Tuch; backe sie fünf Minuten vor dem Anrichten in heißem Backfett goldgelb und spröde und bestreue sie mit feinem Salz, lege sie, abwechselnd mit den Speckstreifen, in Häufchen um den angerichteten Braten und serviere die Sauce in einer Sauciere dazu. — Originalrezept aus Böhmen (Leitmeritz), sehr gut und kräftig.

Frische Morcheln mit Lammskoteletten. Man reinige sie sehr vorsichtig, bringe sie mit kaltem Wasser zu Feuer und lasse sie eben aufkochen; thue sie dann in einen Seiher, übergieße sie ein paarmal mit kaltem Wasser, trockne sie in einem Tuch ab und dämpfe sie mit Butter, Bouillon, Pfeffer und Salz weich; lasse nun ein wenig Mehl in Butter aufgehen, rühre es mit der Morchelnbrühe an, gebe, wenn es aufgekocht hat, die Morcheln hinein, und wenn auch diese einmal aufgekocht haben, so richte man sie etwas erhöht in der Mitte einer runden Schüssel an und umlege sie mit Lammskoteletten, welche man salzt und in heißer Butter auf beiden Seiten rasch abbratet.

Aepfelpudding. Man fülle die mit Butter bestrichene und mit gesiebtem Zwieback bestreute Puddingform halb mit zu Scheiben geschnittenen Aepfeln und rühre dann einen Guß von $1/2$ Quart saurem Rahm, acht Stück fein gestoßenem Zwieback, einem Glas Rum, etwas Zimmet und Citronenschale, 250 gr Zucker, sechs Eidottern und zuletzt den Schnee von sechs Eiweiß, gieße ihn über die Aepfel und koche den Pudding eine Stunde.

Grußkuchen. Man vermenge 125 gr Butter, 180 gr Mehl, 60 gr Zucker und ein Ei, rolle es aus und schneide es zu einer runden Platte, kneife einen Rand rundherum, backe sie und belege sie, nach dem Erkalten, mit Eingemachtem; schlage dann vier Eiweiß zu dickem Schaum, vermische ihn mit 125 gr gesiebtem Zucker, bestreiche den Kuchen damit, besiebe ihn mit Zucker und lasse ihn im Ofen (Röhre) schöne Farbe, wie Biskuit, nehmen.

Russischer Osterkäse (Пасха Pascha). Man lege 4 k weißen Käse (Quarkkäse), in einem Käsebeutel, 24 Stunden unter eine Presse, reibe ihn dann durch ein Sieb und vermische ihn mit $1/4$ l saurem Rahm, $1/4$ k feiner frischer Butter, $1/8$ l Zucker und zwei Theelöffeln Salz, rühre alles wohl untereinander, gebe es in eine mit feinem leinenen Tüchlein ausgelegte Holzform, bedecke sie mit Brettchen und schwerem Gewicht, damit die Molken abfließen, stürze vorsichtig beim Gebrauche und serviere mit Butter und Brot.

Zu der echten Pascha gehört eine pyramidenförmige, oben flache Form, die inwendig an den Seiten mit eingeschnittenen Figuren und oben mit einem Kreuze verziert ist; beim Servieren wird obenauf eine künstliche Blume gelegt. Zu der Butter hat man Formen in Gestalt von ruhenden Osterlämmchen, welche dann noch mit Fähnchen geschmückt sind.

Die Ostereier, welche ja zu Ostern nirgends fehlen dürfen, werden in Pyramidenform aufgestellt, deren unterste Lage in Salz steht.

Für unsere Hausfrauen.

Neues Sicherheits-Rechaud mit Asbest-Docht. Die Langsche Lampe mit Doppeldocht und Stichflamme wird der Mehrzahl unserer Leserinnen bekannt sein. Sie tauchte zuerst auf der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 auf und ist damals, wie später, empfohlen worden. In wesentlicher Verbesserung ist sie in dem neuen Sicherheits-Rechaud erstanden, welchen umstehende Abbildung illustriert. Der Docht des inneren Cylinders, in welchem der Spiritus durch die Flamme des äußeren Dochtes vergast wird, so daß die Spiritusgase mit intensiver Stichflamme aus kleinen Oeffnungen hervorbrechen, war bisher aus Baumwolle hergestellt und mußte oft ausgewechselt werden. Bei dem neuen Rechaud bestehen beide Dochte aus unverbrennlichem Asbestgewebe. Der Hauptvorteil des kleinen Apparates besteht indessen im hermetischen Verschluß des Brenners, welcher erstens das Verflüchtigen des Spiritus verhindert, dann aber für die Gefahrlosigkeit des Rechauds die größte Sicherheit bietet, da von der Flüssigkeit nichts entweichen und der Apparat, selbst wenn er umfällt, keinen

Schaden anrichten kann. Der Preis des Rechauds, welcher aus Eisen gefertigt und bronziert ist, beträgt 3,50 Mark. Bezugsquelle: E. Cohn, Königl. Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Neues Sicherheits-Rechaud mit Asbest-Docht.

Naturanstalten in der Häuslichkeit.

Von

Dr. Karl Ruß.

Das Aquarium [1]).

d. Schwimmende fremdländische Wasserpflanzen. Auch eine Anzahl mehr oder minder schöner und nutzbarer fremdländischer Gewächse stehen uns für das Aquarium zu Gebote, und auch diese müssen wir kurz überblicken. Herr O. Hüttig ist zwar bereits im Weihnachtsheft 1885 so liebenswürdig gewesen, die Beschreibung einer Anzahl derselben zu geben, allein ich muß sie von dem Gesichtspunkt der praktischen Nutzbarkeit aus nach den Erfahrungen, die ich persönlich an ihrer Haltung und Pflege gewonnen, schildern. In den Preislisten aller Kunst- und Handelsgärtnereien finden wir, wie schon vorhin erwähnt, auch die mannigfaltigsten Wasserpflanzen aus fernen Erdteilen, und unter denselben mancherlei schwimmende. Von den letzteren will ich nun zunächst die Arten besprechen, welche ich von Haage & Schmidt in Erfurt erhalten hatte.

Allerliebste kleine Wasserfarne — ich erhielt sie von der genannten Handelsgärtnerei in einem winzigen Cylinderglase gleichsam als Pröbchen — vermehrten und verbreiteten sich auf meinen verschiedenen Aquarien in üppiger Entwickelung und erfreuten jeden Liebhaber, der mich besuchte, durch ihre Zierlichkeit und Schönheit. Es sind die Azollen, und zwar die kanadische Azolle (Azolla canadensis) als die häufigste unter ihnen, ferner die karolinische Azolle und die italienische Azolle, welche in ihrem Aussehen den Lebermoosen ähneln und sich unter günstigen Verhältnissen im Aquarium überaus reichlich entwickeln und vermehren. Wer sie indessen nicht ausreichend kennt, wird mit Bedauern wahrnehmen, daß sie zum Winter allmählich verschwinden. Die bis dahin so hübschen Pflänzchen, welche wohl ganze Flächen in den Aquarien bedecken, werden nach und nach mit den naßkalten Tagen immer mehr von Schimmelpilz überzogen und vergehen. Um dann wenigstens etwas für das nächste Frühjahr zu retten, thut man am besten daran, daß man einige Eßlöffel voll von den Azollen herausschöpft, in ein gewöhnliches Trinkglas mit reinem Wasser bringt, hier auf der Oberfläche des letzteren so verbreitet, daß die einzelnen Pflänzchen nicht zu dicht stehen, und sie so an einem kühlen Ort, wo die Wärme aber niemals unter Null sinken darf, aufbewahrt. — Den Azollen sehr ähnlich ist die Salvinie (Salvinia natans) gleichfalls ein ungemein zierlicher Wasserfarn, den man in gleicher Weise in kleinen Cylindern aus den Gärtnereien zugesandt erhält, und der den verwandten Gewächsen in allen Eigentümlichkeiten überaus ähnlich ist. Obwohl bei uns in Deutschland hie und da vorkommend, ist er doch so selten, daß man ihn eben aus einer Gärtnerei beziehen muß. Zum Winter hin gehen die Pflänzchen ein, nachdem sie Sporen gebildet haben, welche zu Boden fallen. Nur unter sehr günstigen Verhältnissen, am besten im von einem Pärchen Makropoden bewohnten kleinen Aquarium, dessen Wasser vom Herbst bis zum Frühjahr gar nicht gewechselt wird, entwickeln sich aus den Sporen der Salvinie — und ebenso der Azollen — neue Pflänzchen.

In jüngster Zeit ist eine Wasserpflanze aus Südamerika, die Trianea (Trianea bogotensis), welche in der Gestalt einer zierlichen Rosette auf dem Wasser schwimmt und wiederum fadenförmige, nach unten hinabhängende Wurzeln hat, in den Handel gekommen. Sie vermehrt sich durch Ausläufer, welche neue kleine Rosetten bilden, die sich dann bald von der Mutterpflanze trennen und unter günstigen Umständen sehr gut entwickeln, vorausgesetzt freilich, daß nicht Schnecken und andere Pflanzenfresser im Aquarium vorhanden sind, die ihre Wurzeln benagen. So hält sie sich nicht allein vortrefflich, sondern dauert auch lange Zeit gut aus und vermehrt sich üppig. Sie braucht dann gar nicht in einem besonderen kleinen Gefäß, wie es üblich und hier von Herrn Hüttig im Weihnachtsheft 1885 vorgeschrieben ist, beherbergt und vor üblen Einflüssen vorzugsweise sorgsam bewahrt zu werden. Meine Angaben beruhen eben auf Erfahrung. — In ähnlicher rosettenartiger Gestalt, aber von hellgrüner Farbe, sehen wir die Muschelblume oder Pistie (Pistia stratiotes) vor uns, welche in Afrika, Indien und Brasilien wild wächst, bei uns ebenfalls schon hie und da in den Aquarien gehalten und gezogen wird. Sie gedeiht jedoch nur dort, wo sie durchaus geschützt ist, einerseits wie die vorige gegen das Abfressen ihrer Wurzeln und andererseits gegen schnellen Wechsel und zu tiefes Sinken der Wärme. Ihre Vermehrung geschieht in derselben Weise wie bei der vorigen, und während die größeren Pflanzen zum Winter hin stets eingehen, erhalten sich die ganz kleinen Rosettchen vortrefflich. — Wiederum eine schöne schwimmende Pflanze ist die Pontederia aus Brasilien, von welcher wir mehrere Arten, vornehmlich die zierliche Ponlederia (Pontederia elegans) und die herzblättrige Pontederia (P. cordata) im Handel finden. Oberhalb der ins Wasser hinabhängenden zahlreichen Faserwurzeln erhebt sich ein kurzer, dicker Stengel, von welchem aus aufrechtstehende, in der Mitte verdickte Blattstiele mit zugespitzten Blättern sich erheben. Aus der Mitte des Blätterbüschels kommt der Blütenstiel hervor, an welchem sich je zwei bis drei schöne lilablaue, hellgeaderte Blumen entwickeln. Auch ihre Vermehrung geschieht durch Ausläufer, an denen sich Knospen bilden; will man indessen die Pflanze zur Blütenentfaltung gelangen sehen, so muß man die Ausläufer immer frühzeitig entfernen und erst nach dem Abblühen, nachdem man den Stengel fortgeschnitten hat, einige der ersteren zur Entwickelung kommen lassen. — Als eine der reizendsten und am besten gedeihenden schwimmenden Wasserpflanzen bezeichnen die Kunstgärtner die Herpestes (Herpestes reflexa), und in der That, mit ihren zartgrünen, in Quirlen stehenden Blättern und ihren aufwärtsgerichteten, über den Wasserspiegel sich emporerhebenden Aesten gewährt sie einen schönen Schmuck des Aquariums, für welches sie sich um so mehr eignet, da sie rasch und üppig wächst und sich durch Ausläufer reichlich vermehrt. — Gleichfalls schwimmend sehen wir sodann in der Hydromystika (Hydromystica stolonifera) aus Venezuela noch eine schöne Wasserpflanze vor uns, mit dichtstehenden, verhältnismäßig großen, runden Blättern, die an der Unterseite ein großmaschiges, lockeres, mit Luft gefülltes Gewebe haben, welches Blasen bildet, vermittelst derer sie schwimmen. Auch die Hydromystika vermehrt sich durch Ausläufer, an denen sich junge Stauden bilden, und unter günstigen Verhältnissen, namentlich in voller, warmer Sonne und bei Fernhaltung jeder Störung, bez. Beschädigung durch Schnecken u. a., entwickeln sich an einer Mutterpflanze außerordentlich zahlreiche Pflänzchen.

[1]) Vgl. Heft 4, S. 813.

Häusliche Kunst.

Lackieren, Bronzieren und Vergolden von Korbgeflechten.

So manches alte Körbchen wird beiseite gestellt, weil es seinen Zweck als Schmuckgegenstand nicht mehr recht erfüllen kann. Da müssen dann Hausmittel helfen, um ihm seine alte Position wieder zu erobern. Ein solches Körbchen wird mit warmem, scharfem Sodawasser mittels Bürste gereinigt, gespült, gut ausgeschwenkt und in der Sonne getrocknet. Ist das Geflecht genügend weiß geworden, nehme man hellen Kopalspirituslack und überstreiche dasselbe, hat es jedoch noch dunkle Stellen, so thut man besser, es braun, mit russischem Lack, oder schwarz zu lackieren. Für Braun nehme man als Untergrundfarbe übermangansaures Kali, löse einen Theelöffel voll dieser Krystalle in einem Glas Wasser und mit dieser dunkelroten Flüssigkeit streiche man den Korb an, für Schwarz nehme man Spiritus vini und Anilinschwarz und behandle es ebenso. So vorbereitet kann das Körbchen mit Schellack lackiert werden. Die Bereitung dieses Lackes ist ganz einfach. 100 Gram Orangeschellack binde man in ein Tuch und zerdrücke die Blättchen, fülle dann dieses grobgestoßene Pulver in eine Flasche, gieße Spiritus vini auf und schütte diese Komposition täglich mehreremal um, bis kein Bodensatz mehr da ist. Nun ist der Lack zum Gebrauch fertig. Sollte er zu dick sein, wird so viel Spiritus vini zugegossen, als notwendig ist, um einen gleichmäßigen Anstrich zu erzielen.

Soll das Geflecht bronziert oder vergoldet werden, so muß dieser Lack auch angewendet werden. Im ersten Fall, also für Bronze, mische man die Gold- oder Silberbronze direkt mit dem Schellack und streiche diese Tinktur auf; zu beachten ist nur, daß man nicht zuviel von dem Metallpulver auf einmal mische und das, was man gemischt hat, auch hintereinander verbrauche.

Zum Vergolden nehme man zuerst einen Anstrich von oben beschriebenem Schellack, bestreue diesen, solange er noch naß ist, mit Mohnkörnchen und lasse ihn trocknen. Nach drei bis vier Stunden wird der Schellacküberzug noch einmal wiederholt. Nach Trockenwerden nehme man das Anlageöl, trage dasselbe mit einem Borstenpinsel dünn auf und lasse diesen Anstrich so lange stehen, bis er zu kleben anfängt. Dann nehme man echtes oder unechtes Glattmetall mit einem Haarpinsel auf, lege es auf die klebende Oberfläche und tupfe es leicht fest. Nach drei oder vier Tagen wird der Metallbelag noch einmal mit dem Pinsel abgestaubt, um das überflüssige Metall zu entfernen und die Arbeit ist vollendet.

Oskar Hülder.

Der lustige Gesellschafter.

Auf der Eisenbahn.

Schaffner (das Coupee öffnend): „Wagenwechsel!"

Lieutenant (schläfrig): „Bitte noch einmal zu prolongieren!"

Die schuldige Scheibe.

Hauptmann: „Donnerwetter, Drehkopf, warum schießen Sie so schlecht nach der Scheibe?"

Drehkopf: „Herr Hauptmann, schießen thu ich schon gut, man stellt mir nur immer die Scheibe so schlecht!"

Keine Kunst.

„Du bist also schon wieder im Examen durchgefallen?" —

„Das war keine Kunst von dem Professor! Er hat mir ganz dieselben Fragen gegeben wie bei der letzten Prüfung."

Grüß Gott.

Das definitive Resultat des Preisausschreibens für die am meisten gelungene Kolorierung des Wehleschen Bildes „Grüß Gott" wird im nächsten Hefte bekannt gegeben. Die Mitteilung früher zu geben, war bei der Fülle der eingelaufenen Blätter ganz unmöglich.

Unsere Kunstbeilagen.

Les extremes se touchent, wer hätte es nicht selbst schon in seinem Leben des öfteren und vielemale in gar unliebsamer Weise erfahren! Eine neue Illustration zu dem alten Thema bietet J. V. Karstens in seinem „Memento". Schärfer, schneidender kann der Kontrast zwischen Lust und Schmerz kaum gedacht werden. Die Stille des frühen Morgens liegt über der schweigsamen Stadt, deren Straßen der erste fahle Schein des kommenden Tages dämmernd erleuchtet. Nach durch-

jubelter und durchtanzter Nacht, in der alle Freuden des Faschings mit vollen Zügen und glühendem Behagen durchkostet wurden, schicken sich die fröhlichen Paare an, ihr Heim aufzusuchen. Uebermütige Scherzworte tönen noch von den Lippen des aus der Thüre tretenden jungen Mannes, während die zuerst Hinausgetretenen schon das Glöcklein vernommen haben, das den Hörenden kündigt, daß der Priester mit dem letzten Trost ans Sterbebett eines mit dem Tode Ringenden eilt. Es liegt kein Vorwurf in dem Gegensatz zwischen Leben und Tod, denn auch die Lust ist ein Berechtigtes im Menschenleben, aber wie der Künstler es richtig bezeichnet hat: ein mahnendes „Memento". — Behagen und Anmut sprechen aus Adams Bild „Am Blumenfenster". Die schönste Blume an diesem Blumenfenster — das hat auch der Künstler jedenfalls mit feiner Schmeichelei sagen wollen — ist das junge unschuldsvolle Mädchen, das vereint mit dem sonnigen Licht, das um sie webt, an den nahenden Frühling gemahnt. Wird die Blume erfüllen, was die Knospe verspricht? Mögen verheerende Stürme ihr erspart bleiben und nur der sie pflücken, der so viel Unschuld und hohen Liebreiz wert ist, sein eigen zu nennen. — In ferne Zeiten führt Wilhelm Diez den Beschauer seiner „Trunkenen Landsknechte". Der Krug im Hintergrund, der bezeichnet, wo die Frau Marketenderin ihr bestes Fäßlein angezapft hat, verrät die Ursache der Hinfälligkeit des „krumben" Landsknechts und das Lächeln des Führers läßt darauf schließen, daß es diesem gelungen ist, beim umnebelnden Wein dem Kameraden im Würfelspiel die Beute der letzten Plünderung abzunehmen. Wohl uns, daß die Zeit der Landsknechte, welcher die Künstler und Dichter so manchen Reiz abzugewinnen wissen, für immer dahin ist, es war eine furchtbare, die alle Schrecken zu namenlosem Leide unseres Volkes entfesselte. — Paul Meyerheim zeigt in seinem Bilde „Auf der Lauer" sein hervorragendes Können auf dem Gebiete des Tierbildes.

Der gestirnte Himmel im Monat April.

In diesem Monate kulminieren um Mitternacht im Süden die Jungfrau, beim Zenit der hintere Teil des großen Bären, die Jagdhunde und der westliche Teil des Bootes und unter dem Pole Cassiopeja, Andromeda und der obere Teil des Perseus. Von den Planeten ist Merkur unsichtbar, denn er kommt $1^2/_3$ Stunde früher als die Sonne in den Meridian, Venus dagegen ist Abendstern in ihrer ganzen Pracht, sie kulminiert mehr als 2 Stunden nach der Sonne und hat einen hohen nördlichen Stand. Infolgedessen bleibt sie bis nach 10 Uhr abends am westlichen und nordwestlichen Himmel sichtbar. Mars ist unsichtbar, aber Jupiter ist nun gut zu sehen, er kulminiert um Mitternacht und kommt am 21. in Opposition mit der Sonne, d. h. er steht ihr gerade gegenüber. Saturn kommt immer früher in den Meridian, steht also in den zur Beobachtung bequemen Abendstunden schon etwas tiefer und geht etwa 2 Stunden nach Mitternacht unter. Das erste Viertel tritt ein am 1., der Vollmond am 8., das letzte Viertel am 15., der Neumond am 30. April.

Neue Erfindungen.

Korsett (Fig. 1). Mit großer Vorsicht und Angst suchen wir uns vor jeder Krankheit und jedem Leiden zu schützen, und doch hat in jedem Haushalt, als natürlich unvermeidliches Uebel, der Zerstörer so mancher blühenden Gesundheit eine bleibende Stätte gefunden. Ich meine das leidige Korsett, welches mit Hilfe der oft übertriebenen Eitelkeit unseres schönen Geschlechts so viele traurige Folgen in die Familien, entdeckt und unentdeckt, schon eingeführt hat. Um nun absolut ein zu starkes Schnüren zu verhüten, ohne dabei die durch das Anlegen des Korsetts bezweckte Eleganz der Figur und Geradhalten des Oberkörpers zu verkürzen, sind die Korsettstangen A so eingerichtet, daß sie auf die Magengegend einen Druck überhaupt nicht ausüben können. Die beiden Korsettstücke von beliebiger Form und Material haben an der betreffenden Stelle je eine seitliche Ausbiegung B, welche sich dem Körper biegsam anschmiegt. Bei geschlossenem Korsett bleibt zwischen diesen Ausbiegungen stets ein der Lage des Magens entsprechender freier Raum C, so daß selbst bei starkem Schnüren ein Druck direkt auf den Magen nicht ausgeübt werden kann. Die Ausfüllung des Raumes C muß nach außen genügende Nachgiebigkeit besitzen. — Kl. 3. Nr. 37724. Hermann Böhle in Berlin.

Fig. 1. Korsett.

Pferdeschoner (Fig 2). Es ist nicht allein das Zeichen eines guten Herzens, wenn man den Tieren, welche uns zu schaffen und zu arbeiten helfen, ihre Thätigkeit nach Kräften erleichtert, sondern man hat auch seinen nicht zu unterschätzenden Vorteil von dem Schonen der Tiere. Die vorliegende Erfindung bezweckt einen nachgiebigen Widerstand zwischen das Geschirr und den Zughaken des Fuhrwerks einzuschalten, um das Anziehen dadurch zu erleichtern. Die Zugstange d legt sich mit der Scheibe h auf die in dem Cylinder e eingeschlossenen Gummipuffer und stützt sich dann auf die in Zapfen b des Bügels a drehbare Platte c. Durch die drehbare Anordnung dieser Platte c wird einmal das Einhängen in den Zughaken wesentlich erleichtert, anderenteils wird ein Vorteil dadurch erzielt, daß sich die Zugstange d immer in die Linie der Zugrichtung einstellt und die Funktionierung des Schoners in jeder Lage gleich gut stattfindet. — Kl. 56. Nr. 37674. A. Endler in Berlin.

Fig. 2. Pferdeschoner

Flammenformer für Petroleumlampen mit flachem Docht (Fig. 3). Die gewöhnlichen Lampen mit flachem Docht brennen selbst, wenn derselbe gleichmäßig abgeschnitten ist, mit einer Flamme, die an den beiden Ecken höher als in der Mitte ist. Ist der Docht aber schief abgeschnitten, so züngelt die Flamme an der höheren Ecke viel weiter nach oben als an der anderen und verursacht einen unangenehmen Rauch. Schraubt man den Docht so tief, daß dieses Rauchen aufhört, so leuchtet die Flamme sehr wenig, weil an der niedrigen Stelle des Dochtes nur eine kleine oder gar keine Flamme sich bildet. In allen Fällen ist es schwierig, eine Flamme zu erhalten, die eine breite ununterbrochene und in der Mitte nach oben abgerundete Form zeigt, in welcher Gestalt der beste Lichteffekt erzielt wird. Der Flammenformer beseitigt die angeführten Fehler. Durch die federnden Drähte D an dem Brennerkörper lassen sich an der Seite der Drahtscheide b die Coulissen c in der Höhe verschieben, während der Docht c sich wie üblich durch das Dochtgetriebe b' verstellen läßt. Ist nun selbst der Docht nicht sauber gerade abgeschnitten, so kann man je nach Bedarf die beiden Coulissen für sich so verschieben, daß sich die Flamme in der erwünschten günstigsten Gestalt formt; man erzielt also selbst bei nicht sorgsamer Behandlung der Lampe eine schöne und leuchtende Flamme. — Kl. 4. Nr. 36695. Stephen Clark Wilcox in Dubuque (Jowa, Ver. St. von Nordamerika).

Fig. 3. Flammenformer.

Fig. 4. Reisebett.

Reise- und Feldbett (Fig. 4). Der Vorteil dieses Bettes besteht darin, daß es sich beim Transport auf einen sehr kleinen Raum zusammenklappen und im Koffer verpacken läßt oder daß es als Reservebett, solange es nicht gebraucht wird, bequem, und ohne großen Platz einzunehmen, sich aufbewahren läßt. Die einzelnen Querträger a sind mit den scharnierartig zusammenlegbaren Längsträger b verbunden und besitzen an den Enden die gleichlangen Füße e und die nach hinten länger werdenden Unterlaghalter d, auf deren Spitzen die Bettunterlage eingehakt wird; dadurch erhält der Körper eine bequeme geneigte Lage. Um die einzelnen Gelenke in der gestreckten Stellung zu fixieren, sind sichere Vorrichtungen durch Federn und Vorstecker getroffen. Im zusammengeklappten Zustande legen sich die Quer- und Längsträger und Füße wie ein Zollstock ineinander und bedürfen, da sie aus Flacheisen hergestellt sind, den geringen Raum, den das Material allein gebraucht. — Kl. 33. Nr. 37676, Max Littmann in Berlin.

Flaschenreinigungsbürste (Fig. 5). Die Bürste eignet sich besonders für kleinere Flaschen, wie sie im Haushalt fortwährend gebraucht werden. Sie besteht aus dem oben mit einer Kurbel a versehenen Stiel und trägt die Kappe b, welche beim Gebrauch auf den Hals der Flasche aufgesetzt wird. Der untere Teil der Bürste ist bei c rechtwinklig zur Seite klappbar, um dadurch auch die Ecken und den Boden gehörig reinigen zu können. Dieser untere Teil ist nur auf einer Seite, der andere Teil, soweit er in die Flasche reicht, auf beiden Seiten mit Borsten besetzt. — Kl. 64. Nr. 37940. Georg Loeser in Wehlheiden bei Kassel.

Fig. 5. Flaschenreinigungsbürste.

Ein Taschenschirm (Fig. 6 u. 7). Vielen ist es unbequem, fortwährend mit einem Schirm in der Hand gegen die Tücken des Jupiter Pluvius gewappnet seine Straße zu ziehen und doch überraschen dieselben gar zu gern die nichts ahnenden Menschenkinder, selbst diesen könnte dieser Schirm einen Entouscas bieten. Unsere Figur zeigt den zusammenschiebbaren Stock aus Blech, in dessen Innerem sich ein dünnwandiges Gummiröhrchen g befindet, welches am obersten Stockteil c durch einen Ring h festgehalten wird. Der Schirmüberzug ist entweder doppelwandig und luftdicht, oder er besitzt anstatt der gewöhnlichen Drahtstreben schwache Gummiröhrchen. Um den Schirm zu spannen, wird der Stöpsel e aus dem Stockgriff herausgeschraubt und in denselben kräftig geblasen, so daß sich sowohl das Röhrchen g als auch der Ueberzug straff füllt. Das kleine Ventil e verhindert dabei das Zurückweichen der Luft. Um die Schirmkuppel gegen das Umklippen

Fig. 6. Taschenschirm.

durch Wind zu sichern, kann auch statt durch die gewöhnlichen Drahtstützen dieselbe durch haltbare Fäden an dem Schirmstock befestigt sein. Statt des zusammenschiebbaren Stockes ist auch ein stabiler hohler Stock sonst von ähnlicher Konstruktion wie oben anwendbar. — Kl. 33. Nr 37745. Max Rosenow in Berlin.

Fig 7. Ein Taschenschirm.

Transportabler Feuerschutzladen (Fig. 8). Wenn das fürchterliche Element, das Feuer, entfesselt ist und seine menschenwerkzerstörenden Kräfte seinen sonstigen Herrn fühlen läßt, ist es ein gar böser Nachbar, vor dem man Fenster und Thüren nicht sicher und fest genug verschließen kann, um ihn vor einem Eindringen ins eigene Heim abzuhalten. Um bei Feuersgefahr in der Nähe das Holzwerk an den Häuseröffnungen vor dem Anglimmen zu schützen, ist eine Vorrichtung getroffen, eiserne Schutzbleche c entweder von außen oder von innen anzubringen, indem man eine verstellbare Spitze a zwischen die Maueröffnung einklemmt und über diese Spitze die beiden Spannketten d entweder an das Fensterbrett (bei b) oder an besonders eingeschlagene Treibeisen e befestigt. An diese Spannketten werden die einzelnen Bleche mit Hakenketten jalousieartig angehangen und wird dadurch die Maueröffnung vollständig verdeckt. Ist das Anbringen der Schutzbleche an der Außenseite des Gebäudes aus irgend einem Grunde nicht möglich, so bedient man sich besonderer

Fig. 8. Transportabler Feuerschutzladen.

Stützhaken, die vom inneren Fußboden nach der Thür oder dem Fenster zu angestellt und an welche mittelst verstellbarer Arme und der kurzen Hakenketten die Schutzbleche von innen an das Mauerwerk angelegt werden. — Kl. 61. Nr. 37630. August Weichelt in Großzschachwitz bei Niedersedlitz i. S.

Schlittschuhe (Fig. 9 u. 10). Zum Zweck, die Gefahr des Umkippens zu verringern und das Erlernen des Schlittschuhlaufens infolgedessen zu erleichtern, sind diese Schlittschuhe, anstatt wie allgemein gebräuchlich mit einer Laufschiene, mit zwei solchen b b ausgestattet. Der Feststellmechanismus ist zwischen beiden angeordnet und zwar so, daß die Befestigung des Schlittschuhes an der Sohle der Fußbekleidung gesondert von der an dem Absatz reguliert werden kann und hierzu keinerlei Werkzeug benötigt wird. Durch die flügelartige Ausbildung c wird die hohle Schraube d gedreht und dadurch die Klaue e vor- oder rückwärts bewegt und der Absatz zwischen dieser und dem hinteren Blech mit seinen Spitzen festgeklemmt. Die beiden Seitenbacken n werden getrennt von dieser Bewegung durch die mit Rechts- und Linksgewinde versehene Schraube f, durch den Handgriff o dadurch nach innen oder außen verschoben, daß diese durch die Schrauben m und die gekreuzten Verbindungsstangen k mit den Mutterplatten h h verbunden sind, und diese letzteren beim Drehen der Schraube f scherenartig auseinander bewegt werden. Dadurch ist eine sichere Befestigung in weiten Grenzen erzielt. — Kl. 77. Nr. 35566. Ernst Hubertz in Berlin.

Fig. 9 u. 10. Schlittschuhe.

Neuerung an Kaminfeuerungen mit Vorwärmer (Fig. 11). Es war eine gemütliche Zeit, als sich noch die ganze Familie in der Dunkelstunde um den wärmenden Kamin scharte, aber dem praktischen Sinn der Neuzeit mußte der unersättliche Hausgenosse weichen. Es war immer der Uebelstand bei den Kaminfeuerungen vorhanden, daß sie, wenn sie nicht Reservefeuerungen hatten, nur so viel und so lange Wärme abgaben, als das Feuer auf dem Rost brannte, bei dem Erlöschen des Feuers jedoch gleich erkalteten, weil das Abzugsrohr so lange geöffnet bleiben muß, wie überhaupt noch Gase entwickelt werden; dadurch entweicht aber auch zugleich die Hitze. Diese Mängel sollen durch die Neuerung vermieden werden. Der etwas geneigte Planrost b' ruht an der Seite in Falzen und wird, wenn die Kohlen zum größeren Teil verbrannt sind und die Heizglocke f' gut erwärmt ist, herausgezogen, wobei die noch glimmenden Kohlen in den darunterstehenden Aschenkasten c' herunterfallen. Nun wird der Kasten durch den Deckel k' geschlossen, der Feuerzug e' und der Zugang h zum Vorwärmer abgesperrt, während die sich noch etwa im Kasten bildenden Gase durch den regulierbaren Abzugskanal m' nach dem Vorwärmer geleitet werden. Die ganze Glut im Kamin wird also erhalten, ja die Kohlen im Aschenkasten wärmen sogar noch nach. — Kl. 36. Nr. 35634. Emil Benver in Firma A. Benver in Berlin.

Fig. 11. Neuerung an Kaminfeuerungen mit Vorwärmer.

Eisfahrrad (Fig. 12). Es ist nicht zu verwundern, daß der Radfahrersport für den Winter, wo die Wege durch Schnee eine zu schlechte Fahrbahn bieten, sich nach anderer Richtung hin zu helfen sucht. Es ist aus diesem Bestreben eine Kombination zwischen Schlitten und Velociped herausgebildet worden, welche besonders in Gegenden mit weiten Eisbahnen erfolgreich benutzt werden kann. Die Schlittenkufen tragen bei dieser Einrichtung den Fahrer auf dem Sitz B, welcher auf der Feder F gelagert ist. Das Rad A ist hauptsächlich nur zum Antrieb da und ist an seinem Umfang mit Spitzen oder Ansätzen versehen, um auf dem glatten Eise genügenden Widerstand zu finden. Die Bewegung geschieht ebenso wie bei den großen Rädern der Velocipede mittelst Kurbeln. — Kl. 63. Nr. 35453. Eduard Wiedenbrüg in Hamburg.

Fig. 12. Eisfahrrad.

Sattelring (Fig. 13). Wenn die Pferde von zarter Hand gelenkt werden, oder wenn die Pferde allzu mutig sind, kostet es dem Fahrenden zuweilen große Kraftanstrengungen, um dieselben in der Gewalt zu behalten. Durch den in der Zeichnung dargestellten Ring ist es ermöglicht, die Zügel mit geringer Mühe sehr fest zu halten, so daß sogar leicht ein Durchgehen der Pferde verhindert wird. Zu diesem Zweck trägt der Ring a zwei seitlich versetzte Stege, die zweckmäßig mit Röllchen b b' ausgestattet sein können. Der Zügel ist unter b hindurch über b' hinweggeführt und gleitet, solange er locker gelassen wird, leicht zwischen den beiden Röllchen hindurch, wogegen er beim Straffziehen durch die Reibung dem Pferde einen bedeutenden Widerstand entgegensetzt. Bei sehr weichmäuligen Tieren wird der Zügel über beide Röllchen b b' (wie punktiert) geführt, und die Führung desselben ist dabei eine sanftere als bei einfachen Ringen. — Kl. 56. Nr. 37616. Viktor Louis Walter in Paris.

Fig. 13. Sattelring.

Verstellbarer Rettungs-Apparat zur Rettung Kranker aus höher gelegenen Stockwerken eines Hauses (Fig. 14). Bei Rettungsarbeiten aus Feuersgefahr ist es stets sehr schwer und zeitraubend, einer kranken Person bei der Befestigung an die Leinen und bei den unvermeidlichen Stößen Schmerzen zu ersparen, da ihr keine bequeme Lage gegeben werden kann. In der beschriebenen Vorrichtung ist auf dem Brett A, welches zur weicheren Auflage des Kopfes mit der Polsterung P versehen ist, der Kasten K zur Aufnahme der Beine je nach der Körperlänge vermittelst der Schraube b verschiebbar befestigt. Durch die Mittelwände W erhalten diese eine gesicherte und vom Druck geschützte Lage, während die Riemen g und r den Körper auf dem Apparat festschnallen. Durch die Riemen T kann dem Brett eine passende Neigung gegeben werden. Durch die Ringe F werden Führungsleinen geschlungen, um beim Herablassen das Anstoßen zu vermeiden. — Kl. 61. Nr. 35421. Hermann Haberkern in Beuthen, Oberschlesien.

Fig. 14. Verstellbarer Rettungsapparat.

Metallabsatz an Schuhwerk (Fig. 15—17). Ein schiefer Stiefelabsatz kompromittiert die eleganteste Erscheinung; zwar ist es bei den jetzigen breiten Ungetümen schwer, dieselben ungleich abzulaufen, aber die Mode, welche die Extreme so liebt, wird diese nicht allzulange dulden; vielleicht sehen wir schon in Kürze dafür stelzenartige, wie sie die Damen noch immer lieben. Die Neuerung bezweckt die Gefahr der schiefen Stellung durch der Abnützung widerstehende metallene hohle Absätze abzuhelfen, welche in der bequemsten Weise an dem Schuh zu befestigen sind und wegen ihrer symmetrischen Gestaltung auch bei minimalem ungleichen Abtragen umgewechselt werden können. Der Absatz besteht aus zwei Teilen h und k, welche durch die Blattschraube c und deren Mutter d an dem Schuhboden festgeschraubt sind. Um den oberen Teil h den verschiedenen Schuhgrößen anpassen zu können, werden die elastischen Wände durch die beiden mit Rechts- und Linksgewinde versehenen Schrauben e und Muttern f entweder zusammen- oder auseinandergeschoben. Der untere Teil k wird mit Kork oder Gummi ausgefüllt. Der Absatz kann lackiert oder sonst in beliebiger Weise überzogen werden. — Kl. 71. Nr. 37152. Heinrich Reinemann in Solingen.

Fig. 15. Metallabsatz an Schuhwerk.

Fig. 16. Metallabsatz. Fig. 17.

Fasching!

Von

J. Trojan.

Den Ernst verbannt, und das Glas zur Hand!
Die Herzen aufgethan!
Die Faschingsfreude zieht ins Land
Auf weiß beschneiter Bahn.

Ihr freundlichen Geister,
Beschwingt von Humor,
Zeit ist's, daß ihr dreister
Euch regt als zuvor.

Verjaget, ihr losen
Die Melancholie!
Aus Schnee zaubert Rosen
Und bringet mir sie.

Philister, Pedanten
Mit Herzen von Eis
Und grämliche Tanten,
Die geb' ich euch preis.

Vertreibet ein Weilchen
Die Zeit uns durch Scherz,
Bis wieder die Veilchen
Geweckt hat der März.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

H. in W. S. Natürlich taucht Fritze Kulasch wieder auf, er hat einen Sommerschlaf gehalten und sich für die Wintercampagne gestärkt.

Marie in Th. Die „trostlosen Dichterlinge“ sterben nicht aus, dies beweisen Sie, indem Sie uns Ihren „Mond im Walde“ senden, der ein Verbrechen an der Dichtkunst ist. Als warnendes Beispiel sei es hierher gesetzt.

Der Mond im Walde.

Still ruht der Weiher in dunkler Pracht,
Es funkeln die Sterne hell durch die Nacht;
Ein trauernder Schwan durch die Fluten zieht
Und singet sein schönstes, sein Schwanenlied
Ein Schauern und Stöhnen geht durch den Wald,
Am Weiher erscheint eine dunkle Gestalt —
So bleich sein (?) Mund, so starr sein (?) Blick —
Und sähest du sie, du wanktest zurück.
Ihn hat betrogen sein schneeiges (?) Lieb:
Seit jener Stund' keine Freud' ihm blieb;
Des Lebens Sanduhr rinnt dahin,
(der Sand ja, aber die Uhr auch?)
Und dieses (welches?) End' führt er im Sinn.
O Liebe! Welches Sternes Kind,
Erschienst du hier den Menschen blind,
Du sengst mein Herz, du sengst den Blick
Und steigst ins Blumengrab zurück (??).
Und weiter stöhnet die Gestalt —
Still ist's geworden in dem Wald:
Es blitzt ein Dolch es tönt ein Schrei —
Eilt denn kein Engel ihm (wem?) herbei?
Und sieh — es regt sich schwanenweiß,
Durch Herz und Adern rinnt es heiß,
O selig, selig, wem die Lieb'
Als letzter Rettungsanker blieb.
Nichts Schöneres gibt's in dieser Welt,
Als wenn die Lieb' vors End' sich stellt.
Es jauchzt die Seele: Ich bin frei!
Die Liebe reißt den Tod enzwei. —

Da möchten wir dabei gewesen sein; jetzt thun wir mit Ihrem Brief, was die Liebe mit dem Tode gethan hat.

F. F. in N. Ihr Vorschlag, den zu Beerdigenden ein Pechpflaster auf Mund und Nase zu legen, um sie vor dem Wiedererwachen zu schützen, wird schwerlich Anklang finden.

A. O. in Br. Der Redakteur der Kolonialpolitischen Korrespondenz, W. Hauschlek, Berlin SW., Zimmerstr. 36, ist am ehesten in der Lage, Ihnen darüber zuverlässige Auskunft zu erteilen.

A. B. in D. Es ist für einen jungen Menschen ein übles Zeichen, Heiliges zum Gegenstand eines schlechten Scherzes zu machen, als etwas anderes als einen solchen wenigstens vermögen wir Ihr sog. Gedicht nicht aufzufassen.

Abonnent Chemnitz. Wir wollen sehen, ob es sich machen läßt, ein Versprechen können wir nicht geben.

G. F. in G. Nehmen Sie uns die Offenherzigkeit, mit der wir zu Ihnen reden, nicht übel, wenn wir Ihnen sagen, daß ein „Na so dumm!“ nach der Lektüre Ihres Gedichts uns entschlüpfte.

Weltpost.

R. Z. in N. Wir sollen bei Beurteilung Ihres „Trinkliedes" Ihre Jugend in Betracht ziehen und milder urteilen? Im Gegenteil! Hätten wir Vaterrechte über Sie, so wollten wir Ihnen die Lust, als 18jähriger Trinklieder zu verfassen, austreiben. Die Verse selbst sind poesielos, geradezu jammerwürdig aber wird es einem zu Mute, wenn Sie einem zu lesen geben:
Gar ernst wird auch einmals dies Leben.

R. H. in N. Seien Sie bestens bedankt für die Korrektur und mehr noch für die interessante mathematische Kleinigkeit, die wir mit Dank acceptiert haben und demnächst zum Abdruck bringen werden.

F. J. B. in G. Wir werden einen Fachmann darüber zu Rate ziehen.

Rips. Ihre Gedichte sind für uns nicht geeignet, es fehlt mehreren bei aller Rührseligkeit echtes Empfinden, anderen klarer Gedankengang.

G. B. in L. Wir kennen die Gesichtspunkte nicht, welche bei Begründung des orientalischen Seminars maßgebend gewesen sind. Uebrigens verweisen wir Sie auf den Breyerschen Artikel im vorigen Heft, der unsere eigene Meinung am besten wiedergibt.

Schachtelhalm. Ihre Parodie ist sehr schwach, sowohl dem Sinn nach, wie in der sprachlichen Behandlung.

F. Z. in G., F. M. 25, A. P. in S., H. F. in F., O. P. Einsendungen nicht verwendbar.

W. G. in E. Sie verlangen mehr, als uns möglich ist. Auch wir wissen das Gedicht nicht zu interpretieren.

G. H. in K. Sie müssen seltsame Erfahrungen gemacht haben. Sie finden draußen den „Weg durch Wettergetobe und Sturmesgebraus" mit „Balkengesplitter" und singen in dem Stübchen:
Umkost von einer Lampe leisem Flüstern,
Umspielt von meines Ofens trautem Knistern.
Wie schade, daß Ihnen darüber nicht ganz der Gedanke an uns vergangen ist.

Zigeunerin, Konstantinopel. Es genügt, sich an einen deutschen Sortimenter zu wenden und ihn um Zusendung eines solchen Buchs zu bitten, deren es eine ganze Anzahl gibt. Kennen Sie keine Firma, so schreiben Sie vielleicht an die Lindemannsche Sortimentsbuchhandlung in Stuttgart.

F. in W. Kluges Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (Straßburg, Trübner) dürfte Ihnen gute Dienste leisten

D. in St. Nicht verwendbar.

Th. K. in K. Ein Mittel, gelb gewordene Klaviertasten wieder weiß zu machen, gibt es unseres Wissens nicht. Es handelt sich jedenfalls nicht um Elfenbein, sondern um Knochen, welche durch die Hautfeuchtigkeit der Finger bald eine gelbliche Färbung annehmen.

H. Th. R. in A. Die in einem Artikel über die Spitzenklöppelei im Erzgebirge (Nr. 2 „Vom Fels zum Mer") von Johannes Corvey erwähnte Notlage der Klöpplerinnen und ärmeren Gebirgsbewohner, kehrt dort, wie uns der Verfasser schreibt, in harten Wintern auch heute noch mehr oder weniger regelmäßig wieder. Erst im vorigen Winter waren die Armen im Gebirge bedrängt; die Kartoffeln waren knapp und der Verdienst außerordentlich gering. Zwar ist die Spitzenklöppelei auf die Lebenserhaltung der Erzgebirgler heute nicht mehr maßgebend doch auch die jetzt dort eingeführten neuen Hausindustrien, so das Perlennähen, haben ihre starken Schattenseiten. Wohl verdienen die Arbeiterinnen bei diesen neuen Hantierungen einen etwas höheren Lohn, aber es treten mit einer bedauerlichen Regelmäßigkeit Perioden geschäftlicher Flauheit ein, die oft Monate und länger währen. In solchen Zeiten bleibt der Verdienst in den Industriebezirken weit hinter dem selbst zu einem kärglichen Leben Erforderlichen stark zurück und die bittere Not pocht dann sehr vernehmlich an die Thüren. Freilich muß man ehrlich genug sein, einen Notstand nicht erst dann zuzugestehen, wenn der dringende Ruf nach Brot für das Erzgebirge in den Zeitungen des Landes wiederhallt

Ein Abonnent. Es geschehen sonderbare Dinge, und Wunderliches muß ein Redakteur lesen; aber das Wunderlichste was der Redakteur dieser Blätter seit langem gelesen hat, ist doch Ihr Rat: „Wollte hierdurch ergebenst bitten, in ‚Fels zum Meer' womöglich darauf Bedacht nehmen zu wollen, bei Novellen oder Romanen dieselben auf der rechten Seite beginnen und mit der linken endigen zu lassen. Ich bin kein Freund dieser Geschichten und möchte dieselben bei Einbinden des Jahrgangs zuvor gern leicht herausnehmen können." Leider können wir den Wunsch nicht erfüllen und Sie werden keine Zeitung finden, die Ihnen zu Willen ist.

Weltpost.

F. H. in H. Mit Ihrer „Routinée" im
llenschreiben ist's nicht weit her, nach
iitgesandten Probe zu urteilen. Jämmer-
es Zeug ist uns noch nicht unters Ge-
gekommen und Ihr Namensvetter Hage-
aus dem vorigen Jahrhundert würde
m Grabe herumdrehen, wenn er erfahren
te, daß Sie den Ehrentitel „Dichter"
pieren.

L. H. in K. Für was halten Sie uns
tlich? Wissen Sie, daß in der Frage
„Verlagsbuchhandlungen pikanter Nari-
und Photographien" für uns eine Be-
gung liegt?

E. N. in L. Sie finden an jeder
schen Universität Gelegenheit, Chemie zu
ieren. Wenn Sie uns Ihre Wünsche
uer angeben, können wir Ihnen vielleicht
ere Auskunft geben.

W. J. in J. Sollte das Lieferungs-
nicht vollendet worden sein, so ist der
eger ohne Zweifel verpflichtet, Ihnen
nun inkomplett gebliebenen Teil des
kes gegen Rückerstattung des Kaufpreises
er abzunehmen. Freilich werden Sie
Weg der Klage beschreiten müssen, da
dem Mitgeteilten die Handlung nicht
igt scheint, auf gütlichem Wege Ihnen
Recht zu geben.

Th. G. Die optimistische Anschauung
Ihrem Gedichte „Wandel des Lebens"
anen wir gern an, das Gedicht um so
iger.

Abonnent in der Schweiz. Größere
aterbuchhandlungen sind u. a Lassars
chhandlung (Ed. Bloch) Berlin C.,
iderstr. 2; Rosner, Wien I., Tuch-
ben 22; Wallishauser, Wien I, Hoher
rkt 1.

H. R. in R. Wir haben Ihren Brief
rn Dr. Falb mit der Bitte um Auskunft
sendet Für Ihre freundliche Anteil-
me vielen Dank.

E. H. in B. Vielen Dank für die
iche und offenherzige Kritik, die wir durch-
teilen. Lange genug war das in schwacher
inde Erworbene aufgehoben, aber ein-
mußte auch damit aufgeräumt werden.
ten Gruß.

E. B. in K. Daß die Unterschriften
Heft 5 „Jacquard-Karte" und „Muster
Patronenpapier" verwechselt wurden,
en wir zu entschuldigen und richtig zu
en.

J. G. in B. Soll gelegentlich gebracht
den.

R. R. in L. Die Stimmung in Ihrem
ichte hat uns angesprochen, aber einige
ndungen und Ausdrücke stören. Was soll
dieser Stelle z. B. die Lyra?

Einer für Mehrere. Wir hoffen, daß
nur Einer ist, der die Unart begeht, uns
beschuldigen, den Preis für das am besten
rierte Bild „Grüß Gott" nicht bezahlen
wollen. Solches Mißtrauen, gewöhnlich
trüber Quelle fließend, gehört zu den
derwärtigsten Erfahrungen.

P. H. F. in F. Wir haben selbst
her einen Artikel über Goldfische gebracht
verweisen auf ihn.

R. M. in G. In diesem Sinne wirkt
r Schulgarten, illustrierte Zeitschrift
das gesamte Schulgartenwesen, welche
anz Langauer in Penzing herausgiebt.
Zeitschrift verfolgt den Zweck, den Lehrern
der Einrichtung, Pflege und pädagogischen
wertung des Schulgartens, dieses wichtigen
rmittels der Volksschulen, an die Hand
gehen, die Entstehung von Schulgärten
fördern und durch den Schulgarten im
eine mit den landwirtschaftlichen Fort-
dungsschulen auf die Volksbildung ein-
wirken. Die meisten Staaten Europas,
besondere Schweden, die Schweiz, Frank-
h und Oesterreich haben den Wert dieses
rmittels erkannt und würdigen seine
deutung.

J. B. in A. Bei den zahlreichen Mit-
ungen über Herstellung von Holzbeizen,
sie in den verschiedenen Jahrgängen des
orrespondbl. z. D. Maler-Journal" ent-
ten sind, ist es nicht gut möglich, ein be-
mmtes, maßgebendes Rezept über Nuß-
mbeizen herauszugreifen, zumal auch die
dustrie sehr gute Beizen auf fabrikmäßi-
Wege fertig stellt, wie u. a. z. B. das unter
Namen „Brunoleïn" sich eines sehr guten
fes erfreuende Fabrikat, welches auch in
ßbaumfarben-Nüance hergestellt wird und
allen besseren Malerutensilien-Handlungen
haben ist. Zur evtl. gewünschten weiteren
ientierung teilen wir noch mit, daß über
zen für Holz z. B. an folgenden Stellen
„Korrespondzbl. z Deutsch. Maler-Journ."
hzulesen ist: Farbenbeizen für Holz: Seite 5,
rg. 1883; Brunoleïn: Seite 30, Jahrg
3; Holzbeizen: Seite 39, Jahrg. 1883;
une Beizen f. Holz: Seite 39, Jahrg.
7; Holzbeizen: Seite 93, Jahrg. 1878.

Weltpost.

F. S. in F. Die „Kindlein Ihrer Poesie“ sind Wechselbälge der schlimmsten Sorte und Sie können froh sein, daß wir Sie nicht wegen der Drohung (Sie nennen es freilich in eitler Selbstverblendung Versprechung) belangen, uns „jeden Monat zwei Gedichte zu senden“. Damit die Leser der Weltpost sehen, daß Ihnen kein Unrecht geschieht, folgt hier das erste „Kindlein Ihrer Poesie“:

An die Sonne!
Goldne Abendsonne,
Wie bist du so schön.
Nur mit voller Wonne
Bleibt man vor dir stehn
Kommst du früh gegangen
Ueber Berg und Thal
Bleibt unser Blick dann hangen
An dir, ach, jedesmal.
Alles du erquickest
Mit deinem Anblick, du,
Bis du dich dann anschickest
Und gingest auch zur Ruh.

Mars 20. Das wissen wir nicht, jedenfalls kann Ihnen aber die Redaktion des Militärischen Wochenblatts in Berlin darüber Auskunft geben.

Geb. G. in B. Sie schreiben uns, „beim Lesen der Gedichte in Ihrer Weltpost überkam auch uns der Drang, unserer poetischen Ader freien Lauf zu lassen, und senden uns das Produkt gemeinsamer Thätigkeit“. Nehmen Sie guten Rat an und lassen Sie Ihre poetische Ader nicht wieder frei laufen, es kommt nichts Gescheites dabei heraus.

Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

Schriften von Johannes Scherr.

Germania.
Zwei Jahrtausende deutschen Lebens.
4. Auflage. Pracht-Ausgabe.
brosch. in 34 Lieferungen à M. 1.50, komplett geb. M. 70. —
5. Auflage. Volks-Ausgabe.
brosch. in 40 Lieferungen à 40 Pf. komplett geb. M. 20. —

Porkeles und Porkeleſſa.
Eine böse Geschichte.
3. Aufl. brosch. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Gestalten und Geschichten.
2. Auflage.
brosch. M. 9.—, geb. M. 11.25.

Sprachheilanstalt Eisenach
für Stotterer ꝛc. (früher **Burgsteinfurt**). Einzige Anstalt Deutschl., die mehrfach staatlich ausgezeichnet. Honorar nach Heilung. Prospekt **gratis**. **Rudolf Denhardt.**

Echte Briefmarken!
Brasilien 12 versch. 40 Pf. — Bulgarien 10 v. 50 Pf. — Siam 3 v. 50 Pf. — Persien 1 v. 50 Pf. etc. Preisl. grat. u. frco.
Ernst Hayn, Berlin N., Invalidenstraße 15.

Augenblicksbilder
für Festgeschenke und den Büchertisch geeignet. Thier- und Wildstudien ꝛc.; Act-Serien von Menschen. Katalog gratis, illustrirt nach Vereinbarung. [2651]
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Von **A**quarien, Terrarien, Fontainen, Felsen, Fischen, Reptilien, Pflanzen, Laubfrosch- und Wetterhäusern, Bienenzuchtgeräten vers. Illustr. Preisliste gratis. **M. Siebeneck, Mannheim.**

Purgatif Dr. Oidtmann (Mastricht Holland)
50 Tropfen, anstatt Klystier. [2637]

Für Bücherfreunde!
Werthvolle Bücher aus allen Zweigen der modernen Literatur liefert zu bedeutend **ermäßigten Preisen** E. W. Steffens Verlag und Antiquariat. Dresden — O. Verzeichnisse gratis und franko.

Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige, 1878 errichtete, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. — **Zweck derselben:** Wesentliche Verminderung der Kosten des ein- wie dreijährigen Dienstes für die betr. Eltern, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von **Invaliden.** Je früher der Beitritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1885 wurden versichert 16,678 Knaben mit M 18,125,000. — Capital — gegen 15,682 Knaben mit M 16,586,000. Capital im Jahre 1884. — **Status Ende 1885:** Versicherungscapital M 53,000,000, Jahreseinnahme M 3,400,000; Garantiemittel M 7,000,000; Invalidenfonds M 57,000; Dividendenfonds M 282,000. Prospekte ꝛc. unentgeltlich durch die Direction und die Vertreter. Inactive Officiere, Beamte, Lehrer u. angesehene Geschäftsmänner werden zur Uebernahme von Hauptagenturen gesucht. [2315]

Patent-Stahldraht-Fussmatte.

Vorzüglichste aller Matten; dauerhaft, elegant und billig.

Zu haben bei allen grösseren Eisenhändlern.

Bad Thalkirchen bei München.
Wasserheil- und diätetische Anstalt. — **Winterkuren für Nerven-, Unterleibs- und sexuelle Krankheiten. — Morfiumentwöhnungs-Kuren** (allmälig). Ausführliche Prospecte gratis und franco durch [2727]
Dr. V. Stammler, Besitzer und Arzt.

Cotillon und **Carneval**-Gegenstände, komische Mützen, Orden, Cotillontouren, Attrapen, Knallbonbons, Masken, Perrücken, Stoff- u. Papier-**Costüme, Papierlaternen, Bigotphones, Spiele** für Garten u. Haus etc., sowie **künstliche Pflanzen** empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.
Illustr. deutsche u. franz. Preisbücher Saison 87 gratis u. franco. [2675]

Patente in allen Ländern erwirkt, besorgt u. verwerthet, sowie **Registrirung** von Fabrik-Marken und Musterschutz im In- u. Auslande veranlasst **Kirchrath's** Patent- u. tech. Bureau, Zittau.

Trunksucht.

Zeugniß.
Hrn. **Karrer-Gallati,** Spezialist, **Glarus!**
Ihre Mittel hatten ausgezeichneten Erfolg! Der Patient ist vollständig von dem Laster geheilt! Die frühere Neigung zum Trinken ist gänzlich beseitigt und bleibt er jetzt immer zu Hause. **Fr. Dom. Walther.**
Courchapois, 15. Sept. 1886.
Behandlung brieflich! Die Mittel sind unschädlich und mit und ohne Wissen leicht anzuwenden! Garantie! Hälfte der Kosten nach Heilung! Zeugnisse, Prospekt und Fragebogen gratis. Adressiren: [2739]
„Karrer-Gallati, postlagernd Konstanz“.

---

25 Stück Goldfische
in verschiedenen Farben versendet um fünf **Mark** geg. Voreinsendung des Betrages oder Nachn., selbst nach den entferntesten Stationen.
Im Hundert bedeutend billiger
W. Graßl, Goldfischzüchterei, Dachau bei München.

In den Apotheken:
Engelhard's Isländisch Moos-Pasta gegen Husten u. Heiserkeit
75 Pfennige.

Asthma.
Brustleiden heile ich durch ein vorzügliches, bei stricter Vorschrift sicher helfendes Mittel und wolle man sich vertrauensvoll an mich wenden.
Kirchrath, Fabrikant, *Zittau i. S.*

Permanente Ausstellung
von Neuheiten auf hauswirthschaftlichem Gebiete.
KARL HIRSCH & Co. BERLIN W.
Leipziger Strasse 2.

Hellfrisch's weisses Vaseline
ist die anerkannt wirksamste und reinlichste aller Salben zur Pflege des Körpers und der Haut, in neuester Zeit mit bedeutendem Erfolge angewandt gegen Haemorrhoiden und Fussschweiss. Vorräthig in allen Apotheken und Droguenhandlungen. Jede Dose (50 Pf. u. 1.75 M.) trägt unsre **volle** *Firma, andere Verpackungen weise man ausnahmslos zurück.*
Carl Hellfrisch & Co. Offenbach a. M.

Viele Neuheiten in **Schuss-Hieb-Stich-Waffen**
Preislisten gratis.
Hippolit Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Brieflicher Unterricht.
Buchführung
einfach und doppelt oder amerikanische
Correspondenz, Rechnen etc.
Gratis Prospect u. Probebriefe.
Gratis Probe-Lection zur Schönschrift
Almanach für junge Kaufleute: „Wie erlangt man gute Stelle?“ Winke u. Belehrungen etc. Preis 50 Pf. 30 Kr. 30 Kop. in Marken.
Adresse bitte genau:
Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut „Postfach“ in Wien.

Im Verlage von **W. Spemann in Berlin und Stuttgart** ist erschienen:

Heiteres und Weiteres
von
E. v. Wolzogen.
Preis 4 Mark.

Die unter obigem Titel zusammengefaßte Sammlung von Novellen des bekannten Autors enthält
Christel und Wigel — Veit Zijolins Galgenfrist. — 's Meikatel und der Zeraf — Die Gloriahose. — Werthers Leiden — Das Derwischlied.

Ferner:

Die Weite Welt.
Reisen und Forschungen in allen Teilen der Erde.
Ein geographisches Jahrbuch
herausgegeben von
Friedrich von Hellwald.
2. Jahrgang.
Mit 26 Vollbildern und 1 Karte.
Preis gebunden 9 Mark.

„Hühneraugen-Tod“
von *Aug. Siegel, Genthin* (Schutzm. v. 8. 5. 83). Kl. Kruke 1 M. nach allen Ländern der Erde **franco!** [2701]
Nur Erfolg wird bezahlt.

Wer sich für Rudern, Segeln, Eislauf, Schwimmen, Canoefahren, Dampfjachting, Seewesen und Marine **interessirt,** bestelle eine **Probenummer** des „Wassersport“ gratis u. frco. vom
„Wassersport“ Berlin S. 14.

Glaseys Nachtlichte
unübertroffen seit 1808, 6 mal prām., darunt. silb. Med. 18.. Nürnberg., für vollkom. Ausführung d. Fabrikate in jeder Beziehg." sind in jedem bes- seren Geschäfte vorräthi... Vor Nachahm. wird gewarn...

Weltpost.

C. A. 17 in H. Der van Dijck-Artikel wird ja da gleich Ihrem Wunsch nach einem Aufsatz über bildende Kunst nachkommen.

D. U. in B. Wenn der Junge von der Pike auf dienen soll, findet er jedenfalls auf irgend einem Schiff der Handelsmarine einen Dienst. Vermittler sind uns allerdings nicht bekannt, doch wird Ihnen gewiß die Redaktion einer Hamburger Zeitung auf höfliche Anfrage die Auskunft nicht schuldig bleiben.

M. D. in P. Die Desertion in Ihrem Fall wird mit Gefängnis von 6 Monaten bis 2 Jahren bestraft. Straffreie Rückkehr ist unter den angedeuteten Verhältnissen ganz undenkbar und auch ein Gnadengesuch dürfte kaum Erfolg haben.

P. T. in K. 1 und 2 ist jedenfalls besser wie 3. Dank für Ihre freundliche Anerkennung.

A. L. in K. Dilettantenmache.

R. My in B. Wenn es sich mehr um praktische Zwecke und rasche Erlernung handelt als um ein tiefes und wissenschaftliches Erfassen der Sprache, können wir das System wohl empfehlen.

L. R. in B. Wenden Sie sich an Ritter v. Mor in Graz, er wird Ihnen in der Wappenfrage gewiß die gewünschte Auskunft erteilen können.

Graf P. in St. Besten Dank für die Mitteilung und das dadurch bekundete Interesse an unserem Blatt.

Alter Abonnent. Läßt sich nicht wohl ändern. Beim Einbinden fallen ja aber die Beilagen ohnehin weg.

A. S. in M. Das Bild ist erst 1886 vom Photographen König aufgenommen worden.

Doktorsfrau. Ihr Aufsatz „Poesie und Prosa" ist nichts für uns und wir sandten ihn um so beruhigteren Herzens in den Papierkorb, als er kopiert war. Dagegen wollen wir das Begleitschreiben hier wiedergeben, es ist charakteristisch in mehr als einer Hinsicht. Doch ein halber schriftstellerischer Erfolg! Also da ist's: Wohl ist der Frühling noch nicht da, aber schon sendet er seine Vorboten, deren erster das herrliche Wetter ist, welches draußen lockt. Mit dem Sonnenschein nach Schnee und Eis (wenn's auch damit vielleicht noch nicht zu Ende) erwachen, so sagen die Dichter selbst, in der Brust alle die singenden Stimmen und die Lieder ziehen hinaus in die Welt. (Gott gebe, daß sie uns verschonen!) Wahrscheinlich glauben Sie nun, geehrter Herr Redakteur, ich rechnete mich zu den Dichtern?! denn es liegt wohl etwas Geschriebenes dabei, o nein, ich bin eine kochende, staubwischende Kochbücherstudierende Frau, deren Mann ihr vieles, nur nicht Handarbeiten anzufertigen (wir machen diesem vernünftigen Mann unser ergebenstes Kompliment!) erlaubt. Schon früher, als ich noch nicht die Rosenketten der Ehe trug, schrieb ich kleine Aufsätze, aber als der Liebeszauber diese Arbeiten unterbrach, sich dann Hausfrauen- und Mutterpflichten einstellten, legte ich alle dergleichen Poetisches betreffende Gedanken ad acta. Aber nun erwacht doch einmal die Lust zu solcher Handarbeit (aha!), die in der skizzenhaften Ausführung auch etwas mit der Dichter-Frühlingspoesie gemeinsam hat. (Nicht, daß wir wüßten.)

Sollten Sie, geehrter Herr Redakteur, beifolgender kleinen Skizze einige Beachtung schenken, so werde ich mich freuen, andernfalls kann ihren Mann mit dieser Handarbeit, von denen noch andere vorhanden, nicht überraschen Ihre ergebene . . . . . (Seien Sie überzeugt, der Mann weiß es uns Dank, daß wir ihm diese Ueberraschung ersparten.)

Kaiser Wilhelm.

(Zum 22. März.)

Gekommen zu des Lebens fernster Grenze,
Gehoben auf den Gipfel höchster Macht,
Umringt von Glück und Herrlichkeit und Pracht,
Umweht vom Rauschen schönster Ruhmeskränze, —

Doch wie Dein Haupt ob Deinem Volke glänze,
Das Du zum ersten Volk der Welt gemacht,
Du bliebst Dir gleich und denkst nur Tag und Nacht
An seiner Zukunft sturmbedrohte Lenze.

Gehst freudig fort den strengen Pfad der Pflicht,
Mag auch des Alters Ungemach Dich quälen, —
So strömt von Dir ein überirdisch Licht

Mit Flammenkuß herab in unsre Seelen,
Daß wir im Werk des Friedens und des Krieges
Des Todes nicht gedenken, nur des Sieges!

Eduard Paulus.

Die Madonna della Rocca.

Ein römisches Dorfidyll von

Richard Voß.

Eines Maimorgens letzten Jahres fuhren wir mit unseren deutschen Gästen von unserem Wohnort Frascati nach Rom.

Die Campagna lag bereits unter ihrer frühsommerlichen Blumendecke; in den Hohlwegen zwischen den Olivetten schimmerten die schneeigen Blütenzweige der Akazien, leuchteten die goldgelben Knospen der Ginsterbüsche. Die trockenen Rinnen der Bäche füllten Farnkraut, Syringen und Rosen, um die braunen Ruinen wucherte eine Wildnis von silbergrauen Königskerzen und mannshohen Disteln mit weißgesprenkeltem prächtigem Blattwerk, die Hügel glühten von rotem Mohn, und wo der Boden sumpfig war, bedeckten Lilien den giftigen Grund.

Die lange Kette der Sabinerberge stand wie ein leuchtendes Wolkengebild über der sonnigen Erde; zwischen dem Sorracte und der Meeresküste stiegen die sanften Lehnen des Ciminiwaldes auf, in zarter Bläue klar und heiter sich vom lichten Himmel abhebend. Davor zog sich ein fahler Dunststreifen hin, durch den in schattenhaften Umrissen die Façade des Lateran und die beiden Türme von Santa Maria Maggiore, die Pauls-Basilika und die Sankt Peterskuppel sichtbar waren.

Ueber Rom lagerte regungslos ein dichtes Staubgewölk.

Noch in keinem Jahre hatte ich das römische Land so vollkommen unbebaut gesehen wie diesen Sommer: auf der ganzen Strecke von Frascati bis Rom nicht ein einziges Kornfeld! Alles war Prairie und Viehweide. Unsere Gäste sprachen von der Kultivierung des Agro romano; sie erinnerten an die Beratungen, die wegen dieser brennenden Frage im römischen Senat gepflogen wurden, an die gefaßten Beschlüsse und erlassenen Gesetze; nun fuhren sie wenige Miglien vor Rom durch eine Wildnis. Sie begriffen es nicht.

Sie frugen mich; indessen konnte ich ihnen auch nur erwidern: Zweihundert Pfund Getreide kosten dem römischen Landmann sechsundzwanzig Lire; der höchste Preis, den er für dieses Quantum erzielen kann, beträgt dreiundzwanzig Lire. Also eine trostlose Antwort: der Bankerott des Landes.

Mehrere Miglien vor Rom mußte der Kutscher fast beständig im Schritt fahren, häufig sogar anhalten: eine unabsehbare Reihe von Karren kam uns entgegen. Sie zogen den Steinbrüchen und Erdgruben zu, um alsdann, mit Travertin und Puzzolan angefüllt, wieder nach der Stadt zurückzukehren.

So war es vor jedem der vielen Thore der ewigen Stadt: es schien in Rom nicht gebaut — es schien Rom erbaut zu werden.

Wir kamen an. Seit Monaten hatte man sich mit der neuesten und peinlichsten römischen Frage beschäftigt; die „Vernichtung" Roms erregte alle Gemüter. Die Artikel von Hermann Grimm und Ferdinand Gregorovius über diese Sache klangen lebhaft in dem Geiste eines jeden nach, unsere Gäste waren auf das Schlimmste vorbereitet; aber was sie sahen, übertraf ihre Befürchtungen.

Wir führten sie. Wir zeigten ihnen das neue, das moderne Rom, diese „amerikanische" Stadt auf dem Esquilin, dem Quirinal und Vatikan, am Tiber, beim Testaccio, zwischen Palatin und Coelius, und mitten im Herzen Roms. Auf den ehrwürdigsten Stätten, an Orten, wo jeder Fußbreit Erde ein Stück Weltgeschichte erlebt hatte, waren Stadtquartiere aus dem Boden gestampft; häßlich, gemein, mit Häusern, die gestützt werden müssen, ehe sie nur von den Gerüsten befreit sind, die einfallen, bevor sie überhaupt bezogen worden.

Unsere Gäste sahen das Kapitol. Es war auf der einen Seite ein Schutthügel: dies der Platz, an welchem Rom seinen „weißen Schandfleck" empfangen sollte. Sie sehen die Villen Massimi und Ludovisi: die Bäume umgehauen, der Boden aufgewühlt, mit Trümmern bedeckt — ein kleines Casamicciola.

Am Abend kehrten wir nach Frascati zurück, in einer Trauer, als kämen wir von einem Begräbnis. Auch war uns etwas gestorben; etwas, das wir liebten, das uns ehrwürdig war, das wir heilig hielten von Kindheit an. Und wie wir, so unsere Väter. Rom, das alte, herrliche Rom war tot, von der Erde verschwunden, begraben. Und es gab für diese göttliche Gestorbene kein Auferstehen.

Wir saßen beisammen in der Halle unserer Villa, von der man über das ganze römische Land blickt: vom Meeresstrand bis zur Sabina, von den letzten Grenzen des einstigen Etruriens bis zum Albanergebirge. Wir sprachen über alles Schmerzliche, das wir an dem einen Tage hatten erleben müssen, und auch darüber, daß für die Römer Rom Hekuba war.

Stumm hörte ich den Freunden zu, meine Blicke auf das Sabinergebirge gerichtet, auf einen Felsengipfel, zwischen dem Genaro und den Bergen von Paläftrina. Mir war's, als sähe ich im Mondschein den kleinen einsamen Ort aufleuchten, dessen ich gedenken mußte und von dem ich jetzt ein Geschichtchen erzählen will — mit einem leisen Lächeln, das dieser und jener spöttisch nennen mag. Doch oft meint es ein Schelm im Grunde sehr ernsthaft.

* * *

I.

Beinahe auf dem Gipfel des Monte Scalandrone liegt eines jener sabinischen Felsendörfer, die an Einsamkeit, Oede und Armut nirgends ihresgleichen haben.

Aus der Ebene, welche Weizenfelder und Fruchtgärten, Olivetten und Vignen bedecken, führte bis vor kurzem nur ein mühseliger Pfad den steilen Berg hinauf. Wer den elenden Ort vom Albanergebirge aus besuchen wollte, mußte zuerst die ganze wonnige Fruchtbarkeit des weiten paläftrinischen Thales durchwandern, danach, steil aufsteigend, den Buschwald: eine Wildnis von Kastaniengebüsch und Oelstrauch, von Mastix, Myrten und Lorbeer, welche zu jeder Jahreszeit eine Fülle blühender Ranken und Blumen durchwuchern. In den heißen Monaten sind diese Gestrüppe voller giftiger Schlangen; sonst bewohnen sie nur wilde Tauben und Füchse, oder es verliert sich aus der Ebene ein Stachelschwein, von dem hohen Apennin ein hungriger Wolf bis hierher — wohl auch ein verfolgter Brigant.

Eine solche Macchie gäbe, ausgerodet und urbar gemacht, das fruchtbarste Ackerland; meistens überläßt man indessen den jungfräulichen Boden der Wildnis.

Auch jener weite und herrliche Buschwald unterhalb des Monte Scalandrone erfreute sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ungestört seines üppigen Baum- und Pflanzenwuchses, von welchem alle zehn oder fünfzehn Jahre ein Teil abgehauen und zu Kohlen gebrannt wurde. Er war Eigentum der Gemeinde Rocca, einer der ärmsten Kommunen des Kirchenstaates.

Da wo die Macchie aufhört, tritt der nackte Fels zu Tage, eine unwirtliche Steinwüste beginnt.

Gleich winzigen Eilanden erheben sich über dem gelben Boden kleine grüne Anhöhen, mit Wacholder, Rosmarin und Cistus bewachsen. Sonst gedeihen hier droben nur der goldigblühende Ginster und die prächtige Königskerze, Disteln und Skabiosen.

Wenn man stehen bleibt und Umschau hält, so ist die Größe und Herrlichkeit des Anblicks beinahe erschreckend; denn man übersieht das ganze römische Land, die ganze lateinische Küste, das ganze sabinische und volskische Felsengebirge, übersieht die grünen Höhen der Albanerberge und die beschneiten Gipfel der Abruzzen. Darunter liegen Paläftrina, Zagarola und Tivoli; dort drüben Genazzano und Olevano; in der Ferne, nach dem Neapolitanischen zu, Anagni und Alatri und viele andere sabinische und volskische Städte. Auch Rom und sämtliche Ortschaften des römischen Landes von Frascati bis nach Viterbo!

Solche Majestät umgibt Rocca, diese Proletarierin unter den Betteldörfern des Sabinergebirges.

Nichts Trostloseres läßt sich denken. Die Häuser sind ohne Mörtel aus Steinen erbaut — aufgeschichtet; mit schwärzlichen Wänden erheben sie sich über den öden Boden, eines an das andere gedrängt.

Die Dächer bestehen aus Felsplatten. Thüren und Fenster sind Oeffnungen, just groß genug, durch die ersteren eintreten, durch die zweiten den Kopf stecken zu können. Kinder, die mit Sand und Schmutz spielen, bauen zuweilen, wie hier die Großen mit Felsen bauten.

Die Gassen laufen in die Kreuz und Quere, gleichen bald Hohlwegen, bald Rinnen oder Felsensteigen; sie starren von Schmutz, verwandeln sich zur Regenzeit in Schlammbäche, sind so enge, daß zwei sich Begegnende einander ausweichen müssen, und so dunkel, als schiene am Himmel weder Sonne noch Mond. Brunnen gibt es keine, nur Cisternen. In besonders heißen Sommern kann es vorkommen, daß gänzlicher Wassermangel eintritt; alsdann müssen die armen Roccanerinnen morgens und abends in das Thal hinabsteigen und das Wasser in ihren schweren kupfernen Wassergefäßen auf dem Kopfe nach Hause tragen.

Rocca besitzt einen Platz, der seit einem Jahrzehnt sogar einen Namen erhalten hat: „die Piazza dell' Indépendenza". Es ist der Marktplatz von Rocca. Was auf diesem Marktplatz zu Markt gebracht wird, sind, selbst heute, zu Roccas Glanzzeit, stets die nämlichen zwei Dinge: Zwiebeln und Brot — Brot und Zwiebeln.

Auf die Piazza dell' Independenza mündet eine Gasse, über deren Namen Senat und Volk von Rocca sich bis auf den heutigen Tag nicht zu einigen wußten. Rocca ist daher in zwei Parteien gespalten: die einen kämpften für einen „Corso Pio nono", die anderen wollen durchaus eine „Passeggiata Garibaldi" besitzen. Durch diese namenlose Hauptstraße Roccas gelangt man zu der Kirche von Rocca — dem „Dom".

Der Dom ist der Stolz von Rocca. Er ist sorgfältig gemauert, hat eine getünchte Façade und im Innern einen Kalkbewurf, prächtig bunt angestrichen. Zu sehen ist drinnen nicht viel, bis auf eines, und das ist — —

Aber davon später.

Der Altar wird von einer weißen Decke verhängt, welche die Frauen von Rocca gestickt; neben dem Schrein, darin die Monstranz eingeschlossen, stehen zwei hohe Leuchter aus Messing, mit dünnen, braungewordenen Wachskerzen, und zwei himmelblaue gläserne Vasen, mit gelben und roten künstlichen Blumen. Sonst befinden sich in dem Heiligtum außer jenem einen noch ungenannten geheimnisvollen Gegenstande nur noch einige morsche Bänke, für die Alten und Schwachen bestimmt; die übrigen können bei ihrer Andacht sich des Bodens bedienen, der mit gelben und roten Ziegelsteinen gepflastert ist. Orgelspiel hören die Roccaner in Paläftrina, oder in Zagarola, oder in Genazzano. Zu einer Glocke indessen haben sie es bereits gebracht, aber noch nicht zu einem

Glockenturm. Die Glocke hängt daher im Dom hinter dem Altar, wo zugleich die Sakristei ist, die Leichenbahre steht und sonst einiges, was gelegentlich zur Prozession verwendet wird — Kostbarkeiten, welche die Roccaner als Kind anstaunen und woran sie sich als große Leute erquicken und erfreuen.

Da die Roccaner einen Dom haben, so haben sie natürlich auch einen Pfarrer. Dieser ist gewöhnlich ein etwas eigentümlicher Herr, sonst wäre er nicht der „Curato von Rocca" geworden. Daß man den Roccanern gerade keine Perle von einem Priester auf ihren öden Berg gibt, liegt in der Natur der Sache. Wenn einer der vielen guten geistlichen Hirten, die rings um Rocca ihre lieben christlichen Schafherden weiden, ganz besonders armseligen oder einfältigen oder störrischen Geistes ist, so kann es dem Manne geschehen, daß er zum Curato von Rocca erhoben wird; und ist er das einmal, so bleibt er es auch. Ein echter Pfarrer von Rocca kommt in den letzten zwanzig Jahren seiner Regierung niemals aus seiner Residenz heraus, darin er über seine Seelen verfügt, als ob Rocca in Rußland läge; ein echter Pfarrer von Rocca weiß in der Hölle besser Bescheid als im Himmel, kennt von der Welt nur Rom und von Rom nur den Vatikan. Ein echter Pfarrer von Rocca trägt niemals ein ungeflicktes oder unzerrissenes Gewand; ein echter Pfarrer von Rocca bekommt in seinem ganzen geistlichen Leben niemals Fleisch zu essen; ein echter Pfarrer von Rocca ist in keinem Falle ein beneidenswerter Mann.

Die größte Leibesfreude und zugleich einzige Stärkung eines Herrschers von Rocca ist der Wein, den er jeden Tag bei der Messe genießt und den ihm seine liebe Gemeinde aus dem Weinlande drunten möglichst reichlich zutragen muß; ganz gleich, ob weißen oder roten. Wenn die guten Leute von Rocca jeden Tag bei der Messe sehen, wie ihrem lieben Hirten der Wein schmeckt, so freuen sie sich darüber; denn alsdann hoffen sie, daß sein Gebet kräftig und eindringlich sein und ihren armen sündigen Seelen zu gute kommen werde. Aber auch Tage der Furcht kehren in Rocca ein, an denen der Herr Curato ernstlich böse wird. Ganz sicher ereignet es sich alsdann, daß bei der Predigt die ganze Hölle mit allen ihren Teufeln auf die entsetzte Gemeinde losgelassen wird, gelegentlich welcher Prozedur man den guten Roccanern den warmen Aufenthalt, den sie einstmals einnehmen werden, folgendermaßen recht anschaulich schildert:

„Feuer unten, Feuer oben! Feuer aus dem Munde, Feuer aus den Augen, Feuer aus den Ohren, Feuer aus den Nasenlöchern — —"

Die Sache hat aber auch ihr Gutes; denn wenn während des Sommers die Sonne viele Monate auf die kahle Felsenkuppe brennt, bis der Stein glüht, daß die Weiber ihr Brot darauf backen könnten, so mögen die guten Roccaner — das Fegefeuer, welches ihr Curato ihnen für Leib und Seele verheißen, in treuer Erinnerung — sich bei der Gluthitze geradezu im Kühlen vorkommen, indessen sie sich Winters, wo in Rocca häufig Schnee fällt und mehrere Tage liegen bleibt, im Geiste an jenen für sie entzündeten Flammen nach Belieben wärmen dürfen. Mit einem Worte: wird den Leuten von Rocca die Hölle recht heiß gemacht, so ist das für sie von großem Nutzen.

Vollständig geholfen wäre den Roccanern, könnte ihr wackerer Seelsorger sie durch eine recht anschauliche Beschreibung des Mannaregens in der Wüste täglich satt machen, auf diese Weise für seine liebe Gemeinde wie die Leiden der Hölle, so auch die Freuden des Himmels praktisch verwertend. Leider blieb, was die Sättigung durch geistiges Mannabrot anbetraf, die wünschenswerte Wirkung gänzlich aus. Bei der Vorstellung eines nährenden Regens versagte den Roccanern ihre Einbildungskraft, so daß sie häufig den allerrealsten Hunger zu leiden hatten. Zwar trugen sie unterhalb ihres Felsenortes an geschützter Stelle etwas Ackererde zusammen, ernteten auch darauf: ein wenig Gerste und etliche Bohnen von jener großen, säuerlich schmeckenden Art; aber davon konnte selbst nicht ein Roccaner samt Weib und Kind und Schwein das ganze Jahr hindurch satt werden.

Vor allem nicht das Schwein! Denn in jeder roccanischen Familie ist das Schwein die Hauptperson.

Auf der Gasse spielen die Kinder damit wie mit ihresgleichen, und in der Macchie läuft es seinem Herrn nach wie ein Hund; im Hause wohnt und schläft, ißt und trinkt es zusammen mit Mann, Weib und Kind in der einen einzigen Kammer. Der erste in der Familie, der satt gemacht werden muß, ist das Schwein; denn es soll alle sättigen.

Mehr noch als das sollten in Rocca die Schweine vollbringen: sie sollten auch dem Himmel geben, was des Himmels war. Allein nur mit Hilfe ihres fett und satt gemachten Schweines ermöglichten die Roccaner, zu Ehren ihres lieben Schutzheiligen und der Madonna jedes Jahr ein Konzert aufführen zu lassen, ein Feuerwerk abzubrennen und eine Tombola in Scene zu setzen. Dafür waren sie alsdann berechtigt, von ihrem lieben Schutzheiligen und der Madonna allerlei gute Dinge als Gegengabe zu fordern, und es durften sich die Weiber von Rocca das ganze Jahr über das Vergnügen bereiten, für die Tombola glückbringende Zahlen zu träumen. Nur daß sie ihnen niemals Glück brachten!

Um noch einmal auf die Bedeutung der roccanischen Schweine zurückzukehren: das ganze Jahr über stiegen die Frauen und Kinder in die Thäler hinunter und sammelten in den Eichenwäldern die Eicheln. War das Tier damit gemästet, so erlebte gegen die Weihnachtszeit Rocca das große Trauer- und Freudenfest: alle die treuen und fetten Freunde des Hauses wurden geschlachtet. Eine Woche währte die Feier, an welcher selbst das Kind auf dem Mutterarm teilnahm. Zuerst wurde alles Fleisch gesalzen, dann geräuchert, in jener einen einzigen Kammer, darin mitten auf dem Boden ein Feuer brannte. In dieser Jahreszeit prunkte in jedem Hause die Decke in einer Mosaik von Schinken und Speckseiten.

Gegen Ende März belud sich Mann und Weib und Kind mit den Resten ihres ehemaligen Genossen, und alle wanderten hinunter über Zagarola, durch das Thal von Algidum, auf der antiken Via latina

nach der ehrwürdigen Klosterstadt Grotta ferrata. Dort, auf der großen Wiese bei den Platanen, stiegen alsdann seltsame braune duftende Hügel auf, gebildet von allem, was ein Schwein hergibt; dort drängten sich alsdann die braunen Völker der Sabina, der Abruzzen, der Volskerberge; dort feilschte alsdann der römische Händler; dort gab es alsdann Quattrini. Und Quattrini galten auch den Leuten von Rocca mehr als das Himmelreich.

II.

Das Merkwürdige an Rocca und seinen Bewohnern war indessen nicht die wilde Oede des Felsendorfes, nicht die unsägliche Armut des Bergvölkchens, auch nicht die Piazza dell' Independenza, nicht die beiden Straßenparteien: hie Corso Pio nono! — hie Passeggiata Garibaldi! noch der Dom mit seiner getünchten Façade oder die Trefflichkeit roccanischer Schinken — Roccas Merkwürdigkeit war die Madonna von Rocca.

Die himmlische Frau thronte im Dom neben dem Altar, in Wahrheit ein göttliches und anbetungswürdiges Bildnis.

Die Madonna von Rocca war kein Gemälde, sondern eine Statue: eine Bildsäule aus parischem Marmor; die Madonna von Rocca war eine Antike.

Das herrliche Stück Heidentum gelangte im vergangenen Jahrhundert nach Rocca; wie es überhaupt dahin gelangen konnte, mag man sich auf folgende Weise erklären:

In alter Zeit befand sich in dem benachbarten Palästrina ein weltberühmter Tempel der Fortuna. Das über die Maßen schöne Heiligtum wurde vielfach von Feinden zerstört und nach jeder Verwüstung von neuem in noch erstaunlicherer Herrlichkeit wieder aufgebaut. Rom war längst christlich, als in Palästrina der Dienst der großen Schicksalsgöttin noch fortdauerte. Erst im Mittelalter begann die uralte Orakelstätte allmählich zu versinken und vom Erdboden zu verschwinden. Bei den verschiedenen Verheerungen, die Stadt und Tempel erlitten, suchten die Einwohner außer ihren Schätzen auch von der Menge der Bildsäulen, Tempelgeräte und Weihgeschenke vor plündernden Goten, Vandalen und Römern zu retten. Dabei wurde manches unsterbliche Werk in nahen Höhlen und Grotten versteckt, so in Castel San Pietro, in Cavi, Capranica — Rocca. Vieles entdeckten die Feinde, anderes brachte man nach Palästrina wieder zurück, manches ward vergessen, blieb liegen, um in späteren Jahrhunderten gefunden zu werden oder für alle Zeiten begraben zu bleiben.

Eines Frühlingstages holten Weiber von Rocca aus einer Höhle ihres Felsenberges Puzzolanerde, als sie auf eine leuchtende Gestalt stießen. Entsetzen faßte die guten Roccanerinnen. Sie glaubten nicht anders, als daß sie einen Teufelsspuk ausgegraben, den Höllengeist selber, der in solcher Weise erschienen war, um Rocca einen Besuch abzustatten. Sie flohen, alarmierten den ganzen Ort, stürzten zum Curato: in der Grotte lauere der Satan auf die christlichen Seelen von Rocca! Der geistliche Regent kannte seine Unterthanen. Er that eiligst sein Meßgewand an, nahm die Stola um, füllte ein Kesselchen bis zum Rand mit Weihwasser, steckte auch eine geweihte Kerze zu sich, ließ von seinem Knaben frische Myrrhen auf das Kohlenbecken schütten und war nun gerüstet, einer Legion von Teufeln zu begegnen.

In Prozession zogen die Roccaner nach der Stätte, wo die Weiber die furchtbare Erscheinung gesehen hatten. Hier mußte der Knabe so lange das Weihrauchbecken schwenken, bis der Felsen, darin die Grotte sich befand, von dichtem Gewölk umhüllt ward. Alsdann schickte der Curato sich an, in die Höhle zu dringen, wobei er hinter sich, vor sich und um sich herum reichlichst Weihwasser ausspritzte.

Nun war er drinnen, nun stürzten draußen sämtliche Weiber auf ihre Knie und erhoben ein Zetergeschrei.

Der Curato verblieb so lange bei dem Höllenspuk, daß die Weiber bereits ihre Männer in die Höhle senden wollten, um die irdischen Ueberreste ihres vom Teufel zerrissenen Hirten und Herrn aufsammeln zu lassen; da trat der Gebieter Roccas wohlbehalten wieder hervor.

Alle umringten den guten Geistlichen, der die Leute von sich abwinkte und voller Ergriffenheit sprach:

„O, ihr Verblendeten, zu welchem verruchten Werke wolltet ihr mich bewegen! Vernehmet: Es hat sich ein Wunder begeben. Was ihr einen unsauberen Geist und Teufelsspuk schaltet, ist nichts Geringeres, als das Bildnis unserer lieben himmlischen Frau, und zwar ist es dasselbige, welches mir, wie mir jetzt deutlich bewußt wird, diese Nacht im Traum erschienen ist. Das göttliche Bild hat mir geboten, es feierlich in unserem Dome aufzustellen; zur Rechten des Altars, woselbst es von uns verehrt und angebetet werden soll. Ganz besonders hat mir die Madonna eingeschärft, euch, ihr unbußfertigen Sünder, strengen Gehorsam gegen mich, ihren unwürdigen Diener, anzuempfehlen, sowie das Wunder im ganzen Lande bekannt zu machen, auf daß das ganze Land zur Madonna von Rocca gewallfahrtet komme und der Himmelsherrin Spenden darbringe. Das gibt dann Quattrini!

O, über euch Blinde und Verstockte! Vernehmt, was geschehen wäre, wenn ihr an dem göttlichen Bilde auch nur den Saum des Gewandes besudelt: eure Seelen und die Seelen eurer Kinder und die Seelen eurer Kindeskinder wären im Fegefeuer in Ewigkeit gespießt, gesotten und gebraten worden. Nun sehet zu, wie ihr den Zorn der Madonna, welche euch eine so gewaltige Gnade erwiesen, besänftigen mögt. Ich wasche meine Hände in Unschuld! Nicht eine einzige Fürbitte thue ich für solche Bestien, wie ihr seid. Basta!"

Der Würdige hatte noch nicht ausgeredet, als sich bereits unter den Weibern verschiedene Gemütsbewegungen bemerkbar machten: die einen begannen ein großes Lamento, die anderen bereiteten sich vor, in Verzückung zu geraten. Den Männern, die zu allem geschwiegen, gebot der Curato, jetzt sich mit ihm in die Höhle zu begeben und das heilige Bild-

nis ans Tageslicht zu schaffen. Jeder wollte helfen, auch die Weiber und Kinder. Man holte aus Rocca Stricke herbei, umwickelte das Steinbild damit und spannte sich davor. So ward die Statue unter gellendem Geschrei vor die Grotte gezogen, wo den Fels gelbe Krokus und Tazetten bedeckten.

Da lag nun die göttliche Gestalt auf dem bunten Blütengrunde. Die Sonne bestrahlte den auferstandenen herrlichen Leib, und die Lerchen jubelten darüber.

Der Priester trat heran. Mit demütigen Worten dankte er dem Himmel für das vollbrachte Wunder. Diesmal warfen sich auch die Männer nieder; dann erhoben sich alle, drängten alle um das Bildnis, küßten dessen Gewand, Hände und Füße.

Darauf ward die Bildsäule auf einen Karren gehoben, mit Kränzen umwunden, mit Blumen überschüttet und im Triumph nach Rocca geführt.

Im Dom, rechts vom Altar, stand nun die neue Madonna von Rocca. Sie war dargestellt dicht in ein feingefälteltes, zartes Gewebe gehüllt und trug um das Haupt ein langes Schleiertuch, das sie mit einer Hand um ihr wunderschönes, wehmütiges Antlitz ziehen zu wollen schien, in der anderen Hand hielt sie ein Füllhorn, darin Aehren steckten.

Sehr bald wußte man im ganzen Sabinergebirge, welche wunderbare Begebenheit sich in Rocca zugetragen hatte; einige Neugierige kamen auch wirklich im Schweiße ihres Angesichts den hohen Berg heraufgeklettert, sahen das göttliche Bildnis, beteten es an, zogen wieder ab — ohne einen Heller zurückgelassen zu haben.

Sie sagten: erst wollten sie abwarten, ob die Madonna von Rocca Mirakel vollbrächte. Als ob es nicht Mirakel genug gewesen wäre, daß sie überhaupt nach Rocca gekommen?!

Bevor sie indessen eine einzige der vielen Erwartungen, welche man auf sie setzte, zu erfüllen vermochte, traten — so sagte der würdige Geistliche von Rocca — die Madonnen von Tivoli und Zagarola, von Paläſtrina und Genazzano, von Olevano und Subiacco dazwischen. Eine jede dieser Städte besaß nämlich ein Muttergottesbild, das Mirakel bewirkte, und diese alten Wunderthäterinnen wollten die neue Konkurrentin nicht aufkommen lassen. In Genazzano, welches die berühmteste aller sabinischen Madonnen: die „Madonna zum guten Rat“ zu eigen hat, sollten — so behauptete der hochwürdige Curato von Rocca — sämtliche Madonnen der Umgegend zusammengekommen sein, zu Rat gesessen und beschlossen haben: die Madonna von Rocca zu unterdrücken. Was aber konnte eine einzige gegen so viele ausrichten? Die Aermste!

Die armen Roccaner! Sie hatten sich so gefreut, nun auch eine Madonna zu besitzen: sie wären so gern auch stolz auf ihre Madonna gewesen, wie das die Leute von Tivoli und Zagarola, von Genazzano und Paläſtrina auf ihre Madonnen waren. Die Weiber lagen im Dom von früh bis spät auf den Knien und schrieen die Madonna um ein Wunder an — nur um ein einziges kleines, ganz kleines Wunder. Sie brachten der Madonna ihre Kranken, ihre Blinden, ihre Lahmen; aber — o Wunder! — die Blinden blieben blind und die Lahmen lahm. Sie flehten die Madonna um Träume an, in denen sie Tombolanummern zu schauen bekämen; sie träumten auch die wunderschönsten Zahlen; aber die geträumten Zahlen kamen beim Spiele niemals heraus.

Nun legten sie sich auf Versprechungen: ein hübsches Konzertchen, ein niedliches Feuerwerk. Auch das half nichts. Die Madonna sei eben gar zu sehr gekränkt — meinte der vortreffliche Seelsorger von Rocca.

Man brachte ihr Geschenke; ein Paar mächtiger silberner Ohrringe, ein gewaltiges blechernes Halsgeschmeide, ein buntes Taschentuch, einen Strauß gemachter Blumen.

Aber die Madonna wollte und wollte kein Wunder thun.

Bei allen diesen Ereignissen kamen die braunen Roccanerinnen nicht dazu, in die Thäler hinabzuzusteigen und für ihre grunzenden schwarzen Haustiere Eicheln zu sammeln. Solange Rocca bestand, war das nicht geschehen: in Rocca waren nicht mehr die Schweine die Hauptpersonen — die Hauptperson in Rocca war die Madonna geworden.

Darüber magerten die guten Vierfüßler sichtlich ab.

Die Roccaner fühlten sich von Tag zu Tag mehr in ihren Hoffnungen betrogen. Beinahe daß sie ihrer Madonna gram geworden wären. Doch, zum Glück für diese, entluden sie ihren Zorn auf die Häupter der Madonnen von Tivoli und Zagarola, von Paläſtrina und Genazzano, von Olevano und Subiacco. Besonders ergrimmt waren sie auf die Madonna del buon consiglio: die wäre gar zu böse! Und daß das berühmte Bildnis die Madonna als Mohrin darstellte, vergrößerte noch ihren Aerger.

Der Starrsinn der Madonna kam schließlich wenigstens jenen Bewohnern von Rocca zu gute, die nicht einmal zur Madonna zu beten vermochten. Denn schließlich half es den guten frommen Weibern nichts: sie mußten wieder im Sonnenbrande ihre Felsen hinuntersteigen und Eicheln sammeln. Sie klagten dabei einander ihr Leid um die Madonna, schimpften auch wohl ein weniges über ihre liebe himmlische Frau; ereignete es sich aber, daß eine Roccanerin einer Frau aus Zagarola oder Tivoli begegnete, und wagte diese mit den Wundern ihrer Madonna groß zu thun und die Mirakelfähigkeit der Madonna von Rocca zu bezweifeln, so entbrannte alsbald der Kampf. Mit Worten begann er, mit Steinwürfen endete er. Manche tapfere Roccanerin trug zu Ehren ihres Heidenbildes die Merkmale der Nägel ihrer Feindin auf den braunen Wangen, oder sie ließ im Kampf um den Ruhm ihrer Göttin ein Büschel schwarzen zottigen Haares auf dem Wahlplatz zurück.

Beinahe noch ernsthafter nahmen die Männer von Rocca die Sache: Um die schöne Griechin wurden mehr Messerstöße ausgeteilt, als um alle wunderschönen Roccanerinnen zusammen.

III.

Da ereignete sich etwas Merkwürdiges.

Ein Fremder traf in Rocca ein!

Solange es ein Rocca gab, war das nicht geschehen, also war bei Alt und Jung die Verwunderung groß. Ein Fremder in ihrem Rocca! Wißt ihr: solch einer, den kein Mensch versteht, ein Signore, ein Inglese, einer, der schrecklich viel Geld hat! Was wollte der in Rocca? Was konnte der wollen? Niemand wußte es, niemand vermochte es sich zu denken.

Man lief zu einander hin, man steckte die Köpfe zusammen, man that, als wäre der Feind eingedrungen.

Und da kam er! Wer von den Einwohnern nicht schon auf der Gasse stand, der folgte in einiger Entfernung dem wunderbaren Fremdling. Jetzt redete dieser einen Roccaner an. Aber der Roccaner verstand ihn nicht. Der Fremde redete viele Roccaner an; er sprach und sprach, deutete und deutete, aber die Roccaner begriffen von allem nichts. Sie umstanden in einem dichten Kreis das neue Wunder, starrten es an, beharrten indessen darin, von allem nichts zu begreifen.

Die Madonna sei gelobt: da kam der Curato!

Jetzt würde man es erfahren. Und die Aufregung wuchs.

Der Curato sprach mit dem Fremden und der Curato verstand den Fremden; es dauerte einige Zeit, aber schließlich verstand er ihn doch. Die Roccaner haben es immer gesagt: ihr Curato, das ist ein Mann! das ist ein Mann!

„Was will er in Rocca?"

Der Curato machte ein geheimnisvolles Gesicht: „Er will unsere Madonna sehen."

„Unsere Madonna?"

„Unsere Madonna!"

„Was will er von unserer Madonna? Er ist doch gewißlich kein Christ?"

„Er sagt: er habe davon reden hören."

„Von unserer Madonna? — hört ihr! Er hat von unserer Madonna reden hören! — Wo? — Nun, in seinem Lande. — Wo ist das? — Wer kann das wissen? — In seinem Lande kennt man unsere Madonna. — Das ist ein wackerer Mann! — Zeigt dem wackern Mann unsere Madonna! — Es ist ein Christ: er hat in seinem Lande von unserer Madonna gehört. Er hat ihr gewißlich eine Wallfahrt gelobt. — Wenn das die Leute von Genazzano und Paläſtrina erfahren! Die werden sich ärgern!"

Unterdessen hatte der Curato dem Fremden von Roccas Madonna und deren großem Ruhm berichtet; der Fremde machte ein erstauntes Gesicht und rief:

„Eine Bildsäule der Madonna? Es soll eine Statue der Fortuna Virilis sein."

Darauf versetzte der geistliche Herr voller Würde: „Freilich ist es das Bildnis einer unbefleckten Jungfrau."

„Wo habt Ihr es aufgestellt?

„Im Dom."

„Die Fortuna Virilis im Dom?!"

„Beliebt es Euch, Herr?"

Damit schritt der Curato dem Fremden voraus, das Volk drängte nach.

So geleitet, gelangte der Fremde zu jenem sonderbaren Bau, welchen die Roccaner voller Stolz ihren „Dom" nannten.

Er trat ein, er schaute sich um. Da thronte am Altar das griechische Marmorbild in unsterblicher Schönheit! Wie ewige Wehmut, wie erhabene Trauer lag es auf dem herrlichen Antlitz. Sie schien sich verschleiern zu wollen: hatte man ihr doch den Anblick ihrer strahlenden Cella entzogen und ihre leuchtende Brust mit schlechtestem Jahrmarktsgeschmeide behangen.

Der Fremde stand vor der Bildsäule und davor stand der geistliche Herr, davor stand halb Rocca; denn die andere Hälfte mußte wegen Mangel an Raum draußen bleiben. Der geistliche Herr und halb Rocca beobachteten den Fremden. — Wird er niederknien? Wird er sich bekreuzigen? Wird er der Madonna die Füße küssen? Wird er der Madonna ein Opfergeschenk darbringen?

Aber nichts von alledem geschah!

Was wollt Ihr? Er ist eben kein Christ!

Der Fremde blieb vor der Madonna stehen; betrachtete sie, konnte im Betrachten kein Ende finden. Es währte den guten Roccanern viel zu lange; sie verliefen sich und schließlich befanden sich nur noch der Fremde und der geistliche Herr vor dem Bilde.

„Was sagt Ihr zu unserer Madonna?"

„Daß es in Wahrheit ein Götterbild ist."

Jener Fremde blieb nicht der erste und letzte, welcher nach Rocca kam, um die Madonna von Rocca zu sehen. Beinahe jedes Jahr traf einer in dem Felsendorf ein: von weit, weit her, wo sie von Rocca und der Madonna von Rocca wußten, wie man in Rocca von Rom und dem Sankt Peter wußte. Nur daß es niemals Christen waren, welche kamen; denn niemals knieten sie hin, die Madonna anzubeten; ach, niemals brachten sie ihr Opfergeschenke! Aber es waren trotzdem wackere Männer, die dem heiligen Bildnis hohe Ehren erwiesen und die Roccaner um den Besitz einer solchen Schutzheiligen laut rühmten.

Das war Balsam für die wunden Herzen der guten Leute; sie schöpften von neuem Hoffnung, daß ihre Madonna doch etwas Rechtes sei und sich noch eines Tages durch eine Menge von Wundern in aller Herrlichkeit offenbaren werde. Die Reputation der himmlischen Frau, die selbst bei den frommsten Gemütern durch ihre Unthätigkeit gelitten hatte, besserte sich von Jahr zu Jahr. Kaum war die Göttin indessen von neuem der Stolz und die Freude von Rocca geworden, als beim Volk Gewissensbisse sich einstellten, welche zu erhalten und zu verschärfen die Lieblingsbeschäftigung des würdigen Geistlichen wurde. Die Roccaner fühlten nämlich, daß sie ihre Madonna vernachlässigt hatten, daß sie es namentlich an gewissen zarten Aufmerksamkeiten hatten fehlen lassen. Man suchte also das Versäumte nachzuholen.

Vor allem mußten der Madonna Ständchen gebracht und ihr zu Ehren Feuerwerk abgebrannt werden! So viel man daraufgehen lassen konnte, so viel ließ man daraufgehen. Am liebsten hätte die Kommune von Rocca eine Staatsanleihe gemacht,

lediglich um ihre Madonna nach Herzenslust feiern und festieren zu können. Mindestens dreimal des Jahres wurde die Stadtmusik von Tivoli gedingt und in Paläſtrina Feuerwerk erhandelt. Das war dann eine Lust! Damit die Madonna die Musik besser hören und das Feuerwerk mit eigenen Augen sehen konnte, wurden die Thüren des Domes weit aufgemacht. Und vor dem Dom standen die Musiker, fiedelten und bliesen; vor dem Dom donnerten die Kanonenschläge, sprühten die Raketen, kreisten die Feuerräder, glühten die griechischen Lichter, vor dem Dom drängten sich die Roccaner, welche zur Feier des Tages ihren Salat von wilder Cichorie einmal mit Oel zubereitet genossen. Glückselig lauschten sie den Klängen der Musik und sahen den Glanz des Feuerwerks: Nun freut sich unsere Madonna! Nun ärgern sich die anderen, die in Tivoli und Zagarola, die in Genazzano und Paläſtrina! Lustig schallte von dem hohen öden Fels das Dideldumdei zum Himmel empor, während das bunte Spiel der Feuerkörper im ganzen römischen Lande gewahrt werden konnte; denn jede Rakete, die in Rocca aufstieg, war in Albano und an der Meeresküste, vor den Thoren Roms und in den Dörfern auf dem Sorracte zu sehen.

Doch das größte Ereignis für Rocca war und blieb der Besuch der Fremden. Sobald ein Fremder den steilen Pfad heraufgeklommen kam, verbreitete sich die Kunde durch ganz Rocca, geriet ganz Rocca in Aufregung. Viele versammelten sich am Eingange des Ortes, die anderen warteten auf der Piazza und vor dem Dom. Langte der Fremdling an, so brauchte er nicht erst lange zu fragen; man umringte ihn sogleich und sagte ihm ohne weiteres:

„Guter Mann, du kommst gewiß nach Rocca, um unsere Madonna zu sehen. Geh mit uns; wir führen dich."

Und sie führten ihn.

Einmal kam einer mit einem Buche, welches er vor der Madonna aufschlug, und darin er aufmerksam las. Die guten Roccaner, von denen kein einziger die Kunst des Lesens verstand, gerieten bei diesem Vorgang in nicht geringe Aufregung; ein würdiger Greis näherte sich dem Fremden und sprach:

„Guter Mann, was steht in deinem Buche und was thust du damit? Du wirst doch unserer Madonna nichts Uebles anhaben wollen? Denn wir wissen wohl, daß man mit solchen Dingen Zauberei treibt. Willst du also unsere Madonna beschwören, so wird es dir schlecht ergehen; wisse: unsere Madonna ist eine mächtige Frau."

Der Fremde beruhigte die aufgeregten und argwöhnischen Gemüter:

„Meine wackeren Leute, seid ohne Furcht, ich füge mit meinem Buche niemand ein Leid zu. Wißt: in diesem Buche steht von eurer Madonna geschrieben, und sie wird darin hochgepriesen, wie ihr nicht anders gebührt, denn es ist ein überaus herrliches Werk."

Da ward erst die Aufregung groß! Alle wollten das wundersame Buch, darin über ihre Madonna geschrieben war, betrachten und in Händen haben; alle wollten hören. Sie baten den Fremden, ihnen daraus vorzulesen; viele liefen fort, Verwandte, Nachbarn und Freunde herbeizuholen.

Im Dom vor dem Madonnenbild stand der Fremde, umgeben von einer andächtigen Zuhörerschaft, der er aus dem Buche vortrug: eine ungemein gelehrte Abhandlung eines berühmten Archäologen über eine „höchst merkwürdige Statue der Fortuna Virilis, die sich in dem sabinischen Dorfe Rocca, oberhalb Paläſtrina, befindet und die Madonna von Rocca genannt wird".

Die Roccaner hörten zu und fühlten sich von den unverständlichen Worten über ihre Madonna mehr erbaut, als wie sie das jemals von den sehr verständlichen Redensarten ihres Seelenhirten gewesen. Dem Fremden wurden alle erdenklichen Ehren erwiesen, und wenn fortan die Roccaner von ihrer Madonna sprachen und dieser etwas ganz besonders Gutes nachrühmen wollten, so hieß es stets: „Sie steht sogar gedruckt in einem Buche zu lesen".

Eine andere Sache, welche gleichfalls die Madonna betraf, erregte nicht minder zuerst Aufregung und Argwohn, alsdann Staunen und Freude.

Der Fremde, um den es sich bei dieser Gelegenheit handelte, that vor der Bildsäule der Madonna etwas noch Wundersameres und Unbegreiflicheres: er holte ein großes Buch hervor, darin er die Madonna abzeichnete. Auch diesmal war der erste Gedanke der guten Roccaner:

Er thut unserer Madonna ein Leides an, verzaubert und behext sie. Es erhob sich beinahe ein Aufstand. Zum Glück war diesmal der priesterliche Herr anwesend. Dieser aufgeklärte Geist besänftigte seine liebe Gemeinde.

„Was wollt ihr? Dieser gute Mann ist ein Künstler und kein Zauberer oder Beschwörer. Wißt ihr, was ein Künstler ist? Nein! Ich will es euch sagen. Ein Künstler ist ein guter Mann, der dem Himmel dient, indem er von den lieben Himmlischen die Konterfeie macht. Wißt ihr, was ein Konterfei ist? Nein! Ich will es euch erklären. Ein Konterfei ist ein getreues Abbild eurer Nase und Augen, eurer Ohren und Lippen, eurer Hände und Füße. Dieser gute Mann bildet unserer Madonna die Gliedmaßen ab. Es hat sogar heilige Künstler gegeben. Sankt Lukas war ein solcher; man redet auch von einem göttlichen Raphael. Laßt also diesen guten Mann sein frommes Werk in Frieden vollenden. Es gereicht unserer Madonna zum Ruhm und uns zur Ehre."

Die schöne Rede des Gewaltherrschers von Rocca übte eine gewaltige Wirkung. Wie damals alle andachtsvoll der gelehrten Vorlesung des Archäologen gelauscht hatten, so schauten jetzt alle in tiefem Schweigen dem Zeichner zu. Als das Bild fertig und die guten Roccaner ihre liebe Madonna auf dem Papiere vor sich sahen, wie sie leibte und lebte, da war der Jubel groß. Einen Dämpfer erhielt die fromme Freude dadurch, daß der Künstler die Himmlische ohne Halsgeschmeide und Ohrgehänge dargestellt hatte, auch die schönen Papierblumen und das bunte Tuch fehlten. Sie baten den Fremden, dem Bildnisse jene Gegenstände hinzuzufügen, und der Fremde that es.

Das war ein Stolz! Ein ganzes Jahr lang redete man noch davon:

„Er hat unsere Madonna abkonterfeit und das Bildnis mit sich genommen; dahin, wo er zu Hause ist, und das ist in einem Lande, darin es gar keine Christen und Madonnen gibt. Jetzt haben sie dort unsere."

Fortan wurde jeder Fremde sogleich gefragt:

„Guter Mann, bist du ein Künstler?"

Ward die Frage bejaht, so herrschte große Freude in Rocca.

Einer dritten Art von Besuchern Roccas und der Madonna erging es indessen schlecht. Das waren jene Fremden, die den guten Roccanern auseinandersetzen wollten: das Götterbild von Rocca sei eigentlich ein Götzenbild. Diese konnten von Glück sagen, wenn sie ungesteinigt den Berg herunter kamen.

IV.

So kam es, daß die Madonna von Rocca in hohen Ehren bestehen blieb, trotzdem sie sich dafür wenig erkenntlich zeigte, und die Leute von Rocca ärmer waren als jemals. Denn: um ihrer lieben Madonna Freude zu machen, fuhren sie fort, dieselbe mit Musik und Feuerwerk zu traktieren, was ihnen viel Geld kostete. Eifriger denn jemals sammelten die Frauen in den Thälern Eicheln, mehr als jemals waren die Schweine die Häupter der Familien. Je reichlicher nämlich die Roccaner ihre lieben Tiere fütterten, um so ansehnlicher fiel natürlicherweise auf dem Markt von Grotta ferrata der Gewinn aus — desto reichlicher konnten sie beisteuern, wenn die Kommune von Rocca für die Madonna ein Fest veranstaltete.

Aber noch anderes als Konzert und Feuerwerk thaten die Roccaner ihrer Madonna zuliebe: sie bauten im Schweiße ihres Angesichts eine Straße zu ihrem Felsendorfe hinauf. Für sie war der steile, wilde Pfad, den seit dem Bestehen Roccas die Einwohner auf und ab geklettert waren, gut genug gewesen; auch ihre Kinder und Kindeskinder hatten nicht nötig, es besser zu haben. Nun aber besaßen sie ihre Madonna, nun mußten sie auch eine Straße haben! Denn wenn die Leute der umliegenden Ortschaften die Roccaner mit ihrem Spott ins Herz treffen wollten, so brauchten sie sich nur darüber lustig zu machen, daß ihre Madonna ihnen noch nicht einmal zu einer Straße verholfen.

Diesen Schimpf durften sie nicht länger auf ihrer Madonna sitzen lassen, und so bauten sie denn eine Straße: Männer, Weiber, Kinder! Alle wollten dabei helfen; selbst die Kleinsten schleppten Steine, schütteten Erde auf oder schafften welche hinweg. Ueber ein Jahr dauerte die harte Arbeit; dann war wiederum die Freude groß in Rocca, eine prächtige Prozession wurde in Scene gesetzt, welche den ganzen weiten Weg, von Jung und Alt begleitet, hinabzog; abends war Illumination der Stadt und des Innern des Domes, mit Konzert und Feuerwerk. Nur eines trübte das Glück dieses Tages für die guten Roccaner: daß ihre Madonna die neue Straße hatte nicht mitgehen können.

Eines Frühlingsmorgens stiegen drei Fremde die neue Straße von Rocca hinauf. Sie wurden von den Einwohnern gastlich empfangen und nach roccanischer Sitte im Triumph zum Dom vor die Bildsäule der Madonna geführt, in deren Hause der geistliche Herr den Fremden die Honneurs machte. Diese bewunderten dann auch den Stolz Roccas auf das Höchste, sprachen zu einander mit den Zeichen höchster Aufregung, betrachteten das göttliche Bildnis von allen Seiten, und wenn die Roccaner glaubten, daß die Fremden mit Betrachten fertig seien, so fingen sie damit von neuem an. Endlich frugen sie den Curato, ob sie ihn in seine Wohnung begleiten könnten — zu einer wichtigen Unterredung.

Der Curato, als höflicher Mann, versicherte, die Fremden wären die Herren seines Hauses, und führte seine Gäste in die Pfarrei von Rocca, ein ruinenhaftes, schwarzes Gebäude mit zwei oder drei höhlenartigen Kammern. In eines dieser Verließe nötigte der geistliche Herr mit artiger Geberde die drei hinein, verschwand, kehrte nach einiger Zeit zurück mit sämtlichen Vorräten seines Hauses beladen. Da war in einem Fiasco der Rest des Weines; da war ein Laib harten grauen Brotes und ein noch härterer, noch grauerer Ziegenkäse, da war ferner ein Stück geräucherten Schweinerückens, der am härtesten und von einer schwärzlichen Farbe war. Auch wurde den Fremden mitgeteilt, daß eine Nachbarin eine Frittata backen, eine zweite ein Ricotta bringen würde, während eine dritte bereits auf den Berg gelaufen sei, Cichorie zum Salat zu suchen.

Die Fremden tranken von dem sauern Wein und fanden ihn gar nicht sauer; sie aßen sowohl von dem Harten wie von dem Härtesten und fanden selbst die letzte Steigerung vortrefflich. Damit hatten sie gethan, was sie als höfliche Männer thun konnten, und begannen nun die Unterredung mit dem weisen und würdigen Geistlichen, ohne die drei verheißenen Genüsse: Frittata, Ricotta und Cichoriensalat, abzuwarten.

Während in der Wohnung des regierenden Hauptes von Rocca sich solches begab, verhandelte das Volk unter sich, was sich drinnen wohl begeben könnte. Der geeignetste und natürlichste Platz für diese Beratungen war vor dem Hause des höchsten Würdenträgers Roccas. Hier versammelte sich denn auch das Volk, harrend der Dinge, die da kommen sollten. Die Nachricht, daß für die drei Fremden eine Frittata gebacken und ein Ricotta gerührt werden sollte, und daß die dritte Nachbarin nach Cichoriensalat gelaufen war, interessierte und befriedigte allgemein. Die Fremden würden in ihrem Lande den Leuten erzählen können, daß sie in Rocca nicht allein eine Madonna besäßen, sondern auch — dank ihrer Madonna — zu leben hätten.

Als die erste Nachbarin sich mit der goldgelben, slduftenden Frittata zeigte, die zweite den schneeweißen, schaumigen Ricotta brachte, die dritte den mit Kräutern gewürzten Cichoriensalat herantrug, da

hätte das aufgeregte Volk den drei römischen Leckerbissen beinahe ein lautes „Evviva!“ gerufen. Unter allgemeinen Beifallsbezeigungen verschwanden die drei im Haus des Curato; die fette Frittata erhielt den Vortritt. Kaum waren indessen die drei den Blicken des Volkes entschwunden, kaum konnten die Fremden begonnen haben, in den höchsten Genüssen, die ein roccanisches Herz kannte, zu schwelgen, als der geistliche Herr aus dem Hause trat und mit allen Zeichen einer großen Gemütsbewegung ausrief:

„Lauft und holt den Cencio Leste, den Giuseppe Principino und den Gigi Gentile. Lauft, lauft!“

Und sie liefen. Die Hälfte des Volkes lief, was es laufen konnte, um die drei Genannten herbeizuholen.

Aus jenen drei berufenen Männern, zusammen mit dem geistlichen Herrn, bestand nämlich Roccas Senat. Auf jene Viere deutend, konnte auch Rocca von sich sagen: S. P. Q. R. Senatus populusque Roccanum!

Der ehrenwerte Cencio Leste war Senator und Ziegenhirt der Kommune, der ehrenwerte Giuseppe Principino war Senator und Kohlenbrenner, der sehr ehrenwerte Gigi Gentile Senator und sonst gar nichts.

Die drei Ehrenwerten kamen an, wurden von dem Volk mit Acclamationen begrüßt und begaben sich in das Haus ihres absolutistisch gesinnten Vorgesetzten.

Von neuem fuhren die Leute mit den Köpfen zusammen:

„Was geht vor? — Was ist mit den Fremden? — Es sind Inglesi. — Sie wollen uns unsere Schweine abhandeln. — Unsere Schweine?! — Was könnten sie sonst wollen? — Von unserer Madonna Ablaß kaufen. — Unseren Curato zum Bischof machen. — Zum Papst! — Hört ihr? — Seid doch still! — Was reden sie? — Ich hab's gehört? — Was? was? — Der eine sagte: dreitausend Skudi. — Dreitausend Skudi für unsere Schweine?! — Es sind ja Inglesi! — Still, still, da kommen sie!“

Und sie kamen: Senatoren und Fremdlinge. Sie traten aus dem Hause, das Volk machte Platz, und der geistliche Herr, mit feierlichem Antlitz, begann:

„Meine guten Nachbarn und lieben Freunde! Da ihr doch auch davon wissen müßt — nämlich der Cencio Leste meint, ihr müßtet davon wissen —, so vernehmet, daß diese wackeren Fremden weit her von ihrem Lande nach Rocca gekommen sind, um — — was denkt ihr wohl, warum sie gekommen sind? Ihr werdet es euch nicht denken können, und weil ihr doch auch davon wissen müßt — meint nämlich der Cencio Leste —, so will ich es euch verkünden: Diese wackeren Fremden sind nach unserem guten Rocca gekommen, um — ihr werdet sicherlich nichts dagegen einzuwenden haben — um, ja, um die Madonna von Rocca zu kaufen. Und nun seid keine Dummköpfe, und unterstehe sich niemand, dreinzureden, denn sie wollen uns für unsere Madonna bare dreitausend Skudi zahlen; denkt: bare dreitausend Skudi!“

Das gab einen Aufruhr. Sie hatten bis dahin bereits hundert Skudi für eine erschrecklich große Summe Geldes gehalten, und nun sollten es gar dreitausend sein! Kein Mensch in Rocca hatte sich je von tausend Skudi träumen lassen, und nun sollten sie gar dreitausend zum Eigentum erhalten! Was würden die in Tivoli und Zagarola, die in Palästrina und Genazzano dazu sagen? Dreitausend Skudi! Kein Mensch in Rocca brauchte jemals in seinem Leben wieder etwas zu arbeiten, jeder Mensch in Rocca konnte fortan jeden Tag Wein trinken, Minestra und Oelsuppe, Frittata und Ricotta speisen, und sollte es einmal jemandem einfallen, durchaus etwas thun zu wollen, so konnte er auf der neuen Straße gemächlich hinunter nach Tivoli, oder Zagarola, oder Palästrina spazieren gehen und dort Tombola spielen. — — Dreitausend Skudi! Das machte auf den Mann — — Wie viel machte das auf den Mann? Das war gleich, das konnte man später ausrechnen, der Curato konnte es; der verstand sich darauf.

Dreitausend Skudi!

Irgend jemand rief:

„Dafür sollen wir unsere Madonna hergeben? Unsere Madonna!“

Der Mensch mußte toll sein.

Ihrer zehn, zwanzig schrieen auch sogleich auf den Irgendjemand ein, der in irgend einem Winkel steckte. Sie riefen:

„Dreitausend Skudi für unsere Madonna! Die Fremden sind wackere Männer! Für unsere Madonna dreitausend Skudi! Es ist auch für unsere Madonna eine große Ehre.“

Der Irgendjemand wollte indessen immer noch nicht schweigen; der Irgendjemand protestierte immer noch gegen den Kauf; er schrie:

„Wenn wir die dreitausend Skudi nehmen, müssen wir unsere Madonna hergeben, und wenn es auch für uns und unsere Madonna eine große Ehre ist, so haben wir alsdann wohl das viele Geld, aber keine Madonna mehr.“

Toll war dieser Irgendjemand, rein toll!

Ihrer dreißig, vierzig begannen zu lärmen; und sie schrieen:

„Dreitausend Skudi für unsere Madonna? — Für die Madonna von Zagarola werden keine dreihundert gegeben. — Und die thut sogar Wunder. — Hat unsere Madonna Wunder gethan? — Fällt ihr nicht ein! — Und die Ohrgehänge, die wir ihr geschenkt haben, das Halsgeschmeide! — Und das Tuch, die Blumen! — So viele geweihte Kerzen, aber nicht einmal eine Quinterna hat sie uns in der Tombola gewinnen lassen! — So viele Musik! — Und das prächtige Feuerwerk! — Und die Straße! — Richtig, die Straße! — Und für das alles nicht ein einziges Wunder! — Nein, nicht ein einziges Mirakelchen! — Wir wollen keine Madonna mehr! Wir wollen die dreitausend Skudi!“

Alle brüllten es.

Aber der Irgendjemand war nicht zur Ruhe zu bringen. Rein toll, wie der Mensch war, fuhr der Mensch fort, gegen den Madonnenverkauf zu reden:

„Eine große Ehre ist es für uns und unsere Madonna und dreitausend Skudi ist viel Geld. Für die Madonna von Zagarola würde niemand tausend

Skudi zahlen; die Zagarolesen würden ihre Madonna auch nicht hergeben — nicht für zehntausend! Die Zagarolesen sind ein erbärmliches Gelichter, aber ihre Madonna verkaufen sie nicht. Das thun nur die Leute von Rocca."

Da schrie einer:

„Er hat recht!"

Im Volk Unruhe und Bewegung. Drei der Senatoren standen und schauten auf den vierten. Diesem war längst die Geduld gerissen. Jetzt erhob er beide Hände und rief mit schriller Stimme:

„Ich habe es gleich gesagt, nämlich, daß ihr Dummköpfe seid. Ward je so was erlebt? Dreitausend Skudi für eine Madonna! Was meint ihr denn, ihr Esel, daß man euch für euere Madonna zahlen soll? Dreitausend Skudi! Als ob man in Rom für die Madonna von Sankt Agostino dreitausend Skudi zahlen würde? Oder in Genazzano für die Madonna del buon Consiglio? Oder in Loretto für die Madonna della Casa santa. Für dreitausend Skudi könnten diese wackeren Fremden sämtliche Madonnen im Kirchenstaat kaufen. Aber diese wackeren Fremden wollen unsere Madonna kaufen. Sie wollen das ganze unmenschlich viele Geld für unsere Madonna hergeben — für unsere Madonna allein! Und ihr Dummköpfe greift nicht mit allen zehn Fingern zu? Was — ihr wollt Christen sein? Bestien seid ihr!"

Letzteres war den guten Roccanern seit Generationen von ihren sämtlichen guten Hirten so oft und so eindringlich versichert worden, daß sie es schließlich selbst glaubten und nicht einmal etwas mehr gegen ihre Bestialität einzuwenden hatten. Wenn jene kräftige Rede des Hauptes des S. P. Q. R. trotzdem eine kräftige Wirkung auf die Gemüter ausübte, so hatte dies seinen Grund darin, daß in diesem Falle die Bestialität der Leute von Rocca mit dreitausend Skudi in Zusammenhang gebracht wurde. Wo ein Ding mit Geld anfing, hörte sogar bei einem Roccaner die Bestie auf, und der Mensch begann.

Die Sache stand schlimm für die Madonna von Rocca. Unbedingt wäre sie den Fremden ausgeliefert worden, ohne daß der geistliche Herr nötig gehabt hätte, eine zweite Rede zu halten; aber jener Irgendjemand schien es darauf abgesehen zu haben, von seinem Winkel aus dem gesamten S. P. Q. R. Opposition zu machen:

„Hört, ihr Bestien von Rocca," also redete der Irgendjemand seine lieben Mitbürger an — „hört, ihr Bestien von Rocca, ehe wir unsere Madonna an die Fremden verkaufen, sollten wir doch hören, was die Madonna zu dem Handel sagt. Wenn sie nun in Rocca bei solchen Bestien, wie wir sind, bleiben will?! Es ist doch immerhin die Madonna, der wir nichts zu befehlen haben und die schließlich thun und lassen kann, was sie will. — Wir sind freilich Dummköpfe. Esel sind wir! Unsere Madonna verkaufen zu wollen — für dreitausend Skudi! Bedenkt doch! Wir wissen nicht einmal, was diese Fremden mit unserer Madonna anfangen wollen. Daraus kann etwas Schönes für uns entstehen. Und dann hört doch! Dreitausend Skudi haben sie uns für unsere Madonna geboten, nicht mehr? O wir Dummköpfe, wir Esel, wir Bestien! Wenn wir auf dem Markt von Grotta ferrata unsere Schinken verkaufen, so sagen die Römer zu uns: ‚Heda, ihr, wir wollen euch so und so viele Bajoch' für das Pfund geben.' Gebt ihr den Römern das Pfund Schinken für so und so viele Bajoch'? Fällt euch nicht ein! Warum gebt ihr es den Römern nicht? Weil ihr keine Dummköpfe seid? Warum seid ihr keine Dummköpfe? Weil ihr wißt, daß die Römer euch betrügen wollen, daß sie euch für Dummköpfe halten, daß ihr für das Pfund Schinken das Doppelte dessen, was sie euch bieten, bekommen könnt. Ihr sagt zu den Römern: ‚He, ihr da! Was für Dummköpfe müßten wir sein, wenn wir euch das Pfund Schinken für so und so viele Bajoch' lassen würden. Gebt uns so und so viel mehr, oder wir essen unseren guten fetten Schinken selber.'

„He, ihr da, ihr Dummköpfe! Dreitausend Skudi bieten die Fremden für unsere Madonna — denkt an die Schinken, an Grotta ferrata und an die Römer. Seid keine Dummköpfe! Fordert für unsere Madonna sechstausend Skudi; sagt, gebt uns sechstausend Skudi, oder wir behalten unsere Madonna selber."

Einige riefen:

„Gebt uns sechstausend Skudi, oder wir behalten unsere Madonna selber."

Das ganze Volk brüllte:

„Sechstausend Skudi! Gebt uns sechstausend Skudi!"

Die Fremden, die von alledem kein Wort verstanden hatten, ließen sich durch den geistlichen Herrn das Geschrei des Volkes verdolmetschen und machten dazu bedenkliche Gesichter. Bedenkliche Gesichter machten auch einige Roccaner, als sie die geforderten Sechstausend nicht sogleich zugesagt erhielten; aber der Irgendjemand beruhigte sie:

„Diese Fremden sind keine Dummköpfe; die Römer sind es auch nicht. Zahlen euch die Römer für eure Schinken das Doppelte eures Angebotes? Nein! Aber, wenn sie euch für das Pfund zwölf Bajoch' geboten und ihr vierundzwanzig dafür fordert, werden sie euch zuletzt achtzehn geben. Handelt nur!"

Und sie handelten.

Sechstausend wollten die Fremden nicht geben, aber fünftausend. Die Fremden waren dümmer als die Römer, und sie waren viel dümmer als die Roccaner; denn fünftausend Skudi für eine Madonna!

Ueber diese Fünftausend geberdete sich das gesamte Volk, als hätte ein jeder in der Tombola die Quinterna gewonnen; selbst die Mitglieder der S. P. Q. R. waren nahe daran, ihrer ganzen senatorischen Würde verlustig zu gehen. Das absolutistisch gesinnte Haupt geriet in Begeisterung.

„Fünftausend Skudi! Die Madonna sei gesegnet! Fünftausend Skudi für unsere Madonna! Welche himmlische Gnade! Meine lieben Christen, wie viel Liebes und Gutes könnt ihr für die fünftausend Skudi, die ihr für eure Madonna erhaltet,

der Madonna erweisen! Bedenkt: Eurer Sünden werdet ihr los und ledig, — aller eurer Sünden! Und wie ihr, so eure Kinder, so eure Kindeskinder. O der göttlichen Barmherzigkeit! Bedenkt: von den fünftausend Skudi können wir der Madonna eine wunderschöne Kirche bauen — eine schönere, als die Madonna del buon Consiglio in Genazzano inne hat. Wahrlich, ich sage euch: auch unsere Madonna hat uns einen guten Rat gegeben, einen vortrefflichen, einen heiligen Rat, nämlich den: ihr Bildnis diesen wackeren Männern für fünftausend Skudi fortzugeben und ihr dafür eine Kirche zu erbauen. Auch droben auf unserem Berge eine Kapelle — wenn meine liebe, fromme Gemeinde es durchaus will. Wollt ihr auch eine Kapelle? Eine Kapelle mit einem wunderschönen Altar und — — was meint ihr? Seid ruhig, seid ganz ruhig: Ihr sollt die Kirche und ihr sollt das Kapellchen bekommen."

„Zuerst wollen wir eine Passeggiata!" schrie einer und alle schrieen:

„Zuerst wollen wir eine Passeggiata!"

„Richtig! Zuerst eine Passeggiata. Ihr sollt eine Kirche, eine Kapelle und eine Passeggiata erhalten. Es thut's ein Kapellchen. Ein Kapellchen mit einem wunderschönen Heiligenbilde, etwa von unserem lieben hilfreichen San Rocco?"

„Zuerst eine Passeggiata!"

„Freilich, zuerst eine Passeggiata."

„Die Tivolesen halten sich Ochsen — wir wollen auch Ochsen haben."

„Ihr wollt auch Ochsen haben? Ihr sollt Ochsen haben. Freilich! Freilich!"

„Ochsen, Ochsen!" jubelten Senatoren und Volk.

V.

Nur jener Irgendjemand jubelte nicht mit. Das kam daher, weil dieser Irgendjemand ein Narr war.

Er hieß — ja, wie hieß der Narr? Einen Namen hatte er vermutlich, denn vermutlich war er getauft worden, indessen dieser wichtige, feuchte Moment im Leben des Irgendjemands blieb unaufgeklärt. Jedenfalls hatten die Roccaner den Namen des Irgendjemands vergessen; auch seine Mutter konnte ihn nicht behalten. Seine Mutter ward nämlich noch am selben Tage, an dem sie Rocca mit einem Narren beschenkte, auf dem Distelfelde, das die Roccaner ihren Friedhof nannten, vergraben: denn in Rocca begrub man die Toten nicht; man scharrte sie ein.

Nun besaß der Narr zweifelsohne einen Vater, aber niemand in Rocca kannte diese Persönlichkeit; die guten Roccanerinnen behaupteten sogar, daß nicht einmal die Mutter des Narren dessen Vater gekannt habe.

Die Mutter war ein kleines, schüchternes, hilfloses Geschöpf gewesen, verwachsen und verkommen, aber mit einem hübschen, sanften Gesicht. In Rocca gab es niemand, der sich um sie gekümmert hätte. Sie hatte überall einen besonderen Platz, der sich, wo es irgend anging, in einem Winkel befand. So im Dom, so auf der Gasse, so in dem Hause, darin sie geduldet war, so zuletzt auf dem Kirchhof. Und einen besonderen Platz im Winkel nahm sie sicher auch im Fegefeuer ein, darin sie in alle Ewigkeit brennen würde; denn wer sollte sie jemals losbitten?

Dieses jammervolle Wesen war beinahe noch ein Kind, da sie bereits ein Kind unter dem Herzen trug. Während dieser Zeit kam sie vollends nicht aus ihrem Winkel heraus. In irgend einem Winkel ward denn auch der Narr geboren, worauf die Mutter des Narren sich schleunigst in jenem allerletzten Winkel zur Ruhe begab, eine That, die den lebhaften Beifall sämtlicher Roccanerinnen fand. Es währte einige Zeit, bis für den mutterlosen Narren ein Winkel entdeckt wurde, woselbst irgend eine gute Roccanerin, deren Mann, Söhne, Brüder, Vettern über jeden Verdacht erhaben waren, der Vater des kleinen Narren zu sein, sich bereit erklärte, acht zu haben, daß das Kind in seinem Winkel nicht verhungerte, oder sonst auf eine natürliche Weise um sein junges Leben kam.

Zeichen künftiger großer Narrheit legte bereits der Säugling ab; denn jedes verständige Kind hätte unter solchen Umständen den ersten besten Anlaß benutzt, um aus dem miserabeln Dasein, in das es zufällig geraten war, so schnell als möglich wieder heraus zu kommen. Aber jenes Närrlein ließ sich die allerbesten Gelegenheiten zum Ausreißen entgehen; als ob es etwas Wunderschönes wäre, ab und zu mit kaltem hartem Haferbrei gefüttert und danach wiederum seinem Winkel zurückerstattet zu werden.

Solch Närrlein! Nicht nur, daß es ganz geduldig in seinem Winkel lag, es lag sogar ganz vergnügt darin, ganz vergnügt starrte es mit seinen großen, schwarzen, blanken Augen um sich, und ereignete es sich einmal, daß ein Sonnenstrahl zu dem Kinde huschte, so lachte es hell auf, streckte die Aermchen danach aus und wollte den Strahl haschen, vermutlich, um ihn sogleich ins Mäulchen zu stecken. Aber es weinte auch nicht, wenn der Sonnenstrahl seiner Wege ging und das Närrlein allein ließ. Etwas später lachte es alles an, was sich von seinem Winkel aus nur irgend erspähen ließ, und das waren hauptsächlich Hühner und Schweine. Sogar jene gute Roccanerin, welche es sich angelegen sein ließ, dem Kinde Gelegenheit zur Flucht ins Jenseits zu verschaffen, war vor dem Anlachen des kleinen Narren nicht sicher, worüber diese verständige Frau jedesmal in Erstaunen geriet und frühzeitig sämtlichen Nachbarinnen den Verdacht äußerte:

„Mit dem ist's nicht richtig!"

Denn zu jener Zeit seines Lebens führte der Narr noch gar keinen Namen; wurde von ihm geredet, so geschah das stets in allgemeinen Ausdrücken und Bezeichnungen, wie: der Junge! die Kreatur!

Nachdem das Närrlein den Winkel im Hause der guten Roccanerin einige Zeit ganz vergnügt bewohnt hatte, bezog es einen Winkel auf der Gasse. Dort kauerte das närrische Ding, sich auch fernerhin beharrlich weigernd, eines natürlichen Hunger-

todes zu sterben oder sonst auf irgend eine gute Manier den Aufenthalt in Rocca mit einem besseren Dasein zu vertauschen. Zuweilen machte der Kleine den Versuch, sich aus seinem Winkel hinaus zu wagen und sich zu den anderen Kindern zu gesellen; es dauerte indessen niemals lange, so befand sich das Närrlein wieder an seinem alten Platz. Das hatte seine guten Gründe: erstens war das Kind lahm und konnte sich nur mühsam von der Stelle bewegen; zweitens hatten es, was das Närrlein anbetraf, die kleinen Roccaner den großen Roccanern abgesehen: bereits schon die Säuglinge schienen zu wissen, daß das Kind jener toten, kindischen Mutter für Zeit seines Lebens in einen Winkel gehörte.

Es war und blieb ein unverbesserliches Närrlein. Immer wieder kroch es hervor, um immer wieder zurückkriechen zu müssen, und was bei der Sache das Närrischte war: das lahme Kind schien mit diesem Spiel ganz zufrieden zu sein. Niemals sah man es traurig, niemals hörte man es klagen. Von seinem Winkel aus nahm es an dem Spiel der anderen Kinder teil, als ob es in aller Lust mitten darunter wäre, und man konnte es häufig hell auflachen hören.

Einmal indessen vergoß das Närrlein bittere Thränen; es wurde nämlich sehr bald zärtlichst von jenen schwarzen, grunzenden Hauptpersonen Roccas geliebt, von denen eine Anzahl stets neben ihm in dem Schmutz seines Winkels sich wälzten, eine Herzensfreundschaft, welche schließlich die Eifersucht der gesamten roccanischen Jugend erregte. Sobald fortan die Vierfüßler und das Närrlein in Freuden beisammen waren, fuhren die Anderen dazwischen und brachten so die Freunde auseinander. Das erste Mal, als das geschah, floßen des Einsamen Thränen unaufhaltsam, und sein Winkel erschallte von Schluchzen; aber bereits das nächste Mal ließ er die Trennung von seinen einzigen Genossen ruhig über sich ergehen.

Zu jener Zeit hieß er allgemein der Lahme.

Nach einigen Jahren hatte der junge Narr einen dritten Winkel, darin er hauste und den er leidenschaftlich liebte. Diese Stätte befand sich im Dom, der nämliche Platz, den einst des Lahmen Mutter inne gehabt. Im Vergleich zu dem Winkel im Hause der guten Roccanerin und dem Winkel auf der Gasse war dieses ein sonniger, heiterer, ein festlicher Winkel. Wenn die Kirche leer war, kroch der Lahme auch aus diesem Winkel hervor, hin zu einer wunder-wunderschönen Frau, die ein buntes Taschentuch und einen Blumenstrauß in der Hand hielt.

Die wunder-wunderschöne Frau schaute still auf den Knaben nieder, behielt ihn bei sich zu ihren Füßen, und es paßten die beiden prächtig zusammen: der junge roccanische Narr und die Statue der Fortuna Virilis.

Die Zeit verging und der Lahme mußte auch aus diesem Winkel heraus. Aber er kam jeden Morgen und Abend angehinkt und betete zur Madonna, das heißt, er kniete vor ihr hin, schaute sie an mit seinen großen, leuchtenden Augen und war bei ihrem Anblick glücklich, war einfach glücklich! Glücklich war er auch, wenn die Roccaner der Madonna ein Fest bereiteten. Alsdann spielten die Musikanten für ihn, alsdann wurde das Feuerwerk für ihn abgebrannt.

Im übrigen hatte er zu dieser Zeit sein Winkelleben gänzlich aufgegeben, wenigstens am Tage. Unstet trieb er sich außerhalb Roccas umher, seiner Lahmheit wegen mehr kriechend als gehend. Dann lag er hinter einem Ginsterstrauch oder einem Wachholderbusch auf dem Rücken mit weit offenen Augen. Mit weit offenen Augen schaute er hinein ins Meer der Luft, hinauf zu den Wolken, in den Himmel. Auf dem hagern blassen Antlitz lag häufig ein wundersamer Schein, und seine dunkeln Augen strahlten, als sähe er den Himmel offen und an der Seite der Madonna seine kleine, verwachsene, kindische Mutter.

So lebte er Jahr für Jahr, bei gutem Wetter auf der freien Felsenkuppe, bei schechtem Wetter in irgend einer Höhle, unter irgend einem Gestrüpp oder im Dom. Für die Nächte besaß er natürlich seinen Winkel, und natürlich ließ er immer noch jede Gelegenheit, Hungers zu sterben, an sich vorübergehen.

Unterdessen hatten es die verständigen Roccaner bestimmt herausgefunden: er war ein Narr! Wer anders als ein Narr würde mit solcher Freudigkeit ein so elendes Leben führen, wer anders als ein Narr mit solcher heiteren Ruhe sich schelten und verachten, herumstoßen und verjagen lassen; wer anders als ein Narr mit solcher leidenschaftlicher Inbrunst an der Madonna hängen, die dem armen Narren dafür nichts gab, als sein nacktes Leben, ein Stück Bettelbrotes und einen Winkel.

Der lahme Narr. Sie hatten endlich für den Namenlosen den Namen gefunden.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ochsen! Ochsen!“ jubelten Senatoren und Volk. „Wir bekommen eine Passeggiata! — Und eine Kirche! — Eine Kapelle! — Und Ochsen! Ochsen! — Wir bekommen Ochsen und fünftausend Skudi. Fünftausend Skudi für unsere Madonna! — Evviva, unsere Madonna!“

Der demonstrative Irgendjemand hatte bis dahin in einem Winkel gekauert, aus welchem heraus er gegen den Verkauf der Madonna Opposition gemacht; Senatoren und Volk hatten bis dahin nur die Stimme gehört und diese bei der herrschenden Aufregung für die Stimme von — eben von einem Irgendjemand genommen. Plötzlich sollten Senatoren und Volk darüber aufgeklärt werden.

Irgendjemand drängte sich jetzt mit großer Mühe durch den Haufen bis dicht zu den Fremden hin, die den Handel mit Rocca schließen wollten. Die kleine verkrüppelte Gestalt vermochte kaum, sich auf den Füßen zu erhalten, aber in den weitgeöffneten Augen leuchtete eine heilige Begeisterung, zugleich ein mächtiger Willen. Der seltsame Mensch rief:

„Für fünftausend Skudi wollt ihr die Madonna verkaufen? Fünftausend Skudi wollen diese verwünschten Fremden euch zahlen? Und ihr merkt nichts? Ihr merkt nicht, daß ihr Dummköpfe, Esel, Bestien seid? Wieviel muß unsere Madonna wert sein, wenn diese da uns für sie fünftausend Skudi

zahlen wollen? Was sind fünftausend Skudi für unsere Madonna? Hört, welchen Rat die Madonna euch gibt: keine dummen Bestien zu sein und euch für sie mehr zahlen zu lassen."

Das gab ein Wundern und Staunen, das gab einen Aufstand. — — Der Irgendjemand war der Narr, war der lahme Narr! Durch den lahmen Narren war der Preis von dreitausend bis auf fünftausend gestiegen, durch den lahmen Narren sollte er noch höher steigen; denn die Madonna ließ Volk und Senatoren durch den lahmen Narren entbieten: sie sollten keine dummen Bestien sein, sondern sich von den Fremden noch mehr für sie zahlen lassen.

Es war gleich einem Wunder, es war ein Wunder! Bei einer solchen Gelegenheit that ein Narr seinen Mund auf und redete plötzlich Worte höchster Weisheit. Denn höhere Weisheit gab es für die Roccaner nicht, als die in den Worten lag: „Seid keine dummen Bestien — fordert mehr! Fünftausend Skudi sind zu wenig."

Hatte die Madonna dem Volk durch seinen Priester einen guten Rat geben lassen, so war der Rat, den sie Volk und Senatoren durch den Narren erteilen ließ, ein noch besserer — hatten die von Genazzano eine Madonna zum guten Rat, so besaßen die von Rocca eine Madonna zum besten Rat. Eine solche war freilich mehr wert als lumpige Fünftausend!

Alle erkannten denn auch sofort ihre Dummheit, schrieen auf die fremden Betrüger ein, stießen sich, drängten sich, machten einen Heidenlärm, als ob ganz Rocca, anstatt mit Hilfe seiner Madonna einen trefflichen Handel zu machen, augenblicklich massakriert werden sollte.

Aber dabei blieb es, das war eine ausgemachte Sache, das begriff jeder: nächst der Madonna war bei der Sache der Narr die Hauptperson.

„Wo ist der Narr? — Was sagt der Narr? — Hört den Narren! — Der Narr hat recht! — Fünftausend sind zu wenig! — Wir müssen mehr fordern! — Für eine solche Madonna! — Hört den Narren! — Folgt dem Narren! — Der Narr hat recht — der Narr hat es gleich gewußt. — Die Fremden wollen uns betrügen! — Corpo della Madonna! — Wir sind aber keine Dummköpfe! — Wir verlangen zehntausend Skudi für unsere Madonna! — Zehntausend Skudi! Zehntausend Skudi! Corpo della Madonna, wenn die Fremden uns nicht zehntausend für sie geben. — Evviva die Madonna! — Evviva Rocca! — Evviva der Narr! — He, ihr da! Gebt uns zehntausend. — Wollt ihr oder wollt ihr nicht?"

Sie wollten.

Zehntausend Skudi für die Madonna von Rocca!

Senatoren und Volk gebärdeten sich, als wären sie alle von der Tarantel gestochen worden.

„Zehntausend Skudi! — Wir bauen eine Kirche, eine Passeggiata, eine Kapelle. — Zwei Kirchen und zwei Kapellen! — Wir halten uns Ochsen! — Wir, wir — —"

Die einzelnen Stimmen und Worte verschlang das allgemeine Freudengeheul:

„Zehntausend Skudi!"

„Hört, ihr Ochsen von Rocca!"

„Wer schrie das?"

„Wer anders als der Narr!"

„Hört den Narren! — Still! Seid still! — Der Narr hat gesprochen! — Hört den Narren! — An dem hat die Madonna ein Wunder gethan! — Durch den redet die Madonna zu uns. — Was hat er gesagt? — Wir wären Ochsen? — Warum? — Wer kann das wissen? — Gebt Ruhe! — Hört den Narren! — Hört! hört!"

Endlich trat Stille ein. Wütend schrie der plötzlich zum Weisen gewordene Narr seine lieben Mitbürger an:

„Ochsen habe ich euch genannt; Ochsen seid ihr. — — Zehntausend Skudi wollen diese Schufte uns für unsere Madonna geben? Ein gutes Geschäft für sie! Begreift ihr denn nicht? Begreift ihr nicht, daß man uns unsere Madonna überhaupt nicht bezahlen kann, daß es so viel Geld, wie es unsere Madonna wert ist, überhaupt gar nicht gibt? daß wir Dummköpfe, Esel, Bestien wären, wenn wir unsere Madonna überhaupt hergeben würden? Begreift ihr immer noch nicht, daß wir unsere Madonna behalten müssen? Fort mit den Fremden! Fort mit den Madonnahändlern! Fort mit diesen betrügerischen Schuften! Evviva das Volk von Rocca! Evviva die Freiheit! Evviva unsere Madonna!"

Aber kein einziger fiel ein in diesen begeisterten Ruf des Narren; der Narr hatte seine weisen Worte geredet und alle blieben still. Dann aber erhob sich ein Geheul, ein Wutgebrüll.

„Fort mit dem Narren! — Er ist verrückt! — hört nicht auf den Verrückten! — Er ist vom Teufel besessen! — Der Teufel redet aus ihm! — Wir müssen ihm den Teufel austreiben! — Wo ist er? — Jagt ihn fort! — Fort mit dir, Bestie!"

Am ärgsten schrie der S. P. Q. R. Die Männer fluchten und tobten, bis sie rot und blau im Gesicht waren:

„Hört ihn nicht! Fort mit dem Blödsinnigen, mit dem Narren, mit der Bestie!"

Sie drangen auf den Narren ein, der Narr mußte weichen. Er verkroch sich — in irgend einen Winkel.

VI.

Nun hatten die Fremden von allen diesen Ereignissen wenig verstanden, nur die Zahlen, und gar nichts von allem begriffen, ausgenommen die Zahlen! Bei dem Wutausbruch gegen den Narren wurden auch sie umringt; sie glaubten nicht anders, als daß der Aufruhr ihnen und dem von ihnen gebotenen, geringen Preise gälte und einer von ihnen schrie:

„So seid doch still! So laßt uns doch frei! Wir wollen euch nicht betrügen! Wir wollen fünfzehntausend Skudi geben! So hört doch: Wir geben euch fünfzehntausend für eure Madonna!"

Fünfzehntausend — —.

Viele stutzten; einige gedachten des Narren.

Sollte der Narr am Ende recht haben? Sollte auch das Letzte, das man aus dem Munde des Narren vernommen, himmlische Eingebung gewesen sein? Sollte die Madonna wirklich noch ganz andere Reichtümer wert sein?

Einer von denen, die plötzlich zweifelhaft geworden, rief:

„Wo ist der Narr?"

Mehrere wiederholten:

„Wo ist der lahme Narr?"

Viele schrieen:

„Der Narr! der lahme Narr!"

Die Fremden, auch diesmal die Rufe und den Tumult mißverstehend, in ihrer Furcht vor der Aufregung des verwilderten Volkes und in ihrer Begierde nach dem Besitz der schönen Statue, boten f'r dieselbe zwanzigtausend Skudi. Das war ihr ..glück.

Der Tumult wuchs.

..n schrie:

„..Narr! — Sucht den Narren! — Schafft den Narren ..bei! — Fragt den Narren! — Der Narr weiß es! — Wo ist er? — Habt ihr ihn? — Sucht ihn!"

Sie suchten i.. in allen Winkeln der Gasse; er war jedoch nirgen.. zu finden. Einer meinte: er wäre gewiß im Do.. bei der Madonna. Also zum Dom! Alle drängten .. auch der S. P. Q. R. Die Fremden wurden mit fo.. ..rissen.

Im Dom fand man den ..arren. Er stand vor der Bildsäule der Madonna; ..nz ruhig, ganz gelassen stand er da, ohne ein Zeiche.. ..on Furcht zu geben, als sie in die Kirche drängten, ...de auf ihn zu. Und selbst Roccas geistlicher Hirte, ...n er an Sonn- und Feiertagen seine lieben christliche.. Schafe von der Kanzel herab verdonnerte und verda.. ..te, verfügte nicht über eine solche starke Stimme, .. jetzt der Narr, der, nachdem alle um ihn versam.. melt waren, dem Volke zu predigen begann:

„Eure Madonna wollt ihr den Fremden verkaufen, diese eure liebe, heilige, himmlische Frau? Seht sie an! Seht sie an, wie traurig sie in aller ihrer Herrlichkeit auf euch niederschaut, wie sie ihr schönes Antlitz bedecken möchte, um hinter ihrem Schleiertuche zu weinen. Worüber zu weinen? Ueber uns. Wehe uns! Jede ihrer Thränen bedeutet für uns ein Jahrtausend der Verdammnis mehr.

„Verkaufen wollen wir an diese Fremden unsere Madonna? Ach, wir Armen, die wir unser einziges Gut hergeben! Was sollen wir beginnen, wenn wir keine Madonna mehr haben? Bedenkt doch! Für wen sollen wir fortan in Rocca Musik machen lassen? Für wen fortan in Rocca Feuerwerke abbrennen? Nicht mehr für unsere Madonna! Wer wird uns fortan gute Träume senden, wer fortan im Himmel bitten für uns? Nicht mehr unsere Madonna! Wer soll uns aus dem Fegefeuer erlösen, wer uns in die ewige Seligkeit einführen? Nicht unsere Madonna! Denn unsere liebe Madonna haben wir verkauft, nicht anders, als wie wir auf dem Markt zu Grotta ferrata den Römern unsere Schinken und Speckseiten verkaufen.

„Seht sie an, sie, die wir verhandeln wollen! Gleich wird sie weinen um uns, wie Christus um Judas weinte, als dieser ihn seinen Feinden verkauft hatte.

„Und Judas, da der Hahn krähte, ging hin und erhängte sich. Ach, wir Armen, wir Armen!"

Einige der Weiber schluchzten bereits. Der Narr fuhr fort:

„Was aber beginnen wir? Was wird aus uns, die wir des Heilands Mutter verkauften? Besser, wir wären gegangen und hätten unsere Brüder erschlagen! O, wie schäme ich mich, wie schäme ich mich; wie müssen wir alle uns schämen! Was werden die in Tivoli und Zagarola, in Subiacco und Genazzano, was werden sie im ganzen Kirchenstaat von uns sprechen?

„Ich will es euch sagen! Im ganzen Kirchenstaat wird es heißen: Habt ihr gehört? ‚Diese haben ihre Madonna verkauft.'

„Also heißt es fortan von uns in der ganzen Welt, denn ihr wißt, daß man in der ganzen Welt unsere Madonna kennt. Pfui, welche Schmach! Ueberall, wohin die Fremden mit unserer Madonna kommen, werden sie sagen:

„‚Das ist die Madonna von Rocca! Das ist die arme himmlische Frau, welche von ihren Leuten verkauft worden ist. Müssen das Bestien sein!' Und was meint ihr wohl, wird in Rom der Heilige Vater dazu sagen? In den Bann wird er uns thun! Für keine unserer vielen großen Sünden wird er uns Ablaß erteilen. Denn für eine solche Sünde, wie wir sie an der Madonna begehen wollen, gibt es gar keinen Ablaß. O wir Armen, o wir Armen!"

Viele Weiber weinten — alle weinten! Einige stöhnten jammervoll auf. Das Oberhaupt drängte sich vor, das Oberhaupt wollte gegen den Narren donnern; aber das Volk wollte das Oberhaupt nicht ..ören. Das Volk wollte den Narren hören. Dieser .. fort: „Und dann — es ist gewißlich so, wie ich ..ch gesagt habe: die Fremden werden uns für unse.. Madonna nicht zehntausend, sondern fünfzehn-, zwanzi.. ..usend geben. Fordert zwanzigtausend und ihr beko.. .. sie. Daran erkennt ihr, kluge Leute, die ihr sei.. ..m besten, daß unsere Madonna überhaupt nicht .. ..ezahlen ist, daß wir an unserer Madonna viel me.. ..esitzen als zwanzigtausend Skudi, gar nicht der hi.. ..ischen Schätze zu gedenken, deren wir mit unserer l.. ..n himmlischen Frau verlustig gehen würden. Aber .. ..t, wie ihr wollt. Verkauft die Madonna, nehmt .. Geld, verliert eure Ehre vor den Menschen, entsa.. jeglicher Hoffnung auf den Himmel, beleidigt die ..

„Auch das will ich euch ..en. sagen: ihr wißt, daß die Madonna uns dieses ihr ..mlisches Abbild gesendet hat, auf daß wir es heilig.. ehren und zu ihm beten. Nun scha..ten, es verhält die Madonna in ihrer Hand? Es ..her! Was ähren. Wächst um Rocca ein einziger sol.. Weizen- Halm? Nein! Was gebietet uns aber die Madonna .. ..rch,

daß sie diese Aehren ihrem Bildnis in die Hand gegeben hat? O, wir Dummköpfe, wir Esel, wir Bestien! Die Madonna befiehlt uns: rings um Rocca die Wildnis auszuroden, den Boden zu bebauen, darauf zu säen und zu ernten. Sie läßt uns durch ihr himmlisches Bildnis sagen: Seid wackere Leute und rodet den Buschwald aus, so werde ich euch segnen und euch dreißigfache Frucht geben und das Land unterhalb eurer Stadt reicher machen als die Felder von Tivoli und Zagarola, von Paläſtrina und Genazzano sind.

„Das will die gute Madonna für euch thun und ihr wollt sie an die Fremden verkaufen — für zehntausend Skudi!"

Nein, das wollten sie nicht; nicht für fünfzehn-, nicht für zwanzigtausend!

Sie wollten ihre Madonna behalten.

Sie wollten sich nicht von den Leuten von Tivoli und Zagarola, von Paläſtrina und Genazzano Madonnenhändler schimpfen lassen. Sie wollten in der Welt kein übles Gerede über Rocca sich verbreiten lassen, sie wollten von dem heiligen Vater in Rom nach wie vor gesegnet werden, nach wie vor für ihre Sünden Ablaß erhalten. Die Madonna und die Heiligen sollten nach wie vor Fürbitte für sie thun, sie aus dem Fegefeuer erlösen und ihnen zur ewigen Seligkeit verhelfen.

Sie wollten das Gebot der Madonna erfüllen, die Macchie ausroden, die ganze Macchie! Sie wollten bauen und pflanzen, säen und ernten; sie wollten jedes Jahr für ihre liebe himmlische Frau Konzerte veranstalten und Feuerwerk abbrennen. Sie wollten wackere Leute sein.

Was der S. P. Q. R. auch sagen mochte, das Volk hörte nicht darauf, das Volk hörte auf den Narren, das Volk verjagte die Fremden.

— — — — — — — — — — — — — —

Bald nach diesem Ereignis durchlief den Kirchenstaat das Gerücht eines Wunders, das sich in einer sabinischen Stadt zugetragen haben sollte: Die Madonna von Rocca hatte aus einem Narren einen Weis
gemacht!

Aber noch mehr der Mirakel waren an ...em
Orte von der himmlischen Frau vollbracht ...orden
und wurden von ihr noch jeden Tag ...lbracht:
Fremde hatten den Roccanern für ihre ...oerthätige
Madonna hunderttausend Skudi geb... ..., aber die
Madonna hatte ihren göttlichen M... geöffnet und
ganz vernehmlich zum Volke gespr...hen:

„Die Inglesi sind Bestie... Rodet unterhalb
Roccas eure Macchien aus, ...beitet das Feld, säet
Weizen und ihr werdet G... ernten."

Und nun waren ... den trägen Roccanern
fleißige, wackere Leu... geworden; nun rodeten sie
unterhalb Roccas ...Buschwald aus, nun stellte sich
diese Wüstenei plö... als die fruchtbarste Ackererde dar.

Aus allen ...mliegenden Ortschaften, selbst aus
dem feindlich... Tivoli und Zagarola, dem neidischen
Paläſtrina... dem vor Eifersucht vergehenden Genazzano ...men sie auf der neuen Straße in Scharen
nach ...cca hinauf gezogen, um die Roccaner ihr

Feld bebauen zu sehen, den geheilten Narren zu besichtigen und vor dem wunderthätigen Madonnenbilde ihre Andacht zu halten.

Es währte nicht lange, so waren aus den Neugierigen und Böswilligen Gläubige und Wallfahrer geworden. Denn — o Wunder! — es währte nicht lange und die Madonna von Rocca vollführte Wunder über Wunder: Blinde wurden sehend, Lahme gehend, Thörichte wurden weise. Wer bei der Madonna von Rocca ein Gelübde that, der träumte umgehend von so vielen glückbringenden Nummern, als nötig war, um in der Tombola zum mindesten eine Quaterna zu gewinnen.

Nach wiederum einem Jahre im Sommer geschah es, daß die Leute der römischen Ebene häufig nach dem Sabinergebirge blickten. Dort hatte sich ein Wunder begeben! Wo sonst unterhalb des grauen Felsennestes Rocca die wilde Macchie gelegen, umleuchtete nun den Berg ein goldiger Kranz; die reifen Weizenfelder!

Das war ein Jubel! nämlich in Ro...a ...oben;
denn die Roccaner ernteten. Zugleich ... großes
Madonnenfest. In Prozession zog alt ...nd jung die
neue Straße zu den Feldern hin... Aber dieses
Mal mußte die Madonna dabei ...n. Man hatte
für sie einen Wagen gebaut, ... darauf gestellt und
ihr Marmorbild mit Aehre... ...winden umschlungen.
So herrlich geschmückt ...e die Statue der Fortuna Virilis, von ihren ...ankbaren Volke den Berg
hinabgezogen, um de... ...egen des Feldes zu schauen.

Wo war der ...rr?

Der Narr ...fte nicht fehlen! Der Narr sollte
auf dem Wa... bei der Madonna sitzen! Denn
also hatte ... der S. P. Q. R. geboten, und selbst
das abso...tisch gesinnte Oberhaupt hatte nichts dagegen ...zuwenden gehabt.

...Wo ist der Narr? Sucht den Narren!"

Aber der Narr war nirgends zu finden, obgleich ...an nach ihm jeden Winkel durchsuchte. Das Fehlen ihres Narren bei der Prozession trübte den guten Roccanern beinahe ihre Festfreude.

Denn nächst der Madonna war er die Hauptperson.

Aber der Narr war auch dabei: Schon am frühen Morgen hatte er sich den Berg hinuntergeschleppt — mühselig, unter großen Schmerzen. Jetzt lag er am Rande des reifen Weizenfeldes. Er lag auf dem Rücken, hatte die Augen weit offen, schaute durch den goldenen Schleier der Aehren, die sich zu ihm niederneigten, in den blauen Himmel hinein, lauschte auf das Jubilieren der Lerchen hoch in den Lüften, auf das Glockengeläute, welches den Siegeszug der Madonna begleitete, lächelte still vor sich hin und träumte, träumte — —

Indessen auch die guten Roccaner träumten heute am hellen Tage mit offenen Augen. Sie träumten von einer goldenen Zeit für Rocca, sie träumten von zwei Kirchen und zwei Kapellen für die Madonna, sie träumten von einer Passeggiata und von Ochsen, von vielen, vielen Ochsen für sich.

Und sie waren glücklich.

Dublin.

Ein Städtebild

von

Leopold Katscher.

Alte Häuser am Liffey (S. 214).

Seit einigen Jahren haben wenige Völkerschaften so viel von sich reden machen wie die Irländer, und wenige Länder zogen die allgemeine Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich wie Erin, der Smaragd in der britischen Krone. Das Land kommt nicht zur Ruhe, die Hetzereien und die Verbrechen nehmen kein Ende. Die Londoner Parlamente der letzten anderthalb Decennien haben viel, sehr viel gethan, was geeignet war, die der armen „Grünen Insel" seit 700 Jahren seitens der verhaßten „Sachsen" widerfahrene Unbill zum Teil gutzumachen; aber die nationalen Agitatoren wollen sich nicht eher zufrieden geben, als bis mit der Vergangenheit voll und ganz aufgeräumt und die Möglichkeit künftiger Unterdrückung radikal beseitigt wird. Durch den Umfang der agrarischen Zugeständnisse ermutigt, hat man die Landfrage auf eine politische Frage zugespitzt und gar seltsam ist die Lage, die hierdurch für die gesamten parlamentarischen Verhältnisse des vereinigten Königreichs geschaffen ward. Die irische Frage, welche täglich mehr in den Vordergrund des Interesses aller Menschenfreunde tritt, bildet förmlich das Zünglein an der Wage der gegenwärtigen Thätigkeit der Regierung und der Gesetzgebung des mächtigen Inselreichs im Nordwesten Europas.

Es ist selbstverständlich, daß in der Geschichte der irischen Frage die Landeshauptstadt eine wichtige Rolle spielt, und von Dublin ist demgemäß in den letzten Jahren, als dem Agitationsherd, dem Sitz der früheren Landliga und der jetzigen Nationalliga, dem Schauplatz greulicher Verbrechen u. s. w., nur zu häufig die Rede gewesen. Wer z. B. erinnert sich nicht der entsetzlichen Ermordung des Ministers Lord Fred. Cavendish und seines Sekretärs im Mai 1882? Leider sind Unruhen in Dublin nichts Neues; diese Stadt war vielmehr von jeher eine Stätte des Kampfes und des Blutvergießens. Ihre früheste Geschichte ist sagenhaft. Es heißt, daß die Dubliner die Einwohner der Provinz Leinster — in welcher Dublin liegt — im Jahre 291 nach Christus besiegten; was daran sein mag, weiß man nicht. Um 450 führte der heilige Patrick, der der Schutzpatron des Landes geblieben, das Christentum ein. Im 9. Jahrhundert mußten die Normannen den Dänen weichen, nachdem sie ihrerseits die Ureinwohner befehdet hatten. 1038 wurde ein Bistum geschaffen und 1214 erfolgte dessen Umwandlung in ein Erzbistum. Die Iren machten den Dänen den Besitz wiederholt streitig und es kam mehrmals zu blutigen Schlachten. Das Glück lächelte abwechselnd bald der einen, bald der anderen Nationalität, bis die Engländer unter Führung des Grafen Strongbow im Jahre 1170 die Stadt eroberten, die zwei Jahre später dem englischen König huldigte. Sie wurde allmählich mit großen Vorrechten ausgestattet und bildete bis ins 15. Jahrhundert eine eigene Grafschaft. 1205 begann man den Bau des noch heute bestehenden „Castle", des in neuester Zeit vielgenannten „Dubliner Schlosses", und zehn Jahre später kam es zur Errichtung der ersten steinernen Brücke über den Liffey. 1209 erhoben sich die auf den benachbarten Bergen hausenden irischen Ureinwohner. Am Ostermontag metzelten sie 500 Dubliner nieder; noch jetzt heißt der Schauplatz des Blutbades „Blutige Felder" und der Gedenktag „Schwarzer Montag". Die Stadt bildete in der Folge noch sehr häufig einen Zankapfel und war daher oft Belagerungen und mörderischen Zwistigkeiten ausgesetzt. Wir erwähnen bloß den Einfall Bruces unter Eduard II., den Aufstand Lord Thomas Fitzgeralds (wegen einer eigentümlichen Seidentroddel am Helm seiner Anhänger „der seidene Thomas" genannt) im Jahre 1534, die antiprotestantischen Bartholomäusnächte von 1641, die Belagerung durch eine irische Rebellenarmee von 18000 Mann unter Führung des päpstlichen Abgesandten Rinuccini (1646), die Cromwellsche Diktaturperiode und die Rebellion von 1793.

O. Goldsmiths Statue (S. 251).

Man darf behaupten, daß die Geschichte Dublins, wie die Irlands überhaupt, eine lange Kette von blutigen Ereignissen, von Nationalitäten-, Rassen-, Klassen- und Glaubenskämpfen war und ist. Infolge der parlamentarischen Vereinigung Irlands mit Großbritannien (1800) — der Quelle so vielen unseligen Streites in beiden Ländern — wurde am 1. Januar 1801 auf dem „Schlosse" die Fahne des Vereinigten Königreichs aufgehißt. Unter den seitherigen Unruhen ragen — neben zahllosen haarsträubenden Agrarverbrechen — die furchtbaren Fenierverschwörungen von 1867 hervor, die nicht nur London, sondern auch Dublin arg bedrohten. Ab und zu, aber sehr selten, hat ein oder der andere englische König einige Tage oder Wochen lang in Dublin Hofgehalten.

Mehrere Forscher halten Dublin für das „Eblana" des Ptolemäus, und sowohl dieser Name als auch die später gebrauchten Namen „Duvlin", „Dyvelin", „Dyflin", „Dulin" und „Dublin" werden von dem keltischen Worte „Duibh-Linn" („schwarzer Pfuhl", womit die Schlammsümpfe an der Liffeymündung gemeint sind) abgeleitet. Auf irisch heißt Dublin „Bally-at-Cliath" („Stadt an der Hürdenfurt"); die alten Kelten nannten es „Drom-Col-Coille", d. h. Hügel der Haselstauden, und zwar wegen der vielen Haselstauden, die den Hügel bedeckten, der jetzt im Mittelpunkte der Stadt liegt.

Es ist der Mühe wert, Dublin zu besuchen. Wie Venedig, gleicht es einer entthronten Königin; aber es verdient Aufmerksamkeit als der Mittelpunkt des lebhaften Nationalgefühls des Volkes, das noch 700 Jahre nach der Eroberung des Landes in Charakter, Gemütsart und Lebensanschauung von den Eroberern so sehr abweicht wie der halb-italienische Südtiroler vom urdeutschen Holsteiner. Die katholischen Iren denken noch immer irisch, obgleich sie in englischer Zunge reden. Blut ist eben mächtiger als alle Politik.

Dublin, das auch Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft ist, liegt am Flusse Liffey in dem großen Kalksteinbezirk, der sich durch die ganze Insel, vom Irischen Meer bis zum Atlantischen Ocean, hinzieht. Seine Lage ist malerisch und es gehört zu den schönsten Städten des britischen Archipels. Teils auf einer Ebene, teils auf sanft ansteigenden Höhen erbaut, dehnt es sich bis zur Mündung des Liffey in den Meerbusen von Dublin aus, dessen Wässer die Ufer der südlichen Vorstädte bespülen. In klimatischer Hinsicht leidet die Stadt an dem Nachteil, daß sie durchschnittlich an 220 Tagen im Jahre von Regen und Schnee und sehr häufig von Nord- und Ostwinden heimgesucht wird. Ein Folgenachteil der ersteren Unannehmlichkeit ist, daß der ungemein schlammige Boden zumeist von dünnen Morastmassen strotzt. Ferner muß getadelt werden, daß der Fluß, statt eine Zierde zu sein, die Drainage der Stadt empfängt und dadurch Anstoß erregt.

Am Liffey aufwärts (S. 247).

Auch in baulicher Beziehung gibt es manches auszusetzen. Der Mangel einer städtischen Bauordnung hat es verschuldet, daß vielfach die Häuser einer Straße der Gleichmäßigkeit in Höhe, Charakter und Aussehen entbehren. In allen Stadtteilen — ohne Ausnahme — wechseln Pracht und deren Gegenteil allzu unvermittelt miteinander ab; die meisten schönen Gebäude sind von alten, häßlichen Häusern (S. 241 u. 247) oder Seitengäßchen (S. 256) umgeben. Dennoch lassen sich immerhin elegante und gemeine Stadtteile unterscheiden. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Mittelpunkte des Dubliner

Verkehrs hübsche, breite Straßen und geräumige, luftige Quais aufweisen. Dagegen deuten im weiteren Umkreise verlassene, aus hohlen Augen blickende Häuser, verschlossene Herbergen mit der Versteigerungsankündigung an der Thüre darauf hin, daß Dublin für die Bedürfnisse des täglichen Verkehrs zu groß geworden ist. Der Reichtum bewohnt den Südosten und Nordosten, der Mittelstand den Nordwesten, die Armut den Südwesten der Stadt. Der letztere ist reich an abschreckend engen, schmutzigen Gassen und erinnert an den Osten und Nordosten Londons, die berüchtigten Armenviertel der Themsemetropole. Ein großer Teil dieser von den Fremden in der Regel nicht aufgesuchten Gegend heißt „Liberties" („Freiheiten") und war einst der Sitz einer ungewöhnlich blühenden Woll-, Leinen- und Seidenindustrie, von welcher nicht weniger als 40000 Personen lebten. Bis zur Parlamentsunion Irlands mit England ähnelten die Liberties den Geschäftsvierteln Manchesters; erst seither sind sie so verödet; in allerneuester Zeit jedoch ist wieder eine Wendung zum Besseren eingetreten. Hier, wie in ganz Irland, geschieht jetzt viel zur Hebung der unteren Klassen. Merkwürdigerweise leben in Dublin keine Aristokraten. Bloß zwei von den 182 Pairs des Landes hausen hier, die übrigen wohnen auf dem Lande. Die „höheren" Kreise bestehen hauptsächlich aus Richtern, Advokaten und Aerzten.

Sackville-Street und Nelson-Säule (S. 247).

Weit eleganter als die eigentliche „City of Dublin" sind die Vorstädte, in denen die Zahl der schönen Häuser mit wohlgepflegten Gärten viel größer ist, wenngleich die sogen. Sehenswürdigkeiten auf die „Stadt" beschränkt sind. Die Flüßchen Tolka, Dodder und Tonque schlängeln sich durch eine freundliche, fruchtbare Landschaft und eine gute Pferdebahnverbindung vermittelt den Personenverkehr zwischen dem Herzen und der Peripherie Dublins. Die Vorstädte bedecken gegenwärtig über 2800 ha, die „City" nimmt bloß 1542 ha ein. Die etwa 25000 Häuser der „City" werden von ungefähr 60000 Familien bewohnt; in „Seelen" ausgedrückt, zählte Dublin 1644 bloß 8159, 1728 bereits 130000, 1798 182000, 1841 233000, 1861 255000, 1871 aber bloß 245000, während vier Vorstädte im letztgenannten Jahre 50000 Einwohner hatten. Die Abnahme der Citybevölkerung erklärt sich dadurch, daß die alte Stadt fortwährend viele Personen an die in raschem Aufblühen begriffenen Vorstädte abgibt; seit drei Decennien ziehen sich namentlich die wohlhabenden Handel- und Gewerbetreibenden immer mehr dahin zurück. Zusammen mit Rathmines, Rathgar, Kingstown, Pembroke, Clontarf, Dalkey, Ringsend, Kilmainham (hier der bekannte Kerker, in welchem vor einigen Jahren Parnell und viele seiner Anhänger „saßen"), Glasnevin und Donnybrook (S. 263) zählte Dublin 1881 rund 350000 Einwohner.

Burke-Statue (S. 251).

Die letztere Ziffer mag ansehnlich scheinen; in Wirklichkeit wächst Dublin mit weit geringerer Schnelligkeit an als die meisten anderen Städte von seiner Größe. Im Jahre 1842 verglich es J. G. Kohl mit Berlin; heute hat Berlin viermal so viel Einwohner. Dublin stagniert verhältnismäßig und ganz Irland hat seit 45 Jahren sogar um drei Millionen Seelen abgenommen. Viele starben Hungers; andere wurden von der Hungersnot nach Amerika getrieben. In neuerer Zeit schwellte die politische Unzufriedenheit den Auswandererstrom. Ueberdies besitzen die Iren — zumeist wohl infolge der vielhundertjährigen Unterdrückung, zum Teil auch als Eigenheiten der keltischen Rasse — eine niedrige geistige und körperliche Entwickelung, wenig Willenskraft und Arbeitslust. All dies trägt zum Rückgang der Bevölkerungsziffer bei. Mit der umfangreicheren Erwerbung von Grund und Boden durch Leute aus dem Volke und mit der durch die

Die Bank von Irland (S. 248).

Gladstonesche Gesetzgebung der letzten anderthalb Jahrzehnte gewährleisteten größeren Freiheit bessert sich das Los der Iren und damit die Rasse; andererseits wird die sich voraussichtlich bald verwirklichende politische Selbständigkeit des Landes die Auswanderung wieder nötig oder erwünscht machen.

Doch kehren wir zum topographischen Teil unserer Aufgabe zurück. „Dublin City" ist elliptisch erbaut und von der „Circular Road" — einem breiten, etwa 12 km langen, mit Bäumen besetzten Boulevard — umspannt und außerdem noch durch zwei Kanäle („Grand" und „Royal") von den Vorstädten und dem gewaltigen Phönixpark getrennt. Von Westen nach Osten fließend (S. 243), schneidet der Liffey die Stadt in zwei fast gleich große Teile; außerhalb derselben weitet er sich zu einer schönen Bucht („Bay of Dublin") aus, die auf der einen Seite vom Howth-Hügel, auf der anderen vom Killiney-Hügel begrenzt wird. Der Fluß ist bis zur O'Connellbrücke schiffbar, größere Fahrzeuge aber gehen selten weiter als bis zum Zollhaus. In Gestalt einer Sandbank am Eingang des Hafens stand früher dem Einlaufen der Schiffe in den letzteren ein ernstliches Hindernis im Wege; vor einigen Jahren wurde dasselbe beseitigt. Die Ufer des Flusses sind von schönen, 4 km langen Granitquais eingefaßt. Ueber den Liffey führen elf Brücken, welche die nördliche Stadthälfte mit der südlichen verbinden; sieben sind aus Stein, vier aus Eisen; die längste ist 114 m lang. Zwischen der letzten Brücke und der Flußmündung besorgen Fähren den Verkehr.

Alte Häuser (S. 244).

Die schönste Straße Dublins ist die boulevardartige Sackville-Street (S. 246), obgleich die Länge zu der großen Breite in keinem Verhältnis steht, obgleich ferner die Häuser zu ungleich sind und die — an sich sehr hübsche — Nelsonsäule die Aussicht versperrt und den Verkehr hemmt. Sehr fashionabel ist auch Westmoreland-Street. Die größte Anzahl gleichmäßiger, hoher, massiver, zum Teil monumentaler Häuser hat Dame-Street aufzuweisen, in welcher u. a. das „Schloß" liegt.

Das „Schloß" (S. 249), an dem übrigens nicht viel zu sehen ist, bildet fast das einzige Ueberbleibsel vom mittelalterlichen Dublin. Da es weder auf einem Felsen steht, noch auch bauliche Großartigkeiten darbietet, noch auch die romantische Lage vieler anderer Burgen Irlands hat, so kann man es nicht gerade imposant nennen. Da es ursprünglich nur der Verteidigung der Einwohner gegen die Uebergriffe unruhiger Nachbarn dienen sollte, nahmen die Erbauer in erster Linie auf Stärke Rücksicht. Den veränderten Zwecken entsprechend, wurden im laufenden Jahrhundert viele Aenderungen vorgenommen. Außer dem Bedford- und dem Birmingham-Turm sind sehenswert: die interessante vicekönigliche Kapelle mit ihren reichen Elfenbeinschnitzereien; an den Wänden sind die Wappen sämtlicher Vicekönige von 1173 bis 1814 angebracht; die späteren Wappen schmücken den Raum zu beiden Seiten des Altars. Ferner die Wohnung des Vicekönigs oder Lord-Lieutenants (S. 250); der von Goldstickerei strotzende Audienzsaal, der einen schönen Thron und schöne Tapeten enthält; im Ballsaal fesseln mehrere allegorische Deckengemälde den Blick; in der „Porträtkammer" hängen die — zum Teil vorzüglichen — Bildnisse aller Vicekönige seit der parlamentarischen Union; der Privatsalon ragt durch seine herrliche Einrichtung hervor und das Billardzimmer gewährt eine hübsche Aussicht auf den großen Hof. Im „Castle" befinden sich auch eine Reihe von Regierungsämtern.

Die zwei schönsten Gebäude Dublins sind die Bank von Irland und das Trinity-Kollegium. Auf der gegenwärtig von der Bank eingenommenen Stätte (S. 247) wurde im 17. Jahrhundert ein anfänglich zum Krankenhaus bestimmtes Gebäude begonnen, das jedoch nach seiner Vollendung zunächst

als Gerichtssitz und später als gewöhnliches Wohnhaus benutzt wurde. Von 1729 bis 1787 wiederholt gründlich umgebaut, diente es beiden Häusern des irischen Parlaments als Beratungsort, bis es nach der Aufhebung des Parlaments von der Gesellschaft der Bank von Irland angekauft und in einen Mammontempel umgewandelt wurde. Die dem Platze „College Green“ (S. 251) zugekehrte Front des halbkreisförmigen Palastes hat einen schönen ionischen Säulengang mit einem prächtigen Portikus, in dessen Giebelfeld das von allegorischen Darstellungen der Hibernia, des Handels und der Treue überragte königliche Wappen angebracht ist. Der einstige Sitzungssaal des Oberhauses hat keine Veränderung erlitten, nur steht an der Stelle des Thrones eine Statue Georgs III.; die Stühle stehen auf ihren alten Plätzen, der lange Tisch wie früher in der Mitte und die alten Tapisserien hängen, sehr gut erhalten, noch immer an den Wänden; bemerkenswert ist der prächtig gemeißelte Kaminsims aus dunklem Kilkennymarmor. Das oval gewesene Unterhaus, in welchem einst die Beredsamkeit eines Grattan und Burke widerhallte, hat einem hübschen viereckigen Geldumwechselungszimmer Platz gemacht. Auf der Ostseite des Gebäudes befindet sich ein korinthisches Säulenthor, durch das man im vorigen Jahrhundert das Haus der Lords betrat; hier sind Gestalten der

Dublin Castle (S. 248). Wohnung des Lord-Lieutenant (S. 248).

Freiheit, der Kraft und der Gerechtigkeit angebracht. In der Bankdruckerei ist eine staunenerregende Geldzählmaschine zu sehen. Der Führer zeigt den Besuchern ein schönes Modell des ganzen Gebäudes; jenes gewährt eine weit bessere Uebersicht des letzteren als das Durchwandern aller Räume.

Der Bank gegenüber, an der Ecke von College Green und Westmoreland-Street, steht Trinity College (S. 252), das Gebäude der gleichnamigen Universität, der bedeutendsten Lehranstalt im Lande. Im Jahre 1311 gestattete Papst Klemens V. dem damaligen Erzbischof von Dublin, eine Hochschule zu errichten; aber erst der nächste Erzbischof machte von der Erlaubnis, die Papst Johann XXII. erneut hatte, Gebrauch, indem er Trinity College gründete. Dieses wurde, wie die meisten anderen Bildungsanstalten, unter Heinrich VIII. geschlossen, unter seiner Tochter Elisabeth jedoch wieder geöffnet und mit Korporationsrechten ausgestattet. Es führte den Namen „Kollegium der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit bei Dublin“. Im Jahre 1627 stark vergrößert, ging es während und nach den Bürgerkriegen des Protektorats erheblich zurück. Unter der Restauration besserten sich die Verhältnisse wieder. Jakob I. und Karl II. erwiesen der Hochschule große Gunst und bereicherten sie durch Zuwendung von Stiftungsländereien. Im Laufe der Zeit spendeten ihr Privatwohlthäter große Geldbeträge, so daß sie zu den reichsten Anstalten ihrer Art in Europa gehört. Gegenwärtig besteht die „Korporation“ aus dem leitenden „Provost“, 7 „älteren Genossen“, 26 „jüngeren Genossen“ und 72 „Scholars“ (damit ist eine gewisse Gruppe von Studierenden gemeint). Mit diesen verschiedenen Titeln, bzw. Aemtern, sind vier-, siebenjährige und lebenslängliche Stipendien von je 100 bis 300 Pfd. Sterling verbunden, welche zwar in großer Anzahl, aber nur nach recht strenger Prüfung verliehen werden. Die Lehrzeit ist auf vier Jahre bemessen und der Unterricht wird teils von Professoren, teils von einer Reihe „älterer Genossen“ — die im Gebäude wohnen — geleitet. Die Gesamtzahl der Studenten

Das Green-College (S. 249).

beträgt im Jahresdurchschnitt 1300, das Jahreseinkommen der Universität 65—70000 Pfd. Sterling.

Im korinthischen Stil aus Portlandstein aufgeführt, ist die äußere, etwa 100 m lange Façade des Trinity College bei aller Einfachheit sehr schön. Das mit schlanken, in die Wand eingelassenen Säulen geschmückte Mittelstück trägt einen eleganten Giebel. Am Eingang ins Gebäude stehen Foleys vorzügliche Bronzestatuen von Oliver Goldsmith, dem berühmten Verfasser des „Vikars von Wakefield" (S. 242) und dem großen Redner Edmund Burke (S. 245); diese Denkmäler stechen günstig ab von demjenigen des Dichters Thomas Moore (S. 257) im College Green. Der im ersten Hof gelegene Prüfungssaal birgt Hewitsons schönes Monument des Provosts Baldwin, eines 1758 verstorbenen freigebigen Förderers der Interessen der Universität; es besteht aus weißem und schwarzem Marmor, sowie ägyptischem Porphyr. Im ersten Hof befindet sich ferner ein beachtenswerter granitener Glockenturm mit allegorischen Statuen der Theologie, der Medizin, des Rechts und der Heilkunde. Die große Universitätsbibliothek ist in einem Flügel des zweiten Hofes untergebracht; sie ist die bedeutendste Büchersammlung des Landes (über 200000 Bände und 1500 Handschriften) und eine derjenigen, denen nach dem Gesetze ein Exemplar aller im Vereinigten Königreich erscheinenden Werke u. s. w. unentgeltlich geliefert werden muß. In dem ebenso großen wie schönen Park des Kollegiums stehen zwei Museumsgebäude. Erstens das „Museum" — schlechtweg so genannt — teils ein wenig geordnetes Durcheinander von Altertümern, teils eine ziemlich wertvolle zoologische Sammlung, in der sich namentlich die irische Vogelfauna durch Schönheit und Vollständigkeit auszeichnet; leider sind die Räume allzu beschränkt und ungenügend beleuchtet. Zweitens das mit Hörsälen ausgestattete, neue geologische Museum, dessen lombardisch-venezianischer Baustil von der Architektur aller übrigen Gebäude des Trinitykomplexes abweicht. Beim Bau sind sämtliche in Irland vorkommenden Marmor- und Serpentinarten zur Verwendung gelangt; besonders das prächtige Treppenhaus und die Vorhalle sind Musterkarten aller heimischen Schmucksteine. Minder bedeutend ist die Sammlung selbst; namentlich die Bezeichnungen lassen viel zu wünschen übrig. Mit der Universität sind ferner verbunden: eine medizinische und eine technische Schule, ein botanischer Garten und eine Sternwarte, die sich jedoch auswärts, in Dunsink (eine geographische Meile von Dublin entfernt) befindet.

Dublin ist an Bildungsmitteln so reich, daß es sich — was, wenn überhaupt, wohl nur äußerst wenige andere Städte thun — sogar noch einer zweiten und dritten Alma mater erfreut. Die „Königl. Irische Universität" wurde 1880 an Stelle der aufgehobenen „Queens University" gegründet und befaßt sich, die Religion ausgenommen, mit allen üblichen Unterrichtsgegenständen, ist aber keine Universität im gewöhnlichen Sinne des Wortes, also keine eigentliche Lehranstalt, sondern bloß eine Prüfungs- und Diplomierungsbehörde. Der Unterricht selbst wird an sechs „Kollegien" erteilt, die ihren Sitz in ebenso vielen Provinzstädten haben und von denen die zu Belfast, Cork und Galway, welche früher der Queens University angehörten, die wichtigsten sind. An den sechs Kollegien studierten im Jahre 1883 etwas über 1000 Jünglinge und 65 Mädchen; die Zahl der Universitäts-Prüfungsbeamten betrug 43. Eine Art Vorbereitungsschule für die „Royal University of Ireland" ist das 1866 ins Leben getretene Alexandrakollegium für Damen; hier genießen etwa 400 Irländerinnen eine höhere Mittelschulausbildung. Als dritte Universität besteht die römisch-katholische, deren Leitung vom Episkopat beeinflußt wird und die eine sehr gute medizinische Fakultät hat; für die Hochschule

Trinity College (S. 249).

sammelt man alljährlich an einem Novembersonntag im ganzen Lande Spenden, wobei in der Regel etwa 160000 Mark einlaufen.

Außer den bereits genannten medizinischen Schulen gibt es deren noch elf in Verbindung mit Krankenhäusern. Das „Königliche Kollegium der Aerzte“ und das „Königliche Kollegium der Wundärzte“ erteilen medizinische Diplome — ein Vorrecht, das sie nur mit den Universitäten teilen. Das Wundärztekollegium hat seinen Sitz in einem schönen, mit Statuen der Minerva, der Hygieia und des Aeskulap gezierten Gebäude auf dem riesigen Platze „Stephens Green“, dem größten Dublins. In dem interessanten Kollegiumsmuseum ist neben allerlei anatomischen, chirurgischen und naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten — darunter ein Tiger mit tiefbraunem Fell — ein auf einem Hunde reitender Affe zu sehen, dessen Geschichte rührend ist. Vor mehreren Jahrzehnten tauchte in Dublin ein italienischer Wandermusikant auf, welcher ein Windspiel und einen Affen zeigte, deren Kunststückchen allgemein bewundert wurden. Das Aeffchen vollführte auf dem Rücken des Hundes Hindernisrennen, wobei es eine Pfeife rauchte und eine Trommel schlug. Eines Tages starb das seltene Pferd und darüber grämte Jocko sich so sehr, daß er weder einen anderen Hund besteigen noch auch rauchen wollte, sondern nach drei Tagen ebenfalls verschied. Die Leichen der treuen Freunde erwarb das Kollegium.

St. Patricks-Gasse und Kathedrale (S. 254).

Andere Museen sind das „Museum of Irish Industry“, in welchem auch naturwissenschaftliche Vorträge gehalten werden, sowie das „Naturhistorische Museum“. Diesem gegenüber — auf dem Platze „Leinster Lawn“ — liegt das damit harmonisch stimmende, erst kürzlich eröffnete Nationalgaleriegebäude, das über 520000 Mark gekostet hat und vor welchem eine Bildsäule William Dargans', des Organisators der großen Dubliner Ausstellung von 1853, steht. Die hier befindliche Gemälde- und Skulpturensammlung ist nicht hervorragend.

Auch sonst gibt es zahlreiche Unterrichtsanstalten, gelehrte und künstlerische Gesellschaften, gewerbliche und landwirtschaftliche Vereine, sowie Bildungsbehelfe aller Art; wir können nur noch wenige nennen: das „Königliche Kollegium für Wissenschaft“, die „Dubliner königliche Gesellschaft“ (Akademie), die „Kunstakademie“, die „Royal Hibernian Academy“, den „Zoologischen Garten“, alle — gleich der Nationalgalerie — vom Staate beträchtlich unterstützt. Von den Bibliotheken ist nächst der des Trinity College die „King James' Library“ am wertvollsten, die jedoch bloß von Advokaten und Rechtshörern benutzt werden darf, während die erstgenannte für andere als akademische Bürger schwer zugänglich ist. Schon vor nahezu hundert Jahren versuchte eine Gesellschaft — die 1791 gegründete „Dublin Library Society“ — dem Mangel an einer leicht und allgemein benutzbaren Bücherei abzuhelfen; ihre Sammlung, die zwar nicht viele (bloß 13000) aber gesuchte Werke enthält, ist in einem hübschen Gebäude in D'Olier-Street untergebracht und mit einem schönen Zeitungssaal, sowie einem Gipsabgußmuseum verbunden.

Wie an Bildungs-, ist Dublin auch an Wohlthätigkeitsanstalten sehr reich; es gibt ihrer im ganzen nicht weniger als 115, darunter über zwanzig Krankenhäuser mit über zweitausend Betten, zwei Irrenanstalten, mehrere Waisen- und Versorgungshäuser, zwei große städtische Armenanstalten, ein Invalidenasyl für alte Soldaten und Seeleute (das sogenannte „Kilmainhamhospital“), ein Taubstummen- und ein Blindeninstitut, verschiedene Rettungsstationen, Zufluchtsstätten u. s. w.

Die Anzahl der gottesdienstlichen Gebäude beträgt rund 100, mit Einschluß von zehn katholischen Kirchen, achtzehn katholischen Klöstern und etwa anderthalb Dutzend katholischen Kapellen. Der erste Platz gebührt unstreitig der berühmten Sankt-Patrickskathedrale (S. 253). In der Nähe des Brunnens, an welchem er die von ihm Bekehrten taufte, errichtete der heilige Patrick eine Gottesstätte; diese muß ziemlich lange bestanden haben, denn es ist erwiesen, daß im Jahre 890 — also viereinhalb Jahrhunderte später — Gregor von Schottland mit seinem Gefolge daselbst dem Gottesdienst beiwohnte. Auf der-

Monument im Phönixpark vom Liffey aus gesehen (S. 260).

selben Stelle begann Erzbischof Comyn um 1190 das gegenwärtige kreuzförmige Gebäude. Acht Jahre nach dem großen Feuer von 1362, das viele Teile der Kirche zerstörte, wurden Um- und Zubauten vorgenommen. Damals entstand auch der noch vorhandene, im Spitzbogenstil gehaltene Glockenturm. Die Kathedrale birgt zahlreiche Monumente und Gedenktafeln. Die Inschrift auf der Gedenktafel des Herzogs von Schomberg rührt von dem berühmten Verfasser der „Reisen Gullivers", Swift, her, der ein geborener Dubliner und lange Zeit Diakonus zu Sankt Patrick war; er selbst ruht hier neben seiner „Stella" (Mrs. Hester Johnston) — zwei Tafeln bezeichnen die Plätze. Der ungeheuer reiche Bierbrauer Sir B. L. Guinneß ließ 1860—1863 auf seine Kosten eine durchgreifende Restauration der Kirche vornehmen, — ein Vergnügen, das ihn fast drei Millionen Mark kostete. Abgesehen von anderen umfassenden Arbeiten grub man den ganzen Fußboden auf, stellte eine gründliche Kanalisation her und verdeckte diese dann durch ein sehr schönes Pflaster aus einheimischen Fliesen. Guinneß ließ eine neue, sehenswerte Orgel anbringen, die Hauptfenster mit Glasmalerei versehen und eine neue Kanzel errichten.

Aehnliches that vor nicht langer Zeit der Schnapsbrenner Henry Roe mit einem Aufwand von über vier Millionen Mark für die Christuskathedrale, auch Dreifaltigkeitskirche genannt. Zuerst aller Wahrscheinlichkeit nach 1038 erbaut, wurde sie zu verschiedenen Zeiten vergrößert und umgebaut. Einst galt sie wegen ihrer zahlreichen Reliquien, die hoch in Ehren standen, aber im 16. Jahrhundert zerstört wurden, für so heilig, daß zu ihr wallfahrtende Pilger während ihres Aufenthaltes in Dublin nicht einmal vom Arm der Gerechtigkeit erfaßt werden durften. Die Kirche ist in baulicher Hinsicht sehenswert und enthält einige schöne, zum Teil recht alte Denkmäler. Lasaulx schreibt in seinem Buche „Aus Irland": „Ist es nicht eine bittere Ironie, daß Sankt Patricks durch einen Bierbrauer und Christs Church durch einen Whiskeybrenner restauriert wurden? Während die alte irische Kathedrale sich über der Stelle wölbte, wo dem Heiligen die Quelle entgegensprudelte, aus der er das Wasser zur Taufe seiner Neubekehrten schöpfte, erstanden die neuen Tempel aus dem Ertrage der Whiskey- und Bierquellen, die die wohlthätigen Erbauer ihren Mitmenschen verzapft hatten!"

Erwähnung verdient ferner die katholische Sankt Andreaskapelle, ein dorisches Gebäude im Stil der Akropolis von Athen, 1832—1834 kreuzförmig erbaut. Das von zwei Säulen und vier Pfeilern getragene Giebelfeld weist schöne Skulpturen auf und im Inneren ist eine von dem hervorragendsten irischen Bildhauer Hogan herrührende Darstellung der Verklärung Christi sehenswert. In der Sankt Michanskirche (1095 von dem dänischen Heiligen dieses Namens begründet, in der jetzigen Gestalt aber erst 210 Jahre alt) zeichnen sich die Grüfte dadurch aus, daß die dort begrabenen Leichen nicht verwesen; dies ist der vollkommenen Trockenheit der unten vorhandenen Luft zuzuschreiben. Hier ruhen die Leichen vieler Irländer, die in den Aufständen am Ende des 18. Jahrhunderts eine Rolle spielten.

Wenden wir uns wieder den weltlichen Bauten Dublins zu, so müssen wir unsere Schritte zuvörderst nach dem Flusse lenken, um das Zollhaus (S. 259), eine der Hauptzierden der Stadt, in Augenschein zu nehmen. Es steht am nördlichen Ufer des Liffey, unterhalb der Carlislebrücke, auf allen vier Seiten frei; drei Seiten sind vorteilhaft zu sehen. 1781 begonnen

Stadtthor (S. 244).

und zehn Jahre später vollendet, hat dieses gewaltige Gebäude, einschließlich aller nachträglichen Vergrößerungen, reichlich zehn Millionen Mark gekostet. An der Süd- und Hauptfront, die weit über hundert Meter lang, dem Flusse zugekehrt und im dorischen Stil aus Portlandstein aufgeführt ist, bemerken wir ein schönes Gebälke mit kühn vorspringendem Gesims. In der Mitte befindet sich ein viersäuliges Thor mit sehr niedlichem Giebelfeld, auf dem eine schöne allegorische Gruppe angebracht ist: Britannia und Hibernia in einer offenen Meermuschel, welcher sich einige Kaufleute nähern, während Neptun die Hungersnot und die Verzweiflung verjagt. Die symbolische Bedeutung dieser Gruppe hat sich im wirklichen Leben leider nicht bewahrheitet, denn vielleicht nirgends sieht man verhältnismäßig so viele elende Gestalten, so viele Trunkenbolde beider Geschlechter, wie in Dublin überhaupt und in der Nähe des Zollhauses im besonderen. Hinter dem Thorgiebel erhebt sich ein Ueberbau mit auf den Säulen des Portikus ruhenden Kolossalstatuen der Schiffahrt, des Handels, der Industrie und der Gerechtigkeit. Die durch Arkaden mit dem Mittelgebäude verbundenen Seitenflügel sind vom irischen Wappen überragt. Die drei anderen Fronten bestehen aus Granit; die nördliche hat einen Portikus von vier dorischen Säulen, die auf einer Treppe stehen, was sich sehr gut macht. Das Gebälke ist mit gut ausgeführten sinnbildlichen Darstellungen Europas, Asiens, Afrikas und Amerikas geschmückt. Die Mitte des ganzen Gebäudes krönt eine 40 m hohe, von einer Hoffnungsgöttin überragte Kuppel. Das Zollhaus enthält außer den Riesenräumen des Zollamtes die Bureaus verschiedener Regierungs- und Stadtbehörden.

Thomas Moores Denkmal (S. 251).

Etwas weiter westlich vom Zollhaus dehnen sich die großen **Flußdocks** aus mit Bassins, deren Ufer aus heimischem Granit hergestellt sind, und mit ungeheuren Warenhäusern. Für Schiffe mit einem Tiefgang bis zu 5 m zugänglich, stehen die Dockbassins mit dem unteren Liffey in Verbindung und von ihnen aus können Güter mit Hilfe der beiden Kanäle und der Eisenbahnen direkt ins Innere des Landes geschafft werden. In den letzten dreißig Jahren sind die Docks erheblich vergrößert worden, bemerkenswert ist namentlich ein neues Riesenbassin, das erst vor wenigen Jahren fertig wurde und weit über fünfeinhalb Millionen Mark kostete. Die Zolleinnahmen, die von 1865 bis 1875 auf etwa einer Million Pfund Sterling jährlich stehen geblieben waren, haben sich im letzten Jahrzehnt nur unbedeutend gehoben — ein fernerer Beweis für den Stillstand in der Entwickelung Dublins. Der Außenhafen wird durch zwei ins Meer hinausgebaute Dämme geschützt, welche 2700, beziehungsweise 4300 m lang sind. Die enge Einfahrt in den Hafen ist durch das Poolbeg-Leuchthaus kenntlich gemacht und durch Batterien auf dem südlichen Damm verteidigt. Unter „North Wall" („nördliche Mauer") versteht man den bekannten Quai, von welchem die meisten englischen und schottischen Dampfer abgehen; diesem Namen begegnen viele Leser englischer Zeitungen häufig, ohne daß sie immer wissen, was derselbe eigentlich bedeutet.

Ebenfalls am Fluß — auf dem „Innsquai" — stehen die „**Vier Höfe**", der Sitz der vier wichtigsten Gerichtshöfe, also der Dubliner Justizpalast. Ein Palast ist's in der That, dieses gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an Stelle eines verfallenen Dominikanerklosters errichtete Gebäude. Im Mittelbau befinden sich die vier Sitzungssäle, in den Flügeln die verschiedenen Aemter und Nebenräume der Gerichtshöfe. Die Mitte der etwa 150 m langen, dem Flusse zugekehrten Fassade nimmt ein schöner korinthischer Portikus von sechs Säulen ein, über dem sich ein künstlerisch wertvoller

Am Fuße der Nelsonsäule (S. 260).

Giebel mit fünf Kolossalstatuen (Moses, Weisheit, Gerechtigkeit, Macht, Barmherzigkeit) erhebt. Hinter dem Giebel wölbt sich eine von Säulen umgebene, geräumige Kuppel. Die große Vorhalle ist kreisförmig, hat einen Durchmesser von 20 m und enthält mehrere bemerkenswerte Statuen. Die neueren Zubauten dienen den seit 1870 zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Grundbesitzern und Pächtern eingesetzten Agrargerichtshöfen.

Von beträchtlicher Schönheit ist ferner das **Hauptpostamt** (in Sackville-Street) mit seinem imposanten Portikus von sechs kannelierten jonischen Säulen und seinen Statuen: Hibernia, Merkur, Treue. Eine Reihe vorzüglicher Standbilder irischer Patrioten, sowie eine des Königs Georg III. enthält das im übrigen nicht sehr bedeutende **Rathaus** („City Hall"). Andere künstlerische Denkmäler stehen im College Green: die Foleysche Statue des Patrioten **Grattan** und die imposante bleierne Reiterstatue Wilhelms III. mit ihrer Vergoldung und Bronzierung. Das wichtigste Monument Dublins ist jedoch die bereits erwähnte **Nelsonsäule** (S. 246 und 258) neben dem Postamt in Sackville-Street. Ein Meisterwerk Thomas Kirks, erhebt sich die schlanke, kannelierte Säule bis zu einer Höhe von 40 m, ausschließlich der Statue selbst, welche

Das Zollhaus (S. 256).

4 m hoch ist. Bei klarem Wetter genießt man von der Spitze eine ebenso umfassende wie prachtvolle Aussicht auf die Stadt, die Umgebung und das Land von den Mournebergen im Norden bis zum Wicklowgebirge im Süden, während man im Osten das Meer sieht und im Westen die durch die Dubliner Hügel und die Dubliner Bucht getrennten Ebenen von Meath und Kildare sich dem Blicke darbieten.

Eine andere sehr anziehende Aussicht erhält man, wenn man sich inmitten der **O'Connellbrücke** (früher einem Vicekanzler zu Ehren Carlislebrücke genannt) aufstellt. Von hier überblickt man den schönsten Stadtteil: Sackville-Street mit der Post und der Nelsonsäule, die „Rotunda" (ein beliebtes riesiges Unterhaltungslokal, von dessen Erträgnis ein großes Wöchnerinnenhospital erhalten wird) an einer Ecke des Rutland-Square, Westmoreland-Street, D'Olier-Street mit dem Denkmal Smith O'Briens, Trinity College, die Bank von Irland, die „Vier Höfe", das Zollhaus, die Flußschiffahrt und in der Ferne den prächtigen Bahnhof der Südwestbahn und den **Wellington-Obelisk** (S. 255) im **Phönixpark** (S. 262).

Dieser Park, der auf irisch „Jionn uisge" („Schönwasser") heißt, hat an Größe (729 ha), Mannigfaltigkeit und Pracht wohl kaum seinesgleichen; 526 ha sind dem Publikum geöffnet. Das in großer Menge vorhandene Rotwild ist so zahm, daß es sich von den Besuchern streicheln und füttern läßt. Das erwähnte Denkmal des Herzogs von Wellington — der ein Dubliner Kind war — hat die Gestalt eines viereckigen, abgestumpften Obelisken und wurde 1817 aus heimischem Granit mit einem Kostenaufwande von 400 000 Mark errichtet. Eingemeißelte Felder zeigen im Relief, außer dem lorbeergekrönten Bildnis des Helden von Waterloo, verschiedene kriegerische Scenen, während auf der Säule selbst die zahlreichen von ihm gewonnenen Schlachten ver-

zeichnet sind. Im sogenannten „Volkspark" des „Schönwassers" steht das Carlisledenkmal, sowie die Foleysche Reiterstatue Goughs. Im Phönixpark befinden sich ferner: der zoologische Garten, die Polizeikaserne, das hübsche Militärspital und das „Viceregal Lodge", die Sommerwohnung des Vicekönigs.

Im Winter wohnt der Lord-Lieutenant, wie schon einmal bemerkt, im „Dublin Castle". Bei der Amtsführung stehen ihm ein Staatssekretär, welcher einen Sitz im Unterhaus haben muß, und ein geheimer Rat, dessen Mitglieder ebenfalls von der Krone ernannt werden, zur Seite. In seiner Abwesenheit wird er von „Lord Justices" vertreten; als solche fungieren in der Regel der Lordkanzler von Irland, der Stadtkommandant von Dublin und noch ein drittes Mitglied des geheimen Rates. Dublin ist nicht nur Sitz der politischen Verwaltung des Landes, sondern auch des höheren irischen Gerichtswesens. Der gesamten Gerechtigkeitspflege steht der Lordkanzler vor; außer ihm gibt es einen Vicekanzler, einen obersten Appellationsrichter, einen Urkunden-Archivrichter, zwölf gewöhnliche Richter und eine Anzahl von Admiralitäts-, Handels- und Agrarrichtern. Die unruhigen Zustände Irlands machen es nötig, daß in der Hauptstadt stets eine große Militärmacht entfaltet werde. Demgemäß hat Dublin mehrere große Kasernen; die größte ist die „königliche", in welcher 93 Offiziere, 2000 Mann, 460 Pferde und ein Krankenhaus mit 260 Betten Platz gefunden haben. Begreiflicherweise hat auch der Generalstab sein Hauptquartier in Dublin.

Die städtische Lokalverwaltung ruht in den Händen der „Corporation", die aus 15 Aeltesten und 45 „Ratsherren" besteht und vom Oberbürgermeister (früher — seit 1409 — „Mayor", seit 1665 „Lordmayor" genannt) geleitet wird, der alljährlich durch Wahl aus den Reihen der Aeltesten hervorgeht. Ihm unterstehen insbesondere das Marktwesen, die Nahrungsmittelverfälschung, die Maße und Gewichte; auch sitzt er zu Gericht über Schuldenklagen von zwei bis zehn Pfund und über Streitigkeiten zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern. Das städtische Einnahmen-, beziehungsweise Ausgabenbudget beläuft sich jetzt im Jahresdurchschnitt auf rund 6 Millionen Mark, die städtische Schuldenlast beträgt etwa 7 Millionen Mark. Während in den anderen Gemeinden die Sicherheitspolizei von der „Royal Irish Constabulary" besorgt wird, die für das ganze Land gleichmäßig organisiert ist, erfreut sich Dublin einer eigenen „Hauptstädtischen Polizeimacht", welche vorzüglich geschult und militärisch ausgerüstet ist; sie besteht aus zwei Direktoren, sieben Leitern, 76 Inspektoren, 641 Sergeanten und 840 Schutzleuten. Die Dubliner Wasserleitung spendet für alle Zwecke reichliche Mengen des wohlfeilen Nasses.

Im Phönixpark (S. 260).

In der Metropole der „Grünen Insel" ist wenig von dem geschäftigen Treiben zu bemerken, das in Städten von seiner Größe zu herrschen pflegt. Wie Glasgow im Verhältnis zu Edinburg, ist Belfast weit betriebs- und verkehrsreicher als Dublin. Dazu kommt, daß in vielen Gesellschaftskreisen der Hauptstadt ein gewisser falscher Stolz verbreitet ist, welchem zufolge man lieber ein armer Arzt, ein untergeordneter Beamter, ein unbemittelter Rechtsanwalt oder Offizier sein will als ein reicher Kaufmann oder Fabrikant. Diese Unterscheidung zwischen „anständigen" und „unfeinen" Berufszweigen ist in Dublin traditionell. Kein Wunder darum, wenn Handel und Industrie nicht blühen. Die Stadt ragt gegenwärtig in keinem Gewerbe besonders hervor und ihr Ausfuhrhandel macht nicht auf große Bedeutung Anspruch. Einst war Dublin ein wichtiger Fabriksort, aber der Mangel an Wasserkraft und an Kohlen einerseits, die politischen Zustände und gesetzgeberisches Ungemach andererseits haben einen Rückgang bewirkt.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts stand die Wollindustrie in hoher Blüte und ihre Erzeug-

In Donnybrook (S. 246).

nisse genossen eines großen Rufes. Die Wohlfeilheit der Arbeit lockte viel Kapital an die Ufer des Liffey und das Arbeiterviertel „Liberties“ sah zahlreiche Fabriken entstehen. Allein im Anfang des 18. Jahrhunderts nahm das Londoner Parlament gewisse handelspolitische Gesetze an, die die irische Wollindustrie zu Grunde richteten. Dagegen begünstigten andere Gesetze (1715) die Leinen- und die Seidenindustrien, die sich alsbald gedeihlich entwickelten, aber durch die Gesetzgebung unter Georg III. wieder ruiniert wurden.

Gegenwärtig erzeugt Dublin nur zwei nennenswerte Ausfuhrartikel: das berühmte Nationalgetränk Whiskey — ein ziemlich starker, nur zu beliebter Schnaps — und sehr kräftiges Porterbier; die Guinneßsche Brauerei ist vielleicht dier größte Brauerei der Welt.

In allerneuester Zeit scheint die ursprünglich von den eingewanderten französischen Hugenotten begründete, seit der anglo-irischen Union (1800) verfallene Papelin-Industrie wieder aufleben zu wollen; dies wird den durch die Ausstellungen von 1851 (London), 1853 (Dublin) und 1862 (London) gegebenen Anregungen zugeschrieben. Sonst werden hauptsächlich Maschinen, Kutschen, Chemikalien und Eisenwaren erzeugt.

Die rund 650 Fabriken und gewerblichen Anstalten Dublins beschäftigen ca. 24 000 Personen. Während die Einfuhr aus dem Auslande rund 80 Millionen Mark beträgt (vornehmlich Getreide, Zucker, Spiritus, Petroleum, Tabak), wird die Ausfuhr auf nur eine Million Mark bewertet (Belfast dagegen fast das Sechsfache).

„Wer weiß, wie bald — wer weiß, wie sehr“ heißt es in Hackländers „Wachtstubenabenteuern“. Sollte es der Gladstoneschen Partei gelingen, den Irländern die parlamentarische Selbständigkeit und damit einen ungeheuren Teil der politischen Unabhängigkeit wiederzugeben, so ist es ganz unberechenbar, welchen Einfluß die veränderten Zustände auf das Gedeihen der Hauptstadt ausüben werden. Wer vermöchte vorherzusagen, welchen Aufschwung Dublin nehmen würde, falls das durch die jetzigen schlimmen Verhältnisse verscheuchte Kapital wieder ins Land käme? „Wer weiß, wie bald — wer weiß, wie sehr.“

Ein Wort über den Spiritismus.

Von

Karl du Prel[1].

In einem Punkte sind Anhänger wie Gegner des Spiritismus einig, daß nämlich in Bezug auf diesen der gegenwärtige Zustand ein Skandal ist, daß es also nachgerade Zeit wird, über diese Frage zur Klarheit zu kommen. Auf der einen Seite nämlich haben wir in den Kulturländern eine, man kann sagen täglich sich mehrende Anzahl von Spiritisten — sie dürfte auf mindestens 10 Millionen veranschlagt werden — und eine mit jedem Jahre wachsende Anzahl von Zeitschriften, die diese neue Weltanschauung energisch verfechten; auf der anderen Seite aber, nachdem die Periode der stillschweigenden Verachtung abgelaufen ist, wächst auch die Energie des Widerstandes immer mehr.

Wenn nun eine Sache gleichzeitig enthusiastische Anhänger und erbitterte Gegner hat, so darf man sicher sein, daß ein endgültiges, objektives Urteil sich so bald nicht einstellen wird. Ein solches liegt fast immer in der gemäßigten Mitte, erfordert also Konzessionen auf beiden Seiten, kann nur Resultat des kühl abwägenden Verstandes sein, kann sich daher nicht einstellen, so lange die Gegnerschaft noch eine leidenschaftliche ist.

Begreiflich ist die Erregung, und zwar auf beiden Seiten. Der Spiritismus ist nämlich eine Weltanschauung, die dem Herzen ebensoviel zu fühlen, als dem Verstande zu denken gibt. Der tiefste Trieb in der Menschenbrust ist der Wille zum Leben; der Spiritismus aber will die Unsterblichkeit nicht etwa durch Gründe, sondern durch Thatsachen beweisen. Der tiefste Schmerz im Leben ist der Verlust geliebter Wesen;

[1]) Bei der unleugbar stets wachsenden Verbreitung des Spiritismus wird es unseren Lesern gewiß von Interesse sein, über diese merkwürdige Erscheinung aus der Feder eines der ersten Schriftsteller auf spiritistischem Gebiet Kunde zu erhalten. Wir selbst nehmen mit der Aufnahme des Beitrages keinerlei Stellung zu der in Rede stehenden Angelegenheit. D. Red.

der Spiritismus aber will beweisen, daß wir mit den Verstorbenen in Verkehr bleiben, ja daß sie zur sichtbaren Darstellung gebracht werden können, und daß wir schließlich mit ihnen wieder vereinigt werden. Eine Weltanschauung, die so tiefe Bedürfnisse des menschlichen Herzens zu befriedigen verspricht, muß von den Anhängern natürlich enthusiastisch aufgenommen werden.

Auf der anderen Seite ist die gegenwärtige Menschheit vermöge ihrer vorwiegend naturwissenschaftlichen Betrachtung der Dinge, die durch die Popularisierung der Wissenschaften sehr tief in die Volksschichten hinabgedrungen ist, in ihren Hoffnungen auf Unsterblichkeit oder gar auf Verkehr mit Verstorbenen so sehr herabgestimmt worden, daß sie den Versprechungen des Spiritismus das größte Mißtrauen entgegensetzt. Zwar werden wir alle bis zu einem gewissen Alter in religiösen Anschauungen erzogen, die sich mit denen des Spiritismus einigermaßen decken; aber unmittelbar nach dieser Periode werden gerade diejenigen, die nicht sofort ins praktische Leben übertreten, sondern ihren Bildungsgang fortsetzen, in ganz entgegengesetzte Richtung geführt. Noch am letzten Tage, da wir Gymnasiasten waren, wurden wir aus dem Katechismus examiniert; schon in der nächsten Lehrstunde aber, sei es auf der Universität oder einer technischen Anstalt, werden wir in ganz entgegengesetzten Anschauungen unterrichtet, die das Uebersinnliche überhaupt nicht mehr gelten lassen und oft ziemlich unverblümt in den Materialismus einmünden als ein selbstverständliches Ergebnis der modernen Wissenschaft. Da nun die Wissenschaft ein hohes Ansehen genießt, ihre Aussprüche, weil auf exakter Forschung, ja teilweise auf dem Experiment beruhend, als unumstößliche gegeben werden, die nicht, wie religiöse Dogmen, bezweifelt und bekrittelt werden dürfen, so glaubt der Gebildete in einem ganz unantastbaren Besitz zu sein, und nun — so meint er — tastet der Spiritismus diesen Besitz dennoch an.

So ist es also erklärlich, daß auf beiden Seiten mehr Gemütserregung als Verstandesklarheit herrscht; auf der einen Seite wird zu viel gepriesen, auf der anderen Seite zu viel geschimpft, und leider auf beiden Seiten zu wenig studiert.

Daß die Lehren des Spiritismus unseren Gemütsbedürfnissen entsprechen, fällt wissenschaftlich gar nicht ins Gewicht, denn Wunsch und Wahrheit liegen gar oft im Streite. Dagegen fällt es sehr ins Gewicht, daß der Spiritismus sich auf Thatsachen stützt, denen die Gegner nur Verstandesgründe entgegenzusetzen haben. Da nun aber bekanntlich die Köpfe sich nach den Dingen zu richten haben, nicht umgekehrt, so läßt sich gegen Thatsachen nicht mit bloßen Gründen ankämpfen. Zudem können die Thatsachen des Spiritismus experimentell erforscht werden, während die gegen ihn vorgebrachten Gründe alle darauf hinauslaufen, schon vor der Untersuchung die Unmöglichkeit dieser Thatsachen zu behaupten. Nun steht es aber in jedem Handbuch der Logik geschrieben, daß nur das mit einem *logischen* Widerspruch Behaftete, z. B. das hölzerne Eisen, unmöglich, alles andere aber möglich ist. Geistermanifestationen und Totenerscheinungen sind durchaus nicht mit logischer Undenkbarkeit behaftet, und daß sie vom Standpunkt der herrschenden Anschauungen unmöglich erscheinen, fällt nicht im mindesten ins Gewicht. Die Gegner greifen sodann zu der Behauptung, daß die spiritistischen Phänomen nur auf Betrug und Täuschung beruhen, und verweisen zu diesem Behufe auf jene Taschenspieler, welche verschiedene dieser Phänomen, z. B. Tafelschriften und Geistererscheinungen, nachmachen können. Es gibt aber sehr viele Dinge, die nachgemacht werden können, und gleichwohl auch echt zu finden sind. Daß es gemalte Landschaften gibt, berechtigt uns nicht, die Natur zu leugnen, und wenn Gespenstererscheinungen durch Hohlspiegel erzeugt werden *können*, so folgt daraus nicht, daß alle Gespenster auf diese Weise zustande kommen *müssen*.

Die Gegner führen weiter an, daß gerade die Vertreter der Wissenschaft vom Spiritismus nichts wissen wollen; nur diese aber, nicht die Laien, seien berufen, das Endurteil zu fällen. Aber auch dieser Grund ist nicht stichhaltig; die Wissenschaft ist nur berufen zur *Erklärung* der Thatsachen; die *Existenz* einer Thatsache jedoch kann von jedem Laien konstatiert werden. Um Augen zu haben, braucht man noch kein Professor zu sein, und die verschiedenartigsten Entdeckungen sind schon von Laien ausgegangen. Das ablehnende Verhalten der meisten Gelehrten ist zudem nicht Resultat ihrer Beobachtungen; sie verweigern vielmehr vorweg jede Beobachtung, — ein Verfahren, das in jedem anderen Wissenszweige für unerlaubt, weil unwissenschaftlich, gilt. Ich wenigstens habe noch jedesmal einen Korb bekommen, wenn ich einen dieser Herren zu spiritistischen Experimenten eingeladen habe oder einladen ließ.

Angesichts der immer weiteren Verbreitung des Spiritismus haben nun aber doch schon manche Vertreter der Wissenschaft sich veranlaßt gesehen, die Phänomen zu prüfen, und jeder, der das gründlich that, ist noch aus einem Saulus zum Paulus geworden. Die Reihe der zum Spiritismus bekehrten Professoren wird mit jedem Jahre eine stattlichere. Es finden sich solche in England, Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Rußland, und zwar darunter Namen von bedeutendem Klang und aus allen Zweigen der Wissenschaft: Physiker, Chemiker, Mathematiker, Astronomen, Biologen und Philosophen. Sie haben sich die Ueberzeugung geholt, daß die Phänomene wahr sind, daß dieselben natürlichen Gesetzen unterworfen sind, und daß alle Zweige der Wissenschaft aus der Untersuchung großen Nutzen ziehen könnten. Andrerseits haben gerade die geschicktesten Taschenspieler erklärt, daß die spiritistischen Phänomene *nicht* in ihr Fach schlagen.

Es ist also nicht richtig, daß die Wissenschaft ganz allgemein den Spiritismus ablehnt. Der wahre Sachverhalt ist vielmehr dieser: Alle Gelehrten, die eine gründliche Prüfung vornahmen, sind noch bekehrt worden; alle Gegner aber gestehen auf Befragen selber zu, daß sie nicht auf Grund von Erfahrungen aburteilen, sondern vor jeder Erfahrung. Man nennt das Apriorismus, und dieser zählt bekanntlich im Katechismus der Logik zu den schweren Sünden.

Die große Befremdung, welche spiritistische Phänomene hervorrufen, und die daraus entspringende Neigung, sie zu leugnen, beruht hauptsächlich darauf,

daß sie eine extreme Endform bilden, zu der die Mittelglieder zwar nicht fehlen, aber doch viel zu wenig bekannt sind. Eines dieser Mittelglieder ist der Somnambulismus. Er macht uns nicht nur den Spiritismus unserer Tage verständlich, sondern wirft auch Licht auf die vergangenen Kulturperioden. Was seit ältesten Zeiten von den verlässigsten Zeugen berichtet wird über die indischen Mystiker, über die hinter den Tempelmauern von Aegypten und Griechenland verborgenen Geheimnisse, über die Fähigkeiten der alexandrinischen Philosophen, über die christlichen Heiligen, über die mittelalterlichen Hexen und Zauberer: — das alles erscheint vom Standpunkt der Aufklärung als barer Unsinn, während es höchst verständlich wird, sobald wir Somnambulismus und Spiritismus zur Erklärung heranziehen.

Es ist ganz hoffnungslos, den Spiritismus verstehen zu wollen, wenn man nicht gründlich im Somnambulismus unterrichtet ist. Es genügt, dafür einen Grund anzuführen: Wenn der Mensch unsterblich sein sollte, so würde doch die Annahme, daß wir im Tode ganz neue Fähigkeiten erwerben, der Entwicklungslehre widersprechen. Gestattet ist nur die Annahme, daß wir einen Teil unserer irdischen Fähigkeiten bewahren, oder daß Anlagen, die im Leben latent waren, nach dem Tode zur Entfaltung kommen. Latente, von den normalen sehr verschiedene Anlagen zeigen nun die Somnambulen. Wie dürfen also aus dem somnambulen Dasein einige Schlüsse ziehen auf unser künftiges Dasein. In der That fallen dem in diesem Gebiete Bewanderten die Analogien in die Augen zwischen den Fähigkeiten der Somnambulen und jenen der sogenannten Geister.

Das hauptsächlichste unter den gesuchten Mittelgliedern, die den Spiritismus verständlich machen, ist also der Somnambulismus. Dieser ist aber für die europäische Wissenschaft erst durch Mesmer wieder angeregt worden und wird noch immer nicht genügend anerkannt und studiert. Einen günstigen Umschwung haben in den jüngsten Jahren die Vorstellungen des Magnetiseurs Hansen herbeigeführt. Der anfängliche Vorwurf des Schwindels verstummte alsbald, und unter dem neuen Aushängschild des Hypnotismus haben die Gelehrten Untersuchungen angestellt, deren Resultate sehr merkwürdig sind. Insbesondere sind hier die medizinischen Schulen von Paris und Nancy zu erwähnen, von welchen sich leider die deutschen Aerzte übertreffen ließen. Wer sich über diese merkwürdigen Dinge unterrichten will, dem sei geraten, sich die seit Juli 1886 erscheinende Revue de l'hypnotisme anzusehen und die darin besprochenen Bücher zu lesen.

Es ist an sich gleichgültig, daß die Grenze zwischen Hypnotismus und Somnambulismus wohl noch für längere Zeit schwankend sein wird. Es ist auch gleichgültig, welches Verfahren angewendet wird, das hypnotische oder das magnetische, um den Menschen in einen somnambulen Zustand zu versetzen. Thatsache ist, daß schon 1831 die Akademie in Paris alle den Somnambulen zugeschriebenen Fähigkeiten nach fünfjähriger Untersuchung bestätigt hat, und daß nun die Professoren von Paris und Nancy verschiedene Phänomene wieder bestätigen, deren Existenz seit 100 Jahren von den Magnetiseuren beständig behauptet, von den Gelehrten aber hartnäckig geleugnet wurde.

Wenn die erwähnten Professoren ihre eifrigen Untersuchungen fortsetzen werden, kann es nicht fehlen, daß sie auch noch Zeugen derjenigen Phänomene sein werden, die wohl von den Magnetiseuren, aber noch nicht von den Hypnotikern beobachtet wurden. Ich gehe aber noch weiter: Auch die Grenzlinien zwischen Somnambulismus und Spiritismus sind flüssig, und so werden die Hypnotiker schließlich auch noch spiritistischen Phänomenen begegnen. Ich begnüge mich, ein Beispiel aus einer Zeit anzuführen, da man in Europa vom Spiritismus — der erst 1848 auftrat — noch gar nichts wußte. Ich besitze in meiner Bibliothek ein Buch, welches den Briefwechsel zweier zu ihrer Zeit berühmter Aerzte enthält, die beide den Magnetismus und Somnambulismus anerkannten und in ihrer Praxis als Heilmittel verwendeten. Das Buch führt den Titel: Recherches psychologiques sur la cause des phénomènes extraordinaires observés chez les modernes voyans improprement dites somnambules magnétisques, ou correspondance sur le magnétisme entre un solitaire et M. Deleuze. Par G. P. Billot, docteur en médecine. Paris, Albanel & Martin. 1839. 2 Tms. In diesem Buche steht (II. 6.) der Bericht über eine Konsultation am 17. Oktober 1820. Eine halb erblindete Dame war zur Somnambule des Dr. Billot gekommen, um von dieser Ratschläge zu erhalten. In der bekannten dramatischen Form, die ja auch dem gewöhnlichen Schlafleben angehört, stellte sich der Somnambule die Vision einer Jungfrau dar, welche die für die Heilung nötige Pflanze ihr entgegenhielt. Der Arzt glaubte schon darum kein Gewicht darauf legen zu können, weil es in der eben herrschenden kalten Jahreszeit überhaupt nicht möglich sei, eine blühende Pflanze zu erhalten. Während er eben darauf bestand, zu erfahren, wo diese Pflanze zu finden sei, rief die Dame, daß ihr in diesem Augenblick eine solche, ganz in Blüte, in den Schoß gelegt worden sei. Der Arzt hielt sie für ein Exemplar des in Kreta wachsenden rotblütigen Pfefferkrautes. Wie und woher die Pflanze gebracht worden, konnte nicht aufgeklärt werden. In seiner Antwort auf diesen Brief erzählt nun seinerseits Dr. Deleuze (II. 19.), daß ein hervorragender Arzt in Paris ihm ebenfalls Fälle solcher Art berichtet hätte. Dies also sind Fälle von spiritistischem Apport aus dem Jahre 1820.

Es ist also bei der bestehenden Kontinuität zwischen Hypnotismus, Somnambulismus und Spiritismus nicht schwer, zu prophezeien, daß wenn die Aerzte in Paris und Nancy ihre Versuche eifrig fortsetzen, sie schließlich auch Phänomenen spiritistischer Art begegnen werden.

Die extremsten Endformen des Spiritismus sind die Materialisationen: diese werden vollends ganz und gar verworfen. Im Grunde genommen ist aber nur eine geringe Auffassungsgabe nötig, um die Möglichkeit von Materialisationen einzusehen. Bekanntlich bemerkt Darwin in den späteren Auflagen seiner „Entstehung der Arten", daß er das spontane Auftreten von Abänderungen früher unterschätzt habe, und schon in der

ersten Auflage sagt er, die natürliche Zuchtwahl sei zwar das hauptsächlichste, aber nicht das einzige Hilfsmittel zur Abänderung der Lebensformen. Demnach wären die außeren Existenzverhältnisse nur die Gelegenheitsursachen der Abänderung, als eigentliche Ursache aber müßte ein organisierendes Prinzip in den Lebewesen angenommen werden. Das hat denn die Philosophie auch von jeher behauptet, so verschiedenartig auch dieses Prinzip benannt wurde, von Platons „Idee" angefangen, bis zu Hartmanns „Unbewußtem". Der positive Beweis eines organisierenden Prinzips kann nun aber aus Thatsachen geführt werden, die mit der Mystik gar nichts zu thun haben, nicht einmal mit der Biologie, sondern mit der Technik und Aesthetik, nämlich aus der Gleichheit zwischen Naturprodukten und Geistesprodukten. Kapp hat in seiner „Philosophie der Technik" gezeigt, daß in der Erfindung der camera obscura die Einrichtung des menschlichen Auges ohne alle bewußte Nachahmung kopiert wurde. Ferner hat Zeising gezeigt, daß verschiedene Produkte menschlicher Aesthetik unbewußterweise nach demselben Einteilungsprinzip des goldenen Schnittes geformt sind, nach welchem auch der menschliche Organismus selbst geformt ist. Dafür gibt es nun sehr viele Beispiele. Sie beweisen, daß diesen Produkten unseres technischen und ästhetischen Denkens, uns unbewußt, ein Formalprinzip zu Grunde liegt, welches identisch ist mit dem organisierenden Prinzip in uns. Ein solches Prinzip aber, die Seele, muß seinem Produkt, dem Leib, vorhergehen und ihn überdauern. Daß diese Seele nur einmal von ihrer organisierenden Fähigkeit Gebrauch machen könnte, nämlich bei der Bildung unseres irdischen Leibes, daß sie ferner nur organisierte Materie sollte formen können, — das sind ganz ungerechtfertigte Annahmen, und wenn wir diese Annahmen fallen lassen, so stehen wir unmittelbar vor der Möglichkeit von Materialisationen. Sobald wir aber den richtigen Seelenbegriff gewinnen und einsehen, daß die Seele sowohl organisierend, als denkend ist, so ergibt sich, daß Materialisationen, weit entfernt, undenkbar zu sein, sogar notwendig sind. Es ist also rein gar nichts einzuwenden gegen die Möglichkeit von Phantomen, die — wie Professor Crookes in London bewiesen hat — mit einem sichtbaren Leibe sich darstellen, an welchem Herzschlag und Pulsschlag zu konstatieren sind, die ferner als intelligente Wesen mit uns verkehren, und die mit dem betreffenden Medium auf einer Platte photographiert werden können, womit wohl der Einwand von Vermummungen des Mediums oder von Halluzinationen der Zuschauer gründlich beseitigt ist. Bedenkt man ferner, daß das Medium von Crookes ein halberwachsenes Mädchen war, daß er seine Versuche vier Jahre hindurch in seinem eigenen Atelier anstellte, und zwar unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln, so wird man das Resultat seiner Untersuchungen als eben so fest bewiesen ansehen können, als wenn er, der Entdecker des Thallium, ein chemisches Experiment in einer Retorte angestellt hätte. Der Unterschied ist nur der, — und daraus allein läßt sich der Widerstand begreifen — daß in einem naturwissenschaftlichen Zeitalter der Begriff chemischer Experimente uns zur geistigen Gewohnheit geworden ist, während unser Verstand noch einige Zeit brauchen wird, um sich an Materialisationen zu gewöhnen. Bis dahin verwechseln wir Ungewohntes mit Undenkbarem.

Jede Wahrheit wird bei ihrem ersten Auftreten als parador verlacht; schließlich aber, wenn sie den Kampf um ihre Existenz überstanden hat, wird sie als Gemeinplatz betrachtet. Das wird auch das Schicksal des Spiritismus sein; der geistige Fortschritt — auch dieses wird sich am Spiritismus erweisen — hält nicht die Linie einer Geraden ein, sondern einer Spiralen. Er besteht nicht darin, daß wir uns von den früheren Anschauungen immer weiter entfernen, sondern daß wir auf sie, jedoch allerdings auf höherer Stufe, immer wieder zurückkommen. Man könnte die paradoxe Behauptung aufstellen: jeder Fortschritt ist reaktionär. Die Gespenster des Mittelalters scheinen vor der modernen Aufklärung in Nichts zerflossen zu sein; nun leben sie aber auf einer höheren Stufe unserer Erkenntnis in modifizierter Gestalt wieder auf. Die Natur, die wir im großen und ganzen schon ergründet zu haben glaubten, hat uns wieder einmal überrascht durch die Aufdeckung einer ihrer Tiefen, deren Erforschung die Aufgabe des nächsten Jahrhunderts sein wird.

Der Zufall wollte, daß ich noch vor Absendung dieses Aufsatzes Gelegenheit erhielt, einer spiritistischen Sitzung beizuwohnen, und da es manchen Lesern willkommen sein dürfte davon zu hören, will ich wenigstens über einen Vorgang dieser Sitzung noch einen kurzen Bericht anfügen.

Mr. Eglinton aus London war nach München gekommen, und da — wie es immer zu geschehen pflegt — schon nach der ersten Sitzung sehr skeptische Urteile sich vernehmen ließen, glaubte ich umsomehr, in meiner Sitzung solche Anordnungen treffen zu sollen, daß eine Wiederholung der vernommenen Zweifel vorweg ausgeschlossen war. Ich weiß zwar wohl, daß man gesetzmäßigen Erscheinungen in einem noch unerforschten Gebiete nicht Bedingungen des Eintritts vorschreiben kann; indessen, wenn die meinigen auch erschwerend waren — was Bedingungen immer sind — so waren sie doch nicht widerspruchsvoll; denn die in meiner Schrift „Problem für Taschenspieler" geschilderten Vorgänge waren unter ganz ähnlichen, noch dazu vom Medium selbst gewählten Bedingungen zustande gekommen. Immerhin wird durch Bedingungen die Möglichkeit eines Mißerfolges immer gesteigert, und das sollte auch ich erfahren: ich hatte zwei Fehlsitzungen, in denen sich nichts der Erwähnung wertes ereignete, wiewohl im ganzen fünf Stunden darauf verwendet worden waren. In einer dritten Sitzung hatte ich als Eingeladener nichts anzuordnen, aber sie bot vorweg größere Chancen des Gelingens, weil die betreffende Familie dem Medium sehr sympathisch war und auch die übrigen Teilnehmer ihm als wohlwollend bekannt waren.

Die Gesellschaft, die sich abends versammelt hatte, bestand aus Herrn M.. und dessen Gattin; seinen beiden Neffen ..U..; aus Herrn F...., — mir sämtlich wohlbekannt —; endlich aus meiner Frau und mir.

Als wir um den Tisch herumsaßen, über den eine Hängelampe genügende Helligkeit verbreitete, bat

Mr. Eglinton um ein Buch. Herr M.. begab sich in ein vom Medium niemals betretenes Zimmer, griff dort aus einer kleinen Bibliothek einen Band heraus, und legte das Buch, allen sichtbar, auf den Tisch. Mr. Eglinton ersuchte sodann meine Frau, eine beliebige Seitenzahl aufzuschreiben, ferner eine zweite Zahl, welche die Zeile, und eine dritte, welche das Wort betreffen sollte. Um die überhaupt vorhandene Anzahl von Seiten kennen zu lernen, schlug Herr F.... das letzte Blatt des Buches auf, das die Zahl 288 trug. Meine Frau schrieb sodann in einer Weise, daß nicht einmal ich, der ich neben ihr saß, es sehen konnte, drei Zahlen in sehr kleiner Schrift auf eine Tafel, wendete dieselbe unter dem Tische, so daß nun die Zahlen auf die untere Tafelfläche zu stehen kamen, und reichte sie dem Medium, das sie sofort auf den Tisch legte.

Meine Frau allein hatte somit Kenntnis der von ihr aufgeschriebenen Zahlen; das durch diese Zahlen bezeichnete Wort aber kannte niemand, auch nicht meine Frau, die das Buch gar nicht berührt hatte. Es ist nötig, das zu erwähnen, weil bei spiritistischen Sitzungen Gedankenübertragungen nicht selten sind und zur Erklärung verwendet werden; hier war eine solche überhaupt nicht möglich.

Mr. Eglinton legte nun das geschlossene Buch auf die unbeschriebene, also obere Seite der Tafel, faßte sie an einer Schmalseite, indem er der neben ihm sitzenden Frau M.. die andere hinhielt, worauf beide Tafel und Buch unter die Tischecke brachten. Die Tafel sah auf beiden Seiten hervor und die Daumen der haltenden Hände waren über der Tischplatte sichtbar. Frau M.. versicherte, daß die Tafel — und somit das Buch — fest angedrückt sei. Da indessen eine Schrift nicht gleich erfolgte, wurde diese Fingerhaltung ermüdend, Tafel und Buch wurden daher wieder auf den Tisch gelegt und das Buch durch eine zweite Tafel zugedeckt. Dagegen nahm nun Mr. Eglinton zwei aufeinanderliegende Tafeln — diese und überhaupt alle gehörten dem Hausherrn — die je an der einen Schmalseite mit Bohrlöchern versehen und durch einen hindurchlaufenden Spagat verbunden waren. Ein Stift wurde zwischen die Tafeln gelegt, die sodann in der oben bereits beschriebenen Weise unter der Tischecke gehalten wurden. Etwa nach einer halben Minute hörte man zwischen den Tafeln schreiben und zum Schlusse, wie immer, dreimal klopfen. Die Tafeln wurden auseinander gelegt, und wir fanden darauf folgende Botschaft: P(age) 175 l(ine) 18 w(ord) 5 Grabhügel. Diese drei Zahlen stimmten mit den von meiner Frau geschriebenen überein. Beim Aufschlagen des Buches — Rottecks Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntnisse. Braunschweig, Westermann 1851 — zeigte sich, daß darin zwei Bände (III und IV) zusammengebunden waren: Band III hatte nur 154 Seiten; Band IV aber enthielt auf Seite 175 als fünftes Wort der achtzehnten Zeile das Wort „Grabhügel“ — ein merkwürdiger Zufall bei einem nekromantischen Experiment.

Versuchen wir nun zunächst die Erklärung vom Standpunkt des Betruges. In diesem Falle müßte vorerst Herr M.. — der mir diese akademische Erörterung nicht verübelt — mit dem Medium im Einverständnis ein schon im voraus bestimmtes Buch geholt haben. Die Bestimmung der Zahlen war aber von meiner Frau ausgegangen, also müßte auch diese im Komplott gewesen sein. Somit hätten wir bereits drei Betrüger, die nötig wären, um auf diesem Wege das Phänomen zu erklären.

Versuchen wir einen anderen Weg, d. h. eine einfachere Hypothese, wobei der Betrug auf das Medium allein beschränkt bliebe. Das Buch müßte in diesem Falle vom Medium aufgeschlagen worden sein. Solange das Buch, allen sichtbar, auf dem Tische lag, konnte das nicht geschehen. Ebensowenig war es aber später möglich; denn zum mindesten müßte es doch Frau M.. bemerkt haben, wenn Eglinton unter der Tischecke in einem Bande von 442 Seiten, noch dazu ohne fortlaufende Paginierung, eine bestimmte Seite aufgeschlagen und die Zeile und das Wort nachgezählt hätte, wobei Frau M.. — wenn wir nicht etwa das Komplott ihr zuschreiben wollen — in der Täuschung auf unerfindliche Weise erhalten bleiben mußte, als drücke sie das Buch fest gegen die untere Tischplatte; denn das waren ihre Worte.

Beiden Hypothesen gemeinschaftlich sind aber noch weitere Schwierigkeiten. Die Schrift entstand zwischen zwei Tafeln, die nach der Aeußerung von Frau M.. fest an die untere Tischplatte gedrückt waren. Angenommen jedoch, dieses Gefühl ihrer Hand wäre eine Täuschung gewesen und Eglinton hätte die Tafeln wie eine Austernschale geöffnet, um hineinzuschreiben, so würde der darin befindliche Stift wahrscheinlich herausgefallen sein; er lag aber — das wurde an jenem Abend ein paarmal konstatiert — wenn man die Tafel ohne Schwankung wieder auf den Tisch brachte, eben dort, wo der letzte Schriftzug endete. Auch die Abnützung des Stiftes gegenüber seinem früheren Zustand konnte ich in dem einen Falle konstatieren, wobei ich die Identität des Stiftes an einem von mir eingeritzten Zeichen erkannte.

Mit der Betrugstheorie, die im Medium selbst den mechanischen Schreiber solcher Botschaften sieht, ist also nichts auszurichten. Nach einer zweiten Theorie — die Eduard von Hartmann in seiner Schrift über den Spiritismus sehr ausführlich durchführt — wären die Medien im Besitze einer psychischen Kraft, die fernwirkend in andere Kräfte sich umsetzt. Diese Theorie ist ungemein kompliziert, läßt aber gleichwohl noch Rätsel übrig; ich kann mich aber auf eine Erörterung derselben nicht einlassen, weil ihre Unzulänglichkeit erst auf dem Gebiete der Materialisation ganz offenbar wird.

Die dritte von den drei überhaupt möglichen Theorien ist die eigentlich spiritistische. Ihre Berechtigung ergibt sich schon daraus, daß sie, da die beiden anderen als unbrauchbar abgelehnt werden müssen, vermöge indirekter Auslese allein übrig bleibt. Sie erklärt ferner nicht nur alle einzelnen Bestandteile unseres Problems, sondern diese auch auf eine sehr einfache Weise. Aber allerdings steckt in dem einfachen Vorgang, den ich geschildert habe, schon das ganze Problem des Spiritismus wie in einer Nuß. Die erhaltene Botschaft war intelligent, es muß demnach auch der

Vor dem Fenster der Geliebten. Von J. G. Vibert.

Schreiber intelligent gewesen sein; er war ferner unsichtbar und verriet die Fähigkeit des Hellsehens, indem er in einem verschlossenen Buche las. Er war also das, was man gemeiniglich einen Geist nennt, besser aber als Gespenst bezeichnen würde; denn Unsichtbarkeit und Intelligenz erfordern noch nicht die Annahme eines reinen Geistes, sondern sind sehr wohl verträglich mit organischer Form und Materialität.

Sobald man an dem Punkt angelangt ist, in dem Schreiber solcher Botschaften ein vom Medium unterschiedenes Wesen zu sehen, ist es nicht wohl mehr möglich, die übrigen Bestandteile der spiritistischen Theorie abzulehnen. Die bei Tafelschriften thätigen Wesen erklären auf Befragen, daß sie verstorbene Menschen seien; wenn sie sich materialisieren — was in der Regel nur im Dunkeln gelingt — so zeigen sie menschliche Formen, in denen oft bestimmte Persönlichkeiten wiedererkannt werden; sie verstehen, schreiben und sprechen endlich menschliche Sprachen. Es liegt freilich in keinem dieser Merkmale ein zwingender Beweis dafür, daß es in der That verstorbene Menschen seien; aber der Summe derselben müssen wir schon einiges Gewicht beilegen. Zudem ist diese Hypothese einfacher, als die, daß diese Wesen sehr hoch über oder sehr tief unter uns stehen. Die Engel wird man wohl nicht zu uns bemühen wollen; was aber die Dämonen betrifft, so hat die Kirche — sie war niemals so „aufgeklärt", die spiritistischen Thatsachen zu leugnen — allerdings von jeher behauptet, daß die Dämonen, um die Menschen zu täuschen, menschliche Gestalt annehmen und für Verstorbene sich ausgeben. Bei näherer Bekanntschaft mit diesen Phänomenen erhält man aber entschieden den Eindruck einer Gesellschaft, die nicht besser und nicht schlechter ist, als die menschliche. Im Sinne der alten Griechen — die in der Mystik besser bewandert waren, als wir — könnte man übrigens der Dämonenhypothese wohl zustimmen. Die Griechen rechneten die menschliche Seele zum Geschlecht der Dämonen, welches aus guten und bösen, gescheiten und einfältigen Wesen zusammengesetzt sei. Die katholische Kirche ist bekanntlich schwer zur Zurücknahme früherer Dekrete zu bewegen; eher dürfte die protestantische Kirche zu der Ansicht gelangen, daß im Spiritismus nur das wieder aufgelebt ist, was die Alten Nekromantie nannten. So schrieb mir erst kürzlich ein protestantischer Theologe, der in früheren Publikationen den Spiritismus im Sinne des kirchlichen Dämonenglaubens ausgelegt hatte: „Eine weitere Folge des Lesens Ihrer beiden letzten Kundgebungen über den Spiritismus ist bei mir diese gewesen, daß ich mehr und mehr zu der Annahme gedrängt werde, welche außer Ihnen Fechner und mein Freund Zöllner mit Entschiedenheit vertreten haben, daß abgeschiedene Menschengeister, welche sich noch auf der Schwelle des Diesseits bewegen, und nicht eigentliche Dämonen als die Urheber der fraglichen Phänomene anzusehen sind."

Jedenfalls wird der Konflikt der Kirche mit dem Spiritismus nicht die Thatsachen betreffen, sondern nur deren Auslegung und die damit verknüpften Gefahren. Nun lassen sich allerdings Gefahren nicht ableugnen, die in dieser Sache liegen und eben darum unausbleiblich sind, mögen sie auch in einer anderen als der von der Kirche vermuteten Richtung liegen; ich wäre daher ganz damit einverstanden, wenn der Spiritismus noch heute wäre, was er im Altertum war: eine Geheimwissenschaft. Ich würde mich aber nicht zum Verteidiger des Spiritismus aufwerfen, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß seine Nachteile — die sich erst mit der Zeit einstellen werden — ganz beträchtlich überwogen werden von seinen Vorteilen. Wenn der Spiritismus einst den religiösen und philosophischen Unsterblichkeitsbeweisen, die immer wieder der kritischen Zersetzung ausgesetzt sind, den aus der Erfahrung hinzugefügt haben wird, dann wird er im wissenschaftlichen und moralischen Sinne umwälzend wirken und als ein sehr wirksames Heilmittel der tiefsten Schäden unserer Zeit sich bewähren. Dagegen kann ich dem Verfahren jener Spiritisten nicht, oder wenigstens noch nicht, beistimmen, die aus den Aussprüchen der Geister ein religiöses System zusammenstellen wollen. Ich verwerfe nicht vorweg die Möglichkeit wertvoller Geisteraussprüche; aber Metaphysik und Ethik können naturgemäß nur die letzten Blüten einer wissenschaftlichen Weltanschauung sein. Die spiritistische Moral schwebt in der Luft, wenn ihr nicht eine wissenschaftliche Begründung des Spiritismus vorhergeht. Bevor wir den Aussprüchen der Geister Glauben beimessen, müssen wir bestimmt wissen, wer diese Geister sind, die sich kundgeben. Solange das Problem der Identität der Geister mit verstorbenen Menschen nicht vollkommen gelöst ist, ist auch der spiritistische Unsterblichkeitsbeweis noch unvollkommen und nicht gegen jeden Einwurf sichergestellt. Die Spiritisten verfahren also zum mindesten anachronistisch, wenn sie bereits mit Metaphysik und Ethik sich befassen, bevor noch die wissenschaftliche Grundlage des Systems fest gelegt und bis zu jener Höhe aufgeführt ist, daß sie eine Metaphysik und Ethik zu tragen vermag.

Unser Fräulein.

Von

Herrmann Vogt.

„Nun, Leo, wer war denn so lange bei dir?" fragte meine Frau mich im Laufe des Mittagessens.

„Der Finanzrat. Er hat mich zu einem Vortrage in seinem Verein gepreßt."

„Da hast du dich anscheinend lange bitten lassen!"

„O nein, aber der Mann ist entsetzlich schwatzhaft. Er kam vom Hundertsten in das Tausendste und berührte auch ein Kapitel, das dich vor allem interessieren wird. Finanzrats haben nämlich seit einiger Zeit ein Fräulein und sind entzückt von ihr. Sie ist im stande, die Schularbeiten der kleinen Mädchen zu überwachen; sie gibt ihnen den Klavierunterricht selbst, ist überaus bescheiden und anspruchslos, im Hause sehr thätig und faßt allenthalben an trotz dem besten Küchendragoner. Frau Dallmer lebt wie im Himmel, seit diese Perle von einer jungen Dame sich in ihrem Hause befindet, die nebenbei ein lächerlich geringes Gehalt bezieht. Das wäre so etwas

für dich!" schloß ich lächelnd, denn meine Frau war bereits Feuer und Flamme.

Die Frage der weiblichen Dienstboten ward neuerdings in unserem Hause häufiger behandelt, als mir lieb war. Wir kamen aus Schlesien und hatten während eines zwölfjährigen Aufenthalts daselbst eigentlich gar nicht mit unseren dienstbaren Geistern gewechselt. Hier in der großen Stadt hatte sich das geändert. Der alten Köchin, welche uns aus der Provinz in die Residenz gefolgt war, wollten die großstädtischen Einrichtungen nicht gefallen. Namentlich entsetzte sie sich vor den drei Treppen, die sie zu unserer Wohnung emporklimmen sollte. Sie kündigte uns eines schönen Tages einfach an, daß sie hier nicht länger bleiben könne und wolle, setzte ihren polnischen Dickkopf auf und zog nach Neustadt in „Abuschlesien" zurück. Von diesem Augenblicke glich unser Haus einem Taubenschlage. Köchinnen und Stubenmädchen folgten sich in ununterbrochener Reihenfolge alle vierzehn Tage. „Da kann ich ja lieber gehen". So und ähnlich lauteten die schnippischen Antworten der verwöhnten Damen, wenn sie eines Fehlers, einer Nachlässigkeit wegen „Ausgezanktes kriegten", und meine Frau war dann mit ihrem prompten „Lieber heute, wie morgen" auch sofort bei der Hand. Es war ein rechtes Elend, und der ganze Haushalt litt sichtlich unter diesem unerquicklichen Zustand.

Meine Frau hatte schon wiederholt davon gesprochen, statt eines Dienstmädchens ein sogenanntes Fräulein in das Haus zu nehmen; ein junges Mädchen aus guter bürgerlicher Familie und von besserer Erziehung, wie sie sich ja jetzt zu Hunderten in den öffentlichen Blättern anbieten, um der Hausfrau in allen Arbeiten hilfreich an die Hand zu gehen. Ich hatte mich diesem Plan bisher stets widersetzt. Ein solches Fräulein ist, so etwa argumentierte ich, nicht Fisch, nicht Vogel. Hat sie wirkliche Herzensbildung und feines Gefühl, so wird sie sich durch manches ganz unabsichtlich gesprochene Wort verletzt fühlen und ihrerseits in der doch immer lediglich aus pekuniären Rücksichten angenommenen Stellung keine Befriedigung finden, also uns auch bald wieder verlassen. Im entgegengesetzten Falle legt ihre Zuziehung zur Familie uns eine Reihe von Unbequemlichkeiten auf, und namentlich fürchtete ich, die regelmäßige Anwesenheit einer fremden Person bei Tische, der einzigen Zeit eigentlich, wo der vielbeschäftigte Vater die Häupter seiner Lieben um sich zur rückhaltslosen Aussprache versammelt, unangenehm zu empfinden. Doch meine bessere Hälfte verstand den anscheinend so gestrengen Eheherrn nach echter Frauenart zu nehmen. Sie kam wieder und wieder auf ihren Vorschlag zurück und hatte mich schon halb „herumgekriegt", als Freund Dallmer mit der beredten Schilderung von den Vorzügen „seines Fräuleins" den äußeren Anlaß zur Kapitulation bot. Ich willigte in den Versuch, vorausgesetzt, daß ich mit den nötigen Schritten und Verhandlungen, um eine geeignete Persönlichkeit ausfindig zu machen, nichts zu thun haben sollte, und wusch bezüglich der Folgen meine Hände in Unschuld.

Meine Frau ging sofort mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit und Thatkraft ans Werk. Bald war gefunden, was sie wünschte. Die Schneiderin, welche zu meinem größten Schrecken alle paar Wochen für einige Tage sich bei uns installierte, besaß eine nahe Verwandte, die für unser Haus wie geschaffen schien. Fräulein Emilie Praatsch war eine Waise und im Besitz eines eigenen kleinen Vermögens. Sie hielt sich bei ihrer verheirateten älteren Schwester auf. Der Mann dieser letzteren sollte in seiner Habgier nicht allein die Zinsen von dem Kapital der Schwägerin zu eigenem Nutzen verwenden, sondern auch danach trachten, in den gänzlichen oder teilweisen Besitz des Vermögens zu gelangen. Der hierüber stattfindenden Streitigkeiten wegen wünschte Fräulein Emilie, die gar kein Gehalt beanspruchte, sondern sich lediglich die Zugehörigkeit zur Familie ausbedingte, das Haus ihrer Angehörigen zu verlassen. Mir wollten diese unklaren Verhältnisse nicht gefallen, und außerdem schien die junge Dame, noch bevor sie zu uns übersiedelte, ihre Zusage zu bereuen. Der diesbezügliche Brief wurde dann, als vom bösen Schwager erzwungen, widerrufen; die Verwandten steckten sich dazwischen, und — wer weiß, was da noch alles hinter den Coulissen vorgegangen ist. Genug, Fräulein Emilie kam, aber ich für meine Person hatte aus ihrem Verhalten den Eindruck gewonnen, daß sie unaufrichtig sei, und ich behielt in der Folge recht. Sie war durchaus unwahr und lügnerisch.

So hatten wir denn unser Fräulein, und ich muß gestehen, zuerst ging alles gut. Fräulein Emilie, oder Fräulein, wie sie kurzweg angeredet wurde, eine hübschgewachsene Blondine mit angenehmen Gesichtszügen und freundlichem Wesen, wußte in allen häuslichen Dingen vortrefflich Bescheid, das mußte ihr der Neid lassen, und erwies sich auch als durchaus praktisch und thätig. Sie legte ohne Bedenken Hand mit an, wo es not that, hatte Ordnungssinn, war sparsam im Sinne der Hausfrau, peinlich sauber im Hause und an der eigenen Person. Mit allen diesen, wahrhaft vortrefflichen Eigenschaften hätte Fräulein ein ausgezeichnetes Hausmädchen abgegeben und wird in bescheidenen Verhältnissen dem Manne ihrer Wahl gewiß eine musterhafte Hausfrau geworden sein. Gegen ihre Zuzählung zur Familie machten sich aber bald recht entschiedene „Aber" geltend.

Zunächst hatte Fräulein bei allem äußerlichen geselligen Schliff die üble Angewohnheit, „mit dem Messer zu essen". Man kann einwenden, daß das rein äußerlich sei, und einer meiner Freunde, der selbst im höchsten Grade peinlich in der Beobachtung aller Anstandsformen ist, wie der ungeschriebene Sittenkodex sie im Laufe der Zeit festgestellt hat, unternahm unter Berufung auf ähnliche Angewohnheiten eines alten, auf verfallenem Schlosse irgendwo in Podolien hausenden Onkels in seinem Widerspruchsgeist einst die Rechtfertigung dieser Unsitte. Mag man darüber denken, wie man will, meine Frau und ich, als die beiden Hauptpersonen in diesem Falle, waren entsetzt über unserer Hausgenossin schlechte Manieren bei Tisch, die wir ihr vergeblich abzugewöhnen uns bemühten. Sie lieh allen Anspielungen ein taubes Ohr, und als ich endlich unter vier Augen ihr ohne Umschweife einige Worte über diesen heiklen Punkt sagte, da setzte es Thränen. Und was vermag selbst ein abgehärteter Pater familias gegen die Thränen eines hübschen Mädchens auszurichten?

Nach einem in meiner engeren Heimat gebräuchlichen Provinzialismus bedeutet der Ausdruck „praatschen" soviel wie prahlen. Fräulein machte ihrem Namen in dieser Richtung alle Ehre. Sie besaß eine hübsche Ausstattung, aber sie liebte auch nichts so sehr, als statt während der Arbeitsstunden die Thätigkeit der Kinder zu überwachen, deren Bewunderung zu erregen durch Hervorholung ihrer Schmuckstücke und seidenen Kleider, deren hohe Preise dann niemals verschwiegen werden konnten. Ihres Unrechts war sich Fräulein dabei wohl bewußt, denn diese Schaustellungen wurden stets ganz heimlich und unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen Ueberraschungen seitens der Eltern bewerkstelligt. Für meine älteste heranwachsende Tochter namentlich erschien mir diese Art und Weise nicht besonders vorteilhaft, doch würden wir selbst auf die Dauer über solche Schwächen, deren Folgen man entgegenwirken kann, hinweggesehen haben. Bedenklicher waren andere Eigenschaften. Während nämlich Fräulein bei

Tisch immer nur „wie ein Sperling" aß, mißbrauchte sie das Vertrauen, welches ihr vom ersten Tage an alle Schlüssel ausgeantwortet hatte, indem sie in der Speisekammer sich für ihr freiwilliges Fasten mit den dort etwa vorhandenen wenigen Leckereien entschädigte. Sie mußte sich wiederholt wenig angenehme Reprimanden für dieses in einem bürgerlichen Haushalte geradezu unerhörte Betragen gefallen lassen. Von ihrer wenig anständigen Denkungsweise aber sollten wir bald noch einen viel durchschlagenderen Beweis erhalten.

Das Hausmädchen, mit dem meine Frau im allgemeinen ganz zufrieden war, kündigte Knall und Fall. Aus welchem Grunde? Fräulein, die wir völlig in den Familienkreis aufgenommen und vor der wir in unseren Gesprächen uns gar keine Reserve auferlegt hatten, war indiskret genug gewesen, alles, was sie im Wohnzimmer hörte und sah, schleunigst in der Küche wieder zu erzählen, ja dem Mädchen sogar mit hämischer Uebertreibung diese oder jene, deren Leistungen und Betragen betreffende Bemerkungen zu hinterbringen.

Wir beschränkten uns auf ernste Vorhaltungen, und machten uns die äußerste Vorsicht in unseren Gesprächen zur Pflicht. Dadurch entstand aber ein lästiger Zwang im häuslichen Beisammensein, ohne daß der erstrebte Nutzen aus dieser Zurückhaltung erwachsen wollte. Denn kaum war das neue Mädchen vierzehn Tage im Hause, so hatte Fräulein auch mit ihr eine Klatscherei in Gang gebracht.

Das waren so die hauptsächlichsten Unannehmlichkeiten, die Fräulein uns bereitete. Zwischendurch liefen natürlich noch eine Menge minder bedeutender, aber in ihrer Gesamtheit gleichfalls höchst unerfreulicher Fehler, unter denen große Gefallsucht obenan stand.

Nichtsdestoweniger konnte meine Frau sich immer noch nicht entschließen, das mit solchen Erwartungen aufgenommene Fräulein wieder zu entlassen. Da schlug eine grobe Unzuverlässigkeit dem Faß den Boden aus.

Eine unserer Töchter lag an der Diphtheritis schwer erkrankt danieder, und an Stelle der durch die Nachtwache übermüdeten Mutter übernahm Fräulein am Vormittage für einige Stunden den Platz am Krankenbette. Während dieser Zeit hatte sie, um die mit voller Musik von den Uebungen zurückkehrenden Truppen zu betrachten, das Fenster geöffnet, so daß der volle Luftzug das kranke Kind treffen mußte. In meiner nur zu sehr gerechtfertigten Entrüstung bin ich wahrscheinlich recht derb dreingefahren, aber ohne jeden Erfolg. Am folgenden Tage wiederholte sich dieselbe Geschichte. Die Begierde nach dem Anblick von „zweierlei Tuch" schien die entgegenstehenden Gefühle und Pflichten zu überwinden. Nun war allerdings meine Langmut erschöpft und nur den inständigsten Bitten, denen sich auch ihre Verwandten anschloßen, verdankte es Fräulein Praatsch, daß sie nicht auf der Stelle mein Haus verlassen mußte, sondern die Erlaubnis erhielt, bis zu dem nächsten Quartalstermin bei uns zu bleiben.

Besonders angenehm mögen diese Wochen nicht für sie verlaufen sein, denn wir verkehrten selbstverständlich nicht über die Grenze der bei der Aufnahme übernommenen Verpflichtung hinaus mit ihr. Tieferen Eindruck hatte übrigens selbst der letzte Vorfall nicht auf das leichtherzige Gemüt des Mädchens gemacht; sie setzte alles daran, bis zum Oktober zu bleiben, lediglich weil sie die äußerliche Schande einer plötzlichen Entlassung fürchtete. Eines schönen Tages erkrankte sie — an Gelenkrheumatismus? — und hütete das Bett. Die Behandlung des Hausarztes konnte wenig anschlagen, da Fräulein seine Anordnungen nicht befolgte. Aber vierundzwanzig Stunden vor der in unserem Wohnorte jährlich festlich begangenen Sedanfeier erhielt sie ebenso rasch ihre Gesundheit wieder, wie vorher die Krankheit eingetreten war. Sie machte das Volksfest in Begleitung ihrer Verwandten mit und — kehrte nicht in unser Haus zurück. Ein Brief belehrte uns andern Tages, daß Fräulein Emilie während des Festes abermals unter größten Schmerzen erkrankt sei und nur mit Mühe bis zu ihren Verwandten habe gebracht werden können. Ich habe sie nicht wieder gesehen und, wie man zu sagen pflegt, drei Kreuze hinter ihr her gemacht.

Später haben wir dem damals ausgesprochenen Gelöbnis zum Trotz noch ein zweites, ja sogar ein drittes und viertes Mal ein Fräulein in das Haus genommen, aber immer ähnliche Erfahrungen gemacht, wie sie sich mit der „Praatschen" uns in besonders starker Gabe aufgedrängt hatten. Die eine war eine vollendete Dame und hielt sich zu „fein", um wirklich arbeiten zu helfen; die andere war wohl willig, aber entsetzlich dumm und ungeschickt, genug, in allen Fällen überwogen die Unannehmlichkeiten die erhofften Vorteile. Wir sind deshalb zu unserer früheren Praxis ein für allemal zurückgekehrt, überlassen die Küche einer Köchin und das übrige Haus dem Stubenmädchen.

Und die Moral von der Geschichte? Der Einzelne vermag sie leicht zu erkennen. Das „Fräulein" befindet sich in einer unangenehmen Zwitterstellung, die ihr selbst, aber ebensosehr der Herrschaft in vieler Beziehung einen drückenden Zwang auferlegt. Das unglückliche Mädchen zählt weder voll zur Herrschaft, noch ganz zu den Dienstboten. Die letzteren wollen ihr nur schwer gehorchen, und die Mitglieder der ersteren behandeln sie bei aller Freundlichkeit und Güte doch nicht als ihresgleichen. Aus derartig von Grund aus schiefer Stellung können sich nun und nimmermehr wirklich gesunde Verhältnisse entwickeln. Die Sache hat aber noch eine weit ernstere Seite, sie birgt mit der Verschiebung der gewohnten Dienstbotenverhältnisse in gewisser Hinsicht eine sociale Gefahr. Die Klassen der Bevölkerung, aus denen bis jetzt die weiblichen Dienstboten hauptsächlich hervorgingen, wenden sich mehr und mehr industrieller Beschäftigung zu. Die jungen Mädchen werden von dem ungebundeneren Leben und dem höheren Verdienst der Fabrikarbeiterinnen angezogen. Daher der Mangel an Dienstboten. Auf ein in den Blättern erlassenes „Fräuleingesuch" dagegen laufen Dutzende von Meldungen ein. Diese „Fräuleins" gehen durchschnittlich aus dem Kleinbürgertum hervor und stehen deshalb nach Lebensgewohnheiten und Lebensart auf einem anderen Standpunkte als die Familien, denen sie ihre Kräfte widmen wollen. Sie erheben sich indes der eigenen Meinung nach durch den Familienanschluß an Höhergestellte über ihre ursprüngliche gesellschaftliche Stellung und tragen ungerechtfertigte Ansprüche an das Leben in die Ehe mit ihresgleichen hinüber. In den meisten Fällen haben die „Fräuleins" von Haus aus „das Dienen nicht nötig". Der Vater ist imstande, sie auskömmlich zu ernähren, und die Tochter beabsichtigt, das erworbene Geld lediglich zu Putz und Schmuck für die eigene Person zu verwenden. Deshalb die geringen Gehaltsansprüche, welche bei den fortwährend steigernden Preisen für alle Bedürfnisse des Lebens häufig genug für das Engagement eines Fräuleins den Ausschlag geben mögen, die aber andererseits den Preis der berufsmäßigen Dienstboten, wenn man sich so ausdrücken darf, in verhängnisvoller Weise drücken müssen. Gewiß sind diese Darlegungen nicht ohne Ausnahmen, doch dürften auch hier, wie in so manchen anderen Fällen, diese, die Ausnahmen nämlich, die Regel bestätigen.

Im alten Eisen.

Von

Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung).

"Vortrefflich!" murmelte Peter. „Mit Vergnügen, Mama Cruse, aber — wissen Sie wohl, daß Sie mich im Laufe unserer Bekanntschaft eigentlich recht oft und genau ausgeholt haben, daß Sie im Grunde längst von mir mehr wissen, als ich von Ihnen? Wir haben uns nun lange nicht gesehen, und ich finde Sie, wie Sie selber gottlob gelassen sagen, am Fuße der Leiter, im alten Eisen: wie wär's, wenn Sie zum erstenmal mir wirklich von sich selber sprächen, ehe ich Ihnen eingehenderen Bericht nicht noch einmal von mir, sondern diesmal von meiner Frau gäbe?"

„Eine Sache, die in drei Worten abgemacht werden kann und an der ich bis an meines Lebens Ende wiederkäuen könnte," murmelte die alte Dame; „wären Sie bei den schreibenden Ständen geblieben, Uhusen, so würde ich Ihnen heute vielleicht den Vorschlag machen, meine Memoiren zu regieren. Da sitzt noch ein früherer Bekannter von uns hier in der Stadt — ein feiner Mann, ein berühmter Mensch und trotz aller Vielbeschäftigung ein Mann ohne Zweck und Ziel. Den Herrn Hofrat Brokenkorb meine ich —"

„Und ich war eben auf dem Wege zu ihm, als Sie vor der Treppe da mich anhielten."

„Sieh, sieh. So kehrt das Schicksal seine Haufen zusammen, wenn es ihm Zeit scheint. Nun machen Sie für mich ihm meinen Vorschlag und fordern Sie ihn auf, mich bei Gelegenheit auch wieder einmal zu besuchen und, wie Sie, alte lübische Jugenderinnerungen von neuem aufzufrischen."

„Mit Vergnügen, gnädige Frau! aber nun für mich zu den drei Worten über Ihre Lebensläufe in auf- und absteigender Richtung. Ihre Leute wußten Sie schon vor und hinter dem Vorhang auszufragen. Mich selber haben sie allewege wie einen Handschuh um und um gewendet; aber Sie blieben uns stets die große Unbekannte. Da bin ich nie auf die Kosten meiner Verehrung für Sie gekommen; oder wenn Sie lieber wollen — meiner Neugier. Und ich habe doch nach Möglichkeit in Lübeck, in St. Pauli, in Celle und in Brooklyn in das Gewölk geblasen und an Ihrem Schleier gezupft."

Das Wort „gnädige Frau" klang wohl ein wenig sonderbar an diesem Orte; aber wie die wunderliche Althändlerin jetzt sich aufrichtete, das Haupt hob und mit der Hand den Gast zum Sitzenbleiben nötigte, hätte jedermann sagen müssen, daß es vollkommen auch in diese Höhle gehörte, da die passende Trägerin dazu vorhanden war. Ruhig und gelassen, als ob sie etwas ganz Selbstverständliches erzähle, sagte sie: „Sie haben recht, Uhusen. Man soll sich, wenn es Zeit wird, einen ehrlichen Gesellen und keinen Narren aussuchen, dem man das Konzept zu seiner Grabrede läßt. Ich bin die Tochter meiner Eltern. Mein Vater war der Sohn eines rheinischen Regierungsrats und lief ohne Talent zur Bühne. Meiner Mutter Lieblingsbuch war Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, und sie war die Tochter eines Bonner Professors der Mathematik, und eine Dichterin, die im Geheimen Tragödien schrieb und einen Schauspielerroman veröffentlicht hat. Sie fanden sich zusammen, wie Vögel von denselben Federn sich zusammen zu finden pflegen. Und zu meinem Glück, denn jedes hat mir von sich das Beste gegeben an Intellekt und Temperament; — es lebe die Unverwüstlichkeit der Menschheit, Peter Uhusen! — Sie hatten eine Erbschaft gethan, oder in der Lotterie gewonnen, oder einen vermöglichen Narren aus den erwerbenden Ständen zu sich herübergezogen — was weiß ich — sie hatten, was ich sicher weiß, eben mich auf den Hals bekommen, als sie zu Gelde kamen. Wie aus einer Theaterversenkung bin ich, ein nacktes Kind, auf dem Sturmwind reitend, in die Luft und ins Leben geworfen und unter der Direktion von Papa und Mama; — auf ihrer eigenen Bühne in einer schwäbischen Provinzialstadt. Nach Marbach haben sie mich zur Taufe gebracht —"

„Wie sie mit dem frommen Kind Eulenspiegel von Kneitlingen nach Ampleben gingen," brummte der schwarze Peter, aber:

„Nein!" rief nachdrucksvoll, und die Hand in vollem Pathos erhebend, Mutter Cruse. „Nein! . . . wie närrische Leute, die nicht wissen, was sie thun, aber bis in die letzte Lebensfiber hinein die Ueberzeugung haben, daß sie auf dem rechten Wege sind und Pharisäer, Schriftgelehrte und Philister schnalzen und Nasen rümpfen lassen können! Wollen Sie mich noch weiter hören, Herr Schmied aus Jüterbogk?"

„Ich bitte um Verzeihung, schöne Frau," sagte recht kleinlaut Peter Uhusen.

„Die armen Kinder," seufzte die alte Frau, den Kopf schüttelnd, und es klang recht wunderlich, sie über ihre Eltern als arme Kinder seufzen zu hören.

„Sie hatten für alles Hübsche und Schöne, für alles was glänzt und wohlduftet und fein klingt und zu lachen und zu weinen reizt, Sinn und Verständnis. Ach nur zu viel Sinn, wenn vielleicht auch nicht im gleichen Maße Verständnis! Mama zog ihre Schleppen nicht nur über ihre Bühne, sondern auch durch ihren Salon. Wir hatten einen Salon — im ersten Stock — im zweiten — im dritten. In einem vierten Stockwerk hörte dies Vergnügen auf in einer Mittelstadt in Mitteldeutschland, gerade als ich ungefähr sechzehn Jahre alt geworden war. Schmied von Jüterbogk, in jenem Lebensalter bin ich schon die Vormünderin meiner Eltern gewesen und habe ihr Lachen und Weinen, ihr Kinderlachen und -weinen zu Ruhe sprechen müssen mit Vernunft und Verstand. Und die Geschäfte mit dem Pfandhause habe ich ganz geschickt besorgt. Die Hausfreunde, die in jenen Jahren mir persönlich dabei mit ihrem Geldbeutel und mit ihrer Lebenserfahrung unter die Arme greifen wollten, die warf die Tochter meiner Mutter am besten vor die Thür und verriegelte sie fest hinter ihnen. Nun Sie kennen das ja, alter Freund."

„Damals noch nicht. Polierte in jenen holden Tagen noch die Schulbänke im Lübecker Katharinenkloster, in Gesellschaft mit Freund Brokenkorb," brummte Peter Uhusen.

„Und schwärmte verstohlen von der obersten Galerie herunter für die junge, hübsche Madame Cruse, die erste Liebhaberin und Frau Direktorin, he? Ja, ja, Gott hab ihn selig, meinen guten alten Vater Cruse. Ich sehe noch heute sein Grinsen, mit welchem er Sie, in sein Meerkaterfell eingenäht, mir als meinen glühendsten Verehrer vorstellte. Mein alter, lieber Vormund, Vater und Gatte! Er hatte mich auf den Armen getragen, und er trug mich nach Papas und Mamas Tode auf den Händen. Er bezahlte ihnen die Särge, und ich bin ihm eine gute kleine Frau gewesen, und habe es ihm in dieser läppischen Narrenwelt wahrlich nicht durch Dummheiten quittiert. —"

„Sie sollen leben, teure Frau!" rief Uhusen, doch die alte Freundin wehrte ab, und zwar wiederum mit einer bezeichnenden Handbewegung. Der alte Bekannte stellte sein venedisch Glas denn auch neben sich auf den schwarzen, schmutzigen Boden und küßte nun seiner vornehmsten, wenn auch nicht liebsten weiblichen Bekanntschaft im Leben die Hand. Das war wahrlich schicklicher so, und die Herrin im alten Eisen ließ es sich denn auch gefallen und gab weiter Bericht von sich, ohne sich zu überheben.

„Welch eine wundervolle Kinderzeit habe ich bei meinen Eltern und ihrem genauesten Umgang gehabt. Im plattierten Glanz unserer Jubeljahre und beim Lichtstümpchen in der Dachstube. Die zwei lächerlichen Krabben sind mit ihren Idealen im Herzen und hochtönenden Worten auf der Zunge gestorben, und ich — ich bin ihre rechte Tochter gewesen und bin es gottlob geblieben bis hier herunter zu den Lumpen und ins alte Eisen. Und mein greisköpfiger Hanswurst von Mann! mein melancholischer Komikus Papa Cruse! Er hatte natürlich, wie wir alle, seinen Beruf verfehlt, und so kam er, zeigte uns nach abgelegtem Pachter Feldkümmel, wie der König Lear auf der Heide rase, und der General Wallenstein den Max mit seinen Pappenheimern abziehen lasse. O Uhusen, wie groß waren Papa, Mama und unser Freund Cruse unter sich allein, und wie wenig spielten wir Komödie, wenn wir unter uns allein waren, so nach Mitternacht, wenn alles, was Komödiant und Philister zu gleicher Zeit ist, zu Bette war! . . . Und er war doch ein guter Geschäftsmann, mein lieber Alter. Ich kam zu ihm wie Fittgersvogel im Kindermärchen, nackt in einem Fischnetze, nicht gefahren und nicht gegangen. Ich habe es gut bei ihm gehabt, solange er lebte, und in seinem Sinne habe ich nach seinem Tode ein tapferes und vergnügtes Leben weiterführen können. Als Sie auf dem Hamburger Berg zu mir kamen als Herr Schmied aus Jüterbogk, da stand ich schon seit Jahren in seinen Schuhen, und Sie wissen, wie ich lag und wie ich meine Klinge führte, als Frau Direktor Cruse, als Mrs. Crusoe, als Mutter Robinson, auf beiden Hemisphären fest im Sattel."

„Jedwedem armseligen Lebenskomödiantengesindel vor und hinter dem Vorhang doppelt und dreifach gewachsen!" rief der schwarze Peter in heller Begeisterung und mit einer Thräne in seinem einzigen Auge.

„Ich hatte es ihm — meinem seligen Mann versprochen, mich wacker zu halten," sagte die alte Dame, nachdenklich den Kopf wiegend, ohne viel auf den Enthusiasmus ihres gegenwärtigen Gastes zu achten. „Ich höre ihn noch in seiner letzten Stunde auf dem Gasthausbett: Lütt Dirn, denke immer daran, daß du es gewesen bist, die einen grauköpfigen Hanswurst am Hängen gehindert hat! kleine Frau, lieb' Kind, thue mir den einzigen Gefallen und kümmere dich um nichts, aber horche auf alles und sieh um dich wie der Vogel auf dem Zweige: für einen Menschen, der um sich her in der Welt Achtung gibt, kann immer noch was zwischen den Nagel an der Wand und den Strick in der Hand kommen. — Nachher lachte er noch einmal so, wie er lachte, wenn man ihm als großen Komiker eine Liebenswürdigkeit sagte, und sah mich mit Augen an, die ich niemals vergesse, und dann — ab! und ich mit seiner krampfigen Hand um mein Handgelenk — allein im Geschäft. Ja, lieber Schmied aus Jüterbogk, bis dato ist mir immer noch was zwischen den Nagel und den Strick gekommen, und mit der Lebensverdienstmedaille unterm Hemde und unter der Haut sitzt die Mutter Cruse — glücklich unten angekommen, am Fuße der Leiter im alten Eisen. Und nun erzählen Sie mir von Ihrem jungen Weibe in Sicherheit und im Frieden zu Untermeidling."

Achtes Kapitel.

Peter Uhusen stand auf von seinem Sitze auf dem Lumpensack. Er fuhr sich mit der verstümmelten Hand durch den gewaltigen Haarbusch. Er holte tief

Atem und rieb sich mit der gesunden Faust die Stirn und seufzte:

„Und diese — dieses Weib wünscht von — mir — einem armen Tropf gleich mir, was Genaueres darüber zu erfahren, wie Menschen in dieser Welt treppab und treppauf gehen! Und die schämt sich ihrer Heldenhaftigkeit und unterschlägt sie mir — uns — dem gewöhnlichen Plebs, und verweist uns auf ihre Memoiren an der Stelle, wo ihr Kampf mit Dummheit, Bosheit und Trivialität für uns Alltagspöbel noch interessanter wird. Mama, liebe alte Mama, so lasse ich dich noch nicht! So mir die Götter gnädig sind, ist es nicht das letzte Mal, daß ich auf diesem Sack sitze und von diesem Keller aus die Erde endlich einmal im vollen Lichte liegen sehe! In Untermeidling habe ich mein liebes Weib auf dem Kirchhofe, und Busch und Baum, und im Sommer Weinlaub um Fenster und Thür, und im Herbst Trauben, und süddeutschen Himmel im Sommer und Winter über dem Dach. Sie sind eingeladen, das für die schönste Zeit des Jahres — für alle Zeit, so lange es Ihnen gefallen mag, Mutter Cruse, mit diesem Keller zu vertauschen; aber für mehr als eine Winternacht hier im Keller mit der widerwärtigen Gasse draußen lade ich mich selber jetzt wieder bei Ihnen zu Gaste, Mama. Oh, und ich wollte, ich könnte noch meine Frau mitbringen!"

„Wie Sie zu der gekommen sind, wollten Sie mir erzählen, lieber Sohn," sagte die alte Dame.

„Aus dem Feuer habe ich mir die Kastanie geholt," rief Peter Uhusen, die verstümmelte Hand erhebend und damit auf die schwarze Nase und das verbrannte Auge deutend. „Es war eben eine heiße Zeit für den alten österreichischen Schmied von Jüterbogk an der schönen blauen Donau. In Ungarn hatte er in der Artillerie Kriegsdienste gethan, wie ich in den Vereinigten Staaten. In Italien war er mit seinem Kaiser gewesen und hatte sein Geschütz in den fatalsten Schlachten sauber bedient. Vor Tod und Teufel fürchtete er sich nicht; aber mit seinen Gläubigern wußte er durchaus nicht umzugehen."

„Das haben manche Leute so an sich," lächelte Frau Wendeline.

„Und also war es ein Glück, daß sein Mädchen auf mich verfiel, der sein Lebenlang auf das Lieblichste mit dergleichen Halunken zu verkehren wußte. Sind Sie einmal in Wien gewesen, gnädige Frau?"

„Nur im Fluge."

„Also sind Sie in Grinzing wahrscheinlich nicht bekannt. Im Krapfenwäldchen auch nicht, und im Buchenwald über Schloß Riesenberg ebenso. Dort war's, wo ich mit meinem besten Theatertenor aus dem Busch trat, und mich dem alten Hausrucker wie seinem Kinde ins Herz krähte. Ein Fäßlein Gumpoldskirchner hatte er zu Ehren von seines Töchterleins Geburtstage aufgelegt im Walde, und seine Zugharmonika hatte er mitgebracht. Na, Sie kennen mich, Mutter Cruse. Nachdem der Meister einen Augenblick der Abendsonne wegen die Hand über die Augen gehalten hatte, legte er sie mit militärischem Gruß an die Stirn und sagte: „I hab die Ehr, Herr Kamerad, und es ist mir ein Vergnügen auf ein Glas Gumpoldskirchner." Selbstverständlich hatte ich auf dem Wege zum Kahlenberg hinauf den Alten am Arm und zog selber im Zug die Zugharmonika. Und noch selbstverständlicher hatte ich auf dem Heimwege den Volksmusikblasebalg wieder abgegeben und führte vom Leopoldsberg hinunter die Kleine im rosa Sommerkleide nach Nußdorf. Am folgenden Abend wußte ich in Untermeidling in der Werkstatt und dem Haus- und Schuldenwesen des alten Feuerwerkers Joseph Hausrucker ziemlich Bescheid; aber unter seinem verzauberten Birnbaum hinten im Hausgarten völlig. Bei allem, was lieb und herzig ist, war der Birnbaum richtig verzaubert! Und wer diesmal kleben blieb für Zeit und Ewigkeit, das war Ihr Herr Schmied aus Jüterbogk, Mama Cruse! Anfangs saßen wir zu drei auf der Bank unterm Baum, der Alte, sie und ich, und nimmer logen zwei Konstabuler wie der vom Po und der vom Potomak einander so die Jacke voll. Nachher, als wir zu zweien saßen, sie und ich, habe ich mir Gewissensbisse genug darüber gemacht. Sie hatte auf ganz andere Dinge zu achten, als auf unsere Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Das arme Ding war eben nicht anders und besser dran als wie Sie, Mutter Cruse, wenn Sie in Sorgen und Bängnissen hinter der Scene die Groschen und Pfennige zählten, während wir anderen leichtsinnigen Hanswurste draußen am Seil hingen und nicht wußten — wohin mit der Freud. Man kann den Tod und den Teufel im Sack haben und bei allem eigenen Lebensmut seiner liebsten und nächsten Nachbarschaft denselben vollständig nehmen."

„Es ist gut, daß Sie es wissen, wie sehr Sie da recht haben, lieber Schmied," seufzte Frau Wendeline.

„Weil ich's wußte, bin ich ja auf der Bank kleben geblieben, und habe bei der Gant auf den Birnbaum im Garten, den Garten selber, das Haus, des Kaisers alten tapfern Feuerwerker und — das Kind mitgeboten und gottlob das letzte Wort und höchste Gebot gehabt. Es kam alles glücklicherweise billig weg; und als mein Mädchen mit Thränen fragte, ob es — es, Mutter Cruse! das Gebot wert sei, da habe ich bloß einen Augenblick eine seiner goldenen Flechten in der Hand gewogen und sie ihm dann unter das süße, betrübte Wiener Näschen gehalten."

„Sie sollen leben, Schmied von Jüterbogk," murmelte die Frau Wendeline.

„Nun ja, ich habe ihn recht vergnüglich zu Tode füttern dürfen, meinen braven Schwiegerpapa; und an dem gewohnten Getränk hat's ihm auch nicht gefehlt bis zum letzten. Ich war lange genug als Vagabund in der Welt herumgefahren, um ihm dankbar zu sein als ein guter Sohn für den Unterschlupf in seinem Haus und in seiner Tochter liebem Herzen! Und nachher habe ich sein Geschäft mit seinen und meinen Humoren fortgesetzt und zwar in verbesserter Auflage. Beide Fäuste gäbe ich darum, Mama, wenn Sie heute sein Kind, mein Weib, mein liebes Weib, darum fragen könnten, Mutter, liebe Mutter Cruse."

„Mein guter Sohn, mein tapferer Sohn, Schmied aus Jüterbogk, unter allen Umständen ist Ihre Art, im alten Eisen anzulangen, nicht die trostloseste, glauben Sie es mir!“ seufzte die alte Dame, ihre Augen trocknend.

„Es ging heiß her im Kampf um Soll und Haben in unserer jungen Ehe. Mußten mir die Gliedmaßen, die ich aus dem amerikanischen Sklavenkrieg heil davon gebracht hatte, hier an die Wände und gegen die Decke des Laboratoriums von Hausrucker und Compagnie fliegen! Solange ich Atem hole, werde ich den süßen Atem meiner jungen Frau auf meinem Gesicht spüren, wie sie mich faßte und nach Leben und Tod auf der gebratenen, blutenden Alt-Söldner-Fratze suchte. Mama, es war wahrhaftig nichts Besonderes, in dem Moment dem Liebchen zu sagen: Herz, es hat nichts auf sich! und dem Esel von Lehrbub, der das Unheil angerichtet hatte, den nächsten Wasserkübel über den Kopf zu stülpen. Ach, ja, meiner Schönheit wegen nahmen Sie mich seiner Zeit auch nicht, Mutter Cruse; und was mein Donauweiblein anbetraf, so genügte es, daß es mit jedem Rest davon zufrieden war.“

Der Erzähler stand jetzt und reckte sich und schien die unverletzte Faust noch einmal auf ihre Kraft zu Abwehr und Angriff im Lebensgeschäft zu prüfen. Die alte Dame wühlte im dunkelsten, unheimlichsten Winkel ihres jetzigen Geschäftslokals unter ihren Handelsartikeln. Ohne sich an das Geklirr und Geklapper, welches sie in der Tiefe ihrer Höhle verführte, zu kehren, sprach Peter Uhusen weiter hinein in die Finsternis und den durchaus nicht lieblichen Moderduft des Abfallkellers.

„Und nun soll ich wohl Ihnen das Nähere und Weitere davon berichten, wie ich an meiner Frauen Kopfkissen neulich zur Vergeltung zu sitzen hatte, und wie ich sie gut betten mußte — o, so gut, so weich, so tief und so in die Stille, daß sie sehr thöricht wäre, wenn sie fürs erste den Kopf wieder unter der Decke vorstreckte?! Es ist ganz mit rechten Dingen zugegangen, wie alles in der Welt so zugehen soll. Aber — liebe, alte Mutter, fragen Sie jetzt nicht weiter danach, wie sie mir nur zu tief, zu sanft einschlief und vorher nur sagte: Behalte mich lieb, ich habe dich auch lieb gehabt, Peter. — Ja, ja, Mutter Cruse; zwei saubere Lebensveteranen finden wir uns wieder! Zerhauen, zerfetzt am Leibe und kummervoll in der Seele, und einsamer denn je auf dem Wege. Wer von uns beiden hat nun noch mehr als ein stoisch, stumpfes Achselzucken für den guten Freund? Ich oder Sie bei den Lumpen und Knochen?“

„Und — im alten Eisen!“ sagte Frau Wendeline Cruse, die nunmehr das, was sie suchte, unter ihrem Vorrat gefunden hatte, und fürstlich, königlich, wie in ihren besten Lebenstagen und an ihren stolzesten Bühnenabenden vor ihrem Herrn Schmied aus Jüterbogk stand und zwar gestützt, mit beiden Händen am Griff, auf den alten Degen, den sie vorhin in der Ueberraschung dieses Wiederfindens hinter sich in ihr altes Eisen geschleudert hatte. Und seltsamerweise fragte sie dazu: „Und jetzt kommen Sie natürlich von Lübeck?“

Uhusen sah sie nur einen Augenblick verwundert an, dann aber sagte er gleich mit vollstem Verständnis der Frage:

„Der Tröstungen der süßen Heimat wegen? Nein, Mutter Cruse, nur bis Mölln kam ich, wo mir ein altes Gedenkzeichen aus der Jugendzeit, ein Stock, den ich vor Jahren aus einer lübischen Hecke geschnitten hatte, bei einer letzten, braven, alten Tante noch im Winkel stand. Was die Vaterstadt anbetraf, so schnarrte es seltsam in Mölln unter einem alten Grabstein mit Eule und Spiegel hervor: „Nimm Rat an, alter Junge, Bruderherz! bin ich nach irgend einem Daseinsjammer und Jokus jemals wieder in Kneitlingen gewesen? Hat mein Chronist mir je solch ein Wagnis nachweisen können? Was willst du suchen und was kannst du finden da — zu Hause, Bruder Schmied aus Jüterbogk? Gehst du im Katzenjammer hin, so schneiden dir die alten Gassen, Plätze, Häuser und Türme sehr kuriose Gesichter und verhelfen dir trotz allem Kindheitsglockenklang wahrlich nicht zu einem tröstenden sauern Häring. Wünschest du aber mit deinen Lebensthaten und Errungenschaften groß zu thun, na, so halt dich meinetwegen an die Menschen, alte und neue: ich bin fest überzeugt, du wirst dich nicht lange über die erste Wirtshausrechnung und Herzerleichterung hinaus im versunkenen Jugendvineta aufhalten. Höre Vernunft, Uhusen; laß die Toten von den Toten begraben worden sein. Der alte Papa und die Tante Gottliebe und was sonst dazu gehörte, werden es dir nicht übel nehmen, daß du ihnen nicht auf den Kirchhöfen nachkriechst, um ihnen von den goldenen Flechten und blauen Augen unter dem grünen Hügel in Untermeidling zu ihren verwahrlosten Ruhestellen hinunterzuflüstern. Wir warten schon in aller Ruhe, daß man uns nachkommt: ich für mein Teil seit dem Jahre Eintausenddreihundertundfünfzig. Was willst du noch zu Hause, Peterchen aus der Fremde? Vielleicht auf hie und da einen gemütlichen Frühschoppen, auf eine behagliche Kneipnacht an den alten bekannten Orten über und unter der Erde dich vertrösten. Probiere es nicht, rate ich. Es ist nicht anzuempfehlen, sich zu abgestandenen Krügen und altgewordenen Jugendbekanntschaften zu setzen. Halt dich an dein jetziges Blau-, Grün- und Rotfeuer, suche deinen Raketensatz lieber überall anderswo als in der Stadt Lübeck zu verstärken. In Berlin zum Exempel haben sie einige Lichteffekte, von denen ihr selbst in Wien noch nichts wißt. Da es nicht anders sein kann, reise ruhig — in Geschäften! Gehe nach Berlin, es ist das beste, so wahr ich — hier aufrecht vor dir begraben stehe.“ — Mama Cruse, das gab den Ausschlag. Da sie wirklich in Lübeck nichts wissen konnten von Frau Emerenz Uhusen, bin ich einfach — in Geschäften in Berlin.“

„Aber einen alten Bekannten aus der Heimatstadt gedachten Sie doch auch hier am Orte aufzusuchen? auf die Gefahr hin, sich auch hier zu abgestandenen Schoppen und Freundschaften einzuladen.“

„Jawohl," brummte der schwarze Peter. „Es ist dann und wann auch in der Neuen freien Presse von dem großen Mann, dem berühmten Menschen Albin Brokenkorb die Rede. Wir sind gute Freunde gewesen und auseinander gekommen, wie man so im Leben auseinander kommt. Zu gelegener Zeit faßt man dann 'mal die ganze Erinnerung in ein Bündel von Wehmut, Aerger, Anhänglichkeit und dem Bedürfnis, nachträglich noch eine Tracht Prügel auszuteilen, zusammen, und — so haben Sie recht, Mama, ich habe, wenn auch keine Sehnsucht, so doch ein Verlangen nach dieser Jugendfreundschaft gehabt. Und gestern abend schon war ich vor der Thür des alten Jungen. Er hat mit seinen Talenten zu wuchern gewußt; na der Himmel segne ihm seine Glorie! Da ich ihn nicht zu Hause traf, habe ich ihm meine Visitenkarte dagelassen. Meinen Weißdorn aus dem Altjungfernwinkel zu Mölln."

„Einen Knüppel haben Sie dem Herrn Hofrat Brokenkorb in die Stube geschickt?" rief die Frau Wendeline.

„In Lübeck hatte ich ihn stehen lassen, ehe ich in die Welt, zu den Hannoveranern, zu Ihnen, Mama, in den Sklavenkrieg und nach Untermeidling ging. In Mölln hat ihn mir, wie gesagt, meine letzte kimmerische Tante aus dem Winkel geholt und gesagt: ‚Der ist aus dem Nachlaß der Tante Gottliebe, und es hing früher ein Zettel dran, daß er für dich aufgehoben werden sollte.' — Albin wird sich der Bocksfratze am Griff auch wieder erinnern."

„Da, Peter Uhusen!" rief die Frau Wendeline, ihren Gastfreund gegen die Treppe ins hellere Licht ziehend. „Ich wollte dich damit zum Ritter schlagen, nun aber frage ich dich nur: sollte nicht auch dies einiges Interesse für den Herrn Doktor Brokenkorb haben?"

Sie gab den Degen dem Gast in die Hände. Der lange Peter nahm ihn mit einigem Erstaunen und besah natürlich zuerst den Griff, an dem die Parierstange abgehauen war, was ziemlich sicher darthat, daß die Klinge wirklichen Dienst gesehen und in der Männerschlacht mitgefunkelt habe.

„Ja, geh nur damit ins Licht," murmelte die alte Dame. „Ins Licht, so hell es der Tag und der Kehrichtkeller der alten Extheaterdirektorin, der Frau im alten Eisen zu bieten haben. Wundere dich nur, wie eine andere Direktion ihre Requisiten zu Lustspiel und Trauerspiel in Ordnung hält. Die Klinge, die Klinge, Peter Uhusen aus Lübeck!"

Und die Waffe zitterte in der Hand des starken Mannes, als jetzt sein Auge an dem alten Eisen niederglitt und er auf der einen Seite der Klinge las:

„1848, 9. April — Bau. — 1849 — Kolding, Gudsoe — Friedericia."

Und auf der andern Seite:

„Armee von Schleswig-Holstein. Wolfram Hegewisch."

Peter Uhusen fuhr mit der verstümmelten Hand über die Stirn:

„Hegewisch! .. Erdwine Hegewisch! .. Ich träume dies! . . . der Herr Lieutenant . . die Frau Adele — großer Gott, Erdwine Hegewisch! Albin, Albin! das Haus und der Garten an der Trave, mein Vater, die Tante Gottliebe — die Frau Senatorin! — Frau, Freundin, Mama Cruse, beste Mutter Cruse, wie kommen Sie zu dieser Plempe, dieser sonderbaren, teuern Klinge, die ich so oft in den Händen gehalten habe, die mir durch meine besten, wundervollsten, lächerlichsten und abschmeckendsten Jugendtage blitzte?"

„Wie man im alten Eisen zu solch einem alten Eisen kommt, Herr," sagte Frau Wendeline ohne alles Pathos, aber dafür mit desto echterem Ernste.

Neuntes Kapitel.

Der lange Peter trat fehltretend von den Stufen der Kellertreppe, die er des bessern Lichtes wegen bestiegen hatte, herab in das Dunkel des Gewölbes. Er faßte, die Waffe des ersten schleswig-holsteinischen Freiheitskrieges mit dem Rest der verstümmelten Hand haltend, mit der gesunden den Arm der Freundin, und zwar nicht bloß, um sich im Stolpern auf den Füßen zu erhalten.

„Jetzt sagen Sie, woher Sie das Ding haben, alte Zauberin! In welche Wunderhöhle bin ich geraten? in was für ein Traum- und Märchendüster soll ich noch versinken? Ich bin nicht nach Lübeck gegangen aus Furcht vor aller vorweltlichen Süßlichkeit und Verdrießlichkeit und da — hier kommt Lübeck zu mir, und wieder einmal könnte der zweite Betrug ärger werden denn der erste. Wie gerät dieser tragikomische oder vielmehr komischtragische Säbel jetzt zu mir und meinem Stock, und zwar bei dieser schon so wundervollen Zufallsbegegnung?"

„Wissen Sie gewiß, Freund, daß das nur eine Zufallsbegegnung war? Ich wußte wohl, wie das Sie in die Höhe jagen würde, obgleich mir selbst der Name auf diesem Stück alten Eisens natürlich nur eine dunkle, undeutliche Erinnerung ist. Ja, ja, Schmied aus Jüterbogk, wie machen es die Toten, um noch einmal ein Wort im Verkehr der Lebenden mitsprechen zu können? Ich habe Sie, jungen Narren, nicht umsonst auf meines Mannes Bühne als Meerkater zu Gast gehabt, und habe nicht umsonst als Gast der Soireen der Frau Senator Brokenkorb „hinaus in eure Schatten, rege Wipfel!" recitiert. Hegewisch? Ich hatte eben mit Mühe mit meinen alten Augen den Namen auf der Klinge entziffert und mich gefragt: ist dir nicht einmal ein Träger solches Namens über den Weg gelaufen? als Sie die Gasse herunter kamen. Das Kind, der Junge, der diesen guten Degen für eine Düte Sargnägel bei mir, unter dem alten Eisen der alten Wendeline Cruse zum Pfand lassen wollte —"

„Das Kind? der Junge? was für ein Junge? — um Gottes willen!"

„Nun ein Knirps von ungefähr zwölf Jahren. Einer von der Art, wie ich sie alle Tage vor meiner Thür am Schopf oder am Ohr zu nehmen habe, um mir die notdürftigste Ruhe und einige Sicherheit vor dem Pfeifen, Zischen und Werfen mit faulen Eiern

zu verschaffen. An dieses Publikum vor den Lampen habe ich wohl nicht gedacht, als ich, meiner armen Eltern Kind, in das Ideal durchging; aber das Schicksal lehrte es uns, auch mit ihm den Kampf weiter zu führen. Am Fuße der Leiter, Uhusen! Im alten Eisen, Schmied von Jüterbogk! Der Gasse da draußen dann und wann eine zu gute Komödie, eine fast ans Tragische streifende Komödie, mein tapferer Kamerad aus dem Sklavenkrieg ums Dasein! Meinen Sie nicht?"

„Geht sie nicht gutwillig, nehme ich sie mit Gewalt mit nach Untermeidling," murmelte Peter Uhusen; doch das andere Interesse überwog augenblicklich zu sehr. Mit vor Aufregung zitternder Stimme rief er:

„Der Junge? Der Junge mit dem Degen des Lieutenants Hegewisch, Mama, liebste, beste, tapferste, alte Mama?!"

„Jawohl. So dachte ich natürlich zuerst, das ist auch einer aus deiner jetzigen Nachbarschaft im Erdenkriege und nahm ihn also schon auf der Treppe am Kragen und führte ihn mit mir herunter, wie ich so manche andere, junge und alte — als ich noch meine jungen Locken schüttelte — mit hinter die Coulissen genommen habe, um ihnen meinen und ihren Standpunkt klar zu machen. Wie ich auch euch, Sie Hansnarr, und Ihren Freund, den großen Herrn Hofrat Brokenkorb, kurz euch beide dummen Jungen aus dem Gassenpublikum hinter dem Vorhang gehabt habe zu einem vernünftigen Zwiegespräch."

„Ich bitte Sie um alles in der Welt, lassen Sie jetzt den großen Brokenkorb und den abgeschmackten, lächerlichen Knieschlotterer Uhusen!" murmelte der Schmied aus Jüterbogk.

„Sie gehören doch wohl dazu," sagte Frau Wendeline. „Ich hatte da im Hintergrund des trüben Morgens wegen beim Lumpensortieren mein Lämpchen noch brennen; und bei dessen Schein sieht mich der Junge an und sagt: Ich habe keinen Unsinn im Kopfe; ich möchte nur für einen Groschen Nägel, aber ich habe auch kein Geld. — Und das soll kein Unsinn sein, du Schlingel? meine ich und schüttele das arme Geschöpf weiter. Euch kenne ich! ein Nagel zu meinem Sarge möchte jeder von euch werden. Es steht wohl deutlich genug draußen geschrieben, daß hier nur mit altem Eisen gehandelt wird. — So geben Sie mir den Groschen hier für meines Großvaters Offiziersdegen, und wenn Sie mir ihn aufheben können bis ich ihn wieder abholen kann, so sollen Sie, so sollen — ich lasse jetzt das Schütteln und ziehe das Kind näher an die Lampe: Was soll, was soll ich dann? — Mir die Erste und Liebste auf Erden sein; aber ich habe nichts mehr weiter auf der Erde als den Degen hier, und ich brauche für einen Groschen Nägel! — Wozu? für wen? — Für meine Mutter. — Und deine Mutter schickt dich? — Nein, meine Mutter ist tot, und sie haben uns den Sarg geschickt, aber die Nägel vergessen; und ich bin der letzte Erbe, und der Degen ist nicht gestohlen, und ich habe Sie niemals mit geneckt, Madame, und wenn Sie mir ihn aufheben wollten, so würde ich ihn wieder holen und das Geld zurückbringen, sobald ich kann."

„Und Sie fragten den Knaben nach seinem Namen, nach der Wohnung seiner Mutter?" rief Peter Uhusen; aber die alte Komödienmutter ließ sich in ihrer Weise der Darstellung nicht irren. Sie erzählte gut, und das Ding lebte in jedem ihrer Worte, in jeder ihrer Handbewegungen und sonstigen Gebärden.

„Ich würde das Geld wieder bringen, sobald ich es habe," sagte der Junge, „und wenn Sie dazu einen Groschen für Milch für meine kleine Schwester und für Brot für uns beide leihen wollten, so wollte ich mich schön bedanken, und wenn Sie mich nach der Schule wozu brauchen können, es gern abverdienen hier im Keller."

„Der Name — die Wohnung des Knaben — der Frau — der Kinder!" rief Uhusen mit dem Fuße aufstampfend, in zitternder Faust das in so seltsamer Weise ihm in den Pfad geworfene Memento seiner Jugendzeit, dies wundervolle Erinnerungszeichen der besten, sonnigsten, phantasienreichsten Tage seiner Kindheit und Jugend.

„Schulzensstraße Numero zehn — fünf Treppen hoch. Nur Ruhe, Schmied aus Jüterbogk! Ja, der Name, der Name? Ob sich wohl Ihr Freund Albin mit Hilfe Ihrer Visitenkarte des Namens Erdwine Hegewisch wieder erinnert hat? O ihr Mondscheinnächte von Travemünde, ihr Segelfahrten mit Zither und Waldhorn auf der lübischen Bucht. Ja, ja, Herr Schmied aus Jüterbogk, der Erde Lust, Zierlichkeit, Lieblichkeit, Glanz und Fülle mag noch in grimmigerer Dunkelheit zu Ende kommen, als wie hier in meiner Versenkung, im düstern Keller, im alten Eisen, unter den Knochen, abgetragenen Kleidern, Lumpen, Lappen und was man sonst so Abfälle des Lebens zu nennen pflegt."

Dem Firmainhaber von Hausrucker und Compagnie in Untermeidling war es zu Mute — nicht wie am stillen Sterbebette seines Weibes, sondern wie im ärgsten Lärm einer seiner amerikanischen Schlachten, oder noch besser wie damals, als ihm seines Schwiegervaters Laboratorium an die Ohren flog und ihm das halbe Gesicht und das beste Stück von der einen Faust an die Wände und gegen die Decke mitnahm. Es waren aber auch nicht des Daseins Mondscheinnächte, wie sie ihm Frau Wendeline in die Erinnerung zurückrufen wollte: es war der Sonnenschein über den Nachbargärten, die grüne lebendige Hecke, die sie voneinander schied, welche in dieser Stunde, in diesem Augenblicke die alte Waffe in seiner Hand gespenstisch vor ihm aus dem Dunkel aufsteigen ließ. Es ging ein Leuchten von der Klinge aus — das Blitzen, wie es in einer Gewitternacht den fernsten Horizont zeigen kann.

„Da lag die Welt einst in der Sonne!" sagt dann der Wanderer auf der Landstraße, der Schiffer auf hohem Meere, der Fahrgast im Eisenbahnzuge oder der Mann und die Frau, die einsam um Mitternacht die Stirn an die Fensterscheiben drücken und

nur die regentriefenden Gassen, das spiegelnde Pflaster im Laternenschein und den dunkeln Himmel über den Dächern zur Aussicht haben. Der starke, gute Mann in dem trostlosen Alterszufluchtsort der starken guten, weisen Frau, der großen Frau Wendeline Cruse murmelte:

„Dies träume ich, oder es hat mich jemand am Kragen von Wien her in diese jetzige Stunde hinein vor sich her geschoben! Madame, ich wiederhole es Ihnen, ich habe gestern abend meinen Stock bei meinem Freunde Albin als Visitenkarte abgegeben!"

„Und ich will Ihnen helfen, durch den heutigen Tag zu kommen, Uhusen, und ihn womöglich zu einem guten Ende zu bringen. Geben Sie bei Ihrem Freunde, unserem Herrn Hofrat nach Ihrem Stock jetzt den Degen des Lieutenants Hegewisch ab. Nehmen Sie eine Droschke, holen Sie ihn möglichst rasch hierher zu mir. Das Beste wird freilich sein, wir drei alten guten Bekannten gehen zusammen zu den Kindern der schönen Erdwine Hegewisch, einer Prinzessin aus Traumland. Ja, ja, wir stehen unter eurer seltsamen Regie, Freund Schmied aus Jüterbogk, alias Peter Uhusen aus Lübeck. Und dieser Direktion gegenüber ist noch niemand kontraktbrüchig geworden."

Zehntes Kapitel.

Sie aßen und tranken, und als sie satt waren, hatten sie den ganzen Tag über nichts mehr zu thun, und den nächsten Tag, den Montag auch.

So ging ja wohl das erste Bruchstück dieses Berichts, und zwar das, welches bis jetzt von den Hauptpersonen handelte, zu Ende? Und nun — von wie viel Leuten und Dingen, Verhältnissen, Gegenständen, Um- und Zuständen haben wir reden müssen, ehe es uns jetzt gegönnt wird, zu dem schaurigen Anfang zurückzukehren und mehr davon zu sagen, was die Worte zu bedeuten hatten: und den nächsten Tag, den Montag auch . . .

Den ganzen Sonntag und den Montag auch hatten die zwei Kinder nichts zu thun. Es kam keiner aus dem Hause zu ihnen; aber man schob ihnen wieder Brot und Kaffee vor die Thür und zu Mittag klopfte es sogar an derselben, und als der Junge draußen nachsah, fand er auf der Schwelle einen Napf mit warmer Suppe und einem Stück Fleisch darin. Sie lebten sowohl am Sonntag wie am Montag sehr gut. So gut wie seit lange nicht! und der Junge sagte das auch. Es ist aber doch nicht wiederzugeben, wie diese Zeit eigentlich hinging; die beste, die sonnigste, die grimmigste Phantasie von uns Erwachsenen verliert sich da über alle Grenzen des Nachempfindens hinaus in unbestimmte Reiche des Grauens.

Morgen und Abend; Nacht, Morgen und Abend und wieder Morgen! Wie das da über dem Durcheinander der Hunderttausende in der leeren Kammer so voll von Schrecken, Dämmerung und Nacht, und, zu seiner Zeit, wiederum Dämmerung und Tag geworden ist: es können wohl Mütter bei der Vorstellung ihre Kinder fester an sich drücken und nur verworren denken:

„Lieber nähme ich euch mit, ja — schickte euch — voraus!"

Je länger diese tote Mutter nicht sprach, desto mehr fürchtete sich ihr jüngstes Kind vor ihr und wagte nicht nach ihr hinzusehen. Da war es sehr nützlich, daß die ältere Waise, daß der Junge in den Gassen aufgewachsen war und schon mehr tote Menschen gesehen hatte und wußte, daß die Toten nicht reden. Aber noch besser war es, daß er, wenigstens an diesen beiden Tagen und in diesen zwei Nächten, den Degen seines Großvaters noch zur Abwehr besaß und ihn im linken Arm hielt, mit der tapfern rechten Faust am Griff, wenigstens wenn die kleine Schwester schlief. Wenn sie wachte, mußte er freilich sie mit dem linken Arm umfassen und ihren Kopf an seine Brust drücken; aber dann legte er jedesmal die alte Waffe aus dem schleswig-holsteinischen Kriege, den seiner Zeit viele Leute für etwas sehr Bedenkliches, sehr Aufregendes, sehr Schreckliches hielten, über seine und ihre Knie und hielt auch so die rechte Hand am Griff.

Wie verschollen das für uns ist, diese an die alte Klinge sich knüpfenden Historien, die schlimmen Geschichten aus den Jahren achtundvierzig, neunundvierzig und fünfzig, die nachher doch auch zu einem ganz guten Ende gekommen sind! Wie das fernher klingt von dem offenen Brief Christians des Achten, von den Generalen Wrangel, Bonin und Willisen, von dem Waffenstillstand zu Malmö, dem Frieden von Berlin, dem Londoner Protokoll! Bau, Kolding Gudsöe, Friedericia, Idstedt und Friedrichstadt: wer vernimmt den verklungenen Gefechtslärm noch unter dem Nachhall des wirklichen Schlachtendonners, der jenen Namen gefolgt ist? Und Sieger haben auch damals und dort gejauchzt, und Besiegte geweint oder mit den Zähnen geknirscht, und der Degen von Bau, Friedericia und Idstedt war ein guter Degen, obgleich er einem Besiegten angehört hatte, einem Unterlegenen, nicht bloß in jenen winzigen Schlachten, sondern auch in einem grimmigeren Kampfe, dem um des Menschen Dasein auf Erden überhaupt.

Und die gute, edle Klinge that ihre Pflicht auch in der Hand des neuen Erdenkämpfers — durch den Sonntag und den Montag, bei Tage und in der Nacht, bis sie auch ihm entwunden wurde und in das alte Eisen geriet, wir wissen schon, wann und wo.

„Sei nur still, Paula," sagte der Knabe, „solange ich den hier habe, thut uns keiner was. Ich fürchte mich vor der Mama gar nicht, und für die anderen hat sie mir ja gerade diesen aufgehoben und ihn nicht mit unseren anderen Sachen verkauft. Du weißt, wie blank er blitzt, wenn die Sonne scheint, und, guck, ich halte ihn mit ausgestrecktem Arm schon eine Minute lang, ohne mit der Hand zu zittern. Wenn ihn der Großpapa aus der Scheide gezogen gehabt hat, haben auf dem Schlachtfeld viel tausend Tote um ihn her gelegen. Schlafe du nur ruhig wieder ein, Paulchen; ich bin wie auf Wache bei dir und auch bei der Mama. Sie kann ja nichts dafür, daß sie dir Angst macht, und sie hat gesagt, daß sie sich auf mich verläßt und daß ich ein tapferer Held für dich sein soll."

„Und wenn sie die Mama im Wagen abholen, so fahren wir auch mit aus?“

„Sie haben es mir versprochen. Aber nachher gehen wir in die weite Welt, und es ist mir einerlei, was sie in der Schule sagen, wenn der Lehrer mich aufruft und einer von uns Jungens sagt: er ist nicht da; seine Mutter ist gestorben und hat ihm seine Schwester anempfohlen, und sein Großpapa war ein berühmter Offizier in den größten Kriegen, und er ist mit seinem kleinen Schwesterchen und seines Großvaters Degen in die weite Welt gegangen. . . .“

Die gute Klinge hatte im hellsten Sonnenschein auf keinem der winzigen Schlachtfelder diesseits und jenseits des Dannewerkes je einen solchen Glanz gegeben wie an diesen dunkeln Tagen, in diesen schrecklichen Nächten! Wie alle guten echten Schwerterklingen hatte sie, obgleich sie zuerst nur von einem „Enthusiasten“, einem „Phantasten“, einem „halbwegs närrischen armen Menschen“ geführt worden war, etwas von dem Zauber an sich, der Gram, Mistelteier, Mimmung und Balmung, der der Joyeuse des Kaisers Karl, dem Durandel Rolands des Paladins und dem Flamberg Richards von Montalban zu einem Leuchten bis in unsere Tage verholfen hat. Wer weiß, wie viel jene Helden, so jene Degen führten, von ihrer Begeisterung, ihrer Phantasie und ihrer „Unzurechnungsfähigkeit“ an den armen, thörichten Lieutenant im Heerbann der meerumschlungenen Herzogtümer Schleswig und Holstein weitergegeben hatten? Wir lassen keinen Spott auf die Vererbung menschlicher Würden, Eigenschaften und Eigentümlichkeiten von den Ahnen her, was die Gelehrten Atavismus nennen können, kommen, und sind herzlich froh und sehr dankbar in betreff dessen, was diesmal von dem Großvater auf den Enkel übergegangen ist mit dem alten Eisen von Bau, Kolding und Fridericia.

Welcher Lebende war je unter den Toten des ausgedehntesten Schlachtfeldes so allein und so angewiesen auf den Schwertsegen im Dasein, auf den Zauber im alten Eisen, wie dieser unmündige Knabe, der eben sagte:

„Kriech nur dichter mit unter meine Jacke. Du mußt dich nicht fürchten vor der Mama. Wenn du nicht schlafen kannst, will ich dir wieder eine schöne Geschichte erzählen, bis du einschläfst.“ —

„Ja, eine schöne Geschichte, von der Mama ihren —“

„Ja, von der Mama ihren —!“

Das Wort ist immer von neuem wieder gesprochen worden zwischen den beiden Unmündigen — ein wunderwirkendes Wort von den Geschichten, welche die Mütter zu erzählen wissen. Die tote Frau hatte es nicht geahnt bei ihrem Leben, wie viel sie gewußt, wie viel sie weiter gegeben hatte von ihren Geschichten, ihren schönen Geschichten. Da jedoch alles so weiter gegeben wird, was beklagen die Lebendigen die Toten? Es sind aber auch nur die Vernünftigen, die das thun; die zwei Kinder, die beiden Waisen dieser stumm gewordenen Mutter, thaten es nicht:

„Fürchte dich bloß nicht; der Mama und dem Großpapa ist's auch oft schlimm ergangen in der Welt; aber sie haben sich doch durchgeholfen. Und ich helfe dir und mir auch durch, Paula, mit des Großpapas Kriegsdegen,“ sagte der Knabe.

Er hätte hinzusetzen können:

„Und mit der Mama schönen Geschichten aus ihrem schlimmen Leben;“ aber zu denen gehörte er und sein Schwesterchen ja selber, und so konnte er diesen Zusatz nicht machen. Welch ein wundervolles Kindermärchenbuch würde das werden, wenn wir jetzt nachschreiben könnten, was alles die arme Erdwine ihren Kindern erzählt hatte, alles, womit sie sie in den Schlaf, und über Hunger und Kälte, Mißhandlungen, draußen und im Hause, Trotz und Thränen weg gesungen hatte! Nun lag und schlief sie selber und wußte selbst nichts mehr von Hunger und Kälte, Mißachtung, Trotz und Thränen und hörte auch nicht mehr, wie ihre Geschichten, ihre schönen, wunderschönen Geschichten nachklangen in der Welt und nochmals Hunger und Kälte, Angst und Grauen, Trotz und Thränen überwältigten. Nun kam es in diesen Nächten und Tagen zum Vorschein, wie viel von ihres Vaters Ueberspanntheit, seinem „Beruf für die tausend und eine Nacht“, seiner „Unzulänglichkeit im praktischen Leben“ zum Segen für ihre Kinder auf sie übergegangen war. Was alles hat sie mit dem alten Eisen von den Unglücksstätten bei Bau, Friedericia, Idstedt, weiter zu geben gehabt an ihren Sohn und Erben, von seinem Großvater her!

Der Mutter Märchen und Geschichten haben die Kinder lebendig erhalten; wir aber erzählen nur eine von den letzteren nach, wie sie Form, Farbe und Gestalt angenommen hat in dem tapferen Jungen, der bis zum Dienstagmorgen sein Schwesterchen mit dem Degen des Lieutenants Hegewisch in der Faust beschützte.

„Mama ist auch tapfer gewesen und hat sich ihr ganzes Leben durch nicht gefürchtet. Sie ist auch lustig gewesen, dem Großpapa schon zuliebe, wie sie mit uns lustig gewesen ist, wenn es mit uns nicht gar zu schlimm ging, und der Papa nicht zu krank und zu ärgerlich war. Und der Großpapa ist der beste aller Menschen gewesen und niemals ärgerlich. Und er ist auch der klügste von allen Menschen gewesen, das hat sie aber noch nicht 'mal vor dem Papa sagen dürfen, denn der hat sie damit ausgelacht; ich habe es wohl gemerkt. Aber der Papa hat wohl nichts dafür gekonnt, denn es hat ja niemand gewußt, wie klug und weise der Großpapa sei. O, der hat Geschichten gewußt, noch viel schönere als der Mama ihre, weißt du, sagt die Mama, aber das kann doch auch eigentlich keiner glauben! Aber die Menschen und wir Kinder müssen an die Geschichten glauben, sonst bleibt es dummes Zeug, und so ist es dem armen Großpapa gegangen. Weil keiner ihm geglaubt hat, ist er auch arm gewesen und hat mit der Großmama und der Mama, als sie so klein war, wie wir, in der weiten Welt herumziehen müssen; denn alle seine Tapferkeit in den Schlachten, und seine Klugheit und seine Weisheit hat ihm nichts geholfen; denn es hat keiner von dem Krieg, in

welchem er gewesen ist, nachher was wissen wollen. Und die Großmama zuletzt auch nicht, obgleich sie ihn zuerst darum so lieb gehabt hat wie die Mama uns, dich und mich und den seligen Papa, von dem du nichts mehr weißt, Paula."

„Er war böse mit mir und hat mich geschüttelt, wenn ich des Nachts geweint habe; und Mama hat mir nichts singen dürfen."

„Er ist krank gewesen, so schlimm krank, Paula, daß er seine Geige nicht mehr spielen und nicht mehr anhören konnte; und in ihrer Krankheit wußte auch Mama manchmal nichts mehr von mir und dir. Ich habe mir nichts daraus gemacht, wenn er krank nach Hause gekommen ist und mich geschlagen hat; denn, wenn er nachher eingeschlafen ist, hat mich die Mama am liebsten auf den Schoß genommen und mir die schönsten Geschichten erzählt. Die Mama hat so sehr viel in ihrem Leben erlebt, denn sie ist ja schon vier Jahre vor dem Kriege geboren, in welchem der Großpapa die größten Heldenthaten verrichtet hat und Offizier und Lieutenant geworden ist, und ich will auch viel erleben. Und ihre Mama, unsere Großmama ist eine so sehr vornehme Frau gewesen, und sie sind alle so weit in der Welt herumgezogen, und weil sie soviel Not gelitten haben und keiner dem Großpapa geglaubt, ist die Großmama wieder mit ihnen nach Hause gezogen, wo ihre Eltern einst unmenschlich reich gewesen sind und so viele andere reiche und vornehme Leute zu Freunden gehabt haben. Wir haben die Stadt in der Schule schon in der Geographie gehabt, sie heißt Lübeck und liegt an dem Fluß Trave, und der geht in die Ostsee, und auf die See gehe ich auch, wenn es mir nicht auf dem Lande glücken will; aber dir baue ich vorher ein hübsches Haus in einem Ort, der heißt Travemünde, dicht am Wasser, wo man alle Schiffe, die ein- und ausfahren, sehen kann, und wo du auch mich ein- und ausfahren sehen kannst. Es gibt auch Seeoffiziere auf Schiffen mit vielen hundert Kanonen. Die Großmama mit dem Großpapa und Mama hat aber nicht dicht am Meer in Travemünde gewohnt, sondern bei der Stadt Lübeck in einem wunderhübschen kleinen Hause mit einem wunderschönen kleinen Garten, so wie wir Zwei es uns gar nicht denken könnten, wenn Mama nicht davon immer erzählt hätte."

„Ja, und sie hat selber einen kleinen Garten gehabt, und die ganze Welt hat ihr gehört, und Stachelbeeren und Blumen hat sie selber pflücken dürfen. Und alle Geschichten hat sie da selber erlebt, von Hans und Grete und dem Däumerling und dem Hühnchen, das sich an einem Nußkern verschluckt hat und alles andere."

„Das hat ihr der Großpapa erzählt, sonst hätte sie es auch nur aus Büchern gewußt, wie hier in der Stadt alle anderen Kinder. Ohne den Großpapa und dem seine Freunde wäre es doch nicht so schön gewesen, als sie so jung wie wir gewesen ist. Ich habe auch ein paar gute Freunde in der Schule, und das ist gut und ohne das wäre es schlimm. Wir helfen einander; und dem Großpapa sein bester guter Freund hat ihm auch geholfen, und er hat Herr Uhusen geheißen und hat in einem gerade so kleinen Hause und Garten nebenan gewohnt, und es ist nur die grüne Hecke zwischen ihnen gewesen."

„O ja! voll Käfer, goldene, grüne, rote und bunte Schmetterlinge —"

„Und mit einem Loch in ihr, wo man hat durchkriechen können, wenn man nicht herüberspringen wollte, wie der Mama bester Freund, des Großpapas bester Freund, ein Junge — so einer wie ich, wenn ich es mir fest vornehme und nicht lüge und nicht — stehle und nicht bettle und — mich — nicht — fürchte . . ."

An dieser Stelle ist doch des Kindes Stimme in ein krampfhaft niedergeschlucktes Schluchzen übergegangen, und es ist ein Segen gewesen, daß das Schwesterchen gesagt hat:

„Mama hat auch Schwarzer Peter mit uns gespielt, und wenn sie dir einen schwarzen Schnurrbart gemalt hat, hat sie gesagt, du solltest ein rechter schwarzer Peter werden und so groß wie ihr schwarzer Peter, der in ihrem schönen Garten mit ihr gespielt hat."

„Sieh 'mal, Paula, das behalt nur, weil du es noch weißt! Ich will's auch in meinem Gedächtnis behalten, weil ich es der Mama versprochen habe und ich noch mehr davon weiß als wie du. Sie haben ihn auch den langen Peter genannt und noch viel andere Namen gegeben. Er hat sich aber nichts daraus gemacht; er ist immer vergnügt gewesen und hat sich nicht hinter den warmen Ofen gesetzt, auch wenn er im Winter immer einen gehabt hat. Aber er ist nicht der einzige Spielkamerad der Mama gewesen — wir kennen sie nicht alle; aber noch einer ist dabei gewesen, der ist wieder dem Peter sein guter Freund gewesen und ein vornehmer reicher Junge, und er ist immer zu dem Peter gekommen, weil er ohne ihn nichts hat anfangen können, und der lange schwarze Peter hat den anderen immer unter seinen Schutz genommen. Er hätte die ganze Welt unter seinen Schutz genommen, hat die Mama gesagt; — den Namen des anderen weiß ich nicht, den hat sie uns nicht miterzählt; er ist gewiß nicht so gut gegen sie gewesen wie der lange Peter und nicht so vergnügt und hat nicht so die ganze Welt und Nachbarschaft, alle Jungen zusammen, bezwingen können. Der Mama ihr guter Freund ist nach dem Großpapa der tapferste Mensch in der Welt gewesen, und wenn er dabei gewesen ist, hat Mama auf dem Lande und auf dem Wasser — denke nur, Paula, dort geht ja schon das große Wasser, das Meer an! — hat Mama thun und lassen können, was sie wollte."

„Erzähle nochmal die Geschichte von dem bösen Hund," sagte das Kind.

„Die Geschichte von dem tollen Hund, der in den Garten gekommen ist, Paulchen? Ja, das war eine von der Mama ihren letzten Geschichten, und dieser hier ist auch dabei gewesen!"

Hierbei ist der Erbe des Lieutenants Hegewisch aufgesprungen und hat neben dem Schwesterchen und der Leiche der Mutter gestanden und sein einziges,

sein letztes Erbstück, den guten Degen erhoben, und ihn geschüttelt, als sei nichts Böses, Grimmiges, Tolles auf der Erde und in seinem Schicksal, was er nicht gleichfalls damit siegreich zu Boden strecken könne.

„Es ist nur die Mama und der Großpapa, der tapfere, schwarze, lange Peter und der andere, dessen Namen die Mama nicht miterzählt, zu Hause gewesen. Aber der Großpapa hat mit kranken Füßen in einem Lehnstuhl in der Laube gesessen und hat sich nicht rühren können, als der Hund in den Garten gekommen ist."

„So einer, wie auch bei uns hier in der Straße totgeschlagen ist, wo alle Leute so schrieen und in die Häuser liefen?"

„Grade so einer! Man sieht es ihnen gleich an, das Gift läuft ihnen aus dem Maule, und sie lassen die Zunge heraushängen und torkeln herum und schnappen nach jedem, der ihnen in den Weg kommt und wen sie beißen, der ist auf ewig verloren und muß eines schrecklichen Todes sterben. Sie haben das alle gewußt, nur die Mama nicht, die ist dem Vieh mit Lachen entgegen gelaufen, und es ist nur das einzige Glück gewesen, daß der lange Peter da war, und daß der Großpapa eben wieder von seinen Kriegen erzählt hat, denn dazu hat ihm der lange Peter jedesmal seinen Offiziersdegen aus seiner Kammer über dem Bett weg herunter geholt und ihm übers Knie gelegt, daß er die Geographienamen von den Schlachten nicht verwechsele, denn zuletzt hat er sich gar nicht mehr recht genau darauf besinnen können, der arme Großpapa."

Nun ist der Junge in die leere Kammer hineingelaufen und hat mit lebendigster Phantasie gedeutet:

„Da hat der Hund gestanden — da hat der Großpapa gesessen — hier ist die Hecke gewesen, wo der andere, dessen Namen Mama uns nicht gesagt hat, in seiner Angst herbeigesprungen ist und sich in Sicherheit gebracht hat und — hier hat der tapfere kluge Peter die Mama aufgehoben und sie den anderen auch über die Hecke zu ihrer Sicherheit nachgeworfen. So große Besinnung hat er gehabt, und so große Besinnung muß jeder haben, der sich gut durch die Welt helfen will, hat die Mama gesagt, und solche Besinnung will und muß ich auch haben, denn ich will dir und mir auch durch die Welt helfen, Paula. Und die Mama hat gesagt, die ist noch schlimmer als ein toller Hund."

„Aber Mama hat geschrieen und aus der Nase geblutet, weil sie so hoch aus der Luft heruntergefallen ist, hat die Mama gesagt."

„Das ist ganz einerlei. Da laß ich dich auch schreien, wenn ich nur den tollen Hund vor dir totsteche, ehe er dich beißt. Das ist die Besinnung, die einer haben muß, der dem anderen helfen will, hat die Mama auch gesagt. Der Großpapa hat nicht einmal schreien und um Hilfe rufen können; er hat stillsitzen müssen in seinem Schrecken, weil er sich mit seinen Beinen nicht rühren konnte. Die Drachen aus der Mama ihren Märchengeschichten sind nicht so schrecklich wie ein toller Hund! Ohne den langen Peter lebte die Mama nicht mehr und der Großpapa auch nicht — (ja, so sagte, so rief der arme Junge, fortgerissen von der Erinnerung an die Geschichte der toten Mutter!) — sie hätten elend umkommen müssen ohne den tapferen Peter. Der aber hat dem Großpapa seinen Degen — diesen hier, der nun mir gehört — aus der Hand gerissen, und es ist nachher in die Zeitung gekommen, wie er ihn gegebraucht hat und wie er mit dem Giftvieh gestritten hat, wie der Ritter Siegfried mit dem feuerspeienden Drachen."

Hätte die tote Mutter aufwachen können, sie würde erwacht sein von dem bitteren, grimmigen oder siegessicheren Ernst, mit dem ihr Sohn die gute alte Klinge ihres Vaters, des Lieutenants Wolf Hegewisch in den Boden stieß und schluchzend rief:

„So will ich auch sein, Paula. Fürchte dich nur nicht; es thut dir keiner was, so lange ich so Schildwacht vor dir stehe! Schlafe du ganz ruhig bei unserer lieben, lieben Mama, bis wir in die weite Welt gehen und in den blutigen Krieg, wie der Großpapa mit der lieben Mama und der Großmama."

Elftes Kapitel.

Es ist ein fraglich Ding um das Schildwacht stehen vor der Sicherheit, dem Behagen, dem Glück eines andern von uns in unserer Welt. Der stärkste Mann weiß nicht, wie und wann ihm die Waffe aus der Hand, die Kraft aus den Knochen, der Mut aus der Seele abhanden kommen wird, und dem unmündigen Knaben neben der toten Mutter und dem verlassenen Schwesterchen ist nun bereits die Wehr aus der kindischen Faust gerissen und unter das alte Eisen der Mutter Cruse geworfen worden. Der tapfere, lange, schwarze Peter, Herr Schmied aus Jüterbogk, der Peter Uhusen aus der Fremde, befindet sich aber auch schon mit ihr in seiner gesunden Faust auf dem Wege zu seinem und Erdwine Hegewischs Jugendfreunde Albin Brokenkorb: wir wissen eben auch nie, aus welchen Winkeln, auf welchen Wegen und Umwegen uns die Waffen, die Kräfte und der Mut zurückgegeben werden können.

Der kleine Belagerungszustand war längst erklärt. Man durfte eigentlich nicht und noch dazu am hellen Mittage mit solch' einer nackten Klinge unterm Arm, vorausgesetzt, daß man nicht zu den berechtigten Waffenträgern im Staat gehörte, durch die Straßen laufen. Der Schmied von Jüterbogk aber kam natürlich unangehalten durch, zog sich höchstens die Anmerkung eines jüngern oder ältern Gassenjungen zu:

„Na, oller Landsturm, wohin denn mit die Plempe?" Der lange Peter auf dem Marsche zu dem „Andern", von dem die Mama ihren Kindern keine „schönen Geschichten" erzählt hatte, war nicht in der Lage und Stimmung auf irgend welche Bemerkungen und Anmerkungen der Begegnenden etwas zu geben. An und für sich schon ein Mensch der

Selbstgespräche hatte er im gegebenen Fall viel zu viel mit sich selber zu verhandeln, um sehr auf das zu achten, was andere zu sagen hatten.

Und nicht ohne Grund befand er sich im Anfang seines Weges viel mehr in Untermeidling am recht stillen Ort als in dem Lärm und Getöse der menschenwimmelnden Straßen, durch die er sich eben, einem Traumwandler gleich, zurecht fand.

Und er sprach viel wienerisch auf diesem Wege mit sich selbst. Er hatte sich mit allerhand Dialekten unter allerhand Völkern vertraut gemacht und das Talent dazu auch mitbekommen; wir aber, wir können es leider nicht nachmachen, wie wienerisch er jetzt an mehr als vier Straßenecken von Berlin zu sich selber redete. Wir wissen höchstens, wie ihm zu Mute war.

„Mein arm' Mädchen," sagte er, „da liegt sie nun, und hier laufe ich herum. Das Herz! wie wär' es nun, wenn ich es jetzt am Arm hängen hätt' und müßte ihm von meiner ersten Liebschaft erzählen, um es nur annähernd aufs Laufende zu bringen? Mein lieb' Kind da nun in seinem stillen Winkel in seiner Ruhe und Sicherheit, und -- sich von neuem als ein unzurechnungsfähiger, von jeglichem Phantasiewind umgetriebener Narr und Land- und Seehanswurst im Tummel und in unnötigster Aufregung! . . ."

Er hielt an im eiligen Gange und stand zum Verdruß eiliger Mitläufer im Tumult des Lebens an einem der lebendigsten Durchgänge still und brummte:

„Und ich meine doch, ich höre sie grade eben unter ihrer Gras- und Epheudecke hervorkichern: Galoppier' nur, Peterle! hast mich doch lieb, behältst mich lieb und kommst zu mir nach Haus und bringst mich den ganzen Abend durch deine neuerlebten Geschichten zum Lachen! . . ."

Nun ging er ruhiger weiter mit sich als ein Mensch, der wissenschaftlich gebildet worden war auf Lateinschulen und dergleichen, und welcher Komödie gespielt hatte unter der Direktion der klugen, tapfern, weisen Frau Wendeline Cruse und unter der Präsidentschaft des klugen, tapfern, weisen Mr. Abraham Lincoln Feldgeschütze zum besten seiner Mitbürger und Brüder auf der Erde befehligt hatte in einem der edelsten Kriege der Welt. Ueber das Selbstgespräch, was er so führte, ist freilich kaum etwas zu sagen.

„He Droschke!" rief er, und in dem Wagen weiter rasselnd meinte er: „Ach mein armes Heckenröschen Erdwine Hegewisch, was haben sie aus dir gemacht! und was werden wir heute noch über dich erfahren! Nun, da wäre es ja wahrhaftig ein Glück zu nennen, daß ich im Grunde mit bestem Gewissen die ganze Sache auf die celebre feinfühlige Seele des edeln Albin abladen kann! und der Emerenz zu Hause — in Untermeidling ist das letztere vielleicht doch auch das Liebste. Ein Frauenzimmer war sie denn doch einmal, und, bei Gott, ihre Rechte sollen ihr gelassen werden bis hinunter in die Erde."

Ja, wenn es mit dem Abladen so leicht ginge, wie sich das hinspricht! der Schmied von Jüterbogk nahm die Gedanken darüber, wie sich sein arm lieb' Weibchen wohl zu diesem seinem neuesten Lebensabenteuer verhalten haben würde, mit in den Wagen. Sie begleiteten ihn bis vor die Thür von Runne & Plate, der großen Handlung in neuem und altem Eisen, und er wurde sie auch nicht los die Treppen hinauf zu dem zierlichen Porzellanschild mit der Inschrift: Hofrat Dr. Brokenkorb.

Da erst kam er ins klare, sowohl in seinem Verhältnis zu sich selber wie zu seinem guten, lieben, fröhlichen, lachenden Weibchen — auf dem Kirchhofe zu Untermeidling. Da kam ihm wieder das Verständnis für diese Welt, in der sein großer Namensahnherr den Teufel in den Sack und den Tod in den Birnbaum bannte.

„Den alten saubern Jungen hätte das Herze so genau wie ich in seiner Jugend kennen sollen!" seufzte Peter Uhusen kopfschüttelnd in Betrachtung der Porzellanadresse seines Jugendfreundes. „Da würde es wahrhaftig gesagt haben: Lauf rasch zu, Peterle; — kümmere dich um mich gar nicht — bring erst die Kinder vor dem Unwetter ins Trockene. Sorge dich gar nicht um uns ausgewachsenes Volk! hui, der Platzregen! ja wohl, mein armer Papa sagte auch oft: Kind, wenn ich dich nur erst in Sicherheit hätte, das andere wäre mir ganz einerlei. Lauf, lauf Peterle, hol die Kinder von der Gassen herein, — wenn es zum Verdruß für dich dabei kommt, ist's wenigstens in deiner jetzigen melancholischen Laune ein Zeitvertreib für dich gewesen, mein armes liebes Männle. Bildest dir doch wohl nicht ein, daß ich jetzt eifersüchtig werden könnte? Zieh nur die Glocke und reich dein altes Eisen hinein und bestell einen schönen Gruß an deinen Herrn Hofrat von unserer Himmelsbank unter dem alten Birnbaum in unserm Garten in Untermeidling, und wenn es ihm im geringsten unangenehm wäre, möchte er sich ja nicht weiter bemühen."

Der Schmied von Jüterbogk zog dessenungeachtet die Glocke und brummte:

„Wenigstens wenn ich gestern nur undeutlich wußte, was mich in drei Teufels Namen hierherführte, so weiß ich es, alles in allem gezählt, heute zweifelsohne sicherlich annähernd."

Die Glocke gab auf den diese Worte begleitenden Ruck freilich einen Widerhall, der nicht im mindesten der Rücksicht gemäß war, die man sonst auf die Nerven eines Mannes zu nehmen pflegte, der seiner feinsten Empfindungsfähigkeiten wegen nicht nur bekannt, sondern auch geliebt war. Aber der Lärm hatte wenigstens sofort die gewünschte Wirkung.

Rupfer stürzte herbei und zwar mit dem innigsten Bedürfnis, so grob als möglich zu werden. Was auf seinen Lippen schwebte, verbiß er jedoch gänzlich und zwar mit einem immer sonniger werdenden Grinsen, als sein Blick auf den „Herrn mit dem Stocke, der gestern schon einmal da war" fiel.

Ein „O du mein Je!" entrang sich diesen selbigen Lippen unwillkürlich, als sein Auge die diesmalige Waffe in der Faust des verdächtigen Fremden traf. Regungslos mit stumpfsinniger Vorahnung;

daß etwas ganz besonders Kurioses im Gange sei, stand er in der geöffneten Pforte, den Thürgriff in der Hand, und ließ sich zweimal die Frage wiederholen:

„Der Herr jetzt zu Hause?"

„Dies geht nicht gut aus," sagte der getreue Knecht, aber nur still bei sich. „Gestern mit dem Knüppel und heute mit der Plempe! Det nennt man jedenfalls eine jesteigerte Anfrage vonwegen 'mal runterkommen."

Laut äußerte er sich, zwischen Besorgnis und Grobheit schwankend und dazu die äußere Erscheinung dieses dringenden Besuches nicht ohne großstädtische Menschenkenntnis in Betracht ziehend:

„Will nachfragen."

Aber da kannte er Peter Uhusen nicht. Mit der Gemütsruhe eines Obersten von zwanzig Niggerbataillons drehte der Herr Schmied aus Jüterbogk ihn zur Seite und schritt an ihm vorbei oder besser gesagt über ihn hinweg mit dem einfachen Worte:

„Schön!" —

„Aber der Herr Hofrat befinden sich unwohl und noch im Bett. —"

„Desto besser," sprach der Schmied von Jüterbogk und öffnete sich bereits die nächste, zu den inneren Gemächern führende Thür selber und brummte, auf der Schwelle einen Augenblick innehaltend, jedoch letzteres nicht aus Scheu oder Blödigkeit:

„Donnerwetter, wie gemütlich!" —

Wir wissen schon, wie vollkommen er mit diesem Ausrufe recht hatte. Man mußte nicht bloß eine junge Dame aus den besten Ständen oder ihre gnädige Frau Mutter sein, um durchaus empfinden zu können, wie hier geistiges und körperliches Raffinement zur Herstellung des Behaglichsten zusammengewirkt hatten. Auch aus Untermeidling konnte man kommen und aus dem heutigen Tage, dem heutigen Wetter und aus dem Lumpen-, Knochen- und alten Eisenkeller der Frau Wendeline Cruse und mit dem Degen des armen Lieutenants Hegewisch unterm Arm, um hier den Frieden, die Stille, die Wärme, das Licht, die Dämmerung und den Hausrat zu würdigen. Das Wetter vor allem mußte man aus den Fenstern und aus der Umgebung des Herrn der Hausgelegenheit, von seinen Teppichen, Sesseln, Tischen, Stühlen und Schränken her betrachten, um zu merken, wie behaglich es — das Wetter nämlich — unter Umständen sein könne.

Mit gedämpfter Melodie verkündete die, ebenfalls auf die Nerven ihres Besitzers gestimmte wundervolle Boule-Uhr, was es an der Zeit war, und — seltsamerweise aus der Erinnerung an einen kleinen verwaisten Nähtisch aus Eschenholz in Untermeidling erwachend, ging Peter Uhusen weiter. Und — noch sonderbarererweise — schritt er pfeifend, leise pfeifend vor und rundum im Gemach entlang den Bildern, Raritäten und Bücherschränken an den Wänden, und immer — mit dem Degen unter dem Arm, wie der Bettler beim alten Vater Gellert:

„Sie sehn, ich fordere nichts mit Unbescheidenheit; nein, ich verlasse mich (hier wies er auf den Degen) allein auf Ihre Gütigkeit."

Der Diener des Hofrats blieb ihm selbstverständlich grade darum auf den Fersen, in Verblüfftheit und Ratlosigkeit immerfort den Aermel um das rechte Faustgelenk auf und ab krempelnd.

„Hui, i, i, i, uhuii," summte der Schmied von Jüterbogk. „Ganz die selige Mama, nur natürlich ein wenig mehr ins Geschmackvolle und ganz bedeutend ins Wissenschaftliche übertragen."

Damit öffnete er die Thür, die in das nächste Gemach führte, als ob er den Weg seit Jahren kenne.

„Auch nicht übel," sagte er. „Der Mensch versteht es wahrhaftig, und es ist eigentlich schade, ihn im Ausleben seiner Lebensbegabungen und Fähigkeiten nur auf den kürzesten Moment zu stören; aber — wer kann da helfen?"

Bei den ersten Worten hatte er vertraulich seinen Begleiter auf die Schulter geklopft, bei den letzten schlug er bereits frech den Vorhang vor der nächsten Thür zurück.

„Aha," nickte er, „hier gelangen wir denn wohl in das innerste Heiligtum. Es weht ein Schauer vom Gewölb herab — hier ist Charakter und Geist und edelster Menschheit Bild — richtig! hier entwicken sich die Götterkinder. Sieh, sieh, und mein braver ungebildeter Schwartauer Knüppel da auf dem Schreibtisch quer über allem, was die edelste Menschheit zu ihrem Apparat feinster Kulturentwickelung rechnet. Nicht wahr, junger Mensch, hier pflegen der Hofrat ihren geheimsten Studien obzuliegen?"

„Ja, dieses ist des Herrn Studierstube, und daneben liegt er im Schlafzimmer und war vorhin noch sehr der Ruhe bedürftig."

Es hat sich wohl nur selten auf eine derartige Benachrichtigung hin ein guter Freund so rücksichtslos geräuspert und so kräftig ausgeschnoben, wie das in diesem Augenblick Peter Uhusen aus Lübeck und Untermeidling that. Es war da unbedingt für jemand ein „gesunder Schnupfen" im Anzuge, und aus dem Gemach nebenan, dessen Pforte gleichfalls geöffnet stand, drang klagend gedämpft wie ein Echo auf den katarrhalischen Losbruch des allzufrühen und sehr gesunden Besuchers eine matte Stimme, die da seufzte:

„Rupfer!"

„Herr Hofrat?"

„Sind Sie verrückt, oder — sind Sie — nicht allein darinnen?"

„Hm."

„Kommen Sie her, Rupfer! Was fällt Ihnen ein? Ist da jemand bei Ihnen?"

„Jawohl, Alter," sagte Uhusen mit volltönigstem Nachdruck, gänzlich ohne alle eigenen katarrhalischen Affektionen, und trotz einiger mangelnden Gliedmaßen sehr gesund an Leib und Seele und nur behaglich kühl angefeuchtet durch den naßkalten Vorwintertag draußen, und den Degen des Lieutenants Hegewisch unterm Arm etwas mehr als sonst angeregt, in das dumpfwarme Schlafgemach des Jugendgenossen hineinschreitend und durchaus nicht auf der Schwelle zögernd.

„Es war da jemand, Brokenkorb," sprach er, an

das Lager des Hofrats tretend, mit dem ganzen Pathos der Frau Wendeline Cruse. „Und zwar — ich! Einmal bin ich es noch, wenn Du nichts dagegen hast, mein Sohn und Zeitgenosse. Peter Uhusen ist mein Name. Unter den Glocken von Sankt Marien in Lübeck bin ich mit dir jung geworden und gewesen. Den Schmied von Jüterbogk habt ihr mir seiner Zeit aufgehängt. Nun komme ich aus dem alten Eisen, und — freilich — ich habe dich lange nicht aus den Federn geholt!"

Mit einem Ruck saß Albin Brokenkorb im Bette aufrecht und starrte hohläugig auf den im Kampf ums Dasein so arg mitgenommenen und doch so gesund gebliebenen Jugendfreund, — selber ein ganz anderer Mann sowohl in his night gowne als wie in complete steel, d. h. im Gesellschaftsanzuge. Er starrte, starrte, starrte und sank zurück auf die Kissen mit dem Winsellaut:

„Du — du — Uhusen?!"

„Ich — der Sohn meines Vaters!" grinste der schwarze Peter und stieß zur Verstärkung des dramatischen Effekts das Schlachtschwert der Niederlagen von Bau, Friedericia, Idstedt und so weiter vor dem Lager des Freundes so fest durch den türkischen Teppich in den Boden, daß sicherlich drunten bei Kommerzienrats einer der Kronleuchter im Salon in ein längeres Schwanken geriet.

„Du — mein — lieber — Peter?"

„Ja, ich, dein geliebtester Peter! Sie können abtreten, Rupfer; vorausgesetzt, daß du bereits gefrühstückt hast, Albin. Andernfalls würde ich anraten, dir eine Tasse Bouillon, ein Beefsteak oder ein kaltes Huhn und ein Glas Madeira ans Bett bringen zu lassen, ehe — wir weiter gehen. Ich habe nämlich dir etwas Unverdauliches mitzuteilen und die Absicht, dich, wenn es irgend möglich ist, vor dem Mittagessen mit mir zu nehmen. Wann pflegst du zu speisen, Brokenkorb?"

„Ganz — der Alte!" stammelte der Mann in den Kissen. „Zwischen vier — und fünf Uhr."

„Wo?"

„Im Hotel de Rome."

„Ganz der Alte. Immer klassisch. Na, so esse ich diesmal mit dir im Hotel de Rome. Also — jetzt rasch etwas Stärkendes, Nahrhaftes für den Herrn Hofrat, Rupfer."

Der Herr Hofrat richtete sich von neuem und jetzt mit flehend, beschwörend erhobenen Händen auf.

„Aber, mein Gott, was soll? . . . ich brauche nichts Nahrhaftes — nichts Stärkendes. Uhusen — wenn du es wirklich bist, was ich immer noch bezweifle — ich bitte dich — ich fühle mich in der That nicht recht wohl — fühle mich wirklich ein wenig angegriffen."

„Und leider, leider komme ich, dich noch ein wenig fester anzugreifen. Na, ich war immer ein braver Naturarzt, lieber Junge, wie du noch wissen mußt, ob du an meine Methode glaubst oder nicht. Und recht häufig habe ich ziemlich genau gewußt, was dir am besten war, wie du dich erinnern wirst. Aber um jedes Mißverständnis wegzuräumen, so werde ich diesmal geschickt! Alt-Lübeck, dein seliger Vater und deine selige Mutter, mein seliger Vater, die Tante Gottliebe, der Lieutenant Hegewisch und — Erdwine Hegewisch schickten mich mit der Zange, Albin; und Sie, lieber Rupfer, sorgen Sie für eine Herz- und Magenstärkung, nebenan im Arbeitszimmer, oder im Salon, unter den mittelalterlichen, den chinesischen oder sonstigen Raritäten, Rupfer. Verstören Sie die Papiere nicht, aber beeilen Sie sich. Bei der Toilette werde ich heute dem Herrn Hofrat behilflich sein."

Der Herr warf einen verzweiflungsvoll-hilflosen Blick auf den Diener; aber dieser stand schon allzusehr unter dem Bann und Zauber des gewaltthätigen Fremden, als daß er seinem Herrn anders als durch ein außergewöhnlich stupides Lächeln hätte zu Hilfe kommen können.

„Du machst mir eine unendliche Freude, Uhusen," stotterte der Hofrat. „Wir frühstücken natürlich zusammen — sorgen Sie dafür, Rupfer — und ich bin ganz für den Tag zu deiner Verfügung, Peter! Mir meine Tasse Kakao, Rupfer. In meinem Bibliothekzimmer findest du die neueste Zeitung; wenn du mir nur fünf Minuten Zeit lassen willst, liebster bester Freund, so bin ich sofort bei dir und selbstverständlich ganz dein mit Leib und Seele. Und ich hoffe, du hast deinen Aufenthalt bei uns nicht zu kurz abgemessen."

Rupfer grinste noch einmal von der Thür aus zurück, dann hörte man ihn im Studierzimmer sein Vergnügen an dem Dinge in seinem Aermel verbeißen und dann ein Gemach weiter mit Tellern, Tassen, Gläsern und sonstigem Tischgerät klappern. Herr Schmied aus Jüterbogk aber machte noch keine Miene, dem Wunsche seines Freundes nachzukommen und sich für die nächsten „fünf Minuten" zu der neuesten Tageszeitung zurückzuziehen. Im Gegenteil, er nahm Platz in dem Sessel am Fußende des Bettes seines Freundes. Er setzte sich fest hin, stellte den Degen des Lieutenants Hegewisch zwischen die Knie und stützte beide Hände und das Kinn auf den Griff und besah unheimlich lange Zeit hindurch den Freund noch genauer und zwar stumm.

Der Hofrat lächelte, wie man so unter Umständen, oder unter solchen Umständen zu lächeln pflegt; — im Wartezimmer der Zahnärzte pflegt so gelächelt zu werden.

„Du gefällst mir nicht, Brokenkorb!" seufzte der lange Peter. „Offen gestanden, Albin, du gefällst mir ganz und gar nicht; oder vielmehr, du entsprichst meinen Erwartungen nur zu sehr. Ich lese von dir, ich höre von dir und ich schüttle das Haupt und frage mich: wie muß ein Mensch, der das alles zusammen und den Leuten vorträgt, zuletzt aussehen?"

Halb geschmeichelt und halb erzürnt und jedenfalls in einer noch steigenden Aufregung erhob sich der Hofrat auf den Ellbogen.

„Aber auch du, Peter, bist nicht mehr der Nämliche wie vor —, als ich zum letztenmal das Vergnügen hatte, mit dir zusammen zu sein. Gütiger

Himmel, was hast denn du mit dir angefangen, außerdem, daß auch du nicht jünger im Laufe der Jahre geworden bist?“

„Gefreit habe ich und dabei das halbe Gesicht, ein Stück von der Nase und eine halbe Faust verloren. Meine Frau habe ich begraben; aber beruhige dich, oder besser, beunruhige dich deshalb nicht im geringsten. Das geht dich durchaus nichts an. Davon hätten wir vielleicht geplaudert, wenn dich gestern abend meine Visitenkarte zu Hause getroffen haben würde. Nicht wahr, du hast auch schon einen Vortrag über „Zwischen Lipp' und Kelchesrand‘ gehalten, Brokenkorb? Uns, uns, Albin, alter Freund, ist etwas dazwischen gekommen! Ein Stück altes Eisen aus dem Kehricht des Lebens! Und da die Zeit drängt, wollen wir über alles übrige unterwegs reden. Da! . . . wie ich beim Durchgehen durch deine Zimmer bemerkt habe, sammelst du auch kuriose Waffenstücke. Da! Und vielleicht ist das Ding käuflich. Das wäre etwas für dich ganz im besonderen! In den Handel ist es wenigstens bereits geraten.“

Er hatte dem wehrlosen armen Aesthetiker die gute Klinge des Lieutenants Hegewisch auf die Bettdecke gelegt und ging und zog die stilgerechten Fenstervorhänge zurück, um das volle Tageslicht, so gut es der gegenwärtige Herbsttag zu geben hatte, auf den Jugendfreund und die Jugenderinnerung fallen zu lassen.

„Ich verstehe dich wirklich nicht,“ seufzte der beliebte Gelehrte in das Kissen. „Ein bißchen weniger rätselhaft wäre freundschaftlicher, liebster Uhusen. Was soll das? Ein Offiziersdegen modernster Zeit! Was soll mir das sagen? Was willst du im besonderen mir damit sagen, bester Freund?“

Nun hatte er sich mit der Waffe gegen das heller in das Gemach strömende Tageslicht gewendet, und das scharfe Auge des sachverständigen Liebhabers fiel auf die eingegrabenen Schriftzeichen.

„Wie? . . . Mein Gott, woher hast du das? Wie kommt das in deine Hände?“

Der schwarze Peter zuckte nur die Achseln.

„Friedericia — Bau — Kolding, Hegewisch!“ murmelte Hofrat Dr. Brokenkorb. „Der Lieutenant Hegewisch! . . . Erdwine — Erdwine Hegewisch!“

„Wie das eigentlich in meine Hände kommt; was es uns heute will und bedeutet, weiß ich augenblicklich auch noch nicht recht anzugeben,“ sagte Schmied aus Jüterbogk ruhig. „Jedenfalls halte ich es für einen Wink des Schicksals an dich, wenigstens noch einmal aus der Welt deiner Ideale in die Hosen zu fahren. Und jetzt mache ich von deinem freundlichen Anerbieten Gebrauch und lese nebenan die Zeitung, während du Toilette machst. Ich schicke deinen Rupfer und deinen Kakao. Ich selber habe bereits gefrühstückt und bin zu allem, was der Tag bringen mag, mit dem, was das Leben von mir übriggelassen hat, aufgelegt und bereit. Beiläufig, von einer Frau Wendeline Cruse, ihrem Aufenthalt und ihrem Produktenkeller in hiesiger Stadt ist dir wohl nichts in die Erfahrung geraten?“

Zwölftes Kapitel.

Der tapfere Mann und Lebensveteran, der gute Peter Uhusen, dem sie so manchen Spottnamen aufgehängt hatten auf seinen Kriegszügen durch das Menschenschicksal von der ersten Schulbank an, saß in dem bequemen Sessel an dem Schreibtische des Freundes und hatte anfangs schwer beide Hände auf beide Kniee fallen lassen. Er hatte gestern abend, als er den Stock aus der Erbschaft der Tante Gottliebe und den Händen der Möllner Tante als Wahrzeichen hineinschickte und zurückließ, sich das Wiederzusammentreffen wahrlich ein wenig spaßiger vorgestellt, als es nun ausfiel. Wie häufig geschieht das, und wie sonderbar, daß selbst Menschen wie dieser dumme Peter sich immer doch von neuem darüber wundern, wenn die lustigen klaren Wellen, die von Phantasieland herüberrollen, vor ihren Füßen als trübstes Spülwasser des Erdendaseins anlangen!

Der Schmied von Jüterbogk, als Verfasser der „Seeräuber von Blankenese“, schlug mit den flachen Händen einen Marsch auf seinen Knieen, aber es war ein melancholisch-trauerhaft Tempo, mit dem er seine Gedanken so begleitete. Er nickte vor sich hin, blinzelte mit dem gesunden Auge um sich her, schüttelte den äußerlich so zerfetzten und innerlich so heilen und ganzen Kopf und murmelte:

„Was soll das nun? Was können wir voneinander haben? Wär's gestern auf einen närrischen Abend bei einer Cigarre und einem Glase Wein hinausgelaufen, so hätte es wenigstens das sein können was der Deutsche gemütlich nennt — ein sauberes Wort für mancherlei oft recht unsaubere Dinge. Da hätt' ich ihm lachend den Knüppel zwischen die Beine geworfen und mein Vergnügen an seiner Eselhaftigkeit gehabt. Jawohl, Peter Uhusen, ob die Kleine da in Untermeidling unter ihrem grünen Hügel wohl nicht ein wenig an dem alten Stück Eisen beteiligt ist, das dir selber jetzt zwischen die Beine geraten ist und worüber du hierhin, in des Lebens Behaglichkeit gestolpert bist? . . . Was hilft er mir in seinen Hosen hier an seinem Frühstückstisch und in seinem Pelz draußen im schlechten Lebenswetter? Und doch — er ist nun so gut wie ich darin — von allem Sonnenschein und Mondenlicht über den Türmen von Lübeck und den Wellen der lübischen Bucht her — und — mit muß er jetzt: allein fress' ich diesen sauergewordenen süßen Kinderbrei nicht! Beim Satan, er nimmt auch seinen Löffel, mag er wollen oder nicht.“

Der schwarze Peter selber nahm aber trotz dieses grimmigen Stoßseufzers zuerst doch, wenn auch ganz mechanisch, die Zeitung. Anfangs hielt er sie verkehrt, dann auch mechanisch, als gebildeter Mann, leserecht. Anfangs las er nicht, sondern sah nur Buchstaben; aber wieder ganz mechanisch setzten sich in ihm diese Buchstaben zu Wörtern, Namen und Begriffen zusammen. Nun packte er mit beiden Händen, sowohl der gesunden wie der verstümmelten, das Blatt und rückte sich zurecht im Stuhl.

Er vertiefte sich in ein „Referat“ über den

Freund, in eine ausführliche Besprechung der letzten öffentlichen Leistung desselben . . .

Und wie er vorhin beim Ueberschreiten der Schwelle: „Donnerwetter; wie gemütlich!“ gerufen hatte, so murmelte er jetzt von Zeit zu Zeit, und dann und wann einen Blick nach dem Schlafzimmer nebenan werfend, wo der betäubte, verstörte Albin noch immer mit seiner Toilette beschäftigt war: „Mag er wollen oder nicht; mit muß er! er weiß alles ja ganz genau! — er redet zu gut! — Und sein Thema?! Das Kind, das Weib und der Mann auf der Erde! . . . Du liebster Himmel, wie wird der Mensch als Mann auf der Erde meistens im Blindekuhspiel herumgeführt! Da versitze ich vorgestern den ganzen Abend und die halbe Nacht im königlichen Schauspiel — ‚Das Leben ein Traum‘; — und nachher einsam mit dem müden Kopf auf beiden Fäusten in den Kaiserhallen, und drei Schritt abseits redet dieser Mensch und Charakter so zur Sache! Den armen Kerl triffst du immer noch früh genug zu Hause, Uhusen, denke ich gestern abend noch und lasse ihm meinen Knüppel des Spaßes wegen als Wahrzeichen zurück, und nun sitze ich so und sage nichts weiter als: ‚Gott ist groß und Mohammed ist sein Prophet!‘ Aber beim Zeus, dem bewölkten und unbewölkten, diesen Mr. Propheten des alten Allah kaufe ich mir jetzt wieder ’mal mehr denn je und nehme ihn erbarmungslos mit zur Richtigstellung des Verhältnisses von Mann, Weib und Kind zu dieser Erde. Bestellen Sie dreist eine Droschke, Rupfer; ich bin gleich mit dem Artikel fertig und der Herr Hofrat hoffentlich bald mit seinem Kakao.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Jesuiten.

Von

Johannes Scherr.

(Fortsetzung.)

Die geschichtliche Wahrheit ist, daß dieser Satz nicht allein in der Praxis, sondern auch in der Theorie existierte, bevor es Jesuiten gab. Er findet sich ja andeutungsweise schon in der Schrift des Aristoteles „Vom Staat“ und ist später durch Machiavelli mit breitester Deutlichkeit in seinem „als wie mit Teufelsfingern“ geschriebenen Büchlein „Vom Fürsten“ abgehandelt worden. Noch denkwürdiger ist eine bezügliche Stelle beim Martin Luther, auf welche Huber mit Recht nachdrucksam hingewiesen hat (a. a. O. S. 112). Im Jahre 1520, also zu einer Zeit, wo der spanische Offizier Loyola noch nicht die entfernteste Ahnung von der Stiftung des Jesuitenordens hatte, schrieb Luther an Johann Lange: „Wir hier (in Wittenberg) sind überzeugt, das Papsttum sei der Sitz des wahren und wirklichen Antichrists, wider dessen Trug und Tücke wir, um des Heils der Seelen willen, alles für erlaubt halten (nos hic persuasi sumus, papatum esse veri et germani Antichristi sedem, in cujus deceptionem et nequitiam ob salutem animarum nobis omnia licere arbitramur).“ Das hieß doch mit aller Entschiedenheit bekennen, daß der Zweck die Mittel heilige. Philosophen des Mittelalters und der Neuzeit haben über das Geltenlassen oder die Verwerfung des Satzes hin und her gestritten. Die größte scholastische Autorität der römischen Kirche, Thomas von Aquino, hat ausdrücklich erklärt, daß übel beraten sei, wer einen guten Zweck mittels schlechter Mittel zu erreichen trachte. Spinoza dagegen fand es naturrechtlich begründet, daß der Zweck die Mittel heilige, und allerdings beweist die Natur alltäglich und allstündlich, daß sie bei der Erreichung ihrer Zwecke durchaus nur nach der Zweckmäßigkeit und nicht etwa nach der Moralität ihrer Mittel fragt. Hegel hat sich bemüht, den vielberufenen Satz als philosophisch unrichtig zu erweisen, und die neuzeitlichen Philosophen und Theologen sind ihm zahlreich beigetreten. Der große Kant freilich hatte achselzuckend gemeint, es sei noch keinem Philosophen geglückt, die Praxis der Politik mit der Theorie der Moral in Uebereinstimmung zu bringen, und wenn die Jesuiten der Maxime „Der Zweck heiligt die Mittel“ gemäß handelten und handeln, so konnten und können sie mit Fug sagen, daß sie es nur machten und machen wie die Politiker aller Zeiten und Parteien.

Der unbefangene und gerechte Urteiler wird also in betreff dieses Punktes der Compagnie Jesu nicht mehr Schuld zuwälzen als der Natur und der Menschheit. Angesichts des brutalen Cynismus, womit die Materialisten und Anarchisten unserer Tage die gemeinste Selbstsucht als höchstes Gesetz ausschreien, wäre es vollends lächerlich, den Jesuiten ein Verbrechen daraus machen zu wollen, daß sie thun, was alle Welt thut, d. h. daß sie in einer Zeit, allwo der Leiter eines großen Geldinstituts offen aussprechen durfte, mit dem Katechismus in der Hand vermöge man keine Geschäfte zu machen, die Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke nicht auf die Goldwage der Moral legen.

Dagegen ist es nur gerecht, scharf zu betonen, daß die Art und Weise, wie der Jesuitismus mit der Sittenlehre im allgemeinen und im besonderen umsprang, ein Verwerfungsurteil herausfordern mußte. Die „Kasuisten“ des Ordens, unter welchen ein Escobar oder ein Busenbauer als typische Figuren dastehen, waren Rabulisten, welche aus Weiß Schwarz oder aus Schwarz Weiß zu machen verstanden, Taschenspieler, die mit Begriffen und Worten ein frivoles Ball- und Becherspiel trieben, Tausendkünstler, welche mit der Moral hantierten als mit einem bequemen Vexierding, das man je nach den Umständen diese oder jene Form annehmen lassen, nach Belieben prunkend zeigen oder aber achtlos in die Tasche stecken konnte — so oder so, überall und allezeit „ad majorem dei gloriam“, d. h. zur Förderung der Ordenszwecke. Als ganz abscheulich kam die seelsorgerliche Theorie der Jesuiten zum Vorschein, wenn ihre Kasuisten von geschlechtlichen Sachen handelten. Da wurde ihre Pastoraltheologie schlankweg zur Zoto-

logie. Es gibt von Jesuiten herrührende Anleitungen zum Beichthören, die in der Schamlosigkeit das Unglaublichste leisten. Daß diese Lehrbücher lateinisch geschrieben wurden, ist gar keine Entschuldigung. Latein war ja die Unterrichtssprache in den Jesuitenkollegien. Vom Pater Moja im 17. bis zum Pater Gury im 19. Jahrhundert zieht sich ein pestilenzischer Strom von Schmutz herab. Wir wollen denselben, für welchen in einem anständigen Buche kein Raum ist, schweigend zur Seite leiten, in den riesigen Schweinekober hinein, wohin er gehört . . .

Das Ziel, welches der Stifter seiner Gründung gesteckt hatte und das bis zum heutigen Tage von der Gesellschaft Jesu thatkräftig angestrebt wurde, war die Ausbreitung und beziehungsweise Wiederherstellung des mittelalterlichen Katholizismus. Hierauf ist wie die Doktrin und der Kult der Jesuiten mit seinem Mariä- und Reliquiendienst, mit seinem theatralischen Ceremoniell und seinen augenfälligen Bußübungen, wie weiterhin ihre Moraltheorie und seelsorgerliche Praxis, so auch und vor allem ihre Ordensverfassung berechnet gewesen und geblieben.

Derselben zufolge gliedert sich die Compagnie Jesu in vier Klassen oder Kreise. Der äußerste und weiteste Kreis umschließt alle, welche unter dem Gehorsam des Generals leben, also auch die Novizen. Nur geistig und körperlich Gesunde, sowie nur gut Beleumdete sollen zum Noviziat zugelassen werden, keine Verehelichten, keine Sklaven, auch keine Abkömmlinge von Mohammedanern oder Juden. (Die Juden wurden jedoch später zu Gnaden angenommen, und der Orden zählte und zählt nicht wenige getaufte Israeliten.) Gesetzlich soll die Zulassung zum Noviziat nicht vor erreichtem 14. Lebensjahr erfolgen, aber der General kann Ausnahmen gestatten. Die Novizen scheiden sich in drei Arten: die einen wollen geistliche, die anderen weltliche Mitglieder der Compagnie werden, die dritten sind sogenannte „Indifferente", d. h. bereit, sich einer von den Oberen beliebten Verwendung zu unterziehen. Das bis in alle Wichtigkeiten und Kleinigkeiten hinaus geregelte Noviziat — die Schriften von Bode und Köhler (s. o.) geben darüber authentische und belehrende Aufschlüsse — soll zwei Jahre währen und ist eine strenge Prüfungszeit, insbesondere auch darauf angelegt, den Novizen „von der Welt", d. h. von allen Familienbanden, von allen Verbindungen mit „da draußen" loszumachen und ihn so zu drillen und zu dressieren, daß er schließlich „perinde ac si cadaver" im Sinne der Ordensobedienz sei.

Nach wohlbestandenem zweijährigen Noviziat und nach abgelegten Prüfungen werden die Novizen in den zweiten sich nach innen zu verengenden Kreis aufgenommen. Entweder als weltliche Koadjutoren („coadjutores temporales"), Ordensmitglieder, welche für die zeitlichen Bedürfnisse der Compagnie zu sorgen haben als Sakristane, Hausdiener, Gärtner, Handwerker, Köche, Güterverwalter, oder als genehmigte Scholastiker („scholastici approbati"), welche im Lehr- und Erziehungsfach oder in priesterlichen Aemtern des Ordens verwendet werden sollen. Beide Klassen legen die drei Gelübde des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit ab, obzwar nicht öffentlich, und verpflichten sich dadurch der Gesellschaft Jesu dergestalt, daß sie nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Generals dieselbe wieder verlassen können.

Den weltlichen Koadjutoren liegt noch eine zehnjährige Probezeit ob, und sie müssen das dreißigste Jahr zurückgelegt haben, bevor sie zur öffentlichen und feierlichen Leistung der drei Gelübde zugelassen und demzufolge als wirkliche Mitglieder der Compagnie betrachtet werden. Die genehmigten Scholastiker werden nach absolviertem Studium der Rhetorik und Litteratur, der Philosophie, Mathematik und Physik zumeist etliche Jahre lang als Hilfslehrer in einem der Erziehungshäuser des Ordens verwendet, dann zum Studium der Theologie herangezogen und nach Beendigung desselben binnen vier bis sechs Jahren zu Priestern geweiht. Damit und sodann mittels öffentlicher und feierlicher Ablegung der drei einfachen Gelübde werden sie geistliche Koadjutoren („coadjutores spirituales"), auch „Professen der drei Gelübde" geheißen, und treten in den dritten Kreis der Gesellschaft Jesu ein als eigentliche Angehörige derselben. Ihre Thätigkeit ist eine seelsorgerliche, missionärische und pädagogische, zuweilen auch eine diplomatische und häufig eine litterarische. Aus diesem Kreise pflegen die gewandtesten und mutigsten Sendlinge und Agenten, wie die geschicktesten Publizisten des Jesuitismus hervorzugehen. Zu den Rechten der geistlichen Koadjutoren gehört auch, daß sie zu den Generalversammlungen der Compagnie abgeordnet werden können und in denselben sitzen und stimmen dürfen, nur nicht bei der Wahl des Generals.

Um aus dem dritten Kreis in den vierten und innersten vor- und einzurücken, bedarf es neben einem Alter von mindestens 45 Jahren ausgezeichneter Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit, bereits notorisch um den Orden erworbener Verdienste und überdies noch einer besonderen zweijährigen Prüfungszeit, welche damit beschlossen wird, daß der zu Promovierende seine wissenschaftliche Befähigung nachweisen und — drei Tage lang betteln gehen muß. Nach Erfüllung dieser Bedingungen fügen die Kandidaten zu den drei gewöhnlichen Gelübden nach Vorschrift des Ordensstatuts noch das an den Papst, als „an den zeitweiligen Statthalter Christi", gerichtete vierte hinzu: „Ohne Einrede, ohne Reisegeld zu begehren, überallhin in der Welt zu gehen, allwohin zu gehen der Papst befehlen mag, sei es unter Gläubige oder Ungläubige, für Dinge, welche auf den Dienst Gottes und auf den Vorteil der christlichen Religion abzielen." So wird man ein „Profeß der vier Gelübde" und Mitglied derjenigen Klasse von Jesuiten, welche den Kern der Compagnie bilden. Diese „professi nostri" — so geheißen im Gegensatz zu den Professen der drei Gelübde, „professi externi" — sind an Zahl verhältnismäßig gering: auf hundert Mitglieder des Ordens mögen vielleicht ihrer zwei kommen. Sie formieren den Generalstab der Heerschar Jesu. Sie wählen den General und führen in den Generalversammlungen das leitende Wort. Aus ihrem Kreise

werden die höchsten Würdenträger bestellt, die „Assistenten", d. h. die Geheimräte („consultores") und Beaufsichtiger („admonitores") des Generals, die „Provinzale", d. h. die gebietenden Oberen einer der Provinzen des Ordens, die „Superioren" der Profeßhäuser, die „Rektoren" der vornehmsten Erziehungsanstalten, die Beichtväter von Königen und Königinnen, Prinzen, Prinzessinnen und sonstigen großen Herren und Damen, die „Prokuratoren", welche die Finanzen, die beweglichen und unbeweglichen Güter der Compagnie zu verwalten haben. Denn, wohlverstanden, das Gelübde der „Armut" ist im Jesuitenorden „cum grano salis", ja mit einem ungeheuer großen Brocken Salz zu verstehen. Der einzelne Jesuit, insonderheit der hochstehende, der Profeß der vier Gelübde, muß arm sein und darf sich auch für seine geistlichen und pädagogischen Verrichtungen nicht bezahlen lassen. Aber die Compagnie, die darf „Almosen", d. h. Geschenke und Vergabungen aller Art annehmen. Nur soll es nicht so aussehen, als wären diese „Almosen" die Vergütung für von der Gesellschaft geleistete Dienste, sondern so, als flössen die Spenden ganz aus freier Hand und rein nur „zur größeren Ehre Gottes".

Auf diese sinnreiche Weise, sowie durch kühne Handelsspekulationen ist der „Bettelorden" der Jesuiten zum Besitz von unermeßlichem Gut und Geld gelangt.

Neben den offiziellen Jesuiten der vier gekennzeichneten Kreise oder Klassen — Scholastiker, Koadjutoren, Professen von drei und Professen von vier Gelübden — gab und gibt es aber auch noch offiziöse, die sogenannten „Affiliierten", die Zugewandten oder Angereihten, deren Vorhandensein durch die Publizisten des Ordens freilich gelegentlich bestritten und abgeleugnet worden ist. Trotzdem kann die Existenz von „affiliierten" Jesuiten einer ernsten Anzweifelung kaum unterstellt werden. Der Vorteil, in der Weltgeistlichkeit, sowie in der Laienwelt, besonders in der vornehmen oder reichen, zuverlässige Verbündete zu haben, lag zu handgreiflich nahe, als daß er von der jesuitischen Politik hätte übersehen werden können. Auf der anderen Seite verbürgte ja die Verbindung mit dem Orden und die Förderung der Zwecke desselben köhlergläubigen Menschen ihr Seelenheil, wie nebenbei nicht minder allerhand zeitliche Vorteile. Despotischen Fürsten und herrsch- und habgierigen Ministern mußte ganz besonders naheliegen, durch verschwiegenen Anschluß an die mächtige Compagnie die Unterstützung derselben zu erlangen. Weiterhin hatte es ja der General in der Hand, mittels Modifizierung der Ordensgelübde, mittels Dispensen u. s. w. den Affiliierten alle möglichen Erleichterungen zu gewähren. Eine Ordenstracht brauchten sie um so weniger anzulegen, da auch die Jesuiten selber keine hatten. Sie gingen in schwarzer Tuchkleidung vom Schnitt, wie er bei Gelehrten üblich. Sie trugen ein talarartiges, bis an den Hals geschlossenes Unterkleid, darüber ein langes, schwarzes, vorn offenes Uebergewand und als Kopfbedeckung entweder ein schwarzes Barett mit vier Ecken — das „viereckechte oder vierhörnige Jesuwiderhütlein" nennt es der alte Fischart — oder einen schwarzen Hut mit flachem Boden und breiter Krempe, welche an den Seiten mit einer Schnur aufwärts gebogen war, den sogenannten Schaufelhut. Uebrigens ging der Jesuit mit Erlaubnis oder auf Befehl der Oberen auch in der Tracht der Weltleute, wenn die Verhältnisse dies angezeigt erscheinen ließen. Aus alledem erhellt, daß es Mitglieder der Compagnie Jesu geben konnte und kann — „Affiliierte" —, welche im weltlichen Stande und sogar in der Ehe lebten. Derartige Jesuiten sollen gewesen sein die Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III., die Könige Jao III. von Portugal, Siegmund III. von Polen und Ludwig XIV. von Frankreich, sowie der Kurfürst Maximilian I. von Bayern. Auch fürstliche und prinzeßliche Jesuitinnen werden genannt. Aktenmäßige Sicherheit über die Jesuiten „von der kurzen Robe", wie man die Affiliierten zu bezeichnen pflegt, ist freilich bis zur Stunde noch nicht zu erlangen gewesen.

Das Regiment der Compagnie war im ganzen wie im einzelnen streng und straff, das Leben in den Profeßhäusern und Kollegien auf dem Fuß der Wohlanständigkeit und Schicklichkeit eingerichtet und geregelt. Wohllebigkeit, aber auch Ueberspannung der Askese waren daraus verbannt. Der General herrschte mittels der Provinziale, diese regierten mittels der Superioren, Rektoren und Prokuratoren. Der Geschäftsgang war musterhaft genau und rasch. Nie ist eine Verwaltungsmaschine zweckdienlicher gebaut, besser geölt und geschickter gehandhabt worden als die der Gesellschaft Jesu.

Das demokratische und parlamentarische Element in der Verfassung derselben kommt zur Geltung in den gesetzmäßigen Versammlungen der Mitglieder, in den Prokuratoren-, Provinzial- und Generalkongregationen. Die Verhandlungen der beiden erstgenannten finden regelmäßig von drei zu drei Jahren statt, außerdem auch bei ungewöhnlichen Veranlassungen. Die Generalkongregationen werden nicht periodisch, sondern nur unter außerordentlichen Umständen durch den General oder dessen Stellvertreter berufen, sollen nur in Rom zusammentreten und gewähren die volle Stimmfähigkeit bloß den Professen der vier Gelübde, den Provinzialen und solchen Superioren, Rektoren und Prokuratoren, welche in den Provinzialkongregationen Sitz und Stimme haben. Dieser ganze parlamentarische Apparat ist selbstverständlich, wie eben alles und jedes in der Compagnie Jesu, so konstruiert, daß er ein weiteres wirksames Mittel zur Handhabung straffer Disziplin und scharfer Ueberwachung abgibt. Man kann überhaupt sagen, das ganze Dasein der Mitglieder des Ordens sei nur eine unausgesetzte gegenseitige Beobachtung und Ueberwachung. Die Kette derselben ist vom Noviziat hinaufgespannt bis zum Generalat. Denn wenn alle Fäden des ewigen Visitierens und Kontrollierens in der Hand des Generals zusammenlaufen, so ist dieser doch auch seinerseits, wie schon erwähnt worden, der Gegenstand einer beständigen Beaufsichtigung und Kontrolle. Der General ist der oberste Spion und dann zugleich der oberste Bespionierte. Die in seinem

Inneren bis zur äußersten Raffiniertheit ausgebildete Polizeikunst des Ordens war und ist eines seiner erfolgreichsten Machtmittel nach außen.

Mit seinem wirklichen Eintritt in die Gesellschaft Jesu stirbt der Jesuit wie der Familie, so auch dem Vaterland ab, um nur noch in der Compagnie und für dieselbe zu leben. Er hat keine Privatinteressen, kein Eigentum und keinen Willen mehr. Er ist nicht mehr eine Persönlichkeit, sondern bloß noch je nach dem Gutfinden der Oberen ein so oder so geformtes Werkzeug in den Händen derselben — „perinde ac si cadaver sit“. Heimatlos, verwandtenlos, freundlos, muß er zu jeder Stunde bereit sein, von einem Ort zum anderen, aus diesem Land in jenes zu wandern, jetzt in irgend ein Centrum der Kultur, dann wieder in ferne Wüsteneien versetzt, heute zur Mitwirkung an den feinsten Geweben europäischer Diplomatie, morgen zur Heidenmission unter kannibalische Barbaren kommandiert zu werden. Um es kurz zu sagen, die Jesuiten, vom niedrigsten bis zum höchsten, waren nur Treibriemen, Räder, Walzen, Stifte und Kurbeln in einer beispiellos kunstvoll gebauten, mit der Dampfkraft des Glaubens in Betrieb gesetzten Kolossalmaschine.

Und so wie er war, konnte der Orden schon bald nach seinem Aufkommen nicht verfehlen, bei denkenden Menschen, also bei einer Minderheit, sehr gemischte Gefühle hervorzurufen — im Hinblick auf seine meisterliche Organisation, seine Energie, Aufopferungsfähigkeit und Wirkungskraft: gewaltigen Respekt, im Hinblick auf seine fanatische Unduldsamkeit, seine zweideutige Moraltheorie und seine skrupellose Politik: scheue Furcht. Streng sittliche und wahrhaft fromme, aber hellsichtige und duldsame Menschen haben darum schon frühzeitig gedacht, was später ein lateinischer Reim aussagte:

„O vos, qui cum Jesu itis,
Non ite cum Jesuitis!“

6.

Die Compagnie marschiert.

Aber was auch eine Minderheit von Menschen denken mochte, die Leute gingen scharenweise mit den Jesuiten, zu Hunderttausenden, zu Millionen.

Seit den Triumphen, welche das Christentum in seiner ersten Jugendfrische gewonnen, seit den Siegen, welche der Islam im ersten wilden Auflodern seines Fanatismus davongetragen, waren Erfolge, wie sie dem Jesuitismus zu teil wurden, nicht mehr geschaut worden. Das Vorschreiten und Umsichgreifen dieses Brandes war viel rascher und drastischer als das des Lichtschimmers der Reformation. Wo diese, so zu sagen, die Flöte der Ueberzeugung geblasen, marschierte die Compagnie Jesu mit den Trompeten und Pauken der Ueberredung, der Ueberschreiung auf. Die Menge aber hat bekanntlich zu allen Zeiten die Blechmusik geliebt und Trompeter und Pauker den Flötisten und Geigern vorgezogen.

Noch das 16. Jahrhundert sah den großen kulturgeschichtlichen Umschwung. Der Protestantismus wurde aus einem Angreifer zu einem Angegriffenen, aus einem Eroberer zu einem Verteidiger, welcher aus gar vielen der von ihm zuvor gewonnenen Stellungen vor dem Ansturm des Jesuitismus mit gesenkten oder gar verlorenen Fahnen zurückweichen mußte. Nicht allein physisch, sondern auch moralisch, auf welche Art von Rückzug im Verlaufe unserer Betrachtung schon früher hingewiesen wurde.

Die Gesellschaft Jesu war beim Tode ihres Gründers und ersten Generals 17 Jahre alt und schon zählte sie 1000 Mitglieder, worunter 35 Professen der vier Gelübde, und 100 Niederlassungen in 12 „Provinzen“. Loyolas Nachfolger im Generalat war einer seiner ersten Schüler, der Spanier Jayma Lainez, welcher von 1556 bis 1565 befehligte und dem der Orden hoch verpflichtet ist. Er hatte zum Nachfolger abermals einen Spanier, und zwar einen spanischen Granden, den Duque Francisco de Borja (ital. Borgia), einen Urenkel Alexanders VI.; denn er war ein Enkel jenes Duca Juan di Gardia, welcher der älteste Sohn des genannten Papstes (Rodrigo Borja) gewesen und auf Anstiften seines Bruders Cesare Borgia in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1497 ermordet und in den Tiber geworfen worden war. Diesem dritten General (1565 bis 1572) folgte als vierter Ewerard Mercurian (1572 bis 1581), von Herkunft gleichfalls ein Spanier, wie es scheint. Der fünfte General, Claudio Aquaviva (1581 bis 1615), ein Neapolitaner aus dem herzoglichen Hause Atri, war einer der bedeutendsten von allen, welche das Generalatsregister der Compagnie aufzuweisen hat. Verfolgt man dasselbe weiter und bis zum Jahre 1730 herab, so begegnet man diesen Namen: Muzio Vitelleschi (1616 bis 1645), Vincenti Caraffa (1646 bis 1649), Francesco Piccolomini (1649 bis 1652), Alessandro Gottofridi (1652 bis 1662), Goswin Nickel (1662 bis 1664, ein weißer Rabe, so zu sagen, d. h. der einzige Deutsche unter allen diesen Spaniern und Italienern), Giovanni Paolo Oliva (1664 bis 1682), Karl van Noyelle (1682 bis 1697, ein Belgier), Thyrsis Gonzalez (1697 bis 1706) und Angelo Tamburini (1706 bis 1730).

Die Mehrzahl dieser Generale zählte keineswegs zu den Nummer-Eins-Männern; verschiedene darunter waren sogar notorische Nullen. Allein der Organismus des Ordens war schon so kräftig und innerlich wie nach außen so gefestigt, daß auch unbedeutende Oberhäupter seinen Fortschritt nicht hemmen konnten, sondern fördern mußten. Der Ausbau der Verfassung ging stetig und gedeihlich weiter, und der Marsch der Compagnie gestaltete sich mehr und mehr zu einem Siegesmarsch.

Unmittelbar nach seiner Gründung hatte der Orden sein Bekehrungsgeschäft im großen Stil eröffnet und seine Missionsthätigkeit nach zwei Richtungen hin begonnen. Außerhalb Europas wider die „Heiden“, innerhalb unseres Erdteils wider die „Ketzer“. Der neben Loyola hervorragendste Mann der Gesellschaft, Francisco Xaverio, welchem auch aus protestantischem Munde das Lob eines „unaus-

sprechlichen und heiligen Eifers" zu teil geworden, machte sich schon im Jahre 1542 nach Ostasien auf, um in den portugiesischen Kolonien von Indien und dann in Japan das Christentum zu predigen — mit da und dort glänzendem, aber nirgends dauerhaftem Erfolg. Denn dieser Missionär war zu hoch gesinnt, um sich zu diplomatischen Anbequemungskünsten herabzulassen, wie sie jesuitische Nachfolger auf seinen Pfaden dem Brahminismus, dem Buddhismus und dem Konfucismus gegenüber ohne Skrupel geübt haben, mit freilich auch nur dauerlosem Glück. So der Pater Ricci in China und der Pater Nobili in Indien. Rechnet man alles zusammen, was die Jesuiten in ihrer auf die Bekenner des Brahminismus, Buddhismus und Mohammedanismus abzielenden Bekehrungsarbeit gewonnen haben, so ist das Ergebnis eigentlich ein recht unbedeutendes, wie man ja von der christlichen Mission unter den Gläubigen der genannten Religionen überhaupt und bis zum heutigen Tage herab sagen kann: „Viel Geschrei und wenig Wolle."

Ganz andere, nicht nur unverhältnismäßig weit größere, sondern auch wirklich dauerhafte Triumphe erfocht die Compagnie Jesu in Europa mittels ihrer Feldzüge wider die „Ketzerei".

Zunächst in Italien, wo alle über die Alpen herübergeflogenen Funken reformatorischen Geistes durch die unerbittlich aufstampfenden Füße der Jesuiten und Jesuitengenossen ausgetreten wurden, und unter dem Oberkommando des Generals Lainez namentlich im Jahre 1561 der brennende Rechtgläubigkeitseifer gegen die Sekte der Waldenser im Norden und im Süden der Halbinsel mörderisch sich ausließ. Etliche Tausende von „Ketzern" und „Ketzerinnen" sind bei Gelegenheit dieser „Rettung der Religion" in Kalabrien und in den Alpenthälern von Piemont dem Moloch des „alleinseligmachenden" Glaubens geopfert worden. An allen italienischen Höfen, nur den von Florenz ausgenommen, hatten die Jesuiten bald einen großen und einen herrschenden Einfluß, und wenn mitunter ein italischer Staat, wie z. B. die Republik Venedig, gegen die loyolaitische Umstrickung mehr oder minder heftig sich sträubte, so wußte die Politik vom „Al Gesù" dieses Sträuben doch immer zu einem bald wieder aufgegebenen zu machen.

Die Jesuiten bedienten sich schon dazumal des Kunstgriffes, dessen sie sich später so häufig bedienten und noch heute bedienen: sie machten den Machthabern bange. Dazumal mit der Reformation, wie nachmals mit der Revolution. Sie wußten die Inhaber von Thronen und Thrönlein, wie von Minister-, Bürgermeister- und Rätesesseln zu überreden, daß für Möbel dieser und jener Art nur die Altäre der alleinseligmachenden Kirche und ganz vorzugsweise die von ihnen, den Mitgliedern der Compagnie Jesu, bedienten Altäre zuverlässige Stützen und Rückhalte abgäben. Sie wußten es den herrschenden Klassen einleuchtend zu machen, daß der höllische Wechselbalg, welchen der Teufel mit der Apostasie gezeugt, die sogenannte Reformation, notwendig die politische Revolution gebären würde. Weil Rebellen gegen das Papsttum, müßten die Ketzer schlechterdings auch Rebellen gegen das Königtum sein und wie die kirchliche, so auch alle und jede staatliche Autorität verwerfen. Das predigten die Jesuiten, und damit fanden sie Glauben zur selbigen Zeit, wo das Luthertum im Servilismus schon sich selber zu überbieten und zu übertreffen suchte und mußte, und wo der Calvinismus in Genf ein bis zum Aberwitz despotisches Regiment führte!

Spanisch von Herkunft und superlativisch spanisch seiner ganzen Natur nach, mußte der Jesuitismus den Weg in sein Heimatland für einen gewiesenen und geebneten halten. Aber er fand denselben wider Erwarten sehr holperig und vielfach versperrt. Die lieben Mitbrüder in Christo thaten alles Mögliche, um die gefürchteten loyolaitischen Konkurrenten vom spanischen Boden fern zu halten. Der erste Hierarch des Landes, der Kardinal-Erzbischof von Toledo, wollte nicht nur nichts von den Jesuiten wissen, sondern untersagte auch seinem Klerus jede Verbindung mit denselben. Es ging ein Geschrei um in den spanischen Klöstern: „Was, dieser Jñigo de Recalde will sich als Ordensstifter aufthun? Er, von dem kein Mensch zu sagen weiß, daß er auch nur das kleinste Wunder verrichtet hätte, während unsere Ordensstifter, der heilige Franziskus und der heilige Dominikus, die allergrößten nur so aus den Aermeln schüttelten. Weg mit ihm! Anathema sit." (Die Jesuiten merkten sich das und sorgten dafür, daß ihr Stifter das, was er bei Lebzeiten versäumt hatte, nach seinem Tode als „heiliger Leib" ausgiebig nachholte.) Schlimm war fernerweit, daß auch König Carlos I. (Kaiser Karl V.) seiner Rechtgläubigkeit ungeachtet die Compagnie Jesu scheel und mißtrauisch ansah, weil ihre unbedingte Abhängigkeit vom Papste, mit welchem er ja nicht selten in politische Händel und Fehden geriet, ihm höchst bedenklich vorkam. Sogar sein Sohn und Nachfolger Philipp II., der Erzfanatiker, hegte anfänglich starke Bedenken gegen die Jesuiten. Aber diese verstanden es, mittels Klugheit, List, Geduld und Beharrlichkeit allen diesen Hindernissen obzusiegen. Der Anfang ihrer Eroberung Spaniens datiert vom Eintritt des Vizekönigs von Katalonien, Francisco Borja, Duque de Gardia, in den Orden (1548), welcher, wie schon gemeldet, diesen Urenkel des verrufensten aller Päpste aus Dankbarkeit später zu seinem dritten General erhob. Das Beispiel dieses spanischen Granden wirkte zu gunsten der Jesuiten mächtig auf seine Landsleute aller Klassen, insbesondere der untersten und der obersten. Die mönchesüchtigen Spanier konnten ihrer Lieblinge gar nicht genug haben und nahmen also den neuen Orden mit Begeisterung auf. Die Kirchen erwiesen sich bald als zu klein, um die Scharen der Hörer und Hörerinnen zu fassen, welche sich um die Kanzeln der loyolaitischen Prediger drängten. Schon im Jahre 1548 vermochten die Jesuiten in Salamanca, der ersten Universität Spaniens, ein Kollegium zu erbauen. Zur gleichen Zeit faßten sie auch in Alcala Fuß, und von den beiden Hochschulstädten aus verschlängelten sie sich rasch über das ganze Land. Und wie hier, so wußten sie sich auch in

den spanischen Niederlanden aus dem Verhältnis des offiziösen Geduldetseins binnen wenigen Jahren in das des offiziellen Anerkanntseins emporzuarbeiten. Ihr Sturmbock und Breschestoßer war hier jener Lefèvre, welchen wir als den ersten Schüler des „Gründers“ kennen lernten. Auf Zureden des Duque de Feria, der einen Bruder im Orden hatte, bewilligte Philipp II. den Jesuiten die Ansiedelung in den niederländischen Provinzen (1556), und die Gunst der Statthalterin Margareta von Parma, welche einen von der Compagnie zum Beichtvater genommen, ermöglichte ihnen die Gründung von Kollegien in Löwen und Antwerpen (1562).

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsballon.

Von

* * *

Ende September 1870 hatte ich südlich von Paris für mehrere Wochen einen Beobachtungsposten bezogen. Während dieser Zeit gelang es meinen Husaren, von einem Patrouillenritte als Siegesbeute einen jener kleinen Luftballons heimzubringen, die man in größeren Städten wohl an Sonn- und Feiertagen zu Vergnügungszwecken aufsteigen läßt. Ein gut gezielter Schuß mit dem Karabiner hatte die Seidenhülle des zierlichen Luftschiffchens getroffen, und im raschen Niederfallen war der Ballon in den Aesten einer Eiche hängen geblieben. Von dort hatte ein gewandter Kletterer die Fetzen zerrissenen Stoffes heruntergeholt und damit eigentlich wider Erwarten einen guten Fang gethan. Denn an Stelle der Gondel war unter dem Ballon ein dickes, durch den umhüllenden Wachstaffet gegen zerstörende Witterungseinflüsse geschütztes Paket befestigt gewesen, Briefe über Briefe enthaltend, welche aus der eingeschlossenen französischen Hauptstadt heraus über die Köpfe der „maudits prussiens“ hinweg in die Provinzen befördert werden sollten. Abends saßen die Offiziere beim Schein einer einsam glimmenden Talgkerze in dem mit dunkelpoliertem Mahagoniholz bis unter die Decke getäfelten prächtigen Speisesaal des Schlosses Piquepus, um den Inhalt dieser Schriftstücke zu entziffern. Das war bei der kleinen Schrift und dem feinen Papier, welches aus naheliegenden Gründen bei den meisten benutzt war, keine ganz leichte Aufgabe. Aber wir entdeckten doch einige an die Delegation in Tours gerichtete militärische Dienstschreiben, die für unsere höheren kommandierenden Behörden nicht ohne Wichtigkeit waren und in zahlreichen privaten, meistens recht kläglichen Herzensergießungen Schilderungen von dem Leben und Treiben in der belagerten Stadt enthielten, die eine einigermaßen zutreffende Vorstellung von den dort herrschenden Zuständen ermöglichten.

Diese kleine Episode lenkte meine Aufmerksamkeit zuerst auf die Energie, mit welcher die Belagerten selbst durch die Luft mit der Außenwelt in Verbindung zu bleiben trachteten, nachdem die wachsamen deutschen Vorposten ihnen alle übrigen Mittel dazu abgeschnitten hatten. Man hatte zuerst den Versuch gemacht, die vier in Paris vorhandenen Ballons captifs als Observatorien zu verwenden, ohne doch infolge der ungünstigen, die Uebersicht erschwerenden Witterungsverhältnisse damit besondere Erfolge zu erzielen. Dann richtete der Generalpostdirektor Rampont eine völlige Ballonpostverbindung ein, und wenn es dem kühnen Luftschiffer Gaston Tissandier trotz mehrfach wiederholter Versuche auch nicht gelang, mit Hilfe günstiger Luftströmungen von Chartres, Le Mans und Rouen aus nach Paris hereinzukommen, so haben doch während der Einschließung nicht weniger als 64 große Ballons insgesamt mit 155 Personen, 363 Brieftauben und fast 10 000 kg an Briefen und Depeschen die belagerte Stadt verlassen; 6 dieser Ballons mit 15 Personen sind gefangen genommen und 2 verschollen, aber diese Verluste konnten französischerseits verschmerzt werden. War doch Gambetta glücklich in die Provinz gelangt, Gambetta, der die Seele bildete des ganzen weiteren Widerstandes! Von den Tauben fanden nur 57 den Weg zurück in den Schlag, wo ihrer mit Sehnsucht geharrt wurde, aber sie bargen wenigstens unter ihren Flügeln den reichen Schatz von über hunderttausend Depeschen, die nach der von Dragon erfundenen Methode in Mikrophotographie auf den denkbar engsten Raum zusammengedrängt erst lesbar wurden, wenn ein Vergrößerungsglas ihren Inhalt mit zollangen Lettern an die Wand zauberte.

Auch das deutsche Heer hat im Kriege 1870/71 die Luftschiffahrt auszunutzen versucht. Während aber die französischen Aeronautiker auf den Ruf des Vaterlandes von allen Seiten herbeieilten, war die deutsche Heeresleitung gezwungen, den Engländer Coxwell in Dienst zu nehmen. Warum? Es gab keinen deutschen Luftschiffer, wie denn überhaupt seit der Erfindung der Montgolfieren vor mehr als 100 Jahren stets und bis in die allerneueste Zeit die Franzosen allen übrigen Völkern auf dem Gebiete der Luftschiffahrt vorausgeeilt sind. Man wollte deutscherseits zunächst bei der Belagerung von Straßburg einige Ballons captifs zu Beobachtungszwecken verwenden. Als aber endlich die zahlreichen Schwierigkeiten überwunden waren und man ausgiebigen Gebrauch von der Anwesenheit des Ballons machen zu können hoffte, kapitulierte die alte deutsche Reichsstadt. Das Luftschifferdetachement wurde nach Paris herangezogen, aber schon im Oktober 1870 ganz aufgelöst, da seine Thätigkeit nicht mehr notwendig schien.

Uebrigens reicht die Verwendung des Luftballons oder des Aerostaten, wie der jetzt gebräuchliche technische Ausdruck lautet, zu kriegerischen Zwecken bis in die Revolutionskriege zurück. Der Kommandant der vom Herzog von Koburg belagerten Festung Condé, der General Chanzel, versuchte im Jahre 1793, mittels eines kleinen Ballons dem General Dampierre Nachricht über seine bedrängte Lage zu geben. Die Luftsendung fiel zwar den Feinden in die Hände, aber der französische Wohlfahrtsausschuß ordnete doch Versuche in größerem Maßstabe mit Luftballons an und übertrug diese dem später zum Kommandanten der beiden „compagnies des aërostatiers“ ernannten Physiker Coutelle.

Während in dem zu Meudon angelegten Etablissement die Ballons hergestellt und immer neue Fortschritte angestrebt wurden, leistete Coutelle von dem hohen Beobachtungsposten in der Gondel seines Ballons aus wiederholt den kommandierenden Generalen wichtige Dienste; so in Maubeuge, wo er die Bewegungen der Oesterreicher beobachtete und darüber mittels eines einfachen Signalapparates oder durch Depeschen in Sandsäcken nach unten berichtete; so vor Charleroi, in der Schlacht bei Fleurus, später vor Mainz und bei anderen Gelegenheiten. Aber obgleich die Generale Jourdan und Moreau des Lobes voll waren über die Leistungen der Aerostaten, konnte bei-

spielsweise Hoche sich nicht von deren Nützlichkeit überzeugen, und Napoleon wollte überhaupt nichts davon wissen. Er schloß nach seiner Rückkehr aus Aegypten die Aeronautenschule zu Meudon und löste die Luftschiffercompagnie auf.

Später treffen wir auf die vereinzelte Anwendung von Ballons im italienischen Kriege 1859 und im nordamerikanischen Sezessionskriege. In die Reihe der wirklichen Kriegsmittel ist das Luftschiff jedoch erst seit dem letzten gewaltigen Ringen zwischen Deutschen und Franzosen getreten.

Vor allen Dingen schenkte man der Vervollkommnung der militärischen Luftschiffahrt während der letzten sechzehn Jahre in der französischen Republik die größte Aufmerksamkeit. Schon Thiers hat an der früheren Stelle in Meudon ein militärisches Luftschifferetablissement errichtet, das sich nicht allein die gründliche Ausbildung von Luftschiffern, sondern auch Verbesserungen aller Art mit Bezug auf Konstruktion und Material des Ballons angelegen sein läßt und die in das Gebiet der Aeronautik schlagenden wissenschaftlichen Fragen eingehend studiert. In dem weitläufigen, den Luftschiffertruppen eingeräumten Park von Chalais zu Meudon liegen die größten und besteingerichtetsten Werkstätten der Welt. Ihnen schließen sich große Schuppen und Remisen an, in denen die gefüllten Aerostaten bequem Platz haben, und zahlreiche Arbeiterwohnungen vervollständigen das Bild reger Gewerbthätigkeit, in deren Geheimnisse jedoch kein unberufenes Auge einzudringen vermag.

Seit die Gebrüder Montgolfier im Jahre 1783 zum erstenmal mit ihrer Erfindung an die Oeffentlichkeit getreten sind, haben Theoretiker und Praktiker in großer Zahl sich eigentlich unablässig damit beschäftigt, den Aerostaten lenkbar zu machen, derart, daß der Luftschiffer in den Stand gesetzt würde, sein Fahrzeug gegen Wind und Wetter in der von ihm gewollten Richtung durch die Luft zu treiben, gleichwie das Schiff auch bei Sturm und Wellenschlag dem Ruder gehorcht. Heute ist noch nicht einmal die Möglichkeit der Lenkbarkeit allgemein anerkannt; denn erst kürzlich hat ein praktischer deutscher Luftschiffer seine Ansicht öffentlich ausgesprochen und begründet, nach welcher er ein lenkbares Luftschiff für ein Ding der Unmöglichkeit hält. Dennoch stimmen die meisten Autoritäten darin überein, daß es dem menschlichen Scharfsinne gelingen wird, Vorrichtungen zu erdenken, mittels derer der Aerostat, unabhängig von der Bewegung der Luft, nach jeder beliebigen Richtung fortbewegt werden kann. Die in Deutschland bis in die letzten Jahre hinein auf diesem Gebiete von Privatleuten unternommenen Versuche sind als gänzlich mißlungen zu betrachten. Dagegen haben die französischen Militäraeronauten ein Luftfahrzeug konstruiert, das bei seinen öffentlichen Probefahrten wenigstens einigermaßen befriedigende Erfolge aufzuweisen hatte. Zweimal ist es den Kapitänen Renard und Krebs gelungen, mit dem „Dirigeable", so haben sie ihren Aerostaten genannt, verschiedene Bewegungen auszuführen und dann genau auf dem Punkte wieder zu landen, von wo sie aufgestiegen waren. Ein drittes Mal versagte die Maschine, mittels derer die treibende Kraft erzeugt ward. Die Lösung der Aufgabe ist damit um einen beträchtlichen Schritt weiter gerückt, aber keineswegs vollständig gelungen, und es ist noch nicht vorauszusehen, binnen welcher Frist freibewegliche, lenkbare Aerostaten in den Dienst der Heere gestellt werden können.

Dagegen sind bei der französischen Armee seit einigen Jahren zu Rekognoszierungszwecken Ballons captifs eingeführt, und jedes Armeekorps verfügt über eine eigene Ballonequipage, in deren fünf Fahrzeugen die Ballonhülle, Netz, Gondel und sonstiges Zubehör, die sehr geheim gehaltenen Maschinen zur Herstellung von Schwefelwasserstoffgas für die Füllung des Ballons, die Materialien zur Gaserzeugung, endlich aber der Anker, der den Ballon am Boden festhält, das starke, 500 m messende Hanftau, an dem der Aerostat schwebt, und eine kleine Dampfmaschine mitgeführt werden; letztere treibt die mechanische Windevorrichtung, mittels derer der Aufstieg des Ballon captif sich vollzieht (S. 321).

Die Meudoner kugelförmigen Ballons bestehen aus chinesischer, durch einen besonderen Lacküberzug undurchdringlich gemachter Ponghee-Seide und sind mit einem Netz überzogen, dessen untere Maschen nicht verknotet sind, um leicht beweglich zu bleiben und beim Pendeln des Ballons den ausgeübten Druck stets gleichmäßig zu verteilen. Die Gondel ist auf sinnreiche Weise derartig unterhalb des Ballons befestigt, daß sie stets senkrecht hängt, mag auch der Aerostat durch äußere Einwirkungen Lagen annehmen, welche er wolle, und steht telephonisch durch den im Haltetau eingelassenen Draht mit dem Erdboden in Verbindung.

Die Gondel (S. 415) des Ballon captif gewährt bei günstigem Himmel einen weiten Ueberblick. Man kann mit Hilfe guter Gläser von dort aus nicht nur auf große Entfernungen die Bewegungen feindlicher Truppen verfolgen, sondern ist imstande, durch photographische Aufnahmen sich die Kenntnis der beobachteten Gegend zu verschaffen. Selbstverständlich geht mit allen Versuchen, der Verwendbarkeit des Ballons ein immer weiteres Feld zu eröffnen, das Bestreben Hand in Hand, ihn auch als Waffe auszunutzen, um aus unerreichbarer Höhe Bomben und Granaten auf den Gegner herabzuschleudern. Namentlich sollten nach französischen Berichten die Deutschen mit Versuchen in dieser Richtung thätig sein. Ist das der Fall, so sind wir einmal wieder von unseren westlichen Nachbarn überholt, welche vor wenig Wochen mit lautem Jubel die Erfindung der verderbenschwangeren „dynamiteuse des airs" der erschreckten Welt verkündet haben.

Auch die Kriegsverwaltungen vieler anderer Staaten haben sich während der letzten Dezennien mit dem militärischen Ballonwesen beschäftigt. Rußland, Italien und selbst das ferne China bezogen ihre Ballons aus den neben der Staatsanstalt bestehenden großartigen Werkstätten von Gabriel Yon in Paris; die britischen Ingenieure haben die Angelegenheit selbst in die Hand genommen, und vor zwei Jahren ist ein umfangreiches aerostatisches Material nach Aegypten übergeführt; das Deutsche Reich endlich hat, ganz unabhängig von den Versuchen und Fortschritten anderer Länder, sein dem Eisenbahnregiment zugehöriges Ballondetachement gegründet und unter die Befehle eines erfahrenen Ingenieuroffiziers gestellt.

Wohl sieht man im Südwesten der neuen Weltstadt an schönen Sommerabenden den großen Militäraerostaten bewegungslos in den Lüften stehen, und zuweilen treibt ein solcher auch in freier Fahrt vor dem Winde dahin; viel mehr ist aber über die Arbeiten des Ballondetachements kaum zu erfahren. Nach den gemachten Erfahrungen ist man in Deutschland besonders vorsichtig geworden in der Geheimhaltung von Dingen, die nicht an die Oeffentlichkeit dringen sollen. Man darf sich dessen freuen, und ein alter Soldat nimmt daher eine Abfertigung ruhig hin, wie ich sie neulich erfuhr, da mir ein Einjähriger des Eisenbahnregiments auf meine bescheidene Frage, ob das Ballondetachement auch im Winter seine Uebungen fortsetze, im dienstlichen Uebereifer die kurze und auch dem Ton nach keineswegs besonders höfliche Antwort gab: „Ueber solche Sachen wird nicht gesprochen!"

Französischer Ballon captif zu Rekognoszierungszwecken (S. 320).

Der oben erwähnte Gaston Tissandier deutet in einer kürzlich erfolgten Veröffentlichung an, daß der „deutsche Generalstab" sich weniger mit der Herstellung von Aerostaten, sondern vielmehr vorzugsweise mit den Mitteln zu ihrer Zerstörung beschäftige. Der französische Berichterstatter will sichere Kenntnis davon haben, daß in Berlin besondere Geschütze und Geschosse konstruiert sind, um den unglücklichen Ballon selbst noch in großer Höhe zu treffen. Damit ist den Deutschen im Reiche ein Fingerzeig gegeben, in welcher Richtung sie die Thätigkeit des Ballondetachements zu suchen haben. Wir freuen uns der damit errungenen Wissenschaft, doch wir vertrauen zugleich der deutschen Heeresleitung, daß sie wie überall, so auch auf dem Gesamtgebiete des militärischen Ballonwesens, den Grundsatz nicht außer Augen läßt, immer an der Spitze des Fortschritts zu stehen.

Zur

Natur- und Weltgeschichte des Bieres.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

Es sind jetzt mehr als vierzig Jahre, daß ich zum erstenmal in München war und das bayerische Bier an der Quelle studierte. Damals trank man in Norddeutschland lieber Wein als Bier, und zwar französischen Rotwein. Der vaterländische Gerstensaft wurde ein wenig despektierlich behandelt. Er war noch nicht salonfähig geworden. Im Norden hat ihm erst der Fürst Bismarck dazu verholfen. Vielleicht war aber auch früher das Getränk selber schuld daran. Es war, wenn mich das Gedächtnis nicht trügt, herzlich schlecht in diesen „guten alten Zeiten", wenigstens in Göttingen, wo ich damals studierte. Doch davon später.

Hopfenzweig.

Die erste Person, mit der ich damals in München in genaueren persönlichen Verkehr kam, war der Fiaker, mit dem ich jeden Tag fuhr, weil mir der steinige Kies, womit damals die „Trottoirs", jetzt Bürgersteig genannt, bestreut waren, nicht behagte.

Der Kutscher war von Herkunft ein Tiroler und nannte sich Wastl, was eine Verkleinerung von Sebastian bedeutet. Dort schneidet man nämlich die ausländischen Vornamen vorn ab, indem man aus dem Eustachius einen Staches macht, aus der Christine ein Stinchen u. s. w.

Bei der ersten Fahrt fragte ich den Wastl: „Wieviel Bier trinkt der Mann denn hier täglich?"

Er machte eine Pause der Ueberlegung, kratzte sich dann hinter dem rechten Ohr und sagte endlich:

„Ja, schau'ns Gnaden, wenn einer bereits gar nichts trinkt, dann trinkt er doch jeden Tag seine zwölf Halbi."

Eine „Halbi" war eine halbe Maß, die damalige alte Maß hielt aber, glaube ich, nur anderthalb Liter.

Ich aß dann in einem hübschen Restaurant unter den Arkaden zu Mittag. Natürlich unter anderem auch Knödel, deren Größe und Wohlgeschmack mir imponierten. Während ich damit beschäftigt war, kam ein bayerischer Major und ließ sich an demselben Tisch nieder. Er war sehr dick, hatte ein sehr rotes Gesicht und schneeweiße Haare. Die letzteren waren à la brebis geschoren. In den Ohren trug er goldene Ringe. Man sagte, dies sei in der „großen Armee" Napoleons Sitte gewesen und habe sich hier von den Rheinbundszeiten her noch erhalten. Der Major wartete eine Zeitlang darauf, daß man ihn bediene. Aber es kam niemand. Dann rief er mit laut erhobener Stimme dreimal „Kathi". Hierauf erscholl aus dem benachbarten Zimmer eine weibliche Stimme: „Jo, jo, Herr Major, es kummt schon." Der Major aber entgegnete, und zwar abermals mit laut erhobener Stimme, in welcher nunmehr so etwas von sittlicher Entrüstung durchklang: „Dummes Mensch! Wie kann's dann kummen? Ich hab' jo noch nix g'schafft," d. i. noch nichts bestellt.

Der Gebrauch des Ausdruckes „Schaffen" in diesem Sinne ist gutes altes Deutsch. Ich habe mich darüber in einem Aufsatz über „die Schaffer-Mahlzeit im Hause Seefahrt in Bremen" ausführlich ausgesprochen. (Siehe meine „Landschafts- und Städtebilder" S. 225 u. ff.) Er ist im Süden noch allgemein gebräuchlich. Freilich im übrigen hat sich in München in bürgerlicher und militärischer Beziehung vieles geändert und bedeutend gebessert. Die bayerische Armee hat sich im Jahre 1870 mit Lorbeeren bedeckt; und wenn in ihr, was ich nicht weiß und fern bin zu behaupten, noch Reminiscenzen und Traditionen aus den Rheinbundszeiten vorhanden gewesen sein sollten, so sind sie seitdem gänzlich verschwunden.

Was sich aber in München wenig oder gar nicht geändert hat, das ist das „Hofbräu", das ich damals zum erstenmal kennen lernte. Es war Anno 1842.

Zwei norddeutsche Freunde, die ich mitgenommen hatte, waren außer sich darüber, wie man hier en canaille behandelt werde; daß man sich selber für ein Maßkrügl sorgen, ja, im Fall starken Andrangs dessen Benutzung einem anderen Gast abkaufen mußte, wie man vormals in Oesterreich ein Lieutenantspatent kaufte; daß man sich das steinerne Gefäß selber am Brunnen zu waschen hatte; es dann, unter Einzahlung des Geldes für das in solches Gefäß zu füllende Bier, hinreichen,

zugleich aber die Nummer desselben genau seinem Gedächtnis einprägen; dann aufpassen mußte, bis solche ausgerufen wurde; und endlich sich zu melden und sein Bier in Empfang zu nehmen hatte — unter Androhung des Rechtsnachteils, daß, wenn man die Nummer vergessen oder sonst nicht gehörig aufgepaßt hatte, man seines Geldes und des zu erwartenden Bieres, das wahrscheinlich in die „unrechte Gurgel“ eines dritten

Profit!

floß, verlustig ging — „von Rechts wegen!“ Ich kann nicht leugnen, daß mir diese einfachen Sitten gefielen, welche eine Zeit sparende Kooperation der Interessenten darstellten.

„Seht ihr,“ sagte ich meinen norddeutschen Freunden, „hier gilt doch noch die von euch sonst so sehr gepriesene Weltanschauung, wonach die Götter den Schweiß vor die Tugend, die Anstrengung vor den Lohn gesetzt haben. Das Geld allein thut's nicht.

Nur der verdient die Halbi und das Krügel,
Der stündlich sie erobern muß!“

Allein auf die klassischen Reminiscenzen vermochte

Malzbrechmaschine (S. 341).

gewohnheiten besser entspricht; und da der Dichter recht hat, wenn er singt:

„Denn aus Gemeinem ist
der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt
er seine Amme,"

so mögen sich immerhin die anderen zum „Orlando di Lasso" verfügen. Ich gehe zum „Hofbräu".

Ach, war das eine Wohlthat: vor zweiundvierzig Jahren, da das reine, klare, wohlschmekkende, herzerwärmende und doch nicht gerade allzu schnell berauschende Bier zu schlürfen! Und dazu noch gar für einen Göttinger Studenten, der an schlechte Behandlung gewöhnt war. Denn damals herrschte in Göttingen noch der schauderhafteste Monopol-, Privileg- und Zunft-Zopf. Es gab in ganz Göttingen nur zwei Bierbrauereien. Die Braugerechtigkeit haftete an dem betreffenden städtischen Grundstücke. Jedem anderen war die Fabrikation von Bier auf das strengste untersagt. Da nun zwischen den beiden Monopolisten ein herzliches Einverständnis herrschte, so war das Publikum, und namentlich die studierende Jugend verdammt, ein Bier zu konsumieren, das nur durch dazwischen geschobene Schnäpse genießbar gemacht werden konnte. Auch durch Import fremden Bieres war nicht zu helfen.

Der Zollverein hatte seine Wohlthaten noch nicht bis hierher erstreckt. Es schloß sich noch Stadt gegen Stadt auf das strengste ab. Der Ausschank „ausländischen" Bieres, d. h. eines solchen, das nicht in der guten

ich sie nicht umzustimmen; und als ich mir gar von einer alten Frau einen „Radi", gewöhnlich sonst Rettich genannt, kaufte, die gute Baucis mir dazu ein Stück Brot gab, auch ein Häuflein Salz auf den blank gescheuerten Tisch schüttete und mir dann den nötigen Unterricht erteilte, wie ich den „Radi" kunstgerecht zu schälen und zu schneiden, dann in dem Salzhäuflein auf dem Tische herumzuwischen und so, benebst Brot, brockenweise zu genießen habe, und als ich dann genau dieser Instruktion gemäß verfuhr und mir den „Radi" nebst Brot, Salz und Bier außerordentlich gut schmecken ließ, da nannten sie mich „eine Rothaut".

Ich ließ mir es gefallen. Im Grunde genommen war mir dieser Geschäftsgang nichts Neues. Ich hatte schon vorher in Holland auf ähnliche Weise die kleinen Krabben verspeist, die ich mir bei dem „Garnaal-Meisje", d. i. der Garnalenhändlerin, kaufte. Ländlich, sittlich!

Kurz, es gefiel mir im „Hofbräu" ganz ausnehmend, und auch jetzt noch habe ich, so oft ich nach München komme, niemals versäumt, es zu besuchen. Indessen für solche, welche dieser edlen, einfachen Naturwüchsigkeit keinen rechten Geschmack abzugewinnen vermögen oder sonstwie ein gewisses „Vornehmigkeitsbedürfnis" empfinden, ist inzwischen auch gesorgt worden. Sie finden in einem andern Hause, welches nach Orlando di Lasso benannt wird, dasselbe Bier wie im Hofbräu, aber eine Art der Bedienung, welche ihren Lebens-

Gerstenweiche (S. 341).

Stadt Göttingen gebraut worden, war ebenfalls eine Realgerechtsame, und es existierten ebenfalls nur zwei Häuser, welchen dieselbe zustand. Natürlich verteuerte auch dieses Monopol das Produkt, wenn es auch den akademischen Konsum nicht beeinträchtigte, weil der Student in erster Linie auf Kosten seiner Gesundheit trinkt, und in zweiter auf Kosten seiner Eltern oder Gläubiger. Mit dem realen Charakter der Gewerbeberechtigung wurde es so ernsthaft genommen, daß der eine der beiden Schankwirte in Gefahr geriet, daß ihm das Gericht sein Realrecht aberkannte, weil er in dem Schanklokal eine Wand herausgenommen hatte. Diese Erschwerungen des Bierkonsums führten viele Studenten in die Konditorei, zum gefälschten Bordeaux oder zum Schnaps, der auf keiner Hochschule so sehr in Flor war. Heutzutage würde man eine deutsche Hochschule ohne Freiheit der Konsumtion und Produktion des „nationalen“ Getränkes für ein Ding der Unmöglichkeit erklären.

Diese Parallele zwischen Göttingen und München, zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist mir unwillkürlich wieder in den Sinn gekommen, als vor einigen Jahren der Fürst Bismarck im deutschen Reichstag eine Philippika gegen das Bier hielt (von dem er behauptete, es mache dumm) und den Branntwein als das edle „Kartoffelblut“ pries. Seine Abneigung gegen das Bier stammt vielleicht noch aus jener Zeit, da er vor beinahe einem halben Jahrhundert in Göttingen studierte. Vielleicht ist es auch nur eine klassische Reminiscenz aus der Schulzeit. Denn die althellenischen Schriftsteller pflegen das Bier zu gunsten des Weines herabzusetzen. Die alten Griechen tranken Wein, die alten Aegypter aber Bier, wie Herodot uns versichert. Auch der große griechische Tragödiendichter Aeschylos unterläßt nicht, in seinem Drama „Die Schutzflehenden“ die Aegypter als Biertrinker zu verspotten. Der Inhalt dieser Dichtung ist kurz folgender:

Braupfannen (S. 341).

Die Töchter des Danaos flüchten vor ihrem Oheim Aegyptus und suchen in Argos Schutz bei dem König, der ihnen denn auch schließlich gewährt wird. Sie werden jedoch verfolgt durch einen ägyptischen Herold, der ihre Auslieferung verlangt, und da der König von Argos solche verweigert, mit Krieg droht. Der König erwidert darauf:

„Als Männer soll'n sich meines Reichs Bewohner euch bewähren, nicht als Trinker schlechten Gerstensafts.“

Man sieht, der König von Argos glaubt, nur Weintrinker seien Männer. Die Biertrinker werden von ihm verächtlich behandelt; und in der That hat dieser König niemals Bier getrunken. Bei ihm deckten sich die Theorie und die Praxis.

Die Griechen schmähten das Bier zu gunsten des „Rebensaftes“ oder des „Rebenblutes“.

Von „edlem Kartoffelblut“ wird sich, aus naheliegenden Gründen, bei keinem Klassiker etwas finden. Vielmehr glaube ich, Fürst Bismarck ist der erste, der diesen Ausdruck gebraucht hat. So manche seiner zahlreichen und glücklichen Improvisationen hat sich bekanntlich unter die Sternbilder der „geflügelten Worte“ aufgeschwungen. Diesem Ausdruck aber wird es schwerlich gelingen. Vielmehr wird das Bier triumphieren, und zwar aus einem einfachen Grunde:

Die Abneigung des Fürsten Bismarck gegen das

Bier ist mehr theoretisch. Er hat über diesen Stoff mit Joseph Völk, dem Vertreter des bayerischen Allgäu, die eingehendsten Unterhaltungen gepflogen — mit Joseph Völk, über welchen folgender Parlamentswitz existierte:

„Welches ist der Unterschied zwischen dem Präsidenten Simson und dem Abgeordneten Völk?" — „Simson kann nicht einschlafen, ohne zwölf Seiten Goethe gelesen, Völk kann es nicht, ohne zwölf Seidel Bier getrunken zu haben."

Und dann, der Fürst ist es, der, wie ich bereits erwähnte, das Bier salonfähig gemacht hat. Es spielt jetzt bei dem Diner, bei dem Frühstück, auf dem Gartenfest, auf dem „Rout", ja sogar auf dem Ball seine Rolle — selbst in der besten Gesellschaft. Der Fürst hat es eingeführt, und obgleich anfangs der Berliner verwundert sagte: „Det war doch früher nich," folgten doch die anderen seinem Beispiel; und der Abgeordnete Völk war in Berlin in den auch von Damen besuchten parlamentarischen Soiréen ebensosehr in seinem esse, wie in dem Hofbräu zu München.

Aus dem Eismaschinenhaus (S. 342)

Und ich glaube, wenn wir uns die Sache vom deutschnationalen Standpunkt ansehen, müßten wir uns gegen die bierfeindliche Theorie und für die bierfreundliche Praxis des großen Reichskanzlers entscheiden.

Wie der hochverdiente Professor der Volkswirtschaft und der Staatswissenschaften, Bruno Hildebrand in Jena, eine „Geschichte der deutschen Wollenindustrie" geschrieben (siehe dessen Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Jahrg. 1866, Band VI und VII), so lohnte es sich, eine „Geschichte des deutschen Bieres" zu schreiben. Sie wäre ebenso lehrreich. Diese Geschichte zeigt uns, wie die deutsche Bierbrauerei und deren Erzeugnis untrennbar mit den Geschicken des Vaterlandes verknüpft ist, wie sie floriert, wenn Deutschland floriert, und wie sie daniederliegt, wenn Deutschland trauert. Leider muß ich mich hier, unter Berücksichtigung der räumlich gezogenen Schranken, damit begnügen, das historische Bild mit ein paar großen und groben farbigen Strichen an die Wand zu malen. Schon Karl der Große erließ Vorschriften über die Zubereitung des Bieres; und da zu jener Zeit die Kaiser ihr hohes Gewerbe im Umherziehen betrieben (ohne durch Gewerbenovellen darin beschränkt oder molestiert zu werden), so hatte er eine ausdrückliche Vorschrift erlassen, daß stets an den jeweiligen Ort seiner Hofhaltung oder seiner kaiserlichen Pfalz tüchtige und gelernte Braumeister geschickt werden müßten. Nicht nur in den kaiserlichen Pfalzen, sondern auch in den Klöstern, die damals noch vielfach die Haupt-

Im Hofe des Spatenbräu (S. 340)

Malzbrechmaschine (S. 341).

„Dem König von Flandern und Brabant,
Der das Brauen des Bieres erfand."

Dann folgt die Blüte der Brauerei in England, wo heute noch die schweren obergärigen Biere gebraut werden, das Ale und der Porter. Den Ursprung des dortigen Porterbieres und seines Namens erzählt man so:

Die Hauptstadt von Ostflandern, Gent, war berühmt durch die Güte ihres Bieres, das die Vollbürger brauten. Diese Vollbürger hießen Porter oder Portenses, weil sie innerhalb der Stadtmauer und ihrer Pforten wohnten. Die andern hießen „Buyten-Poorter", d. i. die vor den Thoren. Den Ausdruck Porta (Thor) leiteten sie ab von Romulus und Remus. Diese markierten den Graben, der die von ihnen zu gründende Stadt einschließen sollte, mit dem Pfluge. Die mit dem Pfluge gezogene Furche bildete vorläufig den Graben. Da, wo ein Thor hinkommen sollte, zogen sie aber keine Furche, sondern hoben den Pflug auf und trugen ihn. Von diesem Tragen, lateinisch: „Portare", kam das Wort „Porta", die Pforte, das Thor, und demnächst auch das Wort Portensis, d. i. städtischer Vollbürger. Als nun in Gent, das bis dahin eine freie Stadt unter burgundischer Herrschaft gewesen, der spanische Absolutismus und Fanatismus zu wüten begann, da wanderten die Genter Vollbürger oder „Poorter" aus nach

pflegestätten wirtschaftlicher Kultur waren und es unter anderem auch verstanden hatten, sich für ihre Produkte, namentlich auch für Wein und Bier, von den immer mehr überhand nehmenden Passagezöllen zu befreien, wurde überall Bier gebraut — schweres Bier für die Patres und leichtes für den Konvent, weshalb man selbst heute noch in verschiedenen Gegenden Deutschlands das (hauptsächlich für Dienstboten und landwirtschaftliche Arbeiter bestimmte) Dünnbier „Kofent" nennt. Berühmt waren vormals die Biere von Regensburg, Ulm, Einbeck, Braunschweig, Merseburg und Bamberg. Mit dem Uebermaß der territorialen Zersplitterung aber beginnt auch der Verfall der Brauerei. Durch den Dreißigjährigen Krieg wird der wirtschaftliche Untergang Deutschlands vollendet. Das deutsche Bier hört auf, eine Rolle im Handel, und namentlich im ausländischen Handel, zu spielen. Die Städte in Flandern und Brabant beginnen nun, die Führung in Sachen des Bieres zu übernehmen.

Von da an datiert auch der Mythus vom Gambrinus (rectius: Jan primus).

Malzbrechmaschine (S. 341)

Im Sudhaus (S. 341).

verstand man alles, was nicht eingeschlossen wurde von den heimischen Mauern. Bei einem solchen System der Aus- und Abschließung konnten Handel und Gewerbefleiß nicht gedeihen. Die Arbeitsteilung hörte auf. Man erlitt einen Rückfall in den längst überwundenen primitiven Zustand, wo jeder alles, was er nötig hatte, selbst machen mußte. Meine Großmutter goß selbst ihre Lichter und braute selber Bier für die Familie und das Gesinde.

Erst der Zollverein, dieser erste Schritt zur nationalen Einigung Deutschlands durch Herstellung eines einheitlichen und freien Wirtschaftsgebietes, erlöste auch das deutsche Bier aus seiner Aschenbrödelstellung. Seitdem drang das bayerische Bier siegreich vor nach dem deutschen Norden und ermunterte dort die Leute zur Nachahmung; die erste

England; und das vortreffliche schwere Bier, das sie dort zu brauen begannen, fand großen Beifall, und man nannte es „Porter“ zu Ehren der eingewanderten Vollbürger aus Flandern.

Diese „Bier-Suite“ von Rom nach Deutschland und dann über Flandern nach England bietet Anlaß zu mancherlei interessanten und lehrreichen Betrachtungen, welche ich mir für ein andermal verspare. Hier handelt es sich für mich in erster Linie nicht um englisches und flandrisches Bier, sondern um deutsches.

Von dem politischen und wirtschaftlichen Elend, das mit und seit dem Dreißigjährigen Krieg über Deutschland hereinbrach, wurde die Brauerei schwerer als irgend ein anderer Zweig des Gewerbfleißes getroffen. Die großen und berühmten Brauereien verschwanden. Es fehlte an Kapital zu dergleichen Geschäften. Auch war der Absatz auf einem größeren Gebiete nunmehr unmöglich geworden. Denn je mehr das Elend zunahm und die Verarmung, desto dümmer und boshafter wurden die Menschen. Jeder suchte sein Wohl nicht durch eigenes Schaffen, sondern durch Ausschließung und Verkümmerung der wirtschaftlichen Thätigkeit seiner Nachbarn zu fördern. Jede Stadt führte Zölle auf „ausländisches“ Bier ein — und unter „Ausland“

Gerstenkeller.

Angeborener Trieb. Von S. Hirschfelder.

große Brauerei im Norden, welche nach bayerischer Art braute, war meines Wissens das „Waldschlößchen“ bei Dresden. Die Bierlokale verwandelten sich aus engen, räucherigen und schmutzigen Löchern in hohe, weite, freundliche, luftige und reinliche Hallen; und über den Felsenkellern erhoben sich schöne Terrassen mit Rasen und Baumschmuck, mit Statuen, Pavillons und Galerien. Auch die Frauen, welche jene Löcher mit Recht gemieden hatten, bekehrten sich nun und gingen mit zum Bier.

So hat das bayerische Bier zunächst den Zollverein und dann Deutschland erobert. Aber, wie nun einmal der Appetit im Essen kommt, war es damit nicht zufrieden. Es dehnte seinen Eroberungszug aus auf Europa und dann auch auf die übrigen Weltteile, selbst Australien mit inbegriffen.

Aus dem Eismaschinenhaus (S. 342)

In Amerika z. B. hat das deutsche Bier geradezu eine Kulturmission übernommen. Der Anglo- und der Iro-Amerikaner kannte nur die Extreme. Entweder war er ein Temperänzler oder ein Säufer. Der Säufer setzt sich dort nicht. Er steht stumm an dem Barren und trinkt mit gierigen Zügen und fieberhafter Eile ein Glas Schnaps nach dem anderen, um möglichst rasch das Ziel zu erreichen. Das Ziel ist der Rausch, der gemeine, niederträchtige Schnapsrausch.

Der Deutsche, und namentlich auch der Deutsche in Amerika, ist weder Trunkenbold noch Temperänzler. Er trinkt nicht Schnaps sondern Bier, und zwar sitzend und in Gesellschaft. Er betrachtet das Bier nicht als den kürzesten Weg zum Rausch, sondern als ein Mittel, die Geselligkeit zu beleben, die er mit seiner Familie teilt. Die Anwesenheit der Frauen und eine heitere Konversation prägen diesen Zusammenkünften, welche alles andere eher sind als Saufgelage, ihren Stempel auf. Von dem deutschen Wort „Lagerbier“ hat das Wort „Lager“ bei den Amerikanern eine Bedeutung erhalten, welche es synonym macht mit gutem Bier. Als dort ein deutsches Theater aus Anlaß der Schillerfeier „Wallensteins Lager“ gab, sagten die Amerikaner: Immer müssen sie doch trinken, diese Deutschen, und selbst bei der Säkularfeier ihres großen Dichters geht es nicht ab ohne „Lager“.

Später über ihr sprachliches Mißverständnis belehrt, begannen die Yankees der vergnüglichen und edlen Geselligkeit der Deutschen Geschmack abzugewinnen, und vielleicht können sie auch noch den höheren Sinn der poetischen Strophen des berühmten schwäbischen Barden Schartenmayer be-

Fässerpichen (S. 342).

greifen, welcher singt:

„Doch dem Guten ist zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Guten schenkt."

Auf meinen Reisen im Orient fand ich überall deutsches Bier, einerlei ob es in Wien, in Schwechat, in Pilsen oder in München gebraut war. Auch der biedere Türke trinkt es und behauptet, das sei „Gerstensaft" oder „Malzextrakt", und der sei im Koran nicht verboten. Wohl bekomm's ihm!

Kühlschiffe (S. 342).

Auf unserer „hansischen Flanderfahrt" fanden wir überall in Belgien und Holland deutsches Bier. In Antwerpen florierte eine Zweigniederlassung des Münchener Hofbräu; und in Brügge wehte uns von dem „Deutschen Bierhaus" die schwarzweißrote Fahne entgegen. Wir haben dies Entgegenkommen zu würdigen verstanden.

In Paris fand ich immer noch viel „Deutschenfresser", aber sie konnten sich nicht enthalten, zu diesem Essen deutsches Bier, d. i. „un chop" (Schoppen) oder „un boc" (Bockbier) zu trinken. Doch kehren wir wieder zurück zu unserem Ausgangspunkt: zu den Brauereien und den Bierhäusern in München, und zwar zu denen von Anno 87, nicht von Anno 42.

Die gegenwärtigem Aufsatze beigegebenen Zeichnungen geben eine Reihe von Bildern aus den großen Münchener Brauereien.

Man sieht da auch das Wahrzeichen von München, nämlich die eigentümlichen Türme der Liebfrauenkirche (S. 331), welche an ein Paar

Gärkeller (S. 342).

Spargel erinnern. — Zu einer erschöpfenden Erläuterung der Bilder bedürfte es einer technologischen Abhandlung, etwa unter Zugrundelegung der „Malzbereitung und Bierfabrikation" von Thauring; doch mag aus einem für diese Zeitschrift verfaßten Aufsatz über die Bierbereitung zu ihrer Erklärung folgendes entnommen werden:

Das Bier ist eine kohlensäurehaltige, geistige Flüssigkeit, die aus gekeimten Cerealien und ähnlichen stärkemehlhaltigen Substanzen, meist aus Gerste, seltener aus Weizen, Hafer, Mais, Reis, in der Regel auch mit Stärkezucker und Melasse versehen, sowie unter Zusatz von Hopfen, durch geistige Gärung, jedoch mit Ausschluß der Destillation, gewonnen wird. Der gesamte Brauprozeß zerfällt in vier Hauptteile: 1. Das Malzen; 2. das Maischen oder die Bereitung der Bierwürze; 3. die Gärung der Würze, und 4. die Aufbewahrung und Pflege des Bieres. Das Malzen der Gerste ist ein unterbrochener Keimungsprozeß und bezweckt zunächst, aus den stickstoffhaltigen Bestandteilen des Getreidekorns die Diastase — das erste Produkt der Umwandlung — zu erzeugen, die ihrerseits wieder das Stärkemehl desselben in Traubenzucker umwandelt. Hierzu wird die Gerste in großen Bottichen (den Quellbottichen) eingeweicht oder eingequellt (S. 328). Das Keimen der Gerste wird dadurch eingeleitet, daß man sie auf der Malztenne in 12 bis 15 cm hohe Haufen aufschaufelt und alle 6—8 Stunden umsticht, bis die Oberfläche getrocknet erscheint. Nachdem das Malz getrocknet ist, fallen die Würzelchen ab, und die noch haftenden werden durch Durchtreten mit Holzschuhen entfernt und durch eine Wurfmaschine abgesondert. Für die meisten Biere wird das Malz aber gedarrt. Die Darre besteht im wesentlichen aus der Darrplatte und der Heizvorrichtung. Die Konstruktionen derselben sind sehr mannigfach, und wird bei denselben oft auch mechanische Kraft angewandt, um ein öfteres gleichmäßiges Wenden des Malzes bewirken zu können. Nach dem Darren werden dann ebenfalls mechanisch auf einer Malzbrechmaschine (S. 327, 333 u. 334) die Keime rein entfernt.

Es folgt nun das eigentliche Brauen des Bieres, das aus der Gewinnung der Würze aus dem Malze, dem Kochen und Hopfen desselben und dem Abkühlen und der Gärung besteht. Die Stärke ist keineswegs durch das Keimen gänzlich in Zucker verwandelt, es erfolgt die vollständige Auflösung erst beim darauf folgenden Maischen, das den Zweck hat, alles in Wasser Lösliche aus dem Malze auszuziehen.

Das Maischen geschieht in großen, gewöhnlich runden Bottichen mit doppelten Böden, deren oberer durchlöchert ist und meist aus Kupfer besteht. In großen Brauereien befindet sich im Bottich eine mechanische Rührvorrichtung, um die Maische zweckentsprechend durchzuarbeiten, was früher nur durch Handarbeit geschah (S. 329). Die gesammelten Würzen werden mittelst des Saccharometers auf ihren Zuckergehalt geprüft und, um immer mit gleicher Würze zu arbeiten, durch Verdünnen auf gleichen Gehalt gebracht und dann im Sudhaus (S. 335) versotten. Das Kochen der Würze bezweckt deren Konzentration, die Auslaugung des dabei zugesetzten Hopfens, die Gerinnung der eiweißartigen Substanzen und die Ausfällung derselben nebst dem noch unveränderten Stärkemehl durch die im Hopfen enthaltene Gerbsäure, also die Klärung der Würze. Ist das Eiweiß geronnen, und setzen sich die Flocken desselben in einer genommenen Probe schnell ab, so sagt man: die Würze ist gebrochen, und man siedet so lange weiter, bis dieselbe die nötige Konzentration erreicht hat, die man wieder mit dem Saccharometer bestimmt, und pumpt sie nun auf das Kühlschiff, ein flaches, meist aus Eisen konstruiertes, 20—25 cm tiefes, luftig aufgestelltes Gefäß, welches die Bestimmung hat, die Würze schnell auf die zur Einleitung der Gärung passende Temperatur, 7—10°, herabzubringen (S. 340).

Durch vervollkommnete Kühlvorrichtungen ist man dahin gekommen, selbst mitten im Sommer brauen zu können. Zu diesem Zweck haben große Brauereien Eismaschinen, um auch in eisarmen Jahren stets dies wichtige Mittel bei der Bierbereitung frisch zur Hand zu haben. Die Abbildungen auf S. 332 u. 338 führen dem Leser dergleichen Maschinenräume vor.

Aus dem Kühlschiffe wird die Würze in die Gärbottiche (S. 339) abgelassen und meist durch Hefenzusatz die Gärung eingeleitet.

Die inländische Versendung der Biere geschieht in eichenen, im Innern gut ausgepichten Fässern (S. 337), neuerdings auch in besonders konstruierten, im Sommer Eis enthaltenden Eisenbahnwagen. —

In München, um auf dieses wieder zurückzukommen, hat sich auf dem Felde des Bieres Produktion und Konsumtion zu großen Massen zusammengeballt. Wir finden da nicht nur die großen Bierbrauereien, sondern auch die großen Bierschenken; und die letzteren finden jenen raschen Konsum, welcher der Eigentümlichkeit des Bieres am besten entspricht. Denn das Bier schmeckt am besten, wenn es allezeit rasch und frisch von dem Fasse abgezapft wird, während auf den Wein der Goethesche Vers Anwendung findet:

„Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gärung kräftig."

Zum Schluß habe ich noch eine Bemerkung über Berlin auf dem Herzen:

Vor zwanzig Jahren wurde im Berliner „Kaffeehaus" nur Bier getrunken, und zwar kein gutes.

Heute haben sich in Berlin Kaffee- und Bierhaus von einander getrennt, und infolgedessen hat sich ein jedes vervollkommnet.

Das rührige Berlin, welches das Gute nimmt, wo es sich findet, hat sich von Wien nicht nur den reitenden Schutzmann angeeignet, sondern auch das Wiener Café. Von München hat es das gute Bier und die schönen großen Bierhallen bezogen.

Früher war das „Lakal" (so sagt man dort bekanntlich statt Lokal) zwar „gemütlich", aber zuweilen auch schmutzig und schlecht gelüftet. Jetzt ist es groß, hoch, hell und gut ventiliert. Wir finden da Hof-, Spaten-, Pschorr-Bräu u. s. w.

Jetzt kann man Bier trinken ohne Gefahr, im Uebelkeitsdampf zu ersticken.

Ein ungeheurer Fortschritt.

Das Geheimnis des Hulks.

Eine Erzählung aus den ersten Jahren nach der Entdeckung der kalifornischen Goldfelder von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Weiter wandelten Filbert und Lehnhard in sorglosem Gespräch langsam und gemächlich, und gleichen Schritt mit ihnen hielt Liu. Dunkler wurden die Straßen, lichter die Häuserreihen und häufiger unterbrochen durch unbebaute Zwischenräume. Die Häuser selbst bestanden aus Baracken mit spärlich dazwischen gestreuten regelmäßigeren Holzgebäuden. Laternen gab es in diesem Stadtteil noch nicht; auch die Menschen schienen ihn zu meiden; denn nur vereinzelt tauchten Lichter auf, entsprechend der geringen Anzahl von Fußgängern, welche auf dem sandigen Wege Bedacht darauf nahmen, nicht zu nahe aneinander vorbeizustreifen.

Endlich, als Lehnhard bereits Ungeduld verriet, blieb Filbert vor einem abgesondert liegenden, aus Balken und Brettern errichteten, zweistöckigen Hause stehen. Vier Fenster hielt es in der Breite. Die drei nebeneinander liegenden des Erdgeschosses waren erleuchtet, wogegen der Raum des vierten von einer Thür eingenommen wurde. Das obere Stockwerk lag dunkel. Filbert sandte einen Blick hinauf und bemerkte unzufrieden:

„Meine Frau ist entweder noch nicht zurück oder sie weilt in den Hinterzimmern. Schlimmsten Falls warten wir unten ein wenig."

Lehnhards Vorschlag, seinen Besuch bis zum folgenden Abend zu verschieben, beantwortete Filbert dadurch, daß er die Thür öffnete und jenen aufforderte, ihm zu folgen. Die Thür fiel hinter ihnen zu. Fast gleichzeitig traf Liu dem Hause gegenüber ein. Moderndes Gebälk und Schutt, von einem Brand herrührend, boten ihm daselbst ein Versteck, in welchem das schärfste Auge ihn nicht von seiner schwarzen Umgebung zu unterscheiden vermocht hätte. Er selbst befand sich dagegen in einer Lage, daß er, begünstigt durch die den geschlossenen Fenstern entströmende Helligkeit, die vor dem Hause sich abspinnenden Ereignisse notdürftig überwachen konnte. Und so starrte er hinüber mit der Regungslosigkeit einer Pagode seines Heimatlandes; nichts entging seinen Augen, deren Sehkraft durch unauslöschlichen Haß verschärft wurde. Kein Schatten glitt im Inneren des Hauses vor den erhellten Fenstern vorüber, welchen er nicht entdeckt und in irgend eine Beziehung zu ihm vorschwebenden bedrohlichen Bildern gebracht hätte; kein Ton drang, durch die Entfernung gedämpft, zu seinen Ohren, aus welchem er nicht sein eigenes Todesurteil und das des jungen Mannes, der ihn vor den wilden Angriffen eines gefühllosen Pöbels zu bewahren suchte, herauszuhören meinte. Trotzdem harrte er mit der seiner Rasse eigentümlichen Geduld aus. Sein Haß war zu tief. In Gift hatte sich sein Blut verwandelt.

Nachdem die beiden Gefährten die Hausthür hinter sich geschlossen hätten, kamen sie an einer offenen Thür vorüber, auf deren anderer Seite ein umfangreiches, mit ätzendem Tabaksqualm gefülltes Gemach sich ausdehnte.

„Ist meine Frau heimgekehrt?" fragte Filbert, auf die Schwelle tretend, hinein; zugleich benutzte er die Gelegenheit, mit den in dem Zimmer Anwesenden sich durch einen bezeichnenden Blick zu verständigen.

„Vor einer halben Stunde entfernte sich Mrs. Filbert zum zweitenmal," antwortete ein rauhes Organ gleichmütig, „ihre Dienerin begleitete sie. Im Vorbeigehen lugte sie herein und bat, im Falle Sie vorher kommen sollten, Sie zu benachrichtigen, daß sie bald zurück sein würde."

„Sagte sie, wohin sie gehe?"

„Nicht 'ne Silbe. Zu fragen widerstrebte mir. Das arme kleine Ding schaute gar so ängstlich drein."

„Das ist unangenehm," kehrte Filbert sich Lehnhard gedämpft zu; „sie geht nämlich nie aus, ohne den Schlüssel zur Wohnung in der Tasche zu fühlen. Im Grunde überflüssige Vorsicht, denn die Männer, welche sich hier notdürftig eingerichtet haben, sind hart arbeitende ehrliche Leute; zwar etwas rauh von Manieren, sonst aber von großer Gefälligkeit für uns und, bei den nicht am besten geordneten Landesverhältnissen, sogar eine zuverlässige Sicherheitswache."

Lehnhard war neben Filbert hingetreten und hatte einen Blick in das Zimmer geworfen. Was er dort entdeckte, war wenig geeignet, ihn mit seiner augenblicklichen Lage zu befreunden. Er war indessen eine zu unerschrockene Natur, außerdem zu wenig mit den kalifornischen Verhältnissen vertraut, um auch nur dem leisesten Gedanken an eine Gefahr Raum zu geben. Die vorhandene Möbeleinrichtung bestand aus sieben oder acht invaliden Stühlen und Schemeln der allereinfachsten Art, einem breiten, über zwei Bänke gelegten Brett als Tisch, und einer mit unsauberen, zum

Teil schadhaften Gläsern und mehreren weitbauchigen Flaschen besetzten umgestürzten Tonne. Eine Anzahl übereinander geschichteter Seegrasmatratzen und zusammengerollter wollener Decken, offenbar dazu bestimmt, zur Nacht in Lagerstätten umgewandelt zu werden, vertraten die Stelle eines Sofas, während leere und noch halbvolle Biskuitkisten, geöffnete und noch unberührte Blechdosen dafür zeugten, daß man sich hier vorzugsweise mit kalter Küche begnügte.

Bot die ganze Einrichtung wenig Einladendes, so galt ähnliches von den Männern, welche den staubigen Raum geräuschvoll belebten. Vor einer umgestürzten Kiste saßen zunächst drei verwilderte Gestalten, wie solche zur Tageszeit auf den Werften zu finden, und handhabten ein Spiel abgenutzter Karten mit einem Eifer, daß ihnen keine Zeit blieb, nach den Eintretenden sich umzuschauen. Seitwärts von ihnen, auf einem in halber Schwebe gehaltenen Stuhl an die Wand gelehnt und die Füße über einen anderen, gleichfalls auf zwei Beinen schwankenden Stuhl geschlagen, hing derselbe rothemdige Desparado, der schon bei früherer Gelegenheit eine gewisse Teilnahme für Lehnhard verriet. Sein verwittertes, von mehreren Narben entstelltes Gesicht mit dem wirren schwarzen Vollbart und den stechenden dunklen Augen, die eigentümlich dick aus ihren Höhlen hervorquollen und die wunderbare Gabe besaßen, ohne jegliche Kopfbewegung nach allen Seiten zu spähen, erinnerte nicht wenig an das einer Bulldogge, die zu jeder Zeit gerüstet, sich in einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen. Jetzt schaute er harmlos darein, wie von dem einzigen Gedanken beseelt, der zwischen seinen Zähnen hängenden Tonpfeife recht qualmige Rauchwolken zu entlocken. Er war es auch, der Filberts Frage beantwortete und dadurch einen knochigen, noch bartlosen, krankhaft bleichen Burschen ermunterte, der solange auf den Matratzen in einer unnatürlichen, beinahe unmöglichen Stellung fest geschlafen hatte.

Lehnhards Blicke flogen von einem zum anderen und blieben endlich fragend auf dem unschuldig grinsenden Antlitz Filberts haften. Zum erstenmal stieg der Verdacht an eine hinterlistige Täuschung in ihm auf. Er beruhigte sich indessen alsbald wieder mit dem Bewußtsein, zu wenig Begehrenswertes bei sich zu führen, um die Raublust irgend jemandes zu reizen. Und so beschränkte sein Argwohn sich schließlich darauf, unter falschen Vorspiegelungen zu irgend einer tollen Bacchanalie verlockt worden zu sein, an welcher mit offenen Augen zu beteiligen er sich schwerlich entschlossen hätte.

„Wer weiß, wann Ihre Frau heimkehrt," redete er Filbert zweifelnd an, „und dann möchte es doch wohl zu spät für sie sein, sich noch den Pflichten einer freundlichen Wirtin zu unterziehen."

„Unsinn, Mann," versetzte Filbert leichtfertig, „wozu verheiratet man sich, wenn nicht, um hin und wieder einmal Freunde zu bewirten? Hol der Teufel Ihre Bedenken. Sie werden schon zufrieden mit mir sein. Doch treten wir näher. Viel Bequemlichkeit finden wir zwar nicht, immerhin aber einen guten Trunk; für das Weitere entschädigen wir uns oben." Dann seine Lippen Lehnhards Ohr nähernd: „Ueben Sie Nachsicht, wenn der eine oder der andere vielleicht zu vertraulich werden sollte. Von jemand, der sein Brot im Schweiße seines Angesichtes ißt, darf man keine Feinheiten erwarten."

Mißmutig folgte Lehnhard dem Gefährten, der ihn nach den Matratzen hinüberführte, wo sie sich niederließen.

„Hallo, Jim!" redete dieser den verschlafenen Burschen an, der sich schwerfällig erhob, „wie steht's mit 'nem guten Brandy heute? Kein vernünftiger Mensch wird von uns verlangen, hier trocken zu sitzen, wie 'n Temperänzler am Sonntagnachmittag."

„Nur noch Whiskey vorhanden und Angosturabitterer," rief der Rothemdige, ohne seine Stellung zu verändern, herüber; „ist Euch damit gedient, besorge ich selber die Mischung, und hängen will ich, wenn jemals ein kostbarerer Schluck über Eure Zähne glitt. Bei der ewigen Versöhnung! Zu kostbar, um die Flasche jemand auf 'ne Minute anzuvertrauen, der Geschmack an 'nem guten Tropfen findet; der gleitet wie Milch über die Zunge."

„Her mit dem Angostura!" antwortete Filbert förmlich begeistert; „bei Gott, blutige Angel, Sie sind der feinste Gentleman, der sich je für 'nen andern ruinierte. Aber merken Sie auf: das Beste ist nicht gut genug für meinen Gast hier, und erweist der Stoff sich als echt, soll's mich nicht gereuen, wenn meine kleine Lady etwas über die Zeit bleibt!"

Der Rothemdige oder vielmehr Bloody Hook, wie er unter Freunden hieß, wälzte sich von seinen bedenklich knarrenden Stühlen und trat vor die als Schenktisch dienende Tonne hin, wo er alsbald mit Flaschen und Gläsern zu klirren begann.

„Ich sah noch nie jemand, der ihm gleichgekommen wäre, wenn's galt, 'ne herzhafte Mischung herzustellen," kehrte Filbert sich wohlgemut Lehnhard zu; „leider kostete die Vorliebe für gute Getränke ihn schon so viel, daß er heute von den Zinsen des verjubelten Kapitals leben könnte wie ein Senator. Doch was kümmert das uns? Jeder ruiniert sich auf seine Art und so gut, wie es in seinen Kräften steht."

Lehnhard antwortete nicht. Verdrossen beobachtete er Bloody Hook, welcher, ihm den Rücken zukehrend, mit seinem Mischen gar nicht fertig werden wollte. Sehnte er sich fort, so geschah es weniger aus einem Gefühl der Besorgnis, als um sich einer Gesellschaft zu entziehen, welche ihn anwiderte. Er verwünschte seine Gutmütigkeit, die ihn, zumal in seiner verzweifelten Stimmung, bewog, Filbert sich anzuschließen; und doch sah er ein, daß es ihm schwer werden würde, sich zu entfernen, ohne das Mißvergnügen der verwilderten Gesellen herauszufordern, was nur zu leicht zu einem ernsten Zerwürfnis führen konnte. Filbert überwachte ihn aufmerksam. Er mochte seine Gedanken erraten, und um das schwankende Vertrauen wieder zu befestigen, rief er dem bartlosen bleichen Burschen zu: „Jim, ich will des Henkers sein, wenn ich mich übermäßig komfortabel hier fühle, während oben Sofa und Wiegenstuhl vor Langweile in Stücke auseinander poltern möchten. Geh meiner Frau eine Strecke ent-

gegen und bitte sie, sich ein wenig zu beeilen. Begleite sie lieber, damit das arme kleine Ding sich nicht ängstigt."

Lehnhard warf einen forschenden Blick auf Filbert. Es befremdete ihn offenbar, daß jemand seiner Frau eine derartige Begleitung zumutete. Dann sah er, wie im geheimen Vergleiche anstellend, auf Jim. Derselbe öffnete eben den Mund zu einer Erwiderung, als Bloody Hooks befehlshaberische Stimme durch das Gemach dröhnte.

„In der Hölle Namen!" rief er aus, „bin ich einmal beim Mischen, will ich gleich 'ne ganze Runde anfertigen, und der Satan über jeden, der meinem Gebräu nicht die richtige Ehre erweist! Hier, Jim, das erste Glas trage meinem Freunde Filbert zu. Der ist ein Gentleman vom Kopf bis zu den Zehen und geht uns allen 'n halb Dutzend Pferdelängen voraus." Und während Jim sich beeilte, den an ihn ergangenen Befehl auszuführen, sprach Filbert mit vor Lachen halb erstickter Stimme zu Lehnhard: „Dem steigt der Branntwein ohne Beihilfe der Kehle ins Gehirn. Und ich sag's, kommt der erst in Geschmack, gibt's kein Halten mehr. Bei Gott, Mann, Sie werden noch Wunder an ihm erleben. Eine gutherzige Seele ist er, aber beim Trunk geht ihm der Verstand durch. Kein kitzliches Maultier kommt ihm dann an Tollheiten gleich, und mit Revolver und Messer hantiert er so eindringlich, daß jeder ihm gern zu Willen ist."

Er ergriff das ihm von Jim überreichte, mit bräunlichem Stoff gefüllte Glas, und es Lehnhard darbietend, fuhr er in sichtbar wachsender guter Laune fort: „Da will ich lieber dursten, drei Tage und drei Nächte, eh' ich meinem Gast die Vorhand raube. Vorwärts, vorwärts Mann — da ist Jim mit einer anderen Ladung. Ehre, dem Ehre gebührt. Warten wir aber noch, bis alle befriedigt sind. Bloody Hook ist nämlich ein verrücktes altes Pferd. Er liebt einen herzhaften Toast und sucht in alles 'ne Art System hineinzubringen. Ich wiederhol's, Sie erleben noch Ihr Wunder," und weiter redete er ohne Aufhören auf Lehnhard ein, daß diesem die Gedanken förmlich durcheinander schwirrten, und nicht eher ließ er eine Pause eintreten, als bis alle Anwesenden mit vollen Gläsern versehen waren und Bloody Hook, das seinige erhebend, sich zu einem Trinkspruch anschickte.

„Gentlemen!" brüllte er, und in jeder Falte seines verwitterten Gesichtes verriet sich ein für den Galgen reif machender Schurkenstreich, „es sind schon Leute billiger zu 'nem halben Lot Blei in den Leib gekommen, als wegen des Verschmähens eines feinen Trunkes, oder ich will verdammt sein. Gut Glück zu euch allen! Zur Hölle mit jedem" — und er schlug herausfordernd auf seine Pistole —, „der's nicht ehrlich meint und 'nen Tropfen übrig läßt."

Alle hoben die Gläser und tranken. Lehnhard netzte zuvor die Lippen. Die Bitterkeit der Mischung mißfiel ihm, doch gewahrend, daß der Rothemdige ihn mit einem eigentümlichen Ausdruck des Argwohns überwachte, leerte auch er sein Glas.

„Der macht mit seinen Vernunftgründen die Vorsteherin eines Ladiesinstituts trinken, bis sie auf dem Kopf steht," kehrte Filbert sich, in sein gewöhnliches krampfhaftes Lachen ausbrechend, Lehnhard zu. Was er weiter hinzufügen wollte, erstarb in dem Gebrülle, mit welchem Bloody Hook einfiel: „Und jetzt ein Lied, Jungens! eins von der feinsten Sorte! Ein fester Gesang dörrt die Kehlen wie der Wind den Staub auf der Straße, und das gibt neuen Durst! Lustige Menschen will ich um mich sehen, und kostete es mich den letzten verdammten Cent!"

Mit klobig theatralischem Anstande verschränkte er die Arme auf der Brust, dann hob er an:

„He, Landlord, füll' die Bowle auf
Und mach' dir keine Sorgen;
Heute woll'n wir lustig, lustig sein,
Heute woll'n wir lustig, lustig sein
Und nüchtern werden morgen!"

Er schwang die Arme im Kreise, und pünktlich wiederholte der Chor:

„Heute woll'n wir lustig, lustig sein,
Heute woll'n wir lustig, lustig sein
Und nüchtern werden morgen!"

Filbert lachte, daß ihm die Thränen in die Augen drangen.

„Ein verfluchter Kerl!" schrie er Lehnhard zu, indem er ihn auf die Schulter schlug, und gewahrend, daß Jim aus der Thür schlich, suchte er dessen Bewegung dadurch zu verdecken, daß er mit Händen und Füßen Beifall klatschte und stampfte und sein durchdringendes Bravo dazwischen erschallen ließ. „Ein verfluchter Kerl, dieser Bloody Hook, bei allen sieben Todsünden!" wiederholte er jubelnd. „Einen Anstand spielt er auf trotz des lahmsten Postgauls, der je, in eine wackelige Landkarrete gespannt, über die eigenen Beine das Genick brach; um seinen verhimmelten Blick könnte ihn die heilige Cäcilie beneiden, wenn sie vor ihrer Orgel sitzt!"

Und es war, wie er sagte. Im Gegensatz zu seiner räuberähnlichen Erscheinung entwickelte der Desparado eine derartige barocke Grazie, daß sogar Lehnhard, in dessen Adern das Blut wie lebendiges Feuer zu kreisen begann, sich eines Lächelns nicht zu erwehren vermochte. Und weiter sang Bloody Hook Vers auf Vers, und lauter brüllten die anderen im Chor; selbst Filbert konnte sich nicht enthalten, mit in das Höllenkonzert einzustimmen, darauf berechnet, die Nerven zu überreizen und Lehnhards Gehirn in Flammen zu setzen. Eine Gruppe der Hölle entsprungener Dämonen hätte nicht zügelloser gellen und toben können. Sobald aber die letzte Strophe verhallt war, folgte ein neuer Trunk für alle, welchen Bloody Hook abermals unter Anrufen allen Schwefels, welcher jemals zum Heizen der Hölle verwendet wurde, mit einem entsprechenden Toast begleitete und, die Pistole schwingend, beschwor, jeden über den Haufen zu schießen, der beim Hinunterstürzen des Gebräues auch nur mit den Augen zwinkere.

„Jetzt wird er gut," erklärte Filbert seinem Gast, von welchem er richtig vorausgesetzt hatte, daß die gewöhnlichen Mittel nicht ausreichen würden, ihn die Grenzen der Mäßigkeit überschreiten zu machen, „ein verrücktes altes Pferd bleibt er; aber es kommt noch besser. Wer sah je solch Schauspiel? Ich für meine

Person möchte nicht wagen, seiner Laune entgegen zu sein; eine Pistolenkugel sitzt schnell genug zwischen den Rippen, dann kommen alle guten Worte zu spät. Gut Glück zu uns beiden! Ewige Dauer unserer Freundschaft!“ Er hob sein Glas an die Lippen und leerte es in einem Zuge, wogegen Lehnhard, unter dem Einfluß einer seltsamen, seine Willenskraft lähmenden traumhaften Müdigkeit, seinem Beispiel langsamer, gleichsam mechanisch folgte.

Zu derselben Zeit hatten Bloody Hook und die drei Spieler Brett, Böcke und Stühle zur Seite geschoben, und abermals in wilden Gesang ausbrechend, ordneten sie sich zu einem jener Tänze, wie sie in den Minen gäng und gäbe. Ein fortgesetztes Stampfen, Drehen, Einhaken der gekrümmten Arme und schwingendes Kreisen war es, in Begleitung des Höllenlärms geeignet, ein nüchternes Auge, geschweige denn ein durch betäubende Mittel getrübtes zu beirren und seine Sehkraft zu beeinträchtigen. Ohnmächtig um seine Besinnung kämpfend, sah Lehnhard mit stumpfer Teilnahme auf die durcheinander wirbelnden Männer hin, bis endlich das ganze Gemach sich für ihn drehte. Sein Blut wallte fieberisch. Vergeblich suchte er sich an den Gedanken anzuklammern, daß er nicht mehr getrunken habe als Filbert und die tollen Tänzer, sein Uebelbefinden, durch andere Ursachen bedingt, daher nur ein vorübergehendes sein könne. Nach frischer Luft sehnte er sich, und doch fehlte ihm die Kraft, sich zu erheben oder einen dahin zielenden Wunsch vor Filbert zu offenbaren. Seine Zunge war wie gelähmt; seine Augen blickten, als wären sie bereits gebrochen gewesen. Nur einmal noch durchströmte ihn jenes eigentümliche Gefühl, welches den nachdenklich einherschreitenden Wanderer überwältigt, wenn er plötzlich in einen sich vor ihm öffnenden Abgrund hinabstarrt und jählings von demselben zurückprallt, dann übermannte ihn wieder eine unwiderstehliche behagliche Müdigkeit. Es geschah, als zwei weibliche Gestalten hereinstürmten und sich sofort an dem Tanz beteiligten, unbekümmert darum, daß Filbert die eine als seine Frau anrief und ihr mit lächerlichen Beteurungen Mäßigung anempfahl. Er hörte noch, daß Filbert ihm ins Ohr schrie: „Meine Frau ist des Teufels, wenn die Tanzwut sie packt“; er sah noch, wie durch einen Schleier hindurch, daß eines der beiden Weiber vor ihn hintrat, ihm ein volles Glas in die Hand drückte und das ihrige mit einem in seinen Ohren unverstanden verklingenden Gruß an ihre Lippen hob, dann war es um ihn geschehen. Bewußtlos führte er das Glas zum Munde. Einige Züge trank er, dann fiel er auf die Seite, den Rest des Inhaltes über die Matratze verschüttend.

8.

Lehnhard, das unglückselige Opfer einer Verbrüderung der nichtswürdigsten Schurken, die je dem Schiedsspruch des kalifornischen Richters Lynch entgegenreiften, war kaum zusammengebrochen, als der ihn umringende Lärm plötzlich verstummte und wildes Hohnlachen an dessen Stelle trat.

„Der hat sich lange genug gehalten,“ meinte Filbert spöttisch zu dem Desparado, welcher, die Schweißtropfen von seiner Stirn entfernend, boshaft grinsend herantrat, während die Genossen, als habe es sich um ein alltägliches Ereignis gehandelt, mit den Weibern um die Schenktonne sich zusammendrängten. „Lange genug, bei der ewigen Versöhnung. Hoffentlich bist du mit dem Opium nicht zu verschwenderisch umgegangen.“

„Nicht verschwenderischer als notwendig, um ihm 'nen vierundzwanzigstündigen gesunden Schlaf zu verschaffen,“ antwortete Bloody Hook selbstzufrieden. Er stieß Lehnhard unsanft mit dem Fuße an und rief ihm zu: „Hallo, Mann, ermuntere dich, wenn dein Schädel überhaupt noch so viel wert ist wie der einer geschlachteten Bruthenne!“

Lehnhard rührte sich nicht. Mit fieberisch gerötetem Antlitz lag er da, als wäre das Leben im Begriff gewesen, von ihm zu weichen.

„All right,“ versetzte Filbert gleichmütig, indem er sich erhob; „ist Blane nicht zufrieden mit unserem Dienst, mag ihn der Teufel holen; ich dächte, wir hätten unser Geld redlich verdient.“

„So zahlte er bereits?“

„Die Hälfte; also zweihundertundfünfzig Dollar zur Teilung. Die andere Hälfte fällt auf uns beide, nachdem er an Bord geschafft worden.“

„Wieviel ist auf der Korvette fällig?“

„Sechzig Dollar. Sie legten zehn Dollar zu, weil's im Grunde ein verdammt feiner Bursche,“ erklärte Filbert, und höhnisch lachte er auf; „Blane möchte sein Geld in der Tasche behalten haben, hätt's ihm jemand gestochen, daß er ohnehin an Uncle Sam verkauft worden wäre. Der Haß machte ihn blind. Ich vermute, dieser dickköpfige Dutchman ist ihm bei der ‚Schwarzen Margarita‘ ins Gehege gegangen.“

„Wie steht's mit den Papieren?“

„Alles in Ordnung bis aufs Datum und die Unterschrift. Ein Tropfen Tinte wird wohl noch in der Flasche sein.“

Während Bloody Hook sich nach einem Winkel des Gemaches hinüberbegab, wo er unter einer Anhäufung der verschiedenartigsten Gegenstände zu kramen begann, trat Filbert an das Tischbrett, und einen Stuhl vor dasselbe hinziehend, ließ er sich nieder. Um die übrigen Anwesenden, die sich nach Herzenslust mit Trinken vergnügten und eine von Roheiten übersprudelnde Unterhaltung führten, kümmerte er sich ebensowenig wie diese sich um ihn. Ein gedrucktes Formular hatte er aus seinem Notizbuch genommen, einen Messinghalter mit verschiebbarer Feder und einen Brief Lehnhards, in welchem derselbe ihm eine mit schlauer Berechnung dringend gestellte Frage beantwortet hatte. Aufmerksam betrachtete er die Unterschrift.

„Es wird sich machen,“ bemerkte er, als der Desparado einen kleinen irdenen Krug vor ihn hinstellte und den Pfropfen von demselben entfernte; „schreibt der Halunke doch eine Hand, daß ein Professor von ihm lernen könnte. Fritz Lehnhard, ein verdammter Name, so kann nur ein Dutchman heißen.“

„Ich sah noch nie 'nen Dutchman, der mit Lesen und Schreiben nicht umzuspringen gewußt hätte,“ ver-

setzte der Desparado. „Der Satan mag's wissen, woher die Brut es hat.“

Filbert hatte das Formular vor sich ausgebreitet und füllte unter Bloody Hooks neugierig spähenden Blicken Ort und Datum aus. Dann Lehnhards Brief dicht vor sich hinziehend, zeichnete er dessen Namen mit erträglicher Genauigkeit ab.

„So,“ sprach er darauf, sein Werk selbstgefällig prüfend, „ich will hängen, wenn er selber nicht drauf schwört, eigenhändig unterschrieben zu haben. Ist 'ne kleine Unregelmäßigkeit drinnen, kommt's auf Rechnung seines Rausches. Andere zweifeln noch weniger an der Echtheit.“

„Und nun?“ fragte Bloody Hook.

Zunächst trage ich den Zettel denen von der Korvette zu,“ hieß es geschäftsmäßig zurück, „die warten nämlich in der Stadt auf mich. Ist das Papier erst in ihren Händen, kann ihnen kein Teufel mehr das Anrecht an den Burschen bestreiten.“ Er sah nach der Uhr und fuhr fort: „Eine gute halbe Stunde Zeit habt ihr noch, bevor ihr aufzubrechen braucht. Eine Stunde dauert's, bis ihr ihn hinuntergetragen habt; bis dahin ist alles geordnet, ich meine, daß die von der Korvette unterwegs sind, um euch an Bord zu erwarten. Vergiß nicht: sechzig Dollar und keinen verdammten Cent weniger.“

„Das klingt, als wolltest du nicht mit hinüber?“

„Die Vorsicht verbietet's. Die vom Vigilanzkomitee besitzen scharfe Augen und stecken ihre Nasen in jede Kleinigkeit. Die Hölle über sie alle miteinander. Ich muß mich auf anderen Stellen zeigen. Auch die da,“ und er wies auf die Gruppe bei der Schenktonne, „müssen zurückbleiben, nachdem sie den Burschen hinunterschafften. Schon allein wegen des Ueberschusses für uns ist's ratsam. Wirst das Boot wohl allein rudern können; begegnet dir jemand, achtet man nicht auf 'nen einzelnen Mann.“

Er sprach noch, als Jim eintrat, auf der Schulter einen straff gefüllten Sack von geteertem Segeltuch, wie solche von Seeleuten zur Aufnahme ihrer Ausrüstung benutzt werden. Mit einem lästerlichen Fluch warf er ihn zur Erde.

„Zum zweitenmal trag' ich ihn nicht wieder,“ erklärte er keuchend; „hab' mich mit dem Wirt beinah' drum schlagen müssen. Zum Glück war da jemand, der mich kannte.“

„Macht keinen Unterschied,“ beruhigte ihn Bloody Hook, „ob aus seinem Quartier oder aus dem Fegefeuer geholt: wenn nur die Sachen zur Hand sind. Geh und trinke eins, damit dir's Fieber nicht auf die Knochen schlägt.“

Filbert sah wieder nach der Uhr.

„Ich muß fort,“ bemerkte er dringlich, und von dem Desparado begleitet, trat er auf die Straße hinaus. Dort wechselten sie noch einige leise Worte, worauf Filbert die Richtung nach der Stadt einschlug und Bloody Hook ins Haus zurückkehrte.

Bis dahin hatte Liu sich in seinem Versteck nicht gerührt. Er wußte, daß es gleichbedeutend mit seinem Ende, wenn man ihn entdeckte; das aber steigerte seine Furcht in einem Maße, daß er sogar dem eigenen Atem nicht traute. Von dem, was in dem unheimlichen Hause vorging, als der anfänglich mäßige Lärm zu wildem Toben, Singen, Jauchzen und Poltern sich verstärkte, vermochte er sich kein Bild zu entwerfen. Wohl aber gelangte er zu der Ueberzeugung, daß Lehnhard das Opfer einer Teufelei geworden. Dieselbe befestigte sich, sobald er Jims und der beiden Weiber schattenähnliche Gestalten entdeckte und endlich Filbert, den er deutlich erkannte, sich entfernte. Und auch jetzt noch verhielt er sich ruhig. Instinktartig fühlte er heraus, daß das bisher Beobachtete nur eine Art Vorspiel und die eigentliche Ausführung des rätselhaften Unternehmens erst folge. Aengstlicher noch spähte er nach den erhellten Fenstern hinüber und argwöhnischer lauschte er auf die im Inneren des Hauses sich vollziehenden Bewegungen, und er erwog bereits, ob es nicht ratsam, davonzuschleichen, als plötzlich die Hausthür geöffnet wurde und eine von dem Desparado getragene Lampe ihren Schein ins Freie sandte. Dadurch begünstigt, entdeckte er, daß die beiden Weiber, offenbar um über die Sicherheit zu wachen und rechtzeitig zu warnen, sich nach entgegengesetzten Richtungen entfernten. Zugleich hatten zwei Männer sich nach der Rückseite des Hauses herum begeben, kehrten indessen nach kurzer Abwesenheit zurück, zwischen sich eine Art Bahre tragend. Nachdem Bloody Hook ihnen in das Haus hinein geleuchtet hatte, schloß er die Thür wieder, und innerhalb desselben herrschte nunmehr dieselbe Stille wie in dessen näherer und weiterer Umgebung.

Gleichsam atemlos starrte Liu auf die erleuchteten Fenster. Der Anblick der Tragbahre hatte ihn mit Grauen erfüllt. Er bezweifelte kaum noch, daß es sich darum handle, einen Ermordeten zu beseitigen, die Leiche desselben jungen Seemanns, welchem er für die versuchte Vermittelung zwischen ihm und dem erbarmungslosen Feinde sich verpflichtet fühlte. Nach weiteren fünf Minuten verdunkelten sich die Fenster. Fast gleichzeitig öffnete sich die Hausthür und abermals erschien der Desperado in derselben. Flüchtig leuchtete er auf die Straße hinaus; dann trat er zur Seite, und an ihm vorbei schritten vier Männer mit der Bahre, jetzt aber augenscheinlich schwer an derselben tragend. Indem sie mit ihrer Last sich ins Freie hinaus bewegten, unterschied Liu eine auf der Bahre ruhende, verhüllte menschliche Gestalt. Im nächsten Augenblick erlosch die Lampe; gleichzeitig drang das Geräusch zu ihm herüber, mit welchem Bloody Hook die Hausthür abschloß. Die vier Träger hatten die Richtung eingeschlagen, welche sie zwischen den letzten Baracken hindurch ganz aus der Stadt hinausführte. Mit schnellen Schritten folgte Bloody Hook, und in der nächsten Minute waren alle dem Wahrnehmungsvermögen Lius entrückt.

In dem unheimlichen Gebäude keine Zeugen mehr vermutend, säumte Liu nicht länger. Vorsichtig verließ er sein Versteck, und argwöhnisch um sich lauschend, schlich er den Männern so weit nach, bis er sich überzeugte, daß sie auf Umwegen die Werftstraße zu erreichen trachteten. Todesschrecken aber bemächtigte sich seiner, als plötzlich Schritte hinter ihm laut wurden, und zwar so nahe, daß ihm keine Zeit blieb, unentdeckt

Frühlingsidylle. Von E. Rau.

in offener Flucht zu entkommen oder den Schutz des Schattens einer Hütte zu gewinnen. Doch das Entsetzen machte ihn erfinderisch. Das leiseste Geräusch behutsam vermeidend, legte er sich nieder, und einige Male sich herumwälzend, gelangte er so weit abwärts von der Straße, daß er hoffen durfte, auf dem schwarzen Erdboden von den Vorübergehenden nicht entdeckt zu werden. Ihm selbst war es dagegen in seiner Lage ermöglicht, eine weibliche Gestalt und einen Mann zu unterscheiden, die in gemächlichem Schritt und lebhaft zu einander sprechend, sich einher bewegten.

„Hinter ihnen ist's sicher genug," hörte Liu das Frauenzimmer sagen, „wenn sie nur keinem begegnen, der sich viel um ihre Last kümmert."

„So schwören sie drauf, daß sie 'nen Kranken zum Doktor tragen," antwortete eine Männerstimme, „glaubt man's nicht, mag man ihn betasten und sich überzeugen, daß er kein Toter."

„Der Weg bis zum Boot hinunter ist weit, der bis zur Korvette noch weiter," versetzte das Frauenzimmer wieder nachdenklich, „kommt's dem Konsul zu Ohren —"

Mehr verstand Liu nicht. Er hatte indessen genug gehört, um von seinen ärgsten Befürchtungen befreit zu werden und damit zu einem bestimmten Entschluß zu gelangen. Kurze Zeit zögerte er noch, nur so lange, bis die beiden Mitglieder jenes Preßganges sich außerhalb der Hörweite befanden; dann streifte er die schweren ungelenken Schuhe von den Füßen und auf kürzestem Wege eilte er zur Werftstraße hinab. —

Peter Strapp, der unverzagte Dutch Devil, schlief um diese Zeit den sanften Schlaf der Gerechten, und mit ihm rastete die Nähmaschine, getreulich überwacht von Musketon, Entermesser, Harpune und sonstigen auf die Verteidigung von Leben und Eigentum berechneten Werkzeugen. Wie gewöhnlich, hatte auch an diesem Abend Margarita einige Stunden bei ihm geweilt. Auf Lehnhards Besuch hatte er dagegen vergeblich gewartet. Als er sein Befremden darüber äußerte, machte Margarita, um ihr Antlitz seinen Blicken zu entziehen, sich mit der Lampe zu schaffen; dann erwiderte sie eintönig:

„Er wird seinen Abend auch einmal auf einer anderen Stelle verleben wollen. Wie lange kann er sich überhaupt noch hier aufhalten? Die Menschen kommen und gehen, ohne warm zu werden. Es sollte mich kaum wundern, erschiene er in den nächsten Tagen, um sich von dir auf ewig zu verabschieden."

Strapp erriet scharfsinnig, daß es abends zuvor zu irgend welchen Erörterungen zwischen ihr und Lehnhard gekommen, vermied aber bedachtsam, in der Fortsetzung des Gespräches abermals an diesem Umstand zu rühren. Mit einem letzten Gedanken daran mochte er indessen eingeschlafen sein, denn als es nach Mitternacht an die Thür klopfte, schnellte er förmlich in seiner Hängematte empor; zugleich rief er hinüber:

„Bist's selber, Maat? Hab's mir vorgestellt, daß ich dich vor Tage noch sehen würde!"

„Ich bin es," hieß es mit ängstlich gedämpfter Stimme zurück, an welcher Strapp sofort den Chinesen erkannte, „Liu selber. Schreckliche Nachricht bring ich — ich sah einen Mann abends hier aus- und eingehen —"

„Lehnhard!" fiel Strapp bestürzt ein. Im nächsten Augenblick öffnete er die Thür, und in seiner Erregung den zaghaften Burschen mit beiden Fäusten an den Schultern packend, zog er ihn zu sich herein. „Kann's mir denken," fuhr er fort, „daß es kein guter Wind, welcher dich zu solcher Stunde hierher wehte —" ein Schwefelholz flammte zwischen seinen Fingern auf, als Liu ihn beschwor, kein Licht zu erzeugen.

„Sehen sie das Fenster erleuchtet, ist's um so gefährlicher," erklärte er bebend, „sie mögen vorbeikommen und hereinlugen —"

„Wer, in des Teufels Namen," polterte Strapp ungeduldig.

„Die Schurken mit dem jungen Seemann," antwortete Liu beinahe atemlos, „ein großes Unglück hat sich ereignet — er ist wie tot, aber lebt noch. Sie tragen ihn fort — sie bringen ihn aufs Wasser —"

„Zum Henker mit deinem Durcheinander," suchte Strapp den geängstigten Burschen zu beruhigen. „Zuvor besinne dich; dann fange dein Garn am richtigen Ende an und gib aus, als schlippte 'ne Lotleine durch deine Hände. Der Teufel werde klug draus, wenn alles kieloberst geht, wie Pflaumen und Grütze im Kessel. Also vorwärts, Mann, und je mehr Worte du sparst, um so früher wirst du fertig. Ich bekleide mich derweilen 'ne Kleinigkeit."

Und gehorsam erzählte Liu seine jüngsten Erlebnisse, da beginnend, wo er mit Filbert und Lehnhard zusammentraf, und mit den Worten schließend, welche er auf der Straße erlauschte. Dann erst fuhr Strapp grimmig auf:

„Also gepreßt hat man ihn. Verdammt! Hab's gefürchtet alle diese Tage. Denn vertrauensvoll ist er bis zur Dummheit, und Burschen von seiner Sorte findet man nicht dutzendweise auf der Straße. Jetzt aber kläre deinen Verstand ordentlich auf und sage, wohin du glaubst, daß sie ihn tragen."

„Auf die Werftstraße, aufs Wasser; mehr hörte ich nicht."

„Das Wasser ist groß und die Werftstraße lang. Zum Henker damit; was geschehen kann, das wollen wir indessen thun, und zwar so schnell, wie nur irgend möglich. Und merke dir's: Ist der Lehnhard erst an Bord der Korvette, so geben sie ihn nicht heraus, und würde 'ne Tonne Tinte drum verschrieben. Du weißt, wo mein Boot liegt. Da springe hinüber und löse die Kette. Hier ist der Schlüssel. Ich folge mit den Riemen nach. In zwei Minuten und 'ner halben bin ich bei dir. Setz dich nur immer hinein, daß wir gleich losmachen können —"

„Es sind ihrer viele und wir unserer zwei," wagte Liu schüchtern einzuwenden.

„Unsinn, Mann, höchstens einen und 'nen halben betragen wir — du zählst nicht voll — aber das genügt, solange kein anderer Ausweg in Sicht. Bevor wir uns nach 'nem handfesten Beistand umgethan haben, lachen die an Bord der Korvette sich in die Faust und wir mögen dem Lehnhard nachpfeifen — jetzt fort mit dir und halte die Augen offen — ver-

dammt, hier im Dunkeln hantieren, ist keine Lust; aber weil du's meinst, soll's geschehen."

Der Chinese verschwand und schlich vorsichtig nach der Bai hinüber. Fünf Minuten später folgte Strapp ihm so schnell nach, wie sein lahmes Knie es ihm erlaubte. Mit der rechten Hand stützte er sich auf seinen Krückstock; auf der linken Schulter trug er zwei leichte Riemen und das Musketon, in dessen unförmlichen Lauf er eine Handvoll Flintenkugeln geschoben hatte. Außerdem hing an seinem Gurt ein Entermesser, von welchem der alte Dutch Devil wähnte, daß es ihn unbesiegbar mache. Als er bei dem Boot eintraf, hatte Liu dasselbe zur Abfahrt hergerichtet. Schweigend und jedes auffällige Geräusch sorgfältig vermeidend, stieg Strapp ein. Gleich darauf saß er auf der Ruderbank, neben sich das Gewehr, in den Fäusten die zwischen den Pflöcken ruhenden Riemen, und leise, als ob ein Schatten über die stille Wasserfläche hingeschwebt wäre, trennte das kleine Fahrzeug sich von dem Werftgerüst. —

Der Himmel war noch immer schwarz bewölkt, ebenso schwarz dehnte die Bai sich aus. Wo sie von hügeligen Ufern begrenzt wurde, wie weit die Höhen in die verfinsterte Atmosphäre hinaufragten, hätte das schärfste Auge nicht zu unterscheiden vermocht. Alles fiel in eine einzige dunkle Masse zusammen. Nur im Osten, wo hinter der Wolkenschicht die aufsteigende Mondsichel der Linie des Horizontes sich näherte, entdeckte man bei längerem aufmerksamem Hinüberspähen einen matten lichteren Hauch. Die Stadt lag still, still wie die Fluten des mächtigen Hafenbeckens. Hier und da verriet eine Laterne oder ein erleuchtetes Fenster deren Umfang. Der auf den Planken der Back dumpf dröhnende träge Schritt wachhaltender Matrosen zeugte noch allein von dem Leben auf den vor den Blicken durch nichts sich auszeichnenden Kauffahrteischiffen. Bald aus dieser, bald aus jener Richtung tönte, durch die Entfernung mehr oder minder gedämpft, der träumerische Ruf eines nächtigenden Seevogels herüber. Strapp handhabte die Riemen so geräuschlos, als wäre der zwischen den Pflöcken spielende Teil mit Zeugstreifen umwunden gewesen. Unhörbar tauchten sie unter seinen geübten Händen ins Wasser hinab, beinah unhörbar verließen sie dasselbe wieder. Unhörbar teilte der Bug des scharf gebauten, kleinen Fahrzeugs in langsamem Einhergleiten die Fluten. Um seine Augen immer noch vertrauter mit der Dunkelheit zu machen, spähte Strapp nach allen Richtungen. Was über hundert Ellen weit hinauslag, verschwand vollständig. Nur ein einziges Mitttel blieb ihm, dem Boot, welches Lehnhard entführte, zu begegnen, und das bestand darin, daß er die Richtung nach der Korvette, welche sich durch zwei Laternen auszeichnete, zu seinem Fahrwasser wählte.

In der Nachbarschaft des bekannten Hulks vorübertreibend, war er allmählich so weit gelangt, daß er bei Tage den Quai hätte überblicken können, daher nicht das kleinste zwischen den dort ankernden Schiffen hervorschleichende Fahrzeug seiner Aufmerksamkeit entgangen wäre. Jetzt dagegen hing es vor seinen Blicken wie ein schwarzer Vorhang nieder. Vorzugsweise auf sein Gehör angewiesen, stellte er das Rudern ein. Aus langjähriger Erfahrung wußte er, daß gerade zur nächtlichen Stunde die Schallwellen eine doppelt so weite Entfernung über glatte Wasserspiegel hin zurücklegten. Doch was sein Ohr begünstigte, mußte auch anderen zu statten kommen, und so beschloß er, seine ferneren Bewegungen von den etwa kommenden Ereignissen abhängig zu machen. Wohl unterschied er abseits langsamen Ruderschlag, derselbe drang indessen aus einer Richtung herüber, welche sich seiner Beachtung entzog.

Auf den Schiffen ertönten die Glockenschläge, welche den Beginn der zweiten Morgenstunde verkündeten, und noch immer hielt Strapp, die Riemen in den Fäusten, auf derselben Stelle. Nur einmal hatte er mit dem hinter ihm kauernden Chinesen flüsternd einige Worte gewechselt, um sich zu vergewissern, daß derselbe bei seinen Beobachtungen keiner Täuschung unterworfen gewesen, dann lauschte er wieder unter Anspannung seiner ganzen geistigen Kräfte nach vorn. Die auf der anderen Seite sich sehr langsam nähernden Ruderschläge, in welchen zuweilen eine Pause eintrat, als ob dort Fischer sich mit dem Auslegen von Netzen beschäftigten, verloren allmählich ihren letzten Wert für ihn, bis er sie schließlich gar nicht mehr hörte. Die Zeit verrann. In der gespannten Erwartung erschienen den beiden Gefährten die Minuten wie Stunden, und eine Regung der Ungeduld machte sich bereits bei Strapp geltend, als vom Quai her das gedämpfte Geräusch zu seinen Ohren drang, mit welchem ein der Faust entgleitender Riemen zwischen die Pflöcke fiel.

Abermals entschwanden Minuten in Todesschweigen; dann unterschied Strapp regelmäßigen Ruderschlag, hin und wieder unterbrochen durch kurzes dumpfes Klappern, mit welchem ein kleineres Fahrzeug von dieser oder jener Schiffswand abgestoßen oder an derselben hingeschoben wurde.

„Nur einer," sprach er im Uebermaß seiner Erregung vor sich hin, nachdem er der Bewegung mit geübtem Ohr ein Weilchen gelauscht hatte, und den einen Riemen ins Wasser tauchend, schwang er den Bug des Bootes so weit herum, daß es zu der Linie des Quaiufers eine schräge Lage gewann. Nach abermaligem Lauschen, durch welches er sich über den von dem überwachten Fahrzeug innegehaltenen Kurs unterrichtete, trieb er sein Boot an. Es geschah mit beinahe unhörbaren Bewegungen und dem leisesten, auf die Riemen ausgeübten Druck. Auf die Korvette zu glitt es langsam, infolgedessen es, wie Strapp scharfsinnig berechnete, mit dem schneller folgenden Boot schließlich in einem spitzen Winkel zusammentreffen mußte. Der geheimnisvolle Ruderschlag des vermeintlichen Fischerbootes war unterdessen verstummt. Es rief fast den Eindruck hervor, als hätte dessen Führer, um einer Schädigung der Netze vorzubeugen, die Störung zuvor in einiger Entfernung vorüberziehen lassen wollen. Doch was auch immer dessen Bewegungen bestimmte: für Strapp war es überhaupt nicht mehr auf der Welt. Nach wie vor drängte er sein eigenes Boot langsam nach vorn, die Blicke unausgesetzt dahin gerichtet, wo offenbar mit vollen Armeskräften gearbeitet wurde. Endlich trennte sich vor seinen Augen von der schwarzen Fläche ein

noch schwärzerer Schatten, der, wenn keine Störung erfolgte, in der Entfernung von etwa achtzig Ellen an ihm vorbeigleiten mußte. Er selbst war offenbar noch nicht entdeckt worden, oder es möchte sich vielleicht in dem scharfen Ruderschlage verraten haben; er säumte daher, bis das Boot beinahe in gleiche Höhe mit ihm getreten war; dann aber warf er das seinige fast auf derselben Stelle herum, und die Blicke über die Schulter auf den mutmaßlichen Gegner geheftet, ruderte er aus Leibeskräften, seinen Kurs mit schlauem Bedacht lenkend.

Einige Dutzend Ellen hatte Strapp mit wachsender Schnelligkeit zurückgelegt, bevor er von dem schwer arbeitenden Führer des anderen Bootes entdeckt wurde. Denn erst dann verstummte dessen Ruderschlag, wahrscheinlich in der Absicht, das Zusammentreffen mit einem fremden Fahrzeug zu vermeiden. Sobald Bloody Hook aber, und kein anderer war es, inne wurde, daß jenes, wie um ihn in den Grund zu bohren, gerade auf ihn zuglitt, rief er drohend aus:

„Mach die Augen auf in der Hölle Namen!“ Dann, als Strapp die Richtung seiner Fahrt immer noch nicht änderte: „willst du 'ne Kugel in deinen verfluchten Schädel haben, so thu noch 'nen einzigen Schlag!“

Strapp, im Rudern seinem Gegner weit überlegen und nicht mehr im Zweifel über denjenigen, welchen er vor sich hatte, gab seinem Boot eine Wendung, daß es parallel mit dem andern zu liegen kam, dagegen dem zuvor auf ihn ausgeübten Druck noch immer nachgab. Bloody Hook, eine unmittelbare Gefahr nicht mehr fürchtend, jedoch von Argwohn erfüllt, fragte nunmehr scheinbar gelassen:

„Möcht' ich doch wissen, wen der Teufel reitet, daß er in aller Nacht eines ehrlichen Mannes Fahrwasser zu dem seinigen macht?“

„Von der Korvette komme ich,“ antwortete Strapp, das dem andern Boot zugekehrte Ruder mit einem geschickten Schwunge einziehend, dagegen mit dem andern durch heftiges Auf- und Niederdrücken dessen entschlummernde Bewegung wieder beschleunigend.

„Also von der Korvette,“ bemerkte Bloody Hook gedehnt, um seine wahren Empfindungen zu verheimlichen.

„Von dort her, Mann,“ bestätigte Strapp, den schattenähnlichen Gegner fest im Auge, „ich soll 'nen Mann in Empfang nehmen, über den ein regulärer Handel abgeschlossen wurde,“ und neues Wuchten des Außenruders brachte sein Boot bis auf zwölf Fuß an das des Desparados heran.

„So?“ versetzte dieser höhnisch, „und ich müßte die Stimme des Dutch Devil nie gehört haben, um sie jetzt nicht herauszuerkennen. Da möcht' ich doch raten, dir 'nen andern Weg zu suchen, wenn du nicht ein halbes Lot Blei mit deinem Schädel in Empfang nehmen willst.“

„Und ich rate dir,“ erwiderte Strapp nicht minder grimmig, „den Mann, der in deinem Boot liegt, auf der Stelle herauszugeben, oder du erlebst, daß ich mit 'nem Dutzend Kugeln zugleich deinen Hulk in ein Sieb verwandle,“ und es knackte der Hahn seines Musketons.

„So ist's gemeint?“ hieß es gehässig zurück, und Strapp fühlte gleichsam durch die Dunkelheit hindurch, wie der Desparado, mit Rücksicht auf die Waffen sich im Nachteil wissend, nach einer Gelegenheit spähte, des gefährlichen Feindes Herr zu werden. „So ist's also gemeint,“ wiederholte er bedächtiger, und er trachtete, sich der Riemen zu entledigen. Das noch immer näher treibende Boot befand sich indessen schon oberhalb des zu ihm hinüberreichenden Ruderblattes, wodurch er in seiner freien Bewegung gehindert wurde. Indem Strapp aber einen neuen Druck auf sein Boot ausübte und es dicht an das gegnerische herandrängte, preßte er den ihm zugekehrten Riemen so tief hinab, daß dessen Handgriff Bloody Hooks Faust entglitt und, hoch emporschnellend, ihn schmerzhaft ans Kinn traf und ihm auf einen Augenblick die Besinnung raubte. Doch eben nur auf einen Augenblick; denn schon im nächsten stand er aufrecht da, mit der linken Hand Strapp an der Kehle packend und mit der rechten in seinem Gurt suchend. Strapp hatte sich ebenfalls erhoben. Jedem Blutvergießen feind, so lange noch eine Möglichkeit vorhanden, einen weniger verhängnisvollen Ausgleich herbeizuführen, wohl auch in dem Bewußtsein der in ihm wohnenden Riesenkraft, hatte er das Musketon neben sich niedergleiten lassen, so daß dessen unförmlicher Lauf an der Bootwand lehnte, sich also in seinem Bereich befand. Um nach dem Entermesser zu greifen war es zu spät, denn kaum fühlte er des Desparados Faust an seiner Kehle, als er auch dessen andere Hand über seinem Haupte schweben sah, und zwar in einer Weise, welche keinen Zweifel gestattete, daß dieselbe mit einem Messer bewaffnet. Doch sein Auge war noch immer sicher, es hatte seine Gewandtheit hinter der Nähmaschine erst wenig Abbruch erlitten; und so gelang es ihm, als die Faust mit dem Messer sich zum tödlichen Stoß auf ihn senkte, deren Gelenk aufzufangen und mit der eisernen Gewalt eines Schraubstocks zu umspannen, während er mit der anderen, da der zurückgebogene Hals des Gegners ihm nicht erreichbar, sich auf dessen Brust festkrallte. Indem aber die beiden Männer ihre ganze Schwere auf die seitlängs von einander liegenden Bootsränder übertrugen, neigten diese sich bedenklich dem Wasser zu, infolgedessen Liu, einem dumpfen Selbsterhaltungstrieb nachgebend, seine äußersten Kräfte aufbot, das Gleichgewicht wenigstens des eigenen Bootes wiederherzustellen. Weit überlehnte er sich über den Außenbord. Doch was zur eigenen Sicherheit diente, kam auch dem feindlichen Boote zu statten. Denn wie verankert lagen die beiden Fahrzeuge nebeneinander, wie mit den sie tragenden Planken verwachsen standen die beiden Gegner zum tödlichen Ringen einander gegenüber. Sie schienen aus einem Guß zu bestehen, harrten mit derselben Verbissenheit einer auf die erste Bewegung des andern, um da, wo der Dienst der Augen ein beschränkter, mit scharf unterscheidendem Gefühl einen plötzlichen Angriff zum eigenen Vorteil auszunutzen.

Eine Minute verstrich in Unheil verkündendem Schweigen, kaum daß die sich aneinander reibenden Bootsränder leise knirschten. Für die beiden Gegner, wie für den bebenden Liu verhallte ungehört der sich nunmehr etwas schneller nähernde geheimnisvolle Ruderschlag.

„Mann," hob Strapp endlich mit der ihm eigentümlichen Kaltblütigkeit an, die in demselben Grade wuchs, in welchem eine ihm drohende Gefahr sich vergrößerte, und seine Stimme verriet, daß Bloody Hooks wütender Griff ihm das Atmen erschwerte, „Mann, wir mögen auch ohne Havarie voneinander abdriften; schaff den Burschen aus deinem Boot in das meinige, und ich lohn's dir mit 'nem Handgeld, größer als die auf der Korvette es dir zahlen."

„Eher sollst du selber zehnmal zur Hölle fahren," versetzte Bloody Hook zähneknirschend, als bei einem Versuch, die bewaffnete Faust Strapps eisernem Griff zu entwinden, dieser ihm dieselbe beinah aus dem Gelenk drehte, und wiederum standen sie wie Mauern, während der Atem sich keuchend ihren Lungen entwand.

„So gilt's denn einem von uns beiden, und daß ich's nicht bin, dafür sage ich gut," erwiderte Strapp, und schmerzhafter noch krallten seine Finger sich in das Brustfleisch des Desparados ein, zugleich versuchte er, diesen emporzuheben, wie er es in jungen Jahren so oft in lustigem Scheinkampf übte. Doch seiner überwiegenden Kraft stand die hinterlistige Berechnung eines verschlagenen Feindes gegenüber, welche dadurch um so gefährlicher wurde, weil er selbst, anstatt mit beiden Füßen sich festzustellen, gezwungen war, mit dem verkrümmten Knie sich auf den Bootsrand zu stützen. Außerdem übte das Zusammenpressen seiner Kehle eine Wirkung auf ihn aus, als hätte das nach dem Kopfe drängende Blut ihm die Schläfen sprengen wollen. Einmal hob er wie zur Probe an; Bloody Hook, die Füße zwischen die Spanten des Bootes klemmend, stand wie festgeschmiedet. Beim zweiten Versuch dagegen gab er insoweit nach, daß er sich Strapp zuneigte, dann aber mit einem Stoß sich rückwärts bog und dadurch Strapp, dessen Knie von dem Bord glitt, so zu Fall brachte, daß er mit dem Halse quer über die beiden Bootsränder zu liegen kam. Trotzdem hielt er noch immer die bewaffnete Faust, wogegen er die Brust seines Gegners frei geben mußte. Mit einer Art Triumphgeheul warf sich dieser alsbald auf ihn, die um Strapps Kehle liegende Faust blitzschnell nach dessen Nacken herumschiebend und ihn mit einer Gewalt vor sich niederdrückend, daß diesem nach kurzem Ringen die Sinne zu schwinden begannen.

„Liu!" keuchte und röchelte Strapp in plötzlich erwachender Todesangst, „nimm das Musketon — halt ihm die Mündung vor den Kopf und drücke ab —"

„Auch Liu kommt an die Reihe," hohnlachte Bloody Hook, in der Ueberzeugung, nunmehr leichtes Spiel mit dem Dutch Devil zu haben, seinen Arm der wie im Starrkrampf geschlossenen Faust widerstandslos überlassend.

„Ich kann nicht fort," ächzte der Chinese auf dem Gipfel der Verzweiflung, „das Boot schlägt um —"

„Lehnhard —" röchelte Strapp kaum noch verständlich, „Maat — ermuntere dich — ich endige wie ein Hund — Maat — hart neben dir — Hilfe —"

Ein heftiger Stoß, begleitet von unheimlichem Knirschen und Krachen, erschütterte beide Böte, so daß der Chinese über Bord fiel, jedoch ohne seinen Halt aufzugeben. Aber auch Bloody Hook hatte das Gleichgewicht verloren und stürzte über Strapp hinweg nach dessen Boot hinüber, sprang aber, da er sich plötzlich frei fühlte, in sein Boot zurück, und den Revolver aus dem Gurt reißend, kehrte er sich dem neuen und gefährlicheren Gegner zu. Weder er noch Liu, und am wenigsten Strapp hatten bei dem tödlichen Ringen darauf geachtet, daß seit einer Minute die bisherigen geheimnisvollen Ruderschläge lauter und näher ertönten, und eine Jolle, von deren Ruderbank aus zwei Riemen mit äußerster Gewalt das Wasser peitschten, während vorn im Bug eine zusammengekauerte Gestalt ein kurzes Schaufelruder eilfertig handhabte, herbeischoß und zunächst, unbekümmert um die etwaigen Folgen, jenen heftigen Zusammenstoß verursachte. Strapp, obwohl dem Ersticken nahe, hatte, sobald die Faust sich von seinem Nacken löste, ebenfalls die Besonnenheit zurückgewonnen und zu seiner furchtbaren Mordwaffe gegriffen. Um aber an den nunmehr sich überstürzenden Ereignissen sich zu beteiligen, kam er zu spät. Denn in demselben Augenblick, in welchem Bloody Hook mit einem wilden Fluch dem rätselhaften Angreifer sich zuwendete, tauchte vor ihm in dem fremden Boot eine lange Gestalt auf. Wie ein Schatten flog es um deren Haupt, und bevor es ihm gelang, sich schußfertig zu machen, traf die scharfe Kante eines mit unwiderstehlicher Gewalt geschwungenen Schaufelruders ihn quer über das Gesicht, ihn sofort blendend und betäubend. Der Revolver entfiel seiner Faust. Bis in das Hinterteil des Bootes taumelte er zurück. Mechanisch suchte der Körper das Gleichgewicht zu bewahren, stolperte indessen abermals und stürzte lautlos über Bord.

Strapp, das Musketon in beiden Fäusten, stand wie gelähmt. Bestürzt suchten seine Augen den Desparado, über welchen die Fluten sich brausend geschlossen hatten. Wie ein wüster Traum erschien ihm, nachdem er sich selbst schon aufgegeben hatte, die wunderbare Rettung. Er konnte nicht an die Wirklichkeit glauben, so schnell hatten die letzten Vorgänge sich abgesponnen. Seine Blicke streiften den Schatten des rätselhaften Bootes. Wenige Ruderschläge hatten es eine kurze Strecke abwärts getrieben, wo es zum Stillstand gelangte. Nur eine über die Riemen geneigte Gestalt erkannte er undeutlich. Es war ihm entgangen, daß die andere auf einige ihr zugeraunten Worte gehorsam zurücktrat und auf dem Boden des kleinen Fahrzeugs, wo sie vollständig verschwand, sich niederlegte und eng zusammenkrümmte. Da weckte Liu ihn aus dem einer Erstarrung ähnlichen Zustande, indem er jammervoll flehte, ihn aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Schnell trat er vor ihn hin, und die beiden Hände ergreifend, mit welchen er sich an den Bootsrand festklammerte, zog er ihn zu sich herein.

„Beruhige dich, Mann," tröstete er ihn in seiner rauhen Weise, „schon früher ist jemand naß geworden, ohne viel Schaden davonzutragen. Magst deinem heidnischen Schöpfer danken, daß es uns beiden überhaupt nicht erging, wie dem Schurken, und der verschwand, als hätte ein Teifun ihn vom Deck gefegt." Er kehrte sich dem notdürftig zu unterscheidenden fremden Boot zu. „Bei Gott!" rief er aus, und wie Aufatmen nach schweren Todesnöten erschallte seine Stimme, „das nenne ich Hülfe vor Thoresschluß; aber wissen möcht'

ich, wem ich's danke, daß ich zur Zeit nicht mit gebrochenem Genick unten liege."

„Vater Strapp," hieß es mit vor Entsetzen bebenden Lippen zurück, und des alten Dutch Devil Glaube an übernatürliche Dinge erwachte beim ersten Wort, welches sein Ohr erreichte, „ich hörte deinen Ruf, der klang, als hättest du dich in Aengsten befunden, und ich eilte herbei —"

„Ja, in Aengsten," fiel Strapp aus vollem Herzen ein, „sogar in Todesängsten, ich sowohl wie der Liu, und wenn je ein Frauenzimmer einen herzhaften Schlag nach einem verruchten Kehlabschneider führte, so bist du es, und das mag dir gesegnet sein dein Lebenlang —"

„Um der heiligen Jungfrau willen, Vater Strapp, ich war es nicht," versetzte Margarita schaudernd, „meine Hände trennten sich seit einer Stunde nicht von den Riemen — doch frage jetzt nicht. Morgen komme ich zu dir — ich hörte dich einen Namen aussprechen. Um Hilfe riefst du jemand — ich glaube deinem Freund — was ist es mit ihm? Ich unterscheide außer dir nur Liu."

„Ja, Margarita," erklärte Strapp, wieder im Besitz seiner vollen Kaltblütigkeit, „den Lehnhard rief ich —"

„Er war's nicht, der über Bord stürzte?" unterbrach Margarita ihn heftig.

„Nein, der nicht, Mädchen," beruhigte Strapp, „aber ich rief ihn, weil er auf Armeslänge neben mir, und ich glaubte, das Wort eines Maats, der mit dem Tode ringt, wäre genug, um 'nen Toten zu ermuntern. Verdammt, Margarita, um deine Geheimnisse befrage ich dich nicht; wenn aber der Lehnhard zur Zeit nicht wie 'ne Kiste Stückgut an Bord der Korvette gehißt wird, um seine vier Jahre Onkel Sams Abzeichen zu tragen, so ist's dein Verdienst. Auf eigenen Füßen wäre er nimmermehr über die Schanzen eines Kriegsschiffes geklettert. Es gehörte dazu, daß sie 'nen Halbtoten aus ihm machten —"

„Santa Maria!" stieß Margarita förmlich hervor, „Vater Strapp — du redest Schreckliches — was ist's mit ihm, — wo blieb er?"

„Hier vor mir liegt er in dem Boot des niederträchtigsten Landpiraten, der je verdiente, mit 'nem Strick um den Hals an 'ner Raanocke zu schwingen; der Schlag, der ihn über Bord sandte, war viel zu viel Ehre für ihn."

„Rede nicht davon" — unterbrach Margarita ihn angstvoll, „nein, Vater Strapp, kein Wort mehr davon, wenn du nicht willst, daß Entsetzen mich um den Verstand bringt."

„Gut, Mädchen. Hast im Grunde recht: Was du nicht mit klaren Augen ausmachtest, braucht nicht mit deutlicher Rede vor dir übergeholt zu werden. Warte 'ne Minute; hernach sage ich dir, ob Ursache zur Besorgnis vorhanden."

Er trat in das andere Boot hinüber. Nachdem er sich eine Weile mit Lehnhard eifrig beschäftigt, ihn erfolglos gerüttelt und eindringlich zu ihm gesprochen hatte, kehrte er sich Margarita wieder zu.

„Die Brut hat ihm Medizin eingegeben, daß er schläft zwei Tage und zwei Nächte," hob er ingrimmig an, „mit Branntwein allein hätte sie's nicht geschafft, denn über das Maß ging der Lehnhard mit dem Trunk nie. Ich dachte es mir, als er nicht einmal auf den Hilferuf eines befreundeten Maats achtete. Ich kenne dergleichen vom Hörensagen, und ward's in meine Hand gelegt, ihn vor dem Dienst auf der Korvette zu bewahren, kommt's auf Lius Rechnung. Der überwachte ihn nämlich auf Schritt und Tritt."

„Wird er Schaden an seiner Gesundheit erlitten haben?"

„Vermutlich nicht. So viel, daß er 's Aufwachen vergißt, trichterten sie ihm schwerlich ein. Wär's doch ihr eigener Schade gewesen."

„Du wirst ihn pflegen, Vater Strapp?"

„Ich möchte wohl, allein das hat seinen Haken. Nehm' ich ihn zu mir in mein Logis, so ist er keine Stunde sicher, mit Gewalt abgeholt zu werden; und etwas Schriftliches haben sie ihm auf alle Fälle abgedrängt, wohl gar Handgeld in seine Tasche geschoben, das macht ihn nämlich zu Onkel Sams Eigentum. Nein, Margarita, unter solchen Umständen darf ich ihn nicht beherbergen; die Gefahr ist zu groß und der Lehnhard zu gut, um in einen Crew[1]) gesteckt zu werden, wo jede dritte Hand ein angeworbener Galgenschwengel. Und nochmals, nein, Mädchen, der Lehnhard muß an 'nen Ort verstaut werden, wo keiner nach ihm sucht; denn auch der Preßring würd's ihm gedenken, käme er einem davon in Sicht. Man würde es ihm auslegen, als hätte er dem Schurken, der mit ihm abfuhr, den Schädel eingeschlagen, und das muß vermieden werden. Auf der Aurora befände er sich am sichersten."

„Unmöglich," fiel Margarita bestürzt ein, „nein, wir können ihn nicht aufnehmen. Alles, alles andere will ich über mich ergehen lassen, nur das nicht — nein, Vater Strapp, es ist unmöglich."

„Wenn du eine Christin bist, so bekehrst du deinen Widerwillen gegen die Mannsleute um einer rechtschaffenen Handlung willen dermaßen, daß du ihm einen Winkel auf dem Hulk gönnst," erklärte Strapp mit einer gewissen ernsten Entschiedenheit. „Was kann er dich und deine Mutter viel hindern? Er ist eine höfliche und bescheidene Natur, die jedem gern zu Gefallen lebt. Weigerst du dich trotzdem, und den Lehnhard trifft's, daß er wohl gar seine Heimat nicht wiedersieht, so fällt die Schuld auf deine Seele. Und wie lange kann's nur dauern, bis ich eine Fahrgelegenheit ausmache und er unbemerkt mit 'ner fixen Brise durchs Goldene Thor schlüpft? Auch hörte ich davon, daß die Korvette noch in dieser Woche losmache und südlich gehe. Sei also nicht widerhaarig, Mädchen. Erwirb dir 'nen Gotteslohn und gedenke daran, daß der Lehnhard, könnte er dir einen Dienst damit erweisen, nicht lange fragte, wie tief das Wasser, wie heiß das Feuer, durch welches er für dich ginge."

„Quäle mich nicht, Vater Strapp," flehte Margarita offenbar in Verzweiflung, „wüßtest du alles — du selber rietest mir davon ab."

„Ich brauche nicht mehr zu erfahren, als ich weiß," hieß es ungeduldig zurück, „des Lehnhard Freiheit und

[1]) Schiffsbesatzung.

vielleicht sein Leben stehen auf dem Spiel; das sage deiner Mutter, wenn's dir selber an gutem Willen fehlt, und die wird dir's beschwören, daß der Peter Strapp in den vielen langen Jahren nie Ungebührliches von ihr verlangte."

Margarita antwortete nicht. Wäre es Tag gewesen, so würde Strapp gesehen haben, daß ihr Oberkörper, wie vor einem Gefühl der Schwäche, sich tiefer über die beiden Riemen hinneigte und ihre Augen starr an der notdürftig zu unterscheidenden Gestalt ihres unglücklichen Vaters hingen. Derselbe rührte nur die Hände in der bekannten unheimlichen Weise. Er hatte offenbar vergessen, daß er vor wenigen Minuten erst, einem rätselhaften Instinkt folgend, jemand, in welchem er einen Feind seiner Tochter zu entdecken glaubte, in den Tod sandte.

„Thu, was Dutch Devil rät — ich habe keine Zeit mehr — ich will nach Hause," sprach er, und wie Strafe fürchtend, dämpfte er seine Stimme bis zum Flüsterton.

„Keine Silbe mehr," hauchte Margarita bebenden Herzens, „verrätst du dich, so versinkt alles vor deinen Augen und du bist allein auf der Welt, mußt verhungern."

„Ich schweige, schweige, schweige," lispelte der Unglückliche ängstlich. „Thu, was Dutch Devil sagt. Warte nicht länger — ich will schlafen."

„Margarita!" schallte Strapps rauhes Organ wieder zu ihr herüber, „was besinnst du dich? Soll die Sonne hier über uns aufgehen? In anderthalb Stunden ist's heller Tag. Komm her, Mädchen, betaste den armen Jungen, damit du's glaubst. Horche auf seinen Atem, lege die Hand auf sein Herz und fühle, ob's nicht matter schlägt nach der niederträchtigen Mißhandlung."

„Nein — nein, ich gewinne es nicht über mich," unterbrach Margarita ihn wehklagend, „ich erlebte des Schrecklichen genug hier, muß nach dem Hulk zurück. Wenn du meinst, daß es durchaus notwendig, so bringe deinen Freund. Bis dahin habe ich die Mutter befragt. Ist sie damit einverstanden, so ergebe ich mich in das Unabänderliche. Du weißt, sie hat Erbarmen mit Menschen, die vom Unglück heimgesucht wurden."

„Auch von dir weiß ich's," erklärte Strapp nunmehr wieder sanft; was er weiter hinzufügen wollte, schnitt Margarita dadurch ab, daß sie die Riemen ins Wasser senkte. In der nächsten Minute hatte die Dunkelheit die flink einhergleitende Jolle gänzlich in sich aufgenommen.

Ohne Säumen begaben Strapp und Liu sich nunmehr ans Werk, Lehnhard, welcher nicht die leiseste Empfindung verriet, zu sich herüberzuschaffen. Nachdem auch der Zeugsack geborgen, wies Strapp den Gefährten an, seinem Beispiel folgend, den einen Riemen quer über Bloody Hooks Boot zu legen und mit dem widerstandsfähigen Griffende unterhalb des Bordrandes zu schieben, wodurch in einfachster Weise ein stark wirkender Hebel hergestellt wurde. Dann das eigene Boot so weit abwärts schiebend, daß die in ihren Händen befindlichen Ruderblätter freien Spielraum fanden, versetzten sie das dem Untergange geweihte Fahrzeug mit Leichtigkeit in heftiges Schwanken. Schon bei der vierten Schwingung schöpfte es in der vollen Länge Wasser, um bei der fünften und sechsten sich ganz zu füllen und mit hohlem Plätschern und Gurgeln zu versinken.

„So," lobte Strapp selbstgefällig sein Werk, „findet man die driftenden Riemen, wundert's keinen, daß der Kehlabschneider samt Boot und hinterlistig gekapertem Burschen verschwand. Auf alle Fälle spürt man ihnen nicht viel nach. Du aber bist gescheit genug," sprach er dringlich auf den Chinesen ein, „nicht über Dinge zu reden, welche dir selber den Teufel auf den Hals rufen könnten."

Er legte die Riemen zwischen die Pflöcke, und weit ausholend, trieb er das Boot auf den Hulk zu.

Als er nach zehn Minuten bedachtsamen Ruderns neben der Treppe anlegte, erwartete Frau Lorenzo ihn bereits oben.

„Ich erfuhr alles," sprach sie leise zu ihm nieder. „Der Unglückliche soll mir schon allein Ihretwegen willkommen sein. Margarita befindet sich drinnen. Der Schrecken benahm ihr den Kopf; sie bedarf der Ruhe."

„Stören Sie das Kind nicht," antwortete Strapp eigentümlich milde. „Es hat genug erlebt heute, um mit den Gedanken ein wenig aus dem Kurs zu weichen; hoffentlich vergißt sie das Aergste bis morgen. Schwebt's mir selber doch wie ein Wunder vor, daß ich's nicht begreife. Zum Henker mit den überflüssigen Reden. Werfen Sie mir ein Tauende zu, hernach wollen wir weiter sehen."

Gleich darauf fiel eine, offenbar bereit gehaltene Leine in das Boot hinab. Sorgfältig verschnürte Strapp dieselbe unterhalb Lehnhards Armen, und nachdem er Liu angewiesen hatte, wie er, die Treppe hinter dem Bewußtlosen ersteigend, diesen zu unterstützen habe, begab er sich mit dem losen Ende des Strickes zu Frau Lorenzo hinauf. Weniger Minuten angestrengter Arbeit bedurfte es nur noch, und Lehnhard lag neben der Kajütenthür auf einer Matratze. Auf den Rat der alten Freundin stand Strapp davon ab, ihn in die Kajüte zu schaffen. Er begriff, daß die freie kühle Nachtluft ihm zuträglicher, als der Aufenthalt in einem abgeschlossenen Raume. Einige Worte, die nächste Zukunft betreffend, wechselte er noch mit ihr, dann stieg er mit Liu in sein Boot hinab, wo er hastig zu den Riemen griff.

(Schluß folgt)

Neue Mitteilungen über Heinrich Heine.

Von

Gustav Karpeles.

Mehr denn drei Jahrzehnte sind dahingegangen, seit Heinrich Heine von seiner Matratzengruft zur ewigen Ruhe gebettet worden ist — aber

welche Wandlung hat sich inzwischen in der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Dichters vollzogen! Während unmittelbar nach seinem Tode — 1856 — kaum noch eine einzige Stimme als die seines besten Freundes, Alfred Meißner, über den Hingang des großen Dichters sich vernehmen ließ, kam später eine Art so allseitig ungünstiger und vornehmer Aburteilung im wesentlichen durch Julian Schmidt in Mode, daß es wirklich fast den Anschein hatte, der Dichter sei vergessen und das Reich seiner poetischen Herrschaft für immer gestürzt.

Dem war nun aber nicht so. Man kann sagen, daß das Jahr 1870, das ja im allgemeinen auch eine große Wandlung auf allen Gebieten unseres Geisteslebens hervorgerufen, das so viele Götter und Götzen gestürzt hat, daß dieses Jahr auch eine gerechte Würdigung Heines, seiner bleibenden dichterischen Bedeutung, seiner menschlichen Vorzüge angebahnt hat. Er ist nun kein Toter mehr, und heute, wo das Privilegium auf seine Werke aufgehoben, und diese klassisches Gemeingut aller werden dürften, kann man wohl sagen, daß er mehr als je lebt in der Anerkennung des deutschen Volkes. Alfred Meißner hatte eine stereotype Redensart für jede einzelne Phase in dieser Wandelung des öffentlichen Urteils: „Wenn Heine das erlebt hätte!“ Dieser Wunsch ging hervor aus der innigen Teilnahme an dem Dichter, aus der Kenntnis seines Lebensganges, aus einem warmen Freundesherzen.

Und Alfred Meißner hat auch den redlichsten Anteil an diesem Umschwung gehabt. Sein wesentliches Verdienst liegt nicht sowohl in der dichterischen Würdigung Heines als in der Verbreitung eines unbefangenen Urteils über den moralischen Charakter des Dichters. Gerade dieser Charakter wurde ja von den Atta Trolls am meisten angefeindet! Und doch — heute wissen wir es alle, daß Heine ein guter Mensch, ein treuer Sohn und Gatte, ein edler, hilfsbereiter Genosse und aufrichtiger Freund war, daß seine allerdings großen Fehler und Schwächen im wesentlichen auf die verwirrten Zeitverhältnisse, auf die Ungunst des Geschickes, das auf ihm seit früher Jugend lastete, und nicht zum wenigsten auf jene Verleumdungen der Atta Troll-Gemeinde zurückzuführen sind.

Auch die nachfolgenden Mitteilungen sollen einen Beitrag zur Biographie des Dichters und Menschen nach dieser Richtung hin geben. Sie dürften in vielfacher Beziehung neue Lichter auf sein Lebensbild werfen und manches Verhältnis in seiner wahren Bedeutung zeigen. Ich eröffne sie mit einem Briefe, der uns zunächst in die Frühlings- und Jugendzeit des Dichters geleitet.

Es ist bekannt, wie wenig aus dieser Lebensperiode Heines uns eigentlich bekannt ist. Und darum wird jeder Beitrag von Interesse sein. Der nachfolgende Brief ist einer der ältesten, die wir überhaupt besitzen; in der Reihe der Briefe an Karl Immermann, an den er gerichtet ist, der fünfte. Von vornherein sei bemerkt, daß alle nachfolgenden Briefe und Mitteilungen ungedruckt sind. In der Gesamtausgabe sowie in den Nachträgen zu seinem Briefwechsel sind sie nicht enthalten; sollte wider Erwarten der eine oder andere auszugsweise in früheren Jahren einmal publiziert sein, was ich jedoch nicht glaube, da ich seit mehr als zwanzig Jahren diese Litteratur über Heine aufmerksam verfolge, so ist diese Publikation jedenfalls so verheimlicht worden, daß der betreffende Brief trotzdem so gut wie unbekannt geblieben ist. Der Brief Heines an seinen Freund Karl Immermann lautet:

Berlin, den 11. April 1824.

Lieber Immermann!

Ich bin noch nicht aus dem ersten Lachen gekommen, seit ich hier bin; alle Mitteilungen muß ich bis zu meiner Zurückkunft nach Magdeburg aufsparen. Varnhagens und den größten Teil meiner Freunde habe ich in vollem Wohlsein angetroffen. Andere sind abwesend. So ist z. B. die Hohenhausen nach Dresden gereist, begleitet vom Baron v. Uechtritz! Dieser hat also jetzt Gelegenheit, weibliche Charaktere zu studieren. Wenn Blomberg zu Ihnen kommt, so bitten Sie ihn, daß er hier in Berlin im Comptoir von M. Friedländer u. Comp., Neue Friedrichsstraße 47, seine Adresse für mich abgebe. Ich werde ihn alsdann schon auffinden; mich würde er schwerlich zu Hause treffen. — Viele haben sich nach Ihnen erkundigt. — Leben Sie wohl. Ich sehe Sie bald. Ihr Freund

H. Heine.

In Eil.
Ich befinde mich sehr wohl.

Zur Erläuterung dieses Briefchens ist nur wenig zu bemerken. Wir erfahren daraus, daß Heine schon 1824 mit Immermann so befreundet war, daß er ihn wiederholt in Magdeburg, wo dieser zur Zeit als Kriminalrichter lebte, besucht hat. Es ist dies bisher ebensowenig bekannt gewesen, wie die Thatsache, daß Heine eigentlich zuerst den Dichterruhm Immermanns proklamiert hat und daß er gerade damals von Berliner Kritikern wegen dieser Propaganda für einen „obskuren Magdeburger Dichterling“ hämisch angefeindet wurde. — Friedrich von Uechtritz ist der bekannte romantische Dichter, der damals eifriges Mitglied der poetischen Tafelrunde bei Lutter & Wegener war, an der Heine und Grabbe das große Wort führten. — Elise von Hohenhausen war gleichfalls eine bekannte Schriftstellerin, die erste Uebersetzerin Byrons in Deutschland. Es ist wohl nun ein Stück Berliner Medisance, wie es im Salon Varnhagen damals ausgeheckt zu werden pflegte, was Heine von beiden berichtet. — Wilhelm v. Blomberg endlich war ein preußischer Offizier, der unter anderem auch ein Trauerspiel „Thomas Aniello“ geschrieben hat, welches die Grundlage des Textbuches der Oper „Die Stumme von Portici“ bildet. Seine Gedichte erschienen bei Cotta 1836 — also war er ein Dichter! Er starb als Major a. D. in Herford 1846.

Es folgt nun ein zweiter Brief Heines, gleichfalls aus seiner Studentenzeit an einen bisher nicht bekannten Jugendfreund. Leider ist nur dieses eine Schreiben aus dem ganzen Briefwechsel erhalten. Ich verdanke dasselbe der Güte des Sohnes des Adressaten, der mir auch die nachfolgenden Erläuterungen und Anekdoten mitgeteilt hat.

An
Herrn Ferdinand Oesterley,
Dr. Jur.
Assessor an der juristischen Fakultät
Göttingen.

Insel Norderney, 14. August 1825.

Lieber Oesterley!

Am 5. Abends um 9 Uhr war ich in Deinem Hause, um Abschied von Dir zu nehmen und die Wärterin wollte mir keinen Zulaß zu Dir gestatten, weil Du in Gesellschaft wärst. Ueber Hals und über Kopf reiste ich ab, um hierher zeitig ins Seebad zu gelangen. Ich bitte Dich, sieh zu, ob in Göttingen etwa ein Brief für mich angekommen, und in diesem Falle schicke ihn an den Dr. Heine in Lüneburg.

Ende September werde ich nämlich in Lüneburg sein; vier Wochen bleib' ich hier und mache unterdessen oder nachher einen Abstecher nach Holland. In Embden habe ich schon den Vorgeschmack des holländischen Wesens genossen; ich wollte mich todlachen, als ich die erste hübsche Holländerin küßte und sie phlegmatisch still hielt und nichts sagte als ein immerwährendes myn heer!

Grütern lasse ich herzlich grüßen. Bücher, die ich in der Eile nicht verpacken konnte, habe ich Raumern beauftragt, dem Grüter zu geben, damit er sie mir nach Lüneburg befördere. Ob ich meinen Plan ausführe und zur Bibliothekbenutzung nach Göttingen zurückkehre, das wissen die Götter. Ich soll ja hier an gar nichts denken und bloß des Morgens den Kopf in die schäumenden Wogen der Nordsee sorglos hineinstecken. — Hab' schon zehnmal gebadet und befinde mich wohl. Lebe wohl und behalte mich lieb. Empfiehl mich auch Deiner Familie. Ich hoffe auch, daß die Gesundheit Deiner Schwester hergestellt werde. Ich sehe, Geduld hilft und wenn ich meinen Zustand vom vorigen Winter bedenke, so bin ich zufrieden. — Laß oft von Dir hören. Ich werde einige Zeit in Lüneburg einsam leben und schreiben; alsdann gehe ich nach Berlin. Und ich bitte dich, ich bitte dich sehr, inständigst, schicke mir doch die Komposition meines Mondscheinliedes. Ich will es mir oft vorspielen lassen und Deiner in Liebe gedenken.

Dein Freund
H. Heine.

Fernow zu grüßen. Als ich das große Weltmeer sah, gedachte ich seiner. — Geppert, Limpricht, Siemens, wenn Du sie siehst, grüß mir herzlich. Aber den Fernow grüß mir nochmals.

Der Empfänger dieses interessanten Briefes war Ferdinand Oesterley, geboren 1802 zu Göttingen, Sohn des dortigen Universitätsrats und Bruder des bekannten Hofmalers Professor Carl Oesterley in Hannover. Nachdem er selbst eine Zeit lang Privatdocent in Göttingen gewesen, wurde er zum Stadtsyndikus erwählt. Er starb 1858 als Oberbürgermeister von Göttingen. Oesterley ist als Autor mehrerer juristischer Werke in Fachkreisen bekannt. Unter den Studenten der Georgia Augusta war er als Amateur ein ausgezeichneter Klavierspieler, ja sogar als ein begabter Komponist gefeiert. Später war er jahrelang mit Spohr und Hauptmann, unter dem er Theorie studierte, befreundet und in regem Briefwechsel. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Heine datieren aus der Studentenzeit von 1824. Oesterley erzählte in späteren Jahren oft von dem inzwischen berühmt gewordenen Dichter allerlei Schnurren, so z. B. von einer sehr heiteren Fahrt ins Bürgerthal, welche bei Gelegenheit von Heines Taufe stattfand. Heine behauptete Oesterley gegenüber merkwürdigerweise stets, seine Gedichte seien unmusikalisch und eigneten sich nicht zur Komposition, während dieser das Gegenteil fand und zum Beweise ein Lied an den Mond komponierte, welches Heine für diesen Zweck dichtete. Heine behielt diese Komposition; wie ich vermute, ist es das herrliche, allgemein bekannte Gedicht, welches in Göttingen entstanden, und das jener Komposition zu Grunde gelegen:

Mir träumte: traurig schaute der Mond,
Und traurig schienen die Sterne;
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,
Viel' hundert Meilen ferne.

Es hat mich zu ihrem Hause geführt,
Ich küßte die Steine der Treppe,
Die oft ihr kleiner Fuß berührt
Und ihres Kleides Schleppe.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,
Es waren so kalt die Steine;
Es lugt' aus dem Fenster die blasse Gestalt
Beleuchtet vom Mondenscheine.

Auf dem Wege nach Italien kam Heine 1828 noch einmal durch Göttingen, um, wie er sagte, nicht nach Italien zu gehen, ohne noch einmal das schönste Mädchen gesehen zu haben — Oesterleys Braut! Aus einer Gesellschaft, die er einmal in Sehlens Garten seinen Kommilitonen gab, war Heine selbst plötzlich verschwunden; seine Gäste suchten ihn und fanden ihn schließlich in seiner Wohnung — im Bette. Die Gesellschaft war ihm zu langweilig geworden. Solche und ähnliche Geschichten wußte Oesterley und auch die anderen Freunde aus Heines Jugendjahren viele und komische zu erzählen. Von diesen Freunden schien ihm der in obigem Briefe wiederholt gegrüßte Fernow besonders wert zu sein. Es war ein Russe und riesengroß, weshalb ihn Heine bei der Nordsee erwähnte. Grüter hieß eigentlich Adam August Kaspar Louis von Diepenbroick-Grüter; er war der älteste Sohn eines hannöverischen Gutsbesitzers, ein junger Mann von hervorragenden Geistesgaben, aber allzu schwärmerischer Sentimentalität, welcher seinen lustigen Kameraden oft „wie ein trümmerhaftes Ueberbleibsel aus der Wertherperiode" erschien. Ueber Limpricht habe ich nirgends etwas erfahren, ja ich weiß nicht einmal, ob ich den Namen, der etwas unleserlich geschrieben war, richtig entziffert habe. Sollte jemand aus dem großen Leserkreise dieser geschätzten Zeitschrift mir vielleicht näheren Aufschluß geben können, so wäre ich dafür sehr dankbar. Siemens war bis vor wenigen Jahren Oberamtsrichter in Hannover, wo er auch gestorben ist, und Göppert war später, wenn es derselbe ist, Professor der Botanik an der Breslauer Universität. Bleibt noch Otto von Raumer, der in Göttingen ein liebenswürdiger, flotter Bruder Studio, ein intimer Freund Heines und Verehrer seiner Muse war. Später freilich änderte sich das. Raumer wurde preußischer Kultusminister, als welcher er die berüchtigten Schulregulative eingeführt und im Jahre 1851 den „Romancero" seines Jugendfreundes verboten hat, ja sogar die konfiszierten Exemplare zerstampfen ließ, weshalb ihn Heine seinen „lieben Zerstampfer" nannte.

Der dritte und vierte Brief sind an Giacomo

Heinrich Heine.

„Nach dem im Verlage von E. H. Schröder in Berlin erschienenen, von Friedr. Pecht 1840 nach dem Leben gezeichneten und von Pet. Rohrbach 1868 lithographierten Bildnis. Mit Bewilligung des Verlegers.“

Meyerbeer und an Ferdinand Lassalle gerichtet. Beide Briefe führen uns in die letzte Periode dieses Dichterlebens, als Heine durch die Perfidie seiner Familie, durch die Verfolgungswut seiner Feinde unsäglich viel zu leiden hatte. Man kann da weiter nichts sagen als: Wer sich frei weiß von Schuld, der werfe den ersten Stein auf ihn! Der erste an sich ganz uninteressante Brief ist eigentlich nur eine Folie für den zweiten. Er zeigt uns zugleich, daß Heine damals mit Meyerbeer innig befreundet war. Nebenbei bemerkt: es ist eine alberne Lüge, daß Heine in späteren Jahren Meyerbeer deshalb mit seinen Spottgedichten verfolgte, weil dieser ihm einmal irrtümlich für seine Frau statt Logenplätze Galeriebillets in die große Oper geschickt habe! Der Grund dieser Abneigung lag tiefer und hing vielfach auch mit materiellen Interessen zusammen. Der Brief an Meyerbeer lautet:

Paris, den 29. März 1834.

Wertester Freund!

Herr Rosenstein aus Berlin hat die Ehre Ihnen diese Zeilen zu überreichen. Ich empfehle Ihnen diesen jungen Mann, der mir aufs vorteilhafteste bekannt ist, aufs allerbeste. Kenntnisse in neueren Sprachen, guten Willen, moralischen Lebenswandel finden Sie bei ihm in ungewöhnlicher Weise, und ich denke, diese Eigenschaften erwerben ihm Ihr gütiges Wohlwollen und Ihre einflußreiche Verwendung, wo Sie ihm nützlich sein können.

Empfangen Sie die Versicherung meiner höchsten Verehrung und meiner unbedingten Ergebenheit.

H. Heine.

Diese höchste Verehrung und unbedingte Ergebenheit sollte aber im Laufe der Jahre einen empfindlichen Stoß erhalten. Schon der folgende Brief an Lassalle ist um eine Nüance kühler gegen Meyerbeer als die früheren Schreiben. Zum Verständnis dieses Briefes muß man nur bedenken, daß derselbe während des Krieges mit Karl Heine entstanden ist. Die Situation wird dann sofort klar: Es stirbt ein reicher Oheim, der etwa vier Millionen Mark Banko allein zu wohlthätigen Zwecken und vielleicht das Fünffache dieser Summe seinen Universalerben hinterläßt, der aber in dem sorgsam ausgearbeiteten Testament seines armen und schwerkranken Neffen, der nebenbei gesagt ein berühmter deutscher Dichter ist, absolut vergessen hat. Und darauf kommt der Universalerbe und verweigert diesem kranken Vetter die Auszahlung der für seine Verhältnisse jämmerlichen Pension von 4800 Franken jährlich! Das muß man bedenken, um den Schmerz, den Zorn und die Aufregung zu verstehen, die sich damals Heines bemächtigten, und die ihn zum erbitterten Kampfe mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln führten.

Ich bemerke nur noch, daß die eingeklammerte Stelle dieses Briefes, etwa die ersten achtzehn Zeilen, bereits in der Gesamtausgabe der Briefe enthalten ist. Der Leser wird erstaunen zu sehen, daß die Veröffentlichung dort mitten im Satze abgebrochen ist. Zu einer solchen Behandlung von Dichterbriefen haben wir aber kein Recht, auch selbst dann nicht, wenn diese unterdrückten Stellen gegen den Dichter zu sprechen scheinen. Schließlich ist auch dieser Brief ein beredtes Zeugnis dafür, daß der als leichtsinnig verschrieene Heine durchaus nicht leichtsinnig gewesen, ja daß er vielmehr in praktischen Lebensfragen mit einer peinlichen Genauigkeit und dem größten Ernst vorgegangen ist.

Paris, den 27. Februar 1846.

[Mein teurer Freund!

Ich hoffe, daß Sie die drei Briefe, die ich Ihnen unter Ihrer eigenen Adresse geschrieben, erhalten und andere drei Ergänzungsbriefe, die ich an Herrn v. Varnhagen schrieb, von demselben mitgeteilt bekommen haben. Unterdessen erhielt ich auch Ihren zweiten Brief, worauf wenig zu beantworten war. Ich glaubte alles im besten Zug, da erhalte ich soeben einen Brief von Varnhagen, woraus ich ersah, daß er mir einen Strich durch die Rechnung macht. Er scheint die Sache, worauf es ankommt, gar nicht zu verstehen, und ich sehe wohl, daß er in seinem Moderantismus mit Ihnen nicht zusammen wirken kann. Den Artikel für die „Allg. Ztg.“, wo der Pücklerische Brief interkaliert werden sollte, wird er also nicht schreiben, ja er bemerkte mir sogar, „daß es unschicklich gegen den Fürsten gehandelt wäre, wenn man dessen Schreiben veröffentlichte, und dieser es nicht erlauben dürfe“. Diese Bemerkung bestimmt mich, aus leicht begreiflichen Gründen, auf jenen Brief zu verzichten], um so mehr, da seine Hauptwirkung schon geschehen, nämlich die Beschämung meines Vetters ob seiner Knickerei, und jetzt der Hauptzweck sein muß, die Anerkennung der Pension für immer zu erlangen. Dies geschieht vielmehr, indem diese chikanierende Nichtanerkennung recht prägnant als eine kleinliche Rache dargestellt und flattiert wird. Dieses war die Arrière pensee, die meinem Schmähartikel gegen Heinrich Heine zu Grunde lag; die Thatsache des Auszahlens der Pension wird hier als sich von selbst verstehend hingestellt, und soweit wird sie notorisch konstatiert. Es ist daher nur der Streit ob der Form vorhanden, ob der Anerkennung der Pension. Wenn Sie daher, sobald der Schmähartikel gedruckt erscheint, denselben ausbeuten wollten, müssen Sie diesen Zweck im Auge behalten und Karl Heine nicht als Cyniker beschämen, sondern wegen seines Mangels an Versöhnlichkeit und Schonung tadeln und nur auf dem Terrain des Allgemeinen, dem Kampf des Genius mit dem Geldsack, verharren. So wird der besondere Familienskandal nicht diskutiert, und wir haben keine Entgegnung zu befürchten in dem Sinne, wie Varnhagen warnt. Einen solchen Artikel nun müssen Sie, liebster Lassalle, gleich schreiben, sobald der Kölner Schmähartikel erscheint, und ich traue Ihnen Takt und Umsicht genug zu, um nicht unwiderbringlich Karl Heine gegen mich zu erbittern und somit meine schon errungenen Vorteile zu kompromittieren. Ich selbst bleibe in der milden Rolle, die ich streng zu behaupten immer entschlossen war. Wo Sie Ihren Artikel drucken lassen können, weiß ich nicht: am besten wäre Berlin, Rellstab thut es mir vielleicht zu Gefallen, wo nicht, muß die Breslauer Zeitung benutzt werden. Ich vertraue Ihrer Klugheit.

Ich habe Ihnen zu Paris in betreff Meyerbeers die ganze Wahrheit gesagt, und der Zottelbär scheint jetzt die Sache selbst nicht mehr zu wissen. Erst als ich gar nichts anderes von ihm zu erlangen wußte, begnügte ich mich mit der Form jenes Briefes, nur auf bestimmtes Hervorstellen seines Zeugnisses in betreff der Lebenslänglichkeit der Pension dringend. Dies erreichte ich indirekt und somit ist der Brief mein wichtigstes Aktenstück, das Sie nicht aus Händen geben dürfen. Will Meyerbeer dringender an Karl Heine direkt schreiben und alles aufbieten, ihn zur Wiederherstellung des Friedens zu bestimmen, so ist dies gewiß nur höchst wünschenswert und in diesem Augenblick ließe sich wohl davon ein Resultat hoffen. Meyerbeer hat mehr wie jeder andere das Recht und die Verpflichtung, in dieser Sache energisch aufzutreten, er kann sich darauf stützen, daß er selber darin

verwickelt durch ihre Anfänge, und nachdem er Karl Heine sein Zeugnis des gegebenen Wortes meines Oheims aufs bestimmteste wiederholt, kann er, der Millionär, von seinem Konfrater wohl erbitten, ihm selbst zu Gefallen den Skandal durch Nachgiebigkeit zu entfernen auf immer. Karl Heine will ja nur eine Brücke, um sich mit Ehren aus der Affaire zu ziehen. Dies muß aber gleich und bestimmt geschehen. Legen Sie dem Bären die Daumschrauben an.

Schonen Sie daher kein Mittel, den Bär zum Tanzen nach unserer Pfeife zu bringen. Er muß an K. einen Brief en confidence schreiben, nicht durch mich ihn schicken. Will Joseph Mendelssohn etwas Aehnliches thun, so ist das gewiß in diesem Augenblick von höchstem Wert. Die Presse dient nicht zur Entscheidung der Schlacht, sondern zur Beunruhigung des Feindes; kommt dieser zur Besinnung zu früh, ehe die Vermittelung ihr Werk begonnen, so ist für uns der ganze Feldzug verloren und ich bleibe in demselben unerquicklichen Dilemma. — Ich selbst habe noch nicht an K. H. geschrieben, thue es aber dieser Tage, damit mein versöhnlicher Brief in dem Moment eintrifft, wo Presse und Vermittler ihn aus der Fassung gerüttelt. Ich weiß ganz genau was ich will. Den Brief von K. H., den Campe hat, habe ich von demselben zurückverlangt, denn ich darf durch diesen Ihnen nichts derart direkt zukommen lassen.

Mein körperlicher Zustand ist entsetzlich. Ich küsse, fühle aber nichts dabei, so starr gelähmt sind meine Lippen. Auch der Gaumen und ein Teil der Zunge sind afficiert und alles, was ich esse, schmeckt wie Erde. Dieser Tage habe ich kaiserlich russische Bäder versucht, nach der strengsten Observanz. An Mut fehlt es mir nicht.

Ihr Freund
Heinrich Heine.

Armer Heine! So werden gewiß alle Leser nach der Lektüre dieses Briefes ausrufen. Welche Mittel und Wege mußte er einschlagen und um welches Zieles willen! Um 2400 Franken Pension für seine Frau als Witwe von seinem Millionencousin zu erlangen! Zu diesem Zwecke mußte er einen Schmähartikel gegen sich selbst anfertigen lassen, in dem aber auch wohl zugleich Karl Heine sein Teil abbekommen hat, zu diesem Zwecke mußte Fürst Pückler an Karl Heine schreiben — Brief und Antwort sind inzwischen von Ludmilla Assing veröffentlicht worden — mußte Meyerbeer mit dem Zeugnis öffentlich auftreten, daß Salomon Heine dem Dichterneffen Gehalt und Pension bestimmt zugesagt habe, mußte endlich Lassalle mit dem Kleingewehr der Presse aus allen Zeitungswinkeln Deutschlands den Hamburger Millionär anfallen. Und dies alles zu einer Zeit, wo er nach seiner eigenen Ueberzeugung „vielleicht noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre in einer trübseligen Agonie“ zu leben hatte! In der That, man glaubt dem Dichter, wenn er in seinem nächsten, dem an Lassalle folgenden Brief an Campe sagt: „Gott verzeihe meiner Familie die Versündigung, die sie an mir verschuldet. Wahrlich nicht die Geldsache, sondern die moralische Entrüstung, daß mein intimster Jugendfreund und Blutsverwandter das Wort seines Vaters nicht in Ehren gehalten hat, das hat mir die Knochen im Herzen gebrochen, und ich sterbe an diesem Bruch.“

Zur Erläuterung des obigen Briefes ist nur noch zu bemerken, daß ein Schluß, oder vielmehr eine Nachschrift, in der Gesamtausgabe der Briefe (Bd. IV, S. 98) sich befindet, die dort unmittelbar an jenen oben eingeklammerten Anhang sich anschließt, die aber zur Sache selbst unerheblich ist und nur Personalnachrichten enthält, welche am besten dort nachzulesen sind. Den Brief selbst verdanke ich der Güte des Buchhändlers Herrn A. Cohn in Berlin, in dessen reichhaltigem Autographenlager sich derselbe befindet.

* * *

Wir gelangen nun zu einer Reihe von Briefen, die sämtlich an einen Adressaten gerichtet sind, und zwar an Gustav Kolb, den ehemaligen Chefredakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“. Gustav Kolb war eine interessante und doch weiteren Kreisen nur sehr wenig bekannte Persönlichkeit. Er wurde am 6. März 1798 zu Stuttgart geboren und starb am 16. März 1865 zu Augsburg. In seiner Jugend nahm er an einem politischen Geheimbund zur Befreiung Deutschlands teil, wurde dann in einen Hochverratsprozeß verwickelt, bei dem er „alles eingestanden, alles auf sich genommen, keinen verraten hat“ und wanderte schließlich auf den Hohenasperg, zu vierjährigem Gefängnis verurteilt. Nach zwei Jahren wurde er jedoch entlassen und der württembergische Justizminister empfahl ihn selbst dem Herrn v. Cotta als eine tüchtige journalistische Kraft. Als Korrektor und Uebersetzer trat Kolb bei der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ 1825 ein, und zwölf Jahre später war er ihr trefflicher, verdienstvoller, allmächtiger Redakteur, dem die Leitung des Weltblattes übertragen wurde. In dieser Thätigkeit entwickelte Kolb eine wahrhaft rührende Geduld, Fürsorge und Liebe für alle dichterische Produktion, für das Wohl und Wehe seiner Mitarbeiter. Auch die nachfolgenden Briefe Heines an ihn, mit dem der Dichter seit 1827 innig befreundet war, legen davon ein beredtes Zeugnis ab. Dieselben befinden sich gegenwärtig im Besitz des Herrn Karl Meinert in Dessau, dessen Güte ich die Erlaubnis zur Publikation verdanke.

Paris, 28. April 1836.

Soeben, lieber Kolb, ist es mir gelungen, ohne die geringste Bitterkeit und ganz im Ton, den ich für die „Allg. Ztg.“ geeignet halte, meine Erörterungen über das Bundestagsdekret und seine Wirkungen zu schreiben. Ich schicke sie Ihnen, ohne auch nur eine Abschrift davon zurück zu behalten, ich schicke Ihnen diese kleine Schrift, die gewiß nicht als eine persönliche Rache betrachtet werden kann, die von der äußersten allgemeinen Wichtigkeit, sowohl vom politischen wie litterarischen Standpunkte, ich schicke sie nur Ihnen, niemand anders, Sie erhalten das einzige Ex. — und ich erwarte, daß Sie es umgehend drucken. Es ist nämlich von höchstem Interesse, daß sobald als möglich diese Erörterungen gedruckt werden, damit der Bundestag, der sich jetzt mit der Sache beschäftigen will, davon Notiz nehmen kann. Ich hoffe, daß in meinem Manuskript auch kein Wort ist, das Ihnen Anstoß geben könnte; ich hab es dreymal filtriert. — Ich hoffe, daß diese kleine Publikazion ihre Wirkung ausüben wird. — Mit Cotta habe ich, in der freundschaftlichsten Weise, auch für seine übrigen Institute eine Verbindung wieder angeknüpft. Für die „Allg.“ kann ich doch in diesem Augenblick nichts liefern, da wenig Wichtiges vorfällt. . . . ich stehe aber immer Schildwacht und sobald es nötig wird, wird auch meine Feder nicht feyern. — Ich umarme Sie.

Ihr Freund
Heinrich Heine.

Lebret grüßt herzlich.

Diesen Brief schrieb Heine, als durch das berühmte Bundestagsdekret seine und des gesamten „jungen Deutschland" Schriften für alle Zukunft verboten wurden. Dieser drakonische Beschluß wurde in der Sitzung vom 10. Dezember 1835 gefaßt. Heine richtete darauf das bekannte Schreiben „an die hohe Bundesversammlung" unterm 28. Januar 1836 und schrieb auch jenen obenerwähnten Artikel für die Allgemeine Zeitung, dessen Abdruck jedoch auf Censurhindernisse stieß. „Ich vertrete in diesem Augenblick den letzten Fetzen deutscher Geistesfreiheit" schrieb der Dichter damals an Campe.

Kaum aber war das Bundestagsdekret vergessen oder vielmehr in seiner drakonischen Strenge gemildert, da brachen neue Leiden, neue Sorgen und Bekümmernisse über den schwergeplagten Dichter herein. War es zuerst die Familie, dann die Feinde, so waren es jetzt die falschen Freunde, die Heine Unannehmlichkeiten in Hülle und Fülle durch unwahre Zeitungsnachrichten und alberne Klatschereien bereiteten. Davon legt der folgende Brief ein Zeugnis ab.

Granville, den 18. August 1838.

Liebster Kolb! In großer Not muß ich wieder meine Zuflucht zu Ihnen nehmen. Ich bitte, helfen Sie mir in einer widerwärtigen Verlegenheit. Am Tage meiner Abreise von Paris kamen mir einige Blätter des Gutzkowschen Telegraphen zu Gesicht, wo ich den Anfang eines Artikels über mich von einem gewissen Wihl las. Dieser Mensch, welcher im Grunde nur ein eitler Esel, gibt nur die Eselsmiene her, die von Füchsen benutzt wird, um allerlei fatales Gerede über mich desto sicherer zu accreditieren. Zugleich ist es auf Erwiderungen von mir abgesehen, die ich nicht geben kann, ohne in peinliche Verlegenheit zu geraten. Da muß ich vorsichtig zu Werke gehen und ich habe einliegende Zeilen für die „Allg. Ztg." geschrieben, welche Sie gefälligst in irgend einem Briefe aus Paris, aber sobald als möglich, einfügen wollen. Sie würden mich noch mehr verbinden, wenn Sie durch Zufügung von einigen Bemerkungen über mich, die ich ganz Ihrem Gutdünken überlasse, die eingeschickten Zeilen so wohlberechnet umwickeln wollten, daß niemand auf den Gedanken gerät, sie meiner Feder zuzuschreiben. Es liegt mir unendlich viel daran, daß niemand mich als den Verfasser dieser Zeilen erkennen möge. Bitte, bitte, helfen Sie mir, und bald. In 6 Wochen bin ich in Paris, von dort aus mehr Leben Sie wohl. Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe; ich brauche es Ihnen nicht erst zu sagen. Mit meinen Augen geht es besser. Ihr

H. Heine.

Um nun dem geneigten Leser einen Begriff von dem zu geben, was Heine damals zu ertragen und zu bekämpfen hatte, habe ich die betreffende Korrespondenz aus der „Allg. Ztg.", wo sie zehn Tage nach dem obigen Brief, also am 28. August, abgedruckt worden, herausgesucht, und lasse sie hier in dem gewiß interessanten Wortlaut folgen:

„Paris, 25. August 1838. Heine ist vor einigen Wochen nach Boulogne ins Seebad gereist. Wir dürfen versichern, daß die litterarischen und persönlichen Nachrichten, welche ein Hamburger Blatt seit einiger Zeit über diesen Schriftsteller mitteilt, aus keiner authentischen Quelle fließen, sondern lediglich einen obskuren Dichterling zum Urheber haben, der sich vor einiger Zeit in Paris aufhielt, die hiesigen Deutschen mit seiner Eitelkeit beständig belästigte, insbesondere für Heine eine zudringliche Klette war und schon hier durch selbstfabrizierte Zeitungsartikel den Versuch machte, in der deutschen Heimat für einen vertrauten Freund und Genossen von Heine und dem gleichzeitig hier anwesenden Grafen Auersperg (Anastasius Grün) gehalten zu werden, welch letzterer diese wie jede andere ähnliche Genossenschaft gleichmäßig von sich weisen wird. Es ist nichts ärger als von der spekulierenden Eitelkeit jener Leute zu leiden zu haben, die unfähig, durch eigene Vorzüge etwas zu gelten, sich gern in Deutschland auf ihre in intimen Stunden gemachten Bekanntschaften berufen und zu ihrer Beglaubigung allerlei Histörchen ersinnen, die aus einem vertrauten Umgang geschöpft sein sollen. Auch Börne hatte ein Lied davon zu singen. Ueberhaupt gibt das Treiben eines Teils der jungen Deutschen hier überflüssig Stoff zu kläglichen Betrachtungen, was um so mehr zu bedauern ist, als der öffentliche Sinn in Frankreich sich mehr und mehr zu Deutschland und zu deutschem Wissen und deutscher Kunst hinneigt. Heine hat sich, Frankreich gegenüber, häufig an dem Wissen und der Kunst Deutschlands versündigt und es hat sich sein unbewachter Spott an ihm selbst gerächt, aber doch haben auch seine Schriften viel dazu beigetragen, die Blicke der Franzosen dahin zu richten."

Der ganze Jammer unserer kleinen und kleinlichen litterarischen Verhältnisse in der Zeit vor 1848 faßt uns an, wenn wir diese Korrespondenz und jenen Brief lesen. In solch elendem Zeitungsgeklatsch ging damals das litterarische Leben unter — es ist notwendig, sich dies oft zu vergegenwärtigen jenen Lobrednern halbvergangener Tage gegenüber, die das litterarische Leben und den Zeitungston der Gegenwart zu Gunsten jener Zeit herabzusetzen belieben. Was nun den Missethäter in specie anbelangt, so war derselbe eigentlich ein recht harmloser, nur etwas ungeschickter, und vor allem ein unglücklicher Mensch. Es war Ludwig Wihl, ein Schwabe von Geburt, der in seinen „Westöstlichen Schwalben" dem altersgrauen Judenschmerz manch innige Liederthräne nachweinte, und der deshalb von Heine im Scherz „der westöstliche Schwalbenvater" genannt wurde. Er starb im Jahre 1882 zu Brüssel.

Auch der folgende Brief ist ein sicheres Zeugnis für die Misere des damaligen Litteratenlebens und im besonderen für die Widerwärtigkeiten, mit denen Heine, seit er in Paris lebte, zu kämpfen gehabt hat.

Paris, den 27. Januar 1841.

Liebster Kolb!

Sie werden kaum begreifen, daß der kleine Dienst, den ich heute von Ihnen verlange, für mich von der größten Wichtigkeit ist. Aber Sie kennen die Misere der hiesigen Deutschen nicht, kennen nicht die Intriguen, die hier gegen mich gesponnen werden, sowohl von seiten der sogenannten Patrioten als von seiten jener subalternen Agenten, durch deren Vermittelung gewisse Chargés d'affaires auf die Presse zu wirken suchen. Oft wird mein Name gebraucht andere zu mystifizieren. Oefter werde ich selbst durch mitleiderregende Hilflosigkeit mystifiziert. Genug davon, heute erbitte ich von Ihrer Freundschaft folgenden Dienst:

Schreiben Sie doch unumwunden dem Herrn Herzfeld, warum Sie die Artikel, die er Ihnen eingeschickt hat, nicht gedruckt haben, und geben Sie ihm Ihr Ehrenwort, daß ich Ihnen weder direkt noch indirekt jemals ein Wort über ihn gesagt habe, sowie auch, daß Sie nie Auskunft über ihn bey mir verlangt haben.

Das ist alles was ich wünsche. Dieser Mann bildet sich ein, ich hätte Ihnen Auskunft über ihn gegeben, wodurch Sie abgeschreckt worden, und jetzt möchte er seinen Kommittenten mich als die einzige Ursache seines Mißlingens denunzieren. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie dieser dreisten Person gleich schreiben

Ich leide noch immer an meinem Kopfübel, wodurch mir alles Arbeiten verleidet wird. Ich hoffe aber bald wieder in Thätigkeit zu kommen, und jedenfalls können Sie auf mich rechnen für wichtige Vorfälle. Es herrscht hier eine düstere verbissene Stimmung und man ist noch nicht sicher vor den schrecklichsten Ausbrüchen. Ich habe große Furcht vor dem Greuel einer Proletarierherrschaft und ich gestehe Ihnen, aus Furcht bin ich ein Konservativer geworden. Sie werden in diesem Jahr an meinen Artikeln wenig zu streichen haben und vielleicht über meine Mäßigung und Aengstlichkeit lächeln müssen Ich habe in die Tiefe der Dinge geschaut und es ergreift mich ein sonderbarer Schwindel — ich fürchte, ich falle rückwärts. — Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb in jedem Falle. Ihr Freund

25 rue Bleue. H. Heine.

Ueber den besagten Herrn Herzfeld, der jedenfalls ein Korrespondent deutscher Zeitungen war, habe ich näheres nicht in Erfahrung bringen können. Wer weiß auch, ob es der Mühe wert wäre! War es nicht Wihl, so war es Herzfeld. Und wenn dieser aufhörte, so fingen die anderen an, wie das zweitnächste Schreiben beweist. Zunächst kommt nun der Zeit nach ein litterarischer Brief nachfolgenden Inhalts:

Paris, den 10. Juli 1843.

Liebster Kolb!

Ich hatte Sie ersucht, mir meine zwei letzten Artikel hierher zurückzuschicken, im Fall Sie keinen Gebrauch davon machen könnten. Da Sie mit der Rücksendung bis heute gezögert und ich bereits an Laube geschrieben, daß diese Artikel für ihn bestimmt seyen, bitte ich Sie, sie ihm direkt zu schicken. Sie haben also nur die Mühe, sie in ein Couvert zu stecken und dieses mit der Aufschrift zu versehen: An Herrn Dr. Heinrich Laube, per Adresse des Herrn L. Voß, Buchhändler in Leipzig.

Ich bitte Sie, Liebster, lassen Sie mich nicht in Verlegenheit und schicken Sie an Laube unverzüglich die zwei Artikel über den Jesuitenstreit; sie sollen die Fortsetzung des Artikels über Leroux und Cousin bilden, den ich ihm dieser Tage schickte. Es wäre mir nun gewiß sehr lieb, wenn Sie aus der „Eleganten Welt" einen guten Teil dieser Arbeiten in der „Allg. Ztg." reproduzieren könnten. Haben Sie die Sachen gedruckt vor Augen, so schwindet vielleicht manches Bedenken. Es ist mir höchst schmerzlich, daß ich über die wichtigsten Angelegenheiten mich nicht in der „Allg." aussprechen kann und ganz neutrale Sujets wählen müßte, um wenigstens den Posten zu behaupten; jedenfalls seien Sie versichert, daß ich nie an Ihrem guten Willen zweifle und der meinige groß ist. — Sie würden mich verbinden, wenn Sie gelegentlich an Herrn v. Cotta wissen ließen, wie wenig es meine Schuld, daß die „Allg. Ztg." so lang nichts von mir brachte und vielleicht noch eine Weile lang nichts von mir bringen wird. Ich dürfte vielleicht, wenn ich meine Reisepläne ausführe, Herrn v. Cotta nötig haben. — In etwa 8 Tagen gehe ich ins Bad, wo ich mehrere Monate verweile. Ist es mir möglich, so schicke ich Ihnen etwas von dort; ein großer Artikel über die Angriffe der „Revue des deux Mondes" gegen das Buch der Belgiojoso, welche hier so viel Lärm machten, liegt angefangen und ich hatte keinen Mut weiterzuschreiben. Diese Entmutigung ist ein größerer Schaden. —

Mit Espartero muß es sehr, sehr schlecht stehen; Haller sieht nämlich sehr blaß aus. Meine Adresse ist immer: 46 faubourg Poissonnière. Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlichst zugethan

Ihrem vertrauensvoll ergebenen

H. Heine.

Aber Liebster! Liebster! vergessen Sie nicht die Artikel gleich an Laube zu schicken. Den kleinen ältern (über Ludwig Philipp u. s. w.) schicken Sie mir gelegentlich hierher nach Paris.

Man ersieht aus diesem Schreiben, wie diplomatisch auch ein Heine mit seinen Redakteuren umgehen mußte und wie viele Artikel ihm zurückgeschickt wurden — ein Trost für das junge Geschlecht lebender Dichter und Schriftstellerinnen! Der Artikel über die Fürstin Belgiojoso, Heines Freundin, ist wohl nie geschrieben resp. veröffentlicht worden. Der obenerwähnte Haller war gleichfalls Korrespondent deutscher Zeitungen, der für den spanischen General Espartero Partei nahm. Der folgende Brief führt uns wieder zu den Guerillakriegen des Dichters gegen seine Feinde in der Presse. Er lautet:

Paris, den 27. Dezember 1844.

Liebster Kolb! Obgleich ich in diesem Augenblick sehr blind und kopfkrank bin, schreibe ich Ihnen dennoch. Meine persönlichen Feinde benutzen diesen Moment meiner Krankheit. Sie werden den „National" vom 25. Dezember und von heute, so wie auch den „Charivari" vom 25. Dezember gelesen haben. Bey allen anderen Journalen der Opposizion wird mit mehr oder minder Glück dasselbe Mannöver versucht. Die „Allg. Ztg." dient hier als Belag zu den imfamsten Insinuazionen. Das hiesige Publikum ist dumm und kann weder die Absurdität noch die ganze Misère dieser Denunziationen einsehen. Sie geht nur von der alten Clique der hiesigen Frankfurter Juden aus, die einige verunglückte ehemalige Vaterlandsretter füttern und mißbrauchen, wie schon vor 3 Jahren geschehen; der Moßieu Strauß, der miserable Banquier Königswarter an der Spitze. Sie wissen wohl, teurer Freund, wie, wenn ich über die Tendenz aller meiner Korrespondenzen und die Beschränkung derselben die ganze Wahrheit spräche, das Werk der Lüge leicht zu Schanden würde. Ich überlasse Ihnen dies zu thun, da Sie dabey am besten wissen, wie viel gesagt werden kann, ohne die Interessen der „Allg. Ztg." bloß zu stellen. Man will mich durchaus in broullierende Kollisionen setzen.

Sie mögen nun, teuerster Freund, die Absicht hegen, mich für die „Allg. Ztg." zu behalten — oder abzuschaffen oder nur momentan in Ruhestand zu setzen: jedenfalls haben Sie als Redakteur en chef die Pflicht, jeden Ihrer Korrespondenten, der so wie ich angegriffen wird, für das Vergangenheitliche zu vertreten und durch die bezeugende Wahrheitserklärung seine persönliche Sicherheit außer Gefahr zu setzen. Letztere ist eminent. Sie werden mich verstehen.

Sonderbar! während ich hier für die „Allg. Ztg." so viel leiden muß, hat diese, bey allem guten Willen (von dem ich überzeugt bin) nicht einmal den Mut, den Artikel von Seuffert zu drucken, worin mein armes Buch gegen eine ungerechte Kritik der „Allg. Ztg." verteidigt wird und zwar mit der gewöhnlichen Seuffertschen arabeskenreichen Mäßigung und Zierlichkeit des Ausdruckes! Kann sie ihn nicht selbst geben?

Im „Univers" haben die Hintersassen unserer alten Münchener Feinde einen Kreuzzug gegen mich eröffnet. Die sind in ihrem Recht.

Leben Sie wohl und leisten Sie mir bald Hilfe und Entsatz. Liebevoll Ihr Freund

H. Heine.

Adresse: Faubourg Poissonnière 46.

Zu dem vorstehenden Brief ist wenig zu bemerken. Hilfe und Entsatz brachte die „Augsburger Allgemeine" nicht, aber hie und da ein Pflaster auf die Wunde, damit diese rascher vernarbe. Im übrigen war Kolb gerade gegen Heine der liebenswürdigste und gefälligste Redakteur, wie der nun folgende Brief beweisen wird:

Paris, den 7. Februar 1847.

Liebster guter Kolb!

Die beyfolgende Einsendung wünsche ich unverzüglich

in der „Allg. Ztg." abgedruckt zu sehen. Daß sie unverzüglich gedruckt werde, ist für mich und meine Freunde, die mich so dringend zur Vertretung aufgefordert, eine Hauptsache. Können Sie diesen Aufsatz nebst den zwey Aktenstücken nicht im Corps du Journal aufnehmen, so bitte ich Sie dringendst dafür Sorge zu tragen, daß er als Inserat gedruckt wird und gleich unter den geschlossenen Hauptkolonnen, damit er specieller und so konvenabel als möglich in die Augen falle. Wird er als Inserat gedruckt, so bitte ich mir wissen zu lassen, was ich dafür zu zahlen habe, da meine Freunde mir einen Teil der Kosten zu erstatten sich erboten. — Drucken Sie ihn jedoch als Nicht-Inserat (wo ich fraglich auch Geld spare und was mir also auch in dieser Beziehung angenehm wäre), so können Sie zwey Aktenstücke, wenn es Ihnen passender dünkt, in deutscher Uebersetzung geben. Interessanter sind freylich die Originale, besonders das fehlerhafte französische. Das Ganze ist nur für das große Publikum von Interesse und ich glaube, was ich geschrieben, ist gemäßigt genug. Damit der Stempel des deutschen Protestierens gegen John Bull nicht verloren gehe und noch anderer Gründe wegen darf der Ort, woher der Artikel eingesandt (Paris) nicht genannt werden und ich mache Sie besonders aufmerksam für den Fall, daß Sie den Aufsatz im „Corps du Journal" abdrucken.

Die „Allg." habe ich seit mehreren Tagen nicht gelesen und weiß nicht, ob mein letzter Artikel schon gedruckt. Hätte Ihnen heute manch Interessantes zu melden, aber meine Augen leiden zu sehr, da ich den Aufsatz über die Lind selbst abgeschrieben ins Reine. Es geht mir noch immer schlecht, gehe selten und nur wenig aus, wenngleich deutsche Blätter melden, ich sey schon um 8 Uhr auf den Beinen; ich wollte, es wäre wahr. Dabey werde ich, oder vielmehr meine Thätigkeit, von allen Seiten in Anspruch genommen, wie Sie z. B. heute sehen.

Der Himmel erhalte Sie, teuerster Freund.

H. Heine,
41 faub. Poissonnaire.

Ich bitte, bitte, lassen Sie in einer oder der andern Weise den Aufsatz nur schleunigst abdrucken, es liegt mir sehr viel dran und ich habe sonst keine Ruhe.

Die Beziehungen Heinrich Heines zu der schwedischen Nachtigall, Jenny Lind, sind bis jetzt nicht bekannt gewesen. Erst durch den vorliegenden Brief, der auf eine rege Parteinahme schließen läßt, erfahren wir von solchen freundschaftlichen Beziehungen. Der kleine Artikel über Jenny Lind in der Lutetia (Bd. XI, S. 431) hätte auf das Gegenteil schließen lassen. Auch die Erklärung, auf die Heine in diesem Brief hinweist, ist ohne einen Kommentar zu dieser Erklärung absolut unverständlich. Ich habe mich deshalb an die gefeierte Künstlerin selbst um Auskunft gewandt; sobald diese mir zu teil geworden, werde ich nicht verfehlen, in einem Nachtrag zu diesen Mitteilungen näheres über Heines Beziehungen zu Jenny Lind mitzuteilen.

Der folgende Brief ist wieder eine Klage! Die „Allgemeine" hatte einen Artikel oder eine Notiz gegen Heine aufgenommen. Darauf schreibt dieser:

Paris, den 15. Mai 1848.

Liebster Kolb! Wenn Sie mit eignen Augen die „Revue retrospective" gesehen hätten (ich lege die bezüglichen Blätter hierbey), so würden Sie den schändlichen Artikel nicht aufgenommen haben, wo gewiß der Name des Dr. Weil Sie ergötzend bestach. Ich weiß nicht, ob die Note von Ihnen; jedenfalls ist sie kränkend. Ich hatte davon gehört, aber erst vor wenig Tagen kam mir das Blatt zu Gesicht. Obgleich schauerlich krank (auch die Kinnlade gelähmt, kann nur wenig sprechen und gar nicht kauen), so schrieb ich dennoch beyfolgende „Erklärung", die ich in der „Allg. Ztg." unverzüglich abzudrucken bitte. Ich hoffe Ihnen in einigen Tagen noch mitteilen zu können, was in Bezug auf mich die „Revue retrospective" sagen wird, denn ihr Schweigen wäre Teilnahme an den schändlichsten Verleumdungen.

Ich bitte Sie die drey letzten Artikel, die Sie nicht von mir gedruckt und die, überflügelt von den Ereignissen, nichts mehr wert sind, mir zurückzuschicken; Adresse: H. Heine, rue de Berlin, Nr. 9, à Paris.

Ich bitte Sie mir gleichfalls wissen zu lassen, direkt oder durch die Cottasche Buchhandlung, über welche Summen ich bey letzterer zu verfügen habe für etwelche Beyträge, die in der „Allg. Ztg." abgedruckt standen, seit ich die letzte Rechnung empfangen; die Summe mag klein genug seyn, obgleich meine Feinde behaupten, Oesterreich hätte mich indirekt durch die „Allg. Ztg." bezahlt für das, was ich nicht gegen Oesterreich schrieb. O deutsche Pfiffigkeit!

Ein Lebewohl, vielleicht auf lange, sagt Ihnen

Ihr Freund
Heinrich Heine.

P. S. Schicken Sie mir auch sous bande einige Nummern von meiner abgedruckten Erklärung.

Die Erklärung, von der hier die Rede, ist bekannt. Sie steht auch in den „Gesammelten Werken" (Bd. X, S. 150) abgedruckt und bezieht sich auf die leidige Pensionsangelegenheit. „Ich bin nicht der Mann, der einem deutschen Dichter, welcher im Exile lebt, ein Stück Brot verweigern könnte," hatte Guizot im Jahre 1840 gesagt und Heine aus dem allgemeinen Dispositionsfonds eine Unterstützung von 5000 Franken angewiesen, ohne daß dieser hierfür irgend welche offene oder stillschweigende Verpflichtung übernommen hätte. Nichtsdestoweniger wurde „dieses große Almosen" eine Quelle unablässiger Kränkungen und Verleumdungen gegen den Dichter. Auch der nachfolgende Brief bringt wieder eine derartige Berichtigung:

Paris, den 17. April 1849.

Liebster Kolb!

Ich bitte Sie, den beikommenden Aufsatz, welcher „Berichtigung" betitelt ist, in der „Allg. Ztg:" abzudrucken und zwar so bald als möglich, da er bereits sehr spät kommt, was sehr begreiflich ist bei den Schwierigkeiten, womit jede schriftliche Manifestazion von meiner Seite verbunden ist; ich liege nämlich seit einem Jahre zu Bette und bin zu schwach, die Feder in der Hand zu halten. Ich denke oft an Sie und hege die Absicht, Ihnen bald einen großen Brief mit Herzensergießungen zukommen zu lassen. Ich hätte Ihnen noch so vieles zu sagen, ehe mir der schwarze Tanathos auf immer den Mund verschließt — Hier ist alles still, denn wir haben, was wir wollen und sogar ein alter Bonapartist, wie ich bin, mag allenfalls zufrieden gestellt sein, wenn er vive Napoléon rufen hört! Dem Kommunismus geht es auch gut, obgleich er über schlechte Zeiten jammert! Wir haben kein Geld mehr und somit existiert de facto die kommunistische Gleichheit. Auch haben wir Weibergemeinschaft; nur die Ehemänner wissen es noch nicht. Am besten floriert Meyerbeer, dessen neue Oper gestern abend gegeben ward, nachdem alles, was die beharrlichste Intrigue und ungeheurer Geldreichtum vermag, ins Spiel gesetzt wurde, das klägliche Opus als ein Meerwunder der Kunst ausposaunt zu sehen. An lobhudelnden Berichterstattungen wird es Ihnen nicht fehlen, und ich glaube, es mag Ihnen genehm sein, gleichzeitig die Spottverse zu erhalten, die hier im Manuskript coursieren. Wollen Sie dieselben irgend einem Lobartikel hinzugesellen, so würden Sie den Freunden der Wahrheit einen Spaß bereiten. Das Gedicht ist schon vor 3 Monaten geschrieben, während der wenigen Stunden, wo der Verfasser, den Sie gewiß erraten, etwas minder als gewöhnlich leidend war.

Leben Sie wohl, teuerster Freund, sorgen Sie dafür, daß meine Berichtigung nur schnell abgedruckt wird; daß ich erbötig bin, den Abdruck als Inserat zu bezahlen, versteht sich von selbst. Schicken Sie mir auch einige Exemplare des Abdruckes an meine Adresse: rue d'Amsterdam, Nr. 50, à Paris.

Treu und liebend Ihr Freund
Heinrich Heine.

Die in Rede stehende Erklärung ist sicher allen Lesern bekannt. Sie befindet sich auch in den „Gesammelten Schriften" (Bd. XXI, S. 161 ff.) abgedruckt und schließt mit dem trübseligen Eingeständnis: „Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der ‚freieste Deutsche nach Goethe', wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat . . . . ich bin jetzt nur ein armer, todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!" Trotz dieses Jammers konnte Heine aber doch noch recht boshafte Spottverse, wie die auf Meyerbeer, machen. Jeder Leser kennt sie; sie sind im „Romanzero" (Bd. II meiner kritischen Ausgabe, S. 344), „Festgedicht", wieder abgedruckt.

Der nun folgende Brief enthält endlich einmal keine Berichtigung. Aber eine oder mehrere Bitten bringt auch dieses Schreiben:

Paris, den 14. November 1851.

Liebster Kolb!

„Wenn Du mir, Liebste, Deine Briefe nicht schickst, so erhalte ich sie nicht." — Diese Worte schrieb einst Adalbert v. Chamisso an seine damalige Geliebte, Frau v. Chezy, welche die Gewohnheit hatte, die Briefe, die sie schrieb, niemals auf die Post zu geben.

Ich möchte Ihnen dasselbe sagen, in Bezug der Nummern der „Allg. Ztg.", wovon Sie mir sagen, daß sie für mich herausgelegt sind, nämlich die Nummern meiner alten Artikel; ich habe sie bis auf diesen Augenblick noch nicht erhalten, obgleich sie mir sehr notwendig sind. Diesen Morgen erhielt ich den Artikel der „Allg. Ztg.", worin über meinen „Romancero" geurteilt wird. Ich setze voraus, daß er von Peschel ist, und ich lasse diesem guten, redlichen Herzen meinen tiefgefühlten Dank sagen. Er schreibt so schön, daß ich mit dieser Sauce selbst etwas Hartes hätte ertragen können. Ich habe überall in diesem Artikel die wohlwollendste Gesinnung herausgefühlt, die das Beste immer für mich sagen möchte, ohne den Schein des Enthusiasmus sich zu geben. — Bei anderen ist das Gegenteil der Fall, und die Art und Weise, wie mein Buchhändler die Sache betreibt, muß eine Reaktion gegen mich hervorbringen, selbst wenn ich ein Homer oder Shakespeare wäre. Diesen Morgen zeigt er mir an, daß er schon die dritte Auflage drucken lasse und davon 2000 Exemplare in Pracht- und Goldschnitt binden lasse. Die buchhändlerische Succeß des Buches kann mir viel schaden, da er Animositäten hervorruft, die ich hätte entbehren können.

Ich erhalte in diesem Augenblick mein kleines Faustbüchlein und aus Furcht, daß Sie es nicht von Hamburg zugeschickt bekommen, lasse ich dieses kleine Opus morgen unter Kreuzband an Sie abgehen. Ich habe es mit großer Liebe geschrieben.

Der Schriftsteller Gottschall, der mich dieser Tage hier besuchte, sagte mir, daß er einen Aufsatz über den „Romancero" geschrieben habe für die Prutzischen Jahrbücher, und da diese bereits mit einem andern Artikel versehen, wünsche er ihn irgendwo anders abzudrucken. Da Herr Gottschall außerordentlich schön schreibt, und es auch aus anderen Gründen gut wäre, wenn Sie einmal eine Probe seiner Arbeit sähen, so habe ich ihn ersucht, Ihnen den Artikel zukommen zu lassen und er wird Ihnen wahrscheinlich von Herrn Prutz zugesandt werden; können Sie ihn brauchen, so wird mir dieses gewiß nützlich sein, und Herr Gottschall beauftragt mich für diesen Fall Ihnen zu sagen, daß Sie allen überwuchernden Enthusiasmus nach Belieben ausscheiden mögen. Ich zweifle nicht, daß mein Buch wegen seiner Sensation, die es macht, wenn auch nicht wegen seines Wertes, solchermaßen einen zweiten Artikel in der „Allgemeinen" verdiente; mir, wie gesagt, geschieht dadurch ein großer Dienst, vielleicht leider der letzte, da es seit einigen Tagen sehr abschüssig mit mir geht.

Doch ich bin über alles Klagen hinaus und nur bei den liebsten Freunden lasse ich zuweilen einen Seufzer aus dem Herzen hervordringen. Tag und Nächte noch immer die unleidlichsten Schmerzen und eben nur die Erinnerung an die Freunde beruhigt mich manchmal und läßt mich manchmal den Augenblick vergessen.

Grüßen Sie mir recht freundlich den Herrn Peschel, dem ich, sobald ich eine heitere Stunde habe, selber schreiben werde. Auch dem großen Heilbronner meine Grüße. Ihr

H. Heine

Der in diesem Schreiben erwähnte Peschel ist der berühmte Geograph Oskar Peschel, der damals Mitredakteur der „Augsburger Allg. Zeitung" war. Der Schriftsteller Gottschall ist natürlich kein anderer als unser Rudolf v. Gottschall, der damals — 1851 — viel mit Heine in Paris verkehrte. Wer der „große Heilbronner" ist, weiß ich leider nicht. Der nächste Brief bringt abermals unter anderem eine Berichtigung. Er lautet folgendermaßen:

Paris, den 3. August 1852.

Liebster Kolb!

Indem ich Ihnen beiliegende Zeilen zusende, zweifle ich nicht, daß Sie sie unverzüglich in der „Allg. Ztg." abdrucken werden; würden Sie damit zögern, so hätte ich nicht die Freude, daß dieser Artikel, den Pietät und Wahrheitsliebe diktiert, meinem geliebten Bruder noch während seiner Reise durch Deutschland zu Gesicht käme. Er hat mich in einer trostlosen Lage zurückgelassen, da meine Krankheit täglich zunimmt. Mein Kopf ist ermüdet von Schmerzen. Ich habe in dem kleinen Artikel meinen Styl zu verstellen gesucht, aber die Mühe war wohl überflüssig, da ich gewiß jetzt ebenso schlecht schreibe, wie meine berühmten Kollegen. Die Nachricht, daß ich viel arbeite, ist ziemlich unrichtig, und noch weniger denke ich, ein Werk auf Subskription herauszugeben, obgleich mir zu diesem Behufe von allen Seiten die liebreichsten Anerbietungen zukommen. Der Gedanke schon einer solchen Publikationsweise widerstrebt meinem vornehmen Gefühle. Uebrigens geht es mir gottlob in jeder Beziehung sehr schlecht. An den Tagesneuigkeiten habe ich wenig Freude und ich werde froh sein, wenn die Natur am Ende sein wird mit ihrem Zerstörungswerke, und ich alsdann einen ruhigen Schlaf genießen kann. Ich habe zur neuen Auflage des Salons II. Band eine Vorrede geschrieben, die Sie vielleicht interessiert; Campe soll sie Ihnen zuschicken.

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir herzlich alle, die dort mir noch mit Liebe zugethan sind.

Mit Treue Ihr Freund
Heinrich Heine.

P. S. Könnten Sie gelegentlich ein Wort sagen über meine oben ausgesprochene Aversion gegen das Projekt der Herausgabe eines Buches auf Subskription, so wäre mir das nicht unlieb, und mein Verleger würde vielleicht die Motive, warum ich ihn behalte, besser zu würdigen wissen.

Eine blutige Reklame — so lautet wohl ja jener Kunstausdruck — war es, was Heine diesmal Kolb eingeschickt hatte und was dieser trotz alledem und alledem zum Abdruck brachte. Ich entnehme dem kleinen Artikel die beiden interessantesten, auf Heine selbst bezüglichen Mitteilungen, die ja wohl authentisch sind, da er sie selbst gemacht hat:

„Paris, 3. August 1852. Der Hofrat Maximilian Heine aus St. Petersburg ist dorthin zurückgereist, nachdem er drei Wochen in Paris verweilte. Er wollte sich hier durch eigene Anschauung von der Krankheit seines Bruders Heinrich Heine unterrichten. Er genoß jedoch nur die Beruhigung, daß dem teuren Dichter die sorgsamste Pflege zu teil wird, und ein ebenso einsichtsvoller wie gewissenhafter Arzt, der Dr. Gruby, ihn behandelt. . . . Als wir hier das Vergnügen hatten, den verehrten Reisenden am Krankenbette seines Bruders zu sehen, suchte er eben denselben dadurch zu erheitern, daß er ihm die Titulatur aller seiner Aemter, Orden und Würden vorlas, die fast eine ganze Seite füllten. Der Dichter lachte herzlich, als Dr. Heine auch erwähnte, daß er durch die Huld und Gnade Sr. Majestät des Kaisers in den erblichen Adelstand erhoben worden sei. ‚Lieber Max,‘ rief jener, ‚das kann dir ja doch nichts nutzen, da du ja doch keine Kinder hast; es wäre besser gewesen, wenn er dir statt dessen einen guten Kaviar gegeben hätte, den wir miteinander verschmausen könnten!‘“ Doch die Emolumente, die mit den Aemtern verbunden, der bedeutende Gehalt und die große Pension, die man nach Ablauf einer bestimmten Dienstzeit in Rußland genießt, stimmten den Dichter etwas ernsthafter, und er mußte die weltlichen Vorteile anerkennen, die eine absolute Monarchie dem Talent gewährt, während dasselbe in Republiken beständig der Scheelsucht der Mittelmäßigkeit, der plebejischen Verleumdung, wo nicht gar dem Ostracismus bloßgestellt wird. Heinrich Heine sagte: ‚Seit dreißig Jahren diene ich der Freiheitsgöttin treu und redlich und alles, was ich in ihrem Dienste gewonnen, ist die Rückenmarksdarre.‘

Damit schloß die Reklamenotiz. Aber nein, das war dem gewissenhaften Kolb doch ein bißchen zu viel und er gestattete sich den Zusatz: („Daran ist die Göttin der Freiheit doch wohl unschuldig!“).

Auch unsere Briefsammlung schließt damit ab. Sie hat uns einen Einblick in dies vielfach verworrene Dichterleben gewährt und uns mit all seinen Schatten bekannt gemacht. Dennoch aber, so hoffe ich, hat auch sie uns wieder gelehrt, den Dichter anders und milder zu beurteilen, als dies bisher bei hochmütigen Litteraturpharisäern üblich war.

Mit einer freundlichen Erinnerung, die uns noch einmal in das Jugendleben des Dichters zurückführt, mögen auch unsere Mitteilungen ihren Abschluß finden. Nämlich mit einem Briefe von dem besten Jugenfreunde Heines, von jenem Eugen v. Breza, den dieser in dem bekannten „Traumgesicht“ verherrlicht und von dem er gesagt hat: „Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten und in dessen süßen, edlen Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes, reines Blumenleben führte und ich mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und der Lüge.“ Der Brief dieses polnischen Edelmannes an Heine dürfte um so interessanter sein, als es der einzige ist, den wir bisher besitzen. Er lautet folgendermaßen:

Gnesen, am 29. August 1855.

Mein sehr lieber Heine, sollte es Dir in Deinem schrecklichen Leiden ein Trost sein, daß ich immer mit inniger Liebe an Dir hänge, daß Dein großer Geist immer noch in mir dieselbe Verehrung erweckt, so empfange ihn von Deinem ältesten Freund.

Sterben wirst Du doch nie, so lange noch ein Funke Poesie in dem Menschen glimmen wird: Gott erlindere nur Deine Schmerzen.

Ein Freund von mir, Herr Joseph Russak, Gutsbesitzer im Posenschen, wird Dir diese Zeilen übergeben. Er ist mir in späteren Jahren ebenso gut, wie Du es in unserer Jugend warst

Nehme ihn freundlich auf. Er verdient es, denn edler und teilnehmender ist wohl selten einer.

Gönne ihm das Glück sagen zu können: „Auch ich habe den größten Dichter Deutschlands gekannt.“

Danke Deiner Frau in meinem Namen für die liebevolle Güte, mit welcher sie Dich pflegt.

Mit meiner Schwester sprechen wir oft von Dir, lesen mit Entzücken jede Zeile von Dir, auch weinen wir über das Los unseres lieben Heinrichs.

Dein
Eugen von Breza.

Ich verdanke diesen Brief der Güte des Herrn Joseph Russak selbst, der leider mit dieser wirksamen Empfehlung zu spät nach Paris kam und Heine nicht mehr am Leben traf, und der mir auch die folgenden, höchst interessanten Mitteilungen gemacht hat. Eugen v. Breza war der Sohn des polnisch-sächsischen Staatsministers v. Breza. Er studierte mit Heine zusammen in Berlin. Und während der Ferien besuchte Heine seinen „köstlichsten Freund“ auf dem Gute seines Schwagers, Graf Walwich, in Dzialin bei Gnesen. Von dort aus machte er Ausflüge in die Umgegend, und diesem Aufenthalt haben wir das „Memoire über Polen“ zu verdanken. Aber auch noch eines der schönsten Gedichte Heines, wie eine in der Familie Breza lebendige Tradition zu erzählen weiß. In Gnesen lernte er nämlich ein schwarzäugiges Judenmädchen, eine Rebekka am Brunnen, die Tochter des Rabbi kennen und — lieben. Beim Abschiede widmete er ihr das schöne Gedicht:

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist's, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Die schöne Rebekka heiratete später einen gewöhnlichen Kaufmann, mit dem sie aber nicht glücklich lebte. Sie konnte Heine nicht vergessen. Breza unterstützte später die arme Frau . . .

Beim Abschied von der gräflichen Familie schrieb Heine mit einem Demantring ein kleines Gedicht an die Dame des Hauses, die Gräfin Walwich, in eine Fensterscheibe. Im Jahre 1855 wurde das Gut verkauft und kam in die Hände eines fremden Besitzers. Die Gräfin Walwich wollte das Gedicht ihrem Vormund, eben dem liebenswürdigen Herrn Russak, schenken; beim Herausnehmen des Glases jedoch zerbrach dieses und die Demantsplitter seiner Poesie zerstäubten in alle Winde — ein Bild dieses armen Dichterlebens selbst, das auf demantenem Grunde reinen Empfindens und tiefer Poesie ruhte und dennoch endlich, als es gebrochen wurde, so flüchtig wie ein Windhauch dahingegangen ist!

Das Bett.

Von

J. v. Falke.

„Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe, was willst du mehr —"

Der Mensch hat aber immer noch mehr von seinem Bette verlangt, seitdem die Kulturbewegung ihn ergriffen hatte. Selbst dort, wo man vielleicht am weichsten ruht, in den gänsereichen ungarischen Dörfern, begnügt sich der Bauer nicht damit, sein Bett mit federgestopften Polstern bis unter die Decken aufzubauen, so hoch, daß er es, wie die Sage geht, mit der Leiter ersteigen muß, um alsdann meerestief in die Daunen hinabzusinken. Er begnügt sich nicht mit dieser Ausstattung, sondern streicht das Bettgestell farbig an und bemalt es mit schönen Blumen, und für den Schmuck der Kissen und Decken sorgt die Frau mit reicher, farbiger Stickerei.

Von jeher bildete das Bett einen Schmuck der Wohnung, das Hauptstück des Mobiliars, das eigentliche Prachtstück, solange das Schlafgemach auch als Wohngemach diente Seitdem ist es zwar der Oeffentlichkeit entzogen — und das ist nicht gar so lange her — aber es hat damit kaum an künstlerischer Ausstattung verloren. Begünstigt durch seine Größe und die doppelte Art seiner Bestandteile, indem es ja ein konstruktives Element aus hartem Material besitzt, sowie ein weiches, textiles, welches der Flächendekoration die schönste Gelegenheit bietet, begünstigt durch diese Umstände ist das Bett immerdar ein Gegenstand ganz bevorzugten Schmuckes in der Wohnung geblieben. Und hierin macht das verschiedene Klima kaum einen Unterschied, nur daß der Norden seine künstlerische

Staatsbett aus der Zeit Ludwig XIII. 1630–1640 (S. 389).

Sorge mehr dem Gestell zuwendet, der Süden mehr den Decken und Polstern.

Bei den Römern war so ziemlich beides gleicherweise der Fall. Bei den Griechen und Römern traten Lebensgewohnheit und Liebe zu jeglicher Kunst zusammen, dem Lager eine erhöhte Bedeutung zu verleihen. Bereit und wohlgeübt, jegliche Strapaze zu ertragen, allen Beschwerden

Deutsches Bett des XVI. Jahrhunderts von Peter Flötner (S. 393).

des Krieges und der langen Märsche, der Hitze und der Kälte zu trotzen, gönnten sie wiederum dem Körper mehr Ruhe, als es heute unsere Lebenssitte mit sich bringt. Sie lagen beim Essen auf weichen Polstern, gestützt auf den linken Arm, der unter sich ein Kissen hatte. Liegend unterhielten sie sich, liegend lasen und schrieben sie, liegend verbrachten sie die Erholungszeit; wenigstens machten es die vornehmen Römer so. Man erhält aus der römischen Kaiserzeit fast den Eindruck, als ob das halbe Leben liegend verbracht werde. Als eine Folge dieser Sitte erscheint, daß Bett und Lager vor dem einfachen Sitzmöbel bevorzugt sind; der Sessel gehört den Frauen und ihren Gemächern, das Lager den Männern. Wir möchten heute fast das Umgekehrte erwarten.

Solcher Sitte gemäß gab es Lagerstätten in allen Gemächern und nicht bloß in denen, welche der nächtlichen Ruhe bestimmt waren, und ihrer Bedeutung im Mobiliar des Hauses entsprechend wurden sie mit all der Meisterfertigkeit der alten klassischen Welt ausgestattet. Man machte sie nicht bloß aus kostbarem, edlem Holz, das mit anderem Material, wie Elfenbein und Perlmutter, inkrustiert wurde, sondern vorzugsweise auch aus Erz, dessen Anwendung auch für das größere Hausgeräte bei den Alten bekanntlich eine viel ausgedehntere war, als bei uns. Ursprünglich in älteren Zeiten scheinen die Holzgestelle mit Metallblech überschlagen gewesen zu sein, dann wurden die Gestelle selbst auch in ihrem Kern aus Bronze gegossen, bei kostbareren Gegenständen in Silber mit zierlichen Ornamenten tauschiert oder mit hoch erhabenem Schmuck in Bronze versehen. Was von Gegenständen dieser Art erhalten ist, zeigt die schöne grüne Patina, welche die antiken Bronzen auszeichnet.

Auf diesen Lagerstätten, welche keine Seitenwände hatten, also nicht nach unserer Art Bettkasten bildeten, gab es zunächst eine weiche Matratze und alsdann Polster und Decken verschiedener Art. Auch sie alle hatte die Kunst zu verzieren. Matratze und Polster waren mit farbiger und goldener Stickerei geschmückt, und zu den Decken holte man sich schon damals die farbigen Gewebe des Orients und fand in ihrer Kostbarkeit, Schönheit und

Seltenheit die Befriedigung seines Stolzes. So wird von einem Römer erzählt, der eine Sendung solcher Decken aus Alexandrien erhalten hatte, daß er sich krank stellte

Ruelle mit Bett. Französisch XVII. Jahrhundert. 2. Hälfte. (S. 393.)

und ins Bett legte, um den Besuch seiner Freunde zu empfangen und sie bei dieser Gelegenheit seine neuen Kostbarkeiten bewundern zu lassen.

Hinter diesem Luxus der Römer stand das weichliche Byzanz, das Griechentum im neuen oströmischen Kaiserreiche, nicht zurück. In allem, was kostbare Gewebe betrifft, in Purpurstoffen, goldverzierten Seidengeweben, lag es ja der orientalischen Quelle um so viel näher und vermittelte diese Gewebe, sei es in Originalen, sei es in Nachahmungen dem Abendlande, wie es ja vor allem sich selber damit versorgte. Man erkennt dies aus zahlreichen Bildern der byzantinischen Manuskripte, in denen Thronsessel oder Lagerstätten mit abgebildet sind.

Zu derselben Zeit hatte es das barbarische oder halbbarbarische Abendland nordwärts der Alpen nicht so gut. Die nach der Völkerwanderung wieder seßhaft gewordenen germanischen Völkerschaften hatten zwar die berühmte Bärenhaut, die über Schilf oder Laub ausgebreitet gewesen, wieder aufgegeben; sie hatten mancherlei von den Römern und in den eroberten romanisierten Provinzen gelernt und angenommen, und so auch wohl in ordentlichen Betten sich zurechtgefunden. Doch mancher Notbehelf war übrig geblieben, so z. B. wo der neu entstandene oder werdende Lehnsverband die Mannen, das Gefolge, an Haus und Hof des Fürsten band, der, wenn es nicht Krieg und Jagd gab, mit ihnen in der „gehörnten Halle" schmausete und zechte. So bei den Angelsachsen. Die Helden saßen beim Mahle an den Wänden entlang, und wenn die Schlafenszeit kam, wurden die Tische entfernt, Matratzen herbeigeschafft, Polster aufgelegt und Decken ausgebreitet; die Helden hingen ihre Waffen über sich an die Wand und sanken nieder zum Schlummer an derselben Stelle, wo sie eben gegessen und getrunken hatten. Nicht anders war es noch in viel späterer Zeit, wenn der Landesfürst zu Turnieren und „Hochgezîten" zahlreichen ritterlichen Besuch hatte. Es blieb auch dann nichts übrig, als in der Halle die Lager aufzuschlagen, da Burg und Palast nur für wenige und bevorzugte Gäste Einzelgelasse darzubieten hatten.

Anfangs in den früheren Zeiten des Mittelalters vor dem Beginn des eigentlichen Burgenbaus hatte der fürstliche oder herrschaftliche Hof neben der Halle ein selbständiges Gebäude als Aufenthalt der Frauen und eheliches Schlafgemach gehabt, nur einen einzigen Raum bildend, in welchem auch der vornehme Gast seine Ruhestätte für die Nacht erhielt.

In der hohen normannischen Turmburg nahmen Mann und Frau und Kinder als Familiengemach das oberste Geschoß in Anspruch, während das Gefolge in der unteren Halle schlief, diejenigen Krieger aber, denen zunächst die Bewachung oblag, ihre Betten in den Nischen und Vertiefungen hatten, welche Kämmerchen gleich in die Dicke der Mauern eingeschleift waren. In dem leichten Burgstall der kleinen Ritter schlief wiederum alles in demselben Raume, nur daß wohl Teppiche, die als Zwischenwände aufgehängt waren, die Frau oder die Familie vom Gesinde trennten. Es war lange ein kümmerliches Wohnen, das sich bei Nacht noch armseliger und unbequemer anließ als bei Tage. Erst in der höfischen Zeit, mit der Verfeinerung der Sitte, mit der Ausbildung des Rittertums und der herrschenden oder bevorzugten Stellung der Frau im ritterlich geselligen Leben sonderten sich einzelne Schlafgemächer ab, welche gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in den Schlössern zu großer Zahl anwuchsen. Da erhielt auch die Frau des Hauses ihr eigenes Gemach, das ihr ebensowohl zum Schlafen wie zum Empfang bevorzugter Gäste diente. Es war nun ihr Boudoir, the lady's bower.

Zu dieser Zeit, also in der Epoche des romanischen Baustils, erhielt das Bett wiederum eine reiche künstlerische Ausstattung, die sich im gotischen Stile noch steigerte. Von den Römern her, so scheint es, hatte sich lange noch auf dem Boden der von ihnen kultivierten Provinzen das metallene Bett erhalten. Die Miniaturen, auf denen es sich abgebildet findet, lassen schließen, daß es aus eisernen Rundstäben zusammengefügt war; am Kopfende ging es höher hinauf und hier war der Zwischenraum zwischen den Stützen mit einem Netzgeflecht ausgefüllt; ein gleiches diente unten zur Aufnahme der Matratze. An der einen Längenseite, wo man einstieg, war das Bett offen, an der Gegenseite wie am Fußende gab es eine Brüstung oder ein Geländer. Die offene Seite weist auch darauf hin, daß das Bett zum Sitzen wie zum Liegen gebraucht wurde. Nach dem zwölften Jahrhundert gibt es keine Abbildung eines Bettes mehr, die auf Eisen oder Bronze als Material schließen läßt. Holz bildet nun einzig das Gestelle. Selbstverständlich hatte Holz schon fort und fort neben dem Metall als Material des Bettgestelles gedient, und zwar als das gewöhnlichere. Die Natur der Sache wie

Französisches Bett aus dem XVI. Jahrhundert. 2. Hälfte. (S. 394.)

die Miniaturen bezeugen das in gleicher Weise. Wie die letzteren schließen lassen, bestand das Gestelle aus vier Pfosten, welche entweder durch Querbalken oder durch Bretter verbunden waren. Im ersteren Fall entsprach

das Bett einer niederen, mit einer Matratze belegten Bank, im zweiten bildeten die Bretter, wie heute, einen Kasten, in welchen die weiche Ausstattung von Matratze und Polster hineingelegt wurde. Die Pfosten am Kopfende mit ihrer Rückwand waren bedeutend höher, und dies war um so notwendiger, als der Schläfer regelmäßig mit dem Oberkörper so hoch sich erhebt, daß er fast sitzend erscheint. Es muß eine solche Lage in dieser Zeit durchaus die Regel gewesen sein. Das ist ganz gegen unsere heutige Gewohnheit. Es kommt selbst vor, und zwar häufig genug, um nicht als Fehler der Zeichnung zu erscheinen, daß das Bett selber vom Kopfende zum Fußende abwärts steigt, der Schlafende also in seiner schrägen Lage mit den Füßen eine Stütze suchen mußte.

Die Kunst hat nicht allzu viel zu thun mit dieser Art von hölzernen Bettgestellen. Das Zimmerwerk ist einfach, vierkantig oder gedreht, Pfosten, Traversen, Bretter sind aber stets mit bunten Farben angestrichen, und darauf nach der Länge der Bretter wie mit halbrunden Fenstern bemalt, wie das auch bei den Bänken und sonstigen Sitzmöbeln dieser Zeit vorkommt. Von feinerer Ornamentation ist wenig zu erblicken. Farbig bunt erscheint auch die Ausstattung an Kissen und Decken. In der Regel bildet eine dickgestopfte Matratze die Unterlage; sie ist so lang, daß sie am Kopfende sich emporbiegt und so für Rücken und Kopf das Unterlager bildet; doch findet sich daneben noch ein besonderes Kopfkissen. Womit die Matratze gestopft ist, erscheint zweifelhaft; Federn oder Roßhaare scheinen oder sollen noch nicht im Gebrauch gewesen zu sein. In Bezug auf Federn ist das wenig wahrscheinlich. Eine breite Decke, die über das Bett herabfiel, mehr oder minder kostbar, diente dem Ruhenden zum Zudecken. In ein Leintuch, das darunter lag, wickelte er sich ein.

Bett der Jeanne d'Albret. XVI. Jahrhundert. 1. Hälfte. (S. 393.)

Wir erkennen in solchem Falle, daß der Schläfer nackt, ohne Hemd, im Bette liegt. Ob diese Sitte, die somit schon im frühen Mittelalter auftritt, bereits aus dem Altertume stammt, ist schwer zu sagen, zumal sie mit den folgenden Jahrhunderten eher zu- als abnimmt. Männer wie Frauen gänzlich unbekleidet im Bette liegen zu sehen, ist keine seltene Erscheinung auf den Miniaturen. Die Sitte ist auch schriftlich bestätigt. So heißt es in dem französischen Roman der sieben Weisen aus dem dreizehnten Jahrhundert:

„Das Mädchen freundlich, liebenswert,
Der Knappe jung und schön und nett,
Sie gingen splitternackt zu Bett."

Diese Sitte aber, so oft man auch von ihr Beweise findet, war doch keineswegs die ausschließliche und herrschende im Mittelalter. Es fehlte dem Kostüm ja nicht an leinener Unterkleidung, an einem Hemde, wenn auch dieses keineswegs immer oder allgemein getragen wurde. Wo aber solche Unterkleidung vorhanden war, diente sie auch für das Nachtlager. So sieht man denn auf den Bildern Frauen wie Männer mindestens ebenso häufig bekleidet im Bette liegen, Frauen auch wohl mit umbundenem oder umwickeltem Kopfe. Ja, wollten wir den Bildern unbedingten Glauben schenken, so wären im früheren Mittelalter alle Standespersonen, die Könige, Päpste, Bischöfe u. s. w., mit ihren Abzeichen zu Bette gegangen, die Könige mit Krone und goldgesticktem Kleide, die Bischöfe mit ihrer Mitra. Allein wir dürfen wohl annehmen, daß der Künstler kein anderes Mittel besaß, seine hohen Personen, wenn er sie im Bette liegend darzustellen hatte, nach Stand und Rang zu bezeichnen, und so ließ er denn getrost den König mit der Krone auf dem Haupte sich niederlegen.

Ueber dem Bette hing ein Vorhang, der über zwei eiserne Wandarme lose gehängt war. So die ältere Sitte. Dieses setzt voraus, daß das Bett längs der Wand gestellt war, was später nicht die Regel bildete. Ueber dem Kopfe hing von denselben Armen eine Ampel herab, welche einen schwachen Lichtschein gab. Man fürchtete sich ein wenig vor den bösen Geistern und glaubte, die Helligkeit werde die Gespenster verscheuchen, welche die Finsternis herbeiziehe. Vor dem Bette stand ein hölzerner Fußschemel oder ein Fußkissen, das farbig und bunt ausgestattet war. Sie dienten zum Einsteigen, ebensowohl aber auch zur Bequemlichkeit desjenigen, der auf dem Bette saß. Sie finden sich durch das ganze Mittelalter als regelmäßige Begleitung des Bettes.

Wie gesagt, erfreute sich das Bett in dieser früheren Epoche nicht einer besonders künstlerischen Ausstattung und Verzierung. Erst in der Zeit des romanischen Baustiles, da alle Künste, die des Handwerks zumal, eine Art Auferstehung feierten, wurde auch dem Bett erhöhte künstlerische Sorgfalt zu teil. Die verfeinerte höfische Sitte hatte das Bett zum Paradebett gemacht; es stand

im Empfangzimmer und fiel jedem Gaste als vorzüglichstes Stück des Mobiliars in die Augen und wurde demnach ausgestattet.

In seiner konstruktiven Bildung änderte sich zunächst wenig. Von den vier Pfosten blieben die am Kopfende höher und die Matratze bog sich zu ihnen hinauf. Ebenso kommen beide Formen vor, mit und ohne Bretter zwischen den Pfosten, so daß das Bettzeug einfach auflag oder vertieft in der Lade sich befand. Der Raum unterhalb war von überhängenden Decken oder einem Behang gefüllt; man konnte gewöhnlich nicht unter das Bett sehen. Es kommt auch vor, daß die weiten Decken, die rings bis zum Boden herabfielen, das ganze Holzgerüste verdeckten, so daß die Schläfer, ohne Stützpunkt für die Füße, nur wie auf einem Diwan lagen. Solcher Varianten gab es mancherlei; Landessitte, Standesunterschiede, Reichtum und Armut, auch Geschmack und Wille waren die Ursachen. Wo die Möglichkeit vorhanden war, erhielten aber die Betten reiche Verzierung. Die Pfosten wurden in mannigfachem Profil gedreht, mit Einlagen von Elfenbein und farbigen Hölzern verziert oder auch mit geschnitztem Ornament versehen; letzteres nahm besonders in der Epoche des gotischen Stiles an Reichtum und Zierlichkeit zu.

Die meiste Veränderung ging aber mit dem „Himmel" vor sich. Die ältere Zeit hängte, wie schon angegeben, über zwei oder vier weit vortretende Wandarme eine Decke, welche nur das Kopf- und Fußende schloß, aber nicht die Langseite des Bettes. In dieser neuen Epoche, die immer mehr lernte, das Möbel konstruktiv zu behandeln, freilich dadurch auch es versteifte, verwandelte sich der Himmel in einen Baldachin. Es war ein Rechteck von Balken, das mit eisernen Stangen oder Ketten am Plafond befestigt war und über dem Bette schwebte. Dieses Viereck, das, wenn schön ausgestattet, geschnitzt und mit fransenbesetzten Lambrequins umgeben war, hatte an den drei freistehenden Seiten Vorhänge, welche mit der Wand zusammen das ganze Bett einschließen konnten. Um zu lüften, wurden die Vorhänge zur Wand zurückgeschlagen oder aufgebunden oder auch oben über die Balken geworfen (vgl. S. 383).

Der weitere Schritt in der konstruktiven Ausbildung war nun der, daß der Himmel oder der Baldachin von Pfeilern gestützt wurde, welche eine Verlängerung der vier Eckpfosten bildeten und das Bett somit vom Plafond unabhängig und von seinem Platze mobil machten. Andererseits aber führte diese Neuerung gerade, ich möchte sagen zu einer Entmobilisierung des Bettes. Wie die Tischlerei der gotischen Stilepoche überall gern mit dem Holzwerk zimmerte, den hölzernen Plafond des Gemachs ausgestaltete, die Wände täfelte und die Bänke an der Vertäfelung festigte, so machte sie in gleicher Geistes- und Geschmacksrichtung aus dem Bette einen geschlossenen Kasten, ja ein kleines Zimmer. Als der Baldachin durch die vier verlängerten Pfosten mit dem Bette in eins verbunden war, wurde er oben mit Brettern geschlossen und dadurch selbst in einen Plafond verwandelt. Dann

Bett der Königin Marie Antoinette. (S. 395.)

folgte die gleiche Schließung erst der Schmalseiten, dann auch der vorderen Längsseite, zum größeren Teil wenigstens, indem nur eine Oeffnung zum Einsteigen übrig blieb. Die vierte Seite zu schließen, war gewöhnlich unnötig, indem in diesem Falle die Vertäfelung der Wand, mit welcher das Bett konstruktiv und architektonisch verbunden war, den Abschluß bildete.

Das Bett war in dieser Gestalt, die sich etwa im fünfzehnten Jahrhundert vollendete, ein integrierender, unbeweglicher und unlöslicher Teil des Zimmers. Da es sich schwer lüften ließ, war es der Gesundheit keineswegs zuträglich. Es war eben die konsequente Vollendung der konstruktiven Entwickelung und es wurde nun auch künstlerisch mit all der Ornamentik verziert und ausgestattet, wie sie die gotische Tischlerei jener Zeit liebte und übte. Geschnitztes Maßwerk und Laubwerk, Wappen und figürliche Reliefs bedeckten die Füllstücke, reiche durchbrochene, zackige Bekrönung umzog das Gesims des Baldachins, oder vielmehr, wie man jetzt sagen muß, des Daches, dessen untere Seite mit Wappen und anderem Schmuck farbig oder in Relief verziert wurde.

Auf diese Art des Bettes paßt es, wenn von Frankreich aus jener Zeit berichtet wird, daß die gesamte Familie, Eltern wie Kinder, und die Gäste noch dazu, in einem einzigen Bette die gemeinsame Nachtruhe gefunden hätten. Selbstverständlich konnte diese Sitte, so

oft sie vorgekommen sein mag, zumal auf dem Lande, nicht die einzige und kaum die Regel gewesen sein, und ebenso war es mit diesem zimmerartigen, geschlossenen Bette. Das offene Bett mit dem am Plafond befestigten Baldachin und den vorgezogenen oder zurückgeschlagenen Vorhängen blieb, namentlich in der höheren Gesellschaft, immer daneben. Wenn die mehr bürgerliche Welt am geschnitzten Holzgezimmer ihre Freude hatte, so die vornehme Welt an den prangenden und glänzenden Geweben von Atlas, Sammet, Gold- und Silberbrokat. Mit diesen wurden die Betten rings umhängt und auch bedeckt. Zu solchen kostbaren Decken gesellte sich aber auch Rauchwerk, feines Veh, welches das Unterfutter bildete. Von dieser Art vorzugsweise sind die Prachtbetten des späteren Mittelalters in fürstlichen Gemächern, und so werden sie auch wohl beschrieben. Wir haben Ausführliches darüber vom burgundischen Hofe Philipps des Guten und Karls des Kühnen.

Es war Sitte geworden in den höfischen und vornehmen Kreisen, das Bett nicht längs der Wand, sondern mit dem Kopfende gegen dieselbe zu stellen und zwar in solcher Entfernung von der Seitenwand des Zimmers, daß sich mit derselben, also zwischen Wand und Bett noch ein schmaler Raum ergab, breit genug, um im Hintergrund einen Sessel (neben dem Kopfende des Bettes) aufzunehmen. Dieser schmale, gangartige Raum hieß daher in Burgund und Frankreich Ruelle, das Gäßchen. Vorn mit einem Vorhang geschlossen, diente er der Frau, sich zurückzuziehen, aber auch die intimsten Freunde zu empfangen.

Im ehelichen Gemache Karls des Kühnen, damals als er noch Graf von Charolais hieß, war die Sache etwas anders, wie die Dame Alianor von Poitiers in ihren Memoiren vom burgundischen Hofe berichtet. In diesem Gemache gab es zwei Betten, parallel mit dem Kopfende gegen die Wand gestellt, aber so weit voneinander entfernt, daß die Ruelle sich zwischen ihnen befand, in einer Breite von vier bis fünf Schuh. Die Vorhänge, unter Lambrequins herabfallend, waren nun so geordnet, daß sie, wenn völlig zusammengezogen, beide Betten mitsamt der Ruelle einschlossen und so zu einem separaten Gemache gestalteten, von dessen Innerem man nichts ersah. Oeffnen konnte man von allen Seiten, und bei Tage ließ man auch die Ruelle offen. Es war aber auch die Möglichkeit vorhanden, durch einen Zwischenvorhang wieder beide Betten voneinander zu trennen. Am Ende der Ruelle befand sich, wie es überall Sitte war, der bereits erwähnte Sessel. Der gemeinsame Himmel für beide Betten und die Ruelle bestanden aus grünem Damast mit Lambrequins, die mit grünen Fransen besetzt waren, die ringsum laufenden Vorhänge aus grünem Halbatlas. Die Decken waren aus Hermelin mit den Schwänzchen, darunter ein feines violettes Tuch. Pelz und Tuch deckten das Bett bis zum Kopfende völlig zu und fielen rings anderthalb Ellen auf den Boden. Für den Kopf gab es ein kostbares Kissen.

Geschnitztes Bett aus dem Stift zu St. Florian. 1700. (S. 394.)

Die Sitte des früheren Mittelalters, die Matratze unter Rücken und Kopf des Schlafenden emporzubiegen, hatte sich bereits verloren. Man sieht gewöhnlich auf den Betten ein rundes Polster in der ganzen Breite des Bettes und dagegen ein kleines viereckiges Kopfkissen (Ohrkissen) gelegt, gerade wie es heute noch bei dem englischen Bett der Fall ist. Damals dienten auch Federn schon zur Polsterung, wie man zu größerer Bequemlichkeit mehrere Matratzen übereinander legte. Das Bett war nunmehr auch in dieser Beziehung, was die Weichheit und die Behaglichkeit der Ruhe betrifft, so vollkommen ausgestattet, daß eine Verbesserung kaum möglich erscheint. Das Bett der folgenden Jahrhunderte bietet in seiner textilen Ausstattung nur lokale und nationale Varianten dar, die zum Teil selbst nur als Entartungen zu betrachten sind.

Dagegen die Kunst ruht nicht an dem Teile, der ihr gebührt. Trotzdem das Schlafzimmer mit der fortschreitenden Kultur immer mehr den intimen, von aller fremden Welt abgesonderten Charakter annimmt, behält das Bett nicht bloß als Möbel, als Gegenstand des Hausrats, sondern auch als Schau- und Paradestück fortwährend eine große Bedeutung. Das eheliche Schlafgemach des burgundischen Herzogs, das wir beschrieben haben, stand zwar nur dem Empfange der Intimen des Hofes offen, aber vor diesem gab es ein zweites Gemach, das ebenfalls mit einem Paradebett ausgestattet war, und in diesem zweiten Gemache wurde das „Lever" abgehalten und wurden die Audienzen gegeben. Die Sitte blieb an dem französischen Hofe in ähnlicher Weise durch die folgenden Jahrhunderte. Der Morgenempfang bei der Toilette, das kleine Lever im eigentlichen Schlafgemach, das große beim Paradebette, sie finden ihren Ursprung in jener Zeit, da das Schlafgemach das einzige separierte Zimmer im königlichen oder fürstlichen Palaste war, da die Bittsteller keinen andern Platz hatten, wo sie ihre Bittgesuche niederlegen konnten, als auf dem königlichen Ehebette.

Und so blieb auch in den späteren Jahrhunderten der Empfang der Dame des Hauses auf dem Bette oder in der Ruelle, wenn auch bei veränderter Oertlichkeit. Von Spanien waren im sechzehnten Jahrhundert, da

spanische Moden und spanische Hofsitten die herrschenden wurden, die Alkoven gekommen, die geschlossenen, zur Aufnahme des Bettes bestimmten Nebenräume, ein Seitenstück zur Ruelle, aber schlechter und ungesunder als diese, da sie schwer zu lüften waren und des Lichtes entbehrten. Obwohl man sie heute noch in alten deutschen Häusern findet, wurden sie doch weder in Frankreich noch bei uns zur Regel. Frankreich behielt seine Ruelle, nur änderte es die Form. Statt des schmalen Ganges oder Gäßchens, das zwischen Wand und Bett oder wie am burgundischen Hofe zwischen den zwei Betten übrig gelassen war, bildete nun, wenigstens seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, die Ruelle einen ganzen Abschnitt des Zimmers, indem eine Brüstung oder eine offene Säulenarchitektur mit einer Brüstung quer durch das Zimmer gezogen war. Hinter dieser Brüstung in der Mitte, mit dem Kopfende gegen die Wand, rechts und links freien Raum für die Gäste lassend, stand das reich geschmückte Paradebett. Hier ruhte die Dame des Hauses, hingestreckt auf weichen Pfühlen, weiche Kissen unter dem Kopfe, unter den Armen, unter den Händen. So empfing und unterhielt sie die Besucher und Freunde, welche zum Niedersitzen ihre Mäntel auf dem Boden ausbreiteten, indem sie die wenigen Sessel oder Tabourets den Damen überließen. Im achtzehnten Jahrhundert ist an Stelle dieser Ruelle das Boudoir getreten, das mit Diwans, Kanapees und den geschweiften Armsesseln behaglicher und wohliger ausgestattet wurde, und heute ist die alte Sitte, den Gast am Bette zu empfangen, vielmehr in das Gegenteil umgeschlagen, keinen Besuch in das Schlafzimmer einzulassen.

Bis zu dieser Zeit hatte, wie schon angedeutet, das Bett, d. i. das Bettgestell, nichts von seiner Kunst verloren, nur hatte es allerdings den Wechsel im Geschmack, im Architekturstil, im Ornament mitzumachen gehabt, den die Kunst in den letzten Jahrhunderten erlebt hat. Des großen, von allen Seiten geschlossenen Bettkastens, wie ihn das Gezimmer des gotischen Stils geschaffen hatte, bemächtigte sich die Renaissance und wandelte ihn in ihre Formen um. Es gibt noch ein Bett der Jeanne d'Albret (S. 387) aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, das in interessanter Weise den Uebergang bezeichnet. Ein bretterner Kasten, reichgeschnitzt mit Renaissanceornamenten an allen Außenseiten, sowie am Gesims und der untern Seite des Plafonds, hat es an der einen Langseite einen förmlichen Eingang in der Gestalt eines breiten Spitzbogens, dem auf der anderen Seite eine Oeffnung gleich einem Fenster entspricht, eine Oeffnung, die durch einen Vorhang zu schließen war.

Statt diese Art des Bettes wieder leichter, mobiler zu machen — denn es gehörte ja doch zum beweglichen Hausrat — gestaltete die Renaissance sie im Anfang nur noch architektonischer, als es die Gotik gethan hatte. Es kommt vor, z. B. in einer Komposition von Peter Flötner (S. 384), daß das von Säulen getragene Bett in eine zweite Säulenarchitektur gestellt war, so daß es gleichsam in einer Säulenhalle stand. Noch am Ende dieses 16. Jahrhunderts sind besonders die holländischen Betten, von denen es zahlreiche Zeichnungen und Abbildungen, auch wohl Originale gibt, schwer und plump, eine wahre Architektur, mit sockelartigem Untergestell, das mit einer oder mehreren Stufen vortritt, und mit einem Gesims, so breit oder hoch, daß es mit Thüren zu Läden für das Leinzeug eingerichtet wurde. Ebenso findet sich das Untergestell kasten- oder kommodenartig verwendet.

Indessen in der Mehrzahl wurden doch diese Betten leichter behandelt und im Holzwerk zierlicher gestaltet; das Bett wurde wieder offen, verwarf die bretternen Wände und stützte seinen Himmel wieder auf die vier Eckpfosten, die zu dünnen, mit Ornament umkleideten kannelierten oder sonst geschmückten schlanken Säulen ausgebildet wurden. Die Füllstücke der Lade erhielten geschnitztes Ornament im Stil der Renaissance oder Einlagen in Marqueterie oder Elfenbein. Betten dieser Art gibt es heute noch vielfach in den Sammlungen und Museen. Aber auch die Phantastik, die ja der Renaissance nicht fern lag, stellte sich ein. Die Säulen wurden gedreht oder als Karyatiden behandelt, die Linien des Gerüstes schweiften sich, die Reliefschnitzerei nahm die Fülle des barocken Ornaments mit den Mascarons, Satyrn, Fratzen u. dergl. auf und der ganze Kasten wurde sogar in der Weise in Tiergestalt verwandelt, daß der Schläfer wie im Bauche eines Löwen, eines Adlers, eines Widders ruhte; das Fußende lief in den Kopf des Tieres aus, die Seitenteile bildeten z. B. die Flügel des Adlers, die Krallen oder Tatzen die Füße, auf denen das Bettgestell ruhte (S. 386). Solche Kompositionen gibt es zahlreich von dem französischen Ornamentisten Ducerceau.

Noch ausschweifender, wenn auch nicht in der Architektur, doch in der Ornamentik des Bettes verfuhr die spätere Barockzeit. Sie verwandelte bei den Pracht- oder Paradebetten alles, was nur umgestaltet werden konnte, in großgeschwungenes Ornament, das mit Putten und sonstigen Figuren, mit Allegorien und Emblemen reichlich durchsetzt wurde. Von dieser Art sind einige wunderbare Betten in den Prunkzimmern des Stiftes St. Florian in Oesterreich erhalten, Arbeiten etwa aus der Zeit von 1700, da das Stift neu gebaut wurde. Das Hauptstück (S. 391), ein offenes Bett ohne Himmel, hat an Stelle der vier Pfosten Figuren, von denen die zwei am Fußende, wie es scheint, gefangene Türken vorstellen, während die beiden am Kopfende Lanzen führende Krieger in antikem Kostüm sind. Zwischen den beiden Türken am Fußende erhebt sich ein Zelt, frei geschnitzt, und vor demselben steht Amor mit der Fackel in der Hand und einer Binde um die Augen; Seitenteile und das hoch sich erhebende Kopfende sind überaus reich geschnitzt; die Seitenteile sind Waffentrophäen, am Kopfende treiben sich im Laubwerk und unter allerlei Emblemen Amoretten herum, musizieren, schlagen die Trommel, überhaupt, es ist ein ziemlich tolles Spiel. Vermutlich war es die Erinnerung an die siegreiche Befreiung Wiens von den Türken, welche die Idee zur Dekoration gab, und mit dieser Idee mischte sich der Gedanke von der Bestimmung des Bettes, allerdings sehr bizarr und sehr sonderbar für die Räume eines Klosters.

Dieses Bett steht in seiner Art nicht vereinzelt; seinesgleichen wurde in Venedig, wo die barocke Schnitzerei in vollster Blüte stand, in Frankreich wie in Deutschland an den geistlichen wie weltlichen Fürstensitzen vielfach ausgeführt, wenn auch der Ornamentation nicht leicht wieder ein so bizarrer Gedanke zu Grunde gelegt wurde. Auch die Form des offenen Bettes wurde wieder die Regel, allerdings in Verbindung mit einem frei schwebenden, von oben getragenen Baldachin, der, an der Wand oder am Plafond befestigt, rings mit Vorhängen versehen war, die zu beiden Seiten bis zur Wand zurückgezogen und hier befestigt werden konnten, so daß das Bett völlig ein offenes war. Von dieser Art waren die Prachtbetten des französischen Hofes im achzehnten Jahrhundert. Alle Seiten des Gestelles, insbesondere aber am Fußende und Kopfende, waren reich mit Figuren und Laub und Emblemen geschnitzt, später auch mit Marqueterie gefüllt. Besonders das Kopfende erhob sich mit reich und kräftig geschnitzter Krönung. Auch der Baldachin hatte gleichen Schmuck, soweit er aus Holz bestand. Insbesondere aber war es die Kostbarkeit der ganzen Ausstattung, an Sammet-, Seide- und Brokatstoffen, an Stickerei und den feinsten

Spitzen, welche das Bett zu schmücken und zu einem Prachtstück des Hauses zu machen hatte. Aber es war dadurch aus einem Werke der Architektur mehr eine Leistung der textilen Künste geworden.

Eines der letzten großartigen Beispiele aus dem achtzehnten Jahrhundert war das überaus reich ausgestattete Bett der Königin Marie Antoinette (S. 390). Es zeigt noch all die freien Formen der Rokokozeit und ihren reizenden und heiteren Schmuck, welcher alsbald in dem steifen Stil des Empire untergehen sollte. Die schnäbelnden Tauben flogen davon. Die Liebesgötter machten den Genien des Schlafes und des Todes Platz, die Pfosten des Bettes verwandelten sich in Rutenbündel mit den Beilen, oder endeten in Lanzen, welche die phrygischen Mützen trugen.

Es war eine ziemlich traurige Episode in der — wenn man so sagen darf — Kunstgeschichte des Bettes. Es wurde aber nicht besser, als das Empire verschwand und der Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts seine Herrschaft begann. Es kam der sanitäre Standpunkt und verlangte Licht und Luft für das Bett, und das ja mit vollem Recht. So wurde das architektonische Himmelbett ganz verworfen und zumeist auch der ganze oder halbe Baldachin mit seinen Umhängen, den sich als Regel nur noch das breite zweischläfrige Bett in England bewahrt hat, und auch dort ist er ins Wanken gekommen. Es ist also vorzugsweise nur Fußende und Kopfende zur Verzierung übrig geblieben, und hier wetteifern jetzt italienische und deutsche Renaissance, und ein bißchen Rokoko hat sich auch schon wieder eingefunden. Es ist nur ein schwaches Bemühen, wenn man diese Leistungen mit denen der letzten Jahrhunderte vergleicht. Und ähnlich ist es mit der textilen Ausstattung. Die Roßhaarmatratze und die gesteppte Couvertdecke haben den Sieg über die Weiche und Fülle der Federkissen davongetragen zum wahren Heile der Menschheit, aber die textilen Künste, Stickerei, Weberei, Spitzenarbeit haben noch viel an ihnen zu thun, um den Arbeiten unserer Vorfahren gleichzukommen. Selbst die Bäuerinnen in den Donauländern, die Ungarinnen, Walachinnen, Rumäninnen, sind uns weit voraus in der reizenden und stilvollen Art, wie sie die Betttücher und Bettkissen mit Rot, Blau oder Schwarz umsticken und mit Spitzen umziehen. Unsere Damen könnten von ihnen lernen, und in Oesterreich folgen sie auch schon dem Beispiele. So wird unser Bett, wenn es an Größe und imponierender Pracht eingebüßt hat, dafür an Gesundheit und stilvoller Verzierung gewonnen haben.

Ein alter Brief.

Von

Martha Asmus.

Du mußt einsehen, liebe Schwägerin," fuhr Mathilde zu schreiben fort, „daß Dein Kleiner bei „mir nicht unterzubringen ist. Ich bin an Einsamkeit „gewöhnt, er würde mich in meinem Schaffen stören. „Andererseits könnte ich ihm nichts bieten, da meine „Gemälde mein ganzes Interesse und den größten „Teil meiner Zeit in Anspruch nehmen. Ich kann „zufrieden sein mit meinem Erfolge. Meine Kopieen „werden gesucht und gut bezahlt, und mein erstes „Originalstück, eine Waldlandschaft, ist in dieser Ausstellung gut aufgehängt und lebhaft anerkannt wor„den. Es ist mir lieb, daß ich den fliegenden Vogel „im Vordergrunde fortnahm. Als das Bild im Ent„stehen war, lobte man ihn mir. Er breite mit solcher „Kraft die Schwingen, sagte man. Aber mich machte „gerade dieser mutige Flügelschlag unzufrieden. Das „Bild verlor dadurch an Wirklichkeit. Warum kam „der Vogel nicht vorwärts? Man sah ihm das Oel „und die Farben an, und das soll man nicht. Nun „fliegt hinten am Horizont, den uns eine Lichtung „zeigt, ein Schwarm von Vögeln. Das Auge kann „darauf ruhen, ohne eine wesentliche Veränderung „zu vermissen. Im Vordergrunde steht ein Mädchen „und sieht durch die herbstlichen Bäume den Dahin„ziehenden nach. Man wollte eine Unterschrift. Ich „that ihnen den Willen und schrieb ‚Herbstgedanken‘ „darunter. Als wenn das nötig wäre! Muß sich „ein Bild nicht selbst erklären, um den Kunstansprüchen „zu genügen? Selbst bei der Illustration einer That„sache befriedigt die Unterschrift nur das Interesse „an der Geschichte, nicht das Kunstgefühl. Als „Kunstwerk muß das Bild die Unterschrift entbehren „können. Doch verzeih, ich vergaß mich, Du willst „das Schicksal Deines Kindes bestimmen, und ich „spreche Dir von meinem Bilde. Sonderbare Idee „von Dir, ihn mir in Pflege geben zu wollen. Für „Dich ist es ja auch gleich, ob er bei mir oder sonst „wo ist. Wie Du Dich wohl gegen die Notwendigkeit „gewehrt hast, ihn fortzugeben! Doch es ist wirklich „die höchste Zeit, daß der kleine Bursche etwas leistet. „Er muß bald zehn Jahre alt sein. Da Dein Witwen„gehalt nicht hinreicht, mit vier Kindern in eine „Gymnasialstadt zu ziehen und die Vorteile, die N. „Dir gewährt, aufzugeben, so ist die Trennung not„wendig, und, verzeihe mir, dem Kinde gewiß dien„lich, denn Du verzogst ihn immer gehörig. Um noch „einmal auf mein Bild zu kommen: es ist verkauft. „So sehr mich dies auch freut, so werde ich es doch „vermissen. Aber ich habe schon ein anderes ange„fangen. Für Deinen Jungen fällt mir eine gute „Pension ein. Die Dame, welche derselben vorsteht, „ist mir als sehr tüchtig und auf strenge Ordnung „haltend genannt worden. Ihre Zöglinge kommen „auf dem Gymnasium gut vorwärts. Die Adresse „ist —"

Die Schreiberin sann einen Augenblick nach, dann legte sie die Feder hin und stand auf. Sie war nicht mehr jung, und auf ihrem interessanten, dunkeln Gesicht lag ein strenger Ausdruck. Ein enganliegendes Kleid zeigte schöne Formen, und ihre Haltung war leicht und edel, als sie jetzt vor der Staffelei stillstand, die sie auf ihrem Wege zurückhielt. Sie machte nur einige leichte Striche und legte schnell den Pinsel wieder hin, um sich nicht zu vertiefen. Sie wollte die Adresse holen und das Schreiben schließen. Der Brief ihrer Schwägerin war auf den Teppich gefallen. Sie nahm ihn auf und las ihn noch einmal. Den einen Satz sprach sie laut aus: „Er wird Dir Deine Einsamkeit erheitern, Mathilde, und Du wirst das zarte Kind hüten und

pflegen." Kopfschüttelnd blickte sie auf. Ihr Spiegelbild zeigte ihr die Bewegung. Sie wandte sich ungeduldig, als sei sie dieses einzigen beweglichen Gefährten müde, dabei brachte sie aber doch mit kundiger Hand einige leichte Störungen der Toilette in Ordnung, und nun war ihr das Bild nicht länger der indiskrete Ausplauderer ihrer Gefühle, sondern ihr Modell, das sie sorgfältig musterte. „Dir verdanke ich manchen gelungenen Strich auf meinem Bilde, du zudringlicher Gesellschafter," dachte sie. „Wie hätte ich wohl ohne dich meine Mädchengestalt malen sollen, die mir im Vordergrunde den Vogel ersetzte? So bist du mir doch zu etwas nütze. Wozu sonst?" — fuhr sie halb verächtlich fort und wandte sich wieder ab von der anziehenden Erscheinung. Sie setzte sich und lehnte ihren Kopf ermüdet an den hohen Stuhlrücken, ihre Hand zerknitterte den Brief der Schwägerin. „Sie will ihr liebes Söhnchen bei der guten Tante wissen, und mein verzogener Neffe soll hier in meinen Renaissancemöbeln seinen Spielplatz aufschlagen. Wann sah ich den Kleinen doch zuletzt? Drei Jahre müssen es sein. Es war ein liebliches, anschmiegendes Bürschchen." Sie dachte an ihren Aufenthalt in der kleinen Stadt im Hause ihres Bruders, bevor sie sich entschloß, allein nach Berlin zu ziehen. Das Bild des Familienlebens stand lebendig vor ihr, traulich und gemütlich, aber mit allen üblichen Zöpfen und Perücken. „Es ist sonderbar," dachte sie, „wie uns das Ideal entrückt wird, wenn wir im Kreise von Menschen leben, an die uns Zuneigung bindet. Wir sind zuletzt zufrieden mit dem, was wir sehen, und das Kleinliche fällt uns nicht mehr auf. Fern von ihnen erscheinen uns die Schwächen ihres täglichen Lebens unerträglich. Besser lebt man allein. Unter den Menschen herrscht der Egoismus und die Lüge. Die Eltern, die den lieben Gott täglich um Weisheit für die Erziehung ihrer Kinder bitten, nehmen sich nie ernstlich die Mühe, über dieselben nachzudenken. Sie machen es, wie sie es bei den Nachbarn sehen. Liebende versprechen sich Liebe fürs Leben, ohne zu wissen, wem sie dies Gelübde machen. Sie würden es nicht merken, wenn sich die Natur den Spaß machte, eine andere Persönlichkeit in die Hülle der geliebten zu schieben. Wie müde bin ich des Sprechens von Liebe! Wer hat mich je geliebt? Meinen Ruf liebten sie, oder was er einbrachte, oder" — und Mathilde schlug die Arme übereinander und faßte sich mit festem Griff, der fast etwas Feindliches hatte — „oder diese Frauenformen werden geliebt, als ob ich das wäre! Wie mich diese Schwätzer ermüden! Und man macht mich auf das drohende Schreckgespenst eines einsamen Alters aufmerksam, und Dichter singen von bestraften Jungfrauen, die sich der Liebe entzogen haben. Als ob die Liebe eine zu erfüllende Pflicht wäre, wie die Arbeit, als ob der Mensch sie nach Gefallen, aus Gutherzigkeit, sich anempfinden könnte und es nicht ganz der heiligen Natur überlassen müßte, sie zu erwecken! Wo ist Natur und Wahrheit? Habe ich sie allein? Was ich sehe, macht mich irre an mir selbst. Hätte ich nicht das Unglück gehabt, meine Eltern früh zu verlieren, vielleicht hätte ich einmal wahre Liebe erfahren, und all diese Jahre, die ich hier einsam gelebt habe, wären in fröhlichem Zusammensein vollbracht worden. Wieder ein Phantasiebild" — unterbrach sie sich — „Vielleicht! Werde ich dann nie aufhören, in Illusionen zu leben? Wo es möglich ist, werden sie mir zerstört, nun greife ich feige zu solchen, die vor der Zerstörung sicher sind, wenn ich sie nicht selbst vernichte. Wer sagt mir, ob sie mich geliebt hätten? Ob der Vater nicht, nach dem Beispiele anderer Väter, mein Talent verspottet, die Ausbildung desselben verboten hätte, damit ich ihm seine Suppe kochte und seine Strümpfe strickte?" —

Der Schatten auf dem schönen Gesicht wurde noch finsterer, als Mathilde sich ihren Träumereien entriß und an ein Wandschränkchen ging, das sie aufschloß. Hefte und Papiere lagen, in Rubriken geordnet, darin: Adressen, Quittungen, Notizen, Briefe. Vor einiger Zeit hatte ihre Schwägerin aus dem Nachlasse ihres Mannes eine Rolle alter Briefe geschickt, an die Mathilde das größte Anrecht haben sollte. Sie war damals gerade eifrig in der Vollendung ihres Bildes begriffen, hatte das Uebersandte in dies Schränkchen geschlossen und seitdem nicht wieder daran gedacht. Die vergilbten Blätter sahen sie jetzt vorwurfsvoll an. Sie löste das Band von der Rolle.

Eine alte begrabene Zeit wehte sie an. Es waren Briefe ihres Vaters an ihre Mutter aus der Brautzeit. Sie las einige Worte, deren Innigkeit sie erschreckte. Als fürchtete sie sich, einen Diebstahl zu begehen, legte sie den Brief schnell beiseite, auch den nächsten und die folgenden. Aber hier, auf dem letzten Blatt, fielen ihr die Worte: „Unsere kleine Mathilde" ins Auge. Das durfte sie lesen.

„Mein geliebtes Frauchen,

„so gut wie möglich muß ich die grausam unter„brochene Verbindung wiederherstellen, obwohl diese „einseitige Unterhaltung nur ein jämmerlicher Not„behelf ist. Ich kenne nun einmal das Glück des „täglichen Beisammenseins mit Dir, nun will es nicht „mehr anders gehen. Wenn ich Dir wenigstens mit „diesen Worten einen Begriff geben könnte von dem „Zustand, in den mich Deine Abreise versetzt hat! „Aber das würde Deine eigene Bangigkeit, die, hoffe „ich, doch ein wenig vorhanden ist, zu sehr vergrößern, „als daß Dir das Bad bekommen könnte. Das Un„logische des letzten Satzes entschuldige mit meinem „halbierten Zustande. Wenn es nicht um unseren „Jungen wäre, dies Opfer der Trennung wäre ein „nicht zu rechtfertigendes. Hoffentlich kommt es dem „Kleinen zu gute. Ich will auch nun die selbstischen „Klagen lassen und Dir lieblichere Bilder Deines „verlassenen Heims geben. Unsere kleine Mathilde „ist mein Trost, und mit ihr zu spielen, meine liebste „Beschäftigung. Wenn mich meine Kranken in Ruhe „lassen, so bin ich bei ihr. Ich weiß oft nicht, ist „es das Band der Natur und das Bewußtsein, daß „es unser Kind ist, das mich an dies kleine holde „Wesen fesselt, oder wirkt die dreijährige Persönlich„keit schon so anziehend. Ich sehe und höre immer

„mit Entzücken. Sie hatte es gleich heraus, daß
„ich gestern an Sehnsucht krankte. Sie war viel
„zärtlicher als sonst, glättete mir mit den runden
„Händchen die Stirn, wie sie es wohl von Dir ge-
„sehen, und umfaßte mich ohne zu sprechen. Mama
„und Brüderchen fehlen ihr auch, sie fragt oft, ob
„Ihr nun kämt, aber es ist doch nur die augenblick-
„liche Entbehrung, die so kleine Wesen fühlen. Uns
„Großen dehnt sich die Leere vor den Blicken.
„Mathilde setzte sich heute bei Tisch auf Deinen Platz
„und sagte: ‚Nun ist Mama wieder da, Mathilde
„ist weg, die kommt auch bald wieder mit Brüder-
„chen.‘ Am liebsten durchblättert sie die Bilder in
„der großen Mappe mit mir. Sie kennt sie alle
„genau und hat ihre Lieblinge. Und sie verlangt
„nie Geschichten dazu, das bloße Ansehen genügt ihr.
„Heute bat sie um Papier und Bleistift und fing
„wirklich an, die Umrisse eines Baumes und ein Häus-
„chen zu zeichnen. Bald willfahrte ihr die kleine Hand
„nicht, wie sie wollte, und sie vertraute mir den Stift,
„diktierte aber genau, wie ich es machen sollte. Meine
„Leistungen befriedigten sie sehr, und wir verbrachten
„so wohl zwei Stunden, gleich interessant für Vater
„und Tochter. Ich glaube wirklich, aus unserer
„Kleinen wird noch einmal etwas, und keine Opfer
„sollen uns zu schwer sein, unser Töchterchen zu be-
„friedigen. Aber vorläufig interessiert Dich die Gegen-
„wart gewiß noch mehr. Fürchte nichts, sie ist gut
„aufgehoben. Ich habe mich davon überzeugt, denn
„auch ich dachte mit Bangen an meine langen Fahrten
„über Land. Ihre Kinderfrau glaubte mich fort.
„Ich aber schlich leise ans Fenster und beobachtete
„sie mit Mathilde draußen im Garten. Sie spielte
„ganz allerliebst mit ihr, machte Puppen aus Blumen,
„haschte sich mit ihr, spielte Versteck und so fort.
„Dabei war sie immer freundlich und ganz so wie
„es unsere anspruchsvollen Herzen nur wünschen
„können. Wer sollte auch die süße Kleine nicht lieben?
„— — Da werde ich zu einem Kranken gerufen!
„ich will den Brief mitnehmen. Tausend Küsse,
„meine Geliebte, von

Deinem
Mann."

Mathilde faltete langsam den Brief zusammen. Große Thränen rollten über ihre Wangen, aber auf ihren Lippen lag ein entzücktes, kindliches Lächeln. Sie nahm die Liebesbriefe ihres Vaters und verbrannte sie an der Flamme im Kamin. Einen nach dem anderen ließ sie hineingleiten, als gäben ihn die Finger nur widerstrebend her. Jenen letzten Brief aber preßte sie an die Lippen, dann barg sie das vergilbte Blatt auf ihrer Brust. Sie sah aufatmend im Zimmer umher. All die kostbaren Möbel und Geräte machten es ihr nicht wohnlich, und das begrabene Leben in den Schriftzügen, die sie auf der Brust trug, schien ihr mehr gegenwärtig als ihre öde tote Umgebung. Ihre eigene Gestalt war ihr unheimlich, als sie sich durch den Raum bewegte. Sie trat zu dem Schränkchen zurück. Was hatte sie doch dort gewollt? Ach so, die Adresse der strengen Pensionsmutter. Ein plötzlicher Ausruf entquoll ihren Lippen. Sie schloß das Schränkchen und ging zum Schreibtisch, auf dem der unvollendete Brief an die Schwägerin lag. „O ihr Menschen" sprach sie laut, „wenn ich euch entfliehe, lasse ich Liebe und Wahrheit hinter mir. Mögen sie sich verbergen, nur in eurer Mitte sind sie zu finden." Noch einmal ging sie zum Kamin, um den Brief vom Schreibtisch in die Flamme zu werfen. Dann schrieb sie:

„Du hast recht, liebe Schwester, wo wäre unser Kleiner wohl besser aufgehoben als hier? Seine Tante hat das erste Anrecht. Schicke ihn so bald wie möglich, wir können uns gegenseitig gebrauchen.

Mathilde."

De Nachdigal.

(Nach Richard Leander.)

Von

Klaus Groth.

„Tiu! Tiu!
Gott gröt di, min Fru!
Ach, wat sünd wi doch hüt
För glückselige Lüd!"

Lat doch dat Singen, Nachdigal,
Dat makt mi man bedröv [1]).
Wat nützt mi denn din Snacken all
Vun Lev un jümmer Lev?

Wa söt se is, dat kann ik got,
Dat brukst mi nich to singn,
Harr ik, as du, den frischen Mot —
Vel heller schull dat klingn.

So hev denn mal de Flünken [2]) op
Un fleeg bet in de Linn' [3]),
Un sing ins [4]) dar na't Finster rop [5])
Un na de Kamer binn.

Dar sing du man vun luter Lev,
As sungst du dat för mi,
Un dat de Welt nix Schöners gev —
Dat sing dar min Marie.

„Tiu! Tiu!
Gott gröt di, min Fru!
Ach, wat sünd wi doch hüt
För glückselige Lüd!
Zirküsch!"

[1]) bedröv betrübt. — [2]) Flünken Flügel. — [3]) Linn' Linde.
[4]) ins einmal. — [5]) rop hinauf.

Der Sammler

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Blattpflanzen.

Unter der mächtig großen Anzahl unserer **Blumenpflanzen** findet sich eine Gruppe, welche sich durch leichte Kultur und herrliche Blüten in meist lebhaften Farben ganz besonders auszeichnet. Es sind dies einjährige Pflanzen (Annuellen), welche irgend einmal im Jahre ausgesäet werden, schnell emporwachsen, blühen, ihren Samen reifen und dann absterben.

Man säet sie irgend einmal im Jahre aus, so sagten wir eben, denn die Zeit der Aussaat ist sehr verschieden. Viele läßt man in den ersten Wintermonaten keimen, damit sie im nächsten Winter blühen, z. B. Cineraria hybrida, Primula chinensis u. a.; andere säet man im April oder Mai und noch später aus und sie blühen zeitig im nächsten Frühjahr, einzelne auch schon vom Spätherbst während des ganzen Winters, z. B. für den ersten Fall der Goldlack, die Schlitzblume (Schizanthus) u. a., im letzteren Falle die Winterlevkoje u. s. w. Alle diese Pflanzen, die bei uns den Winter hindurch im Gewächshause oder am Fenster des Wohnzimmers gezogen werden müssen, bereiten dem Liebhaber immerhin einige Schwierigkeiten, weil sie vor allzuschnellem Wachstum, also vor hohen Wärmegraden behütet werden müssen. Leichter gelingt die Anzucht derjenigen Pflanzen, deren Samen man im Frühjahr auf der Stelle aussäet, auf der sie zur vollen Entwicklung kommen sollen; man streut entweder die Samen „breitwürfig“ aus oder legt sie, mehrere zusammen, auf eine 30—35 cm große Scheibe, wo sie mit Erde bedeckt werden; die Pflanzen bilden später eine kleine Gruppe für sich. Die breitwürfig ausgesäeten Samen bringt man gewöhnlich durch Einhacken mit der Harke unter die Erde; wenn sie zu dicht aufgehen, müssen sie durch Verziehung verdünnt werden, damit jede Pflanze zur Geltung komme. Einige Arten solcher einjähriger Pflanzen, besonders solche mit großen Samenkörnern, „steckt“ man einzeln da, wo sie aufwachsen sollen. — In den folgenden Zeilen geben wir der verehrten Leserin Abbildung und Beschreibung solcher einjähriger Pflanzen in der Hoffnung, daß die Blumen ihren Beifall finden werden.

Eine der beliebtesten Pflanzen ist das **Vergißmeinnicht**, besonders das in Deutschlands nassen Wiesen wildwachsende Sumpf-Vergißmeinnicht (Myosotis palustris L.), als Sinnbild der Treue und Liebe, das häufig zu Kränzen verwendet wird, die auf einem Teller mit Wasser lange fortblühen. Auch das mit strahlend blauen Blumen versehene Vergißmeinnicht von den azorischen Inseln (Myosotis azorica Wats.) ist schön, muß aber im Juni ausgesäet und im Kalthaus überwintert werden. Für den deutschen, lockeren und eleganten Blumenstrauß besonders geeignet, weil nicht so gedrängt blühend wie die anderen Arten, ist das in feuchten Wäldern und Gebüschen wildwachsende **Wald-Vergißmeinnicht**, von dem Herr Hoflieferant Chr. Lorenz in Erfurt eine Spielart mit dichtsitzenden **gelben** Blättern und blauen Blumen unter dem Namen Myosotis silvatica Ehrh. compacta aurea abgibt. Im Mai an Ort und Stelle ausgesäet, blüht dies Vergißmeinnicht noch im Sommer desselben Jahres; bei späterer Aussaat wird man die Pflänzchen auf einem halbschattigen Beet weiter auseinandersetzen, wodurch man kräftige Pflanzen erhält, die, im September auf das Blumenbeet gebracht, zeitig im Frühjahr blühen werden.

Eine der schönsten Gartenblumen ist die **Gekielte** oder **dreifarbige Wucherblume** (Chrysanthemum tricolor Andr. oder carinatum Schousb.) aus der Berberei. Die Strahlenblümchen sind weiß (die Pflanze gehört zur Familie der Korbblüter oder Kompositen), am Grunde gelb und die Scheibenblütchen schwarzrot. Man hat von dieser herr-

Fig. 1. Nemophila maculata.

Fig. 2. Chrysanthemum carinatum. Golden Feather.

Fig. 3. Nemophila discoidalis.

lichen Art, die im April im Mistbeet angezogen oder im Mai an Ort und Stelle ausgesäet werden kann, mehrere sehr hübsche Spielarten, deren Blüten die der Grundform an Schönheit noch übertreffen, so Donettis Wucherblume (Chrysanthemum carinatum Dunetti album plenum) mit dichtgefüllten, schneeweißen Blumen. Dunetti aureum plenum mit gelben, gefüllten Blumen, Eclipse mit goldgelben Blumen und purpurscharlachrotem Ring, Purpureum mit purpurvioletten Blumen und Golden Feather (Fig. 2), die Goldfeder mit goldgelber Belaubung; die Pflanze wird 30 cm hoch und entwickelt weiße Blumen mit dunkler Scheibe, von einem gelben und einem karmesinroten Ring umschlossen. Samen von dieser höchst beachtenswerten neuen Züchtung sind bei Herrn Hoflieferant Chr. Lorenz in Erfurt vorrätig.

Keine Pflanze, das Veilchen ausgenommen, ist in Europa so allgemein beliebt, als die wohlriechende Reseda (Reseda odorata L.) von Nordafrika, nicht so sehr wegen der Schönheit der Blume, als wegen des Wohlgeruchs, der ihr entströmt, und wegen der leichten Kultur, die darin besteht, daß man die Samenkörner da ausstreut, wo man die Pflanze oder ihren Wohlgeruch wünscht, sei es im freien Lande des Gartens oder im Blumentopf des Wohnzimmers. Im Blumentopf kann man die Pflanzen, mit Ausnahme der mittelsten, nach und nach entfernen, jener einen aber die Seitentriebe nehmen, bis sie 35 cm hoch geworden ist; man entspitzt sie dann, und es entwickeln sich einige Seitentriebe, aus denen man mit dem sonst kahlen Stamm ein hübsches Kronenbäumchen bildet, das viele Jahre alt werden kann und fortwährend blüht, wenn es im Winter am Licht und nicht zu warm steht. — Andere Formen der wohlriechenden Reseda sind Grandiflora ameliorata, die verbesserte großblumige mit rötlichen Blumen, Ameliorata aurea Golden Queen, prächtig goldgelb, und Aurea compacta, die Goldgarbe von zusammengedrängter Form, die sich noch deutlicher in der Spielart Machet zeigt, deren Blätter saftig dunkelgrün, die Blütenrispen rot und von ansehnlicher Größe sind; sie ist immer im Topf zu ziehen und wird der Stamm dann holzig, die Pflanze aber mehrjährig. Nana compacta multiflora ist die reichblühende Zwerg-Reseda, Victoria blüht rot, Diamant, Parsons eximia und Spiralis (Milés Spiral) entwickeln weiße Blumen. — Die Samen sind bei Chr. Lorenz in Erfurt vorrätig.

Unsere wohlriechende Reseda hat einige interessante Verwandte, von denen wir nur Reseda luteola L., der Färber-Wau, und Reseda lutea L., der gelbe Wau, erwähnen wollen. Die beiden Arten sind geruchlos. Der Färber-Wau, auch Goldkraut genannt, enthält nach Leunis' Synopsis der Pflanzenkunde in allen Teilen einen dauerhaft gelbfärbenden Hauptstoff, das „Waugelb" (Luteolin), weshalb diese Pflanze, die bei uns auf Aeckern, an Wegen u. s. w. wild wächst, mit Zusatz von Alaun von den Landleuten häufig zum Gelbfärben benützt wird, und in England und Holland wird sie deshalb kultiviert. Die Samen beider Arten enthalten ein fettes Oel und in den Wurzeln hat man Senföl gefunden. — Der gelbe Wau wächst in Deutschland auf Schutthaufen, an Acker- und Wegrändern wild, aber nicht häufig.

Fig. 4. Phacelia Parryi.

Hübsche Sommerblumen sind auch einige Arten der Gattung Phacelia Juss., in Nordamerika einheimische Ziergewächse aus der Familie der Hydrophyllaceen. Sie besitzen einen fünfteiligen Kelch, eine kleine, fast glockenformige, fünfspaltige Blumenkrone, die im Grunde mit 5 bis 10 kleinen Schuppen besetzt ist; die Staubgefäße, die in ährenförmigen Wickeln geordnet sind, ragen weit aus den Blumen heraus. Die Frucht ist eine trockene zweiklappige, selten beerige Kapsel. In den Gärten finden sich einige ältere Arten, wie Congesta Hook., mit weißer Knospe und blauer Blume, und Tanacetifolia Benth. mit hellblauer oder grauartig lilafarbener Blume. Neu sind Campanularia A. Gray mit zahlreichen trichterförmigen Blumen, die zu 12 bis 20 in einer Rispe erscheinen und ebenso leuchtend dunkelblau sind, wie die der Gentiana acaulis, und Parryi Torr. (Fig. 4) aus der Sierra Nevada Kaliforniens; sie ist von buschigem Wuchs und 30 bis 40 cm hoch. Die radförmig runden Blumen erscheinen an langen einseitigen Blütenrispen und sind schön purpurviolett mit 5 reinweißen Punkten an der Basis. Die Pflanze blüht außerordentlich reich. Den Samen sämtlicher Arten (bei Chr. Lorenz in Erfurt vorrätig) streut man da aus, wo die Pflanzen wachsen sollen.

Ganz nahe Verwandte der Phacelien, weil derselben Pflanzenfamilie angehörig, sind die der Gattung Nemophila Benth., der „Hainblume", aus Nordamerika, angehörigen Arten wie die bekannte Insignis Benth. mit blauen, in der Mitte weißen Blumen, dann Maculata Benth. grandiflora (Fig. 1), großblumig, weiß und blau gefleckt, Discoidalis Hort. (Fig. 3) mit schwarzbraunen, weißrandigen schönen Blumen. Die bei Hoflieferant Chr Lorenz in Erfurt vorrätigen Samen säet man an Ort und Stelle, also da aus, wo die 15—20 cm hohen Pflanzen aufwachsen und blühen sollen.

Fig. 5. Lathyrus odoratus Vesuv.

Die „Wohlriechende Wicke" (Lathyrus odoratus L.) oder Platterbse ist eine zur Familie der Schmetterlingsblüter (Papilionaceae) gehörende, bis 2 m hoch werdende Kletterpflanze, deren ziemlich große Samen man im April oder Mai auf der einzelnen Stelle eindrückt, wo sie an einem allmählich größer und höher werdenden Gerüst eine kahle Stelle verdecken oder in anderer Weise zur Zierde dienen soll. Man heftet sie an ihrer Stütze so an, daß ein Zwang nicht bemerkbar wird: es muß wie bei allen Lianen immer scheinen, als ob sie nur ihrem natürlichen Triebe folgten. Die Blütentrauben werden im Juni sichtbar und halten sich bis September. Wegen des oft mehr als wünschenswert starken Wohlgeruchs sollte man die Pflanze nicht in der Nähe von Ruheplätzen o. dgl. aufziehen. — Eine der schönsten Spielarten ist der „Vesuv" (Fig. 5) des Herrn Chr. Lorenz in Erfurt. Sein oberes Blumenblatt, „die Fahne", ist feurig karminrosa, nach innen eine tiefere Färbung annehmend, im Schlunde glühend purpurrot endigend. Die unteren Flügel sind von samtig violetter Farbe, nach dem Rande zu in Lila verlaufend. Eine herrliche Farbenzusammenstellung!

Es muß hier auch einer hübschen, um nicht zu sagen hervorragenden Neuheit der rühmlichst bekannten Firma Chr. Lorenz in Erfurt gedacht werden, einer Verbesserung der allgemein beliebten gefüllten Zinnia elegans Jacq., welche die Firma mit dem wohl langen Namen Robusta grandiflora plenissima (Fig. 6), „die starke großblumige sehr elegante Zinnia" bezeichnet hat. Die Pflanze bildet einen kräftigen Busch mit großen grünen Blättern, wird bis 1 m hoch und über ihr erheben sich auf schlanken Stengeln die ununterbrochen erscheinenden Blumen von 12 bis 14 cm Durchmesser, die selbst bei großer Hitze sich 3 bis 4 Wochen in voller Schönheit erhalten; sie erscheinen vom Juli ab während mehrerer Monate in 8 verschiedenen leuchtenden, beinahe blendenden Farben.

Man pflegt allerdings die Zinnia nicht wie die bisher genannten Pflanzen an „Ort und Stelle" auszusäen, sondern man zieht sie im halbwarmen Mistbeet auf, aus dem man sie, am besten nach einmaligem Verstopfen (Pikieren), auf Blumenbeete, Rabatten, wohl auch einzeln und zu drei oder fünf zusammen auf den Rasen pflanzt, wo besonders diese ganz neue Sorte mit ganz vorzüglichem Erfolge anzuwenden ist.

Schließlich noch die Bemerkung, daß alle diese Sommerblumen bald nach dem Verblühen entfernt werden müssen, weil sie dann nicht mehr schön sind; will man Samen ernten, muß man die dazu nötigen Pflanzen im Anzucht-, Reserve- oder Gemüsegarten aufziehen.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

Mai.

Kräutersuppe. Man nehme zwei Handvoll Sauerampfer, zwei Handvoll Kopfsalat, eine halbe Handvoll Kerbel, eine halbe Handvoll Petersilie und eine viertel Handvoll fette Henne, alles wohl gewaschen und gut ausgeschnellt (nicht ausgedrückt), schneide es fein und übergieße es mit zwei Eßlöffeln reinem Suppenfett, decke es zu und lasse es eine Stunde recht langsam dämpfen; gieße nun $1\frac{1}{2}$ Liter kochende Fleischbrühe daran, würze mit Salz und Muskatnuß und richte, wenn es noch eine Weile gekocht hat, über in Butter geröstete Weißbrotschnittchen an.

Später, wenn es Spargel gibt, werden die Kräuter nicht mehr geschnitten, sondern nur fein gezupft, und man fügt noch zwei Handvoll Spargelerbsen (dünne Spargeln in erbsengroße Stückchen geschnitten) und in vier Teile gespaltene junge Möhrchen hinzu. Noch später ersetzt man den Spargel durch eine gleiche Menge grüner Erbsen und im Herbst nimmt man Möhren (ohne das Innere, welches nicht fein schmeckt), eine halbe Petersilienwurzel, ebensoviel Sellerie, alles fein würfelig geschnitten und eine Handvoll haselnußgroße Zwiebelchen.

Rührei mit Schinken. Man schneide aus feinem, einen Tag alten Weißbrot ganz gleichmäßige, etwa 3 cm große Dreiecke, die man in heißer Butter schön gelb und härtlich röstet; vermische nun ein zu Schaum geschlagenes Eiweiß mit etwas Mehl, befeuchte die Dreiecke an der unteren Seite damit und stelle sie am Rande einer kleinen, länglichen, lauwarm gemachten Schüssel, eins dicht neben dem anderen auf, daß sie eine Galerie bilden, und dann noch eine solche Art Galerie quer durch die Schüssel selbst; schneide jetzt rohen oder gekochten Schinken in Querstreifen wie Nudeln und gebe ihn in eine der Abteilungen und in die andere ein feines Rührei. Statt Schinken kann man auch geräucherten Lachs nehmen.

Gotsch-Potsch. Man schneide geschälte, mehrmals gewaschene und in kochendem Wasser abgebrühte Mairüben in unregelmäßige, nicht gar zu kleine Stücke und füge, wenn man einen gehäuften Suppenteller voll davon hat, halbsoviel ebenso vorgerichtete Kartoffeln hinzu, mische es gut untereinander, indem man etwas Zucker und ganz wenig Salz dazwischen streut, und teile es in vier Teile; schneide dann mit Salz und Pfeffer eingeriebenes Hammelfleisch wie die Rüben und teile es, ebenfalls einen gehäuften Suppenteller voll, in drei Teile. Nun bestreiche man eine Puddingform mit Butter, lege einen Teil der Rüben und Kartoffeln hinein und kleine Butterstückchen darauf, dann einen Teil von dem Fleisch, auch etwas Butterstückchen, und so abwechselnd, bis alles eingelegt und mit einer Rübenlage beschlossen ist, worauf man einen halben Theelöffel Kartoffelmehl mit $\frac{1}{8}$ Liter kaltem Wasser verklopft und über das Eingelegte gießt, die Form schließt und im bain marie, welches mit einem hohen Deckel geschlossen sein muß, kocht. Beim Anrichten wird die sehr kräftige Speise auf eine tiefe, erwärmte Schüssel gestürzt und so heiß wie möglich serviert.

Heißer Kalbskopf mit kalter Sauce. Man bringe einen Kalbskopf mit der Haut in kaltem Wasser zu Feuer und lege ihn, wenn er einmal aufgekocht hat, wieder in kaltes Wasser, wonach man ihn mit Bouillon, $\frac{1}{2}$ Liter weißem Wein, $\frac{3}{4}$ Liter Weinessig, Lorbeerblättern, zwei Citronenscheiben, zwei Zwiebeln, einigen weißen Pfefferkörnern und Salz langsam gar kocht, jedoch nicht zu weich. Dann nehme man ihn vorsichtig heraus, lege ihn auf eine erwärmte Schüssel, öffne das Maul so weit, um die dicke Haut der Zunge abziehen zu können, und drücke es wieder zu, garniere ihn mit Petersilie und serviere ihn gleich mit einer kalten, pikanten Sauce, besonders der folgenden:

Man schäle drei Citronen scharf ab, so daß nichts Weißes daran bleibt, schneide sie dann in feine Scheiben und jede Scheibe wieder in vier Teile, vermische sie mit Salz, grob gestoßenem weißen Pfeffer, etwas Cayennepfeffer, einer Handvoll gehackter Petersilie, etwas Estragon, ein wenig Knoblauch, Essig und Oel.

Fig. 6. Zinnia elegans robusta grandiflora plenissima.

Maccaroni-Auflauf. Man koche 180 Gramm Maccaroni mit Milch, Zucker und Vanille, gieße sie zum Ablaufen auf ein Sieb, und wenn sie erkaltet sind, so verklopfe man fünf Eier mit fünf Eßlöffeln saurem Rahm, vermische dies mit den Maccaroni, thue sie in die Form und backe sie eine Stunde. Dieser sehr gute, kräftige und dabei feine Auflauf gerät immer und verträgt sogar einiges Stehen; die Maccaroni können schon den Abend vorher abgekocht werden.

Mirabellentorte. Man koche $\frac{1}{2}$ Kilo ohne Kernen getrocknete Mirabellen mit $\frac{1}{4}$ Liter weißem Wein, einem Stückchen Zucker und etwas fein geschnittener Citronenschale zu einem Kompott, das aber durchaus keine Brühe haben darf; menge dann aus $\frac{1}{4}$ Kilo feinem Mehl, ebensoviel Zucker, $\frac{1}{8}$ Kilo Butter in Stückchen, der an Zucker abgeriebenen Schale einer Citrone, etwas Zimmet und zwei Eiern einen Teig, rolle ihn zu einer runden Platte aus und kneife einen Rand, belege sie so dicht wie möglich mit den Mirabellen und backe die Torte schön gelb.

Marinierte Maifische (Alsen), die sich ein ganzes Jahr halten. Man schneide Kopf und Schwanz, die nicht benutzt werden, ab und die Fische dann in zweifingerbreite Stücke, wasche sie mehrmals in frischem Wasser und entferne mit einem kleinen Stöckchen das Mark und sonstige Unreinigkeit des Rückgrats, wodurch sie sich besser halten; spicke jedes Stück mit zwei Gewürznelken, bestreue es mit Salz und gestoßenem Gewürz und schichte die Stücke in einen neuen, glasierten Topf; begieße sie mit zwei Teilen feinem Baumöl und einem Teil weißem Wein, daß es zweifingerbreit darüber steht, lege den Deckel auf, verklebe den Rand und lasse sie nun so lange kochen, bis die Brühe verzehrt ist, welches man daran erkennt, wenn es beim Kochen im Topfe nicht mehr strudelt, setze es ab und bewahre es erkaltet an einem kühlen, trockenen, frostfreien Ort. Beim Gebrauche muß man den Fisch mit einer silbernen oder Salatgabel herausnehmen, nicht mit Eisen, und mit ein wenig Essig begießen; die Gräten werden vollständig zergangen sein. Ebenso können andere Fische mariniert werden.

Für unsere Hausfrauen.

Elektrischer Gasanzünder. Die Elektricität macht sich in nicht unwesentlicher Bedeutung auch auf industriellem Gebiete geltend und veranlaßt unsere Fabrikation, soweit es ihr möglich, dieselbe überall da nutzbar zu machen, wo wir sie ohne besondere Schwierigkeit, ohne weitere Gefahr und ohne jedes Bedenken betreffs der Solidität anwenden können. Hierbei spielt natürlich der besondere Zweig der Reibungselektricität eine erhebliche Rolle, da diese ohne jede Erneuerung, d. h. ohne Abnutzung, wie dies doch bei Batterien der Fall ist, angewandt werden kann. Die untenstehende Abbildung zeigt einen neuen elektrischen Gasanzünder, dessen Thätigkeit eben durch Reibung zweier innen befindlicher Hartgummiplatten erfolgt. Es ist nur erforderlich, an dem auf der Skizze sichtbaren Knopf in der Richtung von links nach rechts zu drehen, und zeigen sich dann sofort oben am Ausgang des messingenen Rohres die kleinen elektrischen Funken, welche vollauf ausreichen, um eine Gasflamme von beliebiger Form oder Größe anzuzünden. Die wesentlichen nicht zu unterschätzenden Vorzüge sind folgende: die Dienstboten, oder wer sonst mit dem Anzünden der Gasflammen beschäftigt ist, müssen das nicht ungefährliche Handhaben mit Schwefelhölzchen unterlassen, ebenso fällt

Elektrischer Gasanzünder.

die Wachskerze, die in vielen Fällen gebraucht wird und die infolge des Abtropfens häufig Flecke herbeiführt, fort, und endlich ist ein Anblaken der Cylinder oder Glocken ausgeschlossen. Der Apparat wird in verschiedener Länge, hinsichtlich des messingenen Rohres, von 30 cm bis 100 cm (auf Wunsch auch noch länger) zum Preise von 12 bis 16 Mark gegen mehrjährige Garantie geliefert.

Fig. 1. Sturzkaffeemaschine.

Die neue vernickelte Sturzkaffeemaschine zählt in primitiver Form zu den ältesten Kaffeemaschinen, wird jetzt aber, wie die Abbildung zeigt, in wesentlich veränderter Ausstattung gearbeitet, und hat nunmehr, gleich den Wiener Kaffeemaschinen, die Berechtigung, auf dem besseren Kaffeetische ihren Platz zu finden. Das Princip ist einfach das des Filtrierens, indem das Wasser langsam über oder durch das Kaffeepulver läuft. Die Handhabung ist folgende: Man fülle das Wasser (kochendes oder kaltes ist gleichgültig) in das Unterteil A (Fig. 2), setze das kleine Blechsieb 1 in den am Unterteil befindlichen Rumpf a und decke erst das kleine Sieb 2, sowie dann Sieb 3 darauf. Es wird nun das Oberteil B aufgestülpt, die beiden Teile A und B vermittelst des Griffes 4 zusammengeschraubt und auf das Rechaud, welches mit einem vorzüglichen Schnellbrenner versehen ist, gesetzt; sobald aus der Tülle Dampf herauskommt — es dauert dies bei kaltem Wasser ca. zehn Minuten, bei warmem Wasser ca vier Minuten — dreht man die Maschine um und kann nun den fertigen Kaffee ausgießen. Das Rechaud kann im übrigen auch für andere Zwecke benutzt werden. Es existieren von dem Apparat folgende Größen:

Inhalt ca.	1	2	3	4	6	8 Tassen
Preis	8,	9,	10,	12,	13.50,	15 Mark.

Fleischhackmaschine mit herausnehmbaren Messern. Die Zerkleinerung des Fleisches zur Herstellung von Wurst, deutschem Beefsteak ꝛc. erfordert eine Maschine, auf der es möglich ist, das Fleisch ganz nach Wunsch oder Bedarf, fein oder grob zu schneiden, und sind wir in der Lage, aus eigener Erfahrung den nebenstehend abgebildeten Apparat hinsichtlich seiner Leistung als durchaus zweckentsprechend bezeichnen zu können. Die hier skizzierte Maschine besitzt allen bisher gefertigten gegenüber wesentliche Vorteile, die wir in nachstehendem auseinander zu setzen versuchen wollen. Zunächst ist sie innen, sowohl Walze als auch Messerbalken, ganz vernickelt, also vor Rostansatz durchaus geschützt, während die älteren Apparate sehr häufig rostig

Fig. 2. Sturzkaffeemaschine.

wurden und dadurch dem zerschnittenen Fleische eine unansehnliche Farbe gaben. Ferner können die Messer, wie die Skizze darthut, im ganzen herausgenommen und besser und bequemer als früher gereinigt werden; die Messer lassen sich nun, wenn der Stift a, welcher seitwärts im Messerbalken steckt, herausgezogen wird, vollständig um ihre eigene Achse bewegen, damit sie einzeln abgewischt oder auch zeitweise geschärft werden können, sitzen aber trotzdem am Messerbalken fest, um ein eventuelles Verlorengehen zu verhindern. Endlich hat die Oeffnung, aus der das Fleisch herauskömmt, einen verstellbaren Schieber, es kann die Oeffnung dadurch kleiner und größer gemacht werden und kömmt dementsprechend das Fleisch verschieden fein oder grob aus der Oeffnung heraus.

Mit	14	18	24	30	36 Messern
	9,	10,	12,	14.50,	17.50 Mark.

Die obigen Neuigkeiten sind durch Karl Hirsch & Cie. in Berlin W, Leipzigerstraße 2, zu beziehen.

Neues aus dem Reiche der Wissenschaften.

Die direkte Umwandlung der Wärme in Elektricität, um dadurch eine billigere Stromquelle als bisher zu erhalten, beschäftigt gegenwärtig unausgesetzt die „Erfinder" auf dem Gebiete der Elektrotechnik, an ihrer Spitze auch Edison. Ein praktisches Ergebnis ist noch nicht erzielt worden, doch verlautet neuerdings von einem durch W. E. Case in Auburn (New York) ausgeführten neuen Elemente, bei dem die Umwandlung der Wärme in Elektricität mit Hilfe chemischer Wirkung ohne Materialverbrauch stattfinden soll. Das Element besteht aus einem luftdicht verschlossenen Gefäß, dessen Deckel zwei isolierte Drähte als Polende trägt. Eine auf dem Boden des Gefäßes liegende Kohlenplatte, welche mit Zinnpulver bedeckt wird, steht mit dem einen Pol in Verbindung. Die andere Elektrode des Elementes wird von einer zweiten Kohlenplatte gebildet, welche im oberen Teile des Gefäßes in einer porösen Umhüllung sich befindet. Das Gefäß wird mit einer chromsauren Chlorverbindung gefüllt und verschlossen in ein mit Wasser gefülltes zweites Gefäß gestellt. Sobald man das Wasser erwärmt, zersetzt sich die Chromverbindung; es bildet sich Zinnchlorid und Chromchlorür. Infolge der Zersetzung entsteht ein Strom. Kühlt sich das Wasser wieder ab, so bildet sich die chromsaure Chlorverbindung wieder, und das Zinn setzt sich auf der unteren Kohlenplatte wieder ab. Ob und wie weit dieser Versuch des Herrn Case für die Gewinnung elektrischer Ströme von praktischer Bedeutung werden kann, läßt sich nach den vorliegenden Mitteilungen schwerlich ermessen.

Aeußerst merkwürdige Beobachtungen über die **Aufnahme des Stickstoffs durch die Pflanzen** haben Frank, Hellriegel und Wolff angestellt, Beobachtungen, die, falls sie sich, wie wohl zu erwarten ist, bestätigen, von sehr weittragender Bedeutung sind. Es war bis jetzt eine viel diskutierte Frage, ob und in welchem Maße der Stickstoff der Luft an der Ernährung der Pflanzen teilnimmt. Diese Frage ist von den genannten Forschern in folgender Weise beantwortet worden. Getreidearten ernähren sich ausschließlich durch den Stickstoff des Bodens; denjenigen der Luft vermögen sie nicht aufzunehmen. Ganz anders die Papilionaceen. Erbsen lassen sich in einem absolut stickstofffreien Nährboden an der Luft ziehen, und sie wachsen und gedeihen in demselben auf das üppigste. Dies geschieht nicht etwa auf Kosten desjenigen Stickstoffs, der in der Luft in Form von Spuren Ammoniak, salpetriger Säure, organischer Materie ꝛc. vorhanden ist; denn Luft, welche von all diesen Beimengungen absolut befreit war, zeigte genau dieselbe Wirkung; die Erbsen entwickelten sich in ihr auf das kräftigste. — Somit darf es nunmehr wohl endlich als festgestellt betrachtet werden, daß die alte Lehre, der Stickstoff der Luft sei von keinerlei Nutzen für die belebten Reiche, beseitigt ist. In den Papilionaceen und vielleicht noch vielen anderen Organismen wirkt er, indem er assimiliert wird, mächtig an der Entwicklung des Pflanzenlebens mit. — Eine Rolle scheinen bei dieser Assimilation die Knöllchen zu spielen, welche sich an den Wurzeln der Pflanzen finden und welche Bakterien enthalten. Diese Knollen scheinen Stoffe aus dem Boden aufzunehmen, welche, wenn selbst nur in Spuren vorhanden, die Aufnahme des Stickstoffs aus der Luft erleichtern.

Leuchtendes Fleisch findet man nicht selten, und besonders im Mittelalter hat diese Erscheinung zu den merkwürdigsten abergläubischen Deutungen geführt. Neuerdings hat J. Nüesch in Basel die Sache genauer studiert, da sich zufällig in seinem Hause das Phänomen zeigte. Es leuchtete nämlich eine Anzahl in einer Schüssel liegender Schweinskoteletten mit grünem Lichte so stark, daß die Personen, welche um den Tisch herumstanden, sich beim Scheine der Koteletten erkennen konnten und an der Taschenuhr die Zeit richtig abzulesen war. Die Untersuchung der leuchtenden Masse ergab die Anwesenheit zahlloser kugeliger bis länglicher, beweglicher Bakterien. Das Fleisch selbst erschien frisch und gesund, ohne irgend welchen Fäulnisgeruch oder sonst irgend eine Spur von Fäulnis. Die Ansteckung war, wie die weitere Nachforschung ergab, im Laden des Schlächters erfolgt. Trotzdem derselbe äußerst reinlich gehalten wurde, infizierte sich alles dort hineingebrachte Fleisch in kürzester Zeit. Das Leuchten währte stets nur bis zum Eintreten der Fäulnis. Es verschwand in der Regel mit dem 6. bis 7. Tage, während die Ansteckung bereits nach 6—8 Stunden in die Erscheinung trat. Die gründlichste Desinfektion des Lokals beseitigte sie nicht. Ebenso wurde durch vermehrten Luftzug die Ansteckung nur schneller herbeigeführt. Sie unterblieb erst, als ein morscher Balken an der Decke beseitigt und die Stelle nach Erneuerung desselben durch einen Gipsbelag abgeschlossen worden war. Das Leuchten dauerte in dem Laden von Ostern bis Pfingsten, während welcher Zeit die mittlere Temperatur 10° nicht überschritt.

Das Schwinden der Wüste in Nordamerika ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen. Man kann sie auf der ganzen Linie von Kanada im Norden bis zum südlichen Texas beobachten, am deutlichsten in Kansas. Noch vor 10 Jahren war die ganze westliche Hälfte von Kansas höchstens stellenweise als Weideland zu verwenden, heute ist gerade sie das beste Kulturland des Staates.

Fleischhackmaschine mit herausnehmbaren Messern.

Der Boden war immer sehr dankbar, aber es fehlte ihm der befruchtende Regen. In der Gegend von Dodge City fielen früher nur 10 Zoll Regen jährlich, jetzt sind es bereits 30 Zoll. Dringt der Regen in dem bisherigen Verhältnis weiter nach Westen, so ist in 15 Jahren die bisherige Bewässerung in Kolorado überflüssig. Im vorigen Sommer hat denn auch die Besiedelung des westlichen Kansas reißende Fortschritte gemacht. Gegenden, die seither ödes Prairieland gewesen, bedecken sich mit Farmhäusern, und allein in den letzten 2 Monaten ist die Grenze des Wüstenlandes um 20 Meilen zurückgewichen, resp. das Ackerland in diesem Verhältnis vorgedrungen. Dutzende anderer Zeugnisse bestätigen diese Wahrnehmungen. Ein officieller Bericht über die Rindviehzucht im Westen sagt: „Es ist nachgewiesen, daß in den Staaten Kansas und Nebraska die Grenze des durch natürliche Bewässerung für Ackerbauzwecke brauchbar gemachten Landes heute 150—200 Meilen weiter nach Westen liegt als vor 20 Jahren." Ebenso in Nebraska. Ländereien in der Mitte des Staates, die vor 12 Jahren noch eine vollständige Wüste gewesen, liefern jetzt reiche Ernten; Hügel, die früher im Sand begraben lagen, haben jetzt den schönsten Graswuchs und ernähren viele Tausend Stück Vieh. Bis zum Jahre 1878 war zwischen Beaver-Creek und Cedar-Creek nirgends Wasser zu finden, und heute ist dort eine Menge kleiner Teiche entstanden, in deren Umgebung der üppigste Graswuchs gedeiht. Auch aus den Hochländern im fernen Nordwesten wird Aehnliches berichtet. Ohne Zweifel sind alle diese Veränderungen der Zunahme des Regens zuzuschreiben, und diese wieder ist in unmittelbarem Zusammenhang mit der Kultivierung des Bodens zu sehen.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.

Ergänzungsrätsel.

da ga ty ter wer har le

Aus diesen Silben sollen mit Ergänzung von noch 6 Silben 6 Worte gebildet werden, welche bedeuten: ein Musikinstrument, eine mythologische Schönheit, einen weiblichen Vornamen, eine Delikatesse, einen deutschen Dichter, einen preußischen General.

Sind die Worte in die richtige Reihenfolge gestellt, so ergeben die ergänzten Silben von oben nach unten gelesen ein jetzt vielgelesenes Buch.

Sternarithmogryph.

Wenn man die Zahlen der obigen Figur durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so erhält man 12 Worte von je 4 Buchstaben mit einem gemeinsamen Endlaut.

Die Anfangsbuchstaben der 12 Wörter ergeben den Namen einer gefeierten Sängerin.

Die 12 Wörter nennen:

1. Eine beliebte Oper.
2. Titel eines Byrschen, in „Vom Fels zum Meer“ veröffentlichten Romans.
3. Eine der Personen in „Lohengrin“.
4. Einen weiblichen Vornamen.
5. Einen der kleinen Propheten.
6. Einen der sieben römischen Könige.
7. Einen Fluß in Italien.
8. Eine der Personen in „Don Carlos“.
9. Einen Saal.
10. Ein Blasinstrument.
11. Eine Bezeichnung für Emballage.
12. Ein Gebirge in Europa.

Metamorphose.

Just zu der rechten 1
Geweckt von meinem 2
Nahm rasch ich in die 3
Den Stutzen von der 4
Und ging hinaus zum 5
Gar bald sah ich auch 6
Doch war gar schlecht der 7
Da kam ein schönes 8
Hertreibend wohl das 9
Zur Weide in dem 10
Ins Herz mir drang ihr 11
War es doch einst mein 12.

NB. Es darf von Wort zu Wort immer nur ein Buchstabe geändert werden.

Buchstabenrätsel.

Sechs Zeichen zum Namen geb' ich dir,
Des Dichters, der deutschen Lande Zier,
Seit seine ersten Weisen erklungen,
Bis er „Vom Fels zum Meere“ gesungen.
Und wirfst du das erste Zeichen nun fort,
Verstellst die andern, so hast du das Wort
Für das, was in herzgewinnenden Tönen
Er preist als das Schönste von allem Schönen.

Rätsel.

Ich kenn' ein Wort,
's ist ziemlich klein,
Sein Gegenteil
Schließt's in sich ein;
Markierend Sommer, Winter,
Nun kommst du wohl dahinter.

Skataufgabe Nr. 20.

B (Mittelhand) hat die folgenden Karten: Pique-Bube, Coeur-Bube, Carreau-Bube, Treff-Dame, Treff-8, Treff-7, Pique-Aß, Coeur-Dame, Carreau-10, Carreau-König.

B reizt. A und C passen. B tourniert: Coeur-König, nimmt als zweite Karte den Treff-Buben auf, drückt Carreau-10, Carreau-König und wird Schneider.

Wie saßen und wie fielen die Karten?

A hatte in seinen zehn Karten 7 Points mehr als C.

Lösung der Skataufgabe Nr. 19.

A hat: Carreau-10, Carreau-König, Carreau-9, Carreau-8, Carreau-7, Coeur-Dame und eine nicht zählende Karte in Coeur, z. B. Coeur-7, außerdem zweimal Pique, z. B. Pique-8, Pique-7 und einen Buben, z. B. den Carreau-Buben.

C hat: Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Pique-8, Coeur-10, Coeur-9, Coeur-8 und den Coeur-Buben.

Erster Stich: Carreau-König, Carreau-Aß, Coeur-Bube.

Zweiter Stich: Treff-König, Carreau-Bube, Treff-10.

Dritter Stich: Carreau-10, Carreau-Dame, Treff-Dame.

Vierter Stich: Pique-7, Pique-Aß, Pique-9.

Die Gegner erhalten nun noch einen Stich: Coeur-König, Coeur-10, Coeur-Dame und haben dann 66 Points.

Dominoaufgabe Nr. 6.

A und B spielen Domino. Im Talon liegen die sieben Doppelsteine und ein anderer Stein.

A setzt [3|5] aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er zuerst seine Steine los wird. B behält einen Stein übrig. A hat zuletzt [2|1] an 2 gesetzt. B könnte den Stein, welchen er übrig behält, an 1 setzen und dann würde die Summe der sämtlichen Augen auf den zwanzig angesetzten Steinen 116 betragen.

Welcher Stein liegt außer den sieben Doppelsteinen im Talon und welchen Stein behält B übrig?

Lösung der Dominoaufgabe Nr. 5.

B hatte:

Im Talon lagen:

Schachaufgabe Nr. 35.

Von Paul Hasse in Berlin.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XXVII.

Von J. H. Klaar in Innsbruck.

Weiß: Kg8. Ld2. Sd5, g3. Bf4.
Schwarz: Kh6, Bf5, f6.
Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung von Nr. 34.

1. Lf4 — g5	La1 — b2
2. Te4 — f4	beliebig
3. Tf4 — f1 ‡.	
1.	c3 — c2
2. Ld3 — e2 +.	Kd1 — e2
3. Se5 — d3 ‡.	

Lösung von Aufgabe XXVI.

1. Db7 — b8	Kd4 — e3
2. Se5 — c4 ‡.	
1.	Kd4 — c3:
2. Se5 — f3 ‡.	
1.	Kd4 — c5
2. Se5 — d7 ‡.	
1.	Sb3 — c5
2. Se5 — f3 ‡.	
1.	S anders
2. Db8 — a7 ‡.	

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 27 wurde gelöst von Hermann Beyer in Bern, L. Ruben in Itzehoe, S. Loibl in München, R. Miltiz in Erfurt.

Nr. XIX wurde gelöst von Hermann Beyer in Bern, Felix Casparh in Berlin, S. Loibl in München, Rud. Drda in Prag, E. Spitz in Freiburg i. Br., Joseph Schmitz in Köln a. Rh., L. Ruben in Itzehoe, R. Miltiz in Erfurt.

Auflösungen zu Heft 7, S. 197.

Rebus: Eine geschlossene Gesellschaft.
Rätsel: Somali(land) (so so, Mama Lili).

Diagonalrätsel:

b	e	u	t	h	e	n
a	r	o	l	s	e	n
d	r	e	s	d	e	n
p	o	t	s	d	a	m
b	r	e	s	l	a	u
a	r	n	s	t	a	dt
d	i	r	s	ch	a	u

(Breslau — Dresden.)

Silbenrätsel: Alcko, Allegro, Ableger, Bileam, Orleans, Selene, Perleberg, Tolleben, Stilleben, Eisleben, Celebes, Cholera, College, Delegat, Toledo, Elefant, Galenus, Galerie, Telegraph, Helene, Hellene, Harlekin, Polemik, Spoleto, Telephon, Vorleser, Weinlese.

Geographisches Zahlenrätsel:

S p a n d a u.
G m ü n d.
V i e r s e n.
H a n a u.
H a m b u r g.
M a g d e b u r g.
D ü r e n.
L i e g n i t z.
(Nürnberg.)

Buchstabenrätsel: Narcisse.
Charade: Spiegelfechter.
Rätselhafte Inschrift: Na so ne Gans, die Kaffeekanne ist kalt. O wie dumm!

Herstellung einer Sammlung von Münzabgüssen.

Je mehr wir uns von dem Zeitpunkte der Neuerschaffung des Deutschen Reiches entfernen, desto mehr sehen wir die alten Münzen, welche bis zum Jahre 1870/71 geprägt wurden, schwinden. Die stattliche Reihe der verschiedenen Thaler hat sich bedeutend gelichtet, und es wird nicht mehr gar zu lange dauern, daß das eine oder das andere Exemplar ganz und gar dem Verkehre entzogen wird.

Fig. 1.

Ein Teil der alten Silberstücke wandert schon jetzt in die Münze, um umgeprägt zu werden, ein anderer Teil, und nicht der kleinste, wird von der Industrie als edles Metall mit Beschlag belegt, um so seiner Umwandlung entgegenzugehen, und der letzte und kleinste Teil fällt schließlich dem Sammler und den Münzkabinetten zu. Eine derartige Sammlung kostet viel Geld; legt man aber nicht das Hauptgewicht auf Originalstücke, so kann man sich durch Abformen von Thalern eine schöne Sammlung billig herstellen.

Als Material gehört hierzu: ein feiner Formgips, ein Fläschchen mit Rüb- oder Olivenöl, ein weicher Borstpinsel in der Stärke von 4—5 mm, drei gewöhnliche Tuschpinsel, ein kleiner eiserner Spatel, der in jeder Werkzeug- oder Eisenhandlung zu haben ist, ein Taschen- oder Tischmesser, eine Kanne mit Wasser und ein Porzellannäpfchen.

Das zu formende Objekt legt man am besten auf ein kleines Brettchen, bestreicht Münze und Brett mittelst eines Tuschpinsels mit Oel, den Untergrund stärker, die Münze schwächer. Jetzt nehme man das Porzellannäpfchen und mische einen Eßlöffel Wasser mit drei abgestrichenen Löffeln Gips recht gleichmäßig zusammen, der Spatel wird zum Durcharbeiten der Lösung genommen. Mit dem zweiten Haarpinsel tauche man jetzt ein und betupfe schnell den präparierten Thaler, ohne denselben jedoch zu berühren. Nachdem die erste Schicht so aufgetragen ist, gieße man den Rest der Masse auf. Nach etwa zehn Minuten ist der Gips hart. Nun hebe man das gebundene Stück auf, es wird sich leicht von der Tischplatte oder dem Brettchen lösen, beschneide den Außenrand ein wenig (Fig. 1), und nehme nun außerdem mit dem Messer auch von der früheren unteren Seite so viel ringsum fort, wie Fig 2 zeigt. Sollte der Thaler dabei abspringen, nehme man ihn vorsichtig herunter, schneide alles, wie in der Zeichnung angegeben, glatt und lege ihn dann genau wieder in derselben Lage in die Form.

Fig. 2.

Die von der Münze nicht bedeckte Fläche wird jetzt mittelst Blaustiftes oder eines weichen Graphits in vier Teile geteilt, in deren Felder man a b c d (Fig. 3) mit dem Spatel einkratzt.

Es wird gewöhnlicher Seifenschaum, am besten von weißer Wachsseife geschlagen und die Platte a b c d mittelst des dritten Haarpinsels damit betupft. Der Gips wird den fettigen Schaum bald aufsaugen, und der zurückbleibende Rest wird nach einigen Minuten mit dem schon benutzten Oelpinsel, in welchem sich noch etwas Fett befindet, aufgenommen. Ebenso wie das erste Mal rühre man jetzt neuen Gips an, wische schnell mit dem Oelpinsel noch einmal über die Münze und deren Umgebung a b c d und trage nun mittelst Spatel a und c wagerecht mit dem Oberrand derselben so zu, daß der Gips etwas über die Einfassungslinien geht. Nach Erhärten beschneide man die Außenkanten (Fig. 1) etwas, hebe mit dem Messer, das flach zwischen neuen und alten Guß geschoben wird, ab, pinsele beide Stücke von allen Seiten wiederum mit Schaum und Oel ein, beschneide die Seitenkanten konisch (Fig. 4), trage noch einmal Schaum auf und lege die Stücke a c wieder ein. Zum drittenmal wird Gips angerührt und damit die noch freien Flächen b d zugetragen. Nach diesem Aufguß, der nach Erhärten auch abgenommen und gefettet wird, ist die Form zur Aufnahme des letzten Stückes vorbereitet. Die noch freie Thalerfläche wird noch einmal leicht geölt und der letzte Guß in derselben Weise wie die früheren aufgetragen.

Fig. 3.

Zum Schluß wird der Rand noch einmal beschnitten, weil bei jedem neuen Aufguß der Gips überquillt, die Form wird auseinandergenommen, das Modell entfernt, wiederum sorgsam zusammengelegt, mit Bindfaden fest umwickelt und an einem mäßig warmen Ort getrocknet.

Nach sechs bis acht Tagen nehme man etwas Leinölfirnis, mit einigen Tropfen Sikkativ gemischt, bestreiche sämtliche Formenstücke innen und außen so lange, bis kein Fett mehr einzieht, vermeide aber auch gleichzeitig, daß die Oberfläche blank und glänzend wird, lasse die Form auseinandergenommen, wie sie ist, vor Staub geschützt trocknen, und sie ist zum Gebrauch fertig. Die gesamten Stücke werden mit Rüböl gefettet und zusammengelegt; der Deckel bleibt einstweilen noch fort, wird aber auch geölt; es wird Gips angerührt, wenn möglich mit etwas weniger Wasser als zu den Formstücken, aber doch so, daß die Mischung eine recht gleichmäßige Masse gibt. Hiervon fülle man so viel in die Form, daß dieselbe leicht gefüllt ist (der zum Formen schon einmal benutzte Gipspinsel kann auch hierbei wieder verwendet werden), betupfe dann den Deckel auch mit dem Gips, natürlich nur so weit, als derselbe Form ist, lege ihn schnell in die passende Lage auf die Form und beschwere das Ganze mit einem Zweipfundstück. Nach zehn Minuten nehme man die Formstücke ab, reinige sie zugleich durch Abpinseln mittelst des Borstpinsels, und sollen sie gleich wieder für einen weiteren Ausguß verwendet werden, öle man sie frisch ein. Die Form hält 50—80 scharfe Ausgüsse aus.

Hülcker.

Fig. 4.

Moderne Sprachen.

Das Bestreben, sich moderne Sprachen anzueignen, nimmt alljährlich in allen Kreisen ganz außergewöhnlich zu. Die Hilfsmittel, die zu diesem Zwecke dem Lernenden geboten werden, sind überaus reich; namentlich sind es die vorzüglichen französischen und englischen Unterrichtsbücher Toussaint-Langenscheidts, die immer und immer wieder ihre segensreiche Mission auf dem Gebiete der Spracherlernung erfüllen. Neben der Methode Toussaint-Langenscheidt erfreut sich auch die Methode Gaspey-Otto-Sauer (Heidelberg, Jul. Groos) verdienter Anerkennung und Verbreitung, um so mehr, als sie sich nicht nur auf die französische und englische Sprache beschränkt, sondern auch Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Russisch in ihre Kreise zieht. Eine Reihe neuer Auflagen dieser Sprachbücher, welche uns vorliegen, führt uns von neuem nachdrucksam vor Augen, wie sehr die Bücher allen denen warm empfohlen werden können, die in erster Linie die Konversation erlernen wollen. Das Fortschreiten des Lernstoffs ist gleichmäßig und erfolgt nach verständigen Prinzipien, überall ist dem praktischen Zweck Rechnung getragen und nach Kräften gesorgt, daß durch Bewegung dem Lernenden Ermüdung erspart bleibe. Wie zahlreichen Bedürfnissen Rechnung getragen wird, beweisen die neu zur Ausgabe gelangten Bände aufs klarste. Sie dienen nicht nur dem Deutschen, sondern auch Ausländer zur Erlernung sowohl der deutschen als anderen Sprachen. Die Ausstattung ist einfach aber gut und zweckentsprechend, der Preis billig. Die ganze Serie dürfte ca. 70 Bände umfassen, über die Kataloge wohl jede Buchhandlung liefert.

W—n

Unsere Kunstbeilagen.

Unter den fünf Kunstbeilagen, welche diesem Hefte beigegeben sind, befinden sich zwei Porträts, von denen das erste den erhabenen Herrscher des Deutschen Reiches, Kaiser Wilhelm darstellt, der am 22. März seinen 90. Geburtstag feiert. Das Blatt ist in der Geschichte dieser Zeitung technisch insofern nicht uninteressant, als bei ihm zum erstenmal die Lithographie in ihren Dienst gestellt wurde. Das andere Porträt ist die gelungene Wiedergabe eines wenig bekannten Heinebildnisses, welches nach den Aussagen Kundiger zu den besten des Dichters gehören soll. — Eine neue Illustration zu dem alten Thema: „Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten“, bietet Hirschfeld in seinem ansprechenden Bild „Angeborner Trieb“. Der kleine Bursche, dem die Mutter den gewohnten Milchbrei geben will, wendet sich entrüstet von dem Kindersüppchen ab und beweist seine Angehörigkeit zum starken Geschlecht, indem er verlangend die dicken Händchen nach dem Bierkrug ausstreckt. — Milde Luft, das Kommen des Lenzes kündend, weht uns entgegen von E. Raus stimmungsvoller „Frühlingsidylle“. Die sonnige Klarheit, die auf der Landschaft liegt, teilt sich auch dem jungen Menschenkind mit, das sinnend eine Knospe betrachtet, die sie als Boten des Frühlings und ihrer Liebe dem fernen Freunde senden wird — J. G. Vibert führt ein Bild aus dem spanischen Leben vor: einen jungen Hispanier, der seiner glutäugigen Geliebten eine Serenade darbringt. Der Diener des Verliebten hat es sich inzwischen bequem gemacht, und es läßt sich darüber streiten, ob auf seinem Gesicht mehr die Bewunderung über das Können seines jungen Herrn, oder ein leichter Spott über die, wie er meint, vergebliche Anstrengung zum Ausdruck kommt.

Zu Kaisers Geburtstag.

Jedenfalls erscheinen zum 90. Geburtstag Kaiser Wilhelms eine Menge Schriften, Bilder ꝛc., die auf sein Leben und seine Familie Bezug haben. Das Beste darunter wird aber immer die photographische Nachbildung (Berlin, H. J Meidinger) der herrlichen Marmorgruppe der Prinzessin Luise und Friederike von Mecklenburg bleiben, die Schadow 1795 zur Erinnerung an die Doppelhochzeit Beider ausgeführt hat und die jüngst auf der Jubiläumsausstellung gerechte Bewunderung fand. Unendliche Anmut liegt in den beiden Figuren, die bei aller Wahrheit und Treue, mit der sie dem Leben abgelauscht sind, doch die idealistische Auffassung in wohlthuender Weise zum Ausdruck bringen. Das Blatt hat allen Anspruch, in jedem Haus eine Stätte zu finden.

Salonmagie.

Von

Alexander.

Der schwebende Spazierstock.

Aus mehreren ihm zu Gebote stehenden Spazierstöcken sucht der Künstler den geeignetsten heraus. Diesen legt er zunächst so auf die Tischkante, daß er auf derselben balanciert. Alsdann nimmt er eine Stange Siegellack, reibt dieselbe einigemal auf seinem Rockärmel hin und her und bringt sie in die Nähe des oberen oder unteren Endes des Stabes, wodurch er bewirkt, daß derselbe in Bewegung gerät, ohne daß er ihn berührt. Er beweist dadurch den in der That vorhandenen elektrischen Einfluß. Alsdann geht er zu dem eigentlichen Kunststücke über. — Den erwähnten Stab nimmt er stehend zwischen die beiden Hände, hält ihn kurze Zeit zwischen den Fingern und Daumen, öffnet dieselben allmählich und zeigt schließlich, daß der Stab zwischen den Händen frei in der Luft schwebt (Fg. 1).

Fig. 1.

Um dies Kunststück zu ermöglichen, ist zunächst eine kleine Klammer, aus einer alten Uhrfeder hergestellt, notwendig, welche vermöge ihrer Elasticität an den oberen Teil des Stabes angeklammert wird und denselben etwas über die Hälfte umschließt (Fig. 2). An dem hinteren Teile derselben befindet sich ein kleines Häkchen (siehe Fig. 2 in natürlicher Größe). Ferner trägt man an dem Mittel- oder Goldfinger einen Ring, an welchem im Innern der Hand ein dünner, aber kräftiger schwarzseidener Faden angeknüpft ist, der wiederum mit einem in dem rechten Rockärmel befestigten Gummibande in Verbindung steht. Man bringt nun, unter einem Vortrage über Elektricität und

Fig. 2.

Magnetismus, die beiden Hände einen Augenblick flach zusammen, welchen Umstand man benutzt, den Mittelfinger der linken Hand unter den an dem Ringe befestigten seidenen Faden zu schieben. Es ist nun ein Leichtes, denselben, da er mit dem Gummibande in Verbindung steht, 5 bis 6 Zoll von der rechten Hand zu entfernen, so daß er also zwischen beiden Händen eine Verbindung herstellt.

Fig. 1. Musikkreisel.

Der gleichzeitig zwischen den Händen befindliche Stock wird mit dem Häkchen der daran befindlichen Klammer auf den Faden gehängt und so, unter vorsichtigem Hin- und Herbewegen, zwischen den Händen balanciert. Der Abend und die dunkle Weste verhindern das Sichtbarwerden des Fadens und der kleinen Klammer. Jede Sache, wenn auch noch so einfach, muß eingeübt werden, wobei man leicht den richtigen Weg finden wird, den Faden wieder von dem Finger schlüpfen zu lassen und die Klammer zu entfernen.

Der gestirnte Himmel im Monat Mai.

In diesem Monate kulminieren um Mitternacht im Süden der östliche Teil der Jungfrau, der Skorpion und der westliche Teil des Ophiuchus, beim Zenith der nördliche Teil des Bootes, die Krone und der westliche Teil des Herkules, und unter dem Pole ein Teil der Kassiopeia, des Perseus, dann die Giraffe und der westliche Teil des Fuhrmanns. Von den Planeten bleibt Merkur unsichtbar, da er sich der Sonne immer mehr nähert und am 27. in obere Konjunktion mit ihr tritt, d. h. er steht für den Anblick von der Erde aus gerade hinter der Sonne. Venus ist Abendstern und kulminiert immer später nach der Sonne, man kann sie daher und wegen ihres hohen nördlichen Standes sehr schön und lange in der Abendstunde beobachten. Mars ist unsichtbar. Jupiter kann noch immer gut gesehen werden, er kommt kurz nach 10 Uhr in den Meridian. Saturn steht in den Zwillingen, kulminiert um $3\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags und geht schon gegen Mitternacht unter. Den 7. tritt der Vollmond ein, am 14. das letzte Viertel, am 22 der Neumond, am 30. das erste Viertel.

Neue Erfindungen.

Musikkreisel (Fig. 1). Ein hübsches Spielzeug zeigt diese neue Art musikalischer Kreisel. In dem Kreiselgehäuse x ist auf dem festen Boden m die Stiftentrommel a mit den Stimmen b ähnlich der Spieldosen befestigt, die Kreiselachse l

Fig. 2. Apparat zum Oeffnen von Blechdosen.

ist leicht beweglich im Gehäuse angeordnet und oben mit einem Griff, der Vorrichtung zum Aufziehen und mit beliebig gestalteten Windflügeln v fest verbunden, während im Innern die Schnecke c in ein auf der Achse a festsitzendes Schneckenrad eingreift. Wird nun der Kreisel in Bewegung gesetzt, so wird die Umdrehungszahl der Achse l durch den Luftwiderstand, welchen die Flügel v finden, bedeutend geringer ausfallen als die des Gehäuses x, infolgedessen wird sich x um die Achse drehen und dadurch vermittelst der Schnecke und des Schneckenrades die Stiftentrommel in Umdrehung versetzen und das Stück abspielen. — Kl. 77. Nr. 35681. Max Dannkorn in Nürnberg.

Schlittschuhe (Fig. 3 u. 4). Der Wettstreit möglichst bequeme Handhabung der Schlittschuhe zu erreichen wird wohl sobald nicht ausgekämpft sein. Die Figuren geben ein weiteres Beispiel, welches die Handgriffe bis auf einen sowohl beim An- als auch beim Abschnallen reduzieren, indem zu gleicher Zeit sowohl die Sohlenklammern als auch der Absatzhalter bewegt werden. Die beiden Sohlenklammern a werden vermittelst der zwei Gelenkstücke b durch vorschieben der Stange c, welche hinten im Zapfen k frei geführt wird, zusammen bewegt; dieses Verschieben geschicht durch Drehen der Kurvenscheibe f an dem Griff h. Da aber durch die Wirkung der kräftigen Feder e, welche sich auf den Bund i der Stange c stützt, der Absatzhalter d stets an die Kurvenscheibe f angepreßt wird, so wird auch zu gleicher Zeit dieser nach hinten verschoben und mit seinen Haken in den Absatz eingedrückt. Die Scheibe f ist mit dem vorderen Teil der Stange c durch die Stange g verbunden. Durch Drehen des Hebels h um 90° wird der Schlittschuh durch gleichzeitiges Bewegen von a und d frei, indem die Feder e zusammengedrückt wird. Die Nase n begrenzt

Fig. 3 u. 4. Schlittschuhe.

diese offene Stellung. — Kl. 77. Nr. 37043. B. Neumann in Karlsruhe i. B.

Apparat zum Oeffnen von Blechdosen (Fig. 2). Im häuslichen Gebrauch kommen immer häufiger luftdicht verschlossene Blechdosen vor und jeder, der sich mit dem Oeffnen derselben schon beschäftigt hat, wird zugeben, daß das eine recht mühevolle Arbeit ist. Die kleine Vorrichtung soll diese Arbeit erleichtern und soll außerdem dem ausgeschnittenen Rande ein gleichmäßigeres rundes Aussehen geben. Dieselbe besteht aus den beiden zusammengeschraubten Ringen e und a, welche zwischen sich eine Nut zur Aufnahme der drehbaren Scheibe c bilden. An zwei Ansätzen des Ringes e sind die beiden Klemmschrauben S zum Befestigen der Vorrichtung an der Blechdose B. Die Scheibe c trägt nahe an der Peripherie zwei Ansätze d, in welchen das Hebelmesser m gelagert ist. Auf der äußeren Seite der Achse desselben sitzt ein Klinkhebel o, welcher in eine Verzahnung des Ringes a eingreift, sobald der Hebel h des Messers m herauf und das Messer selbst in den Deckel hineingedrückt wird. Dadurch wird die Scheibe c um einen Zahn herumgedreht und beim immer erneuten Herumdrücken schneidet m im Kreise herum den Deckel durch. m_2 h_2 zeigt das Messer von der Seite gesehen. — Kl. 87. Nr. 37581. Karl Meier in Braunschweig.

Fig. 6. Elastische Schaukel.

Rettungsleine (Fig 5). In großen Städten, wo die Häuser turmhoch in den Himmel hineinwachsen, kommt den Bewohnern der oberen Etagen wohl zuweilen der Gedanke, wie sie sich bei einem plötzlich entstandenen Feuer nach unten retten können. Als Trost wird berechtigterweise die Vortrefflichkeit der heutigen Feuerwehren eben an den Stätten der Menschenüberfüllung gelten können. Trotzdem wird sich der kleine Apparat, welcher bequem in einem Etui aufbewahrt und nicht minder bequem bei eintretender Gefahr benützt werden kann, manche Freunde erwerben. Das dünne und geschmeidige Drahtseil a, dessen Schlinge a^1 im Innern an einem festen Gegenstand befestigt wird, wird schlangenartig um die einzelnen abgerundeten Stege b gewickelt, welche letztere in seitlichen Augen in den Stangen cc^1 geführt werden. Je nachdem das Gewicht des herunterzulassenden Gegenstandes ist, werden diese Stege durch die Mutter ee^1 entweder näher oder weiter geschraubt, so daß die Bremsung des Seiles, auf welchem Prinzip der ganze Apparat beruht, größer oder geringer ausfällt. An den unteren Haken dd^1 wird der Sitzgurt angehangen, so daß sich eine Person, die sich herablassen will, selbst nach eigenem Bedarf durch Drehen an der Mutter die Geschwindigkeit seiner Fahrt in die Tiefe regeln kann. — Kl. 61. Nr. 37360. Julius Diß in Düsseldorf.

Fig. 5. Rettungsleine.

Elastisch aufgehängte Schaukel (Fig. 6). Um den lieben Kleinen auch im Zimmer die Freude des Schaukelns bieten zu können, eignet sich diese elegante und praktische Einrichtung aus verschiedenen Gründen. Der Sitz c ist mit einer hoch oder niedrig stellbaren Lehne b versehen und wird durch den Federbügel a sicher umfaßt. Das Regulierstück d ist zwischen die Spiralfeder e eingeschaltet, um bei verschiedenen Zimmerhöhen den Sitz in die passende Lage zum Fußboden verstellen zu können. Die unangenehmen Stöße und das infolgedessen häufig eintretende Zerreißen des zum Aufhängen der Schaukeln verwendeten Materials wird durch die vorliegende Konstruktion vermieden und dabei die schaukelnde Bewegung viel sanfter und zuträglicher gemacht. — Kl. 77. Nr. 35225. Franz Pretzel & Co. in Berlin.

Vorrichtung zur Bezeichnung des Gebers beim Kartenspiel (Fig. 7 u. 8). Durch die stereotype Frage „Wer gibt?“ und deren Beantwortung wird so viel der kostbaren Zeit der Kartenspieler unbenützt vorübergelassen. Wir empfehlen eine sinnreiche Vorrichtung, als einen automatischen Unparteiischen zur Vermeidung jeder Streit-

Fig. 7. Vorrichtung zur Bezeichnung des Gebens beim Kartenspiel (geschlossen).

Fig. 8. Vorrichtung zur Bezeichnung des Gebens beim Kartenspiel (geöffnet).

frage. Figur 7 zeigt dieselbe fertig zum Gebrauch im Durchschnitt, Figur 8 aufgeklappt, um die inneren Teile sichtbar zu machen. Von außen einer Schreibunterlage ähnlich ist der Apparat zur Aufnahme des Zettels, auf welchem die gemachten Spiele notiert werden sollen, geeignet. Diese Unterlage a ist aber drehbar in einem Scharnier beweglich und wird durch die Feder f für gewöhnlich nach oben gedrückt. Beim Anschreiben wird dieselbe jedoch durch den Druck der Hand niederbewegt, dabei wird der Hebel d durch die abgeschrägte Fläche d^1 an dem darunter befindlichen Röllchen g um den Drehpunkt x etwas zur Seite gedrängt und verschiebt durch die Sperrklinke c an dem anderen Ende das Sperrrad e um einen Zahn. Dieses Sperrrad ist auf der der Klappe a zugekehrten Seite mit Zahlen versehen, die durch die kleine Glasscheibe h sichtbar ist. Nach jedem Notieren eines Spieles wird also automatisch der nächste Kartengeber bezeichnet. — Kl. 77. Nr. 35 233. Albert Gips in Hamburg.

Löschflasche mit zerbrechlicher Scheidewand (Fig. 9). Gegen den zerstörenden Feind unseres Hab und Gutes, gegen das Feuer, hat man in der letzten Zeit mit Erfolg neue Waffen angewendet; dies sind die sogenannten Löschbomben. Diese Erfindung bildet gewissermaßen eine Vereinigung dieser und der bekannten Extinkteure. Sie besteht aus flaschenähnlichen Gefäßen, welche durch eine leicht zerbrechliche Scheidewand in zwei getrennten Abteilungen einmal die Säure, das andre Mal das in Wasser gelöste Karbonat enthält, welche zur Bildung von Kohlensäure durch selbstthätige oder mechanische Zerstörung der Scheidewand zusammengebracht werden. Das Karbonat ist hier schon gelöst verwendet, um möglichst schnell die Kohlensäureentwicklung herbeizuführen. Zu diesem Zweck ist zwischen den beiden Abteilungen der Flasche eine Sprengpatrone eingelegt, welche entweder durch das entstehende Feuer oder durch Einschalten in eine elektrische Leitung durch Schließen des Stromes entzündet wird. Sofort füllt die sich bildende Kohlensäure den Raum und erstickt die Flamme. — Kl. 61. Nr. 36 153. Abel French Spawn in San Francisco (Kalifornien).

Fig. 9. Löschflasche.

Sparfeuerzeug (Fig. 10 u. 11). Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert. Wer zu sparen versteht, wird dies auch in Kleinigkeiten gern thun und dem wird dieser einfache und sinnreiche Apparat, durch welchen an Streichhölzern gespart werden soll, sehr interessant erscheinen. In das Gehäuse A läßt sich der obere Teil B, der eigentliche Zündholzbehälter, durch Zusammenpressen der Feder C hineindrücken, dabei wird eins der im konischen Teil e befindlichen Hölzer auf der oben ausgehöhlten feststehenden Scheidewand a liegen bleiben. Beim weiteren Herunterdrücken wird dasselbe, da alle Hölzer mit der Kopfseite nach dieser Richtung liegen, an dem Hindernis f anstoßen und um die Kante a^2 gedreht werden. Dabei springt es in die Höhe und ragt durch einen über der Scheidewand a befindlichen Schlitz i und zwischen zwei neben diesem Schlitz angeordneten federnden Walzen l. Dort wird es von letzteren festgehalten und zwar so, daß es von außen mit den Fingern erfaßt werden kann. Nun sind diese Walzen aber mit Zündmasse überzogen, es wird sich darum jedes Zündholz zugleich beim Herausziehen daran entzünden und es ist sofort zum Gebrauch bereit. Ein Vergeuden der Hölzer ist somit ausgeschlossen. — Kl. 44. Nr. 37 380. Max Herzberg in Berlin.

Die Gondel des Rekognoszierungs-Ballons (S. 320).

Fig. 10 u. 11. Sparfeuerzeug.

Schachbrett (Fig. 12). Zur Schonung der Figuren und um dem Schachbrett einen möglichst kleinen Raum zu geben, ist die Schatulle zur Aufbewahrung der Figuren auf eigentümliche Weise mit dem eigentlichen Brett verbunden. Das letztere ist in vier Teilen scharnierartig aufklappbar und die Schatulle besteht aus zwei Hälften, von welchen jede mit passenden Vertiefungen a für die einzelnen Figuren versehen ist. Nach dem Gebrauch des Spiels werden diese nach der richtigen Reihenfolge mit dem Fuß nach außen in ihre Vertiefungen a eingesteckt, die Teile b mit ihren Seiten d auf die Bretterabteilungen g gelegt und mit den Oesen l m darauf befestigt, dann wird das Brett in der Mittellinie nach oben geklappt und die beiden Schatullenhälften mit ihren Flächen c, welche dabei die Bretteile b einschließen, zusammengeschoben und vermittelst der Oesen e ebenfalls aneinander befestigt. Zum Gebrauch werden nach entgegengesetzter Manipulation die Schatullenteile abgehoben und das Spiel steht fertig aufgestellt zur sofortigen Benutzung da. — Kl. 77. Nr. 35 239. Moritz Reschofsky in Temesvár.

Fig. 12. Schachbrett.

Ofenrohrhalter (Fig. 13). Bei eisernen Oefen ist der Anschluß des Rohres an die Mauer des Schornsteins stets eine mißliche Sache, da zur Reinigung die Rohre entfernt werden müssen und dabei die Mauer beschädigt wird. Um dies zu verhindern, wird der Rohrhalter a so eingemauert, daß die Klappe e durch den Schnurhebel f und die kleine Welle d an der inneren Schornsteinwand frei bewegt werden kann. Die Vorderkante von a schneidet mit der Zimmerwand ab. Durch den Ventilationsschlußring h wird das Ofenrohr eingeführt und läßt noch Ventilationszüge zur Abführung der schlechten Zimmerluft frei. Beim Reinigen des Kamins wird die Klappe e zur Verhinderung des Eintretens von Ruß in das Zimmer geschlossen. — Kl. 36. Nr. 37 339. Wilh. Dreesen in Stoppenberg bei Essen.

Kochherd mit Zimmerheizung (Fig. 14). Beim Kochen wird nur ein geringer Teil der entwickelten Wärme ausgenützt, es wird deshalb bedeutend an Brennmaterial gespart, wenn man einen Teil der Wärme zum Heizen der Wohnräume verwendet. Der Heizkessel E besteht aus taschenförmigen, einzelnen Elementen, welche oben und unten durch Stützen ee_1 mit den beiden Sammelrohren rr_1 in Verbindung stehen, SS_1 sind die Stützen für die Heizleitung nach den Räumen. Der Winterrost R, der direkt unter dem Kessel angeordnet ist, dient zum Heizen, die Stichflamme des darauf brennenden Feuers wird also hierfür direkt benützt, ebenso schlägt an die Herdplatte P noch ein Teil der direkten Flamme zum Kochen. Der Zug der Heizgase geht wie die Pfeile andeuten. R_1 ist der Sommerrost und wird benützt, wenn nicht geheizt oder wenn im Winter das Kochen unterstützt werden soll. Der Teil f g h i' des Herdes ist an den eigentlichen Kochherd, der von beliebiger Art und schon vorhanden sein kann, angebaut. — Kl. 36. Nr. 37 523. Ludwig Crusius in Kaiserslautern (Rheinpfalz).

Fig. 13. Ofenrohrhalter.

Fig. 14. Kochherd mit Zimmerheizung.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

H. R. in R. In Falbs „Gedanken und Studien über den Vulkanismus", Graz 1876, findet sich S. 87 folgende, auf Ihren Einwand bezügliche Stelle: „Das Januarmaximum sollte freilich, wie die Theorie besagt, kleiner sein als jenes der beiden Aequinoktien. Allein die Zunahme seit November in gleichem Sinne und ohne Unterbrechung steigert es notwendig, während das Frühlingsäquinoktialmaximum unter der Abnahme des Faktors der Sonnennähe leidet. Das Maximum des Herbstäquinoktiums dagegen, welches von diesem Faktor nicht gestört, sondern unterstützt wird, steigt auch in der That unten (S. 89) in der allgemeinen Prozentualreihe bis zu 9,42 Prozent und erhebt sich in der Reihe b (1795—1812 inkl.) sogar über das Januarmaximum." Was aber das Verhalten des Meeres betrifft, so mögen dabei wohl die flutverstärkenden Wirkungen der Aequinoktialstürme ausschlaggebend sein. Ueber die Deutung des betreffenden Zahlenganges auf die angestrebte Hochflut der Lava dürfte ein Zweifel um so weniger Platz greifen, als dasselbe Gesetz der Verteilung sich auch auf lokal abgegrenzten Gebieten (Europa, Schweiz, Wallis) genau wiederholt (vergl. Falb „Von den Umwälzungen im Weltall", Wien 1881, S. 282) und somit eine allgemeine und konstante Ursache verrät.

L. S. in B. Sie stehen wohl ganz vereinzelt mit Ihrer Ansicht, daß die Einbeziehung der Politik in den Rahmen unserer Zeitschrift deren „Charakter als Familienblatt" nur noch kräftiger betonen würde. Die Politik soll ja angeblich den Charakter verderben, die heitere Ruhe der Familienblätter würde sie jedenfalls vernichten.

W. Sch. in St. L. Wenn wir Ihre Gedichte auch leider nicht verwenden können, so ist doch daran der „ferne Westen" nicht schuldig, aus dem sie uns über den Ocean zufliegen. Wir freuen uns im Gegenteil immer, wenn der Deutsche draußen an seiner Sprache und Liebe zur Heimat festhält.

H. K. in N. Ganz hübsch, aber nicht verwendbar für uns

A. C. in G. Wir kennen keinen Stellenanzeiger für die Schweiz. Vielleicht kann Ihnen eine Schweizer Buchhandlung dazu verhelfen; wenden Sie sich an Orell-Füßli in Zürich.

R. C. in S. Die „Westfalia" (Brackelsberg & Cie., Hagen) ist eine Schreibmaschine, welche vor andern den großen Vorzug hat, daß auf ihr die verschiedensten Schriften verwendet werden können. Der Preis beträgt 300 M., was ihr leider ebenso wie andern Maschinen zu weiter Verbreitung hinderlich sein wird.

C. N. in Schw. Dank für Ihre Mitteilung. Wir haben übrigens keine Neigung, Ihr koloriertes „Grüß Gott" zu sehen. Wir haben deren mehr als zuviel zu Gesicht bekommen. „Die Augen gingen ihm über, er sah nicht mehr darauf" — der bejammernswerte Redakteur nämlich.

Isa. Wir müssen ablehnen.

Weltpost.

H. C. in St. Der Verfasser hat den Aufsatz schon vor zwei Jahren an uns eingesandt und hatte keine Ahnung davon, daß er jetzt zum Abdruck kommen würde. Er wird übrigens seine Bemerkungen über den Chauvinismus beweisen.

Ein Leser in B. In diesem Punkte mögen Sie recht haben, allein in der Hauptsache kann Preyers Angriff auf die übertriebene Betonung der antiken Sprachen gar nicht genug verbreitet werden.

Hausfrau in S. Soll heißen 1 Liter.

F. W. H. in W. Von Karl Mays Schriften existiert keine Sammlung.

R. A. in B. Wir wollen hoffen, daß Ihnen unser Graphologe über Ihre Handschrift Besseres zu sagen hat, als wir Ihnen über Ihre Gedichte. Diese sind geradezu schauderhaft und teilweise — wir denken an den Gesang über die krummen Beine Ihrer Nachbarin — ordinär. Die Xenien sind pointelos, und wenn Sie im „Traumbild" zunächst auf eine poetische Wirkung hinarbeiten, so stören Sie diese sofort durch ganz unglaubliche Wendungen. Sie singen von einem nächtlichen Nixentanz:

> Sie singen im Kreise mich wild mit herum,
> Ich muß mit ohne Ruhe und Rast.
> Bei ihrem berauschenden Liebesgesumm
> Tanz ich mit erzwungener Hast.

„Gesumm", das müssen nette Elfen gewesen sein; haben Sie etwa die Anekdote im Kopf gehabt von dem Franzosen, der Honig holen wollte, das Wort vergessen hatte und sich nun mit folgender Beschreibung aus der Affaire zog: „Geben Sie mir von die kleinen Tierchen, welche machen Gesumm, summ, summ, ra, ra, husch in die Loch hinein"?

G. S. in H. Der Appell an unsere Tanzlust hat seine Wirkung aus dem sehr einfachen Grunde verfehlt, weil wir nicht tanzen. Mit ruhigem Blut angesehen verdient aber Ihr Gedicht keine Aufnahme bei uns. Hoffentlich ist der Rhythmus bei Ihrem Tanzvergnügen größer als bei Ihrem poetischen; wird Ihnen dort „'s Herze" weit, so hinken hier Ihre (Vers-)Füße. Aber nichts für ungut, man kann ein herzlich schwacher Dichter und doch als treuer Abonnent verdienter Mitarbeiter einer Zeitschrift sein.

E. H. in B. Sie sind ohne Zweifel im vollen Recht, wenn Sie in einem Aufsatz über die Soldatentypen in „Minna von Barnhelm" auch Riccaut zu diesen Typen rechnen. Als abenteuernder Berufssoldat steht er in einem scharfen Kontrast zu dem edlen Tellheim. Ueber die Zugehörigkeit Justs zum Soldatenstand läßt sich streiten, obgleich mehr für Ihre Auffassung spricht, ihn nicht dazu zu zählen, als für die gegenteilige.

K. M. Ihre „Vogesenwacht" hat wenig Zündendes. Ihr dürfte kaum das Schicksal blühen, so populär zu werden wie die „Wacht am Rhein".

N. G. in St. P. Wir danken für die orientierenden Mitteilungen, die uns neu waren. Verfasser ist der bekannte Redakteur der Fachzeitschrift „Das Ausland", Dr. Karl Müller in Stuttgart.

Alter Abonnent in **Wien.** Für Ihre freundliche Anerkennung vielen Dank. In der Zustimmung der Veröffentlichung neuer Erfindungen sind Sie mit vielen anderen Lesern einig, aber ebenso darin, daß bisher die Orientierungsbuchstaben oft zu klein ausgefallen sind. Dem soll in der Folge abgeholfen werden. Die Zeichnungen selbst sind photographisch verkleinerte Wiedergaben der den Patentschriften beigelegten Erläuterungstafeln.

A. D. in W. Wir danken Ihnen für diesen Hinweis. Selbstredend liegt hier eine Täuschung vor, die aber hoffentlich in ihren Folgen um deswillen nicht so unangenehm sein wird, als die „Mußestunden" schwerlich allgemeinen Bekanntseins sich erfreuen. Auf Ihre Frage, ob man „die Hausfräulein" oder „das Hausfräulein" sagt, antworten wir, daß letzteres das rechte ist.

L. S. in **B.** Da wir nach Ihrem Brief glauben annehmen zu dürfen, Sie verstehen Scherz, antworten wir Ihnen: „Sie haben ja so recht", das muß Ihnen am besten der Ausfall der bezüglichen Illustrationen und Artikel beweisen. Uebrigens sind Sie bezüglich des Verfassers im Irrtum. Es handelt sich um einen der gefeiertsten Fachgelehrten. Schönen Gruß und „keene Feindschaft nich".

A. K. in T., **F. W. J.** in **M.** Wir empfehlen Ihnen: Laubert, Nutztaubenzucht. Berlin, Parey, 1 M. Dr. Leo Prybil, Geflügelzucht. Ebendas., 2.50 M. Dürigen, Geflügelzucht nach ihrem jetzigen rationellen Standpunkt. Ebendas., 18 M. Prütz, Die Arten der Haustauben. Leipzig 1871.

A. L. in **L.** Dazu bedarf es doch wohl keiner besonderen Anweisung, jede gute Pomade wird den gewünschten Dienst leisten.

Im Frühling.

Von

J. G. Fischer.

Der Brunnen quillt, der Vogel rief:
Im Garten blüht's, im Garten,
Kommt, Kinder, wo im Grase tief
Die frühen Blumen warten.

Und wenn der erste Vogel sang,
Bald rauscht's von Sang und Schalle,
Und wenn die erste Knospe sprang,
Bald blüh'n die andern alle.

Pflückt nur, es ist in seinem Lauf,
Und eure Wangen glühen,
Bald wird's euch an der Brust herauf
Und über die Schultern blühen.

Die höchste Wetterwarte Europas.

Von

Ernst v. Wolzogen.

Als ich im August vorigen Jahres meine Alpenfahrt antrat, hatte ich durchaus nicht die Absicht, als Bergferdilettant Fährlichkeiten aufzusuchen, denen mein berufssiecher Körper vielleicht nicht hätte trotzen können. Berufssiech — das heißt für einen Schriftsteller: magenkrank, durch übermäßigen Genuß miserabler fremder, und nervenkrank, durch übermäßige Erzeugung mirakulöser eigener Litteratur! Schwindelfrei fühlte ich mich auch nicht — welcher Federmensch dürfte dergleichen von sich behaupten! — und so hatte ich mir denn eine Fußreise durch Salzburg, Kärnten und Tirol zurechtgelegt, auf welcher ich Eisenbahn und Omnibus recht fleißig benutzen und mehrenteils fein im Thale bleiben konnte. Da ich aber doch anständigerweise nicht heimkehren durfte, ohne zum wenigsten mit eigenem Finger ein Loch in ewigen Schnee gebohrt zu haben, so hatte ich mir nach reiflicher Erwägung mit Hilfe des trefflichen kleinen „Meyer" den Tauernübergang von Gastein nach Heiligenblut über Mallnitz, Obervellach u. s. w., zur Glanzleistung für meinen diesmaligen, schüchternen alpinistischen Versuch ausersehen. Ich gedachte dann von Heiligenblut aus bis zum Glocknerhause zu steigen, mir die Pasterze und den Großglockner in respektvoller Entfernung zu betrachten und sodann über den als harmlos warm empfohlenen Pfantelschartengletscher nach dem viel gerühmten Fuscher-Thal abzusteigen.

In der Frühe des 1. September trat mein Führer, der Stöckl-Lois, an, und wir marschierten von Böckstein aus (eine Stunde oberhalb des Wildbades Gastein wunderschön gelegener Weiler mit gutem Gasthaus) bei herrlichstem Wetter das wildromantische Felsenthal der Gasteiner Ache hinauf dem Naßfelde zu. So eine Wanderung in frischer Morgenluft, einem schäumenden Wildbach entgegen, Wasserfälle zur Rechten und zur Linken, in deren hier in mächtigem Sturz die Felsen umbrandenden, dort lautlos, schleiergleich über eine senkrechte Wand herabwallenden Wassern die Sonnenstrahlen in zartem Farbenspiele sich brechen — ja, solch eine Wanderung ist das wahre Elixir für einen litteraturversumpften Magen, und Morgenluft und Frührotduft sind die Elektroden, welche man nur frischen Mutes zu erfassen braucht, um einen galvanischen Strom durch die Nerven zu leiten, der die nachtfrohen zu tag- und mühefreudiger Straffheit anspannt. Mein braver Stöckl-Lois, der anfangs schweigend vorangeschritten war, schien mit Wohlgefallen zu bemerken, wie die „angeborene Farbe der Entschließung" auf die Wangen zurückkehrte, welche vordem welk und gelb aussehen mochten, wie ein schlechtes Manuskript, das jahrelang von Redaktion zu Redaktion gewandert ist. Er war erst am vorigen Abend von Kolm-Saigurn zurückgekehrt

und hatte dort erfahren, daß am 2. September, also morgen, die Eröffnung der meteorologischen Station auf dem Sonnblick mit aller Feierlichkeit und wahrscheinlich sehr reger Beteiligung von seiten der Alpenvereine und der Wettergelehrten erfolgen werde. Ich sah dem braven Burschen an, daß es ihm sauer angekommen wäre, bei der schönen Feier nicht mitthun zu können, und so setzte ich denn seinen Lockungen nur geringen Widerstand entgegen und ließ mir alle philisterhaften Bedenken wegspotten. In der Straubinger Hütte auf dem Naßfeld — ein baumloses Hochthal, dessen Wiesenboden durch die zahllosen von all den schroffen Bergabhängen herabrieselnden Wässerlein aufgeweicht ist — traf ich überdies einen Herrn, welcher seinem Gasteiner Badearzt davongelaufen und gleichfalls nach Kolm-Saigurn (S. 419) unterwegs war. Er schloß sich mit Vergnügen samt seinem Führer mir an — und so stiegen wir denn nach kurzer Rast zu vieren zur Riffelscharte hinan.

Das Wort Scharte ist gleichbedeutend mit Paß oder Joch, bezeichnet also eine Einsattelung zwischen zwei Berggipfeln, welche den Uebergang von einem Thal ins andere gestattet. Die Riffelscharte ermöglicht ebenso wie die weiter rechts gelegene Bockhardtscharte den Uebergang vom Gasteiner Achenthal in das Rauriser Thal. Der steinige Pfad, für geübte Bergsteiger nicht zu verfehlen, klimmt in zahlreichen Windungen den sehr steilen Abhang in zwei und einer halben Stunde hinan. Die Sonne brannte glühend auf den nackten Fels, die Mühe war groß, aber größer noch die freudige Ueberraschung, als wir oben angelangt das herrlichste Alpenpanorama rings um uns her sich ausdehnen sahen. Die Schneehäupter des Herzog Ernst, Goldberg und Schareck ragen in nächster Nähe ehrfurchtgebietend empor, westlich, also im Rücken, der Radhausberg, der Tischlerkarkogl, der Mallnitzer Tauern und der gewaltige Ankogl, ein Bursche von 3253 m Höhe. Vor uns, im Osten, schauen wir in den Rauriser Hüttwinkel hinein, eben jenen vom großartigsten Gletschercirkus des Goldbergs, Sonnblicks und Hohenaar (oder Hochnarr) eng umschlossenen Zipfel des Rauristhales (S. 427), in welchem das Pochwerk und das Wirtshaus Kolm-Saigurn liegen. Gerade das Begrenzte der Aussicht, die Nähe der schneebedeckten Bergriesen, wirkt ungemein ergreifend, weil das Gefühl des Stolzes über die besiegten Schwierigkeiten des Aufstiegs durch das fast bedrohlich nahe Herantreten jener ernst dreinschauenden Großgewaltigen noch bedeutend erhöht wird.

Von der Riffelscharte stürzt der Abhang jäh bis zur grünen Thalsohle hinab und durch das Geröll, das ihn bedeckt, haben die tosenden Wildwasser des Frühjahrs ihre Wegspuren gegraben, zahllose Lawinen haben auf ihrem Donnerlauf Felsstücke ansehnlicher Größe mitgeführt und in genialer Unordnung über die Bergwand verstreut. Es versteht sich, daß man nicht geradeswegs in die Tiefe steigt; das würde, wenn überhaupt ausführbar, eine unsinnige Kraftanstrengung sein. Der Pfad führt vielmehr an dem sanfteren Gehänge des hohen Goldbergs entlang, über Risse und Schrunden hinweg, in welchen noch ein wenig übereister Schnee den Strahlen der Hochsommersonne getrotzt hat, in mäßiger Steile nach dem Maschinenhause der Goldbergzeche (S. 423).

Die ganze „Maschine“ besteht übrigens nur aus einer riesigen Welle, welche durch einen wilden Gletscherbach in Umlauf gesetzt wird, der etwa 1000 m weiter unten als stattlicher Wasserfall ganz nahe dem Pochwerk ins Thal hinunterstürzt. Auf dieser Welle wickelt sich, so glatt wie das Garn bei der selbstthätigen Spulvorrichtung der neueren Nähmaschinen, ein 1400 m langes Drahtseil auf, welches auf einer hölzernen Schienenbahn die Erzkarren über nahezu senkrechte Felswände von Kolm-Saigurn heraufzieht und, mit dem wertvollen, Gold und Silber bergenden Gestein belastet, wieder herunter läßt. Bei der außerordentlichen Steile des Fußweges von Kolm nach dem Knappenhause gebraucht man, abgesehen von der Abnutzung der Kräfte, zwei Stunden Zeit für dieselbe Entfernung, welche der

Rast auf dem Weg zum Sonnblick.

Erzkarren in etwa zwölf Minuten zurücklegt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß nicht nur die Bergknappen regelmäßig den Aufzug benutzen, sondern daß auch die meisten Touristen ohne viel Besinnen diese abenteuerliche Fahrgelegenheit benutzen, deren tolldreiste Anlage kaum irgendwo auf Erden ihresgleichen finden dürfte. Die Schilderung dieses Aufzugs in meinem Reisehandbuch: „Die Fahrt gehört unter die schwindelerregendsten (besonders die Herabfahrt) für den Schwindelfreien (nur solchen zu empfehlen!), aber auch zu den interessantesten“, hatte mich an erster Stelle bestimmt, für meinen geplanten Uebergang von Gastein nach dem Großglockner statt dieses kürzesten Weges jenen viel weiteren und weniger reizvollen über den Mallnitzer Tauern zu wählen. Doch nach einem anstrengenden Marsch von etwa sechs Stunden nimmt man für eine Wegabkürzung von beiläufig anderthalb Stunden schon ein bißchen Unbehaglichkeit in den Kauf, und zudem benimmt einem die Ruhe der Knappen und die Anwesenheit zahlreicher Fremder, welche gleich uns zu dem Abenteuer bereit sind, doch einigermaßen das Gefühl der Unsicherheit. Herausfallen kann man nicht aus dem Karren — es kann einem höchstens schlimm werden; dann schließt man eben die Augen und beißt die Zähne aufeinander. Die einzige wirkliche Gefahr ist die, daß das Drahtseil reißen könnte. Dann ist's freilich vorbei, denn an irgend welche Hemmvorrichtung ist bei der stellenweisen Neigung der glatten Bahn bis zu einem Winkel von 55 Grad gar nicht zu denken. Es gibt also nur drei Möglichkeiten: Entweder man erreicht das Thal lebendig und vergnügt, oder man erreicht es lebendig und — weniger vergnügt, oder man erreicht es gar nicht lebendig — — in welch letzterem Falle einen ja die ganze Sache überhaupt nichts mehr angeht. Da es aber immerhin Leute gibt, denen die Vorstellung ihres eigenen Nichtvorhandenseins eine bejammernswerte Pein verursacht, so will ich noch hervorheben, daß das Seil im Laufe des letzten Jahrzehntes allerdings zweimal gerissen ist, aber immer nur, wenn die Karren mit Erz im Gewicht von zwölf Centnern belastet waren — wogegen das Gesamtgewicht der höchstens zu einer Fahrt zugelassenen vier Personen kaum jemals mehr als sechs Centner betragen dürfte. Die Fahrt ist demnach verschämten Selbstmördern kaum zu empfehlen, da die Wahrscheinlichkeit, ihren schönen Zweck zu erreichen, für sie doch zu gering ist.

Das Maschinenhaus der Goldbergzeche (S. 422).

Da malerische Talente mir versagt sind, hat es mir nicht gelingen wollen, die Einrichtung des merk-

würdigen Aufzuges durch eine Zeichnung zu veranschaulichen und ich muß mich mit dem Versuch begnügen, dem Leser durch Beschreibung eine Vorstellung davon zu verschaffen.

Die Schienen bestehen aus ziemlich starken, oben abgehobelten Balken, welche durch in den Fels gekittete eiserne Klammern an dem steilen Gehänge des Goldbergs festgehalten werden. Die vier Räder der Karren sind von nur geringem Durchmesser, aber sehr breit, so daß ihre Randfläche fast die obere Fläche der Schienen bedeckt. Senkrecht zu der Richtung der Radachsen sind unterhalb des Karrens vier Walzen angebracht, welche sich an den inneren Flächen der Schienenbalken reiben und dadurch in Drehung versetzt werden. Diese Walzen bilden also den einzigen Schutz vor dem Entgleisen. Je zwei Personen legen sich nun oben im Maschinenhause flach auf den Boden des Karrens, stemmen sich mit den Füßen fest gegen die vordere Wand desselben, erfassen mit je einer Hand die über den Köpfen hinweggeführte eiserne Querstange und mit der freien den Nacken des Genossen oder die Seitenwände des Karrens. Zu Beginn der Fahrt hat man einen ähnlichen Spaß wie etwa beim Befahren einer russischen Rutschbahn, nur daß es nicht so schnell geht und daß man nicht bequem dabei sitzt. Natürlich ruhen die plumpen Erzkarren nicht auf Federn, und da überdies die Balken nicht allzu glatt eingefugt sind und das Drahtseil um so ärger schwankt, je mehr davon abläuft, so wird man durch das Holpern und Rucken einigermaßen stutzig gemacht. Man wird vielleicht die Vorstellung haben, als ob die senkrechte Entfernung von etwa 600 m zwischen der Höhe des Triebwerks und der Tiefe des Thales auf einer schiefen Ebene von einigermaßen sich gleichbleibender Neigung durchmessen würde. Dem ist aber durchaus nicht so; der Bergabhang bildet vielmehr eine ganze Anzahl Stufen oder Terrassen von sehr ungleicher Ausdehnung sowohl in der Breite wie in der Höhe. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, wenn plötzlich der Karren nach unten umbiegt und dadurch der Körper aus der fast wagrechten in die mehr oder weniger senkrechte Lage gehoben wird. Bei jeder solchen äußeren Stufenkante befindet sich zwischen den Schienen eine hölzerne Welle, auf welcher, nachdem der Karren darüber hinweggegangen, das schwankende Seil einen Stützpunkt bis zur nächsten Kante findet. Die mitfahrenden zwei Führer oder Bergknappen stehen mit einem Fuß auf dem äußeren Rande, mit dem anderen im Boden des Karrens, mit dem Rücken nach der Thalseite. Sobald das Fahrzeug sich abwärts biegt, müssen sie sich, um das Gleichgewicht herzustellen, ganz vornüber beugen, so daß sie also nahezu bauchlings in der Grätschstellung über dem Karren liegen, während der Fahrgast ungefähr aufrecht darin steht. Ein Herausfallen und Ueberschlagen nach vorn bei etwa eintretendem Schwindel ist dadurch ganz unmöglich gemacht und überdies verdecken die Leiber der Führer so sehr den Ausblick, daß man kaum schwindlig werden kann. Ich wenigstens, der ich nicht ohne Unbehaglichkeit vom Balkon eines dritten Stockwerks auf die Straße hinab zu schauen vermag, habe, ohne von irgend welcher Uebelkeit heimgesucht zu werden, frei umherblicken können und durch die gespreizten Beine meines Stöckl-Lois hindurch, wie durch das Fenster eines Dioramas, das überaus großartige Landschaftsbild bewundert, das sich, während man selbst hinabrollt, gleich einem Theaterprospekt nach der Höhe aufrollt. Die beiden letzten Abhänge sind die steilsten und tiefsten. Man denke sich nur einmal den einen Schenkel eines Winkels von 55 Grad, dessen anderer horizontal liegt, bis zu etwa 100 m verlängert, und man wird einen Begriff bekommen von der Steilheit einer solchen Schienenbahn. Zu beiden Seiten des letzten, allertiefsten Absturzes schäumen Wasserfälle über senkrechte Felswände in die Tiefe, zu unseren Füßen sehen wir den Rauch aus dem Schornstein des lockenden Gasthauses sich friedlich emporkräuseln — jetzt biegen wir wieder auf, rollen in beschleunigtem Tempo noch eine kurze Strecke eben dahin — da ertönt die elektrische Glocke, der Wagen steht, die Knappen helfen uns aus dem seltsamen Vehikel heraus und eine ganz ansehnliche Schar früher angekommener Gäste beglückwünscht uns herzlich zu dem „glücklichen Rutsch“.

Von allen Seiten sind sie herbeigeströmt, die Alpenfreunde, die Männer der Wissenschaft, die von der neugegründeten Station wichtigste Ergebnisse für

Rojacher, der Besitzer der Goldbergzeche (S. 428).

den Fortschritt der Wetterkunde erwarten, die Vertreter zahlreicher Sektionen des deutsch-österreichischen Alpenvereins, der Austria, des österreichischen Touristenklubs. Jeder Erzkarren bringt zwei neue Gäste herunter, die aus den verschiedenen Kärntner Thälern über die Zirknitz-, Tramer- und Goldzechscharte herübergestiegen sind, und noch weit mehr Fremde kommen durch das Rauristhal von der Station Taxenbach der Giselabahn den herrlichen Thalweg dahergewandert. Auch an

Das Rauristhal (S. 422).

Der Gipfel des Sonnblicks.

Damen, welche die festliche Bergfahrt morgen tapfer mitmachen wollen, fehlt es nicht. Da ist eine alte Dame in schneeweißem Haar, der ich samt ihrer ganzen Familie, einem älteren Sohne nebst seiner Frau und dem vierzehnjährigen Buben sowie einem jüngeren mit Skizzenbuch und Pflanzenpresse, schon mehrfach auf meinen Wanderungen begegnet war. Die Familientruppe hatte bereits eine ganze Reihe von recht anstrengenden Besteigungen ausgeführt, alle ohne Führer und ihr Gepäck selbst tragend. Da war ferner der Generalsekretär des Alpenvereins, Dr. Emmer aus München, mit seiner unerschrockenen Gattin gekommen, deren höchst praktischem Kostüm man schon die Gewohnheit der Alpenwanderungen ansah. Da war endlich ein sehr liebenswürdiger älterer Herr aus Niederösterreich, ein Professor wenn ich nicht irre, der seine Tochter, ein wunderschönes, schlankes, junges Mädchen mit so bezaubernd ernsten — echten Sonnblicksaugen mitgebracht hatte. Auch der Leiter der morgigen Feier, der zweite Präsident des deutsch-österreichischen Alpenvereins, Regierungsrat Pfaff aus München, war bereits eingetroffen, sowie auch einige Genossen von der Feder.

Und zwischen den zahlreichen Fremden bewegt sich in stets diensteifriger Eile, hier mit herzlichem Händedruck willkommen heißend, dort freundliche Auskunft einer ganzen Schar ihn umringender Frager erteilend, der vielgepriesene und vielgeehrte Herr Rojacher, der Wirt des gastfreien Hauses, der Eigentümer des Goldbergwerks, der eigentliche Erbauer des Sonnblickhauses — mit einem Wort, der Held des Tages (S. 426).

Dieser Mann ist durch und durch, äußerlich wie innerlich, ein Original. Zu der kleinen untersetzten Gestalt in der landesbräuchlichen Bergtracht nimmt sich der bis auf die Schulter herabwallende, wirre schwarze Haarwust und der dichte, ebenso dunkle Vollbart höchst seltsam aus. Zudem bekunden die freundlich blitzenden Augen und das geschmeidig-hurtige Wesen, daß unser Rojacher durchaus nicht der grimmige Waldmensch ist, den man beim ersten Anblick in ihm vermuten möchte. Seiner Herkunft, seiner Rede und seinen Gewohnheiten nach ein schlichter Aelpler, hat dieser Mann mit seinem regen Geist und in rastlosem Wissens- und Arbeitstrieb sich eine Fülle von Kenntnissen gesammelt und sich einen Wirkungskreis geschaffen, der ihn zu einem kleinen König in seinem Gletscherreiche macht.

Er kaufte 1875 der österreichischen Regierung den Bergbau am Goldberg ab, der einst im 15. und 16. Jahrhundert reiche Erträge an Gold und Silber lieferte, seither aber immer unergiebiger und endlich ganz aufgegeben wurde. Gestützt auf tüchtige mineralogische Kenntnisse hat Herr Rojacher mit thatkräftigem Unternehmungsgeist aufs neue zu schürfen und zu sprengen begonnen und sich durch den bisher immer noch recht unbedeutenden Erfolg nicht entmutigen lassen. Er sagte mir nämlich, daß der höchste Ertrag eines Jahres sich auf höchstens 12 k Feingold und noch weniger Silber belaufe und daß er mit diesem Ertrag (der kaum über 30000 Mark wert sein dürfte) bei den bedeutenden Betriebskosten nur wenig Gewinn erziele. Der Bergbau ist nächst dem am Monte Rosa der höchstgelegene in Europa, das Goldberghaus, auch die Knappenstube genannt, das höchste bewohnte Haus in Oesterreich. Der tiefste Einbau liegt 2370 m über dem Adriatischen Meere und die höchste Grube am obersten Sattel des Goldberg-Tauern 2810 m, angesichts der Brüche des ziemlich flachen Goldberggletschers und der wilden vom Tramerkogl und vom Sonnblick herabziehenden Schneefelder. Von solcher Höhe herab befördert die oben geschilderte Seilbahn die Erze nach dem Pochwerk von Kolm-Saigurn (1597 m). Sie werden erst zu Pulver zerstampft und dann mehrmals durchgeschlemmt, bis alle erdigen Bestandteile daraus entfernt sind und ein blitzender Metallsand zurückbleibt, welcher etwa in Napfkuchenform geknetet und dann getrocknet wird. Diese Kuchen enthalten nun aber nicht etwa eitel Gold und Silber, sondern leider zum allergrößten Teil

Schwefelkies und ich weiß nicht was sonst noch für wertloses Zeug. Zur Ausschmelzung und chemisch reinen Darstellung des Edelmetalls müssen sie erst nach Freiberg in Sachsen geschickt werden.

Herr Rojacher hat sich auch vielerlei Kenntnisse in den physikalischen Wissenschaften angeeignet. Er läßt von seinem tosenden Wildbach nicht nur das Pochwerk, sondern auch die Dynamomaschine treiben, welche ihm die Elektricität für seine Telephonleitung und für — die Glühlichtbeleuchtung seines Gasthauses liefert! Ja, es ist ein ganz wunderlicher Effekt, wenn man in diesem weltentrückten, lawinenbedrohten Thalwinkel, in diesem alten, gastlichen Bergmannsheim, das noch kein befrackter Kellner durch seine pomadisierte Gegenwart entweiht hat, von frischen Dirnen in der kleidsamen Landestracht bedient, deren achtunggebietender Wuchs die kärntnerische Riesenrasse verrät, so unvermutet das Edisonsche Glühlämpchen über der Abendtafel aufblitzen sieht! Und tritt man aus der Gaststube über den niedrigen dunklen Hausflur in die Knappenküche — welch romantischer, malerisch packender Gegensatz! Gewölbte Decke, aus Felsgestein kunstlos gemauert, kleine Fenster in den mehrere Fuß dicken Außenwänden, an denen sich rohe Holzbänke hinziehen. Und quer durch den niedrigen, kryptaähnlichen Raum ein großer gemauerter Herd, über dessen ganze Länge ein paar Eisenstäbe als Rost über dem offenen Reihenfeuer hinlaufen, dessen schwarzer Rauch in dicken Wolken an der Decke hängt und sich seinen Ausweg sucht, wo er ihn eben findet, durch Thür oder Fenster. An der Wand hängen in schönster Ordnung die Bratpfannen der Knappen, deren jeder ein bestimmtes Plätzchen auf jenem Rost hat, wo er sich seine Erdäpfel und sein Fleisch rösten und schmoren kann. Und über dem einfachen Herde hängen von der Decke herab an hölzernen Stangen lange Reihen von Schinkenschnitten und anderem Schweinernen und lassen sich fetttropfend und wohlriechend anräuchern, um über ein kleines den genügsamen Bergleuten als Leckerbissen zu dienen.

Ich hatte mich nach dem Mittagessen zu einem kleinen Schläfchen auf mein Bett gelegt, wurde aber sehr bald durch einen furchtbaren Knall geweckt, dem ein lang nachgrollendes Donnern folgte. Ich glaubte zunächst, man habe oben in der Zeche mit Dynamit gesprengt, doch belehrte mich ein Blick aus dem Fenster, daß in der kurzen Zwischenzeit sich die wenigen leichten Wölkchen von vorhin zu finsteren Gewittern zusammengeballt hatten, welche nun ihre Blitze von allen Seiten um die weißen Gletscherhäupter flammen ließen. Ich hatte die Gipfel des Sonnblicks und des Hochnarrs gerade vor Augen. Wie die weißen Spitzen im grell aufzuckenden Blitzstrahl schwefelblau aufleuchteten, um sogleich wieder hinter dunklen Wolkenwänden zu verschwinden! Einigemal schoß eine ganze Reihe von Zickzackstrahlen fast gleichzeitig um eine Bergspitze herum, so daß man einen feuerspeienden Krater vor sich zu sehen vermeinte. Und wie ganz anders tönte der Donner hier, als draußen in der Ebene, oder auch in unseren deutschen Mittelgebirgen! Zunächst ein furchtbarer Knall, als wäre ein Berg mitten auseinander geborsten, oder als müßten die Felswände, welche die enge Thalecke umstarren, nach allen Seiten auseinander rücken und wild übereinander in Trümmer stürzen. Und dann erst, nach einer Pause, welche uns Zeit läßt, umzuschauen und uns zu vergewissern, daß noch alles auf dem alten Flecke steht, dann erst hebt das übergewaltige, göttlich-zornige Murren, Grollen, Poltern, Rasseln und Rollen an, das sich von einem Thal zum anderen fortpflanzt, bald in drohendem Crescendo sich uns zu nähern, bald rasch abnehmend in Siebenmeilenschwüngen über die Berge sich zu entfernen scheint. Und wie das hier zu regnen versteht! Jeder einzelne Tropfen saust so schneidig scharf daher wie ein Pfeil von der Bogensehne eines indianischen Kriegers. Dann wird's noch ärger: aus den Tropfenbolzen werden Wasserstrahlen, die kommen schräg von den Wänden des Tauern heruntergeschossen, wie wenn sich alle die Legionen von Bergkobolden, die

Das wunderschöne Fräulein mit den Sonnblicksaugen (S. 431).

garstigen, neckenden Nicker mit ihren bösen Bubenspritzen gegen unsere friedliche Heerschar von fröhlichen Alpenkraxlern aufgemacht hätten. Und da fangen sie gar an mit Steinen zu werfen! Nein, es sind nur Hagelkörner, aber sie prasseln wie ein Schnellfeuer von Rehposten in das Krautgärtchen unter meinem Fenster

Die Wetterwarte im Schnee.

und schießen die zierlichsten Löcher in die schönen dicken Kohlblätter.

Ich eile hinunter, um auch nach den anderen Seiten hin auszuschauen. Gerade verschnaufen sich die himmlischen Batterien einen Augenblick und da höre ich es rauschen, gießen, pitschen und platschen ringsumher, statt zweier Wasserfälle schäumen ihrer zwanzig über die Schroffen und Klüfte, die kleinsten Silberäderlein sind zu übermütigen Springquellen und die Schneewasser zu reißenden Wildbächen geworden. Eben ist ein junger Mann zurückgekehrt, welcher gleich nach dem Essen auf die Edelweißsuche gegangen war. Er ist gänzlich durchnäßt, er hat die Brücke über den Bach nicht wieder gefunden und ist kühnlich durch den wilden Strudel hindurchgewatet. Ein anderer, der mit ihm zugleich ausgezogen war, wird noch mit banger Sorge erwartet. Er trifft erst nach Stunden ein. Auch er hat alle Stege zerstört gefunden und weite, gefahrvolle Umwege machen müssen.

Unter dem Schutzdach an der Kegelbahn hinter dem Hause gewahrte ich einsam, fest in den weiten Mantel gehüllt, das wunderschöne Fräulein mit den tiefen Sonnblicksaugen, die mich zuerst gegrüßt, als ich nach jener Schwindelfahrt hier unten landete (S. 430). Ich mußte mich zu ihr gesellen, obwohl ihr andächtig-sinnend nach oben gerichtetes Auge mir sagte, daß sie wohl lieber allein all diese entfesselte Zornschönheit genossen hätte. — Ein Regenbogen spannte sich, fest wie gezimmert, über die Joche im Osten. Es war überwältigend schön! Leider waren wir nicht vertraut genug, um schweigend genießen zu dürfen; wir machten uns also als echte Kultur- und Bildungsmenschen mit anständigem Eifer daran, die Schönheitswirkungen der Natur mit denen der Kunst zu vergleichen. Ich kam von Bayreuth; da ergab sich denn freilich so allerlei; Schiller und Goethe gerieten auch dazwischen und ich weiß nicht was noch alles! Es ist eigentlich eine Schande, daß man selbst auf Fußreisen und bei Alpengewittern so gebildet ist! Aus ihrem ernsten, schönen Munde kam sicherlich kein plattes, ballschwatzmäßiges Wort — ob ich aber eitel Gold geredet, das möchte ich nicht beschwören! Wird auch wohl so viel Schwefelkies darunter gewesen sein, wie unter den Erznapfkuchen des Pochwerks da drüben. Und die ganze Zeit über hatte unser Major auf der Alm unter dem Baum und unter seinem Regenschirm gesessen und unstörbar weiter gezeichnet in sein großes Skizzenbuch. Berge, Wolken, Regen, Blitze und sicherlich auch den Donner — denn unser Major konnte wirklich alles sehr gut zeichnen. Nachher ward's wieder still und Herr Rojacher verkündigte uns für morgen das unzweifelhafteste Festwetter. — — —

Um fünf Uhr in der Frühe des nächsten Tages stiegen die ersten beiden Festgäste in den Karren. Die Fahrordnung war am Abend vorher festgestellt worden. Ich, als Vertreter der Presse, war für einen der ersten Karren vorgemerkt. Trotzdem konnte ich aber noch der stillen Messe anwohnen, welche der würdige alte Pfarrer Pempel aus Rauris hinter dem Hause celebrierte. Man hatte einen Tisch hinausgetragen und zu einem Altar herausgeputzt. Ein altes Schnitzwerk aus der Kapelle von Kolm-Saigurn befand sich in einem Glasschrein darauf, daneben brannten zwei Kerzen. Der alte Pfarrer im goldgestickten Meßgewande, sein Adjunkt in Violett und Weiß, die Chorknaben in Rot und Weiß, und ringsumher auf dem feuchten Grase, entblößten Hauptes, stehend und knieend, mit andächtiger Hingebung der stummen Weihehandlung folgend, diese wetterharten Männer — lauter bekannte Figuren aus den Alpenbildern der Münchener Schule, Defreggers, Matthias Schmidts u. s. w.

Unmittelbar nach Beendigung der Messe ging mein Karren ab, und ich hatte die Ehre, die tolle Fahrt mit dem Präsidenten, Regierungsrat Pfaff, zusammen zu machen. Vom Maschinenhause hatten wir noch etwa 20 Minuten über eine steinige Halde zum Knappen-

hause zu steigen, wo uns das schöne Sonnblicks-Fräulein, welches von ihrem Vater der Obhut des Herrn Regierungsrats anvertraut worden war, bereits erwartete. Wir machten nun zunächst Gletschertoilette, indem wir uns Gesicht und Hände mit Vaseline einrieben, die blauen Schneebrillen aufsetzten und uns samt unseren beiden Führern das Seil um den Leib schlangen. Unmittelbar hinter dem Knappenhause fangen die Schneefelder an. Zunächst ging es in gerader Linie an dem mäßig steilen Abhange des Goldberggletschers recht bequem fort. Der Schnee war hier im Schatten der Bergwand noch leidlich hart und wir konnten, ohne tief einzusinken, vergnüglich darauf hinspazieren. Als wir aber auf den eigentlichen Sonnblickgletscher kamen, auf welchen die helle Morgensonne schon seit einigen Stunden geschienen hatte, wurde das Marschieren etwas beschwerlicher, da wir in dem weichen Schnee oft bis an die Kniee einsanken. Wenn man mit dem Bergstock tiefer hineinstieß, sprudelte sofort das klare Wasser herauf und wurde zu einer Quelle, welche sich alsbald munter plätschernd einen Weg zu Thale durch den schmelzenden Schnee furchte. Oft wateten wir so ganze Strecken bis an die Knöchel im Wasser. Beschwerlich waren jedoch trotzdem nur die Strecken zu nennen, wo die hochaufgetürmten Felsgeröllmassen einer Moräne überstiegen werden mußten, oder wo der Gletscher so steil wurde, daß man die Fußspitzen kräftig in den Schnee hineinschlagen mußte, um eine feste Stufe zu gewinnen. Doch ersparte uns die Weichheit des Schnees das anstrengende und zeitraubende Stufenhauen vermittelst der Beilpicke, wie es bei Vereisung des Gletschers angewendet wird. An Ermüdung war schon deswegen nicht zu denken, weil unsere reizende Schutzbefohlene uns mit so leichtem, mühelosem Schritt voranging, daß wir uns hätten schämen müssen, wenn wir's ihr nicht gleichzuthun versucht hätten. Der Herr Regierungsrat belehrte uns überdies noch unterwegs in so interessanter Weise über Gletscherschliffe, Gletscherspalten, Gletschermühlen und Gletschertische, daß die geringe Mühsal gar nicht in Betracht kam. Der Sonnblick- und der Tramergletscher sind übrigens so lehrreich, bieten alle die wunderbaren Erscheinungen der Eisregion in solcher Fülle und Abwechselung dar, wie wohl nur wenige andere gleich leicht zugängliche Partieen. Namentlich sahen wir ein wundervolles Beispiel eines Gletschertisches. So nennt man nämlich die frei auf einer verhältnismäßig sehr dünnen Eissäule ruhenden Felsblöcke, welche gerade auf unserem Wege sehr zahlreich über die Schneefläche verstreut waren. Sie kommen zustande, indem bei heißem Wetter der Schnee an der Sonnenseite eines solchen Blockes zu schmelzen beginnt, dann als wärmerer Quell unter der Schneedecke weiter fort bohrt und quirlt, bis er endlich den ganzen Fels im Kreise umspült. Die dünne Schneedecke sinkt in sich zusammen, bei anhaltender Wärme vertieft sich das Bett der kreisenden Wasser immer mehr, die Zuflüsse von der Bergseite vermehren die Stärke des Stromes, welcher, nun Gletschermühle genannt, immer heftiger wühlt und leckt, bis er endlich eine kreisrunde Grube mit abgeflachten Rändern zustande bringt, in deren Mitte der Felsblock hoch aus dem Wasser emporragt. Da natürlich die Sonnenstrahlen niemals unter den Stein dringen können, so bleibt ihm seine Grundlage in Gestalt eines reinen Eiskegels erhalten, bis die rastlos ihn umspülenden Wasser ihn so stark abgeschliffen haben, daß er die Last nicht mehr tragen kann und zusammenbricht. Dabei kommt dann der Felsblock ins Gleiten und stürzt, wenn der Abhang steil genug ist, unterwegs zerschellend und Schneemassen mit sich ins Rollen bringend, mit Donnergetöse als Steinlawine ins Thal, oder er bleibt in einiger Entfernung liegen und die Gletschermühle beginnt in der warmen Jahreszeit aufs neue ihre Arbeit. Auch die bekannten erratischen Blöcke, welche sich selbst in unserem norddeutschen Flachlande so vielfach finden, erklärt man sich als solche bei dem Zurückweichen der Urzeitgletscher ins Rutschen geratene und endlich in der Ebene liegen gebliebene Tischplatten. — Auch die Gletscherspalten, deren wir zahlreiche aber ungefährliche zu überschreiten oder zu umgehen hatten, entstehen durch die in den erweichten Schnee sich einfressenden Wasseradern. Gefährlich sind sie, wenn eine dünne Schneedecke die unterirdisch aufgewühlten Gänge unsichtbar macht. Ich sank einmal durch solche tückische Brücke bis an die Hüfte ein, doch ein kurzer Ruck am Seil von seiten meines Führers genügte, um mich wieder hoch zu bringen, ohne daß auch nur der gleichmäßige Weiterschritt unterbrochen worden wäre. Es versteht sich, daß man bei den stärker zerrissenen Stellen mit dem Bergstock vorsichtig vorweg tasten muß, ehe man den Fuß aufsetzt, doch ist bei guter Führung auf dieser höchst fesselnden Partie ein Unglück schier unmöglich, es sei denn, daß Nebel oder Schneesturm eintritt; dann ist's aber eben wegen der Möglichkeit des Verirrens überall in den Alpen gefährlich.

Nach zweiundeinhalb- bis dreistündigem Marsch erreichten wir gegen elf Uhr das neue, gastliche Haus auf der felsigen Spitze des Sonnblicks. Es ist ein niedriger, ziemlich langgestreckter Bau von geringer Tiefe, über dessen Dach links der Lugausturm mit dem Windmesser hervorragt. Das Gebäude ist aus dem vorhandenen Gestein mit möglichster Festigkeit aufgemauert. Es enthält im Inneren vier Räume. Auf der Turmseite das Holzgelaß, in der Mitte die Räume zur Aufnahme des Wintervorrats, sowie die Kochstube, und rechts das Wohnzimmer des Wetterwärters, dessen Wände außen noch zum besonderen Schutz gegen die Kälte mit Holzschindeln verkleidet sind und welches innen recht behaglich und sogar „stilvoll" mit eichenem Schreib- und Eßtisch eingerichtet ist. Aber die Vorstellung, hier oben den langen, oft ganze neun Monate dauernden Winter über auszuharren, mutterseelenallein, von allem menschlichen Verkehre abgeschnitten, nur durch die schnarrende Metallzunge des Fernsprechers an das Vorhandensein lebendiger Menschen Tausende von Metern tief unten gemahnt, nichts sonst zu vernehmen als hin und wieder den fernen Donner einer Lawine, als das Pfeifen des Sturmes um das Haus, das Heulen im Schlot, das Bersten der Scheiter und das zitternde Dröhnen der Flammen im Ofen! Nichts zu sehen als nur Schnee, Schnee ringsum bis in die ocean-

gleiche Unendlichkeit — aber ohne die Aussicht des mutigen Schiffers, einmal doch einen freundlich grünenden Strand zu erreichen! Der mangelnden Bewegung im Freien und des sicherlich recht einförmigen Speisezettels gar nicht einmal zu gedenken. Wer von uns möchte selbst für den reichsten Lohn oder bei allerstilvollster Einrichtung sich zu solcher freiwilligen Gefangenschaft entschließen, die doch schlimmer sein muß als selbst die Einzelhaft pennsylvanischer Gefängnisse?! Ich sah den merkwürdigen Menschen, der sich für wenige hundert Gulden bereit erklärt hatte, im Interesse der Wissenschaft dieses eigenartige Winterquartier zu beziehen. Es war ein Bergknappe Rojachers, ein starker, sehr großer Mann, welcher heute, am 2. September, seine Thätigkeit damit begann, daß er die zahlreichen Festgäste kellnergleich bediente. Der Tapfere sah nicht danach aus, als ob er seine lange Muße dazu benutzen wollte, Romane zu schreiben, oder das Problem der Quadratur des Zirkels zu lösen. Ich bin vielmehr überzeugt, daß sich seine Lektüre auf einige alte Kalender und Volksschriften, seine Schriftstellerei auf die tägliche Aufzeichnung der Angaben der meteorologischen Instrumente beschränken wird. Er wird also im wesentlichen neun Monate lang backen, kochen, essen und schlafen!

Nachdem wir uns von der Anstrengung des Steigens, denn die letzte Strecke war doch einigermaßen steil gewesen, erholt hatten, traten wir wieder hinaus, um die Aussicht zu genießen. Das Haus nimmt fast den ganzen abgeplatteten Raum der Bergspitze ein, so daß darum herum nur ein ziemlich schmaler Weg übrig bleibt, der sich jedoch an der linken Seite, wo heute noch Balken, Bretter und Gerüste herum standen und lagen, zu einer Fläche erweitert, auf welcher wohl an 20 Menschen bequem Platz haben dürften. An der rechten Seite des Hauses springt eine Felsplatte über den Abhang vor, auf welcher heute wieder der Herr Major, von Neugierigen umringt, saß, welche den langsamen Fortschritt seiner wundervoll sauberen Zeichenarbeit verfolgten. Schon seit elf Tagen war er nämlich damit beschäftigt, das Panorama vom Sonnblick aufzunehmen — eine ungemein schwierige Arbeit, die ihm jedoch in bewunderungswürdiger Weise geglückt war. Das Panorama dürfte inzwischen bereits gedruckt zu haben sein und wohl auch den neuen Ausgaben dieses oder jenes Touristenhandbuches beigegeben werden.

Wer nur die „Salonberge" der deutschen Alpen bestiegen hat, wird sich noch kaum einen Begriff machen können von der überwältigenden Großartigkeit der Aussicht von solch einem Standort, wie die Sonnblicksspitze einer ist. Denn mit Ausnahme der Ostseite, von welcher man hinaufsteigt, und der Südseite stürzt der Berg überall lotrecht oder doch nahezu lotrecht in furchtbare Tiefen hinab. Von dem nach Nordosten hinlaufenden Grat, über welchem sich die Stangen der Telephonleitung erheben, fällt eine gewaltige, glänzend weiße Schneewand senkrecht, an 100 m hoch, nach dem wild zerklüfteten Gletscherboden ab, nach Norden und Westen starrender Fels, nach Süden ein weites, von mächtigen Spalten durchfurchtes Schneefeld, das nach dem kleinen Fleißthal zu ziemlich steil abfällt. Und nun, westlich, gleichsam noch vor unserer Nase, die seltsamen Felszacken und Eishörner des Goldzechkopfes, weiterhin das stolze Weißhaupt des Hochnarrs, das durchaus nicht nach der Schellenkappe aussieht, und der Krumlkeeskopf. Und immer weiter hinaus in ehrfürchtigem Entzücken schweift der Blick über Schnee, Eis und nackten Fels hinweg, springt wie ein junges Gemsböcklein an den tollen, krausen Linien all der sich über- und nebeneinander hinschiebenden Grate auf und ab, um endlich bei den äußersten Spitzen Halt zu machen, welche das wundervolle Rundbild abschließen. Da sind von bekannten Bergen zu nennen: Der Watzmann, die übergossene Alp, das steinerne Meer, die Loferer Steinköpfe mit dem Breithorn im Norden bis Nordwesten. Die Großgewaltigen des Ostens habe ich schon bei Beschreibung der Aussicht von der Riffelscharte genannt. Aber der Glanzpunkt der Rundschau ist doch der Anblick der Großglocknergruppe, welchen man hier so nah und so wunderbar gruppiert genießt, wie sonst nirgends. Aus der stolzen Reihe benachbarter Riesenburschen, wie des Wiesbachhorns, des Brennkogls u. s. w. ragt die Glocknerspitze wie ein Obelisk, so schlank und scharf, noch hoch empor; sie trat um so näher an uns heran, als sich ihr reines Weiß von der dunkeln Wolkenwand, welche im Westen hinter ihr sich aufzutürmen begann, hell strahlend abhob. Bald aber schoben die Wolken sich auch vor den Berg; doch verhüllten sie ihn glücklicherweise immer nur auf kurze Zeit, und es war herrlich anzusehen, wenn der erhabene Zuckerhut immer wieder die dunkeln Schleier von sich abstreifte und übermütig zu uns herüberblitzte.

Aber nicht ich allein und meine schöne Gefährtin und der g'spaßige Wiener Kollege mit dem hübschen Lockenkopf, die wir als schwärmendes Kleeblatt auf den Balken hockten, nicht das ganze gebildete Touristenvölkchen allein — nein, auch die zahlreichen aus der Umgebung herbeigekommenen Landleute, Bergarbeiter, Soldaten auf Urlaub und ihresgleichen zeigten sich wie wir ergriffen und freudig erhoben von all der ernsten, gewaltigen Schönheit ringsumher. Ich möchte einmal den nord- oder mitteldeutschen Bauersmann, oder gar die Bauersfrau sehen, die, ohne ein Geschäft damit zu verbinden, rein aus Freude an der Herrlichkeit der Natur eine solche anstrengende Bergpartie unternähme! Ja, wir hatten sogar einen Gendarmen mit oben, welcher sich Urlaub genommen hatte, um dieser Feier beizuwohnen — nicht etwa, um bei etwaigen socialistischen Anwandlungen der Festredner die Versammlung aufzulösen!

Gegen ein Uhr waren alle zu erwartenden Festgäste, 82 an der Zahl, versammelt und die Feier nahm nunmehr ihren Anfang. Unsere Damen, sowie die Vertreter der wissenschaffentlichen und alpinistischen Gesellschaften stellten sich auf dem schmalen Gange vor dem Hause auf, vor dessen Thür mit Hilfe eines Tischchens, einer weißen Serviette, zweier Kerzen und eines Kruzifixes ein einfacher Altar hergerichtet war. „Wenn die Beine nimmer fortwollen, muß der Wille nachhelfen," erwiderte mir der 62jährige Pfarrer Pempel, als ich ihm meine Bewunderung darüber ausdrückte,

daß er in seinem Alter sich so hoch hinauf gewagt habe. Ueber den steilen Abhang der Felskuppe zerstreut, standen wir anderen Festteilnehmer und empfingen entblößten Hauptes den Segen des Erzbischofs von Salzburg, welchen er durch einen Hirtenbrief, den der würdige Pfarrer verlas, uns allen — Gläubigen und Ketzern — erteilte. Dann folgte die namentliche Anrufung der Heiligen, es müssen ihrer zum mindesten hundert gewesen sein, und ich bewunderte die Geschicklichkeit, mit welcher der junge Ministrant so blitzgeschwind und sicher, kaum daß ein Name genannt war, sein „ora oder orate pro nobis!“ dazwischen warf. Nachdem der Geistliche noch den Schutz des Höchsten für das Haus erfleht, von welchem neues Licht für die Wissenschaft ausgehen und in welchem müde Wanderer Rast und Erquickung finden sollten, machte er mit dem Ministranten einen Umgang um das Gebäude und besprengte dessen wetterfeste Mauern mit geweihtem Wasser.

Nun kamen die weltlichen Redner an die Reihe, von denen der erste, Regierungsrat Pfaff, dem Kaiser von Oesterreich ein Hoch brachte. Und dann folgten der Vertreter der Oesterreichischen meteorologischen Gesellschaft, der den Deutsch-österreichischen Alpenverein, und der Vertreter des letzteren, der den ersteren leben ließ, wie das bei solchen Festlichkeiten immer und überall geschieht. Es hat auch jede der gefeierten Parteien ihr gutes Recht, sich von der anderen beloben zu lassen. Der Wissenschaftliche Verein hat die Anregung zum Bau dieser höchsten Wetterwarte Europas gegeben — der Säntis in Appenzell, welcher die bisher höchste Station trug, ist nämlich nur 2504, der Sonnblick dagegen 3103 m hoch — und erhofft sich von ihr sehr bedeutsame Aufschlüsse besonders über die Achse der Stürme, welche für die Kenntnis der Gesetze der Luftströmungen und daher für die Wetterverkündigung von großer Wichtigkeit werden können. Der Stationswärter teilt durch den Fernsprecher die Anzeigen der verschiedenen Meßinstrumente dem Herrn Rojacher in Kolm-Saigurn mit, welcher sie ebenfalls durch den Fernsprecher nach Rauris weitergibt, wo sie Anschluß an das europäische Telegraphennetz finden. Durch die Zusammenstellung dieser Nachrichten mit denen anderer Landstationen, sowie der Seewarten, werden alsdann die meteorologischen Centralstellen instandgesetzt, ihre Wettervorhersagungen auszuarbeiten. Der stets rührige Deutsch-österreichische Alpenverein, von welchem die Sektionen München, Wien, Salzburg, Innsbruck, Pinzgau, Hamburg und Erfurt vertreten waren, hat mit größter Bereitwilligkeit die Hand des gelehrten Vereins ergriffen und durch eine bedeutende Beisteuer aus seiner Tasche diese gewaltige Bergspitze zu einem Rast und Erquickung bietenden Ziel auch für Alpenfreunde niederer Ordnung gemacht, welche für ihre gesunden Knochen noch eine gewisse schwächliche Zärtlichkeit hegen. Der Staat endlich hat gratis seinen Berg, über welchen die Grenze seiner Kronländer Salzburg und Kärnten hinläuft, und das nötige Bauholz zur Verfügung gestellt. Aber alle diese drei Körperschaften hätten weder einzeln noch vereint schwerlich jemals das feste Haus hier oben aus dem nackten Fels zaubern können, wenn sie nicht den Mann zum Bundesgenossen gehabt hätten, den man zuletzt, aber mit dem allerherzlichsten Jubelgeschrei leben ließ — den trefflichen Rojacher!

Wie sie ihn alle umdrängen — manche mit Thränen in den Augen — und ihm die Hände schütteln, die er glücklich lächelnd schier nach allen Seiten zugleich ausstrecken muß. Seine Begeisterung für die Wissenschaft, seine Liebe zu der erhabenen Natur seines kleinen Schneekönigreiches, sein Mannesmut, seine nimmermüde Thatkraft haben das Kunststück fertig gebracht, 3103 m über dem Meere, auf starrendem Fels, in furchtbarschöner Eiseseinsamkeit diese feste Burg der Wissenschaft, dies freundliche Asyl der Alpenfreunde zu errichten. Man bedenke, daß jeder Balken, welcher hier zur Verwendung kam, durch Menschenkraft unter äußerster Anstrengung und mancherlei Gefahren vier bis fünf Stunden, oder gar noch weiter her, über Schnee und Eis auf den steilen Gipfel hinaufgeschafft werden mußte, abgesehen von Cement, Kalk, Eisenwerk und den teilweise recht schweren Möbeln und Wirtschaftsgeräten. Rojacher hat mit Hilfe seiner trefflichen Bergknappen und unerschrockener Handwerker das schwere Werk zustande gebracht, überall persönlich eingreifend und anfeuernd. Wie oft mag er den Weg vom Knappenhause auf den Sonnblickgipfel hin und her zurückgelegt haben — denn er ist immer und überall dabei gewesen, wo es etwas für ihn zu thun gab! Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß der kühne Bau kein Menschenleben gekostet hat; denn nicht nur, daß es kein ungefährlich Ding ist, mit schweren Lasten die zahlreichen Gletscherspalten zu überschreiten und steile Abhänge über lockeres Felsgeröll hinaufzuklimmen, so sind auch mehrmals über den Häuptern der Arbeiter schwere Gewitter dahingezogen und mehrfach sind Blitze mitten unter sie gefahren, welche sie allesamt betäubt zu Boden streckten!

Nach Beendigung der Eröffnungsfeier wurden noch die Instrumente im Turm besichtigt und dann zerstreute sich die große Gesellschaft nach — allen Richtungen der Windrose hätte ich fast gesagt, weil das immer so zur Redensart gehört! Aber hier wäre freilich eine Zerstreuung nach Westen und Norden nur bei der allergrößten Zerstreutheit möglich gewesen und keiner dieser Zerstreuten wäre instande gewesen, dort unten seine zerstreuten Körperteile wieder zusammenzufinden! Wir gingen also nach Osten und Süden auseinander. Der größere Teil, und mit ihnen meine reizende Reisegefährtin, von der mir die Trennung so schwer wurde, als hätte ich sie lange Jahre gekannt, kehrte nach Kolm-Saigurn zurück, um von dort wieder die Eisenbahn und die Civilisation zu erreichen. Der kleinere Teil strebte, gleich mir, noch höher hinauf, dem Großglockner entgegen, der uns heute gar so verlockend zugewinkt hatte. Wir marschierten an dem Tage noch gegen fünf Stunden, meist steil bergab, über den kleinen Fleißkees (Kees=Ferner=Gletscher), an dem grünen Zirmsee vorüber, in das lachende Fleißthal mit seinem Lärchenwald und den zahlreichen lustigen Wassermühlen, und dann weiter bis Heiligenblut, wo wir in dem nicht unangenehm civilisierten Gasthause beim ersten „warmen Löffel“ dieses Tages uns von den gehabten Anstren-

gungen erholen und neue Kräfte sammeln konnten, um am nächsten Morgen dem Beherrscher der Centralalpen selbst auf den Leib zu rücken.

Aber weiter soll mich der freundliche Leser nicht begleiten. Es war mir nur darum zu thun, den bisher wenig gekannten, in den Reisebüchern nur kurz erwähnten Sonnblick einmal in die Beleuchtung zu rücken, welche ihm nunmehr gebührt, seit die Station da oben die Reisenden gastlich aufnimmt und für die Nacht beherbergt.

Wer einen überaus lehrreichen und überraschend großartigen Einblick in die Hochalpenwelt thun will, ohne sich auf waghalsige Klettereien und übermäßig anstrengende Märsche einzulassen, der besteige den Sonnblick — und ich bin überzeugt, daß er mir die Empfehlung danken wird.

Finis.

Kaiser Karl V.

Von

Gottlob Egelhaaf.

Am 28. September 1518 verließ Kaiser Maximilian I. nach einem sehr stürmischen Reichstag, welcher viele seiner Erwartungen getäuscht hatte, krank und verstimmt die Stadt Augsburg. „Segne dich Gott, du liebes Augsburg!" soll er beim Abschied gesagt haben, „dich und alle frommen Bürger darin. Wohl haben wir manches Mal guten Mut in dir gehabt; nun werden wir dich niemals wieder sehen."

Es war eine Prophezeiung; am 12. Januar 1519 schloß der Kaiser zu Wels in Oberösterreich die Augen für immer, und damit brach eine Krisis über Deutschland herein. Er hinterließ keinen Sohn und es fragte sich, wem unter diesen Umständen die erledigte Kaiserkrone zufallen werde.

Einer der mächtigsten Herren in Europa trat alsbald offen als Bewerber auf: König Franz I. von Frankreich. Geboren am 12. September 1494, stand er damals im 25. Lebensjahre; er war ein geistvoller, rastlos beweglicher, tapferer Mann, dessen Ruhm seit dem 13. und 14. September 1515 durch ganz Europa erscholl, weil er damals die Schweizer bei Marignano geschlagen hatte; dreißig Angriffe seiner Gendarmen zu Pferde waren nötig gewesen, um den Widerstand des besten Fußvolks der damaligen Welt zu brechen. „Es war," so schreibt der König selbst an seine Mutter Luise, „die stolzeste und grausamste Schlacht seit zweitausend Jahren, der gegenüber selbst die berühmte Schlacht von Ravenna vom Jahre 1512 nichts besagen wollte." König Franz konnte außer seinem Ruhm gewaltige materielle Mittel in die Wagschale werfen; seine Gesandten traten mit vollen Kassen auf, um die Kurfürsten zu gewinnen; sorglich fragten sich die Herren am Rhein, was werden solle, wenn man den mächtigen Nachbar nicht wähle, noch sorglicher freilich, was geschehen würde, wenn man ihn zum Herrn der Deutschen setze. In dieser Notlage hat das deutsche Volk selbst den Entscheid herbeigeführt. Bei der Aussicht, daß ein Welscher die Krone des heiligen römischen Reiches gewinnen könne, erhob sich die ganze Nation in flammender Entrüstung; man gedachte des Wortes, mit dem der verstorbene Kaiser die Franzosen gekennzeichnet hatte: sie singen höher, denn notiert ist, sie lesen anders, denn geschrieben steht, sie reden anders, denn ihnen im Herzen ist; es war lebensgefährlich, schreibt der englische Gesandte, offen den Franzosen zu Gefallen zu reden: wir hätten, äußerte einer der Kurfürsten, den König von Frankreich nicht wählen dürfen, auch wenn wir gewollt hätten. Am 28. Juni 1519 wurde Maximilians Enkel, König Karl I. von Spanien und Neapel, in Frankfurt einstimmig zum deutschen Kaiser gewählt; die Parteigänger Frankreichs hatten am Ende nicht den Mut ihrer Meinung und schlossen sich der Mehrheit an; auch Papst Leo X.,

welcher lange und zäh gegen Karls Wahl angekämpft hatte, fügte sich in zwölfter Stunde und zog den Widerspruch gegen die Vereinigung der neapolitanischen und deutschen Krone zurück, indem er seiner Hoffnung Ausdruck gab, daß der katholische König auch als Kaiser sich als gehorsamer Sohn der Kirche zeigen werde. Die Nation selbst hatte eine folgenschwere Entscheidung getroffen; eine ungeheure Hausmacht, Oesterreich, die Niederlande, Spanien, Neapel mit Sizilien und die neue Welt, welche Kolumbus für Kastilien und Leon entdeckt hatte, ward jetzt mit der größten Würde der christlichen Welt vereinigt; alsbald bereitete sich König Franz von Frankreich zum Kampf auf Leben und Tod wider die übergewaltige Macht des Hauses Habsburg; beiderseits suchte man nur nach Verbündeten, um dann loszuschlagen.

Karl war fast sechs Jahre jünger als sein Nebenbuhler. Seine Wiege war in Gent gestanden; dort war er am 24. Februar 1500 geboren worden. Sein Vater, Philipp der Schöne, Erzherzog von Oesterreich, war der Sohn des Kaisers Maximilian I. und der schönen mutigen Maria, der Tochter Karls des Kühnen, der Erbin Burgunds, der Niederlande und der Freigrafschaft. Im Jahre 1495 hatte sich Philipp mit Donna Juana von Kastilien vermählt, einer Tochter Ferdinands des Katholischen und der Königin Isabella, deren Todeskampf neun Jahre später ihr Volk, auf den Knieen liegend vor dem Allmächtigen, mit heißen Gebeten für die Rettung der edlen Fürstin begleitet hat. Juanas zwei ältere Geschwister starben, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, und so ward sie die Erbin der spanischen Krone. Aber niemals sollte sie dieselbe tragen. Schon bei Lebzeiten ihres Gemahls, welcher der unansehnlichen, leicht verdüsterten Gemahlin bald überdrüssig ward, hatte wahnsinnige Eifersucht sie gequält; zu dem vielen Kummer, den Isabella in ihren letzten Jahren tragen mußte, gehörte auch die Wahrnehmung, daß diese Eifersucht den Verstand ihrer Tochter zu trüben anfing. Im Jahre 1506 holte sich Philipp nach einem Bankett durch einen Trunk eiskalten Wassers ein tödliches Fieber; Donna Juana ließ niemand an das Bett des Kranken, sie allein wollte ihn pflegen; als der Heißgeliebte dennoch starb, konnte sie an das Schreckliche nicht glauben; wortlos stand sie neben der Leiche und machte mit der Hand eine Gebärde, daß man schweigen solle; sie glaubte, er werde, er müsse wieder erwachen aus dem Schlummer, aus dem es doch hienieden kein Erwachen mehr gibt. Sie hielt sich bereit, den ersten Blick des Wiedererstehenden aufzufangen; sie ließ deshalb die Leiche einbalsamieren und in einem Kloster bei Tordesillas beisetzen, um sich nicht von ihr trennen zu müssen; von ihrem Fenster aus konnte sie das Grab sehen. So lebte sie von dieser Hoffnung lange Jahre des Wahnsinns und der Umnachtung, ein paarmal durch den Besuch des Vaters und des ältesten Sohnes für kurze Frist aufgerichtet, allmählich aber der völligen Apathie verfallend, bis zum Jahre 1555; eine Pflanze, der frühe der Nährboden abgegraben wurde und die rettungslos verdorrte. Für ihre Kinder war sie vom Tode ihres Gatten an verloren; mit Abscheu stieß sie die jüngste Tochter Katharina zurück, welche sie erst einige Monate nach dem Hingang Philipps gebar und mittels deren man sie für das Diesseits wieder zu erwärmen gehofft hatte. Was Mutterfürsorge und Mutterliebe ist, das hat keines ihrer Kinder je im vollen Maße erfahren, auch ihr ältester Sohn Karl nicht. Aber als er sie im Jahre 1518 nach langen Jahren wieder sah und die Aermste ein paar Thränen, deren Quell ihr versiegt schien, bei seinem Anblick vergoß, da warf er sich laut weinend in ihre Arme und barg fast eine halbe Stunde sein Haupt am Herzen der Mutter, die ihm keine Mutter mehr zu sein vermochte; und solange er lebte, hat er im Angedenken an Juana eine heilige Ehrfurcht für eheliche Liebe und Treue empfunden.

Karl wurde in den Niederlanden unter den Augen der Erzherzogin Margarete, der Schwester seines Vaters, erzogen, und zwar mit großer Sorgfalt; bessere Lehrer als in der Heimat des Erasmus waren nicht zu finden. Frühzeitig war er ernst und überlegt; mit sicherem Urteile maß er die Menschen, und wen er lieb gewann, der war dessen wert, für den opferte er sich, wenn es galt, auch auf. Ein junger Edelmann de Bossu wurde auf einer Jagd von einem Hirsch mit einem Stoß verwundet und man glaubte damals, daß von einem solchen Stoß ein tödliches Gift im Körper zurückbleibe. Trotzdem warf sich Karl alsbald auf den Verletzten und saugte die Wunde aus, um den Freund zu retten, sei es auch um den Preis des eigenen Lebens; de Bossu hat diese That dem Kaiser nie vergessen und demselben bis an dessen Tod mit standhafter Treue gedient, als Großtruchseß, Oberstallmeister, wiederholt auch als Gesandter. Die Vorliebe Karls für die Niederländer, welche ihm in Spanien so verargt wurde, schreibt sich aus dieser Zeit der Jugend her, wo das Herz für Freundschaft am offensten ist; seinen Lehrer Hadrian von Utrecht hat er später zum Statthalter von Spanien gemacht und ihn, den edlen Priester, stets wie seinen Vater geliebt; Hadrians Erhebung zum Papste geschah mit Rücksicht auf Karl. Körperlich entwickelte Karl sich langsam: mit sechzehn Jahren noch ist er eher ein Knabe als ein Jüngling; aber mit zwanzig war er reif, ein fertiger Mann, wie niemand sicherer wahrnahm als die Niederländer, welche ihn 1517 nach Spanien hatten gehen sehen und ihn 1520 wieder unter sich erblickten. Zu dem lebhaften, gewandten König von Frankreich bildete er einen bemerkenswerten Gegensatz; aber sein Wesen war doch in seiner Art imposant. Auch an körperlicher Kraft fehlte es ihm nicht; im Turnier brach er wohl drei Lanzen gegen vier seines Gegners Charles von Lannoy; auf der Jagd stand er dem Eber des Odenwaldes mit dem Spieß und warf das mächtige Tier zu Boden.

Ende des Jahres 1520 erschien er in Aachen, um sich — als Karl V. in der Zahl der Kaiser — krönen zu lassen, und zu Anfang 1521 eröffnete er

seinen ersten Reichstag zu Worms. Von Spanien her kam die Kunde, daß die Städte von Kastilien, einst die treuesten Anhänger der nationalen Monarchie, sich aus Haß gegen den niederländischen Ring, welcher den Kaiser umgab, in wildem Aufstand erhoben hätten; sie versuchten, Donna Juana gegen ihren Sohn auszuspielen, und Hadrian zweifelte lange Zeit, ob er sich gegen die Rebellen würde behaupten können, unter denen sich der kirchenräuberische Bischof von Zamora hervorthat. Man folgt nur Karls eigenen Andeutungen in seinen Denkwürdigkeiten, wenn man diesen spanischen Dingen einen großen Einfluß auf die Auffassung beimißt, welche er sich von der lutherischen Bewegung in Deutschland bildete. Wir wissen aus den geheimen Berichten des päpstlichen Legaten Aleander, deren volle Veröffentlichung wir der Hochherzigkeit und dem wissenschaftlichen Sinne Leos XIII. danken, daß die Sendboten der Kurie unbedenklich sich der Bestechung bedienten, um Luther zu verderben; der trierische Offizial Eck, der Luther in der Reichsversammlung zum Widerruf aufforderte, erhielt 400 Gulden; Cochläus entblödete sich nicht, 10 Gulden anzunehmen; ein kaiserlicher Rat Spiegel, welcher eine große Familie hatte, verpflichtete sich gegen 100 Gulden, drei Jahre lang alles mögliche gegen Luther zu thun. Karl V. war über solche schmutzige Dinge hoch erhaben. Die lutherische Bewegung erschien ihm als eine revolutionäre Auflehnung wie die der „Comuneros", der Stadtgemeinden in Spanien; die Obrigkeit hatte die Pflicht, die Aufrührer niederzuschlagen, und that sie es nicht, so lief der Thron selbst Gefahr. Aber es bedurfte nicht einmal dieser politischen Erwägung für Karl. Man ist verpflichtet es zu sagen: wenn Luther auf der vollen Höhe seiner Aufgabe stand, als er jeden nur äußerlich erzwungenen Widerruf verweigerte und Widerlegung aus der heiligen Schrift oder einleuchtender Vernunft forderte, so stand auch Karl V. auf der vollen Höhe römisch-katholischer Auffassung, wenn er erklärte: der Mann solle ihn nicht zum Ketzer machen. Karl maßte sich nicht an, über den Streit zu entscheiden; das kam der kirchlichen Gewalt zu, und diese hatte entschieden; diese focht Luther in ihren Grundlagen an, indem er nicht bloß den Papst verwarf, sondern auch erklärte, daß er selbst den Konzilien sich nicht beuge. Mit solchen Grundsätzen war keine Verständigung vom katholischen Standpunkt aus möglich; hier galt ein klares Entweder — Oder, entweder die Freiheit der Gewissen, oder die Unterordnung unter den Spruch des Statthalters Christi. Karl schwankte, wie wir wieder von Aleander wissen, in den vier langen Monaten des Reichstags nicht eine Sekunde; weit weg ist die Auffassung zu weisen, als ob er jemals durch Begünstigung Luthers den Papst habe einschüchtern wollen; so zweideutig Leo X. sich in dem beginnenden Kampfe Karls mit Frankreich benahm, Karl sprach am 25. Mai offen die Acht über Luther und alle seine Anhänger und Gönner aus; alle lutherischen Bücher und Malereien, d. h. Holzschnitte, sollten verbrannt werden; erst vier Tage später hat, wie wir jetzt sicher wissen, Leo X. sich mit Karl gegen Franz I. verbündet. Der Kaiser ging voran; er that, was seine Ueberzeugung ihm vorschrieb, ohne Rücksicht auf etwaigen Lohn durch die Kurie.

Die Sache der deutschen Reformation schien nunmehr verloren; aber sie hat den Wormser Schlag rasch überwunden; Fürsten und Ritter, Städte und die Bevölkerung des platten Landes fielen ihr bald massenweise zu, und die auswärtigen Bedrängnisse Karls hinderten ihn am entscheidenden Auftreten gegen die Neugläubigen. Türken und Franzosen fielen ihn regelmäßig und natürlicherweise allemal gerade dann an, wenn er zu einem Streich gegen die Ketzer ausholen wollte und sich damit Aussicht auf innere Wirren in Deutschland eröffnete; hiedurch und durch die Kraft ihrer eigenen Sache hat sich die Reformation in Deutschland behauptet; sie hatte die Strömung für sich, welche die Geister fast unwiderstehlich beherrschte.

Gegen Franz von Frankreich gelang dagegen dem Kaiser ein entscheidender Schlag. Seit Oktober 1524 belagerte der König mit über 27 000 Mann, nämlich 8—9000 Franzosen und 19 000 Söldnern (8000 Schweizern, 5000 Deutschen und 6000 Italienern), die Stadt Pavia am Tessin in Oberitalien, welche durch 5600 Mann kaiserlicher Truppen verteidigt wurde; es waren in der Stadt 5000 deutsche Landsknechte unter dem Grafen Eitelfritz von Zollern, 400 Spanier und 200 schwere Reiter.

Der Entsatz kam unter der Führung des Vicekönigs von Neapel, Charles de Lannoy. Er führte nach den besten Berichten folgende Truppen heran: 13 000 Landsknechte unter Georg von Frundsberg und Mark Sittich, etwa 3000 Spanier unter dem Marquis von Pescara, 6000 Italiener und 1800 Reiter, alles in allem samt der sehr zusammengeschmolzenen Besatzung von Pavia nicht volle 25 000 Mann, welche, durch Abkommandierungen überdies geschwächt, einen erheblich stärkeren Feind aus verschanzter Stellung vertreiben sollten. An Karls Geburtstage, dem 24. Februar, begann der Sturm; „wir wollten bersten vor Hunger," schrieb Lannoy an den Kaiser, „und griffen deshalb den König in seinem Fort an". Wie das kaiserliche Heer überwiegend aus Deutschen bestand, so machten die Deutschen auch fast die Hälfte des französischen Heeres aus; es waren entweder Schweizer oder Söldner aus Geldern und Lothringen, die trotz feierlichen Reichsverbots unter Franz Dienst genommen hatten und deshalb geächtet waren; man nannte sie die schwarze Bande; ihr Führer war ein Engländer, Richard von Suffolk. Die Franzosen standen innerhalb des Parks, in dem die berühmte Certosa liegt, ihre Rechte stützte sich auf den Tessin; in langen Linien zog sich von da ihr Lager durch den Park, überall durch Gräben und Schanzen abgesperrt; die Schanzen, die nach allen Seiten geschlossen waren, krönte eine furchtbare Artillerie, die an Beweglichkeit der kaiserlichen weit überlegen war. Vor dem Morgengrauen versuchten die Kaiserlichen in den Park einzudringen; sie brachen an drei Stellen Bresche in die Mauer, ohne daß die Franzosen es wahrnahmen;

aber der Tag kam, ehe sie völlig fertig waren; durch die nördlichste Bresche einbrechend, hatte die Vorhut, je 1000 Mann von jedem Volk, unter dem Marquis del Guasto soeben das Jagdschloß von Mirabello überrumpelt, als die französischen Kanonen zu donnern anfingen: es blieb nichts anderes übrig, als sich aufzulösen, um dem Feind das Treffen zu erschweren und zurückzuweichen; es galt auf die Masse der Landsknechte zu warten, welche ihre Kanonen nicht über die Bresche zu bringen vermochten. Wie das die französische Reiterei sieht, geht der Ruf: „ils fuient! chargeons!“ durch ihre Reihen; alle setzen sich in Bewegung, stürzen sich, der König voran, auf einen Feind, der gar nicht flieht, sondern nur weicht, und der Befehlshaber der französischen Geschütze, Galiot de Genouillac, kann nicht mehr feuern lassen, wenn er nicht die Freunde samt den Feinden zermalmen will. Längere Zeit steht jetzt das Gefecht, da auch die kaiserliche Reiterei mit aller Wucht vorstößt; die deutschen Reiter, welche der Erzherzog Ferdinand seinem Bruder gesandt hat, verlieren zweimal ihre Fahnen und gewinnen sie zweimal zurück; aber die Franzosen behaupten zuletzt das Feld: der Sieg scheint errungen. Da gelingt es dem Marquis von Pescara, mit wenigen Fähnlein spanischer Hakenschützen (Arkebusiere) unter Don Juan d'Avalos die feindliche Reiterei, die zu ungestüm vorgedrungen ist, in der rechten Flanke zu fassen und gleichzeitig in die Lücke sich zu schieben, welche durch das Voraneilen der Reiter in deren Rücken entstanden war; die tapfersten Edelleute fallen unter den Schüssen der Schützen, welche Pescara geübt hatte sich rasch in Tirailleurgruppen aufzulösen und deren Beweglichkeit die furchtbare Wirkung ihrer Waffe erhöhte; es ist die erste Schlacht, in welcher das Infanteriegewehr in Wahrheit eine bedeutsame Rolle spielt. Noch ruht die Hoffnung von König Franz auf dem französischen Fußvolk, auf der schwarzen Bande und den Schweizern; gegen diese, welche die gewichenen Reiter aufnehmen, stürmten die Spanier und vor allem die Landsknechte unter ihrem Feldhauptmann Georg von Frundsberg heran, nachdem sie ihr Geschütz an den Breschen im Stich gelassen hatten. Pescara übertrug den Befehl über die Spanier dem Marquis del Guasto und ritt selbst zu den Deutschen; er und Frundsberg feuerten sie an und setzten sich an ihre Spitze. Man sah die Landsknechte, ihrem Herkommen nach, auf die Kniee niederfallen, ehe sie den harten Strauß anhoben, und nach Christensitte den Gott der Heerscharen anflehen, daß der Stoß gelinge. Dann erhoben sie sich und faßten den Feind „wie mit eiserner Zange“. Der Anführer der Schweizer, Johann von Diesbach, fiel; seine Leute flohen. Der Ausfall der Belagerten unter Antonio de Leyva — es waren nur noch 1000 Kampffähige — vollendete die Niederlage der Franzosen; denn als die französische Nachhut unter dem Herzog von Alençon dies sah, gab sie, ohne einen Schuß zu thun, die Sache verloren; erst im Lyon machte d'Alençon Halt; seine Frau empfing ihn mit solchen Vorwürfen, daß er binnen vier Wochen, von Schande verzehrt, starb. Binnen einigen Stunden war alles gethan; das ganze Lager fiel mit unermeßlicher Beute den Siegern in die Hände, und König Franz ward selbst gefangen, nachdem er sieben Feinde getötet hatte, fünf noch zu Pferd, zwei, nachdem sein Tier zusammengeschossen war. Die spanischen Reiter, welche ihn an einer Brücke einholten, rissen sich, des Lohnes wegen, um den Gefangenen; sie nahmen ihm den Degen und die Halskette mit dem Orden des goldenen Vließes ab; erst als der Vicekönig dazu kam und alle nach Verdienst zu belohnen verhieß, konnte er den König den Wütenden entreißen; um ein Haar wäre er Pescaras schrecklichem Befehl, niemand Pardon zu geben, zum Opfer gefallen.

Als Karl V. von diesem Siege hörte, wiederholte er langsam die Worte des Boten: „Die französische Armee ist geschlagen und der König gefangen!“ Die Nachricht überwältigte ihn so, daß er in ein Nebengemach trat und sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau betend niederwarf. Es war das erste Mal, daß ein französischer Herrscher in die Gewalt eines deutschen Kaisers geriet; Franz ward nach Spanien geführt und im Januar 1526 genötigt, den Madrider Frieden zu unterschreiben, durch welchen er auf Italien und Burgund verzichtete. Karl hat freilich diese Erfolge nicht ganz festhalten können; aber in vier Kriegen, welche er mit Franz führte, ist er doch im wesentlichen Sieger geblieben; hat er Burgund nicht zurückgenommen, so blieb doch als Hauptfrucht des Sieges von Pavia Mailand und damit die beherrschende Stellung in Oberitalien in seinen Händen. Berechtigt war darum doch der Jubel, der aus dem Landsknechtslied spricht:

Zartschönes Jungfräulein,
Laß dir mein junges Herz befohlen sein,
Weil ich im Elend bin!
Dein nimmer zu vergessen,
Liegst mir in meinem Sinn.
Zart schönes Jungfräulein,
Mein höchster Hort,
Denk an mein Wort,
Fahr' immer fort
Dein nimmer zu vergessen.
Herr Jörg von Fronsperg,
Herr Jörg von Fronsperg,
Der hat die Schlacht vor Pavia gewunnen;
Gewunnen hat er die Schlacht vor Pavia
In einem Tiergarten,
In neunthalber Stunden
Land und Leut.
Der König aus Frankreich,
Der König aus Frankreich,
Der hat die Schlacht vor Pavia verloren.
Verloren hat er die Schlacht vor Pavia
In einem Tiergarten
In neunthalber Stunden
Verlor er Land und Leut.
Nun grüß dich Gott, du Königstöchterlein im ganzen Frankenreich!
Eurem Vater hab' ich abgewunnen in neunthalber Stunden Land und Leut;
Ich hab's gewagt frisch unverzagt,
Ich hab's gewagt frisch unverzagt . . .
Im Blut mußten wir gahn,
Im Blut bis über die Schuh;
Barmherziger Gott, erkenn die Not,
Barmherziger Gott, erkenn die Not!

Wir müssen sonst verderben also.
Lärmen, Lärmen, Lärmen!
Lärmen, Lärmen, Lärmen!
Thät uns die Trummel und die Pfeifen sprechen,
Her, her, her, ihr frummen deutschen Landsknecht gut.
Laßt uns in Schlachtordnung stahn,
Laßt uns in Schlachtordnung stahn,
Bis daß die Hauptleut sprechen:
„Jetzt wollen wir's greifen an!“
Reiter zum Pferd,
Sattel und Zaum!
Der Feind, der ist vorhanden.
Es geht wohl gegen die Sommerzeit,
Daß mancher Knecht zu Felde leit.
„Ich will euch tapfer lohnen
Mit lauter Doppelkronen;
Gut Postparten will ich euch geben,
Weil ihr mir habt beschützt mein Land und Leut,
Dazu mein junges Leben.“

Der Sieg von Pavia war wohl der größte Erfolg, der Karl V. beschieden war, aber wahrlich nicht der einzige. Als Papst Clemens VII. sich 1526 auf Seite Frankreichs schlug, um Karls Uebermacht in Italien zu brechen, da haben dieselben Scharen, welche bei Pavia gesiegt hatten, am 6. Mai 1527 Rom mit stürmender Hand genommen (il sacco di Roma), den Papst zur Flucht in die Engelsburg genötigt und unter den Mauern dieser Veste gerufen: Doktor Luther soll Papst sein! Keine Türken, keine Numidier, sagt der Chronist Kilian Leib, hätten sich ärger benehmen können. Allen Ernstes ist damals Karl mit dem Gedanken umgegangen, den Kirchenstaat aufzuheben, ihn zu seinem italienischen Besitz zu schlagen und den Papst auf die geistliche Leitung der Christenheit zu beschränken; nur die allgemeinen politischen Verhältnisse haben am Ende die Ausführung dieses Planes hintertrieben, bei welchem Karl lehrreicherweise mit seinem katholischen Gewissen in keinerlei Zwiespalt zu geraten fürchtete. Auch die Muselmänner fühlten die Stärke des Kaisers; im Jahre 1532 jagte er die Türken aus Steiermark heraus, und im Jahre 1535 eroberte er Tunis in Nordafrika und setzte einen maurischen Fürsten daselbst als seinen Vasallen ein. Mit Staunen erzählte man sich in der Christenheit, daß 150 000 Araber und Mohren dem Kaiser nicht hätten widerstehen können; daß, als seine Soldaten in dem glühenden Wüstensande nach Wasser gruben, ein Kreuz von wunderbarer Gestalt wahrgenommen worden sei, unter dem süßes Wasser hervorsprudelte; man fand es recht dem Kaiserberuf entsprechend, daß der Fürst von Tunis sich verpflichten mußte, den Bau von christlichen Tempeln in seinem Gebiete zu gestatten; nun werde, so rechnete man, den Aethiopen das lautere Wort Gottes gepredigt werden können. Selbst der spätere Mißerfolg vor Algier im Jahre 1541 hat den Glanz dieses Heereszugs nicht ganz zu verwischen vermocht.

Während aller dieser Ereignisse war Karl V. nicht dazu gekommen, den Fortschritten der Reformation Halt zu gebieten; die gewaltige Krisis des Bauernkriegs vom Jahre 1525 hatte ihr auf die Dauer nichts anzuhaben vermocht. Karl hatte sie 1526 und 1532 in gewissen Grenzen anerkennen müssen; der Schlag, den er 1530 zu Augsburg führen wollte, war durch den Anmarsch der Osmanen vereitelt worden, und bereits drohte durch den Abfall des Erzbischofs von Köln die Mehrheit im Kurfürstenkollegium den Evangelischen zuzufallen; wenn es aber einmal so weit war, dann stand das Haus Habsburg vor der Wahl, entweder es auf den Verlust der der Wahl unterworfenen Kaiserkrone ankommen zu lassen, oder selbst lutherisch zu werden. Karl hat lange nach einer Gelegenheit zum Kampfe gelechzt, und doch immer wieder, die Gefahr ermessend, sich gescheut, die Entscheidung der Waffen herauszufordern; noch wenige Wochen vor dem Bruch hat sein Kanzler Granvella im Mai 1546 bei Christi Kreuz geschworen, daß der Krieg noch nicht beschlossen sei. Nur die Not hat endlich Karl zum Kampfe getrieben; aber so vorsichtig seine Vorbereitungen waren, so sorgfältig er die Masse der süddeutschen Protestanten von den Häuptern des schmalkaldischen Bundes, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, zu trennen suchte: die Evangelischen, namentlich die Reichsstädte, blieben fest, und die alte Ansicht ist von der neuen Forschung lediglich bestätigt worden: monatelang hing Karls Schicksal bloß von dem Maße der Einsicht und Energie ab, das die Schmalkaldener zu entwickeln vermochten. Im protestantischen Deutschland war man voll Freudigkeit; ein Flugblatt läßt die Frau Germania dem Kaiser zurufen: „Hast du Kriegsleute, ich habe sie auch; Gott im Himmel, den du nicht hast, den hab' ich.“ Karl V. war von der vollen Empfindung durchdrungen, daß ein Sieg der Protestanten seiner Herrschaft in Deutschland ein Ende machen und vielleicht die kaiserliche Gewalt selbst an der Wurzel treffen werde; er faßte den Kampf als das auf, was er war, als ein Duell nicht bloß der beiden Kirchen, sondern auch des deutschen Fürstentums mit dem Kaisertum; er war entschlossen, alles an alles zu setzen; „lebend oder tot,“ sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, „wollte er Kaiser von Deutschland bleiben; werde daraus, was da wolle, diesen Krieg wollte er zu gutem Ende führen.“ Lange hatte es nicht den Anschein, als ob das gelingen werde; aber warnend sagte der städtische Feldhauptmann Schärtlin von Burtenbach unter den Mauern von Ingolstadt: „Wenn wir heute den Kaiser nicht besiegen, so werden wir es nicht mehr thun.“ Der Verrat des protestantischen Herzogs Moritz von Sachsen führte die Wendung herbei; nacheinander fielen die oberdeutschen Städte, Ulrich von Württemberg, Johann Friedrich von Sachsen, dieser nach der Schlacht bei Mühlberg, und Philipp von Hessen in Karls Gewalt; die beiden letzteren Fürsten führte er gefangen mit sich herum, und als der Landgraf Fluchtversuche unternahm, wurde er aufs härteste behandelt; in seinem Schlafzimmer schliefen spanische Soldaten, damit er nicht entweiche. Karl war im Juli 1547 der Herr vom größten Teile Deutschlands; nur die niederdeutschen Städte, voran Magdeburg, Hamburg und Bremen, hielten noch stand; ihr Heer unter den Grafen Albrecht von Mansfeld und Christoph von Oldenburg schlug Ende Mai 1547 das kaiserliche

Heer unter Herzog Erich von Braunschweig bei Drakenburg an der Weser in wilde Flucht und erbeutete alle Geschütze des Feindes. Oberdeutschland aber und Mitteldeutschland lagen dem Kaiser zu Füßen; alle Stände wurden mit harten Strafsteuern belegt, Württemberg mit 300000, Augsburg mit 150000, Ulm mit 100000 Gulden; letztere Stadt ward so schlimm behandelt, daß sich selbst die Feinde ihrer erbarmten. Karl war in diesem Kriege grau geworden; die Gicht quälte ihn so, daß er leichenblaß aussah; an allen Gliedern war er gelähmt. Aber vor diesem hinfälligen Mann erschienen die trotzigen Fürsten, die Boten der stolzen Städte, um ihn um Gnade anzuflehen und ihm den unbedingtesten Gehorsam zu schwören; knieend lagen sie vor ihm; kaum wagten sie es, auf den Wink des Kaisers sich zu erheben.

Karl schien alles zu vermögen; er drängte den evangelischen Deutschen das Interim auf, einen Zwischenzustand zwischen katholisch und evangelisch, der so lange dauern sollte, bis man auf dem Konzil zu Trient einen Ausgleich der religiösen Streitigkeiten gefunden haben werde; er dachte daran, die Geschäftsordnung der Reichstage umzustoßen und eine raschere und alle Stände sofort bindende Art der Beschlußfassung herbeizuführen; das ganze öffentliche Recht Deutschlands behandelte er als seiner Willkür überantwortet; im August 1548 löste er den Ulmer Rat von 72 Mitgliedern auf. Wozu eine solche Menge unverständiger und unnützer Leute? sagte er den Ulmern, und richtete einen von 32 Mitgliedern ein, welcher zu zwei Dritteln aus den Geschlechtern entnommen ward. Am Ende wollte er die Kaiserkrone, welche seither seinem Bruder Ferdinand bestimmt gewesen war, seinem Sohne Don Philipp zuwenden; er ließ ihn nach Deutschland kommen, damit er mit den Fürsten trinke und ihre Gunst gewinne. Als es so weit war, erfolgte der Umschwung; Franzosen und Türken, die fünf bis sechs Jahre ruhig gelegen hatten, rückten wieder ins Feld, und als Karl die gefangenen Fürsten auf keine Bitten und Vorstellungen hin freigab, erhob sich unter Vorantritt des neuen Kurfürsten von Sachsen, Moritz, welcher kaltblütig die Farbe wechselte, im Frühjahr 1552 ein Fürstenbund wider den Kaiser. Karl ward, trotz aller Warnungen, von dem Schlag vollkommen überrascht; er befahl seinem Bruder Ferdinand, Verhandlungen anzuknüpfen; aber während derselben stieß Moritz nach Tirol vor, nahm Innsbruck; kaum konnte Karl über die Alpen nach Kärnten sich retten; in einer Sänfte ward er über die schneebedeckten Berge getragen, an steilen Abgründen vorüber, wo wohl die Windlichter erloschen und Reiter von seinem Gefolge in die Tiefe stürzten. Der Passauer Vertrag vom August 1552 gab den gefangenen Fürsten die Freiheit und beseitigte das Interim; die endgültige Regelung der religiösen Fragen behielt er einem bald zu berufenden Reichstage vor. Karls System war zusammengebrochen; es stand fest, daß er nicht imstande war die Gesamtheit der Deutschen zur römischen Kirche zurückzuführen. In dieser Lage hatte er nur noch einen Ehrgeiz: dem König Heinrich II. von Frankreich Metz wieder zu entreißen, in dessen Besitz sich derselbe infolge einer Abkunft mit den aufständischen Fürsten gesetzt hatte. Es soll Karl V. unvergessen bleiben, daß der letzte Kriegszug, den er unternahm, der Wiedergewinnung des gewaltigen Bollwerks im Westen galt; persönlich erschien er Ende November 1552 vor der Stadt und setzte alles an ihre Eroberung; so gewaltig war die Beschießung, daß man das Krachen der Schüsse zweiundzwanzig deutsche Meilen weit hörte. Aber Franz von Guise, der Befehlshaber der Stadt, blieb unerschütterlich; die Mosel schwoll durch Regengüsse gewaltig an und hinderte den Angriff; Seuchen traten infolge des naßkalten Wetters im Heere auf, und Ende Dezember 1552 hob Karl die Belagerung mit den bitteren Worten auf: „Ich sehe, es gibt keine Männer mehr." So ingrimmig aber war der Haß der Deutschen gegen den spanischen Unterdrücker, daß man im Volke gar nicht empfand, daß vor Metz die Nation selbst besiegt war, nicht bloß der Kaiser; der Spottvers flog durch die Lande: „Die Metz und die Magd (Magdeburg) haben dem Kaiser den Tanz versagt."

Zuerst war Karl den Deutschen, dann war er den Franzosen unterlegen; überall, wohin er sah, boten sich ihm nichts als Niederlagen dar. In dieser Lage reifte ein Entschluß, den er schon vierzehn Jahre früher beinahe gefaßt hätte: der Entschluß, die Regierung niederzulegen.

Es war im März 1526, daß Karl, soeben Sieger über Franz I., sich mit der Prinzessin Isabella von Portugal vermählt hatte. Es war eine schöne und willensstarke Frau; als sie die Schmerzen bei der Geburt Philipps II. zu überwältigen drohten, da stieß sie doch keinen Schrei aus, weil das einer Kaiserin nicht würdig wäre; sie ließ am Ende wohl die Lichter löschen, daß niemand ihre Züge entstellt sähe. Als sie ihren ersten Sohn in Armen hielt, betete sie zu Gott, daß er einen guten Christen aus ihm mache und ihm Weisheit gebe, sein Königreich gut zu regieren. Isabella gebar ihrem Gatten zwei Töchter und drei Söhne, von denen aber nur der älteste, Philipp, am Leben blieb; an der Geburt des letzten Söhnleins starb sie selbst, 38 Jahre alt, am 1. Mai 1539. Karl, welcher seine Gattin während des wochenlangen Krankenlagers keinen Augenblick verlassen hatte, war von dem Schlage ganz zerschmettert; tagelang blieb er neben der Leiche sitzen, unfähig für alle Regierungsgeschäfte; wie ein Rasender fuhr er mit dem Dolch auf alle los, welche ihn in seinem Hinbrüten zu stören wagten; bis Ende Juni blieb er in dem Hieronymitenkloster bei Toledo in der Zurückgezogenheit, und ernstlich trug er sich mit dem Gedanken, die Krone niederzulegen. Nur den entschiedensten Mahnungen des Marquis von Lombay, Herzogs von Borgia, gelang es den Entschluß zu hintertreiben; die Religion, sagte der Marquis, welcher eben jetzt nach dem Verlust seiner Gattin als einfacher Bruder François in den Jesuitenorden trat, bedürfe ihres eifrigsten Vorkämpfers; jetzt zurücktreten, hieße seine Völker seinem Schmerz aufopfern und eine Last auf Don Philipp wälzen, welcher der

zwölfjährige Knabe erliegen müßte. Karl gab, so bestürmt, nach; aber der Gedanke, einmal formuliert, verließ ihn nicht wieder; jetzt, 1553, nach Passau und Metz, war die Zeit gekommen ihn auszuführen; sein Sohn zählte sechsundzwanzig Jahre: er mochte an des Vaters Stelle treten.

Bereits am 30. Juni 1553 richtete Karl an Don Philipp, den er eben damals mit Maria von England zu verheiraten gedachte, ein Schreiben, nach welchem derselbe an das Hieronymitenkloster San Yuste in Estremadura einen Flügel anbauen sollte, der es ihm ermögliche mit der unentbehrlichen Dienerschaft daselbst als Privatmann zu leben; und alsbald ward mit dem Bau begonnen, zu dessen Vollendung freilich drei Jahre gebraucht wurden. Allen Beteiligten war strenge Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht; freilich wurde sie von den Mönchen des Klosters selbst gebrochen, welche aus Eitelkeit das Gerücht verbreiteten, daß der Kaiser bei ihnen wohnen werde; sie begriffen nicht, heißt es, daß es sich hiebei um eine Staatsangelegenheit handelte. Mit den deutschen Dingen befaßte sich Karl in diesen Jahren wenig mehr; da mochte sein Bruder Ferdinand, der künftige Kaiser, zusehen, wie er sich aus den Schwierigkeiten heraushalf, welche am Ende im Augsburger Religionsfrieden vom 25. September 1555 glücklich beigelegt wurden. Karl wandte sein Streben auf Abwehr des französischen Vorstoßes gegen die Niederlande, wo er und Philibert von Savoyen das von den Franzosen belagerte Renty entsetzten, auf Erhaltung seines Einflusses in Italien, wo Siena seine Freiheit an dem kaiserlichen Feldherrn Marquis von Marignano für immer verlor und Papst Paul IV. die Mahnung empfing, ob seine Parteinahme für Frankreich dem Betragen des Kaisers entspreche, der so viel für den apostolischen Stuhl gethan habe; vor allem aber wollte Karl den Frieden herstellen, um ruhig abtreten zu können; er war bereit, für diesen Zweck selbst erhebliche Opfer zu bringen. In diese Zeit fiel der Tod seiner Mutter, die am 11. April 1555 dahinging; mit tiefer Rührung las der Kaiser die Briefe des Jesuitenpaters François Borgia, dessen wir schon gedachten; er teilte mit, daß die Königin kurz vor ihrem Tode noch leichte Stunden gehabt habe, gleich als ob der Tod ein Erwachen aus einem fast fünfzigjährigen Traumzustand gewesen sei. „Ich werde dir bald folgen," rief der Kaiser aus und befahl, sein Zimmer von nun ab schwarz auszuschlagen. Mit dem Tode von Donna Juana, deren Name bisher noch auf allen Staatsschriften genannt worden war, verschwand eine formelle Schwierigkeit für Karls Abdankung; er war jetzt auch dem Namen nach alleiniger Herr und konnte über alle seine Reiche mit vollkommenster Freiheit verfügen.

So berief er auf den 25. Oktober 1555 alle Abgeordneten der siebzehn niederländischen Provinzen, Edelleute, Geistliche und Bürger, nach Brüssel. Hier erschien er, mit der einen Hand auf einen Stock gestützt, mit der anderen die Schulter Wilhelms von Oranien fassend, gefolgt von Don Philipp, von seinen königlichen Schwestern, Marie von Ungarn und Eleonore von Frankreich, und von seinem Neffen, dem Erzherzog Ferdinand, grüßte höflich die Ritter vom goldenen Vließ und die Herren vom Staatsrat, die ihm zunächst standen, und nahm die Verneigung aller Anwesenden entgegen. Dann ließ er durch einen Minister den Grund seines Rücktritts mitteilen: seine von der Gicht zerrüttete Gesundheit; von den Qualen, welche ihm dieses Leiden bereitete ließ er eine Schilderung entwerfen, bei der die Hörer ein Schauer überkam. Er ließ alle zum Gehorsam gegen seinen Sohn, zum Eifer für die katholische Religion, zur Achtung vor der Gerechtigkeit und zur Eintracht mahnen; am Ende ergriff er selbst, immer auf seinen Stock und Oranien gestützt, das Wort und bekannte, daß neun Reisen nach Deutschland, sechs nach Spanien, sieben nach Italien, zehn nach den Niederlanden, vier nach Frankreich, zwei nach England, zwei nach Afrika, elf Meerfahrten und anhaltende Kriege, denen er nach Kräften vorzubeugen gesucht, seine Gesundheit so zerstört hätten, daß er es nicht verantworten könnte, noch länger an der Spitze der Regierung zu bleiben, während er doch nichts mehr zu leisten vermöge. Bleich vor Anstrengung sank der Kaiser, welcher hatte stehend sprechen wollen, in seinen Stuhl zurück; Philipp wollte dem Vater die Hände küssen, welche dieser ihm segnend aufs Haupt legte; in den Augen aller Anwesenden standen Thränen. Unter diesen befand sich auch, als Abgesandter Heinrichs II. von Frankreich, der bekannte Hugenott, Admiral von Coligny, welcher ein eigenhändiges Schreiben seines Herrn überbrachte; nur mit Mühe konnte der Kaiser den Faden zerreißen, welcher sich um den Brief schlang. „Bin ich nicht ein braver Ritter zum Brechen von Lanzen," sagte Karl traurig, „ich, der ich kaum einen Brief öffnen kann?"

Auf Bitten seines Bruders Ferdinand verschob Karl seine Abreise nach Spanien und seinen Verzicht auf die Kaiserkrone noch bis ins Jahr 1556; die Niederlande hat er erst im September 1556 verlassen und ist dann auf einem besonders für seine Ueberfahrt eingerichteten Schiff, der Bertendona, von seiner Schwester begleitet, nach Spanien übergefahren. In San Yuste traf er im Februar 1557 ein und bezog das bescheidene, für ihn erbaute Haus, das bloß acht Zimmer und zwei Säulenhallen enthielt. Hier lebte der Kaiser nun noch über anderthalb Jahre, freilich nicht dermaßen von der Welt abgeschlossen, wie man dies lange geglaubt hat, vielmehr in fortwährendem Briefwechsel mit Philipp II., dem er auch Italien und Spanien samt seinen Kolonien abgetreten hatte; ausdrücklich hatte er sich seinem Sohne gegenüber verpflichten müssen, ihm stets nach Möglichkeit mit Rat und That behilflich sein zu wollen, und Philipp kam oft genug mit Bitten an den Vater, namentlich wenn es galt, den Klerus zu Zuschüssen für den neu entbrannten spanischen und französischen Krieg zu bestimmen. Karl hatte somit viel Unlust durch die Politik auch in seiner Einsamkeit; aber hell flammte auch seine Freude auf, als er von dem herrlichen Sieg bei St. Quentin über die Franzosen hörte; das sei für Philipps Anfänge ein so erfreuliches Vor-

zeichen, wie für ihn einst der Sieg von Pavia; ebenso frohlockte er über die Siege, welche in Italien der Herzog von Alva über den Herzog von Guise und die Truppen von Papst Paul IV. davontrug. Daß die Ketzerei auch in Spanien eindrang, erfüllte den Kaiser mit Entsetzen; er bedauerte damals die ehrenwerteste That seines Lebens, daß er Luther in Worms das verheißene freie Geleite gehalten habe, ermahnte die spanischen Behörden, die Axt an die Wurzel zu legen, alle hartnäckigen Ketzer zu verbrennen, alle, die Buße thäten, zu enthaupten; man sieht, Don Philipp war in diesem Punkt nur der folgsame Sohn eines unduldsamen Vaters.

Karl erhielt in San Yuste auch Besuche von seinen Schwestern, welche sich wohl auf mehrere Wochen ausdehnten. Die Thatsache, daß ein Mann, von dessen Ruhm Europa erfüllt war, sich in die Gebirgseinsamkeit zurückgezogen hatte, mußte die Phantasie mächtig reizen; man wollte sich vorstellen, wie der Kaiser gestimmt sei, wie er seine Zeit verbringe; so entstanden allerlei sonderbare Gerüchte, die dann für glaubhaft angesehen wurden, wie, daß Karl noch bei seinen Lebzeiten sein eigenes Leichenbegängnis habe feiern lassen, um zu sehen, was ihn bald treffe, ja daß er sich aus diesem Anlaß gar in einen Sarg gelegt habe; es ist offenbar nichts als der konsequent verfolgte Gedanke, daß ein Kaiser, welcher vom Thron herabsteigt, Verlangen tragen müsse, der Welt überhaupt sich zu entziehen. Richtig aber ist, daß Karl mancherlei Sonderbarkeiten entwickelte, namentlich eine steigende Freude an mechanischen Fertigkeiten, an Herstellung von Puppen, exerzierenden Soldaten, Tänzerinnen mit dem Tamburin, hölzernen Vögeln; vor allem hatte er eine Leidenschaft für die Taschenuhren, welche damals noch nicht lange erfunden, also noch sehr selten waren; der Kaiser legte eine ganze Sammlung derselben an. Sein tägliches Leben war pünktlich geregelt; immer noch hielt er an der Königssitte, allein zu speisen, fest. So oft ihm auch von Aerzten und Priestern gesagt worden war, daß seine Gichtschmerzen von seiner Unmäßigkeit herrührten, so ließ er sich doch nicht warnen; fortwährend begehrte er stark gewürzte, schwer verdauliche Speisen, wie Aalpastete, fette Würste u. dergl.; sein Küchenmeister war oft in Not, immer Neues auf die Tafel zu bringen; einmal brachte er den Kaiser zu herzlichem Lachen, als er sagte, er wisse jetzt nichts mehr als etwa ein Frikassee von Uhren.

Seit dem 30. August 1558, wo Karl auf der Terrasse seines Hauses gegessen hatte, gingen seine Kräfte rasch auf die Neige: ein bösartiges Wechselfieber ließ ihn nicht mehr los. Er machte jetzt sein Testament; dreißigtausend Dukaten bestimmte er zur Aussteuer von armen Mädchen und zur Loskaufung von Sklaven aus der Gefangenschaft der Mauren; hart neben solchen edlen Bestimmungen steht die Mahnung an Philipp II., alle Ketzer ohne Gnade zu strafen. Am 21. September, zwei Stunden nach Mitternacht, kam seine Stunde. Der Erzbischof von Toledo gab dem Kaiser dasselbe Kruzifix, das seine Gemahlin im Sterben getröstet hatte; es war ihm ein Symbol alles dessen, was er im Himmel und auf Erden geliebt hatte. Mit unaussprechlicher Sehnsucht, sagt Prescott, blickte der Sterbende zu dem heiligen Zeichen empor, streckte die Hand aus, als ob er es umarmen wollte und sagte: „Nun ist es Zeit;“ dann rief er so laut den Namen Jesu, daß man es im Nebenzimmer deutlich hörte, sank auf die Kissen zurück und hauchte mit einem krampfhaften Seufzer seine Seele aus. Sein Sohn weilte noch in den Niederlanden; seine Schwestern, Marie und Eleonore, waren ihm kürzlich beide im Tode vorangegangen. Sein Leben hatte Karl auf achtundfünfzig Jahre und fast sieben Monate gebracht.

Don Luis d'Avila, einer der treuesten Feldherren Karls V., welcher auch an seinem Sterbebett stand, hat in seinem Hause zu Plasencia in Estremadura Karls Büste zwischen denen des Augustus und Antoninus aufgestellt und die Unterschrift beigefügt: „Carlo Quinto, e questo è assai“: Karl V., und das sagt genug. Die Spanier, deren Vorherrschaft in Europa Karl V. begründet hat, mögen mit Recht sein Gedächtnis rühmen; uns Deutschen, wenigstens den protestantischen Deutschen, erscheint er freilich in anderem Lichte. Wenn die Reformation bei uns nicht völlig durchdrang und infolgedessen unsere Nation als die einzige der Welt religiös gespalten blieb und sich bald selbst in wütendem Grimme zerfleischte, so trägt daran die Schuld der unbeugsame Herrscher, welcher sein lebenlang die Ketzer befehdete und noch im Angesicht des Todes sie verfluchte. Und doch — jedes Wort des Tadels erstirbt uns auf den Lippen, wenn wir Karls Verfahren auf seine Gründe hin prüfen. Die Deutschen erstrebten eine Verjüngung ihres nationalen Lebens durch Lösung des Bandes, das sie mit Rom verknüpfte; Karl mußte alle Hebel in Bewegung setzen, damit die römische Kirche aufrecht blieb, welche für seine vielen Länder das einzige gemeinsame Band bildete. Das römische Kaisertum, dessen Idee in ihm noch ganz und voll lebendig war, ließ sich ohne die römische Kirche nicht denken; stürzte diese zusammen, so war auch dem Kaisertum der Halt genommen. So war es ein tragisches Geschick, welches in der folgenschwersten Stunde unserer Geschichte einen Kaiser und eine Nation verkettete, deren Interessen einander schroff entgegenstanden, die sich bekämpfen mußten auf Leben und Tod. Felix Dahn hat einmal den Begriff des Tragischen als schwächlich verworfen, nach welchem auf beiden Seiten eine Schuld sein soll; und die furchtbarste Tragödie ist gewißlich die, wo beide Teile in ihrem Rechte sind, Kreon und Antigone, Hagen und Kriemhild, Karl V. und die deutsche Nation. Wenn wir uns dies vorhalten, so werden wir doppelt die Vorsehung preisen, daß sie uns heute statt des römischen ein deutsches Kaisertum beschieden hat, welches mit hoher Unparteilichkeit und echt christlicher Pflichttreue seines Amtes waltet und Katholiken wie Protestanten unter seinem starken Schutze vereinigt, auf daß alle sich zu Hause fühlen in dem neu erstandenen Reiche und einträchtig dasselbe beschirmen gegen die Feinde im Osten wie gegen die im Westen.

Das Geheimnis des Hulks.

Eine Erzählung aus den ersten Jahren nach der Entdeckung der kalifornischen Goldfelder von

Balduin Möllhausen.

(Schluß.)

9.

Als er die Landungstreppe erreichte, war das Gewölk im Osten eben zerrissen, der schmalen Mondsichel eine freie Aussicht über die Bai gewährend. Wie ein verlorengegangener matter Abglanz folgte ihr das falbe Licht, welches den Anbruch des frühen Sommermorgens verkündete. Nach kurzem Abschied von dem Chinesen hinkte Strapp in sich gekehrt seiner Heimstätte zu. Der Anblick des jähen Todes eines Menschen, mochte er immerhin sein Los zehnmal verdient haben, war nicht ohne Einfluß auf seine Stimmung geblieben. Vergeblich trachtete er zu enträtseln, welchen Ursachen Margaritas späte Nachtfahrt zuzuschreiben, vergeblich, von wessen Hand die mörderische Waffe geschwungen wurde, welche die Stadt von einem der berüchtigtsten Räuber und Wegelagerer befreite. Die in Margaritas Jolle schattenhaft auftauchende und ähnlich verschwindende Gestalt hatte seinen ganzen Aberglauben wachgerüttelt. In seiner Phantasie erstand das Bild des gemordeten Kapitäns der Aurora, dessen ruheloser Geist an den Hulk gebannt worden, nur denjenigen sichtbar, welche einst durch seine Hand litten. Verständlich erschien ihm, daß derjenige, der einst seine Untergebenen schamlos betrog und deren Gesundheit und Leben mißachtete, nunmehr dazu verdammt, über diejenigen zu wachen, die seine alte Kajüte zu ihrer Wohnung gewählt hatten. Außerdem war es um die Zeit des Umgehens der Geister und Seegespenster, als er dem Desparado im tödlichen Kampfe begegnete und seine Rettung auf geheimnisvolle Weise herbeigeführt wurde. Und wer sagte ihm, ob Margarita die unheimliche Erscheinung überhaupt bemerkte? Sie darum zu fragen, war ihm also verboten.

Mit solchen barocken Betrachtungen kroch er in seine Hängematte. Was ihn im wachen Zustande unablässig beschäftigte, das nahm er mit in seine Träume hinein. Geister und Gespenster umschwirrten ihn; aber sein Herz schlug ruhig, sein Gewissen sprach ihn frei von jeder Schuld an dem gewaltsamen Ende anderer. —

Lehnhard war um diese Zeit längst in die Kajüte getragen worden, wo mittels der Bank, mehrerer Stühle und aus den Kojen herbeigeschafften Bettzeugs ein bequemes Lager für ihn hergestellt worden war. Ihm zu Häupten saß Lorenzo. Seinem Willen nachgebend, der sich in auffällig bedrohlicher Weise kundgab, hatte man ihm nicht gewehrt, als er diese Stelle als die ihm gebührende beanspruchte. Stieren Blickes sah er auf das krankhaft gerötete stille Antlitz nieder. Behutsam strich er immer wieder das blonde Haar von Lehnhards feuchter Stirne zurück, um sie mit einem ihm gereichten erneuten kalten Umschlag zu bedecken. Ihm gegenüber saß Margarita, ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Bewußtlosen und ihrem Vater ängstlich teilend. Auf ihre mehrfache Aufforderung, sich zur Ruhe zu begeben, antwortete dieser jedesmal durch unwilliges Kopfschütteln.

„Ich traf ihn nicht, nein, ich traf ihn nicht," lispelte er vor sich hin, und sanft beschwichtigend erwiderte Margarita:

„Nein, Vater, ihn nicht, aber du rettetest ihn und unseren Freund Strapp."

Lorenzo richtete sich auf und sah stumpf in ihr Antlitz.

„Wird mir das angerechnet?" fragte er leise, wie Zeugen fürchtend.

„Gewiß, Vater, gewiß," bestätigte Margarita zitternden Herzens, „es wird dir sogar hoch angerechnet, sofern du keine weiteren Fehler begehst. Dahin gehört in erster Reihe, daß du dich entfernst, sobald er sich regt, um zu erwachen. Er darf dich nicht sehen."

„Strapp, wer ist Strapp? Ich hörte von einem Dutch Devil. Ich muß ihm begegnet sein, weiß nur nicht wo. Ich bin tot. Träumen Tote?" erging Lorenzo sich ein andermal in seinen wirren Phantasien.

„Du lebst, Vater, aber du träumst mit offenen Augen; das ändert sich indessen mit der Zeit," tröstete Margarita, „nur folgsam mußt du sein. Vergiß nicht, zwei Worte brauche ich zu sprechen und das Schiff versinkt mit uns allen."

Lorenzo lachte ausdruckslos.

„Ja, das Schiff versinkt," fügte er heftig hinzu. Schaudernd krümmte er sich zusammen. Als hätte ein schlummerndes Kind vor ihm gelegen, strich er mit der Hand liebkosend über Lehnhards Wangen.

Tief ergriffen beobachtete Margarita das Wehmut erzeugende Bild. Thräne auf Thräne entquoll ihren Augen. Ihr war, als hätte das Herz ihr brechen müssen. Hier der Vater, sich ohnmächtig windend in den unzerreißbaren Fesseln des Wahnsinns; dort in dem Winkel die gebrochene Gestalt der Mutter, in ihren

Zügen die Starrheit einer im Schmerz versteinerten Niobe, und vor ihr endlich, einem Toten ähnlich, derjenige, welchen wiederzusehen sie als ein böses Verhängnis betrachtete — wie da ihre Brust sich zusammenkrampfte in unsäglicher Qual. Und was stand zu erwarten, wenn die Betäubung von ihm wich und sein erster Blick gerade sie traf? Schaudernd beugte sie den Nacken tiefer und tiefer. Sie mochte der Möglichkeit gedenken, daß der Schlaf des vor ihr Liegenden sich bis in die Ewigkeit ausdehnte. Denn mit der Bewegung einer Somnambulen preßte sie die Hand auf die Stelle seiner Brust, wo sie das matte aber regelmäßige Pochen des Herzens fühlte. Oberhalb seines Hauptes dagegen mischte Lorenzo mit eigentümlichem Eifer unsichtbare Karten.

Draußen kündigte sich unterdessen der junge Tag an. Der ganze Osten flammte in tiefem Purpur und sandte rosige Streifen strahlenartig bis zum Zenith hinauf. Das letzte Gewölk, bis auf eine düstere Wand im Westen, hatte sich verflüchtigt. Krankhaft bleich betrachtete die Mondsichel die glatte Bai, deren malerische Umrahmung, die rastenden Schiffe und die stille Hügelstadt. Hier und da rauchte bereits ein Schornstein. Oberhalb des breiten Wasserspiegels lagerte eine niedrige Dunstschicht. Dämpfen ähnlich regte es sich in derselben, als hätten die nicht allzu fernen erloschenen Vulkane auf unterirdischem Wege die nach oben gefesselten Feuerströme entsendet gehabt, um den Inhalt des gewaltigen Beckens allmählich bis zur Siedehitze zu erwärmen. Zwei Riemen und mehrere Bretter, die als Ruderbänke gedient hatten, schwammen eine Strecke abwärts. Noch durch keine Strömung beeinflußt, bezeichneten sie die Stätte, wo in schwarzer Tiefe ein Mitglied des Auswurfs der menschlichen Gesellschaft das Ende aller Dinge erwartete. Scharen von Enten, Gänsen und Möwen prüften geräuschvoll ihre Schwingen zum Fluge aufs Meer hinaus. Ein zauberischer, ein friedlicher Morgen war es. Heller flammte der Osten, bis endlich in blendendem Glanze die Sonne der unregelmäßigen, durch Bodenerhebungen näher gerückten Linie des Horizontes sich entwand. Höher steigend überströmte sie mit verheißendem Licht und belebender Wärme Länder und Meere. Sie leuchtete den Gerechten wie den Ungerechten, dem Leid wie der Freude, quälenden Sorgen wie scheu zurückbebenden freundlichen Hoffnungen. Wie war doch alles so rätselhaft unter den Sterblichen verteilt! —

10.

Wie Strapp voraussetzte, war alles eingetroffen. Noch am ersten Tage nach jener verhängnisvollen Nacht erschienen Leute von der Korvette in der Stadt, um nach Lehnhard wie nach einem Deserteur zu forschen. Auch bei dem alten Dutch Devil suchte und fragte man, ohne daß irgend welche Kunde über ihn für die Mühe gelohnt hätte. Erst durch Filbert erhielt man einige Tage später zuverlässigeren Aufschluß, indem das Verschwinden Bloody Hooks samt seinem Boot, wie das Entdecken der angetriebenen Riemen und Bretter die Vermutung nahelegten, daß Lehnhard, verfrüht aus seiner Betäubung erwachend, mit dem Desparado sich in einen verzweifelten Kampf eingelassen habe, welcher das Kentern des Bootes und den Tod beider herbeiführte. Damit beruhigte man sich auf der Korvette, beruhigte sich auch der Preßring, welchem am wenigsten daran gelegen war, daß das Ereignis in die Oeffentlichkeit gezogen wurde.

Nur einer, und zwar Blane, der alte Spieler und Bankhalter, triumphierte auf alle Fälle. Gleichviel ob der vermeintliche Nebenbuhler auf der Korvette im Kriegsdienst geübt wurde, oder der Tod ihn hinraffte: sein Geld hatte er nicht fortgeworfen. Denn nicht länger brauchte er dessen Einfluß auf Margarita zu fürchten, nicht länger war er gehindert, seine verderblichen Anschläge gegen sie zur Ausführung zu bringen.

Tage gingen dahin, während Strapp eifrig nach einer Fahrgelegenheit für jemand forschte, der, wie er vorgab, von einem Ausflug ins Innere des Landes zurückkehrend, sich der Heimat wieder zuzuwenden wünschte. Den Hulk zu betreten vermied er bedachtsam. Margaritas Besuche genügten, ihn zu überzeugen, daß Lehnhard nach dem grausamen Verfahren nur noch gegen eine gewisse Schwäche kämpfte, welche sein kräftiger Körper bei entsprechender Ruhe bald genug überwinden würde. Da Margarita über die Ereignisse, welche das nächtliche Zusammentreffen der drei Böte begleiteten, undurchdringliches Schweigen beobachtete, hielt Strapp sich nicht für berechtigt, auf nähere Erklärungen zu dringen. Beide stimmten indessen darin überein, daß Lehnhard erst dann den Hulk verlassen dürfe, wenn sein Weg ihn von dort unmittelbar an Bord des Schiffes führe, auf welches Strapp ihn verdingt haben würde, und zwar nachdem dessen Verkehr mit dem Lande abgebrochen worden. Denn mehr noch als die Korvette, scheuten sie die Mitglieder des Preßringes, die bei einer Begegnung mit ihm sicher alles aufboten, ihn dennoch an den Ort der von ihnen vermittelten Bestimmung zu schaffen.

Es war am fünften Tage von Lehnhards Aufenthalt auf dem Hulk und die Dunkelheit verhinderte, daß die dort stattfindenden Vorgänge, zumal hinter der Schanzverkleidung, von dem Kai oder einem der abwärts ankernden Schiffe aus beobachtet werden konnten. Margarita und Lehnhard befanden sich auf dem Vorderschiff, wo die Stufen der nach der Back hinaufführenden Treppe ihnen erträglich bequeme Sitze gewährten. Anstatt, wie früher, ihm finsteren Blickes auszuweichen, hatte Margarita, seitdem ihre Bemühungen um Lehnhard, der beinahe stumpfsinnig aus seiner Betäubung erwachte, von Erfolg gekrönt wurden, keine geeignete Gelegenheit vorübergehen lassen, in Verkehr mit ihm zu treten. Es mochte sie dauern, daß er still und in sich gekehrt, als hätte er die letzte Lust am Leben verloren gehabt, die Stunden träger Ruhe an sich vorüberziehen ließ. Außerdem folgte sie einem gewissen Zwange, indem ihr Vater, dessen Anwesenheit auf dem Schiff vor einem Mitbewohner nicht verheimlicht werden konnte, eine gleichsam kindische Vorliebe für den jungen Mann gefaßt hatte und jedesmal in Unheil verkündende Erregung geriet, so oft er argwöhnte, daß derselbe eine Zurücksetzung oder Nichtachtung erfahre. Die Ursache dafür fiel allerdings in den Bereich der wunderbaren Regungen, wie

solche bei Irren als unlösbare Rätsel erscheinen. Zugleich räumte er Lehnhard einen entscheidenden Einfluß auf sich ein, wodurch es diesem ermöglicht wurde, ihn bei seinem sinnlosen, oft störrischen Wesen zu zügeln und zu lenken. Vertraut mit Margaritas und deren Mutter Vergangenheit, erriet er nach dem ersten Erwachen leicht die Beziehungen, in welchen der neben seinem Lager weilende Irre zu ihnen stand. Margarita brauchte daher nur einige Worte hinzuzufügen, um ihm ihrer aller Lage und die damit verbundenen Gefahren vor Augen zu führen. Und so war das, was ihn bisher an dieser befremdete, ihr undurchdringlicher, sogar abstoßender Ernst, der sich oft bis zur feindseligen Härte steigerte, ihm kein Rätsel mehr. Er begriff, daß sie die Sünden des Vaters als rächend auf sich übertragen wähnte, sich gewissermaßen als eine Ausgestoßene betrachtete, die, um dem marternden Gefühl des Gemiedenwerdens zu entgehen, jede Annäherung anderer streng zurückzuweisen habe.

Unter solchen Eindrücken und in der täglichen, ja stündlichen Beobachtung nie entschlummernden Leids konnte es nicht befremden, wenn Lehnhard die Stimmung der beiden schwer geprüften Frauen unbewußt zu der seinigen machte. Er litt mit ihnen, bot gemeinschaftlich mit ihnen sein Aeußerstes auf, den seit dem Angriff auf den Desparado unheimlich veränderten Wahnwitzigen zu beschwichtigen, dessen mehr und mehr verwildernde Phantasie auf weniger finstere Wege zu führen, ihm zu wehren, wenn er im Paroxysmus wiederholt den Untergang der Welt verkündete, das Wachsen der Gewässer, welche auch den Hulk verschlingen würden.

So war Lorenzo auch an dem heutigen Abend auf sein durch Margarita befürwortetes dringendes Zureden in der Kajüte zurückgeblieben, wo seine Frau ihn durch abwechselnd milden und strengen Zuspruch an sich zu fesseln suchte. —

„Ich soll Ihnen mit vielen Grüßen von unserem Freunde Strapp bestellen,“ hatte Margarita mit der ihr eigentümlichen geisterhaften Ruhe das Gespräch eröffnet, „daß in vier Tagen ein Schiff, dessen Ziel die Küste Ihres Heimatlandes, segelfertig wird. Bis dahin möchten Sie getrost hier weilen. Er selbst würde Sie von hier abholen, gleichviel ob die Korvette schon Anker gelichtet habe oder nicht. Er fürchtet nicht, daß der Kommandant von seinem Durchsuchungsrecht Gebrauch macht, zumal keine Verdachtsgründe für ihn vorliegen; an Verrat aber sei nicht zu denken, solange Ihre Verfolger in der Stadt Sie tot glauben.“

„Noch vier Tage,“ versetzte Lehnhard träumerisch, und ihm schwebte vor, wie für Margarita nach seinem Abschied die düstere Zukunft sich Tag um Tag eintönig, geisttötend und hoffnungslos in Erfüllung einer traurigen Aufgabe abspinne. „Noch vier Tage, um zu scheiden auf Nimmerwiedersehen, eine Erinnerung mit von hier fortzunehmen, mehr als geeignet, einen Schatten auf mein ganzes Dasein zu werfen.“

Margarita, die Blicke fest auf den vor ihr sich erhebenden Maststumpf gerichtet, säumte einige Sekunden, wie ihre Erwiderung zuvor erwägend, dann antwortete sie ernst:

„Heute weise ich Ihre Teilnahme nicht zurück. Als Mitwisser eines nur zwischen meiner Mutter und mir schwebenden Geheimnisses, dessen ganzen Umfang selbst Strapp mit seiner erprobten Freundschaft nicht ahnt, fühle ich mich sogar verpflichtet, Ihnen mit rückhaltloser Offenheit zu begegnen. Sie kennen unsere Familiengeschichte, werden daher ermessen, daß es nach dem plötzlichen Auftauchen des so lange Totgeglaubten kein anderes Mittel für uns gab, die Aufmerksamkeit der Menschen von dem Unglücklichen und unseren Beziehungen zu ihm abzulenken, als indem wir uns auf diesem elenden Schiffsgebäude von der übrigen Welt absonderten. Unter dem auf uns ruhenden Druck, unter dem doppelten Zwange, das Gräßlichste zu verheimlichen und dem in die Nacht des Wahnsinns versenkten nächsten Angehörigen unsere ungeteilte Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu weihen, mußte ich in demselben Maße verbittern, wie meine arme Mutter schon damals, als ich selbst noch kein Verständnis für das auf sie hereingebrochene Unglück besaß. Ein böser Argwohn, gegen welchen ich noch heute vergeblich kämpfe, bildete sich mit den Jahren aus. Wohin ich sah, meinte ich Blicken des Mitleids zu begegnen; ich fühlte, daß nur die strenge Wahrung unseres Geheimnisses mich gegen offene Verachtung schützte. Rückhaltlos erkläre ich dies, um die Antwort, welche ich Ihnen einst auf Ihre Vorstellungen erteilte, des Verletzenden zu entkleiden. Im übrigen konnte sie nicht anders lauten. In meiner Lage erschien mir die Möglichkeit, mein Los mit dem eines anderen Sterblichen zu verflechten, so ungeheuerlich, daß schon allein der Gedanke daran mich mit Widerwillen erfüllte. Feindseligkeit erwachte, wo man freundschaftliche Gesinnungen ins Leben zu rufen trachtete. Mich traf ein ähnliches Los wie meine Mutter. Auch mein Herz starb, wurde unzugänglich für milde Regungen, nur daß bei mir die Wandlung sich in frühem Alter vollzog, daher jedem, der nicht vertraut mit den Ursachen, unnatürlich erscheinen mußte. Ich wiederhole: Heute lasse ich Ihr Mitleid über mich ergehen. Beklagen Sie mich immerhin — der Gedanke an Ihre Teilnahme wirkt ja nicht mehr erbitternd auf mich ein — übersehen Sie indessen nicht, daß es meine Eltern sind, welchen ich bereitwillig mein ganzes Leben weihe; darin aber finde ich nicht nur Trost, sondern auch innere Befriedigung. Thöricht wäre es von mir gewesen, hätte ich, nachdem Sie so viel erfuhren, noch dieses oder jenes Ihnen vorenthalten wollen. Was ein unglücklicher Zufall anbahnte, betrachte ich als einen Fingerzeig des Himmels; wie ein warmer Sonnenstrahl erscheint mir, zum erstenmal in meinem Leben vertrauensvoll zu jemand sprechen zu dürfen. Nur noch wenige Tage und Sie ziehen fort, weit übers Meer. Führt Ihr Beruf Sie wirklich noch einmal hierher, wer weiß, wer dann noch lebt. Wären Sie hier geblieben, möchte ich mit meinen Enthüllungen vorsichtiger gewesen sein. Zu wissen, daß Sie in der Ferne meiner mit freundschaftlicher Teilnahme gedenken, hat nichts Quälendes für mich. Anders, wenn ich jemand täglich begegne und dergleichen in seinen Augen lese. Das stört meine Ruhe, zwingt mich, ihm auszuweichen, unbekümmert darum, ob ich kränke und beleidige. — Sie haben es ja erfahren.“

Leiser war Margaritas Stimme allmählich geworden, bis sie endlich wie im Selbstgespräch träumerisch verhallte. Die Richtung der Blicke hatte sie während der ganzen Zeit ihrer Mitteilungen nicht geändert. Jetzt sah sie nach oben, wo am nächtlich blauschwarzen Himmel die Sterne in dicht gestreuter unberechenbarer Zahl geheimnisvoll blinzelten und funkelten. Hin und wieder zog ein Meteor seine feuersprühende Linie. Die laue Atmosphäre schien mit Träumen gefüllt zu sein, bereit, sich da niederzulassen, wo nur immer sich Augen zum Schlummer schlossen. Wen suchten die freundlichen, hoffnungsreichen? Wen suchten andere, welche bitteres Leid widerspiegelten?

So lange Margarita eintönig sprach, als hätte sie die Worte von dem schwarzen Maststumpf abgelesen, lauschte Lehnhard mit gleichsam atemloser Spannung. Ein hold gesinnter Schutzgeist schien zwischen den beiden Gemütern zu vermitteln, daß Margaritas tiefes, ruhiges Organ sich schwermütig kosend an sein Herz anschmiegte, ein eigentümliches Gefühl wahnvoller Sehnsucht in ihm erzeugend. Zu ihr auf sah er verehrungsvoll, wie zu einer Märtyrerin, deren Haupt ein Heiligenschein schmückt. Seine Brust schwoll bis zum Zerspringen. Eine ganze Welt des Trostes hätte er auf sie herabbeschwören mögen, ein Heer süßen Frieden verheißender Hoffnungen, und doch erschien ihm so viel von tiefem Leid gegenüber jedem menschlichen Zuspruch wie aus der Luft gegriffener leerer Hohn.

An dem Bestehenden konnte ebensowenig geändert werden, wie an dem Geschehenen. Schüchtern klang daher seine Stimme, als er nach einer längeren Pause anhob:

„Alles, alles begreife ich, Ihr doppeltes Leid wie die von demselben abhängige Stimmung. Denn mag das rauhe Gewerbe, welchem ich so lange ergeben gewesen, dem äußeren Menschen seine schwer zu verwischenden Spuren aufgeprägt haben: mein Denken und Empfinden, wie es meine sanfte Mutter auf mich vererbte, konnte dadurch nicht geändert werden. So darf auch das, was ich vor wenigen Tagen Ihnen anvertraute, nur als der Ausdruck heiliger Wahrheit betrachtet werden, einer Wahrheit, die auch in Zukunft durch nichts zu erschüttern ist. Die Hoffnungen, welche mich damals zu einem offenen Bekenntnis trieben, sind indessen schlafen gegangen. Sie neu zu beleben ist nach Ihren Offenbarungen unmöglich geworden. Ist es mir aber gelungen, auch nur Ihre Freundschaft zu erwerben, so will ich zufrieden sein. Zurückweisen muß ich dagegen den Verdacht, als hätte die traurige Gemütsverfassung Ihres beklagenswerten Vaters mich dazu bewegen können, den Hoffnungen, wie ich solche vor kurzem noch glaubte hegen zu dürfen, zu entsagen. Im Gegenteil, als ein Glück hätte ich es betrachtet, wäre es mir beschieden gewesen, die auf Ihnen lastende schwere Aufgabe mit Ihnen zu teilen, die Gewalt, welche der Aermste mir über sich einräumte, zu seinem Besten auszunutzen. Doch es sollte nicht sein und ich ergebe mich in das Unabänderliche, mag das Herz mir immerhin bluten. Wohin ich auch gehe, wird es mich begleiten, wie die Erinnerung an einen unersetzlichen Verlust."

Von den Sternen hatte Margarita die Blicke wieder vor sich auf die verwitternden Planken gesenkt. Tiefer neigte sie ihr Haupt. Freien Lauf ließ sie den Thränen, welche die Dunkelheit verschleierte. Erst als Lehnhard schloß, richtete sie sich mit einer ungestümen Bewegung empor, und harsch, daß es ihm durch die Seele schnitt, erklang ihre Stimme, indem sie sprach:

„Sie wissen nicht, was Sie sagen, vergessen, daß ich die Tochter eines Verbrechers —"

„Margarita, er ist Ihr Vater," warf Lehnhard bestürzt ein.

„Ja, mein Vater," hieß es hart zurück, „und als solchen ehre und pflege ich ihn getreulich bis zu meinem oder zu seinem letzten Atemzuge. Damit ist indessen nicht dargethan, daß er auch für Fremde etwas anderes sein könnte, als ein Verbrecher — ich muß es ja aussprechen, schwer, wie es mir werden mag. Die Schande, welche durch ihn auf seiner Tochter lastet, darf nicht auf andere, wenn auch nur auf Grund eines freundschaftlichen Verhältnisses, übertragen werden."

„Sie gehen zu weit," versetzte Lehnhard nunmehr eifriger und die finstere Zurückweisung zitterte schmerzlich in ihm nach. „Sie gehen weiter als die Vorsehung. Sie verurteilte einen Unglücklichen für Begangenes, milderte die Strafe aber dahin, daß sie ihm die Vernunft raubte, in seiner Erinnerung auslöschte, was zeitlebens eine Folterqual für ihn gewesen wäre."

„Und meine Mutter und ich?" fragte Margarita bitter, und sie kämpfte unverkennbar gegen eine sie fast überwältigende Bewegung, „unser Geist ist nicht umnachtet; und wären wir leichtfertig — o, ruchlos genug, über die Vergangenheit hinwegzusehen, sein Anblick würde uns immer wieder an das Schreckliche mahnen. In erhöhtem Grade aber verfolgte dieser Fluch jeden, der vermessen genug wäre, offen auf unsere Seite zu treten. Doch lassen wir das ruhen. Verbittern wir uns die letzten Tage unseres Zusammenseins nicht noch mehr. Um Ihretwillen wünsche ich, daß Sie schon heute Gelegenheit finden, sich meiner Gesellschaft zu entziehen, welche Ihnen wenig zur Ehre gereicht."

„Auch diesen Ausspruch nehme ich hin als ungerecht," versetzte Lehnhard nunmehr ebenfalls mit einem Ausdruck, welchen man als den des Haderns mit dem Geschick hätte bezeichnen mögen; „durch Härte trachten Sie, gleichviel, ob unabsichtlich oder mit Bedacht, mir das Scheiden von hier zu erleichtern, bewirken aber gerade das Gegenteil. Wäre es anders, sagte mir auch nur eine Ahnung, daß meine Anwesenheit hier Ihnen peinlich, dann sollte nichts mich hindern, noch in dieser Nacht an Bord der Korvette zu gehen. Wohin das Geschick mich nunmehr verschlägt, kann mir gleichgültig sein."

Margarita war aufgesprungen. Sie wollte sich entfernen, besann sich aber und antwortete ruhig, sogar mit einem Anfluge von Milde:

„Sie haben eine eigene Art, anderer Leute Worte zu deuten. Ich gönne es Ihnen, wenn Sie darin Befriedigung finden. Vor der anberaumten Zeit von hier fortzugehen, liegt indessen keine Ursache vor. Stört Sie mein Wesen, so erhielten Sie bereits eine Erklärung dafür. Und, nochmals bitte ich Sie, ferner-

hin unberührt zu lassen, was entfremdend auf uns beide einwirken muß. Hier ist meine Hand; seien Sie überzeugt, daß ich Ihr Bestes bezwecke, aber auch die Aufrichtigkeit Ihrer Teilnahme nicht bezweifle, mögen Sie dieselbe freilich zuweilen in etwas unüberlegter Form offenbaren.“

Lehnhard hatte sich ebenfalls erhoben. Vertraut mit Margaritas Weise, erstaunte er kaum noch über diese neue Wendung des Gesprächs. Aber inniger noch zog es ihn zu ihr hin, deren jedes einzelne Wort, ob hart, sogar gehässig, oder in sanfter Klage verhallend, eine Welt des tiefsten Grames in sich barg.

Er sann noch auf eine Erwiderung, um dem Gespräch eine freundlichere Färbung zu verleihen, als das Geräusch herüberdrang, mit welchem die Kajütenthür aufgestoßen wurde. Gleich darauf trat Lorenzo zu ihnen heran. Scheu, wie irgend eine Gefahr fürchtend, spähte er um sich. Etwas unendlich Ergreifendes lag in dem Kontrast, welchen die schleichenden Bewegungen und kindisch ängstlich geflüsterten Worte zu der hochgewachsenen, etwas gebeugten Gestalt bildeten.

„Ich will schlafen gehen,“ hieß es da, „ich bin müde — ich muß träumen. Lange dauert's nicht mehr, dann geht die Welt unter — auch der Hulk —“

„Nicht doch,“ fiel Lehnhard begütigend ein, „wer wird solch häßliche Dinge reden? Es ist noch früh. Sie sollten die kühle Nachtluft länger genießen, um die Tageszeit leichter zu verschlafen.“

„Gefällt es dir, rudere ich dich ein Weilchen umher,“ fügte Margarita freundlich hinzu.

„Ich will nicht,“ antwortete Lorenzo heftig, zu Margaritas Entsetzen beinah drohend, „nach unten bringe mich. Schließe mich ein. Niemand darf mich stören. Ich arbeite im Schlaf — das ermüdet mehr. Ein Schiffszimmermann bin ich; der gehört nach unten. Aufs Wasser will ich nicht gerudert sein — da liegen Tote drinnen, die möchten auftauchen und mir die Hände reichen —“ er klopfte Lehnhard mit unheimlicher Zärtlichkeit beide Wangen und flüsterte in wachsender Erregung: „Mit einer Kugel im Gehirn kann kein Mensch leben; sie sitzt drinnen — sie will von der einen Seite nach der anderen. Ich weiß, wer sie abfeuerte. Ein junger Bursche war's, dem hatte ein Hufschlag die Nase eingedrückt. Jetzt — jetzt hab' ich's — Blane hieß er, Blane, Blane, Blane. Er wollte mich längst aus dem Wege schaffen —“

„Hör' auf, Vater,“ unterbrach Margarita ihn sinkenden Herzens, und wie jedesmal bei der gelegentlichen Nennung des verhaßten Namens, durchrieselte sie auch jetzt ein Schauder, „Träume sind's. Auch ich träume bisweilen Schreckliches, daß ich mich ängstige, und wenn ich erwache, verspotte ich mich selber —“

„Du belügst mich,“ nahm Lorenzo abermals einfallend das Wort und das Knirschen seiner Zähne zeugte von der in ihm gärenden, mit einem gefährlichen Ausbruch drohenden Wut, „ich weiß das besser — mein Gold stahl er — in meinem Kopf schabt jemand mit einem Messer an der Hirnschale. Er wird sie bald durchgeschabt haben. Das ist Blane — Blane — Blane. Wenn ich nur wüßte, wer die anderen umbrachte —“

„Du mußt wirklich schlafen gehen,“ schnitt Margarita erschüttert seine weiteren Bemerkungen ab, „komm, komm, Ruhe ist dir dringend nötig. Komm nur,“ und zagend schlug sie die Richtung nach der Kajüte ein, ängstlich rückwärts lauschend, ob der Unglückliche ihr folge. Zu ihren gewöhnlichen harmlosen Drohungen wagte sie nicht zu greifen, aus Besorgnis, dieselben wirkungslos an dem kranken Gemüt abprallen zu sehen und damit ihr einziges und letztes Zwangsmittel zu erschöpfen. Denn seitdem er auf dem Wasser den Todesstreich nach dem Desparado führte, war er ja ein anderer geworden. Störrischer wurde er mit jedem Tage in demselben Maße, in welchem er sein wachsendes Uebergewicht dumpf herausfühlte, nachdem er zuvor nie gewagt hatte, sich auch nur leise gegen ihren Willen aufzulehnen.

Einige Sekunden schien Lorenzo zu schwanken; dann gewann das Abhängigkeitsgefühl wieder das Uebergewicht. Bevor Lehnhard sich dafür entschied, ihn zur Nachgiebigkeit zu mahnen, folgte er Margarita zögernden Schrittes.

Als diese nach Ablauf einer Viertelstunde sich Lehnhard wieder zugesellte, eröffnete sie alsbald eine lebhafte Unterhaltung, zu lebhaft für den wahren Ausdruck ihrer Stimmung. Von der lieblichen Nacht sprach sie und dem in sein köstlichstes Prachtgewand gekleideten Himmel, von der friedlichen Ruhe ringsum und daß die Einsamkeit auf dem Hulk ihr allmählich zu einer lieben Gewohnheit geworden. Auch des fernen Südens gedachte sie, ohne Lehnhard viel Zeit zu Gegenbemerkungen zu gönnen, und daß sie zuversichtlich hoffe, dennoch die palmenbeschattete Heimat ihrer Mutter kennen zu lernen. Denn in San Francisco fühle sie sich unheimlich, als ob ihr von irgend einer Seite Unheil drohe, meinte sie wie beiläufig; und weiter plauderten die beiden während ihres langsamen Auf- und Abwandelns wie gute Freunde, die ein zwischen ihnen schwebendes Geheimnis begruben, um es nie wieder zu berühren. Mitternacht war vorüber, als sie sich vor der Kajütenthür trennten und Lehnhard sich nach dem Vorderschiff hinunter begab, wo er in der Back sein Lager bereitet hatte. Dann herrschte Stille auf dem Hulk; es begleitete sie das leise eintönige Sprudeln, mit welchem die durch das Goldene Thor hereindringende abgeschwächte Flut an den Schiffswänden sich bemerklich machte. Tief unten im Ballastraum der Aurora, da wirkte unterdessen die gespenstische Totenuhr. Mit geheimnisvollem Schnarren löste sie Span auf Span von dem eisenharten Holz. —

Das erwachende Morgenrot beleuchtete eine schwarze Rauchsäule, welche massig dem eisernen Schlot der Korvette entstieg. Schon während der Nacht waren die Maschinen aufgeheizt worden. Deren erste Arbeit bestand im Lichten der Anker. Bei Aufgang der Sonne donnerte ein Kanonenschuß nach der Stadt hinüber; fast gleichzeitig setzte die Korvette sich in Bewegung. Von der Gaffel flatterten die Sterne und Streifen. Bald darauf teilte ihr scharfer Bug die Brandung des weißschäumenden Oceans. —

11.

Mit dem Scheiden der Korvette war die letzte Besorgnis vor Lehnhards gewaltsamer Entführung geschwunden; die Stadt zu betreten erschien dagegen immer noch gefährlich für ihn sowohl, wie für das Geheimnis des Hulks. Und so unterschied der heutige Abend sich wenig von dem vorhergehenden. Nur früher zur Ruhe begaben sich alle, als hätte Margarita befürchtet, mit Lehnhard abermals in ein Gespräch verwickelt zu werden, bei welchem ihre Kräfte auf die härteste Probe gestellt wurden.

Die Nacht schritt vor. In der Kajüte wie in der Back hatte der Schlaf die Augen zugedrückt. Nur Lorenzo regte sich noch. Mit leisem Knirschen glitt das von geübter Hand geführte Messer über die wassergesättigten Planken hin. Stumpf überwachten die blöden Augen das unheimliche Werk. Melancholisch leuchtete die rötlich brennende Lampe der Laterne. Kaum bekleidet kauerte der Unglückselige da, ein Gespenst, wie es nicht barocker in Strapps regsamer Phantasie hätte geboren werden können. Zug um Zug, wie nach dem regelmäßigen Pulsschlag des in seinen Adern kreisenden Blutes, scheinbar ebensowenig beachtet wie dieser, sank ein federleichtes Holzspänchen nach dem anderen vor ihm nieder. Plötzlich aber entfiel das Messer seiner Hand. Ein furchtbarer Schrecken hatte sich seiner bemächtigt und verlieh dem ausdruckslosen Antlitz das eigentümliche Gepräge eines Menschen, der unter Aufbietung der äußersten Kraft auf etwas grübelt. Das Geräusch war zu seinen Ohren gedrungen, mit welchem in gleicher Höhe mit seinem Kopfe, also unterhalb des Wasserspiegels, eine Ruderstange die Schiffswand berührte. Nach kurzem Lauschen und nachdem das dumpfe Dröhnen sich noch einmal wiederholt hatte, richtete er sich auf, und unstät, wie nach einem Wege zur Flucht suchend, spähte er um sich. Dabei offenbarte sich in seinen Zügen die wilde Gier eines Wolfs, der beim Zerfleischen der Beute gestört wird. Seine Augen sprühten; hörbar knirschten seine Zähne aufeinander. Zum erstenmal seit vier Jahren erlebte er dergleichen; kein Wunder, daß der Ton ihm durch Mark und Bein ging. Die Angst, bei seinem Vernichtungswerk entdeckt zu werden, verschärfte seine Sinne. Schnell verwischte er die Spuren seines Treibens; dann aber, anstatt in seine Kammer zu flüchten, schickte er sich an, durch die Mittelluke nach oben zu schleichen, um sich von der Ursache der Störung zu überzeugen. Trotz des ihn gefährlicher denn je zuvor umnachtenden Irrwahns verabsäumte er keine Vorsicht. So ließ er auch die Laterne unten stehen, um später, je nachdem seine Lage ihm mehr oder minder bedrohlich erschien, entweder die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen, oder auf dem gewohnten Wege in seine Kammer zurückzuschleichen.

Gewandt die morschen Treppen benutzend, erreichte er nach kurzer Frist die oberste Deckluke. Indem er dort zögernd seinen Kopf ins Freie schob, wurde er zweier Gestalten ansichtig, welche eben von der Regeling heruntergeglitten waren und sich geräuschlos der Kajüte näherten. Dem ersten Schrecken, welchen der ungewohnte Anblick zweier Männer in ihm erzeugte, folgte eine dumpfe Ahnung von Gefahr für Frau und Kind; zugleich erwachte in ihm eine gewisse tierische Wildheit, gepaart mit tierischer List. Man hätte ihn mit einem tückischen, aber wachsamen Hofhunde vergleichen können, welcher erst dann einen Laut von sich gibt, wenn er die Zähne in das Fleisch des von ihm argwöhnisch beobachteten Opfers schlägt. So wartete auch er regungslos, bis die beiden rätselhaften Fremden in die matt erhellte Kajüte eingetreten waren und die Thür leise hinter sich zugeschoben hatten; dann erst kroch er ganz nach dem Deck hinauf. Einer Art Instinkt folgend, begab er sich auf den nackten Füßen unhörbar nach dem Bollwerk hinüber. Vorsichtig lugte er über Bord. Neben der Jolle lag ein größeres, jedoch leeres Boot. Nach dieser Entdeckung schien das alte Abhängigkeitsgefühl wieder Besitz von ihm zu ergreifen, jene kindische Ratlosigkeit, welche in Fällen der Not den Beistand anderer ängstlich sucht. Einige Sekunden sann er nach, dann schlich er zu Lehnhard in die Back, und sich neben den Erwachenden hinstreckend, raunte er ihm zu: „Zwei Räuber an Bord. Sie sind in der Kajüte. Ich sah sie hineinschlüpfen. Sie bringen Margarita samt ihrer Mutter um, dann geht die Welt unter."

Lehnhard hatte sich aufgerichtet. Nicht anders glaubend, als daß Irrwahn den Unglücklichen zu irgend einer tollen Ausschreitung getrieben habe, war er im Begriff, ihm beschwichtigend zuzureden, als von dem Hinterschiff ein erstickter dumpfer Schrei zu seinen Ohren drang und ihm alles Blut zum Herzen trieb. Mit einem Sprunge war er aus der Back heraus und gefolgt von Lorenzo eilte er nach Quarterdeck hinüber, wo er abermals Wimmern und Röcheln unterschied. Diejenigen aber, welche den hinterlistigen Angriff auf die beiden Frauen unternahmen, waren offenbar zu fest von deren gänzlicher Vereinsamung überzeugt, als daß sie noch irgend welche Vorsicht hätten walten lassen. Denn so nur war es erklärlich, daß sie nicht hörten, zumal bei dem angestrengten Ringen, wie die allerdings nur angelehnte Thür nach innen wich und die Eintretenden sich ihnen geräuschlosen Schrittes näherten.

Oberhalb des Tisches brannte gewohnheitsmäßig eine in Ringen befestigte Nachtlampe. Bei deren Schein erkannte Lehnhard durch die offenen Kojenthüren auf den ersten Blick vor jedem Bett die vornüber geneigte Gestalt eines Mannes, eifrig damit beschäftigt, durch Aufpressen des Kopfkissens die Hilferufe seines Opfers zu ersticken, zugleich aber mittels einer bereit gehaltenen Schlinge die verzweiflungsvoll kämpfenden Arme zu fesseln. Beide waren bewaffnet, wogegen Lehnhard und Lorenzo sich nur auf ihre körperliche Kraft verlassen konnten. Doch ebenso schnell, wie ersterer die ganze Sachlage erfaßte, gelangte auch ein Plan zur Rettung in ihm zur Reife.

„Packen Sie ihn von hinten und halten Sie ihn," raunte er dem Irren mit einer Dringlichkeit zu, welche dessen Geist wie ein elektrischer Funke durchströmte, und er wies auf die nächste Koje, und in demselben Augenblick, in welchem die beiden verräterischen Eindringlinge sich nach dem hinter ihnen laut werdenden Geräusch umsahen, fühlten sie sich von sehnigen Armen um-

schlungen und mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden geworfen. Wohl versuchten sie, sich von den wütenden Griffen zu befreien und von ihren Pistolen Gebrauch zu machen, allein wie durch Zauberschlag erlahmten ihre Kräfte und verwirrten sich ihre Sinne, sobald Filbert in dem auf ihm Knieenden denselben jungen Seemann erkannte, welchen er in den Tod getrieben zu haben wähnte, und es dem anderen, der ohnehin halb betäubt durch die ihn niederpressende Last, unter furchtbarem, wahnwitzigen Lachen in die Ohren gellte: „Blane! Blane! Blane! Die Kugel steckt noch in meinem Kopf, heute muß sie heraus! Blane, Blane, Blane! Deine eingeschlagene Nase ist ein Wahrzeichen — hast dich verkleidet, aber ich kenne dich — kenne dich!"

„Verräterischer Hund," redete Lehnhard zu derselben Zeit den vor Entsetzen erstarrten Filbert zähneknirschend an, „was du mir gethan, ich hätte es verziehen; den Angriff auf wehrlose Frauen dagegen, den sollst du büßen." Er warf einen Blick um sich. Entdeckend, daß Lorenzo trotz der Hinneigung zur Tobsucht sich darauf beschränkte, seinen Gefangenen, der in namenlosem Grauen die letzte Widerstandskraft verlor, niederzudrücken, kehrte er sich den Kojen zu. Frau Lorenzo und Margarita hatten ihre Kleider übergeworfen; aber noch wirkte in ihnen eine Todesangst, daß sie mit Mühe sich aufrecht erhielten. Totenbleich, bebend am ganzen Körper, starrten sie vor sich auf die grausige Scene. Das wilde Lachen des Wahnwitzigen schien sie zu betäuben, sie des klaren Denkvermögens zu berauben. Nur der einzige Gedanke, einer furchtbaren Gefahr entronnen zu sein, lebte noch in ihnen, einer Gefahr, welche sich nunmehr auf ihre Retter übertragen hatte. Denn was stand zu erwarten, wenn Lorenzo einer seiner unberechenbaren Regungen nachgebend, den bewaffneten Gegner freigab, und doch zitterten sie, daß er ihn vor ihren Augen gräßlich erwürgte. Da übertönte Lehnhards Stimme das grauenhafte Lachen, indem er ihnen zurief:

„Helfen Sie, oder das Aergste steht zu befürchten. Die Leine — reichen Sie mir die offene Schlinge — helfen Sie, daß ich freie Hand gewinne."

Und im nächsten Augenblick stand Frau Lorenzo mit derselben Schlinge, welche sie kurz zuvor von sich abstreifte, neben ihm, während Margarita ihren Vater angstvoll überwachte und doch nicht wußte, wie sie ihren nunmehr zweifelhaft gewordenen Einfluß auf ihn ausnutzen sollte, ohne eine neue Gefahr heraufzubeschwören.

Unter Beihilfe der alten Frau gelang es Lehnhard, nach kurzem Ringen Filberts Hände und Füße in einer Weise zusammenzuschnüren, daß er, auf dem Rücken liegend, sich nicht mehr zu rühren vermochte, und ohne der Flüche und Drohungen zu achten, mit welchen er die Harmlosigkeit seines Unternehmens beschwor, gesellte er sich Lorenzo zu. Anfänglich weigerte sich dieser, auf seine Ratschläge einzugehen. Erst als er gewahrte, daß Lehnhard eine Schlinge um Blanes Hände legte, erwachte ein gewisses Verständnis in ihm. Einige Sekunden betrachtete er dessen Thun mit stumpfer Neugierde; dann griff er eifrig mit ein, und kaum zwei Minuten dauerte es, da wand auch Blane sich ohnmächtig in seinen Banden.

„Hier können Sie nicht bleiben," kehrte Lehnhard, nachdem er die Räuber entwaffnet hatte, sich Mutter und Tochter zu, die mit gleicher Besorgnis den furchtbar aufgeregten Wahnwitzigen überwachten, „das ist kein Anblick für Sie, wir müssen die Schurken auf einer anderen Stelle unterbringen —"

„Im Ballastraum, im Ballastraum!" fiel Lorenzo wild aufjubelnd ein, verstummte aber, wie im Schrecken, sofort wieder. Einen ängstlichen Blick sandte er an sich hinunter, dann flüsterte er geheimnisvoll: „Ich muß mich ankleiden — ich bin bald wieder hier — der da gehört mir — es ist Blane. Er hat sich verkleidet — aber ich erkannte ihn an der eingeschlagenen Nase — er schoß mir die Kugel in den Kopf. Ich fühle, wie sie hin und her rollt. Laßt ihn nicht entweichen, oder es ist euer aller Unglück," und ausdruckslos vor sich hinlachend, eilte er aufs Deck hinaus, wo er gleich darauf in der Mittelluke verschwand.

Schaudernd blickten alle ihm nach.

„Wie mag er sich befreit haben?" fragte Frau Lorenzo klanglos.

„Ich weiß nur, daß er zur rechten Zeit erschien, um ein schweres Verhängnis von Ihnen abzuwenden," antwortete Lehnhard, und mit unsäglicher Verachtung sah er auf die nunmehr in dumpfem Schweigen verharrenden Gefangenen nieder. „Die Elenden müssen aus seinem Gesichtskreise geschafft werden, oder wir erleben Schreckliches. Sieht er sie nicht mehr, beruhigt er sich vielleicht —"

„Margarita," begann Blane nunmehr einfallend, und aus seinem entstellten Verbrechergesicht war der letzte Blutstropfen gewichen, „Sie wissen, was mich zu dem Angriff auf Ihre Freiheit bewog. Wahnsinnige Liebe zu Ihnen ließ mich den falschen Weg einschlagen. Ich fühlte, daß ich nicht ohne Sie leben konnte —"

„Ohne die Tochter jemandes, welchen Sie niederschossen," schnitt Margarita ihm das Wort ab, und sich Lehnhard zukehrend, fuhr sie, noch immer nach Fassung ringend, jedoch äußerlich ruhig fort: „Wir wollen versuchen, den Vater abzusondern und einzuschließen —"

„Schließt ihn ein, um der ewigen Versöhnung willen, schließt ihn ein," keuchte Blane auf dem Gipfel des Entsetzens, denn ihm schwebte Gräßliches vor, indem er der Möglichkeit gedachte, der Willkür des so lange für tot Gehaltenen preisgegeben zu sein.

Vor dem Fallreep ertönte das Geräusch, mit welchem ein Boot anlegte.

„Er entflieht," rief Frau Lorenzo bestürzt aus, und sie folgte Lehnhard ins Freie hinaus, wo sie sich durch einen Blick überzeugten, daß den beiden bereits vorhandenen Böten sich ein drittes zugesellt hatte. Zugleich erschallte Strapps Stimme indem er ihnen zurief:

„Da wollte Liu neue Mordgeschichten ausgekundschaftet haben. Ich konnt's nicht glauben, nahm aber doch ohne Bedenken meinen Kurs auf hier. Gott sei Dank, ich sehe, man beging einen Irrtum."

„Gott sei Dank, daß Sie kommen," unterbrach Frau Lorenzo ihn tief aufatmend, „Liu täuschte sich

nicht. Sie werden Schreckliches erfahren — kommen Sie, kommen Sie und raten Sie uns."

Anstatt zu antworten, erstieg Strapp die Treppe, Liu anweisend, unten zu warten. Nur langsam gelangte er nach oben. Es hinderten ihn nicht allein sein verkrüppeltes Knie, sondern auch Musketon und Entermesser, womit er sich auf Lius dringendes Anraten bewaffnet hatte.

Oben eingetroffen, zog Frau Lorenzo ihn beiseite. „Gehen Sie hinein und beruhigen Sie Margarita," sprach sie zu Lehnhard, der sofort Folge leistete, und sie kehrte sich dem alten bewährten Freunde zu, um ihn auf die Begegnung mit Lorenzo, dessen Anwesenheit auf dem Hulk nicht länger vor ihm verheimlicht werden konnte, vorzubereiten.

Als Lehnhard in die Kajüte eintrat, endigte Blane eben eine seiner Beschwörungen, unter welchen er Margarita anflehte, ihm die Freiheit zu verschaffen. Margarita schien seine Worte nicht zu hören. Hoch aufgerichtet stand sie da, das schöne bleiche Antlitz der offenen Thür zugekehrt, durch welche Strapps vertraute Stimme zu ihr hereindrang. Beim Anblick Lehnhards eilte es wie ein belebender Hauch über ihre Wangen.

„Ich hörte ihn," kam sie seinen beruhigenden Mitteilungen zuvor, „wenn einer uns raten kann, so ist's Strapp."

Filbert knirschte mit den Zähnen. Die Erwähnung des bekannten Dutch Devil hatte ihn drohend angeweht. Er wußte, daß bei ihm am wenigsten auf Erbarmen zu rechnen sei. Einen Blick tödlichen Hasses sandte er zu Lehnhard empor, der ihn finster betrachtete.

„Ja, Strapp ist hier," erklärte dieser zugleich auf Margaritas Bemerkung, „und was er sagt, das soll gelten. Ich vermute, es wird sich in San Francisco noch ein Richter finden, der nicht ansteht, ein gerechtes Urteil über Räuber und Mörder zu fällen."

„Oder über einen Deserteur, der seinen Kontrakt unterschrieb, das Handgeld in die Tasche steckte und den ihn begleitenden Mann hinterrücks über Bord stieß," versetzte Filbert wutschäumend, und er verfluchte seine Dummheit, die Aufmerksamkeit des Kommandanten der Korvette nicht auf den Hulk gelenkt zu haben.

Lehnhard zuckte die Achseln geringschätzig. „Sie glauben selber nicht, was Sie sagen," bemerkte er kaltblütig, und über ihn hinweg betrachtete er Blane, der nunmehr wie betäubt dalag und, Lorenzo noch unter den Lebenden wissend, mit der Welt abgeschlossen zu haben schien; denn er besaß nur noch die Kraft, mit flehendem Ausdruck Margaritas Augen zu suchen. Schaudernd kehrte diese sich von ihm ab. Sie mochte des Abends gedenken, an welchem er sie unter Drohungen aufforderte, sich ihm zuzugesellen, ihres Loses, wenn sein heutiger Anschlag geglückt wäre. Eine Minute des Schweigens folgte, als Filbert wieder anhob:

„Der Satan hat dirs Uebergewicht in die Hand gespielt; noch aber leben Männer, welche dich zur Hölle senden, wo sie dich finden —"

In diesem Augenblick trat Strapp, gefolgt von Frau Lorenzo ein. Sein Gesicht hatte sich merklich verändert. Hagerer schien es geworden zu sein, so erschütternd hatten die wenigen enthüllenden Worte der alten Freundin auf ihn eingewirkt, derselben Freundin, welcher er einst im Uebermaß seiner treuen Anhänglichkeit und Herzensgüte vorschlug, sein Weib zu werden. Wie ein Abgrund von unermeßlicher Tiefe schwebte ihm jene fernliegende Stunde vor, wie ein Abgrund des Entsetzens, an welchem sie beide mit genauer Not vorbeischlüpften. Finster vor sich niederstierend legte er Musketon und Entermesser auf den Tisch, und dann erst kehrte er sich den beiden Verbrechern zu. Kalten Blickes prüfte er dieselben unter seinen tief gerunzelten Brauen hervor, und mit unheilverkündender Ruhe hob er an:

„Nichts könnte mich hindern, euch in ein Boot zu schaffen, nach der Stelle hinauszurudern, wo euer schurkischer Maat eingesalzen liegt, und euch ebenfalls über Bord zu stoßen. Aber ich will dem Hängemann nicht vorgreifen, von wegen der Nachrede." Mit Kennermiene untersuchte er die Knoten der Leinen an ihren Händen und Füßen, und beifallnickend fuhr er fort: „Das ist Seemannswerk; der Lehnhard versteht's. Vier Wochen könntet ihr daran zerren, ohne daß die Enden auch nur um Strohhalmsbreite nachgäben, und da wird's in dieser einen Nacht keine Gefahr haben, daß ihr heimlich von hier losmacht. Ist's erst Tag, mögen die in der Stadt euch selber abholen." Und zu Frau Lorenzo und Margarita: „Hier in der Kajüte dürfen sie freilich nicht bleiben; es wäre eine schlechte Augenweide für euch beide. Da wird sich wohl ein Winkel an Bord finden, wo wir sie sicher festlegen mögen — ich denke, im Zwischendeck."

Das letzte Wort schwebte noch auf seinen Lippen, als Lorenzo, nunmehr vollständig bekleidet, vor ihn hintrat und mit eigentümlich geheimnisvollem Wesen beide Hände auf seine Schultern legte. Von einem Rundgange durch die unteren Räume zurückkehrend, wo er mit schlauer Berechnung die Laterne beseitigte, die Thür seiner Kammer von außen aufschloß und demnächst die gewohnte Ordnung wieder herstellte, hatte er offenbar schon an der Kajütenthür gelauscht; denn seine Lippen Strapps Ohr nähernd, raunte er ihm zu:

„Dutch Devil, nicht ins Zwischendeck. Im Ballastraum ist Sand, da liegen sie weicher — ich will sie hinunterbringen."

„Macht mit mir, was ihr wollt," fiel Blane, der mit scharfem Gehör des Irren Worte verstanden hatte, entsetzt ein, „was ihr wollt — denn ans Leben könnt ihr mir nicht — nur dem Verrückten gebt keine Gewalt über mich."

„Verrückt?" fragte Lorenzo stumpf, und sich zu dem Elenden niederbeugend, der sein Gesicht schaudernd abkehrte, strich er dessen Wangen liebkosend, „ich verrückt, altes Pferd? Du lügst. Nur eine Kugel rollt in meinem Gehirn, und die hast du hineingeschossen."

„Vater, soll ich dich in dein Gemach führen?" fragte Margarita auf dem Gipfel ihres Grauens, und gewaltsam trachtete sie einen liebreich sanften Ton zu erzwingen, „du mußt schlafen; die Aufregung hat dich ermüdet — morgen, nachdem du neue Kräfte sammeltest, besprechen wir alles mit Muße und ausführlich."

„Ja, bringe mich zu Bett," antwortete Lorenzo

zu aller Befremden ungewöhnlich bereitwillig und listig blinzelte er mit den Augen, „ja, zu Bett, aber verriegle die Thür hinter mir, nimm auch den Schlüssel mit, auf daß Blane nicht zu mir herein kann; der will sonst um hohe Einsätze mit mir spielen," und lebhaft mischte er unsichtbare Karten. „Ja, zu Bett, Margarita; zuvor aber möchte ich sehen, wie die beiden Gentlemen im Kielraum komfortabel untergebracht werden — nein, eher nicht — ich will es sehen, muß es sehen, oder ich fürchte mich, allein zu sein."

Jetzt erst hatte Strapp den Eindruck einigermaßen überwunden, welchen der Anblick des Wahnwitzigen, obwohl er vorbereitet gewesen, auf ihn ausübte; denn bevor ein anderer das Wort ergreifen konnte, hob er, anscheinend auf Lorenzos Seite tretend, mit kluger Berechnung an:

„Mr. Lorenzo sieht mit einem Auge mehr, als ihr alle zusammengenommen mit euren beiden. Recht hat er, vollkommen recht, und die beiden Gentlemen nach unten zu schaffen, ist ein so feiner Gedanke, wie nur je einer in dem Gehirn eines vernünftigen Mannes zurecht gelegt wurde." Durch einen Blick unterrichtete er sich, daß seine Worte auf den Irren, der mit einem eigentümlichen Ausdruck kindischen Stolzes um sich sah, die beabsichtigte Wirkung ausübten, dann sprach er weiter: „Ich wiederhol's, Mr. Lorenzos Vorschlag soll gelten. Im Ballastraum sind sie am sichersten aufgehoben, außerdem liegen sie da unterhalb des Wasserspiegels; da mögen sie nach Herzenslust schreien und fluchen, ohne daß sie viel gehört werden."

„Und die Ratten, die Ratten," warf Lorenzo wie von einem neuen glücklichen Gedanken beseelt, verschmitzt ein.

„Ja, die Ratten," bestätigte Strapp und seine Ruhe beeinflußte sichtbar beschwichtigend nicht nur den Irren, sondern auch die in Todesangst versenkten Frauen, während Blanes und Filberts Blicke, wie ihr Todesurteil erwartend, starr an seinen Lippen hingen, „ja die Ratten, die sind 'ne passendere Gesellschaft für sie, als unsereins. Darin hat Mr. Lorenzo ebenfalls recht. Ich rate daher, nicht länger zu säumen. Je eher die Brut von hier verschwindet, um so angenehmer ist's für uns alle. Mr. Lorenzo leiht uns gewiß gern 'ne Hand beim Ueberholen."

„Meine Hand leihe ich — ich leihe beide Hände," rief Lorenzo lebhaft aus, als hätte er die Zeit nicht erwarten können, „dann will ich schlafen — ich bin sehr müde — ich trage an der Kugel in meinem Kopf so schwer. Auch Blane muß schlafen — lange, lange schlafen."

„Vorwärts denn," schnitt Strapp weitere sinnlose Bemerkungen ab, und während Margarita Liu herbeirief, packte er gemeinschaftlich mit Lehnhard und dem Irren zunächst Blane, ihn nach dem Deck hinauszutragen, wo sie dem voranleuchtenden Chinesen mit ihrer Last in das Innere des Hulks hinab nachfolgten. Aehnlich verfuhren sie mit Filbert, welcher, dem Beispiel des verbrecherischen Genossen folgend, in tückischem Schweigen verharrte. Beide begrüßten es als ein Glück, daß der Wahnwitzige, welchen sie in ihrer hilflosen Lage über alles fürchteten, noch in ihrer Gegenwart nicht nur den Wunsch aussprach, zu Bette geführt und eingeschlossen zu werden, sondern auch eigensinnig darauf beharrte, daß zu seiner eigenen Beruhigung die Luke des Ballastraumes mit der schweren Thürklappe überdeckt und diese mittels der verrosteten Krampen befestigt werde. Der Aufenthalt in dem feuchten finsteren Raume konnte doch nur Stunden dauern; zugleich fanden sie in der ungestörten Einsamkeit Gelegenheit, ihre Lage zu erörtern und das zu seiner Zeit von ihnen zu beobachtende Verfahren zu vereinbaren. Zum Verzweifeln aber hatten sie keine Ursache, solange es noch Richter gab, die nicht unempfindlich gegen den Klang des Geldes, und Genossen, welche bereit, sie zu vertreten, jedes beliebige eidliche Zeugnis für sie abzulegen und, wenn ratsam, ihnen die Wege zur Flucht anzubahnen.

Obwohl Margarita und ihre Mutter, nachdem der Irre sich wie ein folgsames Kind hatte einschließen lassen, einen Stein von ihren Herzen sinken fühlten, erhöhte es doch ihre Zuversicht, als Strapp sich bereit erklärte, gemeinschaftlich mit dem Chinesen bis zur Ueberführung der Gefangenen nach der Stadt an Bord zu bleiben. Es trug sie die Hoffnung, daß wenn diese erst entfernt seien, Lorenzo sie schnell vergessen und, dem ungestörten Einfluß seiner Pflegerinnen wieder unterworfen, sich allmählich besänftigen würde. Ganz frei von Besorgnissen waren sie indessen nicht. Sie wußten, daß die Kräfte des Unglücklichen, sobald der Irrsinn in Raserei ausartete, sich verdoppelten, und in einem solchen Zustande es ihm ein Leichtes, den Verschluß seiner Kammer zu zertrümmern; was dann aber zu befürchten, entzog sich jeder Berechnung. Auf ihre Vorstellungen entschlossen Strapp und Lehnhard sich daher gern, den Rest der Nacht vor der Thür des Irren zu verbringen, wogegen Liu angewiesen wurde, um gegen fernere heimtückische Angriffe von außen geschützt zu sein, oben auf Deck Wache zu halten.

12.

Die zweite Morgenstunde hatte beinahe ihr Ende erreicht. Ob auch kein einziges Auge auf dem Hulk sich zum Schlafe schloß, herrschte doch überall die Stille des Todes. Wo nur immer zwei ihre Gedanken miteinander tauschten, da geschah es leise und in dem Gefühl des Zagens. Ein unheimlicher Bann beschwerte alle Gemüter: In der Kajüte, wo Mutter und Tochter nach den jüngsten erschütternden Erfahrungen sich gegenseitig aufzurichten trachteten; im Ballastraum, wo die beiden Verbrecher sich im Entwerfen von neuen, teuflischen Plänen ergingen, und endlich vor der Thür des Wahnsinnigen, wo Strapp und Lehnhard in tiefer Sorge um die Zukunft der beiden Bewohnerinnen der Kajüte schwebten und zugleich argwöhnisch auf die Bewegungen des von ihnen Ueberwachten lauschten. In ihrem Vertrauen auf dessen zurückkehrende Ruhe wurden sie dadurch bestärkt, daß er, wie in Furcht vor einem Ueberfall, die Thür von innen befestigte. Kurze Zeit regte er sich wohl noch wenig auffällig, dann aber legte lautlose Stille Zeugnis davon ab, daß seine wirren Phantasien im festen Schlaf ihren vorläufigen Abschluß gefunden. —

„Die Angelegenheit hier auf dem Hulk muß auf

die eine oder die andere Art ihr Ende nehmen," erklärte Strapp mit vorsichtig gedämpfter Stimme dem neben ihm auf einer Decke liegenden jungen Gefährten, „denn so kann es nicht bleiben, sollen die armen Frauenzimmer nicht selber verrückt werden. Es ist überhaupt zu verwundern, daß sie's bei der ewigen angstvollen Ueberwachung ihres Geheimnisses nicht längst geworden sind. Mit der Geheimthuerei ist's jetzt freilich vorbei, und das gilt ihnen als der härteste Schlag; denn, kommt die Sache erst vor den Richter — und anders geht es nicht —, so rettet uns kein Teufel davor, über den Lorenzo richtige Farbe zu bekennen. Verdammt, das mit dem auferstandenen Toten wird Staub aufwirbeln in der Stadt, und dem Kinde, der Margarita, gibt's den Todesstoß."

„Sie müßten fort von hier," meinte Lehnhard düster, „nach einem Ort, wo niemand sie oder ihre Verhältnisse kennt. Sie redeten einst von Acapulco, wohin ihr Sinn stände."

„Leicht gesagt," erwiderte Strapp unwirsch, „das wäre wohl zu 'ner Zeit gegangen, als der unglückselige Lorenzo so gut wie 'n Verstorbener war; aber jetzt? Es ist um des Teufels zu werden. Zunächst läßt er sich schwerlich gutwillig ins Schlepptau nehmen, und ferner, wohin auch immer sie ihren Kurs hielten: überall trüge er ihre ganze Leidensgeschichte offenkundig mit sich herum, wie der Lotsenkutter seine Nummer, daß jeder sie auf eine Meile im Umkreise mit Bequemlichkeit ausmachte."

„Ein schreckliches Verhängnis, daß er überhaupt noch unter den Lebenden weilt. Wie mancher, der es nicht verdient, findet aus nichtiger Ursache sein frühes Ende, wogegen Lorenzo — auf frischer That niedergeschossen, die furchtbare Verwundung überstand — freilich, um bedauernswerter daran zu sein, als wenn ihm die Kugel mitten durchs Gehirn gegangen wäre."

„Ja, Maat, daraus mache einer 'nen Vers," entgegnete Strapp, und weiter plauderten die beiden Gefährten, und weiter stellten sie ihre schwermütigen Betrachtungen an, während im Ballastraum sich eine Scene entwickelte, angesichts derer sogar des unverzagten Dutch Devils Haar sich emporgesträubt hätte.

„Glaube mir," suchte Blane mehr sich selbst, als den verbrecherischen Genossen zu beruhigen, „die überlegen sich die Sache noch und denken dabei mehr an ihre eigene Lage, als an die unserige. Sehen sie erst einen anderen Ausweg vor sich, auf dem es obenein noch ein Stück Geld zu verdienen gibt — und ich zahl' mit vollen Händen —, so thun sie eher alles andere, bevor sie den Verrückten nachträglich an den Pranger stellen —"

Er verstummte jäh. Seine Blicke waren auf einen matten Lichtschein gefallen, welcher im Vorderschiff von oben niederwärts drang und sich schnell verstärkte.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte er bestürzt, dadurch Filberts Aufmerksamkeit ebenfalls auf die unstete Beleuchtung hinlenkend, und mit atemloser Spannung beobachteten nunmehr beide, wie von der Decke herunter zwei nackte Füße sich in ihren Gesichtskreis schoben.

Kurze Zeit verrann, während in der engen Luke Schatten und Licht sich gleichsam durcheinander wanden und die notdürftig zu unterscheidenden Formen eines Menschen verzerrten. Plötzlich stieß Blane einen Ton aus, welcher, ein Ausfluß des furchtbarsten Entsetzens, nichts Menschlichem mehr ähnlich. Er hatte in der langen Gestalt, die unten in dem Ballastraum festen Fuß gewann, Lorenzo erkannt. Wie ein der Hölle entstiegenes Phantom stand er da, in der linken Faust die Laterne, auf der rechten Schulter eine schwere Handspeiche der Ankerwinde. Den Kopf hatte er weit vorgestreckt, wie mit unersättlicher Gier nach irgend einer Beute spähend; das Unheimliche seiner Erscheinung wurde aber noch dadurch erhöht, daß er mangelhaft bekleidet war, gerade so, wie er das Bett verlassen hatte.

Neues dumpfes Stöhnen und Röcheln entrang sich Blanes krampfhaft beengter Brust, als er gewahrte, daß Lorenzo mit dem äußeren Wesen eines Raubtiers näher schlich und, das Licht der Laterne zu ihm hinübersendend, die blöden Augen starr auf sie richtete.

„Still, in des Satans Namen," flüsterte Filbert dem Genossen dringlich zu, „verrät man einem Verrückten gegenüber Furcht, so wächst sein Mut, wogegen man durch klug gewählte Vorstellungen sein Vertrauen gewinnt. Wir müssen versuchen, ihn zu überreden, daß er wenigstens einen von uns befreit; das weitere besorgen wir selber. Totschlag aus Notwehr ist nicht straffällig, und den Weg, welchen er heruntergekommen ist, finden wir hinauf."

Er schwieg argwöhnisch. Lorenzo war vor ihnen eingetroffen und stierte ausdruckslos auf sie nieder. Nach einer Pause lautloser Stille hing er die Laterne an den nächsten Balken, und die keulenartige Handspeiche unterhalb derselben niederlegend, schlich er nach der geschlossenen Luke hinüber. Behutsam hob er die zu derselben hinaufführende Treppe aus ihren Fugen, und sorgfältig, jedes Geräusch vermeidend, lehnte er sie seitwärts an die Schiffswand. Ein vollständig Geistesklarer hätte nicht mit mehr Ueberlegung zu Werke gehen können. In um so beängstigenderem Widerspruch stand dafür der leichenhaft blöde Gesichtsausdruck zu der rätselhaften Bedachtsamkeit. Dieselbe Sicherheit bewahrte er auch, als er wieder zu seiner schweren Waffe griff und zwischen den beiden Gefangenen sich niederkauerte. Wie schwermütigen Betrachtungen hingegeben, neigte er das Haupt.

„Ich fühl's," bemerkte er eintönig, „hin und her rollt die Kugel, von einer nach der anderen Seite. Die hast du mir in den Kopf geschossen. Sie hat lange genug darinnen gesessen. In dieser Nacht muß sie herausgenommen werden. Hörst du, Blane? Sie muß heraus in dieser Nacht."

Blane wand sich in Todesangst, daß die fesselnden Schlingen in seine Gelenke einschnitten. Seine letzte Kraft war gebrochen. Schauder auf Schauder durchrieselte seine Gestalt. Filbert dagegen, dessen Sinne sich angesichts der gräßlichen Gefahr verschärften, antwortete mit berechnender List:

„Die herauszunehmen, ist Kleinigkeit. Schon öfter verrichtete ich derartige Operationen. Bei Ihnen ist's übrigens die höchste Zeit, wenn's noch gelingen soll — schnell, schnell, Sie brauchen nur den Knoten hier an

meinen Händen zu lösen, und ich schaffe es ohne Messer in einer halben Minute. Da — ich sehe sie — dicht neben Ihrem linken Ohr hat sie sich festgesetzt."

Lorenzo versank anscheinend in tiefes Nachdenken, und Filbert glaubte schon, sein Spiel gewonnen zu haben, als des Irren Blicke sich plötzlich seltsam zuspitzten und ein boshaftes Grinsen auf seine stumpfen Züge trat.

„Sie hat sich nicht festgesetzt," sprach er geheimnisvoll, sie könnte sonst nicht umherrollen. Nein, ich traue dir nicht und warte lieber noch mit dem Lösen. Du möchtest sonst dem Blane beispringen, wenn ich ihn für die Kugel bezahle. Ich bin tot, wer weiß, wie lange, träume nur noch. Jetzt kommt die Reihe an ihn. Ich könnte ihm den Schädel einschlagen, aber ich kann kein Blut sehen. Ich kenne indessen ein anderes Mittel, daran habe ich gearbeitet viele, viele Jahre. Ersäufen will ich ihn hier in diesem Raume; da wirst du wohl mit heran müssen."

Obwohl Filbert diese Ankündigung nur für einen Ausfluß des nunmehr gänzlich ungezügelten Wahnwitzes hielt, fühlte er doch das Blut in seinen Adern gerinnen. Er vergegenwärtigte sich, zu welchen Ausschreitungen Lorenzo in plötzlich erwachender Raserei sich würde hinreißen lassen können, und suchte ihn durch seine Blicke zu entwaffnen. Blane lag dagegen, wie des Denkvermögens beraubt. Seine Augen quollen aus ihren Höhlen. Wie von Frost geschüttelt, schlugen seine Zähne aufeinander. Ueber sein häßliches Antlitz hatte sich die fahle Farbe des Todes ausgebreitet. Nur dumpfe Laute entwanden sich den bebenden Lippen, als er begütigende Worte an den in seiner Unzurechnungsfähigkeit doppelt gefährlichen, erbarmungslosen Feind richten wollte. Von ihm sein Todesurteil gleichmütig verkündet zu hören, brachte ihn um die letzte Fassung.

„Lorenzo," keuchte er endlich auf dem Gipfel seines Grauens, „einen Berg Goldes will ich dir schenken —"

„Gestohlenes Gold — mein eigenes Gold," unterbrach der Irre ihn mit gräßlichem Lachen, „das gebrauche ich jetzt nicht mehr. Du wolltest meine Frau würgen und der hier neben dir meine Tochter. Ich hab's gesehen, dafür ersäufe ich euch beide. Aber ihr liegt noch nicht fein. Ihr müßt sehen, wie die Welt untergeht —" und gellender, unnatürlicher ertönte sein Lachen. Auf den Stirnen seiner elenden Opfer perlte der Schweiß der Todesangst. Stier überwachten sie die regsamen Hände, welche, wie zum Hohn, oberhalb ihrer Häupter unsichtbare Karten mischten und abzuzählen begannen. Plötzlich packte er den laut aufschreienden Blane an den Schultern, und ihn eine kurze Strecke abwärts schleifend, setzte er ihn, trotz der wilden Hilferufe, welche nunmehr durch den Hulk schallten, mit einer gewissen Sorglichkeit aufrecht so hin, daß die voll beleuchtete, ausgemeißelte Stelle der Schiffswand sich gerade vor ihm befand. Aehnlich verfuhr er mit Filbert, welcher, jetzt ebenfalls verzweifelnd, seine durchdringende Stimme mit der des verbrecherischen Genossen einte. Noch aber war er damit beschäftigt, ihn durch Sandanhäufungen zu stützen, als er das Geräusch unterschied, mit welchem Strapp und Lehnhard die Krampen der Lukenklappe losschlugen und diese zu entfernen trachteten.

„Sie kommen! sie kommen! sie kommen!" gellte er, indem er von Filbert abließ, die Handspeiche ergriff und wild ums Haupt schwang; „sie kommen! sie wollen sehen, wie die Welt untergeht!"

Strapp und Lehnhard war es unterdessen gelungen, die Luke freizulegen; zugleich hatten sie entdeckt, daß die Treppe fehlte. Ratlos neigten sie die Köpfe nach unten. „Halt! Halte ein!" schrieen sie mit aller Macht, sobald sie den ersten Anblick der grausigen Scene gewannen.

„Selber halt!" kreischte Lorenzo in wachsender Raserei, und wiederum gräßlich auflachend, führte er mit der Handspeiche weit ausholend, einen schweren Schlag gegen die angebohrten Planken. Fast gleichzeitig schoß ihm ein dicker Wasserstrahl entgegen. Doch unbekümmert darum, daß er selber überschüttet wurde, wiederholte er Stoß auf Stoß, bis endlich ein Leck von dem ganzen Umfange der ausgemeißelten Stelle klaffte und ein demselben entsprechender Strom, durch den von außen wirkenden unwiderstehlichen Druck bedingt, einem zischenden Wasserfall ähnlich, in den Ballastraum sich ergoß.

Die beiden Verbrecher, auf die von der Luke herüberdringenden Zurufe eben noch Hoffnung atmend, brüllten laut auf angesichts des unabwendbaren Todes. Laut schrieen und warnten Strapp und Lehnhard, die jetzt erst einen vollen Begriff von dem angestifteten Unheil gewannen, zugleich aber einsahen, daß menschliche Kräfte nicht mehr ausreichten, den Hulk vor dem Untergange zu bewahren oder die beiden Gefangenen zu retten. Doch lauter als alles ertönte die Stimme des Wahnwitzigen, indem er, bereits bis an die Knie im Wasser stehend und gegen die heftige Strömung kämpfend, mit der einen Hand die Laterne, mit der anderen die Handspeiche schwang und unter entsetzlichem Hohnlachen und Gellen jeden mit dem Tode bedrohte, der in seine Nähe treten würde.

„Was soll das werden?" fragte Strapp den Gefährten, als dieser von Grauen erfüllt und blindlings dem Drange nachgebend, wenigstens Margaritas Vater zu retten, Anstalt traf, hinabzuspringen, und zugleich packte er ihn mit eiserner Faust am Kragen, „nach oben scher dich in des Teufels Namen! In die Boote mit den Weibern und allem, was zur Hand ist! Fort, Mann, wenn dein eigenes Leben dir noch einen Strohhalm wert ist! Fort, ich folge nach!"

Lehnhard hatte die Füße zurückgezogen. Wie betäubt starrte er nach unten, wo der Schein der geschwungenen Laterne sich in dem schnell emporwachsenden, schäumenden und brausenden Wasser spiegelte.

„Fort, in drei Teufels Namen!" warnte Strapp abermals und er schüttelte den Gefährten heftig; „bist wohl zum Kinde geworden? Verdammt! Die da unten rettet kein Herrgott mehr!"

Einem Schlaftrunkenen ähnlich hatte Lehnhard sich erhoben. Da tönte das gurgelnde Brüllen herauf, unter welchem das Los der beiden Räuber durch die über sie hinschlagenden Fluten besiegelt wurde. Dann wurde es still. Nur das Jauchzen und Gellen des

Wahnwitzigen erlitt noch keine Unterbrechung. Obwohl bis an die Hüften im Wasser watend, schwang er nach wie vor seine Laterne.

„Alles vergeblich,“ beantwortete Lehnhard nunmehr Strapps Warnung, und beide Hände auf die Ohren pressend, flog er förmlich nach oben. Aufs Deck sich hinaufschwingend, fiel sein erster Blick auf Margarita und ihre Mutter, die ihm händeringend entgegentraten.

„Wo ist Lorenzo? Wo ist der Vater? Was ist vorgefallen? fragten sie, von den schwärzesten Ahnungen beseelt, kaum noch verständlich.

„Er folgt mit Strapp,“ antwortete Lehnhard besonnen, „mehr weiß ich nicht von ihm — das Schiff sinkt, wir müssen fort. Schaffen Sie herbei, was Sie zu retten wünschen — Liu, schnell hinunter in die Boote! Nimm in Empfang, was ich dir zureiche,“ und wieder zu den vor Entsetzen sprachlosen Frauen: „Fassen Sie sich um Gottes willen! Nur Minuten sind uns noch vergönnt — achten Sie darauf, wie der Wasserspiegel näher rückt.“

Ohne einen Laut der Erwiderung begab Frau Lorenzo sich in die Kajüte. Ihre eherne Selbstbeherrschung hatte nur vorübergehend erschüttert werden können. Je schwerer das sie bedrohende Verhängnis, um so starrer der Mut, mit welchem sie alles ins Auge faßte.

„Herr Lehnhard,“ redete Margarita diesen an, und sie ergriff seine Hand, „sprechen Sie es aus — ich werde den Vater nicht wiedersehen. Sprechen Sie es aus — ein schreckliches Ende war vorherzusehen — ich kann alles ertragen, nur nicht Ungewißheit.“

„Seien Sie auf das Aergste gefaßt,“ antwortete Lehnhard ebenso leise, „jetzt aber — ich beschwöre Sie — verlieren Sie keine Zeit mehr.“

„So mag Gott ihm gnädig sein,“ versetzte Margarita mit ersterbender Stimme und verschwand ebenfalls in der Kajüte.

Strapp erschien auf Deck. Gleichzeitig trat Frau Lorenzo, mehrere Gegenstände vor sich tragend, aus der Thür. Mit einem Blick erfaßte sie, daß Strapp allein gekommen. Tief seufzte sie auf. Ohne nach dem Irren zu fragen, übergab sie ihre Last Lehnhard zur Weiterbeförderung; dann eilte sie in die Kajüte zurück.

In zehn Minuten müssen wir eine Strecke abwärts sein, oder der Strudel reißt uns samt den Booten hinunter,“ erklärte Strapp finster und gesellte sich dem Chinesen zu, um diesen in seiner Arbeit zu unterstützen und die Fahrzeuge zum Abstoßen bereit zu halten.

Schweigend vermittelten unterdessen Mutter und Tochter zwischen ihrer Wohnung und dem Deck. Was sie heraustrugen, reichte Lehnhard ebenso schnell über Bord. Von Minute zu Minute wurde ihm die Arbeit erleichtert; denn tiefer nestelte der Hulk sich ins Wasser ein, näher rückten ihm die dienstwilligen Hände. So verstrichen die anberaumten zehn Minuten, als Strapp erklärte, daß es die höchste Zeit sei.

Frau Lorenzo stieg hinab, zum erstenmal, seitdem sie den Hulk zu ihrem Wohnsitz erkor. Nur wenige Stufen lagen noch oberhalb des Wasserspiegels. Auch jetzt fragte sie nicht nach dem Gatten, noch sah sie rückwärts. Sie ahnte die Wahrheit, erriet, daß Rettung unmöglich gewesen, scheute, mit klaren Worten ausgesprochen zu hören, was die Vernunft ihr deutlich genug sagte.

Schweigend folgte ihr Margarita. Indem sie den Fuß auf den Bootsrand stellte, verglich sie die Lage des Hulks mit derjenigen, in welcher sie ihn bisher nur gesehen hatte. Jäher Schrecken bemächtigte sich ihrer. Hastig sah sie nach oben, wo Lehnhard, seine Füße in gleicher Höhe mit ihrem Haupt, noch säumte.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ rief sie ängstlich hinauf, und im nächsten Augenblick befand er sich an ihrer Seite.

Nur die Jolle und Strapps Boot waren mit dem wertvollsten Teil von Frau Lorenzos Habe beladen worden. Das dritte Fahrzeug hatte der bedachtsame Strapp doppelt und dreifach an die Treppe befestigt. Mit dem Hulk sollte zugleich das letzte verschwinden, was auf die Spuren der beiden Verbrecher und deren Ende hätte führen können. Bei ihm in seinem Boot befanden sich Frau Lorenzo und der Chinese. In der Jolle hatten Margarita und Lehnhard Platz genommen. Gleich darauf trennten beide Fahrzeuge sich von der Schiffswand. Jedes nur durch zwei Riemen getrieben und schwerer belastet, glitten sie langsam nach der Bai hinauf, um in weitem Bogen die Landungstreppe zu erreichen, welche Strapp bei seinen Ausflügen zu benutzen pflegte. Der junge Tag hatte sich bereits angemeldet, es erweiterte die sich lichtende Atmosphäre die Fernsicht. Nachbarlich hielten die beiden Boote sich beieinander. Kein Wort wurde in denselben gesprochen. Eintönig stießen die Riemen zwischen den Pflöcken; geheimnisvoll plätscherte und gurgelte das aufgestörte Wasser. Alle Blicke hingen an dem Hulk, welcher sich augenscheinlich schon bis ins Zwischendeck hinauf gefüllt hatte. Strapp beobachtete aufmerksam die oberen Enden der Maststumpfen. Es entging ihm daher nicht, daß dieselben plötzlich eine kurze Schwingung nach vorne und dann nach hinten ausführten.

„Halt,“ kommandierte er mit eigentümlich belegter Stimme, und mit der einen Hand die Riemen in der Schwebe haltend, entblößte er mit der anderen sein Haupt; „halt, Maat, sag' ich dir, und vermerke, wie die Aurora sich zur ewigen Ruhe anschickt, auf daß du von ihr lernst.“

Die Boote gelangten zum Stehen. Feierliche Stille herrschte in beiden. Man hätte die Atemzüge jedes Einzelnen zählen können.

Eine Minute verrann, und abermals schwangen die Maststumpfen, jetzt weit nach hinten, um sich indessen nicht mehr aufzurichten. Ueber das Heck schlugen die ersten Fluten. Wie von Scheu vor seinem Grabe befangen, stieg der durch die schräge Lage des Schiffes etwas entlastete Bug noch einmal schwerfällig hoch empor, dann folgte er dem Hinterteil in die Tiefe nach. Trichterähnlich brauste, wirbelte und schäumte das Wasser oberhalb des umfangreichen Schiffskörpers. Es schien sich gar nicht wieder beruhigen zu können.

„Gute Nacht, Aurora,“ sprach der alte Dutch Devil schwermütig über seine knochigen Fäuste hin und zögernd senkte er die Riemen, „warst eine rechtschaffene

Kraft. Du hast's nicht verschuldet, wenn Menschen so viel Niedertracht und unverdientes Herzeleid in dich hineintrugen. Schlafe wohl, Aurora. Bist mit dem letzten Ende mir zuvorgekommen, auf daß ich nicht erst nachtens auf dir umzugehen brauche."

Frau Lorenzo achtete nicht seiner Worte. Starr hafteten ihre thränenleeren Augen auf dem sich nur langsam beruhigenden und Kreise auf Kreise entsendenden Wasser. Fest daß sie beinah' verschwanden, ruhten die welken Lippen aufeinander.

Lehnhards Blicke suchten Margaritas Antlitz. Tiefe Wehmut sprach aus ihren Zügen. Auch ihre Augen blieben trocken; aber ihre Lippen regten sich leise wie im inbrünstigen „Ave Maria".

Wie war sie doch so schön in ihrem Ernst und in ihrer Trauer, in ihrer Verschlossenheit und dem unnahbaren Stolze, hinter welchem unbegrenzte Opferwilligkeit den Schlag des treuen Herzens regelte. Träumerisch rührte Lehnhard die Riemen. Ihm war, als hätte die Zukunft die letzten Reize für ihn verloren gehabt.

Als die Boote etwas später der bekannten Treppe sich näherten, hatten die aufgeregten Fluten sich geebnet. Liebliches Morgenrot färbte den zauberisch erglänzenden Wasserspiegel, welcher den Hulk und sein Geheimnis deckte. Hier und da auf den verankerten Schiffen wurden die sorglosen Rufe wachhabender Matrosen laut, indem sie das eben beobachtete Ereignis unter Einfügung loser Scherzreden fröhlich besprachen.

Die Boote hatten angelegt; ungesäumt wurde mit dem Entladen begonnen. Schweigend und noch unter dem vollen Eindruck des Erlebten wandelten alle zwischen der Treppe und Strapps Behausung hin und her; hin beladen, zurück mit leeren Händen. Als das letzte Stück geborgen war, sandte die eben aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen über die sich allmählich belebende Bai hin. Lehnhard und der Chinese, zwischen sich den geretteten Zeugsack, befanden sich auf dem Wege in die Stadt hinein, wo ersterer ein Quartier bezog, in welchem er nicht viele Fragen zu gewärtigen hatte. Von Filbert und Blane waren ja keine Nachstellungen mehr zu befürchten, und deren Genossen, ihrer Führer beraubt, hatten die triftigste Ursache, ihre Beziehungen zu den auf rätselhafte Weise Verschwundenen zu verheimlichen. —

„Vorläufig werden wir wohl, wie in den guten alten Zeiten, zu dreien Platz unter demselben Dache finden;" mit diesen Worten hatte Strapp Frau Lorenzo und Margarita in seine kleine Häuslichkeit eingeführt. „Kommt Zeit, kommt Rat, und ich müßte mich arg täuschen, blieben wir noch lange in Frisco. Zu vieles gemahnt uns hier an böse Dinge."

„Mir ist jetzt alles recht," erwiderte Frau Lorenzo eintönig, „Sie werden sich wohl gefallen lassen müssen, über die nächste Zukunft hinaus für uns mit zu denken."

Margarita sprach kein Wort. In ihren großen, dunklen Augen lebte eine Welt des Grames und herber Entsagung. Geisterhafte Ruhe umschwebte ihre schöne, jungfräuliche Gestalt, indem sie in dem neuen Heim sich den häuslichen Verrichtungen unterzog.

Strapp war in die Thür getreten. Traurig sah er nach der Stelle hinüber, auf welcher er so manches Jahr an jedem neuen Morgen die Aurora zu begrüßen pflegte. — — —

Zwei Tage waren dahin, und Lehnhard verbrachte den letzten Abend in Strapps Behausung. Schon folgenden Morgen beabsichtigte er, sich an Bord eines Schiffes zu begeben, auf welchem eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung für ihn in Aussicht. Die beiden alten Leute saßen in dem überfüllten Gemach, welches dadurch eine kleine Erweiterung erfahren hatte, daß die Hängematte unterhalb des Vordaches befestigt worden war. Der Vergangenheit gedachten sie in ernstem Gespräch und der Zukunft, welche sich düster und trostlos vor Mutter und Tochter ausdehnte. Selbst der zuversichtlichen Hoffnung, binnen absehbarer Frist auf den Stätten ihrer glücklichen Jugend ein neues Heim zu begründen, vermochte Frau Lorenzo keinen Reiz mehr abzugewinnen. Ob hier oder dort: Ihre Tochter, für die allein sie einst nach den vernichtenden Schicksalsschlägen den Kampf ums Dasein aufgenommen hatte, war dazu bestimmt, freudelos durchs Leben zu gehen, an ihrem Leid und unheilbarer Verbitterung zu tragen, bis die Augen ihr brechen würden. Wie bei solchen Betrachtungen ihre Brust sich zusammenschnürte, ihr Herz so wehvoll schlug; und wer hätte wohl tiefer empfunden als sie, was es heißt, ohne einen heiteren Sonnenblick von außen die Tage in trauriger Oede und Einförmigkeit an sich vorüberziehen zu lassen. So scheiterte auch heute aller Zuspruch, mit welchem Strapp sie treuherzig auf die Wirkung der Uebersiedelung nach dem Süden vertröstete, an dem im Laufe der Jahre gleichsam versteinerten Gram um unersetzlich Verlorenes und der von dieser geborenen Unzugänglichkeit für lichte Verheißungen. —

Zu derselben Zeit wandelten die beiden jungen Leute in der Nähe der Bai auf der vereinsamten Werftstraße langsam auf und ab. Seit dem Untergange des Hulks war Margarita noch menschenscheuer geworden. Die Stadt betrat sie gar nicht mehr, aus Besorgnis, wenn auch nur fragenden Blicken zu begegnen, und so beschränkte ihre Bewegung im Freien sich einzig und allein auf die späten Abendstunden. Lehnhards Begleitung hatte sie angenommen, zumal heute, da es dem letzten Abschied galt, einem Abschied auf voraussichtliches Nimmerwiedersehen. In ernster Stimmung nebeneinander einherschreitend, hatten sie sich entfernt. Als sie aber spät zurückkehrten, gingen sie Hand in Hand. Hand in Hand traten sie auch über die Thürschwelle; zugleich tönte Lehnhards Stimme durch den engen Raum, daß man es mit einem Jubelruf hätte vergleichen mögen.

„Vater Strapp," redete er, strahlend vor Glückseligkeit, diesen an, der seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen glaubte, „Sie haben so viel für mich gethan; jetzt setzen Sie den Beweisen Ihrer Güte die Krone auf, indem Sie bei Tagesanbruch nach dem Schiff hinausrudern und dem Kapitän mitteilen, ich hätte meine Absicht geändert. Sagen Sie ihm, ich bliebe, um höchstens noch eine Reise nach Acapulco hinunter zu unternehmen."

Totenstille folgte diesen Worten. Strapp saß

Eine neue Sorte. Von Fr. Friedländer.

offenen Mundes, wie bezweifelnd, richtig gehört zu haben. Seine Blicke hingen an den beiden jungen Leuten, die nach ihrem Eintritt stehen geblieben waren. Regungslos, als sei das Leben von ihr gewichen, starrte Frau Lorenzo auf ihre Tochter. Diese stand da in ihrer vollen Schönheit. Ihre Gestalt erhob sich noch immer stolz bis beinahe zu Lehnhards Höhe; das Ernste, Unnahbare, Abweisende war dagegen aus ihrer Haltung verloren gegangen. Statt dessen schmückte sie bis in die kleinsten Linien hinein holdselige schüchterne Jungfräulichkeit, ein unbeschreiblicher Duft hingebender, verlockender weiblicher Unterwürfigkeit. Dunkle Rosen brannten auf ihren Wangen. In jedem Zuge des blühenden Antlitzes lebte eine Welt der Milde und der Wehmut. Wie in namenlosem Erstaunen blickten die großen, dunklen Augen, während Thräne auf Thräne sich denselben entwand. Ihre Lippen bebten, und doch vermochte sie kein Wort hervorzubringen. Das Bewußtsein eines unfaßbaren Glückes hatte sie sprachlos gemacht. Zu jäh war der Wechsel vom tiefsten Leid zu jubelndem Entzücken ihr gekommen. Schwindel ergriff sie bei der Erinnerung an die Minuten, in welchen sie auf der Grenze stand, auf deren einer Seite undurchdringliche, trostlose Nacht sich vor ihr ausdehnte, wogegen auf der anderen heiliges reines Licht sie grüßte. Und doch hatte sie geschwankt, bis ihr guter Engel zärtlich kosend und warnend sich ihr zuneigte, das heiß pochende Herz die Rinde schmolz, welche sich im Laufe der Jahre des Leidens und Auflehnens gegen fremdes Mitgefühl sich um ihre Brust gelegt hatte.

Da seufzte sie endlich tief auf. Die Regungslosigkeit der Mutter beängstigte sie. Ihre Hand sanft der Lehnhards entwindend, trat sie neben dieselbe hin.

„Mutter," hob sie mit vor Innigkeit zitternder Stimme an, und schmeichelnd glitt ihre Hand über deren eingefallene Wangen hin, „es ist wahr — er geht nicht fort — er bleibt bei mir immerdar — er sprach es deutlich aus" — und jetzt erst löste sich die Erstarrung, in welche Frau Lorenzo durch die ungeahnte Kunde versenkt worden. Laut auf weinte sie. Sich hastig erhebend, schlang sie ihre Arme um Margaritas Nacken, und sie an sich drückend, schluchzte sie krampfhaft. —

„Das hast du gut gemacht," raunte Strapp sichtbar ergriffen Lehnhard zu, dessen Blicke entzückt an der holden Gestalt der Geliebten hingen; „hab's wohl heimlich gewünscht, hätte aber nimmermehr ernstlich darauf zu hoffen gewagt. Doch es ist kein Wind so schlecht, daß er nicht wenigstens einem Gutes brächte. Sieh doch, Maat, wie die Alte weint. Zum erstenmal beobachte ich's seit unserer Bekanntschaft. Das bringt ihr Erleichterung und dir trägt's Segen ein." —

Als eine Stunde später Lehnhard sich auf den Weg zur Stadt begab, erschien ihm der Himmel doppelt so hoch. In dem Funkeln jedes einzelnen Sternes meinte er einen Liebesgruß für sich zu entdecken. Um die Behausung des alten Dutch Devil webten freundliche Traumgeister. Aber lange zögerten sie, bevor sie Gelegenheit entdeckten, sich in den Schlaf des einen oder des anderen einzuschleichen. Strapp mochte wohl der erste sein, der in seiner Hängematte unter dem Vordach Vergessenheit fand. —

Die Vorbereitungen zur Uebersiedelung nach Acapulco, zu welchen in erster Reihe gehörte, daß Lehnhard und Margarita durch einen Notar haltbar zusammengesplißt wurden, wie Strapp sich ausdrückte, hatten nur einige Wochen in Anspruch genommen. Dann gingen alle miteinander an Bord des ersten südlich bestimmten Dampfers. Liu, welcher sich nicht mehr sicher in San Francisco fühlte, hatte sich ihnen zugesellt. Solange, bis das Goldene Thor hinter dem keuchend einhereilenden Schiff sich gewissermaßen schloß, hingen von dessen Heck aus ernste und thränenschwere Blicke nicht etwa an der gewaltigen Bai oder deren malerischer Umrahmung, nicht an der jungen Weltstadt oder den sich vor derselben nebeneinander reihenden Kauffahrern mit dem Gewebe von Masten, Raaen und Tauwerk, sondern an der Stelle des sonnenbeglänzten Wasserspiegels, wo in schwarzer Tiefe der Hulk mit seinem Geheimnis ruhte. Bald darauf fühlten die Scheidenden unter sich die mächtigen Dünungen des ewigen, nimmer rastenden Weltmeeres. Die Augen klärten sich. Ihnen voraus, weit, weit voraus eilten freudige Hoffnungen. Verlockende Bilder süßen Friedens und eines fest begründeten Glückes reihten sich in der lebhaft schaffenden Phantasie aneinander. —

Maien-Botschaft.

Von

Paul v. Roëll.

Frühlingswind braust durch das Land,
Jagt die Wolken, zaust die Bäume,
Und wohin er ausgesandt,
Bläst er fort die Winterträume.

Jauchzend und mit Jugendlust
Küßt er stürmisch Mutter Erde,
Froher Botschaft sich bewußt:
Daß der Mai nun kommen werde!

Auch durch meine Seele weht
Frühlingswind mit lautem Mahnen,
Und im Herzen aufersteht
Frohes, holdes Frühlingsahnen!

Ach, mein Herz war tief verschneit,
Wie im Winter Mutter Erde;
Doch nun ahnt es, schmerzbefreit:
Daß der Mai ihm kommen werde!

Deutsch-Ostafrika.

Von

R. Leue.

I. Wie Ostafrika deutsch wurde.

Eigentlich wollte ich eine flotte Künstlerfahrt nach unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika schildern, wie sie mir aus den Erzählungen meines Freundes, des Malers Hellgrewe, im Gedächtnis geblieben ist. — Indes die jüngsten Ereignisse, welche sich kürzlich am Gestade des Indischen Oceans abspielten, haben mir die Stimmung verdorben, und bevor ich mich mit den mehr komischen als gefährlichen Erlebnissen unseres pinselführenden Helden beschäftige, halte ich es für angemessen, der Männer zu gedenken, welche unter Hintansetzung ihres eigenen Ichs jene Gebiete dem deutschen Vaterland erworben haben, und die zum Teil die

Hellgrewe in Ostafrika.

Erreichung dieses Ziels mit ihrem Leben haben bezahlen müssen.

Das Vorspiel und der 1. Akt des großen Dramas: „Die Eroberung von Ostafrika" sind vorüber, und vielleicht möchte es manchem, der bisher behaglich im Parkett gesessen hat, jetzt wünschenswert erscheinen, einen Blick zu thun hinter die Coulissen, wo die Motoren des Stücks wirksam gewesen sind. Vor allem würde es gewiß diejenigen interessieren, welche sich bisher im stillen gewundert haben über die glatte Inscenierung dieses historischen Schauspiels, dessen einzelne Aktionen und Momente ohne irgend welche sichtbare Anstrengung sich geschlossen aneinanderreihten.

Auf dem Welttheater geht es genau so zu, wie auf der Bühne. Der Zuschauer, vor dem sich das Stück entrollt, zischt oder applaudiert, wie er gerade gestimmt oder gesinnt ist, ohne daran zu denken, welche ungeheure Masse von Arbeit, Mühe und Sorgen nötig gewesen sind, um die erstrebten Erfolge zu erzielen. Die Kritik ist frei und das Publikum urteilt meist blindlings darauf los. Dieser Akteur, der sich vielleicht mit seiner ganzen Seele in seine Rolle versenkt hat, tritt ihm zu deklamatorisch auf, und jener, der sich mit Todesmute den größten Gefahren aussetzt, um seinen Zweck zu erreichen, scheint sich nach Anschauung des weisen Recensenten in der Handlung zu überstürzen; während ein dritter, der sich eine bedeutende Pose zu geben weiß, rasend beklatscht wird, trotzdem er eigentlich gar nichts geleistet hat.

Von den Geheimnissen des Schnürbodens, der Versenkung und den Machinationen hinter der Scene aber haben die allerwenigsten eine Ahnung.

Es ist indes gar nicht meine Absicht, den Leser mit den internen Verhältnissen unserer Bühne bekannt zu machen; denn es würde erstens inopportun sein, ihm manche Illusionen zu rauben, und zweitens vielleicht den Regisseur ennuyieren; ich will mich daher damit begnügen, in flüchtiger Skizzierung ein Bild davon zu geben, wie die Erwerbung der ostafrikanischen Gebiete der Reihe nach von statten ging.

Es sind just drei Jahre, daß Herr Dr. Carl Peters in Berlin eines Abends beim Glase Wein einigen Freunden seine Pläne in Bezug auf die deutsche Kolonialbewegung auseinandersetzte. Er war kurz vorher aus London gekommen, wo er durch einen mehrjährigen Aufenthalt, unterbrochen durch häufige Reisen auf dem Kontinent, seine volkswirtschaftlichen Studien abge-

Die Ueberfahrt auf einer Dhow (S. 506).

schlossen hatte. Peters hatte damals schon mehrfach Gelegenheit genommen, sich über die Stellung der Deutschen im Ausland in deutschen Zeitschriften, z. B. in der „Gegenwart", in der schneidigsten Weise auszulassen, und sein ganzes Sinnen und Trachten ging darauf hin, mitzuwirken an der Machtstellung Deutschlands in überseeischen Ländern. Das „Rule Britannia" hatte ihm zu oft in den Ohren gegellt, als daß nicht bei seinem stolzen Charakter er sich in seinem Nationalgefühl aufs bitterste hätte gekränkt fühlen sollen. Im übrigen glaubte er unbedingt an das deutsche Volk. Er hielt es für berufen, unter allen civilisierten Nationen die Vorherrschaft zu führen, weil der Germane nach seiner Ansicht sowohl durch seine physischen Eigenschaften wie durch seine Gaben des Verstandes und Gemütes den Angehörigen aller anderen Völker überlegen ist. Das hervorragendste Mittel, Deutschland in die Lage zu versetzen, im Auslande vornehm und selbstbewußt aufzutreten, ist nach Peters' Anschauung eine mächtige Flotte, und die Existenzberechtigung einer großen Flotte ist die deutsche Kolonie.

Peters hatte sich damals fest vorgenommen, für den Fall, daß er hier in Deutschland keine Unterstützung fände, nach Amerika zu gehen, und dort den Versuch zu machen, die deutschen Elemente zu gemeinsamem Vorgehen zu verbinden. Die Hebung des Deutschtums im Auslande, das war der Leitgedanke, der all seinem Thun zu Grunde gelegen hat, und dieses Ziel hat er immer allein im Auge behalten.

Bald darauf trat er in den Konservativen-Klub zu Berlin ein, in dem er am ersten Unterstützung für seine rein nationalen Pläne zu finden glaubte. Und er hatte sich darin nicht getäuscht.

Am Geburtstag unseres Kaisers, am 22. März 1884, als der Festtrubel vorüber war, saß noch spät in der Nacht Dr. Peters mit dem Grafen Behr-Bandelin zusammen. Im Lauf des Gesprächs berührte Peters auch das Gebiet der Kolonialbewegung und nahm Gelegenheit, seine Anschauungen über diesen Punkt zu erörtern. Dem Grafen Behr, welchem auch seine Widersacher zugeben müssen, daß er überall, wo es sich um ein patriotisches Unternehmen handelte, stets ohne Besinnen für eine Förderung desselben zuerst eintrat, leuchteten die Petersschen Deduktionen ein, und er versprach ihm, sich nach besten Kräften an der Sache zu beteiligen.

Schon am 28. März fand eine Versammlung von etwa 30 durch den Grafen Behr eingeladenen Herren statt, vor welcher Peters einen Vortrag hielt über die politische, wirtschaftliche und allgemein nationale Bedeutung einer überseeischen Kolonisation seitens des deutschen Reiches und Volkes.

Der Erfolg des Abends bestand darin, daß 24 Herren zu einer Vereinigung zusammentraten, die den Namen „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" annahm, und welche sich zum Ziel gesteckt hatte, sich ausschließlich mit praktischer Kolonisation zu befassen. Aus diesen kleinen Anfängen ist die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft entstanden, welche jetzt über ein Gebiet von 30000 Quadratmeilen in Ostafrika verfügt.

Der Gründung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation folgte eine Zeit der angespanntesten Arbeit, und oft sah es aus, als wenn alles Kämpfen und Ringen der kleinen Gesellschaft dennoch ein vergebliches sein sollte. Feinde zeigten sich auf allen Seiten, welche die kleine Schar von entschlossenen Männern aufs heftigste angriffen, und ihr vor allem die Heranschaffung der nötigen Geldmittel im höchsten Grade erschwerten. Standen doch selbst auch diejenigen Elemente in der Nation, welche sich für die Kolonialbestrebungen interessierten und in erster Linie berufen gewesen wären, die Gesellschaft zu unterstützen, derselben feindlich gegenüber. Dabei war im Vorstande selbst keine Einigkeit vorhanden, und die ganze Sache erhielt erst Hand und Fuß, als Dr. Karl Peters erster Vorsitzender der Gesellschaft wurde.

Den vereinigten Anstrengungen der Herren gelang es, sich in kurzer Zeit trotz aller Widerwärtigkeiten die nötigen Geldmittel zu verschaffen, so daß schon wenige Monate später die Gesellschaft in der Lage war, die erste Expedition zur Erwerbung von zur Kolonisation geeigneten Ländereien nach Afrika zu entsenden.

Gegen Ende September 1884 fand sich eine kleine Gesellschaft von circa zwölf Personen bei Ewest in der Behrenstraße zu Berlin zusammen, um den Abschied der hinausziehenden Herren zu feiern. Und wenige Tage darauf fuhr die Expedition von Berlin ab. Chef derselben war Dr. Karl Peters, und außerdem nahmen noch die Herren Dr. Karl Jühlke, Graf Pfeil und der Kaufmann Otto daran teil.

Ueber die Reise der kleinen Expedition nach Ostafrika und die Erwerbungen der Landschaften Usagara, Useguha, Ukami und Nguru ist soviel gesprochen und geschrieben worden, daß eine eingehende Beschreibung derselben den Leser ermüden könnte.

Interessant ist, daß Herr Maler Hellgrewe nachher zum großen Teil denselben Weg gezogen ist, und Gelegenheit gehabt hat, uns durch seine Skizzen das Hochgefühl verständlich zu machen, welches Peters und seine Freunde empfanden, als ihnen die Erwerbung dieser fruchtbaren, schönen Tropenlandschaften gelungen war.

In Mbusine war es, wo Peters, nachdem er mit dem Sultan Mbuela den Abtretungsvertrag geschlossen hatte, zum erstenmal das schwarz-weiß-rote Banner hißte und dieses wunderschöne Stück afrikanischer Erde unter dem Krachen der Gewehre und dem Hurra seiner Begleitung als deutsch proklamierte.

Nach Beendigung des feierlichen Aktes standen Peters und sein Freund Jühlke Arm in Arm auf einer Anhöhe und schauten in die herrliche Landschaft hinaus, wo die stolzen Palmen gen Himmel strebten und die Waldbäche schäumend durch die blühenden Fluren rauschten. Wer will es den beiden Männern verdenken, wenn das stolze Gefühl der Freude über das Gelingen ihrer That ihnen die Thränen des Glücks in die Augen trieb. — Heute ist an jener Stelle eine Station errichtet, welche man zum Andenken an den Tag der Besitzergreifung und zu Ehren des Leiters jener ersten Expedition „Petershöhe" genannt hat.

Der Marsch der Expedition begann in Saadane, gegenüber von Sansibar, wurde fortgesetzt bis nach

Muinin im Hochlande von Usagara, wo Graf Pfeil und Otto zur Anlegung einer Station zurückblieben, während Peters und Jühlke ihre Schritte rückwärts der Küste zulenkten. Die letzteren zogen durch das reizende Mkondoguathal in die Ebene hinab und nahmen ihre Route durch die Landschaft Ukami nach dem Küsten-orte Bagamoyo. Unter den größten Strapazen legten sie in Eilmärschen diesen Weg zurück und am 17. Dezember sahen sie zu ihrer unaussprechlichen Freude die See vor ihren Blicken aufleuchten.

Während Jühlke zur Vertretung der Interessen der Gesellschaft in Sansibar verblieb, kehrte Peters über Bombay nach Europa zurück, wo es seinen Bemühungen gelang, über die vier Landschaften Useguha, Nguru, Ukami und Usagara den ersten kaiserlichen Schutzbrief zu erhalten.

Naturbrücke auf dem Wege nach Quindokaniani (S. 506).

Was den in Muinin zurückgebliebenen Grafen Pfeil anbelangt, so wurde ihm von Sansibar aus sofort eine Proviantkolonne zugesandt. Als die Expedition ankam, fand sie den Grafen frisch und gesund mit der Anlegung der ersten deutschen Station Simaberg beschäftigt. Der Kaufmann Otto war indes kurz vorher an den Folgen einer Krankheit gestorben.

Von denjenigen Mitgliedern der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, welche die ersten Gelder à fonds perdu gezeichnet und teilweise eingezahlt hatten, bildete sich die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche sich geschäftlich von der Gesellschaft für deutsche Kolonisation ablöste und die Form einer Kommanditgesellschaft auf Aktien annahm. Dem Vorstand derselben gehörten u. a. die Herren Dr. Karl Peters, als erster Vorsitzender, Graf Behr und Hofgartendirektor Jühlke, der Vater des Freundes von Dr. Karl Peters, an.

Kaum war die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ins Leben getreten, als Dr. Karl Peters mit beispielloser Energie an die Aufgabe herantrat, sich in Ostafrika diejenigen Gebiete zu sichern, welche für die Entwickelung einer deutschen Kolonisierung daselbst in Frage kamen.

Alle vier Wochen wurden von Berlin aus Expeditionen nach Ostafrika entsandt, die teilweise scheiterten, meistens aber mit großem Erfolg agierten. Das erste bedeutende Resultat nach der Erwerbung des Schutzgebietes erzielte Dr. Karl Jühlke, welcher, begleitet von dem Premierlieutenant im Ingenieurcorps, Kurt Weiß, trotz der ihm entgegengestellten Hindernisse zum Kilima-Ndjáro marschierte und die paradiesischen Landschaften Usambara, Bóndei, Pare, Dschagga, Aruscha, Kahe und Ugeno vertragsmäßig erwarb und dadurch Deutschland die Möglichkeit der Anlegung von Ackerbaukolonien verschaffte.

Unterdessen war Graf Pfeil, nachdem der Garteningenieur Karl Schmidt den Ausbau der Simastation übernommen hatte, im Juni 1885 durch die herdenreiche Landschaft Chutu marschiert, hatte in derselben für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Verträge abgeschlossen und sich alsdann der Küste zugewandt. Nach kurzer Zeit der Erholung in Sansibar erhielt er von Berlin aus den Auftrag, zum Zweck der Erweiterung der deutschen Gebiete gegen den Nyassa-

Auf der Adlerjagd (S. 511).

Ueberführung während des Fiebers nach der französischen Mission Monda.

see vorzudringen. In Gemeinschaft mit dem Lieutenant Schlüter vom 56. Regiment brach er von Sansibar aus auf und bewegte sich über Simaberg mit einer starken Kolonne auf den Nyassa zu. Von den kriegerischen Wahehe zurückgedrängt, wandte er sich nach Süden, fuhr den Ulanga hinauf und gelangte bis auf wenige Tagemärsche in die Nähe des Sees, wurde jedoch durch den Umstand, daß der Expedition die Vorräte ausgingen, gezwungen, umzukehren. Er benutzte die Wasserstraße des Ulanga bis zu den Schugalifällen und marschierte von dort aus nach dem Küstenorte Kiloa-Kiwindje. Auf dieser Tour erwarb er durch eine Reihe von rechtsgültigen Verträgen die Landschaften: Ubena, Mahenge, Wamaschonde und Wangindo, wodurch das Gebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bis an den Róvuma ausgedehnt wurde. Im Februar 1886 kamen die Herren Graf Pfeil und Schlüter im besten Wohlsein in Sansibar wieder an.

Zur selben Zeit hatte der Lieutenant Schmidt Usaramo erworben, während der Regierungsbaumeister Hörnecke, nachdem seine Expedition am Tana an den Intriguen des Sultans von Sansibar gescheitert war, eine denkwürdige Dhow-Fahrt nach dem Somaliland unternommen hatte. Von Lamu aus fuhr der letztere nämlich auf einem dieser gebrechlichen arabischen Fahrzeuge, zusammen mit dem Lieutenant von Anderten, an der Somaliküste entlang, um das Kap Guardafui herum bis nach Halule, wo die Herren mit den Somali-Sultanen Osman und Jussuf Verträge abschlossen, die das ganze Somaliland in den Besitz der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft brachten. — Von Halule kehrte Hörnecke auf wenige Wochen nach Deutschland zurück, um bald darauf mit einer Expedition wieder hinauszugehen, während von Anderten auf einer anderen Dhow, unter Zurücklassung des Agenten Winter in Halule, welcher dort eine Station begründete, in Befolgung eines Befehls des Präsidenten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft Dr. Karl Peters nach den Tanagebieten zurückkehrte, um nochmals den Versuch zu machen, jene Gebiete unter die Herrschaft der Gesellschaft zu stellen.

Diesen Auftrag ausführend, hat Lieutenant von Anderten, Giriyama, die Sabakigebiete, sowie Ukamba und die Länder der Barreta-Gallas durch Verträge erworben. Den Abschluß dieser Art von Expeditionen machte Dr. Karl Jühlke, welcher nach einem halbjährigen Aufenthalt in Europa auf dem Dampfer „Isolde“ nach der Benadirküste fuhr und durch Erwerbung der wichtigsten Punkte derselben eine Verbindung zwischen den Somali- und den Suaheligebieten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft glücklich herstellte.

II. Die Kolonisierung von Deutsch-Ostafrika.

Unterdessen hatte sich die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, in deren Direktorium noch die Herren Banquier Karl von der Heydt zu Elberfeld und der Hofmarschall Baron le Tanneux von St. Paul-Illaire auf Schloß Fischbach eingetreten waren, in Deutschland mehr und mehr konsolidiert, so daß die Gesellschaft daran denken konnte, allmählich auch mit den eigentlichen Kolonisierungsarbeiten in Deutsch-Ostafrika zu beginnen.

Die Station Simaberg in Usagara war unter der Leitung des Gartentechnikers Karl Schmidt prächtig gediehen. Auf einer Anhöhe am Ufer des brausenden Gebirgsstromes, der Sima, erhob sich bald ein

Bananen auf dem Wege nach Quindokaniani (S. 506).

stattliches Wohnhaus, dem sich eine Anzahl von Stallungen und Vorratsräumen anreihte. Ueber der Mitte des von einer Palissadenwand, der sogenannten Boma, umgebenen, von Hühnern, Tauben und Perlhühnern belebten Gehöftes weht an einem hohen Maste die schwarz-weiß-rote Sternenflagge, unter deren Schutze sich außerhalb der Boma ein Dorf von Negerhütten, das von den schwarzen Arbeitern bewohnt wird, gebildet hat.

Für romantisch angelegte Naturen kann der Aufenthalt in Simaberg ein idyllischer genannt werden. Das Klima ist angenehm. Erfrischende Winde wehen von den Bergen herab. Um die gewaltigen Baumriesen (S. 497) flattern Hornvögel und Papageien, und in dem Laubwerk wimmelt es von zierlichen Aeffchen. — Allerdings schleichen auch häufig die Panther dumpf murrend um die Station. Wenngleich das Raubwild den Menschen selten gefährlich wird, so gilt es doch, die Haustiere vor den Angriffen der mächtigen Katzen zu sichern. Und oftmals war es nötig, durch Schüsse die unheimlichen Gäste zu verscheuchen. Waren dieselben doch frech genug, einige Male über die Einzäunung zu setzen und die braven Paviane, die zum Schutz der Vorräte gegen die Naschhaftigkeit der Neger als Wächter vor den Thüren der Magazine angekettet waren, auf ihren Posten zu erwürgen. Jagd und Fischfang bringt reiche Beute und der große Versuchsgarten versieht die Station mit allen Arten europäischen Gemüses und tropischer Früchte. — Nach einer kurzen Zeit emsiger Arbeit sah sich Karl Schmidt in der Lage, sieben Proben von selbstgezogenem Tabak nach Deutschland schicken zu können, und er hatte auch die Freude zu vernehmen, daß der Tabak teilweise von vorzüglicher Qualität sei, ja, daß sogar zwei Sorten dem besten Sumatra-Tabak gleichgeschätzt wurden. Es mag hier gleich Erwähnung finden, daß sich auf Grund dieser Feststellungen eine Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft gebildet hat, die in Deutsch-Ostafrika hauptsächlich sich mit Tabaksbau beschäftigen wird.

Der segenbringenden Wirksamkeit des tüchtigen Mannes sollte indes ein frühes Ende gemacht werden. Im August vorigen Jahres begab sich Schmidt, der sich übrigens stets der besten Gesundheit erfreut und in Simaberg außerordentlich wohl gefühlt hatte, zum Ankauf von Gerätschaften, Sämereien und persön-

Ein Baumriese (S. 495).

lichen Bedürfnissen nach Sansibar. Nach Erledigung seiner Geschäfte machte er sich wieder frisch und mutig auf den Weg nach Usagara, und in kurzer Zeit erreichte er auch die Station. Leider aber erkrankte er gleich nach seiner Ankunft am Gallenfieber, und wenige Tage darauf hauchte er seine Seele aus. — An einer lauschigen Stelle am Fuße des Hügels ist er von seinen Gefährten gebettet worden, und die Wellen der Sima singen ihm einen wehmütigen Grabgesang.

Seit dem Tode seines Erbauers waltet ein Unstern über dem Gehöft. In Abwesenheit des aufsichtsführenden Beamten brach durch die Unvorsichtigkeit einer Negerin in der Küche Feuer aus, und trotz aller Löschversuche der schwarzen Arbeiter brannten die angrenzenden Baulichkeiten bis auf das massive Wohnhaus nieder. — Heute ist ein Beamter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft beschäftigt, die Stallungen wieder aufzurichten und die Station im größeren Stile auszubauen.

Die Nachbarstation von Simaberg, die Faktorei Kiara, an der Karawanenstraße von Tabora nach der Küste gelegen, besteht aus Wohnhaus und Stallung. Von dieser Anlage ist besonders hervorzuheben, daß dort gewachsene Baumwolle an der Börse von Hamburg bei der Schätzung einen Preis erzielte, der den Durchschnittswert der Baumwolle überhaupt bedeutend übersteigt.

Inzwischen war die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft auch in der Nähe der Küste, in Usaramo mit Kolonisierungsversuchen vorgegangen. Nicht ohne Bedenken hatte man die wackeren Pioniere zu diesem Unternehmen hinausziehen sehen. Waren doch die Küstenlandschaften durch das ewige Gerede der Sansibarkaufleute, die kaum jemals das Festland betraten, als Fiebergegenden so verschrieen, daß die Forschungsreisenden, welche von Bagamoyo oder Saadane, oder umgekehrt marschierten, sich nicht ohne geheimes Grauen den „Sumpfmiasmen" aussetzten und, sozusagen die Hand vor dem Mund, die Küstendistrikte in größter Beschleunigung durcheilten.

Um so höher war die Genugthuung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, als einige ihrer Beamten feststellten, daß das Klima in Usaramo ein vorzügliches sei, daß die Landschaft von einer friedlichen, arbeitsamen Bevölkerung bewohnt werde, und sich durch eine außerordentliche Fruchtbarkeit auszeichne. — Sofort marschierte der Lieutenant Krenzler mit einer kleinen Expedition ins Land hinein und legte in dem herrlichen Thale des breiten, schiffbaren Kingani das Fort Dunda an. Täglich arbeiteten 50 bis 60 Arbeiter an der Herstellung der Erdwerke, und schnell blühte die Station empor. Alle die Gerüchte von der unsterblichen Trägheit der Neger, der Bösartigkeit des Klimas und dem Vorkommen tödlich giftiger Insekten erwiesen sich als Märchen. — In hellen Scharen boten sich die Eingeborenen für einen minimalen Lohnsatz zur Arbeit an. Bodenbeschaffenheit und Klima waren vorzüglich, und von der fabelhaften Tsetsefliege hat noch kein Beamter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft eine Spur gesehen. — Wohin die Explorateure der Gesellschaft abseits der Heeresstraßen auch gekommen sein mögen, überall fanden sie Haustiere, wie Kühe, Esel, Schafe, Ziegen und Geflügel von allen Sorten, ganz abgesehen von Antilopen und Zebras, die in Herden die Ebenen durchstreifen.

Das Rätsel ist sehr einfach zu lösen. Die Afrikareisenden hatten bis dahin nur die beiden Karawanenstraßen betreten, die von der Küste zu den großen Binnenseen führen, und dort nur durch den arabischen Einfluß körperlich und geistig verdorbene Eingeborene und kümmerliche Verhältnisse gefunden. Wie soll auch in diesen Dörfern Wohlstand existieren, wenn täglich gewaltthätige Horden von arabischem Gesindel dieselben durchziehen, die Einwohner mißhandeln oder als Sklaven mit sich schleppen, und Vieh und Früchte rauben, wo sie sie finden. Kein Wunder, wenn im Lauf der Zeit beide Seiten der Straßen öde und leer geworden sind, und der Fluch des Himmels auf den unglücklichen Negern zu ruhen scheint. Ist doch das Arabertum den herrlichen Ländergebieten von Ostafrika, wie historisch nachweisbar, wirklich zum Fluch geworden.

Auf der Station Dunda sind jetzt mehrere hundert Morgen Landes mit Tabak, Baumwolle, Reis, Mais, Mhogo, Erdnüssen und sonstigen tropischen Nutzpflanzen bebaut; der Viehstand besteht aus Zug- und Reiteseln, Rindvieh, Herden von Schafen und Ziegen, und unzähligem Geflügel. Schon konnte der Chef der Station Dunda eine Heerde von 50 Ziegen an die französischen Missionäre von Bagamoyo verkaufen. Das Verhältnis zu den Eingeborenen ist das denkbar beste. Die Schwarzen haben bald eingesehen, zu welch großen Vorteilen ihnen die guten Beziehungen zu den Weißen gereichen. Sie haben sich voll Vertrauen unter den Schutz der Deutschen gestellt und sind des Gedankens froh, sich vor den Angriffen der arabischen Sklavenjäger sicher zu wissen. Den Chef der Station betrachten sie als Schutzherrn und Schiedsrichter, und alle um Dunda herumliegenden Dörfer regeln ihr Tagewerk nach den Kanonenschlägen, die abends und morgens um 6 Uhr vom Fort herab ertönen.

Die kleine Ansiedelung Barkenfelde bei Dunda, angelegt von einem ostpreußischen Kolonisten, der mit Weib und Kind hinausgezogen ist, entwickelt sich aufs beste. Kurz, alles steht im Flor.

Gleichen Schritt mit Dunda in Bezug auf das Gedeihen halten die Stationen Madimola und Usungala, welche in Zwischenräumen von zwei Tagesreisen stromaufwärts am Kingani, beziehungsweise von den Herren Lieutenant von St. Paul-Illaire und Premierlieutenant von Zelewski erbaut sind. Auch dort hat man außerordentlich günstige Bedingungen, für Viehzucht sowohl wie für Garten- und Plantagenbau, gefunden.

Zur Verbindung mit dem Absatzmarkt und Hauptdepot von Sansibar ist in dem Küstenorte Bagamoyo von dem Lieutenant Baron von Bülow ein Zwischendepot eingerichtet worden.

In Zukunft wird allerdings der Verkehr der Usaramostationen unter sich und mit der Insel Sansibar durch Dampfbarkassen auf dem Kingani vermittelt, von denen augenblicklich sich schon die erste auf dem Transport von Hamburg nach Sansibar befindet.

Außerdem sind im Verlauf des vergangenen Jahres die Stationen Petershöhe bei Mbusine in Useguha, Korogwe am Pangani in Usambara, und Tanganijko am Kilefi in Giriyama errichtet, welche sämtlich in jeder Beziehung die größten Fortschritte machen. Die Stationen Halule in Somaliland und Hohenzollernhafen an der Benadirküste sind noch unvollendet. Der Ausbau derselben ist jedoch schon in Angriff genommen.

Leider hat die Anlage der Station Hohenzollernhafen und einer projektierten Niederlassung am Jubafluß mehrere Menschenleben gekostet. Bei der Forcierung der Jubmündung Ende November vorigen Jahres durch ein Ruderboot des von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gecharterten Dampfers „Isolde" fand der wackere Lieutenant Güntter vom württembergischen Feldartillerieregiment Nr. 13 nebst zwei Matrosen den Tod durch Ertrinken. Und wenige Tage darauf wurde der Dr. Karl Jühlke infolge von Aufreizungen durch den Liwali des Sultans von Sansibar in Kismaju erschlagen. Momentan befindet sich der Graf Joachim von Pfeil in Begleitung von vier Beamten unterwegs, um an Jühlkes Stelle zu treten und den Ausbau der Somalistationen ins Werk zu setzen.

Es möge noch Erwähnung finden, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft auf Großkomoro vertragsmäßig die Ostseite der Insel, außerdem aber 1000 Morgen Land als Privateigentum zur Anlage eines Sanatoriums erworben hat. Bekanntlich gehört das Klima auf den Komoren zu den gesundesten der Welt.

Landung an der afrikanischen Küste (S. 506).

Nachdem durch die diplomatischen Verhandlungen in London das ganze Ländergebiet zwischen der Küste und den Binnenseen einerseits und dem Rovumastrom und den Schneebergen des Kilima-Ndjaro andererseits, abgesehen von dem $2^1/_2$ geographische Meilen breiten sansibaritischen Küstenstriche, als deutsch-ostafrikanisch unter den Schutz des Reiches gestellt, und die Häfen Pangani und Dar-es-Salaam als deutsche Vertragshäfen anerkannt sind, kann man die Besitzverhältnisse der Gesellschaft in Suaheliland als geregelt betrachten. Dasselbe gilt von der Somali- und Benadirküste. Fremdländischen Einfluß sind nur die Gebiete zwischen dem Umba und dem Tana ausgesetzt; aber auch hier wird die Gesellschaft rechtsgültige Ansprüche auf die erworbenen Ländereien voll und ganz, und voraussichtlich unbestritten, aufrecht halten.

In nächster Zeit wird der Präsident der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Dr. Karl Peters, mit einem Gefolge von zwanzig tüchtigen Fachleuten aus allen Branchen der wirtschaftlichen Erschließung einer Kolonie sich nach Deutsch-Ostafrika begeben, um die Leitung der Dinge daselbst persönlich zu übernehmen.

Den letzten Nachrichten zufolge ist übrigens von der Station Korogwe aus durch den Chef derselben, dem Jäger Braun, ein Vorstoß gegen Massailand unternommen und an der Grenze jener Länderstrecken die Station Mafi angelegt. Die Beziehungen, welche Braun zu den Massais unterhält, sind die freundlichsten, und es steht zu erwarten, daß sich auch dort ein sehr lukrativer Handelsverkehr entwickeln wird. Schon jetzt ist es ihm gelungen, eine Partie Elfenbein billig aufzukaufen und nach Korogwe zu schaffen.

III. Eine Künstlerfahrt durch Deutsch-Ostafrika.

Haben wir uns bis jetzt mit der Geschichte unserer Kolonie und mit den Anfängen der Kultivierung von

„Herr, Herr, Löwen, Löwen!" (S. 509).

Deutsch-Ostafrika befaßt, so werden wir versuchen, in nachstehendem ein Bild von der Naturbeschaffenheit dieser tropischen Gegenden zu geben. Eine Veranschaulichung des Berichts bieten dem Leser die diesen Artikel illustrierenden Zeichnungen meines Freundes Hellgrewe, welche er Gelegenheit hatte, bei seiner Reise durch einen Teil des Schutzgebietes an Ort und Stelle zu entwerfen. Und da manchem die direkte Schilderung von Erlebnissen und Eindrücken interessanter erscheinen mag als die trockene Reisebeschreibung eines Dritten, so lassen wir ihn selbst erzählen:

„Im Herbst 1885 hatte ich den Auftrag erhalten, für das Kaiserdiorama, welches für die Berliner Jubiläums-Kunstausstellung in Aussicht genommen war, in Ostafrika Studienskizzen zu sammeln. In Bezug auf meinen Aufenthalt in Sansibar und Deutsch-Ostafrika war auf die Gastfreundschaft der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gerechnet, und ich muß gestehen, daß mir dieselbe aufs reichlichste zu teil geworden ist.

Meine Reise nach Sansibar, die ich in Gesellschaft einiger Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft unternahm, bot wenig Bemerkenswertes, außer, daß wir unterwegs in Quarantäne gerieten und infolgedessen uns bedeutend verspäteten. Als wir endlich in Aden ankamen, war der Postdampfer der British-India-Line schon abgefahren, und wir hätten in diesem heißesten Ort der Welt lange stillliegen können, wenn uns nicht durch die Freundlichkeit der kaiserlichen Admiralität die Mitfahrt auf dem just nach Sansibar fahrenden Tender ‚Adler' gestattet worden wäre.

In Sansibar angekommen, fand ich freundliche Aufnahme im Usagarahause, dem Heim der Generalvertretung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, und hatte bald Gelegenheit, mich mit den Verhältnissen in Sansibar vertraut zu machen. Vom Meere aus gesehen macht dieser bedeutende Handelsplatz einen freundlichen Eindruck. Zuerst erblickt man die Gebäude der Negervorstadt Schangani, bald sieht man die Masten der im Hafen liegenden Schiffe und hier und da eine rote Flagge, und plötzlich liegt, sobald man das Rás Schangani umschifft hat, die Stadt in ihrer vollen Größe und Pracht vor Augen. Wie ein Märchen aus ‚Tausend und eine Nacht' steigt diese arabische Welt aus der See hervor. Halbmondförmig breitet sie sich am Ufer aus, überragt von den Türmen des arabischen Forts und den Palästen des Sultans.

Sansibar, bewohnt von cirka 100000 Arabern, Suahili und Indern, ist teilweise umgeben von herrlichen Anlagen, die den dort weilenden Europäern Gelegenheit zu erfrischenden und angenehmen Spaziergängen bieten. Das Klima ist ein feucht warmes, die Wärme schwankt zwischen 19° und 26° R. Bei dieser Temperatur gedeiht die üppigste Vegetation, die man sich denken kann. Man trifft auf der Insel ganze Wälder von Kokospalmen, und alle Tropenfrüchte, wie Bananen, Melonen, Mangos, Orangen, Limonen und Granatäpfel gedeihen aufs prächtigste. Eine der wichtigsten Kulturpflanzen daselbst ist der Gewürznelkenbaum, da Sansibar fast die ganze civilisierte Welt mit Gewürznelken versorgt. Außerdem wird gebaut Zuckerrohr, Kassave, Reis, Mtama, Baumwolle und Indigo.

Ich war noch nicht lange in Sansibar, als ich ganz wider mein Erwarten Gelegenheit fand, den Kontinent von Afrika zu betreten. Am Morgen des 2. November

1885 saßen wir im Usagarahaus in heiterster Stimmung beim Frühstück, als plötzlich das Geräusch vieler Stimmen an unser Ohr schlug. Noch ehe wir es uns erklären konnten, stiegen eine Anzahl uns unbekannter schwarzer Gestalten die Treppe herauf, die in ihrer Mitte einen Verwundeten behutsam trugen. Der letztere war Dr. Hentschel, dessen Ankunft aus Usagara in Sansibar erwartet worden war. Er teilte uns mit, daß Lieutenant Schmidt und er in der Gegend von Kindete überfallen und verwundet worden seien. Er selbst habe einen Schuß ins Bein erhalten. Alles Gepäck der Expedition sei verloren.

Sofort wurden Anstalten getroffen, Lieutenant Schmidt aus dem Innern zu holen. Auf Befehl des Admirals Knorr, des Kommandeurs der deutschen Flotte vor Sansibar, ging nachmittags ein Kriegsdampfer ab, der den Auftrag hatte, einen Arzt, sowie die kleine Expedition der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nach Saadane zu bringen. ‚Bei allen großen Ereignissen muß ein Maler sein, warum nicht auch hier,‘ sagte ich mir, packte in aller Eile meine Sachen zusammen und ging mit, den Revolver an der Seite und das Skizzenbuch unter dem Arm. Nach etwa zwei Stunden erreichten wir die Küste, konnten indes der schon hereingebrochenen Dunkelheit wegen nicht landen.

Als wir am anderen Morgen an Deck kamen, sahen wir die Küste vor uns liegen. Bald wurden die Boote klar gemacht, und es ging dem Lande zu. Es war ein eigentümlich erhebendes Gefühl für mich, als ich die Stelle betrat, von welcher aus die meisten der berühmten Afrikaforscher ihren Weg ins Innere des geheimnisvollen dunkeln Erdteils angetreten haben. In Saadane erfuhren wir, daß Schmidt noch lebe und nur wenige Tagemärsche von der Küste entfernt sei. Sofort machten wir uns auf den Weg, ihm entgegen. Der Marinearzt, Dr. Schubert, welcher seiner Ordre zufolge nachmittags wieder in Sansibar sein mußte, begleitete uns bis Ndumi, wo er umkehrte, nachdem er uns mit Medikamenten, Instrumenten und Instruktionen über die Anlegung eines Notverbandes versehen hatte. Herr Söhnge und ich marschierten noch bis Mkange, wo wir übernachteten. Die Gegend, welche wir durchschritten, war nichts weniger als eine Wildnis. Vor uns sahen wir stets die Gipfel einiger bedeutender Berge. Rings um uns war die Welt so frisch und grün, daß es uns vorkam, als gingen wir in dem schönsten Teile von Thüringen spazieren. Wir fühlten keine Anstrengung; auch brannte die Sonne lange nicht so heiß, als ich gefürchtet hatte.

Früh am nächsten Morgen brachen wir wieder auf, und schon nach einem Marsche von zwei Stunden begegneten wir einer Karawane, die von zwei englischen Missionären geführt wurde. Es war die, welche den Lieutenant Schmidt zur Küste transportierte. Er selbst lag in einer Hängematte und war todesmatt. Schmidt hatte einen Schuß ins Bein und einen Schuß durch die rechte Brust erhalten.

Der Ueberfall war, wie wir jetzt erfuhren, durch schwarze Elefantenjäger ausgeführt, mit denen Schmidt in Kindete in Streit geraten war.

Bei dem Zusammentreffen mit der Karawane brachen unsere Schwarzen in ein urwüchsiges Jubelgebrüll aus, während wir Weißen uns den Missionaren, den Hut in der Hand, in aller Form vorstellten, wie es sich für gesittete Europäer geziemt.

Noch am selben Tage vermochten wir Schmidt der Sorge des Dr. Schubert, der nach Saadane schon zurückgekehrt war, zu übergeben, und tags darauf trafen wir wieder in Sansibar ein, wo wir den Schwerverwundeten der fürsorglichen Pflege des französischen Hospitals überliefern konnten. — Dr. Hentschel sowohl wie Lieutenant Schmidt sind von ihren Wunden wieder genesen. Auch ihr Gepäck ist später zum größten Teil gerettet worden.

Endlich schlug auch die Stunde, wo ich meine Künstlerfahrt durch einen Teil des Schutzgebietes beginnen konnte. Mein Ziel war Quindokaniani, der Ort, an welchem Dr. Karl Peters mit dem Sultan Mafungu Biniani Blutsfreundschaft abgeschlossen hatte.

Mit einer kleinen Karawane von cirka 20 Mann unter Führung des Beamten Söhnge, die mir von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in der freundlichsten Weise ausgerüstet und zur Verfügung gestellt war, fuhr ich auf einer arabischen Dhow der Küste zu (S. 486). Die Fahrt war bei dem herrlichen Wetter recht günstig. Indes war ich doch froh, als der nichts weniger als angenehme Aufenthalt auf dem elenden Fahrzeug sein Ende erreicht hatte. Indes war es nicht so leicht, die Landung auszuführen. Die Nacht war schon mit der in den Tropen gewöhnlichen Schnelligkeit herabgesunken, als unser Fahrzeug die Küste anlief. Das Boot lag etwa 300 Schritt vom Lande entfernt, da der Strand während der Ebbe sehr flach ist; und der Gedanke, diese weite Strecke bei der Dunkelheit zu durchwaten, war nicht sehr verführerisch. Dessenungeachtet zog ich doch vor, mich lieber der Gefahr eines kalten Bades oder gar des Ertrinkens auszusetzen, als die Nacht auf dem schrecklichen Wasserkasten zuzubringen, und ich bereitete mich todesmutig vor, in das schwarze Naß hinabzutauchen.

Ehe ich jedoch meinen heldenmütigen Entschluß ausführen konnte, kam mir eine unerwartete Hilfe. Ein anfangs undefinierbares Ungetüm schwamm an die Dhow heran, das ich zuerst für einen Haifisch oder etwas Aehnliches hielt, das sich aber bald als ein sogenannter ‚Einbaum‘ entpuppte. Es war ein ausgehöhlter Baumstamm, den ein Neger mir für wenige Pfennig als Rettungsboot zur Verfügung stellte. Voll Zittern und Zagen bestieg ich das wackelige Ding, und krampfhaft hielt ich mich an den Bordseiten fest, als es durch die rauschende Brandung ans Ufer gezogen wurde (S. 501). Hier ließ ich mich in aller Behaglichkeit nieder, während die Suaheli das Gepäck landeten, und hatte Muße, die Genüsse einer Tropennacht zu durchkosten. Blauschwarz lag die weite Flut vor mir, beleuchtet von den Strahlen des Vollmondes, während die weißen Flocken der schäumenden Brandungswellen, in einem unheimlichen Lichte glitzernd, meine Füße umspielten. Im Hintergrunde hob sich der tiefschwarze Rumpf der Dhow gespensterhaft vom Horizonte ab, während mir zur Seite die Formen der stolzen Palme aus dem Schatten hervortraten. Tausende und aber Tausende von Leucht-

Auf der Quaggajagd (s. u.).

käfern durchschwirrten die Luft, und in der Ferne ertönte der melancholische Gesang der arbeitenden Neger, sowie das eigentümliche Geschrei von umherstreifenden Nachtvögeln.

Am folgenden Tage zogen wir die uns schon bekannten Straßen über Nduni hinaus ins Innere. Es war ein wunderschöner Morgen, als wir die Küste verließen und dem fernen Gebirge zumarschierten. Das Meer erglänzte hinter uns in der ganzen Farbenpracht der Tropen, unter unseren Füßen strömten die buntschimmernden Blumen ihre betäubenden Düfte aus, und um uns her flogen Schmetterlinge und Käfer von nie gesehener Größe und Gestalt. Die Luft war warm und durchsättigt von einer intensiven Lichtfülle, die das Auge auch selbst sehr entfernte Gegenstände scharf erkennen ließ. Der Weg ging über schmale, etwa zwei Fuß breite Pfade, die zu beiden Seiten von Schilf, Gras oder Mimosen eingefaßt waren. Die Gegend, welche wir durchzogen, hatte meist etwas Parkähnliches, d. h., wir marschierten über weite Wiesenflächen, die in gewissen Zwischenräumen mit Wald und Busch bestellt waren (S. 490 u. 495).

Gleich am ersten Tage hatten wir das Vergnügen, ein seltenes Schauspiel zu genießen. Als wir aus einer Waldung heraustraten, überraschten wir auf einer Ebene dicht vor der Lisiere eine Quaggaherde (s. o.), die sofort in größter Eilfertigkeit davontrabte. Natürlich verfehlten wir nicht, einige Schüsse hinterherzuschicken, die aber leider ohne Resultat waren. Es mag hier erwähnt werden, daß wir nicht selten Giraffen und Antilopen vor uns über den Weg setzen sahen. — Von dem verstorbenen Gartentechniker Schmidt wurde er-

zählt, daß, als er sich auf einer Reise nach Uhehe befand, vor seinen Augen eine Giraffe von einem Löwen niedergerissen worden sei.

Die Märsche in diesen ostafrikanischen Gebieten unterscheiden sich im allgemeinen sehr wenig voneinander, abgesehen von den Erlebnissen des Tages. Die Nächte verbrachten wir meist in den befestigten Dörfern auf der Kitanda, dem Gurtbett, unter dem Dachvorsprung einer Negerhütte. Nachdem wir uns an die Kitanda gewöhnt hatten, schliefen wir im allgemeinen recht gut. Unangenehm waren mir nur im höchsten Grade die sogenannten Kakerlaken, fast fingerlange Käfer, die sich in den Dächern der Hütten zahlreich aufhielten. Da mir erzählt war, dieselben nagten mit Vorliebe an den Fingernägeln der Menschen, schreckte ich oft aus dem Schlafe auf, weil ich mir einbildete, diese kleinen Ungeheuer knapperten mir an den Fingern herum. — Von den Moskitos habe ich ziemlich wenig zu leiden gehabt.

Interessant war mir der Aufenthalt in Mbusine, wo wir von dem Sultan sehr freundlich empfangen wurden. Er zeigte stolz die Geschenke, die ihm Dr. Peters verehrt hatte, schlug sich auf die Brust und wiederholte, indem er auf sich wies, immer das Wort ‚Daitsch‘.

In der Nähe dieses Dorfes wurde uns auf dem Marsche am folgenden Tage eine unangenehme Ueberraschung zu teil. Wir zogen ganz gemütlich fürbaß, als plötzlich der Kirongosi, der Anführer unserer Schwarzen, heranstürzte mit den Worten ‚Bana, bana, simba‘ [‚Herr, Herr, ein Löwe‘] (S. 503). Unsere Neger flogen erschreckt auseinander, während wir Weißen, ebenfalls sehr wenig erfreut, nach unseren Waffen griffen. Noch zweifelte ich an der Richtigkeit der Botschaft, als ein dumpfes, grauenerregendes Murren mich eines Besseren belehrte. Und in der That sah ich in einer gewissen Entfernung vom Wege sich das Gras auf der Ebene bewegen.

Wir marschierten mit gespannter Büchse weiter; indes ließ sich kein Löwe sehen. Augenscheinlich war ihm, nachdem er eine Zeitlang neben der Karawane hergeschlichen war, die Sache langweilig geworden. Wenn gleich bei dem Wildreichtum in Ostafrika der Angriff eines Löwen auf Menschen zu den größten Seltenheiten gehört, so können die Fürsten der Wildnis doch recht ungemütlich werden. So sahen wir in einem Negerdorf einen Eingeborenen, der durch fürchterliche Narben entstellt war. Es wurde uns mitgeteilt, daß dieselben von Wunden herrührten, die der Mann empfangen habe, als ihm ein Löwe durch das Dach der Hütte auf den Leib sprang. Das fürchterliche Wehegeheul des Verletzten und das Geschrei der herbeieilenden Nachbarn hatten das Tier indes verscheucht, so daß der Neger mit dem Leben davon kam. Auch erzählte in Sansibar ein Beamter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, daß während seiner Anwesenheit in der Missionsstation Kondoa das Haus eines Abends von Löwen umschlichen worden sei, die über die Boma in den Garten setzten, und erst durch Schüsse verscheucht werden mußten. Das Schwierige an der Sache ist, daß zu der Jagd auf das große afrikanische Wild Jagdbüchsen schwersten Kalibers gehören, die man ihres Gewichtes wegen selten dann zur Hand hat, wenn man sie gerade braucht. Selbst die größeren Raubvögel sind schwer zu erlegen. Auf einer Streiferei wurde ein außerordentlich großer Adler vom Baum heruntergeschossen. Obgleich das gewaltige Tier augenscheinlich schwer verwundet war, schlug es doch so wild und grimmig mit den Flügeln um sich und wehrte sich mit solcher Energie, daß die Schwarzen sich mit ihren Spießen

Landschaft am Bussini.

nicht heranwagten und erst ein zweiter Schuß aus nächster Nähe seinen Widerstand brechen konnte (S. 491).

In der Nähe von Matungu in der Makataebene besuchte ich den Wamistrom, um eine Reihe von Skizzen von ihm zu entwerfen. Hierbei nahm ich auch die Gelegenheit wahr, eine Flußpferdjagd in Scene zu setzen. Allerdings hatten meine Streifereien meist sehr geringen Erfolg, da die Aufgabe, welche mich nach Ostafrika hingeführt hatte, mir wenig Zeit ließ, der Jagdlust zu fröhnen, und ich verhindert war, den angeschossenen Tieren lange nachzugehen. Unsere Reise ging bis Quindokaniani, wo wir auf das Liebenswürdigste von dem jungen Sultan Mafungu Biniani, dem Blutsbruder von Dr. Peters, empfangen wurden.

Es handelte sich darum, meine Skizzensammlung durch eine Reihe von Studienzeichnungen aus Quindokaniani zu vervollständigen, welche den Zweck hatten, für das Diorama ‚Peters Blutsbrüderschaft mit Mafungu Biniani' einigen Anhalt zu bieten.

Von dort marschierten wir auf demselben Wege wieder zur Küste, und bald darauf rief mich das Geschick aus den gastfreundlichen Kreisen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nach Deutschland zurück. Mit wehmütigem Gefühl bin ich aus Afrika geschieden, und nur mit Mühe fand ich mich wieder in den altgewohnten Verhältnissen zurecht. Es liegt ein so eigentümlicher Zauber auf jenen Landschaften, daß ein jeder, der Afrika kennen gelernt, sich stets danach zurücksehnt.

Möge es mir recht bald vergönnt sein, meinen Fuß wieder auf den geheimnisvollen schwarzen Erdteil setzen zu können.

Es lebe Deutsch-Ostafrika!"

An den Geliebten. Von R. Epp.

Die Jesuiten.

Von

Johannes Scherr.

(Schluß.)

In Portugal brauchten sie sich nur zu zeigen, um zu siegen, nachdem ihnen der portugiesische Schüler Loyolas, Simone Rodriguez, den Weg gebahnt hatte. König Jao III. machte sich zu ihrem unterthänigen Diener, baute ihnen ein Profeßhaus in Lissabon, sowie ein großes und prächtiges Kollegium in Coimbra und vertraute ihnen seinen Thronerben Don Sebastian zur Erziehung an. Diese war der Art, daß der Infant, nachdem er König geworden, nichts Gescheiteres zu thun wußte, als zur Bekehrung der Ungläubigen einen hirntollen Kreuzzug nach Nordafrika zu unternehmen (1578), welcher ihm auf der Ebene von Alkassar Heer, Krone und Leben, sowie seinem Lande für länger als ein Halbjahrhundert die Selbständigkeit kostete, indem Portugal infolge jener Katastrophe eine leichte Beute der Ländergier Philipps II. wurde. Als Staatskünstler demnach hatten sich am Ufer des Tajo die Jesuiten nicht bewährt. Allein dieses Fiasko verschlug ihnen wenig. Ob der König von Portugal Don Sebastian oder Don Philipp hieß, sie regierten die Portugiesen und, was noch wichtiger war, die Portugiesinnen.

Frankreich wurde auf die loyolaitische Invasion vorbereitet unter der Regierung Heinrichs II., eines wilden Ketzerfeindes, durch den Bischof von Clermont, Du Prat, und dann zubereitet durch den Kardinal von Lothringen, Charles de Guise, welcher in Rom mit dem „Gründer" bekannt und von diesem für die Zwecke des Ordens gewonnen worden war. Im Jahre 1550 marschierte die Compagnie in Frankreich ein und schlug ihre Quartiere in einem Profeßhaus und in einem Kollegium auf, deren Erbauung der König gestattet hatte. Aber der Jesuitismus hatte noch jahrelang auf französischem Boden scharf zu ringen, bis ihm die Niederdrückung des Widerstandes, den er fand, gelingen wollte. Dieser Widerstand ging von einem nicht kleinen Teil der Prälatur und von einem sehr großen der Welt- und Klosterklerisei aus, wurde aber am thatkräftigsten geleistet durch das Parlament und durch die Universität („Sorbonne") von Paris. Jenes verweigerte wiederholt die „Einregistrierung" der königlichen Ordonnanz, kraft welcher die Jesuiten in Frankreich zugelassen waren, und diese gab 1554 das feierliche Verdikt ab, die Gesellschaft Jesu „sei dazu gemacht, den Glauben zu gefährden, wie nicht minder den Staat, auch den Frieden in der Kirche zu stören und überhaupt mehr zum Zerstören als zum Schaffen". Allein die Jünger Loyolas dachten: „Gutta cavat lapidem" — und tröpfelten so lange ihre diplomatischen Ränke und Schwänke auf den Stein des Anstoßes, den sie in Frankreich gefunden, bis derselbe glücklich durchhöhlt war. Schon im Jahre 1561 war es demzufolge der großen Mehrheit des oberen und unteren französischen Klerus zum vollen Bewußtsein gebracht, daß man zur Abwehr der protestantischen „Ketzerei" des Beistandes der Compagnie Jesu nicht zu entbehren vermöge, und jetzt hatten die Loyolaiten gewonnen Spiel. Sie ließen sich die ihnen anfänglich noch auferlegten Bedingungen und Beschränkungen gefallen, wohl wissend, daß das nur Wind und Worte, und richteten ihr Absehen vorzugsweise darauf, der Erziehung und der Gewissenleitung der vornehmen Gesellschaftskreise sich zu bemächtigen. Sobald ihnen das gelungen wäre, kalkulierten sie ganz richtig, würden sie die „Société" Hof und Stadt, „Tout Paris", beherrschen und folglich Frankreich. Ihre Rechnung war gut und bestand die Probe.

Noch mehr in die Augen fallende und rascher gepflückte Siegesfrüchte brachte der Compagnie Jesu ihr Einmarsch in Deutschland. Dieses galt ja dem General für die wichtigste Kampfstätte, und er hatte von Anfang an sein Augenmerk darauf gerichtet. In Anwendung des häufig von ihm gebrauchten Bescheidenheitsstiles schrieb Loyola im Juli 1553 an seine Soldaten: „Unsere Compagnie muß nach der Maßgabe unserer schwachen Kräfte mit ganz besonderem Eifer Deutschland zur Hilfe eilen, welches ja durch die Pestilenz der Ketzerei der größten Gefahr ausgesetzt ist." Aber schon dreizehn Jahre zuvor war der Vortrab der jesuitischen Heerschar auf deutschem Boden erschienen, drei Mann hoch, in den Personen von Pierre Lefèvre, welcher sich in Deutschland Peter Faber nannte, Claude Le Jay und Nicolao Bobadilla. Sie wußten als Kanzelredner und Streittheologen, sowie durch die Strenge ihres Wandels und ihre Mühwaltungen für Arme und Kranke Ansehen und Anhang zu gewinnen. Den Lefèvre sandte ein Befehl des Generals bald aus Deutschland nach Spanien, Le Jay dagegen machte in Bayern, Bobadilla in Oesterreich für die Compagnie Quartier. Die Wittelsbacher und die Habsburger waren ja ganz die Leute, wie der Jesuitismus sie brauchte. Bei denen konnte man sich mit Erfolg als Retter von Altar und Thron aufspielen. Der Herzog Wilhelm IV. von Bayern übergab schon 1549 die theologischen Lehrstühle der Hochschule Ingolstadt den Loyolaiten; sein Nachfolger Albrecht V., ein noch heftigerer Ketzerbekehrer, baute den lieben Vätern 1557 ein Kollegium in genannter Stadt und 1559 ein zweites in München. Sie arbeiteten aber auch wacker „ad majorem dei gloriam": seit 1558 war unter ihrer Leitung die ketzerzerquetschende Maschine der Inquisition in Thätigkeit. Der Protestantismus im Herzogtum Bayern pfiff bald auf dem letzten Loche, oder er pfiff vielmehr gar nicht mehr. In Oesterreich haperte es anfangs mit der Jesuiterei. Kaiser Karl V. stand ihr entgegen, aus schon berührten Gründen, dann auch insonderheit noch darum, weil die Jesuiten in Deutschland seine diplomatischen Zirkel, d. h. seinen Versuch, mittels des sogenannten „Interim", welches „den Schalk hatte hinter ihm", den kirchlichen Frieden im Reiche herzustellen, zu stören nicht anstanden.

Aber bei des Kaisers Bruder, dem römischen König Ferdinand, fanden die „Jesuiter", wie ihre Freunde, oder die „Jesuwider", wie ihre Feinde in Deutschland sie nannten, bereitwilliges Gehör und gastliche Aufnahme. Schon 1551 führte dieser Habsburger die Compagnie förmlich in die österreichischen Erblande ein, indem er ihr ein leeres Dominikanerkloster in Wien als Sitz anwies. Das war die erste loyolaitische Pflanzstätte auf deutscher Erde. Der Pater Le Jay wurde als Rektor des Wiener Kollegiums berufen und nach seinem bald erfolgten Tode auf diesem Posten abgelöst durch einen der berühmtesten Offiziere der Heerschar Jesu, durch den 1520 zu Nymwegen geborenen Peter de Hondt, auch Canis (Hund), gewöhnlich aber Canisius geheißen. Auch dieser bedeutende Mann war durch die ignatianischen „Exercitien" für den Orden gedrillt worden, durch dieselben „geistlichen Uranlagen" allworüber dazumal in protestantischen Kreisen so absonderliche Meinungen umgingen, wie im Mittelalter über die Mysterien der Templer umgegangen waren und später in katholischen und protestantischen Kreisen über die Heimlichkeiten der Freimaurer umgingen. Wenn man da hinhörte, erfuhr man, daß die Exercitien eigentlich eine Schulung in höllischen Zauberkünsten seien. Ein calvinischer Prädikant donnerte von der Kanzel herab, daß „die Jesuiter gar viele zu sonderlichen Uebungen verführen, so sie Exercitien nennen", und versicherte, zu wissen, daß „da die Opfer mit Dampf und anderen Mitteln berauscht werden, wo sie dann den Teufel leibhaftig zu sehen vermeinen, auch gleich den Ochsen brüllen, Christo abschwören und dem Teufel dienen müssen".

Canisius hat es um die Compagnie wohl verdient, daß er bei seinen Lebzeiten zum ersten Provinzial der neugeschaffenen Ordensprovinz Oberdeutschland und Oesterreich ernannt und nach seinem Tode zum Heiligen befördert wurde. Der klugen, geschickten und ausdauernden Thätigkeit dieses Mannes in Wort und Schrift — er stellte dem berühmten lutherischen deutschen Katechismus den ebenso berühmten canisischen deutschen entgegen (1575) — hat der römische Stuhl vornehmlich die gewaltigen Erfolge zu danken, welche in deutschen Landen die alte Kirche über die neue davontrug. Dabei ist freilich anzumerken, daß der jesuitischen Arbeit an der Neubefestigung des Katholizismus in Deutschland wie anderwärts günstige Zeitumstände zur Hilfe kamen. So dieser, daß die Jesuiten die wenig verhüllte Leitung des am Ausgang des Jahres 1545 zu Trient eröffneten Konzils sich zu verschaffen wußten, die Inspirierung jener Kirchenversammlung, deren Beschlüsse die katholische Gegenreformation zum Abschluß brachten. So der weitere Umstand, daß das Haus Habsburg unentweglich katholisch blieb, sich unerschütterlich auf den Boden des „Tridentinum" stellte und sowohl in seinem deutschen als auch, und noch viel mehr, in seinem spanischen Zweige seine ganze Macht einsetzte, um den Protestantismus niederzuwerfen oder wenigstens zurückzudämmen und einzugrenzen. Endlich, daß in diesem Bestreben mit den Habsburgern ihre bittersten Feinde, die Valois und Bourbons, wetteiferten, und daß die fanatisch katholischen Wasa auf den Thron von Polen gelangten.

Es ist unthunlich und überflüssig, die örtlichen und moralischen Eroberungen, welche die Compagnie Jesu im Deutschen Reiche machte, hier einzeln aufzuzählen. Es genügt ja, übersichtlich anzugeben, daß die „Jesuiter", bevor das 16. Jahrhundert herum, von ihren drei Hauptquartieren in Deutschland, von Wien, Ingolstadt und Köln aus an alle bischöflichen Pfalzen und an alle katholischen Höfe und Hochschulen vordrangen; sie wußten es den katholischen Deutschen mundgerecht zu machen, daß der Jesuitismus der alleinrichtige und folglich alleinseligmachende Katholizismus sei. Goldene Zeiten vollends brachen für die Compagnie an, nachdem der Erzherzog Ferdinand von der Steiermark, welcher zu Loretto der Muttergottes als seiner „Generalissima" sich zugeschworen hatte, Kaiser Ferdinand II. geworden war. Dieser würdige Bluts- und Wahlverwandte seines Vetters von Spanien, Philipps II., überhäufte die Jesuiten so sehr mit Begabungen und mit Zuwendungen aller Art so maßlos, daß den frommen Vätern mitunter vor der Freigebigkeit des kaiserlichen Fanatikers förmlich bange wurde, weil sie besorgten, der Neid der anderen Orden müßte dadurch doch allzusehr gegen sie aufgereizt werden. Freilich hielten solche Bangigkeiten nie lange vor, und die Loyolaiten wurden nie müde, heischende Hände auszustrecken.

Wenn die Compagnie Jesu im Jahre 1617, also 77 Jahre nach ihrer Aufrichtung, das bislang Erreichte überschlug, hatte sie guten Grund, damit zufrieden zu sein. Besaß sie doch dazumal in 32 Ordensprovinzen 23 Profeßhäuser, 41 Prüfungshäuser, 123 Residenzen, 372 Kollegien und 13112 Mitglieder. Schon 9 Jahre später war die Zahl ihrer Provinzen auf 39, die der Profeßhäuser auf 25, die der Missionsstationen auf 63, die der Seminarien auf 136, die der Kollegien auf 467, die der Residenzen und sonstigen Häuser auf 778, die der Mitglieder auf 15493 gestiegen. Die größte Ausdehnung und den weitesten Machtbesitz erreichte die Compagnie gerade zur Zeit, als in der Person Friedrichs II. von Preußen die „Aufklärung" einen Königsthron bestiegen hatte. Denn der Orden zählte im letzten Jahrzehnt der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts 22589 Mitglieder, wovon 11293 Priester waren, in 39 Provinzen, 24 Profeßhäusern, 61 Novizenhäusern, 176 Seminarien, 273 Missionen, 335 Residenzen und 669 Kollegien. Das Vermögen der Gesellschaft war kolossal, ihr Einfluß in der katholischen Welt gebietend, in der protestantischen sehr spürbar, ihr Stolz zügellos. Aber es steht geschrieben: „Hochmut kommt vor dem Fall."

7.

Allwie die Compagnie Politik machte und Krieg führte.

Es muß ein ganz thörichtes Beginnen genannt werden, wenn man der Politik und der Kriegsführung des Jesuitenordens den weißen Mantel der Unschuld umhängen will. Die Compagnie nimmt sich darin schlecht aus, ja geradezu so lächerlich, wie sich etwa ein

Fra Diavolo ausnehmen würde, so man selbigen in ein Nonnenhabit steckte. Der Jesuitismus hatte der „Ketzerei" den Krieg erklärt, den Krieg bis aufs Messer, und er handelte demnach nur folgerichtig, wenn er denselben auch wirklich „bis aufs Messer" führte. „On ne peut pas faire une omelette sans casser des œufs", soll irgend ein Revolutionsmann gesagt haben. Die Jesuiten sagten weniger profan: „Omnia ad majorem dei gloriam" und bedachten sich gar nicht, Eier in Menge zu zerschlagen, wo es galt, zur Ehre Gottes einen recht saftig orthodoxen Pfannkuchen zu backen. Dazu muß aber angemerkt werden, daß viele von den Ränken und Schwänken, welche die Loyolaiten auf der Scene oder mehr noch hinter den Kulissen des Welttheaters während der letzten drei Jahrhunderte gespielt haben sollen, zu jenen Fabeln gehört, an welche zu glauben nur noch der Ignoranz unserer Feuilletonsfexe erlaubt ist. Auch nach Abzug solcher Phantasien bleibt von jesuitischen Machenschaften immerhin noch genug übrig, um das Urteil zu begründen, daß der Loyolaismus gar häufig nicht nur einen, sondern alle zehn Finger in der Geschichte der Neuzeit — diese von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an gerechnet — gehabt habe.

Die Compagnie hat sich, wie jedem bekannt, eine staatsrechtliche Doktrin zurechtgemacht, welche, wenn der Ausdruck gestattet ist, in den theokratischen Wein eine starke Dosis demokratischen Wassers goß. Zur Basis ihrer Ansicht vom Staat nahmen die loyolaitischen Politiker den An- und Ausspruch der großen Päpste des Mittelalters, daß der Stuhl Petri hoch über allen Thronen der Welt stände, und daß demnach von göttlichen Rechtes und Willens wegen weltliche Herrscher ihre Berechtigung nur aus der Belehnung von seiten des jeweiligen Statthalters Christi ableiten könnten. Allein die Schroffheit dieses theokratischen Feudalismus fand eine höchst bedeutsame Milderung durch die jesuitische Lehre von der Volkssouveränität. Es mag freilich die Unwissenheit noch heutzutage nicht wenig überraschen, zu vernehmen, daß die Theorie der modernen Volkssouveränität von der Gesellschaft Jesu ausgegangen; aber es ist doch so. Die königliche und überhaupt die staatliche Gewalt wurde vom Volke hergeleitet und die Schlußfolgerungen aus dieser Voraussetzung bis zur äußersten Schärfe zugespitzt. Im Hintergrunde stand freilich immer der Gedanke, daß die priesterliche Würde und Gewalt, als unmittelbar aus Gott erflossen, der von Menschen herrührenden fürstlichen unendlich überlegen sei.

Laniez, der zweite General der Compagnie, hat auf dem Trienter Konzil diese Ideen von Kirche und Staat kühn und eindringlich dargelegt und behauptet. Seine Aufstellungen sind dann durch Bellarmin in dem berühmten Traktat „De potestate romani pontificis in rebus temporalibus" (1610) systematisiert worden. Die Essenz seiner Ausführungen war, daß der Staat auf einem von Gott gegebenen Naturgesetz beruhe, welches die Menschen antreibe, eine Obrigkeit zu erwählen und derselben zu gehorchen. Die Gewalt im Staate könne daher keinem einzelnen, sondern nur dem ganzen Volke zustehen, welches je nach seiner Neigung dieselbe einem oder auch mehreren übertrage. Immer vorbehältlich des Rechtes, diese Uebertragung zurückzunehmen und anderweitig zu verleihen. Hieraus folgt, daß die Fürsten und die weltlichen Obrigkeiten insgesamt ihre Vollmachten nur kraft des Volkswillens und der Volkswahl besitzen und daß diese Vollmachten unter Umständen durch den Vollmachtgeber, das Volk, für verwirkt erklärt werden können. Aber — nun legt die Theokratie wiederum der Demokratie den Zügel an — aber die Wahl des Fürsten durch das Volk wird erst perfekt und vollgültig, wenn ihr der Papst seine Sanktion erteilt, wie denn auch ein schlechter Fürst nicht allein durch das Volk abberufen, sondern auch gegebenen Falles durch den Statthalter Christi abgesetzt werden kann.

Schon vor dem Erscheinen von Bellarmins Traktat hatte der spanische Jesuit Mariana diese Einschränkung des demokratischen Prinzips durch das theokratische rundweg verneint. Juan Mariana (1537 — 1623), um des mannhaften Freimutes willen, womit er seine „Historia general de España" verfaßte, der spanische Tacitus genannt, war eine merkwürdige Erscheinung, einer der bedeutendsten Gelehrten und zugleich einer der geisteshellsten und freimütigsten Menschen seiner Zeit. Seine Persönlichkeit wie seine Schriftstellerei würden kaum verraten lassen, daß er am Hofe Philipps II. der Erzieher des nachmaligen dritten Philipps gewesen ist, und es muß seltsam erscheinen, daß seine berühmten drei Bücher vom König und von des Königs Erziehung (de rege et regis institutione libri III, 1599) mit Billigung der spanischen Regierung wie der Compagnie — kein Jesuit durfte eine Schrift veröffentlichen ohne „Approbation der Oberen" — gedruckt werden konnten. Marianas im ersten Teil seines Werkes vorgetragene Staatslehre ist eine Vorwegnahme von Rousseaus „Contrat social". Aus der unerträglichen Anarchie des Naturzustandes retteten sich die Menschen mittels der Begründung staatlicher Ordnung, welche Begründung mittels der Erwählung eines Oberhauptes, eines Vordersten, Fürsten, Königs, vor sich ging. Das rechte Königtum, dessen Machtübung durch Gesetze geregelt und durch den Beirat der Besten eingegrenzt ist, muß als die verhältnismäßig trefflichste Staatsform anerkannt werden, weil sie am meisten Stetigkeit verspricht. Das Bild, welches Mariana von seinem Königsideal entwirft, zeigt ihn als überzeugten Monarchisten, aber auch als einen warmherzigen und weisen Volksfreund. Die Souveränität des Volkes ist ihm eine erwiesene und unanfechtbare Thatsache: — 1) weil das Königtum lediglich aus der Volkswahl entsprang; 2) weil das Volk mächtiger ist und bleibt als der König; 3) weil es naturrechtlich, naturnotwendig eine Schranke gegen die Ausartung des Königtums in Tyrannei geben muß. Aus dieser theoretischen Promisse zog der spanische Jesuit die kühnsten praktischen Konsequenzen: das Recht der Revolution für die Völker, das Recht des Tyrannenmordes für den Menschen. Denn es gibt ja leider nicht nur rechte Könige, sondern auch schlechte. Das sind die Gefährder des Staates, die Volkspeiniger,

die Tyrannen. Gegen diese darf sich das Volk empören, sie absetzen und, wenn nötig, auch abthun. Mariana stellt als eine Notwendigkeit, als ein „Recht" hin, die Tyrannei mittels Gesetzen und mittels Waffen zu vernichten („qui non confiteatur, tyrannidem excutere fas fore, legibus et armis"), und er sagt ausdrücklich, daß, falls eine Volkserhebung aus diesem oder jenem Grunde unmöglich, jeder einzelne Mensch berechtigt sei, den gemeinsamen Feind aller so oder so zu töten. Mit allen Waffen ist Jagd zu machen auf den Tyrannen als auf ein grausames Ungeheuer („omnium telis exagitandum statuas quasi crudele monstrum telis incubans"). Es ist in diesen Marianischen Sätzen ein Geist und ein Ton, welche nicht verfehlen können, uns anzumuten wie eine Vorwegnahme jener herrlichen Stelle der Rütliscene in Schillers Tell, welche anhebt: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!" Am Schlusse seines merkwürdigen Buches läßt freilich der Verteidiger des Rechtes der Empörung, der Verherrlicher des Tyrannenmordes den Jesuiten deutlich genug sehen, d. h. den römisch-katholischen Priester, welchem denn doch die „Alleinseligmachende", wie über alles und jedes, so auch über die Volkssouveränität ging. Ihm zufolge haben nämlich der Frieden und die Ordnung im Staate zur unerläßlichen Voraussetzung die Einheit im Glauben. Die Störung der Glaubenseinheit müsse notwendig unzählige Uebel herbeiführen. Darum sei die Obrigkeit verpflichtet, über die religiöse Gleichförmigkeit der Unterthanen mit Strenge zu wachen und jeden Versuch, die Glaubenseinheit zu gefährden, unbedingt zu unterdrücken.

Daß sich hieraus Waffen schmieden ließen, welche gegen die Reformation und die Protestanten, insonderheit gegen die protestantischen Fürsten und Obrigkeiten gekehrt werden sollten, ist einleuchtend. Noch deutlicher als Mariana hatte in dieser Richtung schon etliche Jahre vor dem Bekanntwerden des Buches „De rege" eine jesuitische Veröffentlichung sich ausgedrückt, welche unter dem Titel „De justa reipublicae cristianae in reges impios et haereticos auctoritate" im Jahre 1592 erschienen war, ebenfalls mit „Approbation der Oberen", wie des Königs von Spanien. Auch darin ist die Souveränität des Volkes anerkannt und die Machtvollkommenheit desselben über die fürstliche gestellt, weil jene unmittelbar von Gott ausgehe, diese dagegen nur mittelbar, d. h. durch Uebertragung von seiten des Volkes. Daraus folge, daß gegen „schlechte" Fürsten die Völker sich empören oder derselben sonstwie sich entledigen dürfen. Ihre eigentliche Spitze wendet diese Doktrin natürlich gegen die „ketzerischen" Fürsten, denn diese sind von vornherein und unbedingt „schlecht", sind „Bösewichte" und „Tyrannen", mit welchen man um jeden Preis und mit allen Mitteln abfahren und ein Ende machen muß.

Die politische Theorie der Compagnie Jesu läßt sich demzufolge in die knappe Formel bringen: Päpstliche Oberherrlichkeit über alle Staaten — Volkssouveränität unter Voraussetzung und Anerkennung der päpstlichen Universalmonarchie — Recht der Revolution gegen schlechte, vorzugsweise gegen „ketzerische" Obrigkeiten und Zulässigkeit des Tyrannenmords.

Für jeden dieser Sätze kann neben und nach den bereits namhaft gemachten jesuitischen „Autoritäten" noch eine ganze Reihe von solchen angeführt werden: Molina, Salmeron, Escobar, Valentia, Suarez, Busenbaum, Gretser und andere.

Und der jesuitischen Theorie hat die jesuitische Praxis entsprochen. Ableugnungen, Beschönigungen und Bemäntelungen sind den geschichtlichen Thatsachen gegenüber ganz unmächtig. Die Praxis ist sogar der Theorie voraufgegangen, und jene war nur eine Abschattung von dieser. Das wird schlagend erwiesen durch den offenbaren Einfluß, welchen die Machenschaften der „Heiligen Ligue" zur Zeit Karls IX. und Heinrichs III. in Frankreich auf die Ausbildung der jesuitischen Staatslehre geübt haben.

Kein Mann von Wissen und Gewissen wird bestreiten können oder wollen, daß Geist und Wille der Compagnie Jesu in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten des 17. Jahrhunderts die Politik der Höfe von Rom, Madrid, Wien, München und Krakau bedingt und bestimmt haben. Und ebensowenig, daß im besonderen der Jesuitismus es gewesen, welcher die Sturmglocken der Bartholomäusnacht (1572) zog, nachdem er die Mordwaffen zu dieser furchtbaren Schlächterei geschliffen hatte, wie er ja auch den Bau der Pariser Barrikaden am 12. Mai 1588 leitete und dem Dominikanermönch Clement das Messer in die Hand drückte, welches am 31. Juli 1589 Heinrich III. meuchlerisch mordete. Papst Sixtus V. lobpsalmierte den Mörder in offenem Konsistorium, und Mariana rief in seinem citierten Buch „Vom König" frohlockend aus: „Clement, eine ewige Zierde Galliens, hat sich durch den Mord des Königs einen unermeßlich großen Namen gemacht." Daß die von Barrière und Chastel gegen Heinrich IV. unternommenen und fehlgegangenen Attentate auf jesuitische Eingebungen zurückzuführen waren, untersteht keinem Zweifel, und daß Ravaillac, welcher am 14. Mai 1610 in der Rue de la Ferronnerie den mörderischen Dolchstoß auf den König führte, durch die jesuitische Lehre von der Verdienstlichkeit des Tyrannenmordes fanatisiert war, auch vor der That sein Vorhaben einem Jesuitenpater in der Beichte mitgeteilt hatte, ist erwiesen. Der liederliche Bourbon war also umsonst zum Renegaten geworden, hatte umsonst mit den Jesuiten geliebäugelt und die Compagnie hoch begünstigt. Dem Könige, welcher den Reformierten einen Freibrief, das Edikt von Nantes, ausgestellt hatte, kraft dessen die „Ketzer" nicht nur freie Religionsübung, sondern auch das volle Staatsbürgerrecht, ja sogar eigene Festungen besaßen, dem durfte und konnte im „Al Gesù" nicht verziehen werden.

Sechsundzwanzig Jahre vor dem von Ravaillac geführten Mordstoß hatte zu Delft in Holland der Burgunder Gérard einen Mordschuß losgefeuert, welcher als Widerhall gar manches „Te deum laudamus" in der katholischen Welt wachrief. Denn dieser Schuß hatte ja einen der gefährlichsten „Ketzer", Wilhelm von Oranien, niedergestreckt. Der Prinz

war keineswegs der makellose Held und Märtyrer, als welchen konfessionelle Parteiborniertheit ihn hinzustellen liebte und liebt, so wenig wie der Held von Goethes Tragödie der geschichtliche Egmont gewesen ist. Von dem Oranier zu glauben, daß er durch religiöse Begeisterung zur Rebellion gegen Philipp II. getrieben worden sei, ist schon darum unstatthaft, weil der Prinz erst im Verlaufe der Rebellion zum Calvinismus übertrat. Er war früher gar nicht der Mann, sich um religiöse Dinge irgendwie zu kümmern. Ihn trieben zur Empörung der Mißmut über die spanische Wirtschaft in den Niederlanden und, wohl noch heftiger, sein Ehrgeiz und die ungeheuere Schuldenlast, welche er mittels maßloser Verschwendung aufgehäuft hatte. Er fühlte sich berufen und hatte auch fraglos das Zeug dazu, die Niederlande zu regieren. Damit er das könne, mußte die Herrschaft Philipps II. abgeschüttelt, mußten die Spanier ausgetrieben und die Niederländer vom Katholizismus zum Protestantismus herübergeführt werden. Mit bewunderungswertem Talent als Parteiführer, Staatsmann und Feldherr hat der Prinz diesen Plan der Verwirklichung, wenigstens teilweise, entgegengeführt und die Gründung der niederländischen Republik vorbereitet. In ihm war der Politik des Jesuitismus ein Gegner erstanden, welcher es in Feinheit und Energie, in Findigkeit und Beharrlichkeit mit ihr aufnehmen konnte. Wie nur je von einem Menschen durfte von Wilhelm dem Schweigsamen gesagt werden, daß er „gewachsen mit seinen größeren Zwecken". Seine Stellung und Bedeutung wurde am besten gekennzeichnet durch die Wildheit des Hasses, welchen seine Feinde ihm trugen, voran Philipp II. und dessen Statthalter in Brüssel, Alessandro Farnese von Parma. Der König von Spanien erklärte den großen Führer der niederländischen Empörung als geächtet und vogelfrei und setzte auf dessen Kopf einen Preis von 25000 Kronen. Zur Antwort hierauf sagten die unter Führung des Geächteten konföderierten Nordprovinzen der Niederlande dem spanischen Könige förmlich den Gehorsam auf und proklamierten sich als frei und unabhängig. Aber binnen zwei Jahren nach der Aechtung des Oraniers wurden fünf Mordattentate gegen ihn geplant und versucht. Ein sechstes gelang: am 10. Juli 1584 ist der Prinz auf der Treppe seiner Behausung in Delft durch Balthasar Gérard, welcher sich unter dem Namen Franz Guion und unter der Maske eines eifrigen Calvinisten in seinen Dienst einzuschleichen gewußt hatte, meuchlerisch angefallen und erschossen worden. Der Mörder, ergriffen, gefoltert und martervoll hingerichtet, hat, noch im Untergange seiner That als einer hochpreislichen sich freuend, bis zu seinem letzten Augenblick jene fast übermenschliche Standhaftigkeit bewiesen, welche eben nur höchstgradiger Fanatismus menschlichen Nerven zu verleihen vermag. Er hat vor seinen Richtern, aber freilich, was wohl zu berücksichtigen ist, auf der Folterbank ausgesagt, daß er dem Rektor des Jesuitenkollegiums in Trier seinen Mordplan mitgeteilt und die Billigung samt dem Segen desselben empfangen habe. Dagegen sei ihm von einem anderen Pater im Trierer Kollegium entschieden abgeraten worden. In seinem Entschlusse dadurch etwas wankend geworden, habe er in Tournay den Rat eines dritten Jesuiten, des „berühmten" Paters Géry, eingeholt und von diesem sei er wiederum in seinem Vorhaben befestigt, sowie um desselben willen höchlich gelobt worden. Er hatte sich dann in Brüssel dem Prinzen von Parma vorgestellt, welcher ja schon lange nach einem brauchbaren Mann zur Ermordung Oraniens ausgeschaut hatte. Gehörte doch, kennzeichnend die „Moral" der Zeit, der Meuchelmord zum Inventar der dazumaligen Politik. Parma wies den unahnsehnlichen, schmächtigen, dünnbeinigen und dünnbärtigen Menschen anfangs ab, weil ihm derselbe zur Ausführung eines so schwierigen Unternehmens untauglich schien. Gérard wußte aber den Statthalter eines besseren zu überzeugen, und der Farnese hat dann auch nach vollbrachter Mordthat die Ausfolgung des Mordpreises an die Familie des Mörders von Philipp II. verlangt und erhalten. Der König that sogar noch ein übriges: er erhob die Hinterlassenen Gérards in den Adelstand.

Es mag genug sein, dieses eine konkrete Beispiel von jesuitisch-spanischer Politik etwas genauer angesehen zu haben. Dasselbe kann widerspruchslos bezeugen, daß und wie die Maxime — „der Zweck heiligt die Mittel" — ganz offen und unverblümt zur Anwendung kam. Aehnlich wie hier geschah das auch in jenem langen Weiberzank von weltgeschichtlicher Bedeutung, welcher zwischen der häßlichen, rothaarigen und verliebten Heuchlerin Elisabeth Tudor von England und der schönen, braunlockigen und verliebten Romantikerin Maria Stuart von Schottland sich abspielte. Der Jesuitismus zog aber bei diesem Handel, welcher ja nur eine Episode des großen Kampfes zwischen Katholizismus und Protestantismus war, entschieden den kürzeren. Auch die sehr stark nach jesuitischer Inspiration schmeckende „Pulververschwörung" gegen Jakob I. und sein Regiment verlief kläglich (1606). Man muß aber so gerecht sein, nicht zu verschweigen, daß die Pulververschwörer Catesby, Fawkes und Genossen zu ihrem verzweifelten Unternehmen durch die kannibalisch grausamen Verfolgungs- und Unterdrückunsgesetze, welche in England gegen den Katholizismus geschleudert worden, stupiderweise herausgefordert waren. War doch überhaupt vom Anfang her die ganze Art und Weise, wie der Protestantismus oder Quasiprotestantismus in England eingeführt und durchgesetzt wurde, so verächtlicher und zugleich so gewaltthätiger Natur, daß die Katholiken vollauf berechtigt gewesen sind, diesen zweischlächtigen Bastard zu hassen und zu verabscheuen.

Hinwiederum begründet das Verhalten der Compagnie Jesu im Dreißigjährigen Kriege, vom menschlichen wie vom nationalen Standpunkt aus angesehen, das allerschärfste Verdammungsurteil, und es ändert oder mildert daran gar nichts, daß einzelne deutsche Jesuiten die namenlosen Greuel, welche dieser Krieg über ihr Vaterland brachte, warmherzig beklagt und betrauert haben.

Aber hat es denn dazumal in Deutschland, von

den wenigen, sehr wenigen Menschen den Patrioten vom Edelmetallschlag eines Friedrich von Logau abgesehen, einen menschlichen und nationalen Standpunkt gegeben? Nein! Nur einen theologisch-bornierten und fanatisch-konfessionellen. Von dieser Thatsache muß das Urteil über die Leute jener Zeit ausgehen, und hält man diesen Gesichtspunkt fest, so wird sich ergeben, daß hinsichtlich des schrecklichen dreißigjährigen Jammersals Katholiken und Protestanten, Prädikanten und Jesuiten einander blutwenig oder, wenn man will, sehr viel und gleich viel vorzuwerfen hatten.

Es wäre einmal an der Zeit, das dumme, von der Parteiborniertheit kritiklos angenommene und weitergegebene Märchen, die Reformation habe die Menschen besser, die Sitten edler gemacht, als ein solches anzusehen und beiseite zu stellen. Denn die Wahrheit ist, daß die Menschen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beträchtlich gemeiner und roher gewesen sind als in der ersten. Abgesehen von allem anderen, wird das schon durch die herben Klagen bezeugt, welche Luther in seinen alten Tagen über die fürchterliche Verwilderung seiner Zeit und Konfessionsgenossen anstimmte. War die Lebensführung an den protestantischen deutschen Höfen etwa eine gesittetere und anständigere als an den katholischen? Im Gegenteil, ganz im Gegenteil!

Die dynastische Selbstsucht und der widernationale Partikularismus der deutschen Fürsten ist nie plumper und widerlicher zum Vorschein gekommen als zur Reformationszeit. Die habsburgischen Träger der Kaiserkrone waren so vollständig verausländert, daß Karl V. nicht einmal deutsch zu sprechen verstand. Die Enkel und Urenkel vom Kaiser Max, welcher, statt als den „letzten Ritter" sich aufzuspielen, gescheiter gethan hätte, ein rechter deutscher König zu sein, waren je nach den Umständen Spanier, Burgunder, Wallonen, Italiener, Böhmaken und Magyaren, Deutsche niemals. War es aber mit der Deutschheit der lutherischen Fürsten besser bestellt? Bewahre. Albrecht von Brandenburg den Deutschorden, der ihn zum Oberhaupte gewählt, verratend, ging bei dem Polenkönig betteln, um mit Hilfe von dessen Oberherrlichkeit seinen Hofmeisterstab in ein Herzogskrönlein umschmieden zu können. Der Kurfürst Moritz von Sachsen erkaufte sich mittels schnöden Reichsverrats die Allianz des Franzosenkönigs und ermöglichte es dadurch diesem, Metz dem Reiche zu rauben, wie in späterer Zeit ein deutscher Bischof einem anderen Franzosenkönig half, Straßburg dem Reiche zu stehlen.

Im Dreißigjährigen Kriege riefen Kaiser Ferdinand II. und der Kurfürst Max von Bayern mit ihren Jesuiten den Auswurf von Spanien und Italien, sowie halbtierische Slavenhorden nach Deutschland; aber die protestantischen Fürsten mit ihren Prädikanten riefen ihrerseits die Schweden und Franzosen herein. Es möchte schwierig, wenn nicht unmöglich sein, zu bestimmen, welche von diesen Fremdlingen in gräßlichem Wetteifer am meisten dazu beigetragen haben, unser armes Vaterland zu der leichen- und trümmerbesäeten Wüste zu machen, die es 1648 gewesen ist.

Spürte man etwa die „sittliche Vertiefung," welche die Reformation mit sich gebracht haben soll, in der scheußfäligen Tragikomödie der Wiedertäuferei zu Münster? Haben die protestantischen Malefizgerichte mit weniger Eifer Hexen verbrannt als die katholischen? Behüte! Die Protestanten wetteiferten mit den Katholiken redlich im Streite „wider Satans Reich", wie denn ja Luther selber bekanntlich ein begeisterter, ein fanatischer Bekenner des Glaubens an den Teufel gewesen war. Haben Calvinismus und Luthertum nicht ebenfalls „Glaubensgerichte" gehabt wie der Katholizismus? Allerdings. Die calvinische Inquisition in Genf ließ den Miguel Servedo verbrennen (1553), weil er so ketzerisch war zu behaupten, das Einmaleins und das Dogma von der Dreieinigkeit deckten sich nicht, und die lutherische Regierung Christians II. von Sachsen ließ den Kanzler Nikolaus Krell, einen trefflichen Mann und Beamten, jahrelang im Kerker quälen und dann enthaupten (1605), weil er verdächtig war, den Calvin für eine größere theologische Autorität gehalten zu haben als den Luther.

So war in Wahrheit die angeblich durch die Reformation bewerkstelligte „sittliche Verjüngung", so die protestantische „Duldsamkeit". Im Fabelnbuch der Parteiborniertheit werden natürlich diese schönen Dinge dessenungeachtet zu paradieren fortfahren.

Da paradiert auch, nur auf einer anderen Seite, noch immer das Jesuitenstücklein von den vergifteten Wachskerzen, mittels deren Arsenikduft dem Kaiser Leopold I. im Jahre 1670 ans Leben zu gehen versucht worden sei. Warum aber die Jesuiten diesen Kaiser, welcher ja ihr gehorsamer Diener war, hätten „expedieren" sollen und wollen, ist nicht einleuchtend. Ein fügsameres Werkzeug auf dem Throne der Habsburger war ja nicht denkbar. Im übrigen herrschten sie bis in die letzte Zeit der Kaiserin-Königin Maria Theresia in Oesterreich unbeschränkt. Es war vergeblich, daß der beste General und hellstsichtige Staatsmann, welchen das Haus Habsburg jemals besaß, Prinz Eugen von Savoyen, ein ganz entschiedener „Widerjesuwider" gewesen. Er hatte gegen die allmächtige Compagnie nichts auszurichten vermocht und auch noch eins der schnödesten Jesuitenstücke, die von den lieben Vätern veranlaßte barbarische Austreibung der Protestanten aus Salzburg durch den Erzbischof Firmian, 1732 mitansehen müssen.

Die Schweiz wurde durch die Compagnie zuerst vom Veltlin her angegriffen, welche Landschaft dazumal unter der Herrschaft von Graubünden stand. Die Bündner wehrten den Angriff längere Zeit ab und erst im Jahre 1631 gelang es dem Orden, in Boremio einen festen Sitz zu erhalten. Schon früher hatte er aber Luzern, welches eine Empfehlung von seiten des Erzbischofs Borromeo von Mailand den Jesuiten öffnete, zu seiner ersten Hauptstellung in der Eidgenossenschaft zu machen gewußt (1574). Die Luzerner schenkten ihnen eine Kirche und richteten ihnen ein Kollegium ein. Im Jahre 1578 begannen sie hier ihre Lehrthätigkeit. Als zweite schweizerische Hochburg gewannen sie Freiburg (1582). Dann gründete ihnen der Bischof Blarer von Basel eine Niederlassung in Pruntrut. Im Jahre 1625 nisteten sie sich in

Sitten ein, 1646 in Solothurn. Wie sie den Krieg gegen den Protestantismus im Alpenlande zu führen gedachten, davon gab jenes Blutbad Zeugnis, welches 1620 in Veltlin auf ihr Anstiften von fanatisierten katholischen Pöbelrotten unter den Protestanten angerichtet wurde und an 600 Menschen das Leben kostete. Die Geschichte der Schweiz im 17., 18. und 19. Jahrhundert weiß von den Praktiken der Compagnie Jesu bekanntlich genug und mehr als genug zu erzählen. —

Valeda.

Ballade von

Arthur Gutheil.

Horch, horch, wie es braust durch die tosende Nacht,
Wie ächzend Waldriesen sich bäumen,
Wie sich brechen am Ufer die Wogen mit Macht,
Wie wütend am Felsen sie schäumen.
Es jagen am Himmel die Wolken dahin,
Kein Stern blickt goldig hernieder,
Und verschwunden ist Lust und fröhlicher Sinn,
Und verstummt sind Scherze und Lieder.

Wo noch eben der schäumende Becher erklang,
Wo der Met in Strömen geflossen,
Wo zum Himmel aufscholl der Zecher Gesang,
Die begeistert den Nektar genossen —
Da harrt im Schweigen ringsumher
Der Brukterer kriegerische Rotte,
Und scheu vom einen zum andern her
Schleicht die Furcht vor dem strafenden Gotte.

Und es heult mit verdoppelter Stärke der Sturm
An den Ufern des wirbelnden Stromes,
Und es hebt die Welle sich, hoch wie ein Turm,
Zu der Kuppel des waldigen Domes;
Jetzt zünden die Blitze durch finstere Nacht,
Grell leuchtet die blendende Helle,
Laut rollend am Himmel der Donner erkracht,
Und höher schwillt mächtig die Welle.

Und die Krieger flehen in höchster Not,
Die Arme verzweifelnd erhoben:
„Wir sterben, o Wodan, den schmählichsten Tod,
Gebeust du nicht Einhalt dem Toben!"
Doch lauter und heft'ger der Donner noch grollt,
Auflohen die göttlichen Flammen,
Und wilder der Strom die Wogen noch rollt,
Und Felsen stürzen zusammen.

Da tönt eine Stimme durch Sturmesgebrüll
Und gebietet dem Aufruhr Schweigen,
Und im Kreise umher wird's plötzlich still,
Und die rauschenden Wipfel sich neigen:
„Was ruft ihr mich an in Wetter und Not,
Wenn euch mein Zürnen vernichtet?
Euch treffe, mein Wille ist's, alle der Tod,
Denn Valeda hat euch gerichtet!"

„Ihr ließet dem Feinde die Priest'rin zum Raub,
Der Römer, er führt' sie von dannen,
Er riß von der Stirn ihr das heilige Laub,
Ihr büßet, der Brukterer Mannen.
Euch lockte der Becher, euch freute Gesang,
Mein Zürnen erst mußte euch mahnen,
Ihr kennt meines Rufes drohenden Klang, —
Auf, rettet die Priest'rin, Germanen!"

Noch stehen sie zagend alle und still,
Erschreckt durch die strafende Rede;
Sein Schwert schwingt der Führer: „Wohlauf, wer will
Sie retten!" schallt's laut durch die Oede.
„Wir alle, wir folgen dir Mann für Mann!"
Aufjauchzen die mutigen Krieger —
„Und trifft auch der Tod uns auf blutigem Plan,
Für Valeda fall'n wir als Sieger!"

Sie stürmen dahin auf Leben und Tod —
In enggezogenen Kreisen
Umbraust sie das Wetter, das Feuer loht,
Als wollt' es den Pfad ihnen weisen.
Und wie sich die Sonne strahlend erhebt,
Seh'n froh sie auf grünendem Plane
Die Feinde, am Zelte des Feldherrn schwebt
Siegtrotzig Roms Kaiserfahne.

Noch birgt ein dichtverwachsener Wald
Die Tapfern in seiner Mitten,
Doch naht das dräuende Unheil bald
Und kommt im Sturme geschritten.
Hell schallt der Kriegsruf des Führers heraus,
Und die Streiter umfassen die Waffen
Und stürmen in fliegender Eile hinaus,
Ihr teuerstes Gut zu erraffen.

Hei! wie da blitzen im Sonnenglanz
Die schneidigen Schwerter und Speere,
Wie führen sie blutigen Waffentanz,
Zu wahren die krieg'rische Ehre.
Wie der hochaufwogende brandende Strom
Sich ergießt in die stürzenden Wellen,
So fluten herein, du stolzes Rom,
Ins Lager die deutschen Gesellen.

Und sie morden die Feinde mit zückendem Erz
Und reißen die Fahne hernieder,
Und bohren dem Feldherrn die Klingen ins Herz
Und grüßen die Priest'rin wieder.
„Gerettet!" so jubelt es überall laut,
„Befreit von der Macht der Tyrannen,
Wir haben auf Wodans Hilfe vertraut,
Stets schützt er die tapfern Germanen!"

Und Valeda steht, den starren Blick
Hinab auf den Toten gerichtet:
„Wir ziehn," spricht sie leis, „zur Heimat zurück,
Die Stolzen sind alle vernichtet.
Leb' wohl denn, du Trauter, mit bleichem Gesicht,
So früh in den Tod getrieben —
Ich sollte dich hassen, doch kann ich es nicht,
Dich muß ich ewiglich lieben!"

In des Urwalds tiefinnerstem, finsterm Grund
Ragt der Altar des Gottes, des guten,
Tief gähnt ihm zur Seite ein schwärzlicher Schlund,
Darin toben entfesselte Fluten.
Und Valeda lehnt am eisigen Stein,
Umbraust von dem wilden Gedränge,
Und blickt in den kochenden Strudel hinein
Und spricht zu der harrenden Menge:

„Ich soll für euch beten, die Kampfeslust
Soll den Segen Wodans euch bringen,
Und ihr wollt aus siegesfreudiger Brust
Die Dankeshymnen ihm singen.
Doch wie ein fühlendes Herze spricht,
Von Sehnsucht, von Liebe beweget,
Ihr tapfern Streiter, das wißt ihr nicht,
In euch hat es nie sich gereget!

„Hinweg drum, hinweg du ekler Tand,
Der die Stirn mir grünend belaubte!" —
Und sie reißt herab mit bebender Hand
Den Kranz von dem heiligen Haupte,
„Ich fluche dem Gott, der zur Qual mich erschuf,
Und der selber dies Herz mir gegeben,
Und folge hinunter dem liebenden Ruf
Zu ihm, zum wirklichen Leben!"

Und sie stürzt sich von ragender Höhe hinab —
Entsetzen ergreift die Mannen. —
Und über ihr schließt sich das wogende Grab,
Und der Strom führt sie eilig von dannen.
Dumpf rauschen die Wasser am Felsen herauf,
Manch Auge blickt spähend hernieder —
Doch schneller entflieh'n sie in rasendem Lauf,
Und keins bringt Valeda wieder.

Im alten Eisen.

Von

Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

„Zeit wird es wohl dafür," bemerkte Rupfer für sich. „Es geht scharf in den Nachmittag hinein und an die Tabledothe 'ran."

In diesem Augenblick schlug die Uhr über dem Schreibtisch des Hofrats dreimal.

„Na?" sagte Peter Uhusen aufblickend. „Habe ich so lange Zeit an seinem Lager und jetzt eben hier über der Aufzählung seiner Verdienste versessen?"

Drei! klang es sonor von einer Rokokokonsole hinter dem Rücken des langen Peter. Drei! klang es fein silbern aus dem Nebengemach, und noch einmal und noch einmal, und noch einmal, bald näher, bald ferner, bald lauter, bald leiser, aus allen Zimmern.

„Das reine Kloster San Juste!" sprach kopfschüttelnd der Schmied von Jüterbogk. „Na, na, ob dieser Kaiser Karl V. da nebenan in seiner Schlafkammer vor seinem großen Stehspiegel wohl genauer als der andere von seinen vielen Uhren erfährt, was es für den Menschen an der Zeit ist? Nun, Gott sei Dank, da ist er wenigstens noch einmal außerhalb seines Katafalks, der wohlgepflegte, blondbärtige, gut erhaltene, mittelalterliche, gelehrte Germane, der Liebling seines Publikums, und, weiß der Teufel wie's zugeht, mir auch noch immer eine meiner angenehmsten Erinnerungen aus den Tagen der Vergangenheit."

Hiermit legte der Freund dem Freunde beide Hände auf die Schultern, und so standen beide Männer noch einmal im Leben einander vertraulich gegenüber und unterwarfen jeder den andern einer kurzen aber scharfen Prüfung. Und sie hatten beide das Gefühl, daß weder der Ernst noch der Scherz, weder die Lust noch der Schrecken der Sterblichkeit sie noch einmal so Brust an Brust, Schulter an Schulter zusammenführen werde. Sie hatten beide die volle Gewißheit, daß die gespenstische Klinge, dieser Degen des Lieutenants Wolf Hegewisch, nimmer in den halbvergessenen Schlachten so scharf zugeschlagen hatte, wie heute an diesem grauen Herbsttage, in dieser stillen, behaglichen Arbeitsstube.

„Wenn der Herr Hofrat wirklich sich wohl genug fühlen, so — hält der Wagen unten vor der Thür," meldete Rupfer mit einem bedenklichen Blick auf den unheimlich gesunden Gast mit dem Stock, dem Säbel, dem einen Auge und den anderthalb Fäusten, der „so ganz that, als ob er überall zu Hause sei, aber hier bei uns am allermeisten".

„Wir fühlen uns wohl genug," sagte Uhusen, ohne auf etwas anderes als auf den Jugendgenossen zu achten. „Sie können gehen, junger Mann; ich werde dem Herrn Hofrat selber in den Pelz helfen. Alle Wetter, wie häufig habe ich mich vergeblich in den Winternächten im Kriege und im Frieden des Lebens nach einem ähnlichen gesehnt. Ja, dem geschorenen Schaf sänftigt Gott den Wind, das ist auch so eine von den vielen schönen Redensarten, wie sie der Mensch, sehr wenig zu seinem eigenen Trost, erfindet."

Immer mehr wurde der Liebling des gebildeten Publikums wie Wachs unter den Händen des rauhen Patrons, der aus seinen „Winternächten des Lebens" her alles was er redete, that, riet, für das unbedingt Richtige, das ganz selbstverständlich Sachgemäße und Zeitgemäße nahm. Wie in den Lübecker Kindheits- und Jugendtagen stand Peter Uhusen an der Spitze, half dem feinen Albin über den Zaun, drückte ihn an die Wand, schlug sich für ihn im Einzelkampf wie im Massenturnier und half auch wohl ihm selber durch ein paar tüchtige Rippenstöße zu einem besseren Verständnis von Welt und Leben in den Gassen der Stadt, an den Ufern der Trave und am Strande der Lübischen Bucht.

Etwas Jungenhaftes hatte er noch immer an sich, in seiner offenen, regenfeuchten Joppe aus breiter Brust blasend und schnaufend. Der Hofrat, der seine Reden im Konzept ausarbeitete und sie nachher drucken ließ, war ihm sonderbarerweise auch auf dem Felde mündlicher Aeußerung durchaus nicht gewachsen, und nur mühsam und unbeholfen kam er aus seiner Betäubung heraus zu einer Kundgebung seinerseits.

„Du mußt mir wirklich verzeihen, mein bester Freund, wenn ich immer noch nicht recht weiß, was du eigentlich von mir willst," stotterte er. „Ich gehe wie ein Traumwandler. Du trittst aus dem Gewölk, aber mich hüllst du vollkommen in ein solches ein. Was hast du mit mir vor? Was sollte mir dein Spazierstock gestern abend, und was soll mir nun dieser Degen des alten Narren, des Lieutenants Hegewisch? Du sprichst mir über Leben und Tod in deinen eigenen Angelegenheiten, wie über etwas Gleichgültiges, dich kaum Betreffendes, und du wirfst mir diesen freilich etwas unheimlichen Säbel auf das

Bett und holst Dinge aus der Vergangenheit hervor, deren Erinnerung uns beiden nur unangenehm und verdrießlich sein kann. Wozu dieses? Ich bitte dich, um Gotteswillen, wozu dieses? Das liegt doch alles so weit hinter — mir, hinter uns beiden. Was haben wir erfahren, erlebt, errungen seit jenen Jahren, was willst du nun mit diesen verjährten, kindischen Erinnerungen, liebster, bester Uhusen? Was soll mir noch der Degen des Lieutenants Hegewisch und sein allerliebstes, leichtsinniges, spatzenköpfiges Kind? Ich bitte dich um alles in der Welt, guter Peter, laß doch die Toten ihre Toten begraben haben und vor allen Dingen sei mein Gast heute an der Wirtstafel im Hotel de Rome. Ich glaube, daß ich dich da in eine auch dir höchst interessante Gesellschaft einführen kann. Du wirst Leute kennen lernen, die in unserm heutigen Gesellschaftsleben ihre Rollen merkwürdig gut zu spielen wissen. Ich nenne dir nur —"

„Weiß Bescheid um das Volk," brummte Herr Schmied aus Jüterbogk. „Habe mitgespielt auf beiden Hemisphären und zwar unter einer bessern Direktion als der deinigen — nimm mir das nicht übel, Albin, es schickt sich nicht, verächtlich von dem Degen des Lieutenants Hegewisch zu sprechen — wie du es auch mit seiner Tochter halten magst. Ich bin jetzt mehr als zuvor der festen Absicht, dir von dem Zauber, der in dem närrischen alten Eisen liegt, deinen Teil abzugeben, ob du willst oder nicht. Wir gehen heute gewiß zusammen und zuerst zu der Frau Direktorin Cruse. Du erinnerst dich unserer Frau Wendeline aus dem Salon deiner Frau Mutter her? Menschenkind, nüchternster aller Lieblinge des Publikums, wie rauschte voreinst ihre Schleppe durch unser junges Leben! Wir werden zusammen, Arm in Arm, erfahren, wohin die närrische Klinge von Idstedt, Bau, und Fridericia weist. Wenn ich mein Gewissen beruhigt haben werde und weiß, wo diesmal die Toten ihre Toten begraben haben, und wenn dann die Zeit noch langt, bin ich bereit für deine Tischgenossenschaft im Römischen Hof und nehme deine Einladung zu allen Genüssen, geistreichen und leiblichen, mit Vergnügen an."

„Rupfer," seufzte der Hofrat, „wir — der Herr und ich — speisen jedenfalls heute abend hier zu Hause. Sorgen Sie für das Nötige."

„Hm," brummte Peter, „lasset die Toten ihre Toten begraben. Man soll den Abend nicht vor dem Tage loben; aber, einerlei, sicher ist wenigstens, daß aus Abend und aus Morgen immer ein neuer Tag wird."

Er nahm nicht den Degen des Lieutenants Hegewisch, sondern seinen eigenen vertrauten Wanderstock aus den Schwartauer Hecken unter den Arm und Rupfer überreichte seinem Herrn den Regenschirm.

Auf der ersten Treppenstufe sagte der unwiderstehlichste d. h. zudringlichste aller „Jugendbekannten" gemütlich ermunternd:

„Siehst du, alter Junge, der Mensch kann alles, wenn ihm sein Nachbar im Trübsal unter die Arme greift. Jawohl, so schläft man in die Tage hinein, wenn sie einem zu behaglich gemacht werden. Ein bißchen übernächtig siehst du freilich noch aus, aber dem werden wir bald auf die wirkungsvollste Weise abhelfen. Wir die wir nur zu oft durch die Trommel oder das Horn aus der süßen Selbstvergessenheit aufgerufen wurden, wissen nur zu wohl, was es um einen traumlosen Schlaf ist, und stören niemand daraus auf ohne dringende Notwendigkeit."

„Aber ich habe die Nacht in der That übel zugebracht," sagte der Hofrat klagend, und zwar mit einem Blick nach der Korridorthür des Kommerzienrats in der Erinnerung an den Lichtschein auf der Schulter und dem Haupte der jungen Dame unter dem Kronleuchter der gnädigen Frau und — an die Visitenkarte seines jetzigen rauhen Führers, die ihm Rupfer nach seiner Rückkehr aus dem Gesellschaftsabend seiner Hausgenossen abgeliefert hatte. Er sagte aber von beiden nichts.

„Ist es nicht schon ein Segen, daß du dich wenigstens noch einmal wieder auf den Beinen findest?" meinte Peter Uhusen weiter. „Wie lange ist's her? vor zwei Stunden — da lagest du — nicht tot von den Toten begraben, aber scheintot von dem Leben mit Kissen und Kopfweh zugedeckt, in Nervenschwäche verpackt, durchaus nicht fähig, dich selbst deines Ruhmes unter den Lebenden zu erfreuen, und nun ahnst du so wenig wie ich, zu was für einer göttlichen Komödie und zu welchem wundervollen Motiv für spätere objektive Darstellung für Rednerbühne und Druckerpresse ich dich aus dem Bett zu holen hatte, und zwar mit dem Degen des Lieutenants Hegewisch!"

In der Gasse vor dem offenen Wagenschlage seufzte er noch:

„Wahrhaftig, die frische Luft wird dir gut thun. Und mir auch," setzte er hinzu.

„Da fährt er mit ihm ab, wie der Satan mit der armen Seele!" grinste Rupfer, dem Wagen mit bedientenhafter Schadenfreude nachsehend. Der Schmied von Jüterbogk aber befand sich mit seinem Jugendgenossen eben auf dem Wege nach dem „Lumpen-, Knochen" und „alten Eisenkeller" der großen Dame — der guten, alten, tapfern Mama Cruse, ihrer beiderseitigen guten, alten Bekanntschaft, deren königliche Gewänder einst so wundervoll durch ihr junges Dasein gerauscht und geglänzt hatten.

Dreizehntes Kapitel.

Nun saßen sie nebeneinander im Wagen und rasselten durch die Straßen, eine nicht kleine Strecke Weges. Uhusen aufrecht, die verstümmelte Faust auf der Satyrfratze seines getreuen Stabes; Albin Brokenkorb von Zeit zu Zeit die Stirn mit dem feinen, wohlduftenden Taschentuch betupfend.

Der Hofrat begann die Unterredung: „Ich wehre mich nicht länger! — wie ich hierzu komme, weiß ich nicht; aber was du mit mir vorhast, wohin wir fahren, das will ich doch jetzt wissen. Ich bitte dich also dringend, diesem — diesem — Scherze ein Ende zu machen, bester Freund. Wir sind allmählich doch wohl ein wenig zu alt für dergleichen Komödienfahrten geworden."

Der gute Komödiant, Herr Schmied aus Jüterbogk, wendete sich zum erstenmal mit dem grimmigsten Ernst auch auf dem Gesichte zu dem Lebensgenossen und sagte: „Hm, du citiertest vorhin das Evangelium, wenn auch vielleicht nicht völlig nach der Meinung des Herrn: Lasset die Toten ihre Toten begraben. Weißt du, Albin — es wird dir auch das vielleicht sonderbar erscheinen, ich habe mich die letzten Jahre viel mit dem sonderbaren Buche abgegeben. Unsereiner kommt beim Raketendrehen und Feuerräderabbrennen und gerade häufig im allerschönsten Brillantfeuer auf allerhand sonderbare Liebhabereien. Mit den drei Synoptikern habe ich mich nicht ohne Interesse beschäftigt: — Matthäus, Markus und Lukas oder Lukanus nennen sich die Graubärte ja wohl? — und ich versichere dich, wenn man zwischen ihren Zeilen liest, kommt man auf ganz sonderbare Ideen. Des Menschen Sohn der da durch die Blätter geht, nimmt einen mit sich auf seine Wege, man mag wollen oder nicht! Ich habe dir bereits gesagt, daß ich lese was du darüber liest. — Du gehst darin nicht selten auch um den Mann aus Galiläa — herum und verwendest das, was die drei Knasterbärte vom Hörensagen über ihn berichten, zweckdienlich genug; deine Damen müssen entzückt darüber sein. Sie haben viel Sonne im Orient. Die Blumen sind dort ja wohl das ganze Jahr durch köstlicher gekleidet als Salomo in seiner Pracht. Palmen wachsen da, während wir uns mit der deutschen Eiche, und noch dazu die längste Zeit durch kahl, zu begnügen haben. Aber damit du mich nicht länger stumm fragst, was dieses alles soll; so sage ich nur, daß mir der Mann aus dem sonnigen Nazara am deutlichsten in die Erscheinung tritt, wenn hier zu Lande die Tage kurz und die Nächte lang sind, die Dachrinnen gießen oder der Schnee fällt. Ich gehe dann gern die deutschen Regen- und Rauhfrosthalden entlang oder — noch lieber — durch die Rinnsteine oder unter den Dachrinnen unserer Städte und träume und überdenke Undruckbares. Ich armer Krüppel, Teufel, Vagabund verkehre dann am liebsten mit meinesgleichen, meiner Bekanntschaft und Verwandtschaft, und brauche nie weit zu laufen ohne den wackelnden Tisch zu finden, unter dem man seine Beine mit der übrigen Lumpengenossenschaft behaglich ausstrecken darf. Man trifft vornehme Leute an dergleichen Tafeln, armer Albin, und diesmal habe ich außergewöhnlich Glück gehabt, Albin. Du wolltest mich an deinem Mittagstisch in die interessanteste Gesellschaft dieser winterlichen Welt einführen; ich aber bin beauftragt, dich zu der Mutter Cruse zu führen. Sie schickte mich mit dem Degen des Lieutenants Hegewisch. Du weißt mit der Creme der Menschheit umzugehen; aber ich rate dir doch, dich zusammenzunehmen; eine der ersten Damen der Erde wünscht dich wieder zu sehen und dich zu sprechen — eine ganz liebe, alte Tante! Uebrigens sind wir an Ort und Stelle und — da stehen wir Kamele vor dem Nadelöhr." —

Der Wagen hielt vor dem Geschäftslokal der Frau Wendeline Cruse und die Frau Wendeline stand wie vor vier Stunden auf ihrer Kellertreppe auf der gewohnten Stufe. Eine merkwürdige Veränderung war aber in ihrer äußeren Erscheinung vorgegangen; sie hatte in ihren Koffern gekramt. Sie hatte das Kostüm gewechselt.

Abgeworfen war das, was zu ihrer Rolle als Althändlerin gehört hatte; der schmutzige braune Rock, die Friesjacke, das grellbunte über Kreuz geknüpfte Wolltuch, die braunen Wollstrümpfe und die niedergetretenen Filzschuhe der „Madam aus dem Lumpenkeller". Die gnädige Frau erwartete die beiden Herren, und das was der Tag weiter bringen mochte, als den besten Ständen angehörige Matrone. Tadellos von dem Hute bis zu den Stiefelchen, würdig in den Mantel gehüllt und, statt auf den Degen des Lieutenants Hegewisch, nun auf den eleganten Regenschirm gestützt. Sie wußte sich in alle ihre Rollen zu finden; aber diese „war ihr doch von allen am meisten auf den Leib geschrieben", wie der lange Peter Uhusen, ihr Herr Schmied aus Jüterbogk, in tiefer Rührung bei sich dachte, mit dem Kostüm die silbergrauen vornehmen Locken, die treuen, klugen, fröhlichen Augen, den feinen ironisch-gutmütigen Mund der großen alten Gönnerin und tapferen Lebenskriegsgenossin in Betracht ziehend.

„An dem Bett eines kranken Kindes würde sie sich ebensogut wie ein anderes solides Erdenweib zu benehmen gewußt haben, weshalb sollte sie nicht mit meinem Freund Brokenkorb sofort auf den richtigen Fuß gekommen sein?" fragte später Uhusen und hatte recht in seinem Vertrauen. Die Frau Wendeline machte nicht das geringste Aufheben beim Anblick des Hofrats. Sie kreischte nicht auf, sie machte in keiner Weise einen unnötigen Lärm. Sie wußte ihre Ueberraschung zu verbergen und war die unumschränkte Herrin ihrer Gebärden.

Sie sagte einfach: „Auch Sie Herr Doktor? Quelle journée des miracles! wie angenehm, auch Sie an diesem wunderlichen Tage wiederzusehen! Die Jahre sind wohl über uns beide dahingegangen, aber ich würde Sie unter allen Umständen und an jedem Orte wieder erkannt haben. Sie erinnern sich meiner auch ein wenig? Wendeline Cruse ist mein Name. Ihre liebe Frau Mama war vor längeren Jahren sehr liebenswürdig gegen mich und Ihrer, Herr Hofrat, erinnere ich mich auch sehr gut. Sie haben sich auch wirklich nicht mehr verändert als die Jahre es mit sich bringen."

„Frau Wendeline Cruse!" wiederholte der Hofrat, „mein Gott, Peter!" —

„Es ist ein Tag der Wunder, oder wunderlicher Begebnisse," sagte der schwarze Peter. „Wer weiß, was uns noch an alten und neuen Bekanntschaften für den heutigen Tag aufgehoben war. Ich bin auf alles gefaßt und werde mich über nichts wundern. Auch über mich und dich nicht."

„Dies ist brav — dies ist tapfer von Ihnen, lieber Brokenkorb," sagte die alte Dame. „Drei Leute, die sich nicht vor den Gespenstern der Vergangenheit fürchten, wie selten trifft man die auf einem Flecke zusammen! Vor dem kommenden Tage

keine Angst zu haben, ist da eine Kleinigkeit. Nicht wahr, Schmied aus Jüterbogk? Und nun, wenn die Herren nur einen Augenblick sich gedulden wollen, daß ich das Geschäft schließe für den heutigen Tag. Sie helfen mir wohl ein wenig mit dem Fensterladen, Uhusen? Calate la tenda."

Der lange Peter griff zu, wie jemand, der dergleichen nicht zum erstenmal besorgte. Die alte Gönnerin schloß die Thür ab und flüsterte dabei: „Die Adresse weiß ich; aber Sie sind doch sicher daß wir auf — seine Nerven nicht zu viel hin wagen?"

„Unsereiner hat auch seine Nerven," meinte lachend der Mann von Bulls-Run. „Nach denen fragt freilich niemand."

Zu dem betäubt auf das Firmaschild der Althändlerin starrenden Jugendfreund sagte er aber kurz: „Die gnädige Frau kennt die Adresse Erdwinens und ihrer Kinder. Ich meine, wir beeilen uns ein wenig; die Dämmerung kommt schon recht früh um diese Jahreszeit."

Er half der großen Dame beim Einsteigen; den willenlosen Hofrat hob er hinein in den Wagen und stieg grimmig, den Stock von Travemünde, den Knüppel aus dem Märchenland, unterm Arm, rasch selber nach.

„Vorwärts, Schulzensstraße Numero zehn!"

Die Schar der Gaffer aus der Nachbarschaft die sich längst um die Droschke vor dem Lumpen-, Knochen- und Alteisenkeller versammelt hatte, gab den anziehenden Pferden Raum, um aber sofort zu einigen Nachbemerkungen von neuem zusammenzutreten, zu einigen Bemerkungen sowohl über das Fuhrwerk, wie über die Nachbarin, ihre Firma, ihre zu so ungewohnter Stunde geschlossene Geschäftsthür und die Herren, die sie abholten.

„'ne Droschke erster Klasse! Was sagt der Mensch dazu? Und sie wie 'ne Gräfin aus die Modenzeitung und 's Wachsfigurenkabinett und dann die beiden Herren, die wie zu Hofe vorfahren! Großartig."

„Na, der eine von die beiden sah ruppig genug aus und der Deibel hat ihn auch recht hübsch durch die Photographieauslage gekämmt."

„Ja und per Wagen ist auch schon mehr als eine abgeführt worden, aber weniger zu Balle als wo 's weniger hübsch ist. Das Kriminal und die liebe Polizei" —

„Bedienen sich für ihre angenehmen Extratouren selten eines Coupés ersten Ranges und schicken 'ne andere Sorte von Kommissionären. Ihre Blocksbergerfahrungen in alle Ehren, Mutter Jurke, aber diesmal stimmt det nicht. Und auf die alte Dame lass' ich überhaupt nichts kommen. Von dem Tage an, wo sie hier ihre Großhandlung eröffnet hat, ist sie mir sympathetisch gewesen und ich habe gleich gesagt: hinter der steckt was. Und ich muß das zu beurteilen wissen, denn" —

„Den Katzenkopp, den sie gestern meinem Aeltesten gesteckt hat, den weiß ich zu beurteilen und behalte ihn ihr auf dem Konto, trotz alle Ihre Hintertreppen- und Tafeldeckerei-Erfahrung, liebster Piefeke. Darauf können Sie Gift nehmen, den Löffel werd' ich Ihnen mit Vergnügen dazu leihen. Was sagen Sie, Madam Müller, was ist Ihre Erfahrung? Wird des olle Maskeradengeschöpfe erst zu einer Hochzeit oder schon zu 'ner Taufe gebraucht als Gelegenheitsmacherin?"

„Maskeradengeschöpfe stimmt ausnehmend. Aus de Gosse in de Karosse. Was alles da aus das alte Eisen aufsteigen kann! Morgens Knochen wiegen — mittags Lumpen sortieren, und nachmittags mit'n Air in die Ekipasche wie die hochselige Kaiserin von China. Aber ist es dem Polizeipräsendenten recht, so muß es mir auch konform sein. Und übrigens, wozu sind wir denn, Gott sei gelobt und gepriesen, endlich Weltstadt geworden, wenn wir uns noch über was wundern wollen? Guten Abend meine Herrschaften." —

Während so wieder einmal Kritik über sie geübt wurde, lehnte die alte Frau, von der auch hier wieder einmal die Rede war, äußerlich ruhig und unbewegten Gemütes im Hintersitz des Wagens den Männern gegenüber und sah längere Zeit, ohne ein Wort zu bemerken, von dem einen auf den anderen. Sie hatte den ihr gebührenden Platz sofort eingenommen und zu Peter Uhusens innerstem Behagen die „Regie übernommen" und führte sie „gelassen im Regen wie im Sonnenschein, unbefangen gegen Sünder und Gerechte ganz wie zu Olims Zeiten, da wir Esel noch jünger waren und auf der Weide hintenaus schlugen."

Nun reichte sie mit freundlich-mütterlichem Gestus die Hand im tadellosen Handschuh — nicht dem Freund aus Untermeidling, sondern dem — anderen hinüber und sagte: „Sie sahen, lieber Hofrat, daß ich zu dem alten Eisen geraten bin; aber ich bin nicht schuld daran, daß sich unter meinem Vorrat der Degen Ihres alten Freundes, des Lieutenants Hegewisch eingefunden hat. Ich habe den da, den Einäugigen da in der Ecke, zu Ihnen mit dem Funde geschickt, und — bei der ewigen Nacht und der Sonne, die das ewige Blau daraus macht, wie Sie selber neulich so hübsch in der Singakademie sagten — ich freue mich in der Seele, daß Sie mit dem närrischen Peter zu mir gekommen sind, um den Spuren zu folgen, auf welche dieses alte Eisen hinweist. Verpflichtet ist ja im Grunde keiner von uns dazu."

„Na?!" brummte der schwarze Peter, doch der war wie gar nicht vorhanden für Frau Wendeline Cruse.

Die feine alte Frau sah über den Verfasser der „Blankeneser Seeräuber" gänzlich hinweg. Sie widmete sich ganz dem Hofrat; auf das zierlichste zog sie den Faden, ganz unmerklich für den Betreffenden zog sie ihn; und der Schmied von Jüterbogk konnte, sich in seiner Wagenecke zurechtrückend, nur sich sagen: „O du abgefeimte graue Meerschweinchenmama!"

Wie mütterlich oder großmütterlich für den armen Albin besorgt, seufzte Frau Wendeline: „Was kann uns noch Erdwine Hegewisch sein? Fünfzehn Jahre sollen eine lange Zeit sein; zwanzig sind unbedingt eine längere. Was wissen wir noch von den Tagen, da wir jung waren? Da wir die Sonne, den Mond und die Sterne noch nicht in den Akten des Lebens, sondern über unseren dummen, jungen Köpfen hatten?

Ja, ja lieber Albin, verjährter Mondschein auf der lübischen Bucht! Reizend sah das Kind im Epheukranz aus, das schöne Mädchen, mit dem wir auf der Spiegelflut schaukelten. Aber ist es nicht ein Jahrhundert, ein Jahrtausend her, seit sich ihr Schicksal von dem unsrigen getrennt hat? Was ist uns Erdwine Hegewisch? was haben wir mit der Witwe Wermuth in der Schulzensstraße zu schaffen?"

„Gnädige Frau" — stammelte Albin; aber die große alte Dame legte ihm die Hand im feinen Handschuh auf den Arm und sagte: „Wenn einer wie ich im Kehricht anlangte, dann kann er, wenn er nicht auf dem Wege zum Tier geworden ist, viel gelernt und dann und wann sogar ein sehend Auge bekommen haben. Schade, das Sie nicht erst einen Augenblick in meinem Keller auf dem Sack gesessen haben, lieber Brokenkorb, auf welchem der närrische Kerl hier heute morgen saß. Aber, einerlei, Sie sollen mir doch noch die Mutter Cruse unter dem alten Eisen symbolisch verwerten! Das Fatum hat uns drei, nicht ohne seine Gründe zu haben, wieder zusammengeführt durch den Degen des lieben, alten, thörichten, armen Lieutenants Wolfram Hegewisch. Kolding — Friderica; — Witwe Erdwine Wermuth, was ist uns das? was soll uns das? Die alte Klinge ist's, das alte Eisen ist's, mit dem alles übrige in unserer Erinnerung wieder aufgewacht ist und uns drei aus dem Lumpenkeller, aus Untermeidling und — aus Ihrem schönen, reichen Leben, Herr Hofrat, in dieses — nichtsnutzig — stoßende — Gefährt zusammengeschachtelt hat."

„Bei den unsterblichen Göttern!" rief der lange Peter, doch die Frau Wendeline fuhr auch jetzt fort, ohne auf ihn zu achten, obgleich sie ihn nun mit anredete: „Ich habe gleichfalls meine Zeit nicht verloren, lieber Uhusen, während Sie mit dem Degen des Lieutenants zu unserem guten Hofrat liefen. Meine Geschäftsverbindungen im Abfallhandel sind mir diesmal sehr zu statten gekommen. Ich habe das Nötigste sofort auf wenig diplomatischem Wege in Erfahrung gebracht. Das Kind ist zu Grunde gegangen als die Witwe eines verkommenen Musiklehrers; wir kommen gerade recht zu ihrem Begräbnis. Der Degen des Lieutenants Hegewisch scheint übrigens nicht mehr des armen Weibes wegen unter meinen Kehricht, zu meinem alten Eisen geraten zu sein. Nun, wir werden zusehen, wohin die Klinge deutete. Nicht wahr, Peter Uhusen?"

Das letzte Wort richtete sie ganz und gar an Herrn Schmied aus Jüterbogk.

Vierzehntes Kapitel.

Es war Albin, der leise noch einmal nach dem Namen des Gatten des weiland schönsten Mädchens der Stadt Lübeck fragte, und die Frau Wendeline sagte kopfschüttelnd: „Franz Wermuth! Das ist auch eine Seltsamkeit des Tages, daß auch er mir schon über den Weg gelaufen ist. Er war seiner Zeit kein übler Geiger, und meine Mama hat ihn in Süddeutschland in ihrem Salon unter dem übrigen Volk der Menagerie in einem Ringe schaukelnd gehabt. Jedenfalls ist er auch bedeutend älter als das arme Mädchen gewesen. Er war ein Narr, aber kein bösartiger. Vielleicht geriet das Kind noch gar ganz an den Richtigen, und es hätte ihr sicherlich noch viel übler als bei ihm gebettet werden können. Aber lassen mich die Herren einen Augenblick. Wie saß ich heute morgen noch so ruhig und als Philosophin im Kehricht, und da rasselt es unter den Knochen, und die Lumpen werden lebendig, es fängt der ganze Plunder von neuem an zu spuken. Was von dem Uhusen noch übrig ist, kommt die Gasse herab, als ob sich das völlig so von selber verstünde. Und hier — der ganze Herr Hofrat Brokenkorb und der brave Junge mit dem Degen seines Großvaters, der tapfere Junge, der mir das glorreiche Unglückszeichen gegen eine Tüte Sargnägel verpfänden will — mein Gott, mein Gott! Mein Kopf, mein Kopf!"

Es blieb nun still in der Kutsche, die nicht nur die vornehmen, sondern auch die anständigen Straßen der Stadt allmählich hinter sich gelassen hatte und in südwärts gelegene Regionen derselben sich verlor, die wahrlich nicht mehr selbst im kleinbürgerlichen Sinn zu den „respektabeln" gerechnet werden konnten.

Von einem Droschkenkutscher erster Klasse konnte man es auch nicht verlangen, daß er hier genau Bescheid wisse. Er hielt öfters an, sah nach den Straßennamen an den Ecken und holte sich auch mehrmals mündlichen Rat.

Zuletzt hielt er aber wirklich und meinte, den Schlag öffnend: „Wenn die Herrschaften meinen, so — wären wir hier vielleicht. Numero Zehn!"

Der Schmied aus Jüterbogk warf nur einen kurzen Blick herum und half der Frau Wendeline beim Aussteigen. Auch diese sah nur ernsthaft gelassen zur Rechten und Linken und dann an dem Hause empor, vor welchem der Wagen hielt.

Als Albin Brokenkorb als der letzte ebenfalls im schlüpfrigen Straßenkot stand und sich umsah, murmelte er wie die gnädige Frau: „Mein Gott!" aber mit ganz anderer Betonung als wie jene. Doch noch war er gottlob imstande Litteratur zu denken: „Auf unseres Lebenspfades Mitte fand, von einem dunkeln Wald ich mich umfangen! der fünfundzwanzigste März des Jahres Dreizehnhundert! . . . Virgil, Virgil! . . und . . . Beatrice, Bea —"

Er vollendete auch in Gedanken den holden Namen nicht zum zweitenmal.

„Na nu, aber das Gefahre heute! Die eine Ekipasche zu, die andere ab; wie bei 'ne Neujahrsgratulation unter die Linden. Na, Herr wirklich Geheimer, womit können wir Ihnen denn hier bei uns dienen?"

„Det werde ick Ihnen sofort sagen," sprach die Mutter Cruse, sich trotz der Verwirrung, in welche der Tag sie geworfen hatte, der Herrschaft über die Corona der Gegend, welche sich auch hiesigen Orts sofort um den Wagen und seine Insassen versammelt hatte, bemächtigend und zwar durchaus im Ton und zum Verständnis des Ortes. Sie schob die Hand weg, die sich aus dem Kreise heraus auf den armen

Albin gelegt hatte, rief dem Kutscher zu: „Sie warten, lieber Mann!“ und wendete sich an Peter Uhusen: „Nehmen Sie jetzt den Hofrat, während ich das übrige besorge.“

Es war klar, daß etwas vorgegangen war in der Gasse, und zwar vor nicht langer Zeit. Weiber, mit und ohne Kinder auf den Armen, standen in Gruppen vor der Nummer Zehn. Auch Männer, die Hände in den Hosentaschen, lungerten umher. Die Stimmung schien eigentümlich zu sein. Es wurde wohl gelacht, es fielen wohl schlechte Redensarten und schlimme Witze wurden gemacht; aber es wurden doch auch die Köpfe geschüttelt und zwar nicht bloß stupide, sondern auch betroffen, nachdenklich, ernsthaft und in feigem Mitleid.

Die vornehme Dame, der feine Herr im schönen Pelz und Peter Uhusen erregten natürlich neues Aufsehen, das erste Zwiegespräch zwischen dem Volk und der Frau Wendeline fand statt und die Mutter Cruse mußte auch weiterhin mit den Leuten fertig zu werden und übernahm es, die notwendigen Erkundigungen einzuziehen.

„Wohnt hier die Witwe Wermuth?“

„Hat hier bis vor 'ner halben Stunde gewohnt, Madamken. Aber abgereist! Eben mit dem Omnibus nach dem Bahnhof — na ja, wenn der August da seine Gäule ordentlich was zumutet, kommen Sie vielleicht noch recht, um den letzten Abschied von ihr zu nehmen.“

Der Bursche, der so antwortete, wurde von einer älteren Frau zurückgedrängt, die ihm mit einem Rippenstoß riet, sein dummes Maul anderswo hören zu lassen und sich zu der Mutter Cruse wendete: „Sie suchen die unglückselige Kreatur, die Witwe Wermuth? Da kommen Sie leider ein bißchen zu spät. Eben hat man ihr abgeholt.“

„Das Begräbnis hat stattgefunden?“

„So, das wissen Sie also schon, daß sie tot ist? Ach Madame, was muß der Mensch alles erleben! Ja, eben ist sie da um die Ecke, wo Sie hergekommen sind. Seit Wochen sind wir hier in der Straße vor ihr nicht zur Ruhe gekommen; aber nun schenkt der Herrgott ihr den Frieden, und uns ist ja wohl auch die Last vom Halse genommen und man braucht nicht mehr an sie zu denken!“

„Die Frau hat Kinder hinterlassen? . .“

„Ach Gott, die Würmer! jawohl, jawohl! Hier stehen wir mit unsere an die Schürze oder auf'm Arm, und der Range da im Rinnstein — willst'e heraus, Jammerkröte! — gehört auch zu mir. Aber Gott soll sie bewahren, daß sie so bei mir Wache halten müssen,' wie der Wermuth ihre seit'm Sonntagmorgen bis eben am Nachmittag!“

„Nehmen Sie den Hofrat unter dem Arm, Uhusen,“ sagte die Frau Wendeline. „Liebe Frau, wo kann man das Nähere erfahren?“

„Nu, natürlich in ihrer Wohnung, wenn Sie sich die Mühe geben wollen und die Vergiftung nicht fürchten. Fünf Treppen hoch. Witwe Wermuth mit Kreide an die Thür, und der Wirt hat die fällige Miete drunter notiert!“

„Wen trifft man da oben?“ fragte die Mutter Cruse; aber da trat die ganze Gruppe ein wenig zurück und blieb anfangs stumm, bis über die Schultern der Nächststehenden hinweg jemand, nicht ohne Heiterkeit in der Stimme, rief: „Wissen Sie was? Rufen Sie mal an der Bodentreppe ‚Rotkäppchen‘! Es wird ja denn vielleicht wohl wer Appell geben, der genauer Bescheid weiß, als wie wir. Ein ganz nettes Mädchen! Ja, rufen Sie nur: ‚Fräulein! Fräulein Rotkäppchen.‘“

„Was soll die Dummheit?“ rief die alte große Frau aus dem Knochen-, Lumpen- und Eisenkeller, mit allem Nachdruck in den Kreis vortretend, nach dem Ratgebenden hin, und der Pöbel wich zurück, wie überall da, wo sie den Fuß fest aufsetzte. „Ich wünsche zu wissen, wo ich die Kinder der Frau Wermuth finde.“

Aber die Frau mit dem Kinde auf dem Arm, dem Kinde an der Schürze und der Range in der Gosse meinte: „Ach ja, thun Sie es doch nur! Rufen Sie da oben nach dem Fräulein. Rufen Sie gütigst an der Bodentreppe den Namen Rotkäppchen. Sie heißt zwar so nicht, aber sie hört auf den Namen. Die Herren Professoren und die Herren von den Künsten haben ihn ihr beigelegt aus Spaß. Wir hier unten haben uns wirklich zu sehr vor der Sterblichkeit gefürchtet, was die Witwe Wermuth angeht.“

„Kommen Sie, Uhusen,“ stöhnte Wendeline Cruse. „Ich glaube, wir haben keine Zeit zu verlieren. Mir wird immer seltsamer zu Mute und ich ahne, was es bedeutet, wenn sich der Mensch hier in dieser Stadtgegend vor seinesgleichen des Todes wegen zu fürchten anfängt.“

Es war nun völlig Zwielicht geworden; aber noch hell genug, daß sie die Treppen in den unteren Stockwerken des Hauses Nummer Zehn ohne viel Gefahr für ihre gesunden Gliedmaßen überwanden. Erst in der Höhe wurde der Weg bedenklicher; denn mit der Gebrechlichkeit und Steilheit der Treppen nahm die Dunkelheit zu und sie fanden sich bald auf das vorsichtigste Tasten angewiesen.

Ohne den guten Peter Uhusen wäre jetzt selbst die tapfere alte Dame beinahe und der Hofrat Brokenkorb ganz und gar verloren gewesen. Doch der Peter wußte nicht nur mit den gebrechlichen Leitern und der Dämmerung, sondern auch mit den Bewohnern des wimmelnden Gebäudes noch besser als die Mutter Cruse zurecht zu kommen. Seine zerfetzte, ruinierte, schwarz gebrannte Visage, sein Haarwuchs und Bart, seine Lodenjoppe und sein Knittel von Travemünde imponierten ihnen doch noch um ein weniges mehr als die Mutter Cruse.

Sie gingen mit einem Gefolge, das größer wurde, je höher sie kletterten. Von allen Treppenabsätzen, aus allen Gängen drängte es sich hervor, ein schattenhaftes, unheimliches, murmelndes, kicherndes, zeterndes Gewimmel, und der Hofrat hätte wohl von neuem ängstlich „Virgil! Virgil!“ rufen dürfen. Er hing körperlich und geistig zitternd dem heiligen „Meister und hohen Führer“ am Arm und murmelte nur: „Ein Traum! ein Traum! ich träume

das!“ Aber Peter Uhusens frohmutiger Baß blieb derselbe zu ebener Erde, im ersten Stock und unter dem Dache, bei Tage, in der Dämmerung und in der dunkelsten Nacht. Ein Mann mit so wohlwollend dröhnendem Organ verschafft sich überall nicht nur Durchgang, sondern aus Auskunft. Der gute Peter wußte sich auch hier auf jedem Treppenabsatz das Individuum herauszuholen, das er am besten auf seinem Wege gebrauchen konnte. Wie im Fluge machte er Bekanntschaft: Mann, Weib und Kind standen ihm Rede, und den braven Stab aus der Schwartauer Hecke durfte er ruhig unter dem Arm, an welchem ihm sein Freund Albin nicht hing, weiter tragen.

„Das ist der richtige Reservemann, und — wenn — ihn — die alte Tante da in die Welt gesetzt hat; na, denn kann man sie beide gratulieren!“ sagte oder dachte die Einwohnerschaft des Hauses Nummer Zehn. —

Höher immer höher, bis es anscheinend nicht höher ging! Seltsamerweise standen sie im fünften Stockwerk verhältnismäßig im Hellen. Ein ziemlich großes Dachfenster warf noch den letzten Tagesschein auf den Vorplatz; — und dazu ein wunderliches Phänomen! Sie fanden sich ohne alle Begleitung — sie fanden sich allein vor der Thür der Witwe Wermuth!

Selbst der Schmied von Jüterbogk wendete sich verwundert zurück nach der Tiefe, aus der sie emporgestiegen waren. Er stieß die eiserne Zwinge seines Stockes in den morschen Boden und sah auf die Frau Wendeline und sagte grimmig: „Sie hatten recht, Mama! die ganz gewöhnliche feige Welt, in der wir Atem holen — so lange als möglich!“

Frau Wendeline machte nur ihre königlichste Handbewegung, antwortete aber weiter nicht, sondern schritt auf die nächste, weit offen stehende Thür zu, die Thür mit der Kreideinschrift des Hauswirts. Ueber den Rand des Treppenhauses hoben sich einige Kinderköpfe, aber verschwanden auch wieder. Sie duckten nieder auf den Anruf von ein paar kreischenden, ängstlichen Weiberstimmen. Die Witwe Wermuth war ausgezogen. Es war nichts mehr von ihr persönlich im Hause vorhanden als ihr, Name und die Summierung ihrer letzten uneingelösten Schuldrechnung auf der Erde an der Thür; aber das Haus fürchtete sich noch immer vor ihrem Gift und traute sich mit seinen Kindern nicht heran an den Strohsack, auf dem sie ihren Kindern Märchen und von ihrem Leben — von ihrem Freund Peter Uhusen und dem „anderen“, und von ihrem Vater, dem Lieutenant Hegewisch — erzählt hatte. —

„Niemand hier! .... Leer! ..“ sagte er, und es gibt Orte, wo die gesundesten, kräftigsten Stimmen am gespenstischsten klingen. Uhusen hatte sein Worte ganz leise gesprochen, und ein gespenstischer Nachhall klang doch aus dem öden Raume zurück: Leer!

Nur die furchtbare Strohmatratze dort im Winkel, der Lumpenhaufen, auf welchem sich die schöne Erdwine Hegewisch zum letzten ruhigsten Schlaf ausgestreckt hatte und auf der ihre Kinder gekauert und sich mit der Erinnerung an die Märchen und Lebensgeschichten der Mutter die Angst, die Schauder der letzten Tage und Nächte vertrieben hatten!

„Albin, Albin,“ murmelte Peter Uhusen jetzt selber schaudernd, dem Jugendfreunde den Arm zum erstenmal in wirklicher alter Vertraulichkeit um die Schultern legend. „O ihr Mondscheinnächte auf den klingenden Wassern! Du machtest damals recht gute Verse. Sie waren recht gut, und es war nur nichtsnutzig von mir, wenn ich dich damit auslachte. Was gäbe ich darum, wenn ich in diesem Augenblick um diese arme Erdwine mir die Haare ausraufen und über dich lachen, oder dich prügeln könnte!“

Der Hofrat murmelte fröstelnd, zitternd nur, daß dies freilich entsetzlich sei; daß er die Welt nie so gesehen habe, daß er sich das — dieses — solches nie, nie, nie so vorgestellt habe. Und seufzend klopfte ihn der Jugendgenosse auf die Schulter und meinte: „Ja, Bruder, wenn der Weg zum Tisch der Götter immer nur über Asphodeloswiesen führte, was für ein Kunststück und Verdienst wäre dabei, ihn zu beschreiten?“

„Aber die Kinder! die Kinder! So denkt doch an die Kinder, ihr Menschenkinder! Es sind ihrer zwei. Der brave Junge mit dem Degen des Lieutenants Hegewisch und sein Schwesterchen. Wo sind die Kinder?“

Ja, wo waren die Kinder geblieben? Wohin hatte sie der schreckliche Besen unter den Abfall des Lebens gekehrt?

„Ich wollte, ich hätte sie in meinem Keller bei meinem Kehricht und säße mit ihnen hinter geschlossenen Läden und Thüren,“ murmelte die Mutter Cruse. „Rufen Sie doch einmal die Treppe hinunter und erkundigen Sie sich nach ihnen bei den Armen im Geist, Uhusen!“

Herr Schmied aus Jüterbogk that das; aber nur ein paar schrille Kinderstimmen gaben ihm aus dem dunkeln Treppenhaus herauf die Antwort: „Ausgezogen und abgefahren mit ihrer Mama!“

„Was bleibt uns jetzt übrig als den Rat anzunehmen, den uns die Leute drunten in der Gasse gegeben haben?“ fragte die Frau Wendeline und aus der leeren, schweigsamen Kammer wieder auf den Vorplatz tretend rief sie mit ihrer trotz ihres Alters noch wohltönenden Stimme nach dem höchsten Dach empor: „Rotkäppchen!“ und nach einigem vergeblichen Horchen nochmals: „Rotkäppchen! Rotkäppchen!“

„Das soll mich doch wundern,“ brummte der schwarze Peter.

Noch regte und rührte sich nichts, keine Maus, und von den Geistern des Hauses weder ein guter, noch ein schlimmer.

„No mouse stirring!“ murmelte Mrs. Crusoe von Brooklyn.

„Sie will uns hören, stärker beschwören,“ sagte Peter. „Was meinen Sie, Mama Cruse, wenn ich dieser märchenhaften Unbekannten mit dem lieben Namen einmal die Versicherung gäbe, daß wir nicht zu der Polizei gehören, sondern als die besten Freunde der Witwe Wermuth kommen?“

Frau Wendeline hatte nicht nötig hierüber ihre Meinung abzugeben. Ueber ihren Köpfen raschelte und knisterte es, Staub und Kalkstückchen lösten sich von der Decke, und durch eine der Ritzen zwischen den Planken kam ein melodisch Stimmchen:

„Wer sich darauf verlassen könnte!"

„Sie können sich dreist darauf verlassen, Fräulein Rotkäppchen!" rief der Schmied von Jüterbogk nach dem Balkon über seinem dicken, braven Haupte und zwar mit dem Vertrauen erweckendsten Ausdruck hinauf. „Kommen Sie ruhig herunter, Rotkäppchen. Wenn wir selber nicht schon dann und wann von der Polizei gefaßt worden sind, so ist wenig von unserm Verdienst dabei."

Und siehe! es war, als erhebe sich da oben jemand aus lauschender Stellung von den Knieen. Und nun schüttelte das sich und trippelte vorsichtig hin und her. Und nun schwang das sich von dem alleroberſten Dachwinkel des Hauses Numero Zehn nicht mehr eine Treppe, sondern die Leiter hinunter, schattenhaft durch die Dämmerung, kätzlich, mit Affengewandtheit, zierlichst balletterfahren, geschickt von Griff zu Griff, von Staffel zu Staffel. Ein Röckchen blieb an einem Nagel hängen, und zwei weiße Strümpfchen wurden auch noch bei fast vollkommenem Abenddunkel merklich sichtbar. Ein letzter Sprung, und im tadellosen Kreis- und Hakenschwung vor den drei Freunden von Erdwine Hegewisch sich drehend, sank ein Frauenzimmerchen von wenig mehr als achtzehn Jahren in einem tiefen Knix zurück und legte die Hände wie flehend zusammen und dann den Finger auf den Mund und flüsterte, im hilflosen Trotz schluchzend: „O Himmel, um Gottes willen! wenn Sie mich angelogen haben, fällt mein Blut auf Ihre Köpfe! Ich bin heute morgen mit der frühesten Frühe hier eingeschlupft, — o großer Gott, und ich kann von allem Rechenschaft geben, nur mit der Polizei will ich lieber nichts zu thun haben, und wenn Sie doch dazu gehören — oder — wohl gar zu der geheimen, so ersäufe ich mich in meinen Thränen und springe da aus dem Fenster, — na, und was hätten Sie dann weiter als das Nachsehen?"

Dabei hatte das Ding beide Hände vor dem Gesicht und stand frostgeschüttelt, kichernd und schluchzend, und zwar in allerleichtesten Sommerkleidern, in Kleidern, die sicherlich schon mehr als eine Tanznacht mitgemacht hatten.

„Es wird wirklich zu dunkel selbst hierfür der Ort," sagte die Mutter Cruse, „aber laß dich doch mal 'n bißchen genauer ansehen! Sollte ich dich gar nicht kennen, du leichtsinniger Buttervogel? Na, Peter Uhusen, la journée des miracles! zu den absonderlichsten Wundern gehört dieses neue Begegnis nun wohl gerade nicht; aber bei meinen Lumpen, Knochen, im alten Eisen und beim Kehricht hab' ich das Persönchen hier auch schon gehabt. Kennst du mich nicht mehr, du saubere Märchenprinzessin?"

Das absonderliche Rotkäppchen nahm die Hände vom Gesicht, breitete sie, komödiantenhaft mit hängenden Armen von neuem in die Kniee sinkend, vor der alten Dame aus: „O Madam, Madam — Madameken Cruse, Sie hier? Und Ihretwegen habe ich da oben das Ohr am Boden gehalten und Sie für den Schutzmann genommen? Ihretwegen, Madam, Mama, Mutterken — o verzeihen Sie mir die Vertraulichkeit; Sie sollten hier nur hergejagt worden sein und hier bei den Kindern gesessen haben seit heute früh, und bei so 'nem Schnupfen und Katarrh im Anzuge — um sich nach einem Herzen zu sehnen, an das Sie sich endlich mal wieder sicher lehnen möchten! Sie wissen es also noch, daß Sie es waren, die mir meine Tanzschuhe an den Kopf warf, als ich sie des Hungers wegen bei ihnen versetzen wollte? Ja, Sie haben mich ohnmächtig als 'nen andern Sack voll Lumpen auf Ihren Säcken voll Lumpen liegen gehabt, und eine Tasse Pfefferminzthee haben Sie mir eingetrichtert, und mich satt und mit einem Paar anderen Schuh und einem ganzen Sack voll lieber gutester, bester Vermahnungen entlassen! O Gott, wenn es nur bei unsereiner etwas helfen könnte!"

An beiden Schultern hielt die Mutter Cruse den armen Gassenschmetterling und schüttelte ihn, um endlich den Redestrom zu unterbrechen. Aber Rotkäppchen hatte schon einen andern guten Bekannten unter den dreien entdeckt, und jetzt stand sie und rief, die Arme wie zu einer Umarmung ausbreitend: „O mein Leben, und auch der Herr Hofrat — der Herr Hofrat Brokenkorb! Na, Hofrätchen, Doktorchen, wenn wir zwei einander nicht wieder kennen sollten?! O Himmel, man hat doch oft genug in den allerberühmtesten Ateliers Modell gestanden, gesessen, gelegen und gehangen, um nicht auch den Herrn Hofrat kennen gelernt zu haben. O welch ein Glück, welch ein Glück! Siehst du, Kind, Glück muß man haben, um durch die Welt zu kommen, und das gebe ich dir mit, sagte meine Mutter auf dem Totenbett. Sie hat auch auf einem Sack gelegen, wie der da, als sie das sagte. Und als ich bei den Kindern heute morgen dasaß und die ganze Welt tot und die Kinder im Schlaf und die Witwe Wermuth auch, da hab' ich ein Herz gehabt so groß wie die weite Welt, und so voll von verschluckten Thränen, und so hab' ich den Kindern über den Morgen und den Tag weggeholfen und wäre auch nur zu gern mit ihnen neben dem Totenwagen hergelaufen, wenn ich — mich — nur — vor der Polizei getraut hätte."

Diesen Redefluß unterbrach die Frau Wendeline nicht, und Hofrat Dr. Albin Brokenkorb war auch nicht dazu im stande, und der Schmied von Jüterbogk, der doch mit dem Tod und dem Teufel fertig zu werden wußte, setzte nur grimmig die Zähne auf einander und murmelte: „Es wird Zeit; wir haben Eile, Eile! Mädchen, gutes Kind, wir suchen die Kinder, da wir die Mutter nicht mehr gefunden haben. Jetzt erzähle rasch, was du weißt, halte dich nicht auf bei Nebendingen und alten Bekanntschaften. Nimm mich für eine neue, ganz solide!" Rotkäppchen warf jetzt den ersten Blick auf den zottigen Einäugigen mit dem Knotenstock und der verstümmelten Tatze.

„Gott ja!" schluchzte sie. „Ja, wie gern! wenn man nur schon längst einen gehabt hätte, dem man

sein Herz darüber ganz hätte ausschütten mögen! Sie sind ja drei Tage allein gewesen bei der Toten!"

„Allein die Kinder bei der Toten?" riefen die Mutter Cruse und Peter Uhusen entsetzt!"

„Ja, ja. O wenn der Herr Hofrat das beschreiben wollte in den Zeitungen, was ich noch seit heute morgen davon gehört und gesehen habe, damit könnte er Glück machen. O, wenn er mit meiner Zunge damit vor seinen Damen und dem Publikum reden wollte! Aber wer die Geschichte gedruckt liest, der glaubt sie nicht, und auch keiner von den Herren Malern kann sie nicht malen."

Albin Brokenkorb hatte nie, nie vor seinen Lichtern ein Publikum gehabt, das so atemlos, so grimmig-gespannt, so im Tiefsten erschüttert, so lautlos ihm zuhörte, wie jetzt die drei in dem leeren Dachzimmer von Erdwine Hegewisch auf das horchten, was das junge Frauenzimmer von der Sache wußte.

„Da die Witwe Wermuth sich über nichts mehr zu schämen hatte, so hat sie sich auch meiner nicht geschämt; ich hab' hier nämlich auch mal im Hause gewohnt, und wir haben Bekanntschaft miteinander gehabt und uns ausgeholfen, wie es sich so machte. Sie mir manchmal mit einer Brotrinde, und ich ihr, wenn ich Glück hatte, mit einem Zehnmarkstück. Aber seit Wochen, oder Monaten waren wir von einander gekommen, und den Sommer war ich im Bade gewesen und sonst auf Reisen."

„Ja, ja," murmelte die Frau Wendeline. „Natürlich!"

„Als ich dann mit dem Herbst wieder hier in der Stadt ankam, ging es mal wieder abwärts. Aus einem Pech ins andere, meine Herren. Nun, Sie wissen ja, wie das so ist, Hofrätchen. Na, wir sind des ja gewohnt, also, Vivat, wer sich nicht das Herz absorgt, sondern wenn's zum schlimmsten geht, sich sagt: wenn's ganz aus ist, ist's auch einerlei! So hatte ich vorgestern abend nichts mehr, als was ich auf dem Leibe hatte, und das Unterkommen in der schönen Natur störte mir, wie gesagt, in der letzten Nacht die Polizei. Die Jagd! Aber die kennen uns nicht, die da meinen, sie hätten uns, wenn sie auf zehn Schritte unsere Röcke zwischen den Bäumen sehen. Gute Nacht! sage ich ihnen und denke, bei deinen schlimmsten Feinden kannst du dich in deinem jetzigen Anzuge nicht sehen lassen — Herrje, kriech wieder unter bei der Witwe Wermuth, bis die Jagd vorbei ist und der Herr Polizeipräsident nochmals von wegen deiner ein Einsehen gehabt hat. Sind Sie wohl schon einmal so in dem ersten Morgengrauen an den Hauswänden hingeschlichen mit dem kalten Tod und sonst nichts im Magen, mein Herr?"

Mit den letzten Worten wendete sich das Rotkäppchen plötzlich an den Schmied von Jüterbogk, und Peter faßte ganz zärtlich den armen Gassenschmetterling mit seiner verstümmelten Faust und murmelte: „Nur erst von den Kindern, Herze! Alles andere später, altes Mädchen."

„Wer hier im Hause an die Arbeit geht, der muß früh 'raus," fuhr das Fräulein fort. „Und so ersah ich von der nächsten Ecke meine Gelegenheit und war für den ersten, der heraus kam, drin, und die Treppen hinauf, wie der Schatten von 'ner Katze. Wer um die Tageszeit nicht Hausgelegenheit wußte, hätte sich wohl den Hals brechen können. Wir brechen uns aber so leicht den Hals nicht. Nicht wahr, Madam? nicht wahr, Hofrätchen? ... Ich denke, wenn die ganze Welt einen Riegel vor der Thür hat, die Frau Erdwine hat keinen; — du wickelst dich in einen Winkel zusammen und läßt es draußen regnen, schneien, hageln und stürmen: — — — Du lieber Gott, du lieber, barmherziger Gott, was willst du mit deinen Menschen, wenn du sie das erleben oder nur bloß mit ansehen läßt ...!"

Das verzauste, halb verhungerte, halb erfrorene, arme, hübsche Geschöpfchen stand neben dem Strohsack Erdwinens und breitete die Arme aus und sah schaudernd umher und in die Höhe und zuletzt starr und wie abwesend auf die drei und erzählte tonlos, gleichgültig weiter, gleichsam, als rede sie von etwas vor tausend Jahren Geschehenem: „Da lag sie tot seit Tagen, und das kleine Kind lag doch zu ihr gekrochen mit unter der Decke, und der gute Junge, mein lieber Wolf, lag dabei und nur mit dem Kopf auf der Matratze und mit dem Säbel in der Hand auf der nackten Erde, wie der tapferste Ritter, und sonst war keiner bei ihnen gewesen — bis — ich — kam — Ich! ich, mit der ganzen Welt auf den Haken zu den beiden, bei welchen sich keiner von der ganzen Welt hatte sehen lassen in ihrer Not! Sie, liebe Frau, und Sie lieber Herr mit dem einen Auge (ich weiß nicht, wie Sie heißen), das ist die Welt in ihrer Angst der Vergiftung wegen ...!"

„Es wird immer dunkler!" murmelte Frau Wendeline, die zuckenden Hände aneinander reibend und rein blind von einem ihrer Begleiter auf den andern starrend.

„Ja, und je kürzer ich mich fasse, desto besser ist es. Keinen Menschen kann man das in der Erzählung nachfühlen lassen, was ich heute hier in diesen vier Wänden erfahren habe. Auch Sie nicht, Herr Hofrat! ... Auf keiner Bühne ist jemals so gesprochen worden, wie die Kinder zu mir geredet haben aus ihrer Verlassenheit mit nichts von der Welt, als was man ihnen mit Zittern und Zagen vor die Thür schob — Kaffee und Suppe, Essen so gut sie's selber hatten. Und ich glaube, sie hätten auch sich selber lieber die Kehle abgegurgelt, als daß sie mich an den Schutzmann verraten hätten: so lieb war's doch ihnen allen, daß wenigstens am letzten Tage jemand bei den beiden Würmern war und mit ihnen auf den Sarg wartete. O ihr Herrschaften, wir drei, wir drei bei dem grauen Morgen heute! und ich, ich habe mich am meisten vor dem Leichnam gegrault! Und wie lange Schreckensstunden! Um zehn Uhr ist der Armenleichenwagen, wie der Armenvorsteher versprochen hatte, richtig dagewesen; aber Herr Hofrat, der Sarg noch nicht. Da hat der Kutscher gesagt, er wolle nachmittags so um vier Uhr wiederkommen, er habe schon noch genug andere Fuhren bis dahin. Eben ist er um die Ecke gewesen, da ist der Tischlerlehrling mit dem Sarg

auf einem Handwagen angelangt; Ist das hier recht, Witwe Wermuth? Ja! — hat ihn also auf den Hof geladen und ist auch abgefahren. — Wolfram, was fangen wir nun an? wer hilft uns damit in die Höhe? habe ich gesagt." Herr Schmied aus Jüterbogk faßte seinen Stock mit eben so zitternder Hand fester, wie die Mutter Cruse ihren Regenschirm; doch das Rotkäppchen erzählte weiter: „Das thun sie wohl schon bis vor unsere Thür, sagt der gute Junge, und nachher ziehen wir ihn selber uns herein. Der Junge legt sein Käsemesser bei seiner Mutter hin und springt in den Hof und thut seine Bitte, und es findet sich wirklich einer, der ihm tragen hilft die fünf Treppen hinauf. Ein Arbeitsmann. Aber vor der Thür kehrt der richtig um, wie die anderen Feiglinge. Ein sechs Fuß langer Kerl mit der Medaille von Sechsundsechzig! Das, sowie das übrige haben wir drei, Wolf, Paule und ich besorgt — bis auf die Nägel, die der Schlingel von Jungen, der Lehrling vergessen oder in der Tasche wieder mit nach Hause genommen hatte. Das war gegen Mittag —"

„Als der Junge mit dem Käsemesser, als der arme, tapfere, kleine Kerl mit dem Degen seines Großvaters, mit dem Degen des Lieutenants Hegewisch zu mir kam, Uhusen!" rief die Frau Wedeline.

„Und eine Düte Sargnägel dafür erlangte," sagte Rotkäppchen. „Ja wohl, ganz richtig. Bis zu meinem eigenen Tode vergesse ich die Verlegenheit nicht: wie wir, Wolf und Paulchen und ich, unser Mutterchen, wie wir meinten, jetzt endlich zu ihrer letzten Ruhe im letzten harten Bett auf den Hobelspänen zurecht gelegt hatten, und mit letztem bittern Weinen die platte Decke auflegen wollten — da standen wir und ich sage: Wolf, diese Nägel finden wir wohl bei einer barmherzigen Seele im Hause; — willst du darum gehen und ansuchen, oder soll ich's? — Liebe Dame und beste Herren, da sagt dieser Junge: ‚Den Kaffee und die Suppe habe ich meiner Schwester wegen angenommen, denn ihren Hunger konnte ich nicht anhören. Sie weinte zu sehr. Da kann mir keiner einen Vorwurf daraus machen oder sich nachher drum was meinen. Aber mit Muttern ist das was anderes; da nehme ich nichts für an von ihren Gutthaten hier im Hause; denn mein Großvater hätte das auch nicht gethan. Dazu waren sie doch alle zu schlecht und zu feige gewesen gegen uns. Meine Mutter und ich wollen hierzu von ihrer Barmherzigkeit nichts! Zu schlecht, zu feige ist die ganze Welt gewesen, und mir kann keiner helfen, als der Großpapa, bei dem nun Mama in aller Sicherheit ist, und nun nehmen Sie mir bloß noch eine Viertelstunde das Paulchen auf den Schoß, Fräulein; ich bin gleich wieder da und bringe die Nägel!'"

Der Schmied von Jüterbogk lehnte sich auf seinen Stock von der lübischen Bucht, und der zähe Weißdorn bog sich und brach. Peter Uhusen warf die Stücke von sich und keuchte: „Nur zu, Fräulein Rotkäppchen! Bist du auch noch bei der Sache, Albin? Nicht wahr, da lernt man, wie man von Wirkung auf ein auserwähltes Publikum sein kann!"

„Ja nur zu," seufzte Rotkäppchen. „Wie konnte ich denn wissen, wozu der Bratspieß seines seligen Großpapas noch nützlich war? Ich konnte ihm nur nachrufen: ‚Junge, du willst mich doch nicht hier mit dem Kinde allein lassen?' aber da war er schon aus der Thür und die Treppe hinunter, und ich, ich bin mit der Paula dort in den fernsten Winkel gekrochen; — so ein ausgewachsenes Frauenzimmer und so ein junger Bengel! und doch, als wäre nun der Mann und letzte Trost aus der Familie auf ewig abhanden gekommen!"

„Ich hatte ihn im alten Eisen am Kragen!" murmelte die Mutter Cruse; und das Fräulein rief: „Tausendmal sollen Sie Dank haben, daß Sie ihn nicht länger aufgehalten haben! Durch ihre Gütigkeit sind wir ja doch zum Schluß gekommen, das heißt, mein lieber Wolf Wermuth; denn ich ungeschicktes Tierchen klopfte mir gleich die Finger blutig mit dem Holzstück aus dem Treppengeländer. Er aber hat jetzt wie ein Handwerksmann, den die ganze Geschichte nichts angeht, den Sarg zugenagelt, und das Paulchen hat dabei das Stück Kuchen gegessen, das er ihr dazu durch Ihre Güte, Madam Cruse, für den Degen seines Großvaters mitgebracht hat. Punkto vier, ist, Gott sei Dank, der Kutscher nach seinem Wort zum zweitenmal vorgefahren. Wir haben die Witwe Wermuth vor ihre Thür gezogen, und mit dem Kutscher haben sich wiederum ein paar Männer aus dem Haus bewegen lassen und ihr die Treppen hinunter geholfen auf den Karren. Nun sind sie, der Himmel sei gepriesen, weg nach dem städtischen Kirchhof. Ich habe ihnen, der Polizei wegen, nur mit Vorsicht aus dem Korridorfenster da nachsehen können; aber die Herrschaften dürfen sich in dieser Hinsicht beruhigen: soviel Einsicht und Erbarmung hatte der Kutscher, daß er so langsam fuhr, daß die Kinder ganz gut neben dem Wagen herlaufen und mit ihm mitkommen konnten."

Fünfzehntes Kapitel.

„Wir haben uns schon zu lange hierbei aufgehalten," murmelte Uhusen zwischen den Zähnen. „Wenn wir heute noch von irgend welchem Nutzen in der Angelegenheit sein wollen, wird's Zeit, daß wir gehen. Bist ein gutes Mädchen und hast deine Sache gut gemacht! Gib der gnädigen Frau jetzt den Arm und führe sie vorsichtig auf der Treppe. Willst du uns weiter begleiten, Albin, so nimm du meinen Arm. Durch Sonnenglanz und Aetherblau geht der Pfad freilich nicht, und zum Mittagsessen im Hotel de Rome würden wir auch wohl ein wenig spät kommen."

Der Jugendfreund griff nach dem Arm des schwarzen Peter, wie in der Angst, allein gelassen zu werden in der leeren Dachstube neben dem Strohsack Erdwines Hegewisch.

„Es ist fürchterlich und nicht zu fassen," stöhnte er. „Ich bin unfähig mir und einem andern zu helfen; aber ich bleibe bei euch bis zum Ende."

„Aber ich?" rief Rotkäppchen. „Was wird aus

mir, wenn ich bei euch bleibe? Na, es ist einerlei. Angenehm ist der Aufenthalt da oben unter den Dachsparren, oder gar hier in dieser Familienstube nicht. Das Menu war auch nicht zum nobelsten; und Sie, lieber Herr, Sie gefallen mir ausnehmend. Ob sie mich heute oder morgen am Flügel nehmen, was liegt dran. Ist man die Angst der Jagd los, so lacht man ja selber darüber. Also vorwärts, meine Herrschaften, ich bleibe auch bei euch. Und wer weiß, wozu ich ihnen noch nützlich sein kann, lieber Herr mit dem halben Gesichte!"

Sie hatten sich nun, die Treppen abwärts, durch noch dichtere Haufen scheuer Gaffer zu drängen, als vorhin beim Emporsteigen. Auch um ihren Wagen fanden sie jetzt einen noch dichteren Kreis von Neugierigen versammelt. Es hatte sich weithin durch das Viertel das Gerücht verbreitet, die Witwe Wermuth in Numero Zehn von Schulzensstraße werde nun, da es richtig wieder mal zu spät sei, von den vornehmsten Verwandten gesucht. Und jeder wollte selbstverständlich diese vornehmen Leute und Verwandten mit eigenen Augen sehen, und jeder beneidete die Witwe Wermuth auch jetzt noch um dieselben. Nicht geringe Verwunderung erregte es freilich, als nach der aristokratischen alten Dame und dem Herrn mit dem Pelze auch das Rotkäppchen, nicht aus dem Märchen, sondern aus dem Polizeibezirk, in die Droschke hüpfte, und der „kuriose Kerl mit der verbrannten Nase" ihr sogar ungemein höflich dabei behilflich war.

„Nach dem Kirchhof," rief Uhusen dem Kutscher zu.

„Nach welchem?" fragte der zurück und Fräulein Rotkäppchen war wirklich jetzt gleich nützlich. Es konnte den Weg angeben.

„Rasch, Mann!" rief der lange Peter. „Es wird eine der besten Fuhren für Euch, die Ihr je gehabt habt."

Darauf hin fuhr der Kutscher wirklich gut, und zwar die sonderbarste Gesellschaft, die sich heute in dieser großen Stadt, in irgend einer Stadt in einem Wagen zusammenfinden konnte. — —

Die erste, die das Wort nahm, war das Fräulein, und zwar wie eine, der — ein Stein vom Herzen gefallen war. Wie eine die aufatmete, wie eine, die aus der Jagd heraus und in Sicherheit unter Menschen, unter Freunden war! Wie eine, die die Angst für diesmal hinter sich hatte, die Räder unter sich rollen fühlte, sich nach den letzten Nächten und Tagen in die weichen Plüschpolster des Wagens zurücklehnte und sich unter „höchst angenehmen vertraulichen Menschen" wie durch ein Wunder gerettet fand.

Es war der am wenigsten Vertrauliche im Wagen, der Herr Hofrat Dr. Brokenkorb, dem sie mit dem weiblichen Sicherheitsgefühl, daß sie sich des Rechten zuerst annehme, behaglich-wehmütig aufs Knie klopfte: „Nur nicht zu betäubt, Männeken. Nehmen Sie mich an; ich weiß von gar nichts; ich weiß nicht wie und weshalb Sie auch dabei sind, aber darauf verlasse ich mich doch, daß wir's zusammen durchfressen. Ich weiß überhaupt von gar nichts, als daß mir die gnädige Frau da mal meine weißen Atlasschuhe an den Kopf geworfen hat und mir das nichtsnutzige Mundwerk mit einem Teller Suppe gestopft hat, und daß ich jetzt mit den Herrschaften nach Wolfchen und Paulchen suchen darf! O Gott, nach den letzten Tagen und diesem Schreckensmorgen so zu sitzen in der besten Gesellschaft! Wie ist denn eigentlich Ihr Name, Herr? Die liebe Bekanntschaft der andern habe ich ja schon länger die Ehre — "

„Herr Schmied aus Jüterbogk, mein Fräulein," sprach der lange Peter, und das Fräulein legte militärisch grüßend zwei Finger der rechten Hand an das zerzauste Hütchen: „Das hab' ich mir doch gleich gedacht," seufzte sie, womöglich noch befriedigter. „Und gedient? Die Nase auch mit neulich in das liebe Frankreich 'ringesteckt und halb drin stecken lassen? Bei der Garde, wenn ich fragen darf?"

„Schwerste Artillerie," brummte der Schmied von Jüterbogk.

„Wenn ich Sie nicht vom Anfang darauf angesehen habe!" rief Klothilde. „Und vielleicht auch wohl gar außer Dienst?"

„Völlig!" brummte Peter Uhusen, und die junge Dame klopfte jetzt der alten auf das Knie und seufzte kopfschüttelnd: „Und so spielt nur das ewige Schicksal mit uns und pökelt uns hier zusammen — uns arme Häringe. Sie, Herr Hofrat, natürlich ausgenommen, wenn ich mich eines unpassenden Ausdrucks bedient haben sollte! Aber — es ist einerlei. Wir verstehen uns doch. Wir haben Mitleiden mit einander in der Welt; — und Sie auch, Hofrätchen. Wenn die Herrschaften die Mutter auch nicht mehr angetroffen haben, die Krabben finden wir schon wieder. Wer sollte noch nach denen suchen und sie vor uns in die Tasche stecken? O die liebe Dame und die Herren sollten nur wissen, wie gemütlich und ruhig mir in diesem Augenblick zu Mute ist! Ach Gott ja, es geht ja wohl nichts über ein gutes, weinerliches Herz auf Erden; aber unser Herrgott sollte doch den in seinen besondern Schutz nehmen, dem er eins davon in zu reichlichem Maße verliehen hat!"

Sie ließen das arme Ding ungestört sich ausschwatzen. Nur nach einigen näheren Einzelheiten über das Leben und den Tod Erdwines und das Aufwachsen ihrer Kinder fragte Uhusen und Mutter Cruse. Was sie hörten, gab ihnen mehr Lust zum Schweigen als zum Reden. Albin drückte sich völlig stumm in seiner Ecke zusammen; er fühlte sich jetzt in Wahrheit sehr unwohl und gänzlich außer stande, seine Gedanken derartig zusammen zu halten, wie es einem Mann, der einen so rühmlich bekannten Kopf auf den Schultern trug, im Grunde und in jeder Lebenslage zukam. Aber nicht nur der ästhetische, sondern auch der sociale feste Grund und Boden war ihm augenblicklich völlig unter den Füßen weg abhanden gekommen. Bilder und Gestalten aus nächsten und fernsten Tagen drängten sich im Wirbel in seinem Gehirn, und — die Gestalten und Bilder, die gestern und vorgestern den Kreis seines Daseins

erfüllt hatten, belästigten ihn am meisten — ihn, den geistvollen Liebling der Welt, den gelehrten Führer des besten Publikums, den verehrten Lebensvirtuosen und Redekünstler. Großer Gott, was hätten die Leute, die ihn kannten und schätzten, zu einem Blick in diesen Wagen für stumme Anmerkungen machen müssen?! und was für Gesichter?!

Ach, es war ihm ganz unerfaßlich, wie wenig uns bei vorkommenden Gelegenheiten die Gesichter des gebildetsten Publikums, unserer verehrtesten Gönner und Gönnerinnen, unserer guten Freunde und Bekannten, ja unserer liebsten, unserer nächsten Verwandten, die Gesichter von Vater und Mutter, von Weib und Kind kümmern sollen! Wir in unserem gegenwärtigen Fall nehmen nicht die mindeste Rücksicht auf die Gefühle und Mienen, auf welche der Herr Hofrat Dr. Brokenkorb Rücksicht zu nehmen hat. Wir haben es nur mit den Gesichtern in dieser Droschke erster Klasse zu thun, welche von dem mangelhaften Pflaster der letzten Gassen der Stadt auf dem weicheren Straßenkörper der Vorstädte hinrollt, und auch letztere allmählich hinter sich zurück läßt. Die Gesichter von Mrs. Crusoe und dem langen Peter, dem Einäugigen, waren freilich unter allen Umständen sehens- und beachtenswert; aber unter den laufenden ganz besonders. —

„Ja, ja, du armer Tropf," sagte Frau Wendeline nachdem das schluchzende Rotkäppchen ihr „weinerliches Herz" unserem Herrgott zum besonderen Schutz anempfohlen hatte. „Aber sei nur zufrieden und laß dich um Gottes willen auf keinen Handel und Austausch ein. Die da leicht weinen, lachen auch leicht. Und es ist nicht ein Tag wie der andere, und die Nächte gleichen einander auch nicht."

„Sagt Philine," brummte Herr Schmied aus Jüterbogk aus seinen Goethestudien unter den Weiden am Ufer der Trave her.

„Kenne ich nicht, Alterchen," lachte Rotkäppchen zwischen ihren Thränen. „Unter meinen Freundinnen weiß ich keine mit dem Namen; aber vielleicht gehört sie zu der Bekanntschaft des Herrn Hofrats. — Die Stadt ist zu groß. Aber den Weg, den wir vor uns haben — in fünf Minuten sind wir da — den kenne ich und kann die Honneurs vom Orte machen. Ich habe nämlich meine Mama per Zufall auch dort liegen, und so schickt sich das für diesmal ebensogut, wie daß ich Hausgelegenheit dort hinter uns in Numero Zehn wußte. So fein wie heute und in so guter Gesellschaft habe ich die alte Frau auch noch nicht besucht. O Hofrätchen, wenn doch jeder seine Gedanken so schön ausdrücken könnte wie Sie! Es muß etwas Wundervolles darum sein, wie ich von den Herren in den Ateliers weiß. Na ja, es kann ja nicht jeder in ein Mausoleum zu liegen kommen und sein Bildnis und Name in Goldschrift darauf, und mir ist das auch ganz egal. Selbst zu meiner Mutter würde ich auch nur wieder ganz durch Zufall unters letzte Deckbett unterkriechen. Und da kann keiner was dafür, und sie müssen's damit machen, wie es eben paßt. Passen Sie nur auf, wir werden das sogleich mit der Witwe Wermuth erfahren."

„Zum Henker, ist das ein Weg, der sich hierher in den Mittelpunkt der Civilisation schickt?" rief der lange Peter grimmig; wahrscheinlich um seiner Stimmung wenigstens nach einer Seite hin Luft zu machen. „Da sollte man sich ja fast auf das Pflaster zurücksehnen."

„Bauschutt!" murmelte die Mutter Cruse. „Wir dehnen uns mächtig ins Weite und müssen uns dabei schon schütteln lassen. Aber, Mädchen, eine Laterne hätten wir eigentlich mitnehmen sollen. Es wird vollständig Nacht, wenn wir nicht in fünf Minuten an Ort und Stelle sind."

„Das sind wir auch. Nein — richtig — hier sind wir schon. Da sind wieder ein paar Häuser aufgeschossen, seit ich zum letztenmal hier war, und das irrte mich. O, ich habe außer Mama auch noch ein paar Freundinnen hier im Frieden und jetzt weiß ich wieder ganz genau Hausgelegenheit. Siehst du, und August auf dem Bock weiß es auch. Er hält vor der richtigen Thür: Station Kreuzberg! Und nun lassen Sie mich gütigst zuerst herausklettern und den Herrschaften behilflich sein, den weiteren Weg zu finden."

Sie hatte den Wagenschlag selber geöffnet und war leichtfüßig hinausgehüpft. Scheu, vorsichtig sah sie sich nach allen Richtungen hin um, der Mutter Cruse die Hand reichend.

„Das brauchte man auch nicht, wenn man hier schon zu Hause wäre und nicht bloß Hausgelegenheit wüßte", lachte sie. „Was ginge einem da noch die öffentliche Sicherheit an? Na, kommen Sie nur Hofrätchen; und Tag ist es auch noch, gnädige Frau; wir finden uns wenigstens noch ohne Laterne zurecht. Und Sie, lieber Herr mit der schwarzen Nase, ich bitte Sie um Gottes willen, sehen Sie mich nicht mit ihrem letzten Auge an, als wäre aller Tage Abend gekommen. Gucken Sie, da liegt wirklich noch ein roter Streif von der Sonne am Rande vom Himmel, und irgendwo ist es immer noch schön Wetter. — Herr Hofrat Brokenkorb muß das noch genauer wissen und reizender sagen können. Aber nun vor allen Dingen erst die Kinder . . . . .!"

Sechzehntes Kapitel.

Dieser rote Streifen am Westhimmel, und unter ihm und in ihn hineinragend die schwarzen Schattenrisse von bewohnten und im Bau begriffenen Häusern, Baugerüsten, Fabrikschornsteinen und hohen Pappelbäumen! Kein heiterer, blauer, kein Regenhimmel, kein klarer Sonnenauf- und Untergang übt solche geheimnisvolle, bald bängliche, bald beruhigende Wirkung, solche Magie auf das Menschengemüt aus, wie dieser blutfarbene Strich, wenn es Abend werden will, nach einem unruhvollen, stürmischen, oder auch — in stumpfer Langweile vergangenen Tage. Und im Herbst mehr als in einer anderen Jahreszeit.

Das blödeste Auge, das den ganzen Tag über für nichts anderes da war als das Nächstliegende, das schärfste Auge, das die ganze Welt überflog und keinen Horizont an den Dingen der Erscheinung

fand: sie heften sich beide an den roten Strich im Westen.

Die Straßendirne in ihrer Kammer, der König am Fenster seines Schlosses, der Weise in seiner Studierstube, der einsame Wanderer auf der Landstraße, der Reiter im Zuge der bewaffneten Hunderttausend, der Reiche und der Arme, der Gesunde und der Kranke: sie haben alle ihre nachdenklichen Gedanken bei dem Blick auf diesen roten Streifen. Und — seltsamerweise — nur selten sind diesen Gedanken Worte zu geben.

Rotkäppchen hatte einfach auf den roten Strich aufmerksam gemacht. Von den drei anderen, die für jetzt in der Abenddämmerung neben dem Wagen auf der aufgeweichten Landstraße standen und sich umsahen, war nur Hofrat Brokenkorb im stande, halblaut zu murmeln: „Wie unheimlich wirkungsvoll!"

Ihm, trotz der geistigen und körperlichen Zerschlagenheit, in der er sich befand, entging keine Einzelheit der trostlosen Umgebung: nicht der Schmutz des Pfades, der nicht Gasse, nicht Landstraße, nicht Feldweg war, sondern von allem etwas; — nicht die einzelnen, öden Häuser, die bewohnt oder unbewohnt in das graue Feld hineinwuchsen — nicht die Hecken und Zäune — nicht das lange, schwarze Gitter und das hohe schwarze Thor dicht zur Seite — nicht die erbärmliche Kneipe jenseits des Weges und die vor ihr lungernden Menschen. Es war das seine Gabe — die hohe Fähigkeit sinnlich wahrzunehmen, und er hatte sein Talent zu seinem Behagen und in vollbefriedigtem Ehrgeiz hundert und aberhundert mal vor seinen entzückten und erschütterten Zuhörerschaften verwertet: in diesem Augenblick aber — hatte er kein Publikum und wußte mit seiner Sinnesschärfe und geistigen Feinfühligkeit nirgends hin. Das war im höchsten Grade widerlich — widerwärtig und durchaus nicht zu ertragen bis an die Grenzen der Nervenanspannung dieses entsetzlichen Tages mit seinen empörenden Zudringlichkeiten und Rücksichtslosigkeiten.

Sehr rücksichtslos entzog ihm auch jetzt noch dazu sein Freund Peter den Arm, auf den er sich beim Herausklettern aus der Droschke gestützt hatte, und hieß ihn rücksichtslos stehen, oder nach Belieben mit den anderen über die Straße nachkommen. Peter Uhusen stapfte langen Schrittes durch die Pfützen des Weges zu dem schwarzen, eisernen Thor, ohne sich nach irgend jemand umzusehen.

Er legte die Hand auf das Schloß des eisernen, schwarzen Thores und rüttelte — vergeblich.

„Geschlossen?"

Der Kutscher, der wie gesagt, noch nie in seiner Praxis eine solche Gesellschaft gefahren hatte und ihr bis an das Thor auf den Fersen geblieben war, deutete mit dem Peitschenstiel auf eine schwarze Tafel mit weißen Buchstaben an einem der Thorpfeiler.

„Da ist die Kirchhofsordnung angenagelt. Es ist für das Reglement wohl ein bißchen spät am Tage geworden. Wenn aber die Herrschaften sich für ein Trinkgeld noch mal aufschließen lassen wollen, so müssen sie sich wohl an den Wächter wenden."

„Das wissen wir, die wir hier zu Hause sind, ebenso gut als wie Sie, Männeken," rief das Rotkäppchen und wendete sich unruhig, ratlos an ihre übrigen Begleiter: „Was sagen Sie aber? wie ist das nun mit den Kindern? . . . Na, den alten Hofmarschall und seine Gänge hier kenne ich gottlob auch. Den müssen wir jetzt vor allen haben — und guck, da stecken sie eben auch drüben in der Penne das Gas an. Geduldet Sie sich gefälligst nur einen Augenblick hier; ich bin umgehend mit der nötigen Auskunft zurück."

Leichtfüßig hüpfte sie der Schenke zu und verschwand nach einer kurzen Unterredung mit den Leuten vor der Thür im Innern des Hauses. Es dauerte auch in der That nicht lange, und sie kam wieder zum Vorschein, begleitet von einem Mann, der wohl mit der geschlossenen Kirchhofsthür in Verbindung gebracht werden konnte. Selbstverständlich hielt es auch der größere Teil der Lungerer unter dem Schilde der Kneipe für das bessere, unmittelbar aus der Quelle die Kunde zu schöpfen, was da eigentlich noch los sei. —

Ehe der alte Pförtner herzugehumpelt war, befand sich die seltsame Führerin bereits an der Seite Peter Uhusens und flüsterte ihm ins Ohr: „Das ist der Mann mit dem Schlüssel! sein Name ist Lochner, und er weiß schon, was wir von ihm wollen. Die Geschichte wird aber immer schlimmer! Du großer Gott, Ihren Nerven traue ich schon, bester Herr, und meinen auch, und daß die Mutter Cruse mir nicht schwach wird, glaube ich auch; aber — der da — der Herr Hofrat! . . . ich glaube wirklich, es wäre besser —"

Sie kam in ihrer Angst und Aufregung mit ihren Worten nicht zu Ende; Herr Lochner hatte nach einem kurzen, aber weltkundigen Blick auf die gnädige Frau, den Hofrat Brokenkorb und den Schmied von Jüterbogk bereits den großen Schlüssel aus der Tasche vorgelangt und sagte, die Pfeife aus dem Munde nehmend: „Es ist wohl ein bißchen gegen die Tagesordnung; aber eine Ausnahme ist es auch diesmal der anderen Umstände wegen, und so will ich den Herrschaften gern zu ihrem Willen helfen. Bitte einzutreten! Ja es ist immer eine üble Sache um das Zuspätkommen. Witwe Wermuth? Ja, auf Namen können wir uns hier und zumal auf der Armenseite nicht gut einlassen; aber die Nummer mit den beiden Kindern zur Begleitung, die haben wir noch in Sicherheit, zu der kann ich Sie gern führen. Dieser Kondukt kam leider wirklich für heute zu spät am Tage, und so haben wir uns dieses Geschäft bis morgen früh aufheben müssen."

„Die Kinder! die Kinder!" rief Frau Wendeline.

„Zu denen kann ich Ihnen nicht verhelfen, Madam", sagte der Mann. „Nur zu der Nummer, ich wollte sagen, liebe Dame, zu dem Sarge, den sie uns heute hierher begleiteten."

Selbst er hielt noch einmal auf dem Wege zwischen den ersten Gräberreihen und den vornehmern Monumenten an und wendete sich zu seinen späten Gästen

und sagte mit seiner trockenen, heiseren Stimme: „Unsereiner sieht das wohl nicht mehr so, wie andere Leute, zu deren tagtäglichen Geschäft und Handwerk solche Vorkommnisse nicht gehören. Man wird hier an zu vieles gewöhnt, vorzüglich auf der Armenseite. Jeden Tag Nummer für Nummer so durch das ganze Jahr ohne Unterschied der Witterung, das härtet ab. Aber leid haben mir die zwei Würmer gethan, wie sie da bei der Mama im schwarzen Kasten standen, und ich und die Kirchhofsverwaltung ihnen mit dem besten Willen nicht helfen konnten, da die Leute schon von der Arbeit weggegangen waren. Stellen Sie sich nur vor, die armen Kreaturen waren nicht von dem Nasenquetscher wegzubringen! Sie saßen auf dem Sarg und wollten die Nacht drauf sitzen bleiben. Der Junge war wie toll, und die ganze Bevölkerung hier herum in Bewegung um sie her, als ich sie endlich aus der Gitterthür hatte und hinter ihnen abschloß. Es ist wirklich schon ein bißchen dunkel; hier in den engen Wegen halten Sie sich nur dicht hinter mir und stolpern Sie nicht, wenn Sie so freundlich sein wollen."

Er schritt weiter, seine Pfeife von neuem in Brand setzend, und sie folgten ihm, einer hinter dem anderen, im Zickzack zwischen den Büschen, Hügeln, Kreuzen, Säulenstumpfen und Urnen — wortlos den heißen Atem anhaltend und doch vor Frost schaudernd. Und so gelangten sie auf einen baum-, strauch- und denkmallosen, ziemlich umfangreichen Teil des Gräberfeldes; und von neuem blieb der Führer stehen und deutete auf einen dunkeln Gegenstand am Rande einer weiten Grube und sagte: „Ich weiß nicht, wie die geehrten Herrschaften dazu stehen; aber — dies ist die letzte Nummer von diesem Tage. Morgen früh nach acht werden wir unser Amt an ihr mit allem Respekt vor der Sterblichkeit verrichten. Die Herren und die liebe Damen können versichert sein, daß wir sie mit aller Achtung beisetzen werden zur ewigen Ruhe. Schuldig sind wir dieses ja doch einer dem anderen, und mir persönlich liegt der Junge, dieser Satansjunge noch zu sehr in den Knochen. Da kann sich der Mensch wirklich nur gratulieren, daß er keine eigenen Kinder hat, wenn er so eine Kinderhand so von so einem schwarzen Deckel so in aller Güte halb mit Gewalt hat losmachen müssen."

„Das fehlte uns gerade noch!" rief der Schmied von Jüterbogk, mit dem Fuße aufstampfend; — sein Freund Hofrat Dr. Brokenkorb war nicht mehr fähig, alle Einzelheiten seiner persönlichen Lebenserfahrungen bis in die letzten Nervenenden nachzufühlen. Er litt auch nicht mehr an Kopfweh und Scheu vor übeln Gerüchen; er lag ohnmächtig in den Armen des Rotkäppchens, und diese sagte: „Habe ich es mir nicht gedacht? habe ich es nicht gesagt? O ich kenne ja seine Nerven! Ich habe ihn ja dutzendmal zu schön über mich reden hören, wenn ich beim Professor Käsewinter als ertrunkene Verlassene Modell lag!"

„Wir beiden hätten freilich die Geschichte am besten unter uns allein abgemacht, Uhusen!" rief die Mutter Cruse. „Den Narren haben wir auf dem Halse und die Kinder, die Kinder — wer schafft uns die Kinder? Aber jetzt ist da nichts zu ändern; greifen Sie mit zu, Sie, Lochner heißen Sie ja wohl? Nehmen Sie ihn beim Kopf, Peter. Hinüber mit ihm nach der Kneipe da! Lauf vorauf, Mädchen, und bestelle 'was Warmes für ihn; und wenn wir ihn wieder bei Sinnen haben, dann so rasch als möglich mit ihm in den Wagen und nach der Stadt zurück, — den Kindern, den Kindern nach!"

Sie gab ihre Befehle kurz, bündig, scharf und gehoben, wie auf ihrer Bühne in Lübeck, Celle und New York; — aber auch zutreffend, sachgemäß pragmatisch in der wirklichen, wahrhaftigen, heißen Daseinsschlacht, in dem großen, furchtbaren, anfang- und endlosen Drama des Lebens. Nicht ohne theatralischen Gestus riß sie ihren Mantel ab und warf ihn über den Ohnmächtigen in den Armen der beiden Männer: „Fort mit ihm!"

Aber keine Komödie war in der Art und Weise, wie sie noch einen Augenblick neben dem Sarge von Erdwine Wermuth stehen blieb und mütterlich, altfraulich-mühsam sich beugte, in die aufgeworfene Erde der dunkeln Gemeingräber griff und eine Handvoll davon auf den Deckel über dem Haupte der Toten legte und sagte: „Ich weiß deiner Kinder wegen nicht, Kind, ob ich morgen früh um acht schon hier sein kann . . . . .!"

Siebzehntes Kapitel.

In der schlechten Kneipe gegenüber dem Kirchhofsthor brachten sie den Hofrat glücklicherweise bald zur Besinnung zurück; aber eine ziemliche Weile verging doch, ehe sie im stande waren, die Rückfahrt mit ihm nach der Stadt zu machen. Wir können es nicht genug wiederholen, daß er die Kunst, hinter einem eleganten Tischchen mit zwei Wachskerzen und einem Manuskript im roten Maroquineinband ein Publikum zu interessieren, zu bewegen, zu rühren, im hohen Maße verstand — daß die Zuhörerinnen vor dieser Kunst dann und wann zergingen, und nur selten einer der Zuhörer auf dem Heimwege brummte: „Geschwätz! aber der Mann versteht's!"

Nun hatte er wieder ein Publikum um sich und vor sich, welches er gleichfalls ungemein interessierte, bewegte und aufregte; jedoch diesmal ohne alle Kunst und ohne jedwedes vorhergegangenes Studium vor dem Spiegel. Wie er war, hatte er sich jetzt diesem aus der höchsten Aristokratie und dem tiefsten Plebejertum gemischten Publikum in der Wegschenke zu geben, und er winselte kindisch und äußerte sich ärgerlich-weinerlich, vorzüglich gegen seinen Freund Uhusen, während seiner Abwesenheit im Geiste, und klammerte sich mit doppelter Energie an diesen Freund beim ersten Schimmer wiederkehrenden Selbstbewußtseins.

„Du bleibst hier! Du bleibst bei mir! Mein Gott, mein Gott, Peter, was soll aus mir werden!"

Sie hatten ihn zuerst auf der Bank hinter dem Tische niedergelegt, und die Mutter Cruse hatte sein immer noch wohl gelocktes Haupt im Schoß aufrecht

erhalten, doch nun saß er gottlob selber wieder und hielt auch den Kopf aufrecht, wenn auch ihn auf beide Hände stützend.

Der Schmied von Jüterbogk hatte gebrummt: „Sie könnten mir eine Million bei so 'ne Haut wie deine legen; ich kröche dafür nicht in sie hinein."

Hatte ihm dabei mit dem besten Spiritus der Schenke die Schläfen gerieben und ihm aus dem nämlichen Stoff das zweckdienlichste Getränk brauen lassen; aber sich doch dabei bei weitem mehr dem Kirchhofswächter Lochner als dem leidenden Freunde gewidmet.

„Ich sage ihm und rede ihm zu, Bengel, armer Kerl, dieses geht doch nicht," erzählte nämlich Lochner weiter, seine Rede sowohl an die „Honoratioren aus der Stadt" wie an das gewohnte, gemischte Publikum der Schenke richtend. „So eine Nacht hier allein, und noch dazu in dieser Jahreszeit — bloß mit der kummervollen, schwarzen Kiste zur Gesellschaft, wie soll das möglich sein für so 'ne Krabbe wie du, und noch dazu mit solch einer noch erbarmungswürdigeren unmündigeren Kreatur am Arme, wie das da? Deine kleine Schwester hättest du so wie so schon zu Hause lassen sollen, wenn du auch selber mit eurer Mutter herausgelaufen wärest! Denkst du denn gar nicht daran wo du bist und wo du dich befindest? Schon, daß es ganz auf mich fiele, wenn wir euch morgen früh hier erfroren fänden, davon will ich gar nichts sagen; aber was bist du für ein Junge? was bist du für ein Bengel? hast du denn gar keine Furcht und Gottesfurcht, daß du dir so was zutraust, was kein erwachsener Mann um seiner abgestorbenen Mutter zuliebe sich auferlegte? Bengel, was bist du für ein Junge! Wo und wie bist du aufgewachsen, daß du mir gar keine Ahnung davon zu haben scheinst, an welchem angsthaften Orte du dich zu jetziger Stunde befindest? So guck dich doch nur um, und glaub ja nicht, daß das hier nicht noch dunkler wird und ich dich, wenn ich solch ein Vieh wäre, dich einriegeln müßte mit deiner kleinen Schwester und dich allein lassen mit der finsteren Nacht hier an der Grube, bloß in dieser Gesellschaft mit den Toten? Weißt du denn gar nicht, was das sagen will: eine ganze Nacht allein bloß mit solch einer Gesellschaft? Gruselt dir denn gar nicht? Und wenn du keine Gefühle hierfür hast, so haben andere Leute welche, ich zum Beispiel."

„Halten Sie uns nicht mit Ihren Gefühlen auf," rief Rotkäppchen, und Peter Uhusen, die Unterlippe zwischen den Zähnen, keifte: „Rasch weiter, Mann. Mutter Cruse, geben Sie dem Hofrat den Rest aus dem Glase; wir sind sogleich auf dem Marsche, wer auch zur Rechten oder Linken fallen mag."

Der Kirchhofswächter sah sich alle seine Leute noch einmal an und wußte sich augenscheinlich weniger denn je in dieser Droschke-erster-Klasse-Gesellschaft zurecht zu finden; aber er wendete sich zuletzt wieder doch an den ruppigsten daraus, den Mann mit dem einen Auge, und meinte: „Ja, wer nicht selber mit bei der Komödie gewesen ist, der kann das auch gar nicht nachfühlen. Was antwortet die Kröte auf meinen barmherzigen Zuspruch? ‚Vor einem Kirchhofe brauchte sich gar keiner zu fürchten, der nichts Böses gethan hätte', antwortet der Satansjunge. Und das Gruseln wolle er gar nicht lernen, das wisse er schon aus seiner Mutter Geschichten, wie es damit für einen ordentlichen Jungen sei. Vor dem Erfrieren fürchte er sich auch nicht; an die Kälte wären sie schon gewöhnt. Zu Hause hätten sie niemand mehr als den Strohsack, auf dem Mama gelegen habe, und so wollten sie hier bei ihrer Mutter bleiben, bis sie in Sicherheit wäre. Daß sie mit dem Sarge so spät gekommen wären, dafür könnten sie nichts, und morgen früh wollte er mit seiner kleinen Schwester in die weite Welt gehen, wenn er erst seines Großvaters Offiziersdegen wieder hätte."

„Bei Ihnen liegt er, Hofrat Brokenkorb!" rief die Frau Wendeline. „Nicht wahr, er liegt doch bei Ihnen? Bei Gott, mir beben alle Glieder, daß ich ihn aus Händen gegeben habe — daß — ich ihn — selbst Ihnen anvertraut habe, Schmied von Jüterbogk! Aber kommen Sie zu Ende, Unglücksmensch. Was ist aus den unglücklichen Geschöpfen geworden? Was haben Sie mit unserem braven, braven Knaben angefangen?"

(Schluß folgt.)

Ludwig Uhland.

Von

Franz Muncker.

Am 26. April 1887 werden es hundert Jahre, daß Johann Ludwig Uhland zu Tübingen das Licht der Welt erblickte. Hundert Jahre — eine lange Zeit in unserer neuesten Litteraturgeschichte, deren Entwickelung einen so heftigen und beständigen Wechsel der Kunst- und Geschmacksrichtungen aufweist; eine doppelt lange Zeit für den lyrischen Dichter. Mehr als der Epiker, als der Dramatiker ist der lyrische Sänger von der kurzen Zeitspanne abhängig, in der er lebt und dichtet. Der rasch enteilende Augenblick gibt ihm die Anregung zu seinen Liedern; seine momentane Stimmung, sein der unmittelbarsten Gegenwart angehöriges Empfinden spricht er in ihnen aus; am geradesten und eindringlichsten kann er sich zu den Menschen seines Zeitalters wenden, aber auch seine künstlerische Wirkung ist meistens auf diese einzige Generation beschränkt. Im folgenden Jahrzehnt ist sein Eindruck verwischt; ein neuer Liebling des Publikums, der die andersartigen Bedürfnisse des neuen Tages besser kennt, hat ihn verdrängt; wer liest noch seine Verse? wer nennt noch seinen Namen? Und gar hundert Jahre! Von den vielen, zum Teil glänzend begabten Lyrikern, die gegen das Ende des vorigen, gegen den Anfang unseres Jahrhunderts unserem Volk erstanden, wie viele von ihnen sind in ihren Liedern diesem Volke noch heutzutage lebendig? Nur sehr wenige, die allerhöchstbegabten.

Uhland ist einer dieser wenigen, und — was das

merkwürdigste ist — sein Gesang ist unvergessen und unveraltet bis auf diese Stunde geblieben, obwohl die dichterische Anlage, die sich an ihm zeigt, keine der alleraußerordentlichsten ist. An unmittelbarer Naturbegabung für Poesie überragt ihn mancher gleichzeitiger Lyriker unserer Litteratur, um den sich die heutige Leserwelt längst nicht mehr kümmert. Aber bei Uhland wird es wieder einmal recht deutlich, daß nicht das Talent allein den wahren Dichter macht, sondern vor allem auch das Herz, das Gemüt. Der gesunde, biedere, mannhafte, treue Sinn für Wahrheit und Recht, den er im Leben nie verleugnete, sein innig warmes Gefühl für sein Volk, für alles, was in vergangenen Zeiten dieses Volk bewegte und was in Gegenwart und Zukunft demselben notthat, diese echten und edlen Charaktereigenschaften leuchten, nicht bezaubernd oder blendend, aber durch ihren milden, dauerhaften Glanz zuverlässig gewinnend, auch aus jeder Zeile, die er schrieb, aus jedem Vers, den er dichtete.

Der Wellenschlag seines Lebens war in verschiedenen Jahren ein verschiedener. Bald stand er, ein rüstiger Kämpfer, mitten im Sturm, von heftig aufgewühlten Fluten umbraust, von steilen Klippen und verborgenen Riffen bedroht; bald konnte er in ruhigem Behagen stiller Geistesarbeit über die sanft geglättete Fläche der See sein Schifflein führen.

Er entstammte einer wackeren schwäbischen Bürgerfamilie; seine unmittelbaren Vorfahren hatten dem Dienst der Wissenschaft ihr Leben gewidmet. Der Großvater war ein hochangesehener Professor der Theologie in Tübingen, der Vater Universitätssekretär am gleichen Ort, ein braver, schlichter, obgleich wenig anregender Mann, der jedoch neben seiner geistig bedeutenderen Gattin verständig und liebevoll auf eine tüchtige Erziehung des lebhaften und gutmütigen, aber mitunter recht mutwilligen Knaben bedacht war. Zum Versemachen und zum Zeichnen bekundete dieser schon in der Schule ein reiches Talent. Während der Lehrer Cicero erklärte, karikierte der Gymnasiast die ehrwürdigen Mitbürger des römischen Redners ergötzlich genug mit Kaffeetassen und Schnupftabaksdosen, und wenn poetische Uebungen aufgegeben wurden, lieferte er das „Geversel“ für die halbe Klasse. Daneben bildete sich schon jetzt ein ungewöhnlich fester Wille in ihm aus, der kein Unrecht duldete. Sein jüngeres Schwesterchen, das er zärtlich liebte, beschützte er mit kräftiger Faust gegen jede Unbill der Kameraden, und hatte er einmal gesagt (was er ziemlich gern sagte): „Der Teufel soll mich holen, wenn ich das oder jenes nicht thue!“ dann brachte keine Güte oder Gewalt ihn mehr von seinem Vorhaben ab. Er lernte leicht; schon beim Konfirmationsunterricht, den ihm der greise Großvater erteilte, sprach sich sein ernstes und tiefes Wesen schön aus, und bereits am 3. Oktober 1801 konnte der Vierzehnjährige als Student an der Universität seiner Vaterstadt immatrikuliert werden.

Er wurde Jurist, trieb aber mit besonderer Vorliebe Philologie und ergab sich, als er mit einigen Werken der mittelalterlichen Litteratur bekannt wurde, einem leidenschaftlichen Studium dieser neuen poetischen Welt, die gerade damals anfing, durch die künstlerischen und gelehrten Bestrebungen der Romantiker unserem Volke wieder erschlossen zu werden. Fern dem studentischen Treiben, erlernte Uhland zusammen mit wenigen gleichgesinnten Freunden die mittelalterlichen Sprachen, vertiefte sich in die Dichtungen der altgermanischen Reckenzeit und des Rittertums und bildete an ihnen sein eigenes dichterisches Talent. Das Ahnungsvolle, die Phantasie Lockende, das viele noch Unbekannte und Rätselhafte jener mittelalterlichen Poesie, namentlich aber das nationale Element in ihr zog die jugendlichen Genossen, unter denen neben Uhland der äußerlich von ihm grundverschiedene Justinus Kerner der bedeutendste war, weit mehr an als die klassische Formenschönheit der antiken Kunst. So gesellten sie sich mit ihren ersten dichterischen Versuchen, welche für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, den Romantikern zu, in deren litterarischem Programme die künstlerische Erneuerung des Mittelalters eine ansehnliche Rolle spielte. Sie lieferten Beiträge zu den Zeitschriften der Romantiker und traten den Gegnern derselben 1807 durch eine nur geschriebene, nicht gedruckte Studentenzeitung, das „Sonntagsblatt“, entgegen, sie begrüßten die Werke der Romantiker mit heller Freude, vor anderen die Sammlung deutscher Volkslieder, die Achim v. Arnim und Clemens Brentano 1806 in „Des Knaben Wunderhorn“ den entzückten Lesern darboten. Aber vor den krankhaften Uebertreibungen der Romantik blieb Uhlands gesunder, tüchtiger Sinn bewahrt, in der Kunst wie im Leben. Ihm war nicht die genial erfindende, kühn gestaltende und im geistreichen Spiel das Entlegenste zwanglos verknüpfende Phantasie verliehen, die das Merkmal des geborenen großen Dichters ist; aber dieser ursprüngliche Mangel wurde bei ihm fast zu einem Gewinn, denn nun blieben ihm auch alle jene Verirrungen, alle jene tollen Spiele der Phantasie erspart, die uns die Dichtungen der Romantiker so oft wie ein beständig geschütteltes Kaleidoskop erscheinen lassen, in welchem alle denkbaren Farben und Formen in stetem, buntem Wechsel ruhelos, blendend und verwirrend durcheinander schillern. Wie manches Uhland auch den Romantikern abgelauscht hatte, doch zeichneten sich schon seine Gedichte aus jener Studentenzeit durch eine natürliche Einfachheit und verständige Klarheit aus, die gerade damals bei den jungen Poeten in Deutschland zu den allerseltensten Dingen gehörte. Und nichts lag ihm ferner, als der romantische Gedanke, die künstliche Erneuerung des Mittelalters auf das gesamte geistige Leben auszudehnen. Schon damals betrachtete er das Mittelalter mit dem scharfen, vorurteilslosen Blick des Geschichtsforschers; was er als Dichter daraus entlehnte, waren poetische Stoffe, Sagen und Helden, welche die Lust des Sängers reizten, oder allgemein gültige, rein menschlich ergreifende Züge des Seelen- und Gemütslebens.

Indessen nahm während der letzten Universitätsjahre wieder das Brotstudium den jungen Dichter mehr in Anspruch. Ehrenvoll bestand er 1808 das juristische Universitätsexamen und die Advokatenprüfung; nach zwei weiteren Jahren, während welcher er in einen näheren persönlichen Verkehr mit Varnhagen v. Ense kam, erlangte er in Tübingen den Grad eines Doktors der Rechte. Nun ging es auf die längst geplante Reise

nach Paris, wo eifrige altfranzösische Studien und dichterische Arbeiten seine ganze Zeit ausfüllten. Varnhagen traf er hier wieder, Chamisso und Immanuel Bekker gewann er zu Freunden. Nach acht Monaten kam er mit reichen wissenschaftlichen Schätzen im Februar 1811 nach Tübingen zurück. Mit wenig Lust, nichtsdestominder aber mit pflichtgemäßem Fleiß nahm er hier wieder die Berufsarbeit des Advokaten auf; um so größere Befriedigung brachte ihm die poetische und die litterarhistorische Thätigkeit. Für seine Gedichte freilich vermochte er noch keinen Verleger zu finden; aber mit Justinus Kerner verband er sich zur Herausgabe von Almanachen und poetischen Sammelwerken und bekam so Gelegenheit, Beziehungen mit verschiedenen anderen jungen Dichtern anzuknüpfen. In Tübingen selbst trat ihm jetzt Gustav Schwab am nächsten, von nun an lebenslang sein treuer Freund, der überdies zu Uhland verehrungsvoll, wie zu seinem dichterischen Gewissensrat aufblickte.

Vom Dezember 1812 an arbeitete der letztere anderthalb Jahre als provisorischer Sekretär im Justizministerium zu Stuttgart, ohne Gehalt, der ihm auch trotz früherer Versprechungen auf seine endliche Bitte hin nicht bewilligt wurde; denn sein gerades, streng rechtliches Wesen, verbunden mit seinem starken Unabhängigkeitsgefühl, sagte dem Minister nicht zu, der bisweilen durch Umwege, die Uhland verabscheute, zum Ziele gelangen wollte. So trat dieser im Sommer 1814 wieder aus dem Ministerium, um sich zur Advokatur zurückzuwenden, blieb aber in Stuttgart. Es waren die Jahre der Freiheitskriege, die in Norddeutschland alles zu mächtiger, heldenmütiger Begeisterung entflammten. In Württemberg, dessen König seinen Titel und seine gesteigerte politische Macht dem fremden Bedrücker Deutschlands verdankte, glühte das Feuer der vaterländischen Begeisterung nur bei wenigen versteckt unter den Kohlen; ohne seine Schuld sah sich Uhland gehindert, dem Rufe zum heiligen Kriege zu folgen. Aber desto entschlossener ergriff er das Banner der Freiheit in dem Kampfe, der von 1815 an durch mehrere Jahre hindurch zwischen den württembergischen Ständen einerseits und den Königen und Ministern des Landes andererseits ausgefochten wurde. Durch kraftvolle Verse im kühnsten Tone, sowie durch Adressen an den König, die er für die Ständekammer verfaßte, noch bevor er (1819) Mitglied derselben wurde, vertrat Uhland das „alte gute Recht" des Volkes, welches statt der vom König vorgeschlagenen neuen Verfassung mit ihren mancherlei Unklarheiten und bedenklichen Halbheiten die alte, 1805 willkürlich aufgehobene Verfassung mit etwaigen kleinen, zeitgemäßen Modifikationen wiederhergestellt wissen wollte. Indem er die zunächst lokalen Streitfragen unter großen, allgemein und dauernd gültigen Gesichtspunkten auffaßte, wurde er der Wiederbegründer und zugleich einer der besten Meister der spezifisch politischen Dichtung in unserer Litteratur, aus der jene poetische Gattung seit einigen Jahrhunderten verschwunden schien. Aber für das, was er mit der Feder verfocht, trat er auch im Leben mit ganzer Person ein. Er weigerte sich, jetzt, in der verfassungslosen Zeit, ein staatliches Amt in Württemberg anzunehmen, wie ihm damals mehrere zugedacht wurden; ja er sah sich bereits eifrig an auswärtigen Hochschulen und Bibliotheken nach einer ihm zusagenden Stelle um. Sein Suchen blieb erfolglos trotz seines Dichterruhms, der seit der endlich erfolgten Ausgabe seiner gesammelten Gedichte (1815) und seit dem Druck seiner beiden Dramen „Ernst von Schwaben" (1818) und „Ludwig der Bayer" (1819) in beständigem Steigen begriffen war.

Da endlich löste sich die Schwierigkeit. Der politische Kampf endigte 1819 mit der Annahme des neuen, von König Wilhelm I. vorgelegten Verfassungsentwurfes; Uhland aber gewann durch seine Verheiratung mit Emilie Vischer, der Tochter eines Kaufmanns aus Calw, die er seit Jahren liebte, nicht nur das von ihm ersehnte Herzensglück, sondern auch eine behagliche, sorgenfreie Häuslichkeit, die es ihm ermöglichte, seine Advokatur nur noch nebenher zu betreiben und seine beste Zeit und Arbeitskraft den Kammerverhandlungen zu widmen. Eine wahre Erquickung bei dieser aufregenden und nicht immer befriedigenden Thätigkeit gewährten ihm seine mittelalterlichen Sprach- und Litteraturstudien, die er nun immer ernstlicher und zwar mit Rücksicht auf eine künftige akademische Wirksamkeit betrieb. Dieser Wunsch erfüllte sich denn auch nach mehrjährigem Harren zu seiner und seiner Freunde Freude. Schon 1827 schlug der Senat der Tübinger Universität ihn einstimmig für die 1818 gegründete, aber noch unbesetzte Professur der deutschen Litteratur vor. Allein erst nach zwei Jahren entschloß sich die Regierung, dem freisinnigen Abgeordneten, der sich so oft ihr gegenüber in der Opposition befunden hatte, ein Staatsamt anzuvertrauen: Ende 1829 wurde Uhland außerordentlicher Professor an der Hochschule seiner Vaterstadt. Im April 1830 siedelte er wieder nach Tübingen über.

Mit Zutrauen und Liebe empfing ihn die studierende Jugend; mit Liebe und nicht bloß vorübergehendem Erfolge war er als Lehrer für sie thätig. Er las über die Geschichte der deutschen Dichtung vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, über romanische und germanische Sagengeschichte, über das Nibelungenlied; als besonders fruchtbar aber erprobten sich seine kritischen Ratschläge in seinem sogenannten Stilistikum. Kein glänzender Redner, aber ein überaus klarer und frischer Docent, der seinen Stoff völlig beherrschte, wirkte er ungemein anregend und eindringlich belehrend.

Aber die Zeit seiner akademischen Thätigkeit war ihm karg zugemessen. Die infolge der Julirevolution neu entbrannten ständischen Kämpfe riefen ihn 1832 in die Abgeordnetenkammer zurück, wo er nunmehr mit Paul Pfizer zu den unerschrockensten und freisinnigsten Gegnern der Regierungspolitik zählte. Und als er nach der Auflösung dieser Kammer wieder ein Mandat in die neu gewählte folgende Kammer annahm, verweigerte das Ministerium dem an der Universität unentbehrlichen Professor den Urlaub. Rasch entschlossen, legte Uhland daraufhin im November 1833 seine Professur nieder, um von nun an fünf Jahre lang mit aller Kraft die freiheitlichen Interessen des Landes, die in der Kammer jetzt nur durch eine thatsächlich ohnmächtige Minorität vertreten waren, zu verteidigen.

Der schlecht gelohnten Mühe und des Verdrusses satt, zog er sich 1839 jedoch völlig in sein gelehrtes Privatleben nach Tübingen zurück. Erst das stürmische Jahr 1848 riß ihn wieder in den Strudel des politischen Lebens. Gleich im Beginn der Bewegung übernahm er es, die scharfe Adresse seiner Tübinger Mitbürger zu begründen, welche es als das Grundgebrechen des deutschen Gesamtvaterlandes bezeichnete, 'daß die volksmäßige Grundlage, die freie Selbstthätigkeit des Volkes, die Mitwirkung seiner Einsichten und Gesinnungen bei der Bestimmung seines staatlichen Lebens fehle." Als dann die liberalen Elemente im württembergischen Ministerium die Oberhand gewannen, ging Uhland als Vertrauensmann desselben nach Frankfurt zur Beratung eines neuen Entwurfs der deutschen Bundesverfassung. Als Abgeordneter für Tübingen-Rottenburg nahm er hierauf an den Sitzungen der Nationalversammlung, zuerst in Frankfurt, dann in Stuttgart, teil; auch hier unwandelbar auf eine freie Entwickelung des deutschen Volkes bedacht; in diesem Sinne stimmte er sowohl gegen die Ausschließung Oesterreichs als gegen das Erbkaisertum und wollte durchaus nichts von einer preußischen Hegemonie wissen. Und ebenso unverhohlen sprach er seine freisinnige Ueberzeugung in den folgenden Jahren der Reaktion aus, nicht immer ohne Erfolg.

Seit 1850 blieb er dem öffentlichen Leben endgültig fern. Seine wissenschaftlichen Studien erfüllten ihn ganz. Gelehrte Forscher und Dichterfreunde waren als Gäste in seinem Haus und Garten an der Neckarbrücke zu Tübingen herzlich willkommen; ihnen zumeist galten denn auch die Reisen, die der rüstige Greis bis in seine letzten Jahre hinein mit Lust und Liebe unternahm. Vornehmlich waren es große Fußwanderungen, auf denen er sein württembergisches Heimatland und die angrenzende Schweiz durchstreifte. Manchmal aber trieb ihn die Wanderlust auch weiter in die Ferne hinaus. So hatte er in früheren Jahren öfters den Rhein besucht und war 1838 gar in Wien, 1841 in Berlin und Kopenhagen gewesen. Allerorten wurden da reiche Ehren dem Dichter, dem Forscher, dem Volksfreund erwiesen; sie machten den überbescheidenen Mann in der Regel aber nur befangen und wortkarg. Vollends hochstehenden Personen gegenüber steigerte sich seine Schüchternheit, verbunden mit seinem scharf ausgeprägten Unabhängigkeitsgefühl, bis zur Schroffheit. Wie er sich durch keine Vorstellungen wohlmeinender Freunde bewegen ließ, 1853 den bayrischen Maximiliansorden und den preußischen Orden für Kunst und Wissenschaft anzunehmen, so wußte er auch im Gespräch die zuvorkommende Freundlichkeit des Erzherzogs Karl nicht unbefangen zu erwidern. Aber desto behaglicher wurde es ihm im harmlosen Verkehr mit geistesverwandten Freunden, zumal wenn er den Wirt machen durfte, und keinem Hilfeschrei irgend eines Bedrängten verschloß er je sein Ohr. Bis in sein höchstes Alter eilte er auf jeden Ruf der Feuerglocke bei Tag oder Nacht herbei und griff rüstig bei den Löscharbeiten mit an. Im Februar 1862, als der Tod seinen Freund Kerner wegraffte, reiste er trotz der strengen Kälte zum Begräbnis des geliebten Altersgenossen nach Weinsberg; den Todeskeim im Herzen, kehrte er nach Tübingen zurück. Zum ersten Mal in seinem Leben ernstlich krank, siechte er den Sommer hindurch langsam hin; am 13. November 1862 schloß ihm ein sanfter Schlummer das treue Auge für immer.

Ludwig Uhland.

Ludwig Uhland war ein Charakter, dessen unser Volk sich mit Stolz rühmen darf, so lange ihm die Grundeigenschaften des echten deutschen Wesens unverändert erhalten bleiben werden. Denn er vereinigte, wie wenige vor und neben ihm, die edelsten Tugenden des deutschen Mannes in sich. Wankellos treu und unerschütterlich wahrhaft, einfach und bescheiden, voll Mut, Vaterlandsliebe und heißem Freiheitsdrang,

ein strenger Wahrer des Rechts mit Wort und That, verband er mit einem hochstrebenden, unermüdlich schaffenden Geist ein kindlich reines, innig und tief empfindendes Gemüt. Als politischer Freund seines Volkes hat er jederzeit das Beste gewollt und reichlich Gutes gewirkt, wenn auch manchmal Vorurteile seinen Blick trüben und Irrtümer dem Erfolg seines Handelns Eintrag thun mochten; seine wissenschaftlichen Leistungen sind für den Forscher und Freund der mittelalterlichen Litteratur bis auf den heutigen Tag unschätzbar; seine Gedichte gehören zu den unverwelklichen Blumen im Kranze unserer neueren Poesie.

Der Quell der Dichtung floß unserem Sänger nicht unversiegbar sein ganzes Leben hindurch. Am reichsten strömte er dem Jüngling; ihm drängten sich Lieder und Balladen, epische und dramatische Entwürfe in Fülle entgegen. Aber schon im vierten Jahrzehnt seines Lebens beginnt in der Hitze des parlamentarischen Kampfes der muntere Brunnen dem Dichter zu vertrocknen, um nach einem nochmaligen, frischen, aber kurzen Aufsprudeln bald ganz zu versiegen. Was Uhland nach dem Jahr 1834 noch gedichtet hat, beschränkt sich auf sehr wenige, meist durch eine bestimmte Gelegenheit hervorgerufene Verse.

Als Schüler der Romantiker trat er zuerst hervor; in seinen frühesten Gedichten wählte er nicht nur gelegentlich spanische und italienische Versmaße, sondern ahmte auch die in der Romantik so beliebten altdeutschen Wortformen und Stellungen, ja gelegentlich selbst mittelalterliche Konstruktionen nach. Später merzte er diese der neueren Sprache unnatürlichen Absonderlichkeiten größtenteils aus. Der schlichte, ungezwungene, herzliche Ton und die einfachen, in unserer modernen Poesie längst heimischen und namentlich durch Goethe neu geadelten Formen des Volksliedes wurden und blieben jetzt die äußerlich bezeichnenden Merkmale seiner Dichtung. Schlicht und ohne gleißenden Prunk, wie sein ganzes Wesen war, so stellen sich auch seine Verse uns dar. Da finden sich keine sogenannten schönen poetischen Worte, keine bunte Farbenpracht, kein reizendes Arabeskenspiel; in festen, einfachen Strichen ohne jede Verzierung wird die Sache gezeichnet, die schmucklosesten Worte der gewöhnlichen Alltagsrede bilden Uhlands dichterischen Sprachschatz. Aber diese scheinbar prosaische Ausdrucksweise wird poetisch durch die Innigkeit des Empfindens, die warm und erwärmend aus diesen einfachen Worten hervorströmt. Aus seinen Versen spricht immer das Gemüt, nie der kühle Verstand. Sicherlich war ja Uhland als Dichter nicht frei von Reflexion; aber der fertigen Dichtung merkt man dies bei ihm niemals an: seine Gedanken müssen vom Kopf aus immer erst den Umweg durch das Herz nehmen, bevor er sie in poetische Worte faßt. Glühende Leidenschaft zwar durchwühlt dieses Herz nicht, aber ein tiefes und treu beharrendes Gefühl wurzelt darin, ein Gefühl, das sich bald im Liede als milde Sehnsucht der Liebe, als lautere Freude am Weben und Wachsen der Natur, als ungeheuchelt frommer Gottesglaube, als inbrünstige Vaterlands- und Freiheitsliebe ausspricht, bald in Balladen und Romanzen Züge der Hochherzigkeit, des Gesinnungsadels, furchtlosen Mutes, opferwilliger Selbstüberwindung, der Treue und Freiheitsliebe verherrlicht. Uhlands Poesie ist kerngesund. Sie weiß nichts von den krankhaften Problemen, die uns bei den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart so häufig begegnen, nichts von der nervösen Hast, welche unsere gesamte moderne Schriftstellerei kennzeichnet. Und durch ihren kerndeutschen Charakter tritt sie in einen vorteilhaften Gegensatz zu der von französischen Einflüssen durchtränkten Litteratur des heutigen Tages. Auch ein kräftiger Humor treibt in ihr sein ergötzliches Spiel, ein Humor, der durch seine drastische Heiterkeit bisweilen unwiderstehlich wirkt, wenn es etwa im Metzelsuppenlied von dem im Sauerkraut gekochten Schweinefleisch heißt:

„Wenn so ein Fleischchen weiß und mild
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen."

Nicht minder lustig klingt dieser helle Ton aus einzelnen Trinkliedern heraus; an ihnen vor allen hat Joseph Viktor Scheffel, der Meister des modernen Kneipliedes, die rechten Worte und Weisen dieser dichterischen Gattung lernen können.

Aber besonders herrlich feiert Uhland die Natur, das Erwachen des Frühlings, die Lust des Sommers, den Segen des Herbstes. Und mehr noch, sie wird ihm zum Spiegel, zum Symbol des menschlichen Gemüts. Gleich den mittelalterlichen Lyrikern, gleich den echten Sängern des Volksliedes erblickt er die landschaftliche Natur im innigsten Zusammenhang mit dem Empfinden des menschlichen Herzens; die Stimmung, die der Genuß der Natur in ihm erweckt, formt sich erst durch den Hinzutritt des verwandten seelischen Gefühls zum vollständigen, klaren und harmonischen Accord. Diese vollendetsten Lieder Uhlands drängten denn auch förmlich zur musikalischen Komposition; seine Gedichte wurden so alsbald eine reiche Fundgrube für die verschiedenartigsten deutschen Musiker und unsere besten Liederkomponisten haben mit Vorliebe daraus geschöpft.

Den Gipfelpunkt seines Könnens erstieg Uhland jedoch in seinen Balladen und Romanzen. Die einfache, in einem engen Rahmen kurz zusammengefaßte Handlung, die durch wenige energische Striche mehr angedeuteten als fertig gezeichneten Charaktere, der rasche Fortschritt und kraftvoll-knappe Ausdruck der Empfindung, endlich die eigenartige Mischung lyrischer und epischer Bestandteile, zu denen sich gar mit der Form des Dialogs noch ein dramatisches Element gesellen kann; all das entsprach der dichterischen Natur Uhlands aufs beste, und hier wurde er denn auch allen Anforderungen gerecht. Er fand den rechten Ton, gleichviel, ob er ernste oder humoristische Stoffe behandelte, ob er seinen Gegenstand einer mittelalterlichen Sage oder dem Alltagsleben des Volkes entnahm, ob er altnordische Recken oder spanische Ritter darzustellen sich vornahm. Die düstere Tragik, die unheimliche, wilde Leidenschaft der altenglischen Balladen sagte seinem liebenswürdigen, versöhnlich milden Charakter allerdings weniger zu; seine Muster waren auch hier mehr die einfacheren, kraftvollen, aber nicht düsterschaurigen Balladendichtungen des deutschen und des

romanischen Mittelalters. Dagegen ließ ihn der durch die knappe Form gebotene Lakonismus hier ein viel entschiedeneres dramatisches Leben entfalten, als in seinen breit ausgeführten Schauspielen.

In den ersten Jugendjahren hatte Uhland verschiedene komische Singspiele und Tragödien entworfen; zum Abschluß gelangte später von all diesen Arbeiten nur das Trauerspiel „Ernst von Schwaben“ und das Schauspiel „Ludwig der Bayer“. Das eigentlich dramatische Leben fehlt beiden Werken ebenso wie den älteren Schauspielfragmenten. Epische und lyrische Elemente walten darin vor; an dichterisch herrlichen Stellen im einzelnen ist kein Mangel; das Grundthema, deutsche Treue, ist an sich wundervoll und von Uhland speziell mit ergreifender Wahrheit behandelt: aber bei allen sittlichen und künstlerischen Schönheiten vermißt man in diesen Stücken doch den mächtig fortreißenden dramatischen Zug der Handlung, die markige Kraft der Charakteristik, die muntere Beweglichkeit des Dialogs. Im „Ernst“ wie im „Ludwig“ gehen ziemlich viel Personen über die Bühne; die Handlung zwischen ihnen ist aber weder besonders umfangreich, noch künstlich verwickelt, noch auch trotz ihrer verhältnismäßigen Einfachheit immer klar genug dargestellt. Im „Ernst“ war Uhland der gewaltigen Tragik des geschichtlichen Stoffes keineswegs gewachsen; er vermied es auffallenderweise, die seelischen Konflikte, die sich aus diesem Stoffe natürlich ergaben, zu zeigen, den Kampf des Sohnes mit dem Vater, die Spaltung im Herzen der Mutter zwischen Gattentreue und Kindesliebe bedeutend hervorzuheben. Im „Ludwig“ aber hatte er einen an sich undramatischen Stoff gewählt; hier konnte er nur im einzelnen, nicht aber im ganzen dramatische Wirkungen erzielen, mußte aber zum Zweck des theatralischen Effektes mehrfach zu lyrisch rührenden Stimmungen seine Zuflucht nehmen. Zudem verleitete ihn seine gründliche Kenntnis des mittelalterlichen Kostüms bisweilen sogar, Nebendinge am ungehörigen Ort zu breit auszumalen.

Zur selben Zeit, wie diese Dramen, begann Uhland auch ein größeres episches Gedicht „Fortunat und seine Söhne“ in Stanzen, denen man, besonders in den komischen Abschnitten, die Schule Wielands anmerkt. Trotz einzelner Schönheiten erscheint die Gesamtdarstellung nicht eben bedeutend; auf die Entwickelung des ganzen Werkes läßt sich indes aus den immerhin spärlichen Bruchstücken, bei denen es schließlich sein Bewenden hatte, nicht mit Bestimmtheit schließen.

Dagegen steht ebenbürtig neben dem, was Uhland als Liedersänger und Balladendichter schuf, das, was er als wissenschaftlicher Forscher leistete. Hier hat er nach mancher Seite hin bahnbrechend, in der germanischen wie in der romanischen Philologie gewirkt. Das Wesen und die Gattungen des altfranzösischen Epos erkannte er zuerst; die individuellen Unterschiede zwischen den hervorragenderen Vertretern des deutschen Minnesangs deckte er auf. Neben mehreren kleineren Beiträgen zur mittelalterlichen Sagen- und Kulturgeschichte lieferte er in seinen nordischen Sagenforschungen (vornehmlich über die Mythen vom Gotte Thor) den ausgezeichneten Nachweis, wie die gestaltende Phantasie eines geistig regsamen Naturvolkes bedeutsame Vorgänge des Naturlebens zu symbolischen Sagen von Göttern und Helden umdichtete. Ein unvergleichliches Verdienst erwarb er sich durch seine Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder und durch die sich daran schließenden Abhandlungen und Anmerkungen (1844 ff.). Zum erstenmal waren unsere alten Volkslieder hier planmäßig bearbeitet und auf Grund der ältesten urkundlichen Fassung mitgeteilt, zum erstenmal der Zusammenhang des volksmäßigen Gesanges bei den verschiedenen deutschen Stämmen und der Ursprung desselben aus dem Mythus und aus dem Naturleben nachgewiesen. Was alle diese Arbeiten Uhlands so besonders schätzbar macht, ist nicht allein ihre wissenschaftliche Gründlichkeit und Strenge, sondern vornehmlich das dichterische Element, das auch in ihnen waltet. Der Dichter, der unsere alte Litteratur durchforscht, bringt das feinste künstlerische Verständnis für sie mit; dichterisch mit- und nachempfindend versenkt er sich in die Werke der alten Zeiten; einem Seher gleich erkennt und erschließt er uns ihren tiefsten Sinn.

Uhland hat, solang er lebte, manchen Triumph als Dichter gefeiert, aber auch manches bitter schmerzende Urteil bedeutender Zeitgenossen ertragen müssen. Goethe sprach — jedoch nicht öffentlich, sondern in einem der augenblicklichen Stimmung mehr unterworfenen Privatbriefe — herb über ihn ab, und Heine warf ihn, wie sehr er auch seinen Dichterwert anzuerkennen schien, doch geradezu zu den Toten. Das deutsche Volk aber hat seinen Sänger, der männlich mit Wort und That für deutsche Treue, deutsche Freiheit und deutsches Recht stritt, nie vergessen, noch unterschätzt; dankbar ehrt es in ihm einen seiner edelsten und liebenswürdigsten Söhne, dessen verdienter Ruhm das Jahrhundert, welches ihn uns schenkte, weit überdauert.

Aus dem Berliner Tiergarten.

Von

D. Duncker.

Im grünen Maischmuck breitet sich der Tiergarten im Westen Berlins, ein zartgrüner, mit lichten Blüten durchwundener Kranz, die Villenstraßen der Kaiserstadt umgürtend. Lichtgrüne Buchen wiegen ihre Zweige in der linden Luft; aus den knorrigen Eichenstämmen treiben schüchtern noch die ersten Blattsprossen und dehnen und weiten sich im warmen Licht der Maisonne, die golden um ihre grauen, wetterfesten Stämme spielt. Die wilden Kirsch- und Apfelbäume streuen ihre rosigweißen Blütenschauer auf den kurzgeschorenen, samtweichen Rasen, über die zierlich geharkten Steige, und der Faulbaum senkt seine weißen Blütendolden vom eigenen Segen schwer bis zu den klaren, von zartgrünen Weiden umkränzten Wasserspiegeln. Um die Marmordenkmale Friedrich Wilhelms III., der Königin Luise und Wolfgang Goethes blühen blutrote Japonika-

hecken, reckt sich die schwarzgrüne Edeltanne, ihrer ersten grünen Triebe froh, in die blaue Luft, und über den Marmoraltar Gottfried Schadows, der auf der Luiseninsel an der Tiergartenstraße dem Andenken der unvergeßlichen Königin geweiht ist, streut der mächtige Rotdorn seine ersten fallenden Blüten.

Wer heute die breiten, wohlgepflegten Alleen mit ihren schattenspendenden Baumriesen, die schön gehaltenen Schmuckplätze, die mit Ilexhecken umfaßten Seitenpfade von West nach Nord, von der fashionablen Promenade der Tiergartenstraße bis zu den einsameren Partien an den Ufern der Spree hinter den Zelten, Moabit gegenüber durchwandert, zur Linken das Schloß Bellevue mit seinem gitterumsäumten Park, zur Rechten am jenseitigen Spreeufer die rauchenden Schlote der Borsigschen Fabriken, der träumt sich nur schwer in eine Zeit zurück, die bilderreich und wechselnd im Laufe von Jahrhunderten geschaffen, was uns heute traulich anheimelnd grüßt.

Unermüdet treuer Arbeit, sorgsamster Aufsicht der Regenten, viel künstlerischen Schönheitsgefühls hat es bedurft, um aus dem wüsten Jagd- und Waldrevier, das noch bis zum Dreißigjährigen Kriege den größten Teil der heutigen Friedrichs- und Dorotheenstadt bedeckte und sich bis nahe an das kurfürstliche Schloß hinzog, in unmittelbarster Nähe der Großstadt einen Park zu schaffen, der an Umfang und Schönheit einzig in seiner Art ist.

Noch im Jahre 1658 bestand der Tiergarten aus zwei energisch abgegrenzten Teilen; dem hinteren Tiergarten rechts von der Spree, dem vorderen auf dem linken Spreeufer.

Der hintere Tiergarten wurde nach dem Jahre 1710 zum größten Teil an französische Kolonisten übergeben, die sich hier ansiedelten, gärtenumfriedete Häuser und vor allem Maulbeerplantagen anlegten. Nachdem sich die Kolonie auf dem rechten Spreeufer befestigt und dem Amt Mühlenhof untergeben worden war, führte sie den Namen Moabit, pays de Moab, wie die eingewanderten Franzosen, zum Gegensatz ihrer fruchtbaren Heimaterde, das sterile Terrain an der Spree scherzweise benannten. Das waren die ersten Anfänge der Bebauung des heutigen stattlichen Moabit, während auf dem linken Spreeufer, unserem jetzigen eigentlichen Tiergarten, die teilweise noch heute erhaltenen Anlagen in die Regierung des Kurfürsten Friedrich III. fallen. Das Beispiel Frankreichs, welches durch die neue Art der Geselligkeit, die Ludwig XIV. eingeführt, für seine Feste und Schäferspiele eines Terrains bedurfte, das sich durch schnurgerade Alleen, beschnittene Hecken, rechteckige Teiche und raffinierte Wasserkünste auszeichnete, hat Kurfürst Friedrich III., nachmals der erste König von Preußen, vermocht, mit den Anfängen dieser neuen Gartenkunst den noch sehr verwilderten Wald des Tiergartens in einen eigentlichen Lustpark umzuwandeln; ihm sind die Anlagen zu danken, die in ihren Hauptzügen noch heute bestehen und dem Tiergarten seine Grundlage und Einteilung gegeben. So war König Friedrich I. auch der Schöpfer des „großen Sterns“ — und der sechs von ihm auslaufenden Alleen — dem späterhin der geniale Knobelsdorf, welcher unter Friedrich dem Großen die Anlagen fortführte, seine jetzige Gestalt gegeben.

Auch den Zirkel an der Spree, den freien Platz vor den Zelten und die von ihm auslaufenden neun Alleen, zu Ehren der neun Kurfürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, „die neun Kurfürsten“ genannt, hat Friedrich I. angelegt. Ihre Eichen und Buchen, die ältesten im Tiergarten, leben noch heute in unvergleichlicher Kraft und Schönheit. Ebenso ist die jetzige große Querallee, im vorigen Jahrhundert auch die Philosophenallee genannt, die vom Siegesplatz ab quer durch den Tiergarten bis auf die Tiergartenstraße hinter der Luiseninsel führt, ein Werk dieses Fürsten. Ursprünglich hieß sie die Jungfrauenallee, weil sie durch ein sinniges Gebot entstanden, das jedem Brautpaar in Berlin die Verpflichtung auferlegte, zwei Bäume zu pflanzen.

Der Zirkel selbst, jetzt ein großer Sandplatz vor den Zelten, auf dem die Droschken der Zeltengäste im Rondell auffahren, war mit seinen ihn umgebenden dreifachen Baumreihen, Ballustraden und Bänken, mit seiner Dianastatue in der Mitte, unter Friedrich dem Großen ein Sammelplatz der schönen Welt, der an Sommernachmittagen Tausende nach Luft und Licht sich Sehnende zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen versammelte. Zuweilen gesellten sich auch die Mitglieder des Hofes und der vornehmsten Gesellschaft den bürgerlichen Besuchern des Zirkels zu und hielten in schön vergoldeten Phaetons, in Kutschen mit riesigen Glasfenstern oder in sogenannten Wurstwagen mit Pagen und Heiducken ihre Umfahrt.

Diese große Beliebtheit des Zirkels wurde denn auch bald die Veranlassung zur Gründung der in Berlin noch heute außerordentlich populären Zelte. Die beiden französischen Refugiés Dortu und Thomassin schlugen im Jahre 1745 an der Spreeseite des Platzes ein Paar Leinwandzelte auf, in denen sie Erfrischungen verkauften; ihr Landsmann Mourier erhielt dann um 1767 die Erlaubnis zur Errichtung einer bretternen Hütte, die er „zur goldenen Gans“ nannte, und mit der vielversprechenden Umschrift versah: „Monnoie (mon oie) fait tout.“ 1786, als das Schlittschuhlaufen und Piekschlittenfahren auf der Spree zuerst Mode ward, wurde dem Besitzer gestattet, die Hütte auch im Winter zu bewohnen, während die jetzigen massiven Gebäude erst etwa um 1820 aufgeführt wurden, als die Zelte, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sehr in Abnahme gekommen waren, wieder neuen Aufschwung erhielten.

Eine Illustration des Zirkels aus seiner Blütezeit gibt Chodowieckis Stich aus dem Jahre 1772. In der Mitte des Rondells sieht man die Dianastatue, dahinter Lauben, Bretterhütten und Zelte, unter denen zahlreiche Gesellschaften, im fröhlichen Genuß, trinkend und rauchend sich niedergelassen haben. In der Ferne zieht ein Spreekahn mit vollen Segeln vorüber. Um die Dianastatue sind mehrere Wagen gruppiert, im Vordergrunde sieht man die hölzernen Barrieren und Bänke, auf denen junges Volk in Perücke und Haarbeutel, mit dreieckigem Hut und Degen an der Seite, mit himmelhohen unförmlichen Frisuren, wehenden

Falbelmantillen und stelzenartigen Absätzen, sich plaudernd niedergelassen.

Vom Zirkel und den Zelten führte schon damals ein kleiner Weg längs der Spree nach Bellevue, der ursprünglich mit herabhängenden Birken bepflanzt war und der Poetensteig hieß.

Hier mag Ramler oft gewandelt sein, als ein echter preußischer Patriot sich des anmutigen Landschaftsbildes auf heimatlichem Boden erfreuend, oder seines Meisters Klopstock Vorbild gedenkend, emsig an der Uebersetzung Horazischer Oden feilend.

Geister der Vergangenheit, ihr könnt dem „Heute" seine Zauber nicht rauben. — Es ist gegen Abend, die richtige Zeit des Spaziergangs für den Großstädter, und das muntere Leben in den Gängen des Bellevuegartens läßt das Fluten der Gegenwart vernehmlich an unser Ohr schlagen. Auf den grünen Rasenplätzen vor der alten Meierei knospt der erste Flieder, der bald mit seinen blauen Dolden den vorderen Teil des Gartens in ein Meer berauschenden Duftes tauchen wird.

Auf den Bänken vor dem alten Theepavillon sitzen plaudernde Gruppen; Mädchen in leichten modischen Sommerkleidern und junge Männer. Ein oder das andere zierliche Köpfchen drückt sich wohl neugierig gegen die großen Glasscheiben und blickt in das alte verödete Theehaus, an dessen Wänden zwischen zierlichen Blumenguirlanden leicht geschürzte Göttinnen tanzen, deren rosige Fußspitzen fast die steiflehnigen, mit geblümtem Kattun überzogenen Sofas berühren, die rings im Kreise um den großen Mahagonitisch stehen, der seine geschweiften Beine großspurig weit von sich streckt. Tiefe Stille waltet in dem kleinen Raum; selbst das nixenhafte Kichern, das man auf einen Augenblick aus einem der schattendunklen Winkel hinten an der Treibhausseite zu vernehmen meint und die lauschenden Köpfchen schreckhaft auseinander stieben läßt, kommt aus einem sehr lebendigen roten Schelmenmunde, der sich nichts Lieberes weiß, als die Genossinnen zu necken.

In den langen Alleen haben die blühenden Kastanien ihre weißen Kerzen aufgesteckt; im Abendrot leuchtet der alte Palast, eine Schöpfung des Prinzen Ferdinand, und zwischen den Wiesen, über die kleinen, leichtgespannten Brücken, an den alten Erinnerungsdenkmälern vorbei schreiten paarweise die Spaziergänger; Studenten Arm in Arm, in der freien Hand ein Pandektenheft oder ein abgegriffenes Buch; Offiziere mit rasselndem Seitengewehr, junge Männer, die die lockige, ungestutzte Haarfülle schon von weitem als angehende Kunstjünger kenntlich macht. Aus den lebhaften Gesprächen, welche in den einzelnen Gruppen geführt werden, tönen Namen, werden Ansichten laut, die unzweifelhaft ebenso scharf den Tag charakterisieren, wie einst vor über hundert Jahren die Schönheitspflästerchen und die gepuderten Haarbeutel es gethan; denn der Berliner Tiergarten hat sich von alters her bis heute sein gutes Recht bewahrt, ein treues Spiegelbild seiner Zeit zu sein. — Die Mode wird heute so gut auf breiten Straßen spazieren geführt, wie vor hundert Jahren und darüber, und wie jede politische, sociale und künstlerische Phase Berlins von alters her ihre Vertreter auf einsamen, stillen Pfaden des schönen Parks zu sehen pflegte, um nach des Tages oft heißer Arbeit den Geist zu ruhen und zu erquicken, so auch heute. Zwar sind vom „Heut" die Tage abgestrichen, da der Kanzler in seiner Kürassieruniform aus der Hinterpforte seines Gartens tretend, über die Königgrätzerstraße fort in das Dickicht des Tiergartens flüchtet, aber seinen militärischen Kampfgenossen, Feldmarschall Moltke, kann man noch täglich in den Mittagsstunden in den einsamen Partien des Tiergartens, vornehmlich um das Becken der Rousseauinsel wandeln sehen. Ehrerbietig grüßend steht der Vorübergehende vor der hageren, leicht gebückten Gestalt still, einen Augenblick in das scharfe, klug blickende Auge, auf den festgeschlossenen, energisch geschnittenen Mund blickend, der soviel geistige Ueberlegenheit, soviel unerhörte Willenskraft bekundet. Meist geht der Marschall tief in Gedanken verloren, aus denen ihn nur zeitweise der scharfe Trab eines Kavalleristen aufstört, der trotz des weichen Sandes der Seitenwege an sein Ohr schlägt und ihn dem Reiter aufmerksam nachblicken läßt.

Aus der Berliner Gelehrtenwelt sind es vornehmlich Treitschke und Helmholtz, die regelmäßig im Tiergarten zu finden sind, bis kurz vor seinem Tode auch Leopold von Ranke, der Nestor, Preußens geistvoller Historiograph, der am Arm eines alten bewährten Dieners dahinschritt.

Heinrich von Treitschkes männliche, kräftige Gestalt, mit dem tief brünetten Teint, den Geist und Leben sprühenden dunklen Augen, ist täglich zu gleichen Zeiten, an den gleichen Stellen im Tiergarten zu finden, den er, weniger als Spaziergänger, als auf dem Wege von seiner Wohnung im Tiergartenviertel nach der Universität täglich durchschneidet. Man sieht es dem frisch und kräftig Ausschreitenden an, wie wohl ihm der scharfe Gang in Wind und Wetter thut.

In Gedanken verloren, mehr mit dem Schritt des Spaziergängers durchstreift Helmholtz die grünen Gänge, das mächtige Denkerhaupt stolz erhoben. Die Züge in ihrer Ruhe und Konzentration einem unergründlich tiefen See vergleichbar, dessen Oberfläche in Ruhe verharrt, während es in seiner Tiefe unablässig wogt und gährt und arbeitet mit nie zu erschöpfender Gewalt. Wer an ihm nur flüchtig vorübergeht, den mag die kühle, fast abweisende Ruhe täuschen, wer sich aber in Gestalt und Wesen versenkt, der ahnt den gewaltigen Pulsschlag tief im Inneren, der fühlt, daß so nur ein Geist durchs Leben schreitet, dem ein Problem auf der Seele liegt, das ihn nicht ruhen noch rasten läßt, bis er es voll und ganz mit der leuchtenden Klarheit seines Geistes durchdrungen.

Von der bildenden Kunst ist nicht gar zu viel im Tiergarten sichtbar. Das Tageslicht ist zu kostbar für Maler, Bildhauer und Architekten und will ausgenutzt sein. Durch das Ab- und Zuschreiten von der Akademie zu den Privatwohnungen der fast sämtlich im Tiergartenviertel wohnenden Künstler taucht wohl dann und wann einmal eines der Häupter der Berliner Kunstschule zwischen den Bäumen des Tiergartens auf. Da ist der stattliche Paul Meyerheim mit dem mächtigen dunklen Bart, Paul Thumanns elegante, etwas hagere Gestalt mit dem scharfen Blick. Wilhelm Gentz, Knaus,

Karl Becker, Reinhold Begas, der Hüne mit dem noch immer ideal schönen Kopf. — Auf einsameren Pfaden in tiefe Beobachtung versenkt, trifft man Adolf Menzel. In seiner kurzen, knappen, beinahe knorrigen Art schreitet er auf und nieder. Unter der mächtigen Stirn blicken die durchdringenden blauen Augen mit der ganzen Intensivität und blitzschnellen Beobachtung des Realisten in die Welt.

Von Berlins Dichtern und Schriftgelehrten sind es vor allem Friedrich Spielhagen und Hans Hopfen, denen der Tiergarten eine liebe Zerstreuung und Erholung ist, beide Romanciers sind auch als Kavalleristen fest im Sattel. Am häufigsten aber schreiten sie in der epischen Ruhe dahin, die ihre dichterische Eigenart gestattet, während ihr dramatischer Kollege Ernst von Wildenbruch, in einen weiten wallenden Mantel gehüllt, in dem lebhaften warmblütigen Tempo seiner hinreißenden dramatischen Beredsamkeit nicht selten die grünen Gänge durchstürmt. Mit Spielhagen und Hopfen der dritte im Bunde der Epiker war bis zu seinem Tode Berthold Auerbach. An jedem nur leidlich schönen Frühlings- und Sommerabend konnte man ihn stets um dieselbe Zeit, in einen leichten Almaviva gewickelt, aus seinem Hause treten und dem Tiergarten zuschreiten sehen, wo er weniger die Einsamkeit als heitere Genossenschaft mit Freunden und Bekannten suchte, die er auf allen Wegen fand, und anregend plaudernd mit ihnen hin und wieder schritt. Bei diesen zwanglosen Spaziergängen im Berliner Tiergarten hat Berthold Auerbach manch goldenes Wort gesprochen, und wer von seinen Freunden an einem Maienabend dieselben Wege wandelt, vermißt schmerzlich den teuren Genossen, der für jeden einen Gruß, ein gutes Wort, einen freundlichen Blick gehabt.

Nun ruht er unter seinen geliebten Schwarzwaldtannen, aber die Eichen und Buchen, die heute über unseren Häuptern rauschen, haben auch über dem seinen gerauscht, wie über dem Haupt manches guten und großen Mannes, über mancher schlimmen und guten Zeit, bis das Herzblut der Getreuen, von denen Berthold Auerbach wahrlich nicht der geringste war, sie mit starker nationaler Kraft aus Druck und Knechtschaft befreit und wieder zu freien deutschen Bäumen gemacht hat.

Nervös.

Von

Ernst Eckstein.

Der junge Rechtsanwalt Hugo Cellarius war, wie er selbst zu versichern pflegte, der nervöseste Kerl unter der Sonne.

Woher das eigentlich kam, wußte er selbst nicht.

Als Student hatte er nie etwas von Nervosität gewußt, — auch später nicht in den anderthalb Jahren seiner advokatorischen Praxis.

Dann mit einemmal fing der sonst so liebenswürdige Ehegatte der reizenden Lore zu nörgeln an; er wurde mürrisch, ungerecht, heftig; zuweilen erklärte er das Leben für einen elenden Schwindel, zerknickte jählings Schreibfedern, Bleistifte und Lineale, und warf in besonders erregten Momenten Bücher wider die Platte des schön geschnitzten Bildergestells, das mit seinen prächtigen Arabesken so ruhig und gleichmütig auf den Schreibtisch hernieder sah.

Im Winter des Jahres 1885 hatte diese Nervosität einen Grad erreicht, der den Gequälten in ruhigeren Augenblicken halb mit Wehmut, halb mit ironischer Selbstverachtung erfüllte.

Was war das für eine trostlose, erbärmliche Welt! Wieviel Jammer barg sie im kleinsten Kreise! Wieviel Qualen in scheinbaren Geringfügigkeiten!

Das Elend Hugos begann schon unmittelbar nach dem Erwachen.

Niemals fand er die unentbehrlichsten Kleidungsstücke da, wo er sie abends hingelegt hatte.

Irgend ein Dämon mußte sich das infame Vergnügen leisten, in tiefster Nachtstille, während das Ehepaar ahnungslos sich dem Schlaf überließ, die Strümpfe Hugos derart zu verstecken, daß sie absolut nicht zu greifen waren . . .

Noch perfider erging es mit den Hosenträgern.

Bei der Jagd, die der Rechtsanwalt Hugo Cellarius mindestens einen um den anderen Tag behufs ihrer Dingfestmachung in Scene setzte, flogen die Kissen und Deckbetten kreuzweise im Zimmer umher; Arme und Beine angelten verzweiflungsvoll unter die Bettstatt; der Waschtisch mit den rosageblümten Kannen wurde heftig zur Seite geschoben; die Stühle und Kleiderhaken drei- oder viermal ab- und aufgeräumt ꝛc.

Das Verächtlichste war, daß diese läppischen Hosenträger nach so maßloser Anstrengung ihres Eigentümers gemeinhin recht harmlos über der Thürklinke hingen oder auf dem Nachttisch neben der Uhr lagen; ja mitunter sogar, stramm über den Schultern ihres Besitzers anliegend, voll heuchlerischen Eifers ihren Dienst bereits angetreten!

Die Toilette war überhaupt eine Tortur für den Aufgeregten . . .

Just eine Stunde verlor man täglich mit dieser geisttötenden, abgeschmackten Beschäftigung!

Sich die Zähne zu reinigen! Ja, ja, die Sache stand nun einmal unabweisbar im Kodex der Wohlanständigkeit: aber war sie nicht albern zum Haarausraufen?

Die Bestien zum Beispiel aus dem Katzengeschlecht — felis leo, felis tigris etc. —, gab es Tiere mit brillanter emaillirtem Gebiß? Na, und wo blieb da, was der vorurteilstrübe Zahnarzt mit dem Ausdruck „rationelle Zahnpflege“ bezeichnete? Tiere sind allerdings keine Menschen, aber es gab auch Menschen, die sich zur Exemplifikation eigneten. Mindestens fünfzigmal hatte Hugo Cellarius die Schwarzwälder Bauernmädchen betont, die sämtlich Perlzähne besitzen, aber das Wort „Zahnbürste“ nie im Leben gehört haben.

Uebrigens: alle Zahnbürsten haarten, selbst die teuerste zu drei oder vier Mark. Stundenlang mußte

man sich oft abquälen, bis man die widerwärtigen Schweinsborsten glücklich aus den Zähnen herausgebohrt hatte . . . !

Lore, die anfänglich der Erregtheit ihres Gemahls eine gewisse Gleichgültigkeit entgegengesetzt, weil ihr der Hausarzt bei irgend einem solennen Diner gesprächsweise mitgeteilt hatte, dergleichen Excesse rührten von Ueberarbeitung her, fing allmählich doch an, ziemlich verstimmt zu werden, wenn das Kesseltreiben nach den verschwundenen Hosenträgern gar zu stürmisch in Scene ging.

„Thu' doch die Augen auf!“ hatte sie mehrmals in einem Tone gesagt, der nicht dazu beitrug, den Zorn ihres Eheherrn abzudämpfen.

„Du bist ja recht höflich!“ hatte er augenrollend geantwortet.

„I, du machst es zu toll. Das hält auf die Dauer selbst der gesündeste Mensch nicht aus.“

„So! Daß ich also nervös bin, daß ich infolge dieser Nervosität ungeduldig erscheine, vielleicht auch heftig, — das gibt dir ein Recht, Nervosität zu heucheln?“

„Ich heuchle nicht, sondern ich fühle ganz deutlich, daß wenn die Sache noch lange so fortgeht . . .“

„Ich glaube, du drohst mir? Willst du mir etwa das Recht bestreiten, meine Hosenträger zu suchen und peinlich verstimmt zu werden, wenn du sie, wie gewöhnlich, versteckt hast?“

Nun gab es ein Hin und Her . . . Lore schien wirklich diese Hosenträgerjeremiaden von Tag zu Tag weniger zu goutieren; sie gab manchmal äußerst gereizte Antworten, weinte, schmollte, und trieb es leider so weit, daß Hugo selbst die Schwarzwälder Bauernmädchen nicht mehr betonen durfte, ohne sicher zu sein, eine unangenehme Scene herbeizuführen.

Infolgedessen unterdrückte er jetzt die etwas abgenutzten Wehklagen über den Zwang der Frühtoilette und fraß, wie er sich ausdrückte, sein Unheil in sich hinein.

Desto verhängnisvoller brach sich die Nervosität späterhin Bahn, — oft schon beim Eintreten in das Eßzimmer.

Therese nämlich, das Stubenmädchen — eine rücksichtslose Person, wie sie im städtischen Weichbilde nicht zum zweitenmal vorkam —, hatte die ganz infame Gepflogenheit, bei starker Kälte nur ein flackerndes Scheit in den Ofen zu legen, während sie bei milder, beinahe frühlingsartiger Witterung ein förmliches Höllenfeuer entfachte.

Der erste dieser beiden niederträchtigen Mißgriffe war allenfalls zu ertragen, zumal Hugo Cellarius öfters an Kongestionen litt. Hatte er seinen günstigen Tag, so brummte er etwas über das beispiellose Kamel, zog empört einen dickeren Rock an und sagte dann, Atem holend, zu Lore:

„Siehst du, wie kolossal ich mich zu beherrschen weiß? Dieses Non plus ultra von Stupidität, diese Therese . . .! Fünf Grad Kälte, — und . . . Na, fühl mal den Ofen an!“

Mitunter geschah's wohl, daß er bei dieser Verherrlichung seiner Gewalt über sich selbst unvermerkt in eine Stimmung geriet, die dennoch als Wut charakterisiert werden mußte: gemeinhin aber blieb es bei solchen Andeutungen.

Anders im zweiten Falle.

Sobald nämlich das Thermometer rechts vom Büffet mehr als vierzehn Grad Reaumur zeigte, war es für Hugo Cellarius nicht mehr zum Aushalten. Wie ein Großinquisitor, der einen Ketzer der Heterodoxie überführt — ernst, unheimlich, noch scheinbar gelassen —, konstatierte er die Ueberschreitung der von ihm festgesetzten Normaltemperatur. Dann stöhnte er — oft mit einem hilflos flehenden Blicke nach oben — die zermalmenden Worte hervor: „Beinahe zwanzig Grad! Dieses Frauenzimmer gehört faktisch ins Irrenhaus!“

Wie rasend stürzte er nach der Thür.

„Therese! Therese! Hier! Sehen Sie mal mit Ihrem mikrokephalen Blödgesicht auf die Straße hinaus! Halten Sie den schuhtiefen Schlamm da drunten für Schnee? Will's Ihnen denn niemals in den trostlosen Schädel, daß man bei acht Grad Wärme anders einheizt, als bei vierzig Grad Kälte? Augenblicklich schaffen Sie mir das Zeug da hinaus: mich rührt noch der Schlag in dieser grausigen Hochofenatmosphäre! Flink, zum Donnerwetter! Sie sehen doch, wie mir das Blut literweise nach dem Gehirn steigt?“

Hiermit riß er stürmisch die Fenster auf und sah nun, unter fortwährenden Apostrophen an die unglückliche Therese, mit zu, wie die Schuldbewußte gesenkten Hauptes die glühenden Kohlen, Schaufel um Schaufel, aus dem Eßzimmer nach der Küche bugsierte. — Bei besonders schwerer Versündigung gegen die Temperaturgesetze nahm er im Zorne wohl auch die Wasserkaraffe und schleuderte ihren Inhalt mit unglaublicher Zentrifugalkraft wider die Brände, so daß der Qualm und die Asche eruptionsartig bis zur Decke emporsausten . . .

Nach dem Frühstück begann der Aerger in seinem Geschäftsbureau.

Hugo Cellarius hatte gleich zu Anfang seiner so jungen Praxis einige aufsehenerregende prozessualische Erfolge errungen, die ihm jene erfreuliche, zugleich aber doch auch bedenkliche Ueberfülle an Arbeit aufluden. Trotz der Heranziehung tüchtiger Hilfskräfte gab es jetzt, in der Höhe der Wintersaison, außerordentlich viel zu thun. Hugo Cellarius, der selber ein außergewöhnlich rascher Arbeiter war, alterierte sich täglich

a. über das letzte Konzept seiner beiden Referendare, die ihm zu weitschweifig stilisierten;

b. über die beiden Hauptschreiber, deren übertriebene schnörkelvergeudende Kalligraphie er unnötig fand, und

c. über Elias Schwenzer, den fünfzehn Jahre alten Novizen, der, wie Hugo behauptete, jährlich für zweihundert Mark Papier nutzlos verschwendete, das Umstoßen der eben gefüllten Tintenfässer zu einer Art Sport erhob, und überdies schwerhörig war.

Auch traf es sich, seit Hugo nervös geworden, beinahe regelmäßig, daß ein sehr beachtenswerter Klient mit einer hochinteressanten Sache jedesmal fünf Minuten vor Thorschluß eintraf, wenn Hugo nämlich gerade

noch Zeit fand, sich in die nächste Droschke zu werfen und nach dem Gericht zu fahren.

Ungeheuer war ferner die Bitternis, die Hugo Cellarius von seiten einiger gegnerischen Anwälte zu erdulden hatte.

Diese Pseudokollegen bedienten sich nämlich in ihren Plaidoyers allerlei satirischer, um nicht zu sagen gift-getränkter Impertinenzen.

Solche Angriffe hatten natürlich zur Folge, daß auch Hugo derartige Pfeile aus dem reichgarnierten Köcher seiner Beredsamkeit kühnlich hervorlangte, — was ihm gelegentlich eine Ordnungsstrafe von fünfzehn Mark eintrug.

„Wenn das so fortgeht, können wir trockenes Brot essen!“ rief er zornglühend seiner Gemahlin zu, als er zum zweitenmal so schmachvoll gebüßt worden war. „Ich verblute mich noch an diesen ewigen Aderlässen!“

Lore war just an diesem Tage ziemlich erregt. Nachdem sie vernommen, was sich ereignet hatte, sagte sie achselzuckend:

„Offen gestanden, hier bist du im Unrecht! Die Bemerkung deines Herrn Gegners war vollständig sachlich. Du mußt dir eben deine thörichte Nervosität abgewöhnen, damit kommt man nicht weit.“

„Also für meine Gegner nimmst du Partei . . . Und mein Rechtsgefühl soll ich mir abgewöhnen!“

„Nicht dein Rechtsgefühl, sondern die übertriebene Gereiztheit!“

„Auch das ist Unsinn! Abgewöhnen! Gewöhne dir die Cholera ab, wenn dir die Kommabacillen das Blut bis in die große Zehe durchjaucht haben! Abgewöhnen! Unglückseliges, jammervolles Geschöpf, siehst du nicht ein, daß ich krank bin?“

„Ach was!“

„Ja wohl! Ich bin der nervöseste Kerl unter der Sonne — und das soll ich mir abgewöhnen! Wie denn, du superkluge Person? Siehst du, solange die Wissenschaft nicht im stande ist, mir die Nervenstränge einzeln herauszunehmen und sie zu putzen, wie man die Räder eines verrosteten Uhrwerkes putzt, solange bleibt mir nichts übrig, als die fünfzehn Mark zu bezahlen und ruhig mit anzuhören, wie du die Stubendirne entschuldigst, wenn sie mich Tag für Tag auf den Kirchhof bringt!“

Er war außer sich. Mit großen Schritten durchmaß er das Zimmer, die Hände bald in die Taschen vergrabend, bald in sein dichtes, lockiges Haar wühlend, als wollte er sich, wie weiland Münchhausen, mit eigener Hand aus dem Sumpfe der Existenz ziehen.

Plötzlich machte er Halt und brüllte, fast in der Stellung des Vaters Laokoon, mit entsetzlicher Stimme:

„Abgewöhnen! Das ist mehr als beschränkt! Das ist schurkisch!“

Nun aber schien Frau Lore mit ihrer Selbstbeherrschung zu Ende.

Sie brach in Thränen aus; sie bejammerte ihre Verblendung, einem so ungerechten, abscheulichen Manne jemals ihr Jawort gegeben zu haben; sie versicherte zwanzigmal, daß alles in der Welt seine Grenzen habe; sie wollte zu ihrer Mutter; sie zerfetzte ihr Taschentuch, sie bat Gott um Erlösung und schloß sich zuletzt, am ganzen Leibe zitternd, in ihr Boudoir ein.

Hugo, anfangs empört über diesen exorbitanten Mangel an Logik, faßte nach längerem Schwanken den lobenswerten Entschluß, die schluchzende Lore in ihrem Allerheiligsten aufzusuchen und ihr die freimütige Erklärung zu geben, daß er dies alles nicht so böse gemeint habe.

Er trat also, stoisch gefaßt, an die Thür und pochte.

„Lorchen,“ rief er, beinahe flötend, „bitte, mach doch 'mal auf!“

Keine Antwort.

„Lorchen, sei doch nicht thöricht! Was sollen die Dienstboten von uns denken?“

„Ach,“ schluchzte Frau Lore, „was die sich denken, darüber bin ich mir vollständig klar.“

„Eleonore, ich habe dir etwas mitzuteilen!“

„Ich bitte dich, laß mich jetzt! Geh lieber ein paar Minuten ins Freie, damit du ruhiger wirst!“

„O, ich bedarf keiner Abkühlung mehr; ich bin ruhig, wie seit lange nicht . . . Eventuell könnten wir ja den Spaziergang zusammen machen?“

„Dazu bin ich zu abgespannt.“

„Na, so öffne doch nur!“

Sie willfahrte ihm. Hugo trat ein.

„Mein liebes, gutes, herziges Lorchen,“ sprach er und zog sie stürmisch ans Herz, sei mir doch nicht um jeder Kleinigkeit willen so aufgeregt! Siehst du, wir provozieren uns gegenseitig; wir legen schier jedes Wort auf die Wage; wir reiben uns schließlich auf — und bei Licht besehen, ist's doch immer nur — viel Lärmen um nichts!“

Die Stimme des philosophischen jungen Mannes klang so zärtlich, so schmeichlerisch, daß Lore nicht widerstehen konnte. Sie preßte ihr Köpfchen wider sein Herz und flüsterte, zu ihm aufschauend:

„Ach ja, du hast recht! Weshalb sollten auch wir gerade uns das Leben verbittern? Wir, die wir einander so lieb haben? Nicht wahr, Hugo, du zürnst mir nicht mehr? Ich bin recht albern gewesen vorhin . . . Ich hätte wissen sollen . . .“

„Engel,“ sagte Hugo und küßte sie auf die Stirne. „Ich allein trage die Schuld; oder vielmehr Jakobi, mein verehrungswürdiger Herr Kollege, der mich so unverschämt reizte.“

„Aergere dich nicht über den unbedeutenden Menschen! Jakobi und du! Wie kann ein Jakobi dir, dem anerkannt ersten der jüngeren Rechtsanwälte, was anhaben! Sich ärgern heißt in diesem Falle sich wegwerfen!“

„Mir aus der Seele gesprochen! Weißt du, wir wollen von jetzt ab mal den Versuch machen, alle Vorkommnisse des Daseins rein philosophisch zu nehmen, so im Stile des Cato . . .“

„Ach, das wäre ein Gnadenglück! Wenn du das fertig brächtest!“

„Sei unbesorgt! Ich bin Mannes genug, um das zu können, was ich energisch will. Aber du, bei deiner ätherischen Konstitution! Du bist wirklich sehr nervös in der letzten Zeit, kolossal nervös . . .“

„Das ist kein Wunder.“

Beim Vesperbrot. Von E. Grützner.

„Wie so?"

„Liebster, bester Hugo — diese letzten paar Monate . . ."

„Ich verstehe dich nicht."

„Ach, du weißt doch, — deine schreckliche Ungeduld, deine Gereiztheit . . ."

„Es ist merkwürdig!" sagte Hugo, und trat einen Schritt zurück. „In demselben Momente, da ich dir zusage, künftighin Selbstbeherrschung zu üben, wirfst du mir Ungeduld, Grobheit, Impertinenz und sonstige unglaubliche Dinge vor! Wenn du dir einbildest, das sei der richtige Weg, meine zerrütteten Nerven allmählich in Ordnung zu bringen, so bist du riesig im Irrtum!"

„Bitte, bitte, sprich nicht so laut."

„Ich wüßte nicht, daß ich laut spräche. Und wenn selbst, so wird es mir hoffentlich freistehen, einzelne Thesen, die ich für wichtig erachte, etwas zu unterstreichen. Du scheinst noch immer nicht ganz beruhigt . . .!"

„Und du scheinst fortzufahren, wo du eben erst aufgehört hast. Du machst Augen, sage ich dir, Augen . . ."

Noch zwei Minuten — und Lore warf sich wieder schluchzend über das Sopha, während Hugo hinaus raste, das Stubenmädchen beinahe über den Haufen stieß, ihr ob dieses ungestümen Zusammenpralls sofort kündigte, und sich dann in seinem Empfangszimmer, wie zu Tode erschöpft, in den Sessel warf.

„Therese!" rief er mit Donnerstimme, „Therese! Himmelkreuzdonnerwetter, wo stecken Sie wieder? Muß man denn jedesmal die fünfzig Schritt weit bis zur Klingel rennen?"

Thränenden Angesichts trat das Mädchen ins Zimmer.

„Nun, was ist los? Weshalb heulen Sie? Bringen Sie mir sofort die Glasbüchse mit dem Bromnatrium! Aber flink! Mich rührt sonst der Schlag! Und Wasser natürlich! Euch beschränkten Subjekten muß man alles, auch das Selbstverständlichste, wie Brei um den Mund schmieren!"

Therese brachte das verlangte Medikament.

Wütend schüttete Hugo den Inhalt der Büchse fast zur Hälfte ins Glas, goß Wasser darauf und stürzte die Lösung gierig hinunter.

„Das soll nun helfen!" rief er entrüstet. „Ein Vierteljahr lang ist das Tag für Tag mein Gesöff, — und Gott soll's wissen, ob ich auch nur die leiseste Spur einer Besserung merke! Doktor Köllner ist ein Kretin, wie alle Aerzte! Aber das kann nicht so fortgehen. Jetzt muß endlich mal was geschehen: sonst fahr' ich buchstäblich aus der Haut! Ach, und nun noch das Unglück mit meiner Frau! Sie ist ja sonst ein liebes, gutes Geschöpf; aber diese verfluchte kindische Uebelnehmerei, — es ist rein zum Verzweifeln!"

Der Tag, an welchem diese Scene sich abspielte, endete mit der Entlassung Elias Schwenzers, dessen Ungeschicklichkeit, dem Ausspruche Hugos zufolge, die Grenze der Bestialität längst überschritten hatte.

* * *

Es war Sommer geworden.

Die oben geschilderten Zustände hatten sich, aller guten Vorsätze ungeachtet, so erheblich gesteigert, daß Hugo ganze Tage lang arbeitsunfähig blieb.

Während dieser Zwangspausen litt er unsäglich. Er malte sich die betrübsamsten Bilder: die wachsende Ungeduld seiner Klienten, die Abnahme ihres Vertrauens, die allmähliche Zertrümmerung seiner Praxis. So zu enden, nach so hoffnungsvollen, glänzenden Anfängen, — es war geradezu schauderhaft!

Aber auch außerhalb solcher Perioden schien er ein Märtyrer. Bis vor kurzem noch hatte er leidlich geschlafen. Jetzt aber machte er nicht nur zwei- oder dreimal des Nachts Licht, sondern acht- oder zehnmal! Häufig genug ertappte er sich in einem dämmernden Zustande, der zwischen Wachen und Schlafen die Mitte hielt. Er träumte dann nicht, sondern er dachte, aber sein Denken war von einer visionären Lebendigkeit. Halbvergessene Scenen aus seiner Kindheit zogen ihm so am geistigen Auge vorüber und erfüllte ihn mit unsäglichem Heimweh . . . Dann zerfolterten ihn gewisse Probleme aus den schwebenden Rechtsstreitigkeiten. Die Masse des unerledigten Materials schien sich turmhoch emporzubauen; die anberaumten Termine lagen vor ihm wie ein unabsehbares Labyrinth . . .

Es war ja undenkbar, sich da jemals herauszufinden! Schon der eine Umstand wirkte verhängnisvoll, daß fünf, sage fünf seiner Klienten den unqualifizierbaren Namen Müller führten! Müller! Ja noch mehr! Zwei von ihnen hießen sogar niederschmetternderweise Karl Müller. Bei der Unzuverlässigkeit seiner Referendare konnte das die schrecklichsten Katastrophen herbeiführen!

Wenn nun der eine Karl Müller, der eine Rechnung im Betrage von 314 Mark 15 Pfennig eingeklagt hatte, irrtümlicherweise anstatt des anderen Karl Müller, der des Raubmords geständig war, rite zum Tode verurteilt wurde!

Ja, hätte er noch seinen alten famosen Elias Schwenzer gehabt, der ja wohl ab und zu einen Tintenklex machte, aber doch ganz brillant war im Auffinden der verstecktesten Aktenfascikel! Aber nun saß da an Stelle dieses Getreuen der geschäftige Zapp, der allerdings bei den Worten: „Zapp, holen Sie mal . . ." schon halb zur Thür hinaus war, ehe er noch eine Ahnung hatte, was er denn holen sollte, der aber in seiner heillosen hirnverlotterten Konfusion alle fünf Müller zusammen auf jenes Mühlrad flocht, das dem unglückseligen Advokaten jetzt bei Tag und bei Nacht durch den Kopf ging . . .

O dieses Mühlrad! Durch lauter Eingaben, Vorstellungen, Liquidationen und Protokolle ward es getrieben, und es klapperte, wie das vertausendfachte Geticke der großen Pendeluhr im Gerichtssaal . . . Lag er denn wieder im Traum, oder hörte er wirklich diese totenwurmähnliche Monotonie . . .? Welches trostlose Bangen, welche grausige Vorahnung fürchterlicher Begebnisse!

Jetzt, jetzt, jetzt mußte es kommen . . .

Und richtig, da stand er bereits in der halb geöffneten Thür des Schlafzimmers, der unbefleckte,

ehrenhafte Karl Müller, der nur eine ganz legitime Forderung eingeklagt hatte ... In der Linken hielt das vorwurfsvolle Gespenst das leider noch unbezahlte Konto; in der Rechten sein blutendes Haupt, das ihm irrigerweise durch den Scharfrichter Leopold Zapp vom Rumpfe getrennt worden war ...

Und die fürchterliche Gestalt rückte näher und näher, und bei jeglichem Schritte machte sie „Zapp". Schließlich setzte sich der seufzende Rumpf des Enthaupteten quer über die Bettstatt und legte dem fahrlässigen Rechtsanwalt unter dumpfem Gekoller den traurigen Müllerkopf mitten aufs Herz.

Hugo machte die verzweifeltsten Anstrengungen, die blutende Last von sich abzuschütteln. Der Angstschweiß floß ihm in Strömen über die Stirne; — sein Atem keuchte, wie ein ächzender Fichtenstamm in der Sägemühle ... Wieder erscholl das pendelartige Klappern, — bis er dann endlich mit einem schrillenden Angstschrei emporfuhr ...

Nicht viel besser stand es mit Lore.

Sie schlief zwar leidlich, aber ihre Gereiztheit funkelte im Zenith. Wenn sie nicht aufbrausend oder gar derb wurde, wie ihr sturmdurchwühlter Gemahl, so lag dies nur in der angebornen Reserve des weiblichen Temperaments, das selbst im Stadium der höchsten Erregtheit gewisse unübersteigliche Schranken kennt.

Die Beziehungen zwischen Hugo und Lore hatten sich nahezu tragikomisch gestaltet. Peinliche Auftritte wechselten Tag für Tag mit poesievollen Scenen einer wahrhaft rührseligen Aussöhnung.

Wenn Hugo die junge Frau nach vorübergegangenem Sturm so bleich und so abgehärmt auf der Chaiselongue sitzen sah, dann ergriff ihn gewöhnlich das Uebermaß einer leidenschaftlichen Reue. Er übertraf sich in Aufmerksamkeiten; er verriet die zärtlichste Sorge um ihre angegriffene Gesundheit. Eigenhändig trug er ihr die Erfrischungen zu — bald ein Glas Apollinaris mit etwas Citronensäure, bald eine Lösung seines vielgeschmähten, aber noch immer nicht aufgegebenen Bromnatriums. Klagte sie über Migräne, so schob er ihr den Schaukelsessel auf die Veranda, gab ihr den Eisbeutel auf den Kopf und schlich auf den Zehen umher, die Dienstboten mit stummer Tyrannengebärde zur Ruhe ermahnend ...

Ganz das Gleiche geschah von seiten der jungen Frau, wenn Hugo sich „ruiniert" fühlte. Sie konnte dann Thränen vergießen beim Anblick seiner starren Ermattung. Ach, war das ein unbegreifliches Schicksal! Sie liebten sich doch so sehr; sie konnten ohne einander nicht leben, — weshalb denn immer und immer wieder diese qualvollen Mißverständnisse?

Ja, ja, das wußte der Himmel, sie waren beide furchtbar nervös.

Doktor Köllner, der Hausarzt, hatte seinem ehemaligen Leibfuchs Hugo schon zwei- oder dreimal Chinin verordnet: umsonst. Hugo warf das Recept in seinen Papierkorb und sprach: „Benno, du schwindelst."

Hiernach untersagte ihm der Doktor Benno Köllner das Rauchen.

Die Folge davon war ein nahezu ärgerlicher Disput zwischen dem Rechtsgelehrten und dem Manne der Heilkunst, und die Erklärung des letzteren, Hugo werde sich über kurz oder lang auf den Kirchhof qualmen.

Lore befolgte die ihr verordnete Milchkur mit ernsthafter Fügsamkeit: aber nach vierzehn Tagen widerstand ihr die Sache so ganz und gar, daß schon der bloße Anblick des kuhwarmen Bechers ihr Uebelkeiten verursachte. Die Eisenpillen, die sie dann dreimal täglich hinunterwürgte, blieben erfolglos, — genau so, wie die halbwarmen Bäder und die redlich betriebene Lungengymnastik.

Beiden Patienten fehlte eben die Grundbedingung aller Genesung: die Ruhe.

Da eines Tages, als Lore wieder dem Arzte geklagt hatte, wie alles vergeblich sei, raffte sich Doktor Köllner zu einer kategorischen Grobheit auf.

„Es gibt einen Eigensinn," sprach er zu Hugo, „der flegelhaft und albern zugleich ist. Halte den Mund! Ich bin dein Hausarzt, aber nicht dein Hanswurst! Heut ist der zehnte Juli: sobald die Gerichtsferien anfangen, wird die Bude hier zugemacht. Sie, gnädige Frau, begeben sich stante pede nach Schlangenbad, leben dort thunlichst zurückgezogen und erholen sich ex fundamento von der Qual ihres Ehestands. Alles Nähere schreibe ich Ihnen noch auf. Du aber, du entsetzlicher Mensch, verfügst dich, ohne zu murren, nach der weltberühmten Höhenstation Rigi-Scheideck, langweilst dich zum Zerbersten, gestattest dir allenfalls die Lektüre eines mäßigen Feuilletons, aber bei Leibe nichts Ernsteres, und gehorchst buchstäblich meinen sonstigen Anordnungen, die du morgen früh mit der Post erhältst. Weigerst du dich, so bin ich nicht nur dein Quacksalber, sondern auch dein Freund gewesen. Hol's der Henker, die Sache wird mir nachgerade empfindlich. Wie du jetzt so herumläufst, hohläugig und verschwiemelt, als kneiptest du jede Nacht bis zum Hahnenschrei, bist du ein wandelndes Spottgedicht auf meine Befähigung. Du untergräbst meinen Ruf, du ruinierst meine Praxis!"

„Bist du nun fertig?" fragte Hugo mit überraschendem Gleichmut.

„In der Hauptsache, ja. Ich verlange jetzt keinen Entschluß. Morgen bekommt ihr meine Detailvorschriften, übermorgen hol' ich mir Antwort. Willigst du ein, respektive: gibst du dein Grand-Cerevis darauf, daß du strikte gehorchen willst: gut. Wenn nicht, so bekömmst du noch am selbigen Abend meine hochachtungsvollst-ergebenste Liquidation, gleich quittiert, damit ich vollständig tabula rasa mache und dein ehemaliger Leibfuchs ist tot für dich. Gnädige Frau, ich empfehle mich Ihnen."

„Ab durch die Mitte!" sagte der Rechtsanwalt. „Er schien ordentlich alteriert der sonst so maßvolle Benno! Werden denn auch die Aerzte nervös bei dieser verdammten Zeitströmung?"

Zwei Tage später kam der maßvolle Benno behufs Entgegennahme des Definitivums.

Hugo war nicht zu Hause; Lore empfing den getreuen Berater mit einem seltsamen Lächeln.

„Nun?" fragte der Doktor, „wie steht's?"

„Hugo ist zu allem bereit," versetzte sie zögernd. „Er will die acht Wochen auf Rigi-Scheideck aushalten,

nichts arbeiten, nicht das geringste, Ihre Diät befolgen, nur ganz leichte Cigarren rauchen, zwei Stück täglich; selbst kuhwarme Milch trinken, — unter einer Bedingung . . ."

„Die wäre?"

„Daß ich mitgehe."

„Unmöglich! Gerade die Trennung ist hier die Hauptsache! Zwei nervöse Patienten in gemeinsamer Kur — das taugt nicht, das vereitelt alle Erfolge . . ."

„Ja, dann fürchte ich, Hugo wird nein sagen. Der Gedanke, sich von mir trennen zu sollen, drückt ihn zu Boden; ich glaube, er ist seit vorgestern noch nervöser geworden."

„So? Und wie zeigte sich das?"

„Er hat schrecklich auf Sie gezankt. Die kuhwarme Milch und die Strohcigarren wolle er sich zur Not noch gefallen lassen: aber acht Wochen allein, — das übersteige die Grenzen alles Comments."

„Wirklich?"

„Ja, so hat er gesagt. Und weshalb Sie nicht lieber gleich die Scheidung der Ehe verordneten? Das sei doch wenigstens konsequent, und dann wüßte man doch, wie man daran sei. Kurz und gut, lieber Herr Doktor, ohne mich geht er nicht. Und damit Sie nicht etwa dächten, vernünftiges Zureden könne da irgend was ändern, so hat er sein Ehrenwort drauf gegeben, und ich solle ihn einen elenden Kerl heißen, wenn er überhaupt noch betreffs dieses Punktes unterhandle."

Doktor Köllner stand einen Augenblick ratlos. Er mußte doch an sich halten, um seinen Aerger zu unterdrücken.

„Das nenn' ich noch einen verliebten Ehephilister!" sagte er endlich. „Acht volle Wochen! Man sollte glauben, das sei eine Ewigkeit."

„Nun, bester Herr Doktor, recht lange ist's allerdings. Sie, als Junggeselle, verstehen das nicht! Wenn zwei Leute sich lieb haben . . ."

Benno schritt ein paarmal durchs Zimmer.

„Es ist nicht zu glauben!" seufzte er händeringend. „‚wenn zwei Leute sich lieb haben!' Und dabei alle Tage, mit Respekt zu sagen, Krawall! Himmel und Hölle, was lieben Sie denn eigentlich an diesem garstigen Polterer?"

„Aber Herr Doktor . . .!"

„Nun ja, ich gebe ja zu, er ist ja von Haus aus ein Mensch, der seine Vorzüge hat —: aber nachgerade sollten Sie doch einmal froh sein, diesen ewigen Alterationen für ein paar Wochen aus dem Wege zu gehen!"

„Ach, er kann doch so gut sein! Sie haben keine Idee davon, wie sehr sein treues Herz an mir hängt!"

„So, hängt das? . . ."

„Unbeschreiblich! Als Sie vorgestern weg waren, traten ihm fast die Thränen ins Auge. ‚Acht Wochen Trennung?' sagte er. ‚Lieber spring' ich ins Wasser.'"

„Das nennen Sie ‚gut sein'? Na, de gustibus . . .! Also sein Ehrenwort hat er gegeben! Eine verwünschte Manier, sich so die Rückkehr zur gesunden Vernunft zu verbarrikadieren!"

Er trat ans Fenster und blickte zwei oder drei Minuten lang, ohne ein Wort zu sprechen, hinaus in die brütende Julihitze. Augenscheinlich ging etwas in ihm vor: die Prüfung eines plötzlich aufgetauchten Entschlusses.

Die Brauen hochziehend, wandte er sich bedeutungsvoll nach der jungen Frau um.

„Es hilft nichts!" begann er in verdüstert zaghaftem Tone. „Sie müssen jetzt klar sehen, oder das Schlimmste ist unausbleiblich."

Da Lore erschreckt zu ihm aufschaute, fuhr er nachdrücklich fort:

„Sie können Ihren Gemahl nach Rigi-Scheideck begleiten, vorausgesetzt, daß Sie die Kraft in sich fühlen, Ihre — beiläufig gesagt, kaum bedenkliche — Nervosität mannhaft zu bändigen. Thun Sie das nicht, zeigen Sie sich nur im mindesten reizbar, so ist alles umsonst, und das Uebel ihres Gemahls wird schreckliche Fortschritte machen . . ."

Lore war bleich geworden.

„So schlimm also steht es um Hugo?" fragte sie bebend.

„Allerdings, so schlimm!"

„Aber das ist ja geradezu trostlos!"

„Trostlos? Daß ich nicht wüßte! Ruhe und Mäßigkeit werden ihm bald die verlorene Gesundheit zurückgeben, — namentlich Ruhe. Wenn es denn also durchaus unumgänglich ist, gut, so begleiten Sie ihn! Aber befolgen Sie meinen Rat, und spielen Sie nicht mit dem Feuer! Hugo leidet an einer schleichenden Affektion sämtlicher Ganglien. Eine einzige Scene, die Sie ihm machen, kann jetzt verhängnisvoll werden."

„Und weshalb sagen Sie mir das erst heute?"

„Da Sie selber etwas nervös sind, wollte ich Sie nicht zwecklos erschrecken. Ich dachte ja, er würde meinen Anordnungen gemäß ohne Sie nach der Schweiz gehen. Seine Starrköpfigkeit zwingt mich nun, diese Rücksichten über Bord zu werfen. Schonen Sie ihn, gnädige Frau! Hegen und pflegen Sie ihn wie Ihren Augapfel! Ersparen Sie ihm jede Verdrießlichkeit, jede Alteration! Mit einem Worte: beherrschen Sie sich mit unverbrüchlicher Konsequenz, — und alles wird gut gehen."

„Sind Sie dessen gewiß?" fragte die junge Frau zitternd.

„Vollkommen gewiß! Aber ich zweifle, daß Sie die Kraft haben . . ."

„O, die will ich schon finden! Wenn ich nur fest überzeugt sein darf, daß ihm bei sorgsamer Pflege keine Gefahr droht."

„Nicht die geringste. Nur ist zweierlei zu beachten. Erstens dürfen Sie in Ihrer Selbstbeherrschung nicht nachlassen, wenn auch Hugo mit scheinbarer Glaubwürdigkeit versichert, er fühle sich ganz vortrefflich. Seine Krankheit bringt das nämlich so mit sich. Die bloße Ortsveränderung, der Wechsel der Eindrücke wirkt im Anfang oft Wunder, ohne daß von wirklicher Heilung die Rede sein könnte. Da gilt es, standhaft bleiben im Verfolgen des Zieles, das selbstverständlicherweise nicht so im Handumdrehen erreicht werden kann."

„Natürlich!" sagte die junge Frau.

„Zweitens," fuhr der Arzt fort, „darf Hugo nicht die leiseste Ahnung haben, daß Sie irgend um ihn be-

sorgt sind. Es liegt ja, wie schon bemerkt, überhaupt zu ernster Besorgnis kein Grund vor, immer vorausgesetzt, daß Sie der schwierigen Aufgabe der Selbstüberwindung unentwegt treu bleiben. Sie können also in vollkommenster Heiterkeit Ihre Fahrt antreten; ja diese Heiterkeit ist sogar dringend erwünscht, da auf solche Patienten nichts so vorteilhaft wirkt, als eine frohgestimmte Umgebung . . .“

Draußen erscholl die Klingel.

„Das ist Hugo!“ rief Lore erregt.

„Fassen Sie sich! Wenn Sie so stürmisch atmen, merkt er vielleicht, daß etwas Außergewöhnliches vorgeht. Weitere Verhaltungsmaßregeln brauche ich Ihnen nicht zu erteilen. Sie wissen genug. Nur ihm selber möchte ich noch ins Gewissen reden, damit er auch wirklich die paar diätetischen Vorschriften, die ich gegeben habe, befolgt.“

„Er ist in sein Zimmer gegangen. Darf ich Sie bitten . . .? Hier durch den Salon . . .!“

Doktor Köllner begab sich in Hugos Arbeitszimmer. Der Rechtsanwalt schien heute bei guter Laune. Er bewillkommnete den Doktor mit großer Herzlichkeit. Man hatte dem des Raubmords geständigen Müller heute vormittag mildernde Umstände zuerkannt.

„Gratuliere!“ sagte der Doktor. „Hugo Demosthenes häuft ja Erfolg auf Erfolg! Um jetzt was anderes zu reden: Deine Frau hat mir kund und zu wissen gethan, was ihr im Schilde führt.“

„Ja, es ist . . .“

„Laß nur! Ich merkte sofort, daß die Durchkreuzung meiner ärztlichen Pläne von ihr ausgeht . . .“

„Meinst du?“ fragte Hugo erstaunt.

„Lieber Freund, du kennst noch die Weiber nicht! Insbesondere nicht die hochgradig nervösen! Die wissen das alles so einzurichten, so die Worte zu drechseln, so die Begriffe zu fälschen, daß schließlich ein Ehemann, der wie du den Kopf nach allen Richtungen voll hat, und fast einen eigenen Sekretär dafür anstellen könnte, um nur die verschiedenen Müller auseinander zu halten, gar nicht merkt, wo sein eigner Wille beginnt oder aufhört.“

„Wie verstehe ich das?“

Doktor Köllner zuckte die Achseln.

„Siehst du,“ sagte er flüsternd und faßte den Freund beim obersten Westenknopf, — „wenn ich dafür plaidierte, daß deine Gattin allein reisen sollte, so hatte ich meine triftigen Gründe. Du bist ein wenig nervös, wie alle geistig thätigen Männer, die sich über das Durchschnittsniveau erheben. Ich bin auch nervös. Jeder anständige Mensch ist heutzutage nervös.“

„Nicht wahr?“ rief Hugo Cellarius erfreut. „Weiß Gott, das erste vernünftige Wort, das ich höre! Es ist ein wahres Verderben mit dieser Nervosität. Hast du das auch so, daß du manchmal etwas zerknüllen, zerknittern, zerreißen möchtest? Spürst du gelegentlich das Bedürfnis, Schlangen zu erwürgen? Siehst du, dieses Bedürfnis fühlte ich heute dem Staatsanwalt gegenüber! Dazu hat der Kerl einen Hals, einen Hals, ich sage dir, wenn ich Scharfrichter wäre . . .“

„Halt!“ unterbrach ihn der Arzt. „Du scheinst mir doch noch etwas nervöser, als ich vermutet. So nervös, wie ich ursprünglich behauptete, allerdings nicht; denn diese Behauptung verfolgte einzig den Zweck . . .“

Er setzte dem Erstaunten hiernach kurz auseinander, daß Lore der allergrößten Schonung bedürfe, wenn ihr anämischer Zustand nicht die furchtbarsten Katastrophen herbeiführen solle. Ihm habe er Rigi-Scheideck verordnet, weil sich ein geistig thätiger Mensch einmal ausspannen müsse; die Hauptperson aber, um die es sich handle, sei die zarte, äußerst empfindliche Frau . . . Ein Zusammensein mit dieser höchst irritablen Patientin sei nur in dem Falle denkbar . . .“

Und so ging die Erörterung weiter. Fast mit den nämlichen Worten, die er vorhin bei der jungen Frau in die Bresche geführt, erreichte er jetzt das nämliche Resultat. Totenblaß gelobte ihm Hugo, das Aeußerste aufzubieten, um die so sehnlichst erhoffte Heilung seiner geliebten Lore gründlich zu sichern.

„Uebermorgen spätestens brechen wir auf,“ rief er energisch, als der Doktor zum Hute griff. „Für die paar Tage kann ich mich unschwer vertreten lassen. Hättest du mir das alles nur früher gesagt! Herrgott, wie manche Aufregung wäre dem armen Geschöpf dann erspart worden!“

Köllner zuckte die Achseln.

„Hab' ich dir nicht Ruhe gepredigt und Selbstbeherrschung? Wer aber hörte nicht? Wer verachtete mein schwefelsaures Chinin und freute sich förmlich, wenn er seiner Nervosität — lies Unart und Launenhaftigkeit — ungestört nachgeben konnte? Und die starken Cigarren! Jede starke Cigarre, die du während der nächsten acht Wochen rauchst, gefährdet die Wiederherstellung deiner Gemahlin! Das klingt paradox, aber es ist so! Nikotin lähmt die Willenskraft. Du wirst möglicherweise in deine alte Gereiztheit und Wildheit zurückfallen — auch der gezähmte Wolf bleibt ein Wolf — und wie die Dinge jetzt liegen . . . Es ist ja denkbar, daß sie noch einige Auftritte übersteht . . .“

„Unbesorgt! Ich rauche dann überhaupt nicht. Hältst du mich für den Sklaven einer Gewohnheit?“

„Darüber kann ich nicht urteilen. Aber ich weiß zum Beispiel, daß du ein großer Verehrer der Flasche bist, und zwar nach dem redlichen Grundsatze: gut und viel . . .“

„Was soll das beweisen?“

„Ich meine nur: von den Spirituosen gilt so ziemlich das gleiche, wie von dem Einfluß des Nikotins.“

„Pah!“

„Ich rede im Ernste, und fast fühle ich etwas wie Scham, daß ich jetzt erst diesen hochwichtigen Punkt aufs Tapet bringe . . . Also, um's kurz zu machen: wenn dir das Leben deiner Gemahlin auch nur einen Pfifferling wert ist, so meide den Alkohol! Du wirst dann zu lebhaft, selbst wenn du bei günstiger Laune bist. Höchstens ab und zu ein Glas Rotwein oder ein Hofbräu — aber nur eins!“

„Nur eins? Lächerlich! Keinen Tropfen werd' ich riskieren! Das ist ja rein um sich die Haare zu raufen! Soll die Gesundheit meiner Lore davon abhängig sein, ob ich zufälligerweise einmal über die Schnur schlage? Wasser trinke ich, ganz gewöhnliches Wasser — Milch,

mein'twegen auch Haaröl, wenn's nötig ist! Ich bin opferwillig, sobald ich weiß, daß die Opfer sich lohnen. Freilich, bisher — da kamst du immer nur so unmotiviert mit deinem Genörgel, als ob du mir den prächtigen Rüdesheimer und die famosen Havanas nicht gönntest . . ."

Dr. Köllner reichte ihm herzlich die Hand.

„Ich sehe, du bist ein Mann! Deine Charakterstärke bürgt mir dafür, daß deine Gattin gerettet ist! Glückliche Reise!"

* * *

Die Kur auf Rigi-Scheideck war denn auch wirklich das Glänzendste, was Dr. Köllner bis jetzt in den Annalen seiner ärztlichen Praxis verzeichnet hatte.

Die Heilung begann schon unmittelbar nach der Abfahrt.

Man hatte zunächst nur Billets nach Nürnberg genommen . . . Hugo erklärte nämlich in der artigsten Weise, eine längere Tour sei zu anstrengend; nicht etwa für Lore, o nein! die könne ja wohl was vertragen; aber für ihn . . .

„Weißt du, Lore, ich bin von den letzten Arbeitswochen ein bißchen mitgenommen; da richt' ich mir diese Erholungsreise so recht gemütlich ein, ohne die mindeste Ueberstürzung, piano, pianissimo . . .!"

Wäre nicht Hugo der jungen Frau mit diesem Einfall zuvorgekommen, so hätte ihn Lore gehabt — und auch sie würde ihr eigenes Behagen vorgeschützt haben, um ja nicht ihrem teuren Patienten die Vermutung nahe zu legen, als hege sie Sorge um seinetwillen.

Die erste Etappe bis Nürnberg glich bereits einer Hochzeitsreise.

Hugo war die Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit in Person. Er plauderte frisch und lustig von diesem und jenem, bis Lore, in der Befürchtung, die allzu lebhafte Konversation möchte ihm schaden, Müdigkeit heuchelte und ihr reizendes Köpfchen behaglich ins Polster drückte.

Nun verstummte er, um sie ja nicht zu überanstrengen, zog die blaue Gardine vor, damit das Licht der glühenden Julisonne, die jetzt von rechts auf die Scheiben fiel, ihr nicht lästig werde, und schloß dann gleichfalls die Augen, als ob er schlafe.

Unter den Wimpern hervor beobachteten sie sich gegenseitig mit zärtlicher Teilnahme.

„Bis jetzt ist alles ja gut gegangen — über Erwarten gut!" dachte Lore, tief Atem holend.

Als der ungeschickte Gepäckträger ihre Hutschachtel fallen ließ, da hatte sich Hugos Stirn allerdings ein wenig gerötet: aber er war gleich wieder ruhig geworden — und nun fuhr man schon anderthalb Stunden lang mit Geklirr und Gerassel über die ächzenden Schwellen, ohne daß seine Nervosität sich zu steigern schien!

Sollte die bloße Aussicht auf eine Erholung diese Wandlung bewirkt haben? Oder war die milde Gelassenheit, die er bekundete, schon eine Folge der Luftveränderung?

Da — nun schlief er . . . ganz fest! Das war gewiß gut für seine zerrütteten Ganglien! Ach, wie tief und wie regelmäßig gingen die Atemzüge! Wenn nur die unleidliche Fliege, die ihn umkreiste, diesen köstlichen Schlummer nicht unterbrach!

Vorsichtig nahm sie ihr Taschentuch, um die Störerin zu verscheuchen. In demselben Moment schlug er die Augen auf.

„Wie, du schläfst nicht?" fragte er überrascht.

„Ich? Nein . . . Das heißt, ich habe so flüchtig . . . Aber du, lieber Hugo . . .? Hab' ich dich etwa aufgeweckt, als ich mich vorbeugte?"

„Nein. Ich schlafe nicht im Coupé . . . Ich versuche es wohl, aber es geht nicht . . . Noch dazu bei dieser tropischen Hitze! Es ist wirklich . . ."

Er wollte sagen: „um aus der Haut zu fahren!" Alsbald aber fiel ihm bei, daß Lore in dieser Wendung etwas von Nervosität wittern möchte.

So verbesserte er sich mit vollendeter Gleichmütigkeit: „Es ist wirklich . . . bedeutend wärmer, als ich erwartet hatte."

Lore war längst von der Thatsächlichkeit dieser Hochofentemperatur überzeugt; selbst der Durchzug kühlte nur mäßig und fünf- oder sechsmal hatte ihr ein Seufzer auf der Lippe geschwebt, den sie aber ganz mit der nämlichen Promptheit hinuntergeschluckt hatte, wie Hugo seine beliebte Phrase vom Aus-der-Hautfahren.

„Weißt du was?" begann sie nach einer Pause: „wie wär's, wenn wir die Hitze einfach dadurch bekämpften, daß wir ein paar hübsche Pfirsiche äßen?"

„Pfirsiche? Hast du denn welche?"

„Und ob! Ich dachte mir nämlich, es würde dich angenehm überraschen, so in der Einöde unseres Coupés unverhofft eine Oase zu finden . . . So hab' ich denn kurz vor Thorschluß noch Pfirsiche und Aprikosen gekauft — dein Lieblingsobst — Primaware, und dabei außerordentlich billig!"

„Das ist ja reizend!" sagte er liebevoll und klopfte ihr vorsichtig auf die Wange, als fürchte er, die schlummernde Nervosität wieder aufzustören.

„Aber wie steh' ich nun da mit meinen elenden Pralinés, die ich durch Zapp noch besorgen ließ? Uebrigens: elend sind sie nun gerade nicht; vielmehr Primaware, um deinen klassischen terminus technicus zu gebrauchen, von Kühling und Bornemann, Königsstraße. Ich kenne ja deine Leidenschaft! Siehst du, dort — das kleine Paket in der Seitentasche des Ueberziehers!"

Er deutete nach dem Gepäcknetz, wo sein Paletot zwischen den beiden Handtaschen lag.

„Wie lieb von Dir!" sagte die junge Frau und ergriff seine Hand. „In eigener Person an solche Kleinigkeiten zu denken und gar deinen unentbehrlichen Zapp hinzuschicken!"

„Pah, der Zapp kann schon mal laufen!"

„Aber wie du so gleich im ersten Moment auf die richtige Quelle verfielst? Und der Zapp hat's richtig behalten: ‚Kühling und Bornemann, Königsstraße 14 und 15'? Siehst du, er macht sich ja . . ."

Hugo wollte erwidern: „Ich hab's dem Rhinoceros aufgeschrieben und dem Esel gesagt, er könne zum Teufel gehen, wenn er die mindeste Konfusion anrichte."

Aber das klang ja nach Nervosität, und so begnügte er sich mit der schlichten Anmerkung: „Ja, ja, der Junge gibt sich jetzt Mühe. Ueberhaupt —: er war eigentlich gar nicht so unbrauchbar, als ich früher so im Drang meiner Geschäfte manchmal voraussetzte."

Lore schloß unwillkürlich die Augen.

Wie klang das wohlthuend! Wie umsäuselte das ihr erregtes Nervensystem mit balsamischem Hauche! Ja, es war zweifellos: die Befreiung aus dem Räderwerk der täglichen Arbeit, das Gefühl, dem herrlichen Bergland entgegenzurollen, wirkte schon jetzt wie ein Wundermittel auf die Ganglien ihres geliebten Patienten! Er nahm jetzt alles so ruhig auf, so gemessen, wie kaum in Tagen seiner Gesundheit. Er stürzte nicht — was er bei einer so unangenehmen Temperatur sonst wohl gethan hätte — wutentbrannt von einem Sitze zum anderen; er zog nicht stürmisch und ingrimmschnaubend den Rock aus; er fluchte nicht über den Qualm der Maschine, der ab und zu die geöffneten Fenster streifte, noch über die irrationelle Gruppierung des Fahrplans? Ja, selbst den Namen Zapp konnte er aussprechen, ohne ein kränkendes Epitheton beizufügen!

Welch überraschende Wendung!

Aber sie wollte sich — das gelobte sie sich fester als je — durch diesen Scheinerfolg (denn es konnte ja nur ein Scheinerfolg sein) ja nicht beirren lassen! Sie durfte nicht müde werden in der getreuen Pflege des Dulders, und wenn er sich noch so normal gebärdete! Dr. Köllner hatte ihr nicht umsonst den Sachverhalt auseinandergesetzt und an ihre weibliche Intelligenz appelliert!

Nun erhob sie sich und nahm die Tasche herunter, während Hugo das schöne umschnürte Päckchen mit den Pralinés öffnete. Sie wählte eine der prächtigsten Früchte aus, zerteilte sie mit ihren schlanken rosigen Fingerspitzen und hielt ihm lächelnd die saftüberquellende Hälfte entgegen. Er hatte inzwischen ein ihm besonders üppig erscheinendes Bonbon aus dem Kästchen geholt und machte jetzt Anstalten, es der lieben, kleinen, nervösen Frau in den Mund zu schieben. Da lachten die beiden hell auf. Sie zerdrückte mit unsäglichem Wohlgefühl die vanilleduftige Bohne, während er die ganze ihm dargebotene Pfirsichhälfte auf einmal in die weitgeöffnete Mundhöhle schob und Augen machte, als genösse er Wonnen des Paradieses . . .

* * *

In Nürnberg war unerhörterweise keine Droschke zu kriegen.

Da sich der Himmel inzwischen mächtig bewölkt hatte, und schon vereinzelte große Tropfen klatschend herniederfielen, dachte Frau Lore in ihrem Herzen, es sei doch eine abscheuliche Einrichtung, daß man nach dieser ermüdenden Fahrt, heiß und verstäubt wie man war, nun womöglich noch durch Gewittergüsse zu Fuß marschieren und sich so die Laune, die Toilette und die Gesundheit kompromittieren solle.

Hugo dachte ähnliches — nur noch in vehementeren Ausdrücken. Es war ein Skandal, eine Gemeinheit, für die man sämtliche Nürnberger strafgerichtlich belangen müßte. Wenn doch das Donnerwetter, das jetzt so wütig am Himmel stand, die elende Spielwarenstadt mit samt ihren Droschkenbesitzern kurz und klein schlüge! Die Reise fing gut an! So ein fanatischer Blödsinn! Sämtliche Gasthofsomnibusse besetzt . . .! Ja, weshalb trödelte denn auch Lore so mit ihrer albernen Hutschachtel, und weshalb mußte sie in den vorletzten Wagen einsteigen?

Also dachten die beiden, — aber sie dachten es nur. Eine Zeitlang blickte Hugo verzweiflungsvoll in der Halle umher, als suche er ein willfähriges Opfer, an welchem er hinter dem Rücken Lorens seine Erbitterung auslassen könne. Dann besann er sich eines Besseren, winkte den nächsten Dienstmann heran und beauftragte ihn, gleichviel woher, ein geeignetes Fuhrwerk zu holen, — eine Lösung, die ja ganz außerordentlich einfach war, wie Lore scherzend bemerkte.

„Kolossal einfach!" nickte er mit einem forschenden Blick in ihr Antlitz. „Du hast dich doch über die fehlende Droschke nicht etwa aufgeregt, Lore?"

„O, im Gegenteil . . .! Das heißt, ich will sagen . . . es ist eine wahre Wohlthat, daß nach der schrecklichen Hitze endlich dieser erquickende Regen fällt!"

„Also die Hitze hat dich belästigt?" fragte er teilnehmend.

„Mich? Nein. Aber ich dachte nur — so im Interesse der Menschheit . . .! Sieh nur, wie das wuchtig herniederprasselt! Ach, und da blitzt es auch . . .!"

Majestätisch rollte der Donner über die altehrwürdige Stadt hin.

„Bist du erschrocken?" lächelte Hugo.

„Nicht die Spur!" log die reizende junge Frau.

„Wie solltest du auch!" erläuterte Hugo. „Dieser Donner ist die ganz natürliche Folge des Blitzes."

Jetzt lachte sie hell auf, und Hugo lachte von Herzen mit über die unfreiwillige Komik seiner Beruhigungsversuche.

„Es ist ganz allerliebst hier!" sprach er dann im Brustton der Ueberzeugung. „Eine köstliche Luft, nicht die Probe von Staub, eine architektonisch bedeutende Bahnhofshalle, ein stimmungsvolles Regengemälde, hier links die Häusergruppe, dort die herrlichen Ahornbäume — wahrhaftig, ein Kunstgenuß! Na, und da kömmt ja auch schon unser vortrefflicher Dienstmann Numero neunzehn mit der blinkenden Droschke! Prompte Leute, diese Nürnberger Dienstmänner — das muß ich sagen! Siehst du, mein herziges Lorle, das ist schneller gegangen, als die beschränkte Touristenweisheit sich träumen ließ!"

Das herzige Lorle antwortete mit einem glückseligen Augenaufschlag. Nun stieg man ein und rollte in brillantester Stimmung nach dem Hotel.

Allerdings hatte Frau Lore dreimal nach dem Stubenmädchen zu klingeln, bis man endlich Wasser bekam, und das Schloß an der größeren Handtasche wollte partout nicht aufgehen, so daß Hugo, aller guten Vorsätze ungeachtet, in den Klageruf: „Es ist rein zum Verrücktwerden!" ausbrach. Da er jedoch bemerkte, daß Lore etwas geängstigt aufhorchte, so erklärte er mit freundlichem Kopfnicken: der Hausknecht werde dem widerspenstigen Machwerk schon beikommen. Sonst

aber verfloß der Tag in rosigster Harmonie, — ein glückliches Omen für die in Aussicht genommenen acht Wochen.

Droben auf Rigi-Scheideck angelangt, baute man sich das Leben so traut und behaglich aus, daß man selber über das Wohlthätige dieser Gestaltung erstaunte. Kleine Rückfälle in die frühere Zügellosigkeit trugen nur dazu bei, den heroischen Vorsatz der Selbstbeherrschung zu festigen.

Die entzückende Luft, die hoheitsvolle Stille der Alpenwelt, die milde, nahrhafte Kost und die Regelmäßigkeit des gesamten Programms thaten das übrige.

So ward denn die Kunst, wie bei der Goetheschen Bajadere, allmählich Natur.

Durch die Vermeidung aller Konflikte wurden die Nerven beruhigt, und mit der Beruhigung der Nerven wuchs auch die Fähigkeit, die Konflikte zu meiden, — eine Wechselwirkung, die schon am Ende der vierten Woche die erfreulichsten Resultate zeitigte.

Hugo war lustig wie ein Student; Lore sang und lachte wie ein blühender Backfisch, und nun genoß man erst recht, was man bis dahin immer noch ab und zu wie ein Opfer betrachtet hatte: die Sommerkur an einem der schönsten Punkte des Erdballs.

Gegen Ende der siebenten Woche war Hugo von der Heilung seiner geliebten Lore, und Lore von der Heilung ihres geliebten Hugo so vollständig überzeugt, daß es zur gegenseitigen Aussprache kam. Hugo erzählte ganz ohne Rückhalt, was Doktor Köllner ihm auseinandergesetzt hatte.

„Ja,“ schloß er, „du warst kränker, als du vermutest. Gerade heraus, dein Leben stand auf dem Spiele, — und nur die eisernste Konsequenz meinerseits konnte dich retten. Anfangs fiel es mir heillos schwer, all die kleinen Verdrießlichkeiten hinunterzuschlucken; dann aber gewöhnte ich mich, — und jetzt begreife ich überhaupt nicht mehr, wie ich mich über jede thörichte Bagatelle aufregen konnte. Siehst du, so hat die Sorge um meine süße Patientin auch für mich die erbaulichsten Früchte getragen. Ich bin jetzt ein anderer Mensch — und alle Zappe der Welt sollen mir den philosophischen Gleichmut nicht wieder ins Wanken bringen!“

Jetzt aber mußte Frau Lore, die ihm anfänglich höchst verblüfft in die Augen gestarrt, hell auflachen.

Sie erzählte nun ihrerseits.

„Das reine Plagiat!“ fiel Hugo ihr ein paarmal ins Wort. „O dieser durchtriebene Erz- und Leibfuchs!“

Man kam überein, daß Doktor Köllner ob seiner infernalischen Pfiffigkeit eine Strafe verwirkt habe, wenn auch natürlich eine recht nette und angenehme.

Auch diese Strafe ward erfolgreich in Scene gesetzt. Man wußte im voraus, daß Doktor Köllner, wenn er die beiden so völlig kuriert wiedersähe, seinen Kunstgriff verraten, und eine Moral daraus drechseln würde. Dieses Gaudium sollte ihm eine Zeitlang verdorben werden. Es galt, sich den Schein zu geben, als sei man, jeglicher Enthüllung zum Trotz, nach wie vor überzeugt, daß jene heuchlerische Diagnose der Wahrheit entsprochen habe. Dann aber würde ein fürstliches Freundschaftsgeschenk, bestehend in hundert Flaschen des von Doktor Köllner so schnöde verpönten, aber dennoch so gerne getrunkenen Rüdesheimers beweisen, daß man für seine ärztlich-pädagogischen Kniffe aus tiefstem Grunde des Herzens erkenntlich sei.

Und so geschah es.

Lore wenigstens, die der Doktor zuerst zu Gesicht bekam, spielte die Rolle der Ungläubigen mit vollendeter Meisterschaft. Benno erschöpfte sich in Beteuerungen, sie aber wußte das besser, und ließ sich jetzt kein X für ein U machen. Der Arzt geriet zuletzt in eine gelinde Verzweiflung, argwöhnte eine fixe Idee und kraufte die Stirne wie ein Beleidigter.

Hugo, der dann endlich hereintrat, war so dankerfüllt, daß er gleich in der ersten Minute mit der Wahrheit herausplatzte.

„Leibfuchs,“ sprach er, „du darfst nicht böse sein. Wir wollten dir die unerhörte Komödie nur heimzahlen. Weißt du, mein Junge, du hast uns doch ein bischen zu dumm taxiert! Nicht wahr, Lore?“

„Und wie!“ lachte die junge Frau. „Aber jetzt Scherz beiseite! Ihre Idee war vortrefflich. Sie haben uns glücklich gemacht. Ich danke Ihnen von Herzen!“

Sie drückte dem Hausarzt flott und fröhlich die Hand und lehnte sich dann freudestrahlend an ihren Gemahl, während sich Doktor Köllner mit den Worten: „Ihr großen Kinder!“ lächelnd den Bart strich.

Unser treuester Gefährte.

Von

Friedrich Knauer.

Hund, Pferd und Elefant machen den Anspruch, die intelligentesten und anhänglichsten Genossen zu sein, die sich der Mensch im Laufe der Zeiten aus der Tierwelt heranzuziehen verstanden hat. Wem unter diesen wieder die erste Stelle gebührt, ist wohl nicht leicht zu entscheiden, vielleicht überhaupt eine müßige Frage. Dem Hunde käme vielleicht deshalb der Vorzug zu, weil er ja ein ganz besonderes Zeugnis für die nachhaltige, eingreifende Gewalt menschlicher Züchtungskunst ablegt, indem sie nicht bloß friedliche Pflanzenfresser, sondern auch das dem Menschen von jeher so feindlich gegenübergestandene Raubtiergeschlecht zu meistern, zu zähmen verstand. Nur die Zähmung zweier Vertreter der grimmigen Katzen, der Hauskatze und des Gepards, die aber beide bei weitem nicht an die Gefügigkeit, Gelehrigkeit, Anhänglichkeit und Intelligenz des Hundes heranreichen, wären einigermaßen in Vergleich zu ziehen mit der Heranbildung des Haushundes aus wildestem Uranfange zu seiner heutigen domestizierten Stellung, in der er von seinen nächsten Verwandten, dem Wolfe und Fuchse, so weit abgekommen ist, daß er, der Renegat, zu deren eifrigstem Widersacher geworden.

Wenn wir nun an dieser Stelle vom Hunde, diesem allerorts gehegten und geschätzten Günstling so vieler Menschen, abhandeln wollen, so müssen wir es uns wohl dem ungewöhnlich großen Stoff gegenüber im vorhinein versagen, ein vollständiges naturgeschichtliches Bild zu entwerfen. Die Zeit, in welcher der Eintritt des Hundes in den Hausfrieden des Menschen erfolgte, greift so weit in längst entschwundene Epochen zurück, die Heranziehung desselben zu Diensten des Menschen war und ist eine so vielseitige, die Zahl der eben in Konsequenz so verschiedenartiger Dienstleistung im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Rassen eine so zahlreiche, dazu die Namengebung eine so konventionelle, daß man dickleibige Werke schreiben müßte und auch geschrieben hat, um eine vollständige Naturgeschichte des Hundes zu bieten. Hier wird der freundliche Leser wohl nur aus der reichen Menge des vorhandenen Stoffes herausgegriffene Skizzen erwarten, wobei uns noch immer die Schwierigkeit der Wahl bleibt; denn was ist da wissenswert, interessant, was nicht? Wann mag der Hund in des Menschen Dienst getreten sein? Von wem stammt er ab? Wie und wann haben sich all die heutigen, so mannigfach verschiedenen Spielarten herausgebildet? Hat es zu anderen Zeiten andere, heute ausgestorbene Hunderassen gegeben? ..... Diese und viele andere Fragen sind es, die sich uns in rascher Folge aufdrängen und auf die wir im nachfolgenden Antwort zu geben versuchen wollen.

Eine Frage, die sich auch in der Abstammungsgeschichte des Menschen unausweichlich aufwarf, ob man einen oder mehrere Stammväter anzunehmen habe, tritt auch dem Forscher entgegen, der der Abstammung des Hundes nachgeht. Und hier wie dort sprechen die Thatsachen für die Annahme mehrerer Stammformen, in erster Linie die so außerordentliche Abweichung einzelner Hunderassen voneinander, dann aber auch ganz besonders der Umstand, daß, wo immer die Europäer mit wilden Völkern zum erstenmal in Berührung traten, sie schon Haushunde vorfanden, die von den europäischen wesentlich verschieden waren. Schon in alleräItesten peruanischen Grabmälern finden sich Schädel und Mumien von Haushunden. Die Haushunde, welche die Spanier in Mexiko vorfanden, waren stumm. Die Indianer besaßen lange, ehe sie mit den Weißen zusammentrafen, gezähmte Hunde.

Daß unser Hund ein Abkömmling mehrerer, in den verschiedenen Ländern heimischen Wolfsarten sei, und daß schon der vorgeschichtliche Mensch den Hund in seine Dienste genommen, steht heute außer Zweifel, wenn auch einzelne Ableitungen von den Gelehrten verschieden vorgenommen werden. Daß die noch heute dem Menschen in grimmer Fehde gegenüberstehenden Wolfsarten dem Menschen ein so treu anhängliches Tier, wie den Hund, geliefert haben sollen, dürfte dem Laien schier unglaublich scheinen. Man vergesse aber nicht, daß das Verhältnis zwischen Menschen und wilden Tieren in vorgeschichtlicher Zeit lange kein so feindseliges gewesen, daß sich beide, solange die Erde für alle ihre Bewohner Raum und Nahrung genug bot, kein Konkurrenzstreit im Kampfe um das Dasein herrschte, passiver gegenüberstanden, Furcht und Scheu der wilden Tiere vor dem Menschen erst später sich herausbildeten, sowie dieser die ersteren zu bekämpfen, zurückzudrängen begann. Als Byrons Matrosen die Falklandsinseln betraten, kamen die großen Wölfe neugierig und ohne alle Scheu an die Matrosen heran. Von den Indianern Nordamerikas ist es bekannt, daß sie, um ihre Hunde mutiger zu machen, dieselben mit Wölfen kreuzten. Und wer die noch nicht so kultivierten Hunderassen wilder Völker da und dort betrachtet, wird deren Abstammung von der dort heimischen Wolfsart heute noch an der auffälligen Aehnlichkeit mit ihren wilden Verwandten auf den ersten Blick erkennen; diese Aehnlichkeit geht so weit, daß wiederholt Verwechselungen zahmer Hunde mit wilden Wolfsarten bekannt geworden sind. Begeben wir uns an der Hand der Prähistorie auf vorgeschichtliches Gebiet, so finden wir in der Steinzeit und im ältesten Aegypten den Torfhund (Canis familiaris palustris Rudim.). Diese Rasse stammt ohne Zweifel vom kleinen Schakal (Canis aureus L.), dessen Zähmung also in die Steinzeit fällt. Von diesem Torfhunde, dem der kleine Spitz am nächsten steht, sind dann im Laufe der Zeit der Rattler, Pinscher, Wachtelhund und Dachshund hervorgegangen, ist also der kleine Schakal als der Stammvater der kleinen Hunderassen anzusehen. In der Erzzeit, bei den alten Babyloniern und Assyriern finden wir den Bronzehund (Canis matris optimae Jeit.), den altbabylonischen und altassyrischen Hund; dieser dürfte von dem noch lebenden indischen Wolfe Bheria (Canis pallipes Sykes) herstammen. Diesem Bronzehunde kommt unser mitteleuropäischer und schottischer Schäferhund am nächsten und von ihm sind der Pudel, die englischen Doggen, die Fleischerhunde und alle größeren Jagdhunde herzuleiten. Vom großen Schakal (Canis lupaster Ehrb. u. Hempr.) oder Dib stammen mehrere altägyptische Rassen und der orientalische Straßenhund, vom zahmen Schakal und dem oben genannten Bheria die indischen Pariahunde. Vom Wolfe und Fuchse, die man gemeinhin als die Ahnherren unserer Hunde bezeichnet, kennt man keine direkten Abkömmlinge, wenn auch deren Mitwirkung bei der Entstehung heutiger Hunderassen kaum in Zweifel gezogen werden kann. Für die sonderbaren Rassen: Mops und Bulldogge, ist die Annahme einer eigenen Stammform nicht nötig; sie sind, wie auch die krummbeinigen Dächser und sonderbaren Formen anderer Haustiere, weitervererbte und großgezogene Mißbildungen. Das Kainszeichen ihrer Abstammung, „Abzeichen", nennt es der Hundezüchter, tragen viele Hunde über dem Auge, an der Nase, an den Zehen und an anderen Stellen, von der dunklen Farbe mehr oder weniger grell sich abhebende Flecken, die wir auch bei den Wölfen und Schakalen finden.

Nicht alle die heutigen Hunderassen sind gleich alt, d. h. zu gleicher Zeit als Haustiere des Menschen aufgetreten. Die einen rühren aus ältester Zeit her, andere sind ganz jüngste Produkte der Hundezucht. Der kundige Fachmann weiß, daß die Hunde mit hängenden Ohren die am längsten in menschlicher Zucht gestandenen Rassen vorstellen; sie sind auch die anhäng-

Bull-Terrier. Mops. Pudel.

lichsten, treuesten, an den Menschen sich am innigsten anschließenden Hunde, die ihre Selbständigkeit schon fast ganz aufgegeben haben.

Nicht bloß der Torfhund, der Bronzehund und all die anderen Rassen vorgeschichtlicher Zeit weilen heute nicht mehr unter den Lebenden. Es sind auch in jüngerer Vergangenheit verschiedene Rassen eingegangen. Zu diesen noch nicht lange vom Schauplatze abgetretenen oder im Aussterben begriffenen Rassen gehört einmal der St. Bernhardshund, durch Vermischung des großen Seidenhundes mit der gemeinen Dogge entstanden, von kleineren Formen abgesehen ein schöner, großer, kräftiger Hund mit leicht gewelltem, halblangem zottigem Haar, großem Kopf, gewölbter Stirne, breiter Stumpfschnauze, kurzen herabhängenden Lippen, sehr massigem Rumpf, muskulösen, ziemlich hohen Beinen. Mehrere Jahrhunderte hindurch wurde diese Rasse in dem Augustinerkloster auf St. Bernhard und dem Kapuzinerkloster auf St. Gotthard in den Hochalpen 2478 m über dem Meere gezüchtet und zur Aufsuchung und Rettung verunglückter Reisender dressiert. Bald aber machte sich die degenerierende Wirkung zu strenger Inzucht geltend; zu Beginn dieses Jahrhunderts waren nur mehr wenige Exemplare vorhanden und im Jahre 1816 kamen die letzten Tiere dieser Rasse durch einen Lawinensturz ums Leben. Geradezu berühmt in seinem unermüdlichen Rettungsdienst wurde der im Berner Museum aufgestellte Bernhardshund Barry, der zwölf Jahre hindurch seinem anstrengenden Dienste oblag und mehr als 40 Menschenleben rettete. — Auch die Saurüde des Mittelalters, ein großer rauhaariger, oben meist hellbrauner (oder rötlicher, schwarz angeflogener), nach unten halbweißer Hund mit halb hängenden Ohren ist schon verschwunden. — Der im alten Deutschland, England, Frankreich sehr verbreitet gewesene Bullenbeißer (Büffelfänger, Bärenfänger), ein überaus massiger, muskulöser, großer Hund mit breiter Stumpfschnauze, stark entwickelten, schlaff herabhängenden Oberlippen, großen, halb übergebogenen, weiß coupierten Ohren, kurzem, glatt anliegendem groben Haar, meist einfarbig, ist heute schon sehr selten. Diese Rasse, von der die verschiedenen Doggen stammen, zeichnet sich durch ganz besonderen Mut aus, ohne daß die Hunde deshalb blutgierig wären. Auf Menschen dressiert und gehetzt, werfen sie dieselben zu Boden und bewachen sie, ohne sie weiter zu verletzen. In Spanien treten sie noch heute als „Stierkämpfer" in die Arena. — Auch die Fleischerhunde, große, kräftige, mutige, zum Treiben von Schweinen und Rindern verwendete, aber verschiedenen Rassen angehörige Hunde, werden bei den so ganz veränderten Transportverhältnissen immer seltener. Man kann mit Fitzinger vier Haupttypen von Fleischerhunden unterscheiden: den durch Kreuzung des großen Windhundes mit dem französischen Jagdhunde entstandenen

Englischer Mops „Champion Joe" (S. 595).

französischen Fleischerhund mit gestrecktem Kopfe, nicht sehr breitem Hinterhaupte, langer Schnauze, den irischen Fleischerhund, durch Vermischung des vorigen mit dem großen dänischen Hunde entstanden, mit spitzerer Schnauze, kürzeren Ohren, den deutschen Fleischerhund, aus dem französischen und der gemeinen Dogge hervorgegangen, und den schweren Fleischerhund, von dem französischen Fleischerhunde und dem deutschen Hühnerhunde abstammend, niedriger und untersetzter, mit größerem kürzeren Kopf, mehr hängenden Lippen. — Auch der Mops, dies verzogene Schoßkind, war schon totgesagt und wohl 20 Jahre hindurch für ausgestorben gehalten, bis plötzlich die Kunde eintraf, man habe in Rußland einige Abkömmlinge aufgefunden, von denen nun die neue, der alten aber nicht ebenbürtige Ausgabe stammt. Auch den oben erwähnten ausgestorbenen St. Bernhardshund hat man wieder zu ersetzen versucht, indem man die dänische Dogge mit dem pyrenäischen Walliser-Schäferhunde kreuzte. Diese modernen Bernhardinerhunde (s. u.) sind aber auch mit Neufundländern, Fleischerhunden, Leonbergern und anderen großen Rassen gemischt, so daß man lang- und kurzhaarige, verschieden große, mit verschiedener Schnauzenbildung unterscheidet. In der Regel sind es halblang behaarte, stark mittelgroße, kurzschnauzige gefleckte Hunde mit etwas gedrungenem Kopf. — Der früher in England heimische Harrier, ein grobköpfiger Fuchshund mit tiefer Baßstimme ist heute wohl schon ausgestorben; die heutigen Harriers sind etwa 45—50 cm hoch, weit feiner gebaut, mit hellerer Stimme, flinker; ihre Färbung weiß mit roten, gelben oder schwarzen Platten. — Auch das Löwenhündchen, ein Bologneser, ist nahezu ausgestorben. Desgleichen sind der Hetzhund (Stag-hound, s. o.), nach Fitzinger durch Vermischung der Saurüde mit der gemeinen Dogge entstanden und besonders bei Hirschjagden verwendet, der irische Wolfswindhund (Irish Grey-hound), die früher zur Jagd benutzten Parforce-, Leit-, Stöberhunde und die Bracken, der in England früher so beliebte Gazehund schon ausgestorben oder doch dem völligen Verschwinden sehr nahe.

Hetzhund (S. 596).

Nach dieser Ergehung über die Abstammung des Hundes, über ausgestorbene, aussterbende, wieder erstandene Rassen, wollen wir, soweit dieses hier am Platze ist, versuchen, die verschiedenen schärfer ausgeprägten Rassen in entsprechender Gruppierung vorzuführen. Es ist dies, freundlicher Leser, keine ganz leichte Arbeit. Die Rasseneinteilung und Namengebung in der Hundezucht ist eben eine konventionelle.

Bernhardiner (S. 595).

Windhund (S. 602).

Unter welchen verschiedensten Namen kommen Spielarten aller Art in den Handel! Wohl sind die verschiedenen Hundezuchtvereine redlich bemüht, das reichliche Material nach bestimmten Grundsätzen zu sichten und haben dieselben auch in dieser Hinsicht schon viel erreicht. Doch gibt es noch sehr viel zu bessern. Am einfachsten ist die Gruppierung der Hunde in *Jagdhunde*, zu welchen als weitere Unterabteilungen die *Apportier*-, *Dachs*-, *Schweiß*-, *Stöber*-, *Vorsteh*- und *Windhunde* gehören, und in nicht zur Jagd verwendete: *Damenhunde*, *Stall*-, *Stuben*- und *Wachthunde*. Wir wollen aber der nachfolgenden Aufzählung eine mehr naturgeschichtliche Unterscheidung nach der Gestalt der Ohren und der Art der Behaarung, die wohl keine vollständig durchgreifende ist, zu Grunde legen und sämtliche Rassen in solche mit *aufrechtstehenden Ohren*, mit *halb aufrechten* und mit *hängenden Ohren* scheiden.

Zu den *Hunden mit aufrechtstehenden Ohren* zählen die unbedingt nützlichsten Hunde, die unser Haus beschützen, unsere Herden bewachen, in gänzlicher Verleugnung ihrer natürlichen Bestimmung selbst als Zugtiere Dienste leisten. Sie sind es auch, die den wildlebenden Verwandten am ähnlichsten sehen, mit denselben noch heute sich fruchtbar mischen, ihre Selbständigkeit am meisten bewahrt haben. Hierher gehört der den australischen Kolonisten so verderbliche *Dingo*, hierher die verwilderten Hunde anderer Länder, hierher die halbwilden verwahrlosten Hunde, die der Orientreisende von der Türkei an bis weit nach Asien hinein in den Straßen herumlungern sieht; der tückische, falsche, aber tapfere *Inkahund* der Indianer Südamerikas, der mit seinem Herrn den Haß gegen die Weißen teilt und, seinen orientalischen Straßenverwandten sehr ähnlich, in ganzen Rudeln über den Reisenden herfällt; der dem nordischen Bewohner so unentbehrliche *Eskimohund* und der *Kamtschatkahund*, die zu sechs bis zehn Stück vor einen Schlitten gespannt auf dem Eis oft 20 Meilen zurücklegen; die kräftigen und mutigen,

Nackthund (S. 601).

Englische Dogge oder Mastiff (S. 605).

vielfach mit Wölfen verwechselten und deshalb später nur in weißen Spielarten gezüchteten **Wolfshunde**, die aber nie so zahm wie andere Hunde werden. Endlich gehören die eigentlichen **Haus- und Hirtenhunde**, die **Spitze** und die **Pinscher**, über die wir etwas eingehender berichten wollen, hierher. Als typische Form und neue Rasse ist der **Hirtenhaushund** anzusehen, ein reiner, mittelgroßer, kräftiger, mutiger, kluger, intelligenter, scharfsinniger, wachsamer und treuer, wenig geselliger Hund mit länglichem Kopf, zugespitzter, mittellanger Schnauze, kurzen Lippen, kurzen, steif aufrechten Ohren, ziemlich langem Schwanz, ziemlich grobem, glattzottigem Haar. Die normale Färbung ist wolfsartig, gelbgrau mit schwarzen Haarspitzen. Er bellt hell und laut, selbstverständlich treten verschiedenen Orts verschiedene lokale Formen auf. In Sachsen, Schlesien, Thüringen ist der **kurzhaarige schwarze Schäferhund** sehr beliebt. Dem Beobachter bietet es stets großes Interesse, zu sehen, wie vertraut ein solcher Hirtenhund mit den Gewohnheiten und Bedürfnissen der seinem Schutze anvertrauten Herde ist, wie er jedes Tier derselben kennt, mit welcher Vor- und Umsicht er die Herde fortwährend umgeht und zusammenhält, wie rasch und genau er den Wink des Schäfers auffaßt und befolgt. — Die durch ihre Schnauzenbildung lebhaft an die Füchse gemahnenden **Spitze** (s. u.), auch selten größer als diese, mit buschigem Schwanz, strammen, aufrecht

Spitz (S. 600).

getragenen Ohren, haben meist langes, weiches, oft sogar seidenartiges Haar. Allbekannt ist ja der überaus lebhafte, wachsame, kluge, aber verbissene, mißtrauische Spitz, der uns von jedem Fuhrmannswagen herab ankläfft und im Dorfe an allen Ecken auf uns losfährt. Der größte unter den Spitzen ist der meist weiße Pommer, hübsch durch seinen Haarschmuck der Seidenspitz, ein schön schwarz gefärbter Spitz, an dem sogar Gaumen und Zunge schwarz, der chinesische Spitz. — Ebenso lebhaft, intelligent, beweglich, dabei sehr zutraulich sind die schlankbeinigen, kleinköpfigen Pinscher, die sich ihrer Klugheit und Lustigkeit wegen mit Recht die Vorliebe der Hundefreunde errungen haben. Zu Stubenhockern sind sie nicht geschaffen. Sie müssen herumtollen, bald da bald dort etwas untersuchen, aufscharren, zerbeißen können und sind so recht zum Gefährten des Touristen geschaffen, den sie durch allerlei Kurzweil zu unterhalten wissen. In seinem ganzen Gehaben zeigt er sich als Nachkomme des intelligenten Zigeunerhundes, von welchem zur Igeljagd dressierten Hunde er die Vorliebe für die Jagd auf Mäuse und Ratten und die Neigung zum Stehlen ererbt hat. Von den verschiedenen Pinschern wollen wir die meist schwarzen, gelb gezeichneten

Bull-Terrier (S. 605).

glatthaarigen Pinscher, den eigentümlich häßlichen Affenpinscher oder rauhaarigen Rattenpinscher, bei dem auch das Gesicht stark behaart ist und dem sein mächtiger Schnurrbart ein recht komisches Ansehen verleiht und den englischen Bulldoggenpinscher erwähnen; letzterer wird von den Engländern für ihre Ratten- und Hundekämpfe gezüchtet. Der Fuchsspitz, eine sehr seltene Rasse, ist durch Kreuzung des gemeinen Spitzes mit dem Zigeunerhunde entstanden; vom Spitz unterscheidet ihn der kleinere Kopf, die gewölbtere Stirn, die weniger spitze Schnauze, der längere Hals und Leib, das beträchtlich kürzere Haar.

Zu den Hunden mit halb aufrechten, an der Spitze überhängenden Ohren gehören die nackten Hunde, die Windhunde, die Rüden und die Doggen. Die nackten Hunde (S. 598), zu denen der amerikanische und der ägyptische Nackthund gehören, sind wenig intelligente, teilnahmslose, ziemlich unzugängliche Hunde, die bei uns nur kurze Zeit ausdauern und auch in ihrer Heimat immer mehr von den europäischen Hunden verdrängt werden. In ihrem Baue gleichen sie den Windhunden. Die Färbung der afrikanischen und indischen Nackthunde ist fast ganz schwarz, die der amerikanischen schiefergrau bis rötlichgrau. Wie wenig lebensfähig und degeneriert diese Rasse jetzt ist, beweist, daß z. B. der nackte türkische Hund bisweilen jederseits nur einen Backzahn aufweist. — Prächtige Tiere, denen an Schnelligkeit kaum ein anderes gleichkommt, sind die Windhunde (S. 597), unter denen wohl der persische Windhund, der eine Höhe von 70—80 cm erreicht, der schönste ist. Das weiche, fast seidenartige Haar bildet einen zottigen Behang; der schön getragene Schwanz ist reich und lang behaart. Die Färbung ist meist ein schmutziges Weiß oder Gelb; seltener ist er schiefergrau oder gelbbraunfleckig. Außer-

ordentlich hübsch sind die Spielarten mit schwarzem Kopf, schwarzer Schabracke auf weißem Grund und

Englischer Wasser-Spaniel (S. 608).

weißer Fahne. Von ihm stammt der griechische Windhund, der nur an den Beinen, dem Schwanze und den Ohren längeres Haar besitzt, und der russische Windhund, der größte von allen mit dichtem wolligem Haar, starker Behaarung zwischen den Zehenballen, weiß oder isabellenfarbig, seltener grau oder braun mit weißer Zeichnung. Zu den glatthaarigen Windhunden gehört der wolfsgroße, schon in ältesten Zeiten gezüchtete, meist fahlgelbe große Windhund (Grey-hound, Grand Lévrier, Vettro), an den sich der schon sehr selten gewordene, irländische Windhund (Irish Grey-hound, Chien d'Irlande) und der kleinere, rauher behaarte schottische Windhund anreihen; beide spielten im Ausrottungskampfe gegen Bären, Wölfe, Wildschweine eine wichtige Rolle. Viel kleiner ist das Windspiel oder der italienische Windhund, noch kleiner, überaus zierlich, ungemein munter das englische Windspiel, dessen possierliches Werfen der Füße beim Auftreten bekannt ist. Gleichfalls schon im Altertum bekannt waren der ägyptische Windhund, der nach Form und Größe zwischen dem gewöhnlichen und dem italienischen Windhunde steht, und der arabische Windhund, Beduinenhund oder Alkabahund, dessen sorgsamste Zucht der Araber sich ebenso angelegen sein läßt, wie die seines Pferdes; er ist sehr wachsam, in hohem Grade intelligent, reinlichkeitsliebend und auf der Jagd gegen Leoparden, Hyänen, Schakale, Trappen unschätzbar. Alle Windhunde fühlen sich nur wohl, wenn ihnen vielseitige Bewegung gegönnt ist. Sie eignen sich für die freie Jagd auf weiter offener Ebene, wo sie ihr scharfes Auge, ihr feines Gehör, ihren erstaunlichen Schnelllauf bethätigen können, während ihr Geruchssinn weniger entwickelt ist. Auch dem Nichtjäger bietet es einen prächtigen Anblick, eine Meute Windhunde in fliegendem Laufe hinter dem Wilde die Ebene dahinjagen zu sehen; bei russischen Windhunden flattern hierbei die langen Haare des nachfliegenden Schweifes prächtig herum. — Zu den Rüden, großen zwischen den Doggen und den Windhunden stehenden, aber nicht in reiner Rasse erhaltenen Hunden gehört u. a. die oben erwähnte Saurüde des Mittelalters, die ihr ähnliche Hatzrüde und die große, dänische Rüde, welche den Windhunden schon viel näher steht; ein sehr großer, kurz- und glatthaariger, mit fahlgelber oder brauner, früher zur offenen Jagd, jetzt mehr zum Luxus gehaltener Hund. Ihm steht nahe der schon genannte Gazehund, der baltische Windhund und der im östlichen Europa zur Jagd auf Schweine, Wölfe, Bären, Elche verwendete Solofänger. — Allgemein

Japanesischer Spaniel (S. 608).

verbreitete, große, kräftige, schön gebaute, glatt behaarte Hunde sind die Doggen. Sie halten sich stramm, die Beine fast senkrecht gespannt; zu stolz, um mit schwächeren Hunden zu raufen, sind sie auch dem Menschen gegenüber nicht so unterwürfig, wie andere Hunde. Sie sind meist gelb, braun, grau oder schwarz gefärbt oder getigert. Da ihr Geruchssinn nicht sehr entwickelt ist, taugen sie mehr zur Bewachung des Hauses, zum persönlichen Schutze, zu Tierkämpfen, als zur Jagd. An erster Stelle steht die englische Dogge oder Mastiff (S. 599). Schon die Römer bezogen ihre Kampfspieldoggen aus England. Der Mastiff dürfte durch Kreuzung des großen Bullenbeißers mit der gemeinen Dogge entstanden sein. Unbegreiflich ist es, daß man diesem prächtigen Hund Ohr und Schwanz noch immer verstümmelt. Rein lederfarbig, sonst meist braungrau mit Tigerstreifen, ist dieser sehr große, ungemein starke, sehr mutige Hund massig, aber etwas niedrig gebaut; die Hängelefzen sind dick. Varietäten der englischen Dogge sind: 1. Die Bulldogge (S. 607), ein verkleinerter Bullenbeißer, von den Franzosen und Engländern mit dem Bullenbeißer immer verwechselt; er stammt aus dem südlichen Europa und fand schon bei den Spaniern und Römern, wie heute noch bei den englischen Tierhetzen, als Hetzhund Anwendung; sein Hirnschädel ist abgerundet, die Partie des Gesichtes

König Karls-Hund und Blenheim-Spaniel (S. 608).

kurz, die Schnauze stumpf, zwischen den Augen eine tiefe Mittelfurche, der Unterkiefer meist etwas länger, so daß die Vorderzähne des Oberkiefers fletschend hervortreten; meist ist er hell- oder dunkelwolfsfarben mit schwarzen Querstriemen. 2. Der Bullterrier (S. 601), ein kleiner oder mittelgroßer Hund, aus dem vorigen und dem glatthaarigen Pinscher entstanden, mit längerem Kopf, spitzerer Schnauze, meist coupierten Ohren, weiß oder dunkel mit schwarzen Striemen; ein überaus wachsamer, die Jagd auf Ratten mit Eifer betreibender Hund. 3. Die Box-Dogge, ein mittelgroßer, kräftiger, stumpfschnauziger, kurz- und glatthaariger, oft dunkelgestriemter Hund mit meist coupierten Ohren und Schweif, als Haus- und Hetzhund beliebt. Sehr geschätzte „Renommierhunde“ liefert die edelgebaute, meist einfarbige, gelbbraune, fahl- oder blau-, maus-, aschgraue dänische Dogge, die aus dem großen Bullenbeißer und dem großen dänischen Hunde hervorgegangen ist. Die gemeine Dogge, die schwerste von allen, wolfsähnlich fahlbraun, mit dunkleren Nuancen, aus dem großen Bullenbeißer, dem sie am meisten ähnlich, und dem französischen Fleischerhund entstanden, an welchen letzteren die hohen Schenkel erinnern, steht als Zugtier und Treibhund in Gebrauch. Prächtige Doggen sind noch die getigerte deutsche Dogge, mit ihren schönen Glasaugen und die besonders mutige, kräftige, elegante Ulmer-Dogge, welche die Eigenschaften des Windhundes und der Dogge vereint.

Zu den Hunden mit hängenden Ohren, welche die anhänglichsten, in der Züchtung fortgeschrittensten Hunde umfassen, gehören die Wasserhunde, die echten Jagdhunde, die seidenhaarigen Hunde und die Dachshunde. Die Wasserhunde oder Wollhaarhunde, deren Vertreter meist durch den Besitz von Schwimmhäuten ausgezeichnet sind, suchen sehr gern das Wasser auf und sind ohne Frage die treuesten, gelehrigsten, intelligentesten Hunde. Zu ihnen gehört der Hauptakteur unserer Hunde- und Affentheater, der Pudel, von dessen Spielarten der kleine, der mittelgroße, der englische Pudel (der größte), der Seidenpudel und der wie mit Schnüren und Troddeln behangene Schnürpudel genannt sein mögen; weiters der schon oben genannte St. Bernhardhund, der Leonberger und der große Neufundländer. Der Neufundländer dürfte durch Vermischung des Es-

Irischer Wasser-Spaniel (S. 608).

kimohundes mit dem französischen Parforce-Hund entstanden sein; es ist ein außerordentlich schöner und großer, sanfter, gutmütiger, überaus anhänglicher und mutiger Hund, dessen Ausdauer im Schwimmen schon viele Menschenleben gerettet hat. Man darf aber nicht glauben, daß in Neufundland besonders prächtige Exemplare dieser Rasse vorhanden sind; was dort an Hunden zu finden, sind recht verkommene, zu gemeinster Arbeit verwendete Tiere, die erst durch unsere verfeinerte Rasse aufgebessert und veredelt werden mußten. — Eine ganz besonders schöne Hunderasse stellt der Leonbergerhund vor, eine Kreuzung des Neufundländers mit dem St. Bernhardhund, der eine Rückenhöhe von 80 bis 86 cm, ein Gewicht von 80 Pfund erreicht, schwarz und weiß gefleckt ist. — Die Seidenhaarhunde (fälschlich nennt man auch die Wasserhunde so) sind unter anderen durch den Wachtel- oder Seidenhund und den Malteser- oder Bologneserhund vertreten; es sind vorwiegend Damenhunde mit oft überraschend zartem weichen Haar. Zu den Wachtelhunden gehört der schon früh im Mittelalter aus Spanien nach England eingeführte flockhaarige spanische Wachtelhund oder Spaniel (S. 603—607), der größte und schönste von allen, mit ausgezeichnetem Geruchsvermögen, aber wenig Appell, besonders bei der Hühnerjagd verwendbar. Man scheidet die Spaniels in Feld- und Wasserspaniels, die ersteren wieder in die stärkeren Springers und in die niederen Cockers, die besonders zum Aufstöbern der Waldschnepfen gezüchtet werden. Die Wasserspaniels (S. 603), die englischen und die deutschen, haben geringe Beimischung von Pudelblut, sind gute Stöberer und Apporteure. Weiter gehören hierher der dachsbeinige Burgos, der Marlborough und Blenheim der Engländer (S. 606), der Pyrame der Franzosen, der mexikanische Seidenhund und der König-Karls-Hund (King Charles Spaniel, S. 605), der Lieblingshund Karls I. von England, welche alle vom kleinen Seidenhund (Dancer) abstammen. Schon bei den Griechen und Römern war der Bologneserhund als Damenschoßhündchen beliebt, dessen überaus feines langes Haar schneeweiß oder etwas dunkel angeflogen, Augen und Nase schwarz; manche dieser Tierchen sind kaum zwei Spannen lang und so gebrechlich, verkümmert und degeneriert, daß sie gar nicht selbständig zu leben vermöchten. (Ein zweiter Artikel folgt.)

Bullbogge (S. 600).

Der Sammler

Charakter und Handschrift.

Von

H. Amselmann.

V.

In einem früheren Artikel (Heft III des Jahrganges 1886/87) war davon die Rede, daß sich Güte, Weichheit, Milde in einer runden, weichen Schrift äußern, daß umgekehrt eine eckige, winkelige Schrift auf Härte, Schärfe, Strenge schließen lasse. Nun ist es eine bekannte Sache: Die Guten sind sehr oft auch schwach, schwachwillig; die Scharfen und Harten in der Regel energisch und starkwillig. Wir hätten also hier ein Mittel, um Energie und Willenskraft resp. den verschiedenen Grad oder auch den gänzlichen Mangel derselben zu unterscheiden. Je eckiger und schärfer eine Schrift, desto größer in der Regel ist die Festigkeit und Bestimmtheit des Schreibenden; je runder sie ist, desto geringer werden diese Eigenschaften bei dem Schreibenden sein. Die im Heft III gebrachten Beispiele, Fig. 2 und 3, genügen hier vollständig und entheben uns der Notwendigkeit, weitere zu bringen.

Wir können ferner zurückgreifen auf Artikel IV im Heft VI dieses Jahrganges. Wir

Fig. 19

haben dort ausgeführt, daß Reizbarkeit und Sensibilität durch eine ihrer Stärke entsprechend schiefe Schrift sich verraten. Wir haben auch ebendaselbst ausgeführt, daß gerade oder sehr wenig geneigte Schriften auf nüchterne, überlegende, wenig leidenschaftliche Naturen hindeuten, daß schließlich zurückgewandte Schriften in der Regel energische und mit sich selbst ringende Naturen verraten.

Bekanntlich sind nun nervöse, reizbare Naturen in der Regel nicht sehr ausdauernd, während weniger leidenschaftliche, nüchterne, berechnende Menschen ihre Ziele viel fester im Auge behalten und verfolgen. Die Schreiber der Beispiele 14—18 sind uns zufällig alle persönlich bekannt, und wir können versichern, daß 15, 17 und 18 energisch zugreifen und Ergriffenes hartnäckig festhalten, was sich von 14 und 16 in geringem Grade behaupten läßt.

Allein es gibt Zeichen, die ganz ausschließlich zur Erkennung und Beurteilung der Willenskraft dienen. Dies ist vor allem der wagrechte Strich durch den Buchstaben t, t. Der Mangel dieses Striches, welcher übrigens wesentlich nur in der Antiqua angewendet wird, deutet auf Mangel an Willenskraft und Energie; Fig. 19 zeigt in zwei Wörtern drei t ohne den wagrechten Strich. Dieser wagrechte Strich selbst kann übrigens verschiedene Formen annehmen. Ist er kurz und dünn, so deutet er auf eine schwache Willenskraft: Fig. 20.

Fig 20.

Erscheint der Querstrich kräftig und an seinem Ende sogar dicker als vorn, so deutet dies auf starke Willenskraft, auf rücksichtsloses Dreinfahren, sogar auf Brutalität: Fig. 21.

Fig. 21. Fig. 22.

Es kommt auch das Umgekehrte ebenso häufig vor, nämlich daß der Querstrich im t in eine Spitze ausläuft: Fig. 22.

Fig. 23.

Wenn man eine Differenz in der graphologischen Bedeutung suchen will, so wird sie darin zu finden sein, daß die Energie hier mit weniger Brutalität und Rücksichtslosigkeit auftritt. Ein langer und dünner Strich deutet mehr auf Lebhaftigkeit als auf Willenskraft: Fig. 23.

Fig. 24.

Nicht selten steht der wagrechte Strich über dem t; die graphologische Erfahrung lehrt, daß das Zeichen Herrschsucht und tyrannische Neigungen andeute: Fig. 24.

Fig. 25.

Der Querstrich kommt nicht selten von links nach rechts aufsteigend vor. Dies bedeutet Herrschsucht mit dem Nebenzug der Unverträglichkeit und Liebe zum Zank: Fig. 25.

In der deutschen Schrift ist der Querstrich

Fig. 26.

gewöhnlich zu einem Halbrund oder zu einem kleinen verbindenden Querstrich an den Fuß des t herabgerutscht und kommt dann ebenso häufig auch bei dem Buchstaben f vor: Fig. 26.

Fig. 27. (Auf die Hälfte des Originals verkleinert.)

Diese kleinen Querstriche oder Haken bedeuten übrigens in erster Linie Eigensinn und Hartnäckigkeit. Sie können gänzlich fehlen und dennoch wird man aus einer Schrift ohne Mühe Energie und starken Willen erkennen können. Eine gewisse Größe der Buchstaben, Klarheit und Festigkeit des ganzen

Fig. 28.

Duktus werden in dieser Beziehung auch einen Nicht-Graphologen höchst selten in Zweifel lassen. Energische Leute haben sozusagen nie eine kleine Schrift und schreiben in der Regel auch einfach und ohne Verzierungen. Die unveränderliche Geradheit der Linien ist hier ein weiteres charakteristisches Merkmal. Die Schrift (Fig. 27) zeigt sofort die Festigkeit und klare Bestimmtheit des Schreibenden, Fig. 28 das rücksichtslose Vorgehen ihres Urhebers.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß im Deutschen der übergesetzte Querstrich, der die Verdoppelung eines n oder m andeutet und der Gedankenstrich (auch in französischer Schrift) neben dem Querstrich im t in Berücksichtigung zu ziehen sind und daß das von letzterem Gesagte auch von jenen gilt.

Beurteilung eingegangener Handschriften.

1. Herisau. Die Schrift, ausgesprochene Kaufmanns- oder Kanzlistenschrift, bietet der Beurteilung wenig Anhaltspunkte. Sie sind eine mehr gute als scharfe Natur. Sie sind offen, oft mehr als Ihnen und anderen lieb ist. Sie sind bescheiden, aber nicht ganz ohne Eitelkeit, den Freuden des Lebens nicht abgeneigt — etwas derbe Natur, einfach.

2. E. D. in A. Ebenfalls Kaufmanns- oder Kanzlistenschrift. Nicht ohne Schärfe, kühl, klar; Energie hält nicht lange an; guter, logischer Kopf; vorsichtig. Nicht sehr materialistisch. Sinn für Litteratur, Wissenschaft und interessante, lebhafte Gespräche. Die Unterschrift des Schreibers erweckt den Verdacht, als ob sie nicht völlig seine gewöhnliche wäre.

3. W. P. Z., Mainz. Im ganzen feine und intelligente Natur. Beweglich und lebhaft, weiß sich aber zu halten und zusammen zu nehmen, starker Sinn für alles Aeußerliche und Repräsentation, Sinn für Sport, etwas Neigung zur Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit. Gut und liebenswürdig, im ganzen eine einfache, nicht grüblerische und zum Weltgenuß entschieden eingerichtete Natur. Etwas eitel, doch mit Geschmack und selbstbewußt, Gespräch bewegt, dann leicht zum Widerspruch geneigt.

4. Christel in M.... Die Altersfrage beantworten wir principiell nicht und verweisen deshalb auf unseren bezüglichen früheren Artikel. Wenig Leidenschaft, ziemlich ausgeglichenes und gleichmäßiges Temperament mit nicht sehr starken und häufig wechselnden Stimmungen. Solid, geordnet, Streben nach Zierlichkeit, Sinn für Hauswesen und Oekonomie. Verschwendet nicht leicht, im ganzen offen, ziemlich rege Interessen.

5. Treuergebener Abonnent, Berlin. Schriftstellerhand. Ausgesprochene Intelligenz, Beweglichkeit und Lebhaftigkeit. Eigensinn, Originalität, Selbstbewußtsein. Phantasie, Streben, das lebhafte Temperament zu beherrschen.

6. M. R. Kronstadt. Traité pratique de Graphologie par Crépieux-Jamin. Paris. Marpon et Flammarion.

7. M. Sch..ß, Neubrandenburg. Verbindlichsten Dank. Das Zeichen stimmt und alles Uebrige auch noch. Eitelkeit bis zur Absurdität, Flunkerei und Schwindelei. Sinnlich und ordinär. Zum Glück ist die Intelligenz so beschränkt, daß die schlimmen Seiten keinen sehr großen Schaden anrichten können; übrigens nicht ohne eine gewisse Gutmütigkeit. Für weitere Proben dieser Handschrift wäre ich Ihnen sehr dankbar.

8. L..... Tr..... Intelligent, mahnt an eine Kaufmannshand. Sicherheit des Auftretens, Selbstbewußtsein, Energie. Kann gelegentlich diplomatisch oder im Gefühl des eigenen Wertes schweigen.

9. H. B. aus Moskau. Noblesse und Güte. Nichts Kleinliches, selbstbewußt und ohne Einbildung. Geistige Interessen, schlagfertig, vorwiegendes Gemütsleben, etwas wenig Energie.

10. D.....mann, Bern. Intelligenz, Sinn für Kunst und Wissenschaft. Sucht gerne etwas Ungewöhnliches und Problematisches, darum innerlich nicht ausgeglichen und harmonisch. Sparsam ohne ignobel zu sein. Ehrgeiz, überhaupt etwas Gesuchtes; ungleich, zwischen Kraftanstrengungen und allzugroßer Nachgiebigkeit schwankend. Kann brüsk werden, Eigensinn, zu Vorurteilen geneigt. Streben nach Selbstbeherrschung. Für Mitteilung des früheren Urteiles wäre ich sehr dankbar.

11. E. H..z, Kassel. Schwäche, Sanftmut, Güte. Die physischen Kräfte dürften nicht die stärksten sein, deswegen bei angeborner Lebhaftigkeit doch passiv, rafft sich schwer auf. Nicht ohne Eigensinn; Bildung und geistige Interessen nicht sehr hervorragend.

12. Frau A. W...mar, Leipzig. Verbindlichsten Dank. Die angebotene Charakterisierung würde ich mit großem Vergnügen kennen lernen und retournieren. Bitte gleichzeitig um eine größere Probe der von H. beurteilten Schrift.

13. X. Y. Z., Karlsruhe. Intelligenz, wissenschaftliche Neigung, Kunstsinn. Energie; Neigung, wohl auch Gewohnheit zu befehlen. Einfach, ohne Affektation. Für die Beilagen besten Dank. Ihre Bemerkung ist richtig.

14. G. H., Augsburg. Lebhaft, ohne große Intelligenz und Interessenkreis. Eitel, offen, gutmütig, etwas Neigung zu Leichtsinn. Etwas eigensinnig.

15. J. W. O., Przygodzice, Posen. Ohne Angabe des Standes hätten wir auf Kaufmannsschrift geschlossen, da die Schrift ganz kalligraphisch. Stark äußerliche Natur mit Wunsch aufzufallen. Etwas unklar, mehr von Stimmungen als von kühler Berechnung abhängig.

16. L. Al..p, Graz. Kaufmannshand, einfach, unaffektiert, wenig Individualität und Originalität. — K. P., Frau: Klar, Sinn für Repräsentation, offen; ruhige, gleichmäßige Natur, indessen nicht ohne Schärfe. In Einzelheiten gesucht.

Die Frühjahrsmoden.

Von

Ida Barber.

Dichter, Künstler, jeder denkende, beobachtende Mensch fühlt sich, wenn des Frühlings Zauberruf das All durchzieht, zu neuem Schaffen begeistert; jenes frisch pulsierende Leben, das das dürre Reis grünen, das Gras sprossen, das Veilchen duften läßt, treibt auch in der Welt, die der industriellen Thätigkeit ihr Sein dankt, duftende, farbreiche Blüten, die wohl nirgends eklatanter als gerade im Modeleben zur Geltung kommen. Unsere Modeindustriellen wollen im Komponieren und Erfinden den Dichtern und Künstlern nicht nachstehen; auch sie haben ihre „dankbaren Stoffe“, die vielleicht mehr Anerkennung im Publikum finden, als die begeistertsten Hymnen idealer Naturschwärmer. Eine Frühjahrs-Symphonie in Modeneuheiten pflegt die Damen, gleichviel ob musikalisch oder unmusikalisch zu interessieren; sie alle kommen, um zu bewundern, zu vergleichen, sich nur zu oft willenlos den Sirenenklängen, die den Nouveautés zu entströmen scheinen, gefangen zu geben. Ob da auch Gatten und Väter, wenn hernach die teueren Moderechnungen ins Haus geschneit kommen, unwillig die Stirn runzeln — das geniert eine echte Modefreundin nicht; sie meint, dem Ideal des Schönen leben, dasselbe an ihrem lieben Ich verkörpern zu sollen; daß die Mode aber dem wahren Schönheitsideal nur zu oft fern bleibt, will man nicht sehen; würde man sonst die in diesem Frühjahr beliebten feuerroten Crêpe-Hüte, die aus Goldgaze gefalteten, weithin leuchtenden Capotes, die aus Jaisperlen gefertigten, oft recht schweren Façons, die großkarierten Plaidkleider, die mit Goldornamenten durchstickten Mantelets, die gestreiften Regenmäntel, die karrierten Sonnenschirme 2c. in Aufnahme gebracht haben?

Das Bestreben, originell gekleidet zu erscheinen, veranlaßt manche sonst geschmackskundige Damen, Moden anzunehmen, die dem guten Geschmack Hohn sprechen. Es erscheinen Trachten, die auffallen, aber nicht anmuten; das jetzt beliebte bunte zwei- und dreifarbige Genre ist wohl für jugendliche Erscheinungen geeignet; aber werfen wir nur einen Blick auf die von Modedamen belebten Promenaden. Die alternde Matrone erscheint gerade in denselben Stoffen gekleidet, wie ihre in voller Frauenschöne erstrahlende Tochter, die es wiederum ihren lieben Backfischlein nicht nachthun will und, obschon die Taille doppelt so umfangreich, wie die der Fräulein Töchter, doch noch der schützenden Hülle entraten zu können meint. Wohl ist es etwas sehr Schönes um die ewige Jugend, und scheint auch die geistige Jugend an kein Alter gebunden, die körperliche ist es nur zu sehr; sie läßt sich trotz aller Toilettenkniffe zu keiner ewigen gestalten. — Davon will aber die Mode unserer Tage nichts wissen, noch weniger davon, daß auffallende Trachten allenfalls den wirklich schönen Erscheinungen zum Vorteil gereichen, aber die mit minderen Reizen ausgestatteten nur zu oft entstellen. Die Erfahrung lehrt, daß Frauen, die wenig Grund haben, stolz auf ihre körperlichen Vorzüge zu sein, zumeist zu den extremsten Moden greifen, daß dagegen wirkliche Beautés die denkbar einfachsten Trachten wählen. Nach Mme. de Staël gehört ein Talent dazu, all jene neuen Modewunder, die mit jeder neuen Saison auf der Bildfläche erscheinen, an sich gut zu verwerten; es gibt Damen, die, ohne gerade schön zu sein, in allem schön aussehen, eben weil sie das Talent besitzen, sich die Mode dienstbar zu machen. — Fassen wir nun einmal die Nouveautés der diesjährigen Frühjahrssaison näher ins Auge, um zu prüfen, was zu behalten, was abzulehnen sei.

In Stoffen scheinen die karrierten und gestreiften Musterungen den Markt zu beherrschen. Man sieht Plaid-, Crêpe-, Mohair-, Foulard-, Alpakagewebe in großen Carreaus, in denen die Farben blau, grau, weiß schattieren, englische Kammgarnstoffe, längsgestreift mit schmalen, in 5 zu 5 cm querdurchgehenden Linien, die Carreaus bilden, — Damenbrettmuster, deren Felder mit Tupfen durchsetzt sind — groß karrierte Lamastoffe mit seidenen, grell abstechenden Bourrettestreifen durchzogen, wieder ähnliche Carrés aus Mohair, je eines glatt, eines gegittert, Wollcrêpes mit schmalen Samtstreifen, großblumige, broschierte Leinen-, Battist-, Bast-, Voilegewebe, die wie die karrierten und gestreiften mit einem zum Dessin passenden, glatten Stoff geeint werden. Jedem Geschmack scheint Rechnung getragen zu sein, in jedem Genre sind beachtenswerte Neuheiten, es kommt da nur, soll das eine nicht zu grell, das andere zu farblos wirken, auf die rechte Art der Zusammenstellung mit glatten Stoffen an; oft sind Rock und Taille aus glattem Gewebe, während eine schräg gefaltete, das ganze Vorderteil deckende Draperie aus blumigem, karriertem, oder gestreiftem Foulé gefertigt ist; oft entgegengesetzt ist der Grundstoff gemustert und mit Einsatzteilen, Faltenlagen oder aufgeknöpften Draperien von glattem Stoff garniert. Die Röcke werden weniger mit schmalen Plissés, denn mit bauschigen Faltenarrangements geputzt, die shawlartig die ganze Vorder- oder Seitenansicht decken. Ueber großblumige Röcke schlingt man gern glatte, rückwärts durch Knopf und Oese geraffte Tücher, die aus grobkörnigem, schütteren Woll- oder Leinenstoff gefertigt, die ganz gewöhnliche Packleinwand imitieren sollen. Nichtsdestoweniger bewähren sich diese aus sogenanntem Scheuertuch gefertigten Kleider oft von hoher Eleganz, da das Unterkleid, wie die gleichfalls aus blumigem Stoff gearbeitete Taille, diskret hindurch schimmert und das grobe Oberkleid scheinbar Lügen straft.

Ein sehr apartes Genre vertreten die mit Bagdad-Bordüren abgepaßten dunklen Sergekleider, die man, dem neuesten Modediktat zufolge, mit kurzen, aus Bagdadstoffen gearbeiteten Jäckchen trägt; das bunte Palmenmuster wird bei erhöhter Eleganz mit Goldfäden umrandet und hebt sich dann wirkungsvoll von dem dunklen Fond der Robe ab.

Stoffe, deren Fond mit Bomben und Granaten durchwirkt ist, werden vorzugsweise zu eleganten Haustoiletten verwendet; sollen sie symbolisch den häuslichen Krieg ankündigen oder den bis zum Ueberdruß gesehenen türkischen Geweben, die seit Jahren zu den eleganten Schlafröcken verwendet wurden, Konkurrenz machen? Eine Frau von Welt pflegt heute ohne ein halb Dutzend eleganter Hauskleider nicht existieren zu können; sie legt beim Aufstehen ihren weiten, blusig gearbeiteten Samtschlafrock an, der gegen Mittag mit einer eleganten, reich mit Spitzen garnierten Matinée vertauscht wird. Hat sie ihren Jour — und welche Frau hätte ihn nicht! — so empfängt sie in einer aus broschierter Seide gefertigten Prinzeßrobe, deren Vorderteil, obgleich ganz leger gearbeitet, doch eine Fülle von Points und Stickereien zeigt, die an ein elegantes Gesellschaftskleid gemahnt. — In Form und Schnitt sind diese Hauskleider sehr bequem, in der Ausführung aber so pompös, daß man zu der Frage berechtigt zu sein glaubt: „Wie erscheint denn solch eine Dame, die zu Haus in lichten, mit Spitzen besetzten Seidenroben einhergeht, auf der Promenade?“ — Da ist sie die Einfachheit in Person. Sie trägt ein schlichtes, in englischem Stil gearbeitetes Kostüm aus braunem, grauem oder dunkelbraunem Wollstoff, der höchstens mit schmalen Kammgarnborten oder Soutache garniert ist. — Auf der Straße elegant zu sein, überläßt man „à ces dames“, die gern von sich reden machen. Farbige Samt- und Seidenkleider werden von echten Modedamen deshalb nie zur Promenadentoilette gewählt. Gilt es, einen Besuch zu machen, für den ein eleganter Anzug obligat, so ist man diesem zuliebe gezwungen einen Wagen zu nehmen. — Den Damen, die das oft recht zweifelhafte Glück haben, statt des Spazierganges eine Spazierfahrt im eleganten Tilbury oder Daumon machen zu können, ist bezüglich der Toilette jede Freiheit gestattet; sie tragen die elegantesten Mantelets aus Samt, Plüsch- oder Bagdadstoffen, die durchweg mit kostbaren Goldstickereien geziert sind, kardinalrote oder goldschillernde Hüte, auf denen sich Kolibris und Sonnenvögel wiegen, tellerförmige Schirme in Form der japanesischen Mikados auf 24 Goldstäben ruhend, deren jeder Stab in einer nach oben gebogenen Goldkugel endet.

Der Frühlingskorso im Prater zeigt uns die Damen der Wiener Aristokratie in einer Toilettenpracht, die oft Staunen erregt. Wer neue Hutmoden sehen will, braucht da nur die Insassen der an schönen Frühlingstagen am Rondell angefahrenen Wagenburg zu mustern. Während ältere Damen zumeist aus Perlen oder Spitzen gefertigte dunkle Hüte tragen, die reich mit Bandmaschen und Goldagraffen garniert sind, haben die jüngeren Damen lichte, aus Strohbordüren zusammengesetzte Phantasiehüte, die mit hängenden Blüten, Blumendiademen oder Paradiesvögeln

geschmückt sind. Als tonangebende Neuheiten gelten Façon Patti, ein Stirnhut mit aufgeschlagenem Rand, der mit überhängenden, perlbenähten Spitzen gedeckt ist. — Façon éventail mit fächerartig ausstrahlendem hohen Kopf, aus dessen Faltenlagen Streublümchen diskret hervorschimmern, Façon Rigoletto, ein hoher, aus Strohtüll gefertigter Hut, dessen Aufschlag durch getollte Florentiner Strohbordüren gebildet ist; kleine Capotes wie hohe Boleros erfreuen sich gleicher Beliebtheit; der oft 20 cm breit aufgeschlagene Rand bedingt reichen Blumen- und Federnschmuck; obschon man in letzter Saison die Hüte fast ausschließlich mit Bandmaschen garniert, ist man doch schnell von dieser wenig kleidsamen Hutverzierung zurückgekommen; erfahrungsgemäß gibt es für einen Frühjahrshut keinen kleidsameren Schmuck als Blumen; von ihnen gilt, was Shakespeare vom Erröten sagt, daß sie Häßliche schon schön und Schöne nur noch schöner machen. Die Mode hat in diesem Jahre Veilchen im Verein mit Rosen, Vergißmeinnicht mit Primeln, Mohn- und Kornblumen geeint, ferner Narzissen, Flieder und Jasmin durch ihre besondere Gunst ausgezeichnet; man trägt einen Strauß der den Hut garnierenden Blumen auch als Taillenschmuck, befestigt ihn mit eigens für den Zweck gefertigten fingerbreiten Goldspangen, die mit dem Monogramm der Trägerin geschmückt sind. — Die eigentliche Hochmode gebietet, daß man Hüte und Kleider nur mit den Blumen ziere, die zur Zeit in der Blüte sind, demnach dürfte man also jetzt weder Rose noch Jasmin, weder Flieder noch Kornblumen tragen; der Zeit voraus zu eilen, gestattet man uns Frauen zwar im allgemeinen nicht, in diesem Falle ist man aber wenig skrupulös — erlaubt ist, was gefällt. — Eine eigene Hutgarnitur bilden die aus feinsten Strohspitzen zusammengesetzten Diademe, die mit farbigen Perlen benäht sind und in der Sonne wie eitel Gold schimmern; auch Hüte aus Granat-, Bernstein-, Smaragdperlen mit passenden Gazebändern garniert sind stark in Aufnahme, nächst diesen durchbrochene A jour-Hüte, gestickte Façons, gezogene Tüll- und Stoffcapotes; von unbestrittener Eleganz bleibt aber doch der aus gutem Material gefertigte Strohhut, den man in diesem Jahre zumeist in lichten Farben wählt, entweder den Kopf aus durchbrochenem, den Rand aus festem Geflecht oder umgekehrt. Kinder tragen vorzugsweise die aus zweifarbigem englischen Stroh gefertigten Hüte mit hohen Köpfen und breitem Rand, der als Sonnenschützer gelten kann.

Fig. 1. Zierkürbis, Bischofsmütze.

Die Damenhüte sind nach dieser Richtung hin weniger praktisch, dafür erfreut uns aber die Damenmode durch große, hübsch ausgestattete Schirme, die in Form der Entoutcas aus schattierten, gestreiften, auch buntkarrierten Stoffen, in Form der Knicker mit Tüll oder durch Malereien gezierte Gazebezüge getragen werden. — Sehr beliebt sind die auf französischen Goldgestellen ruhenden tellerförmigen Spitzenschirme, die fast in Größe der Regenschirme in den Handel kommen. Griffe, Stöcke und Spangen werden sehr elegant ausgestattet, der Stock mit Elfenbein und Edelsteinen inkrustiert, der Griff in Form eines Armbandes derart gefertigt, daß man den Schirm, wenn er geschlossen ist, am Arm hängend tragen kann. Obschon Spitzenschirme in schwarz, weiß und écru auch jene aus doppelten, türkischen Foulardtüchern in das Toilettenrepertoir jeder eleganten Dame gehören, pflegt letztere es doch nicht zu verschmähen, zu jedem besseren Sommerkleid einen passenden Schirm fertigen zu lassen. Der Reiseschirm, dem für Sonnen- wie für Regentage vollkommene Gleichberechtigung zu teil wird, ist zumeist aus satiniertem Gummi hergestellt, der (Harmonie scheint ja unseren Schönen über alles zu gehen) wieder mit dem aus Seidengummi gefertigten Regenmantel übereinstimmen muß. — Wie viele Vorteile man auch seither den aus Gummistoffen gefertigten Modeartikeln angedichtet hat, unsere Damen verhielten sich ablehnend, da der in der That oft lästige Gummigeruch alle Vorzüge illusorisch machte. Neuerdings hat nun das Magazin au prix fixe (Wien) seidenartig schillernde Regenmäntel eingeführt, die vollständig frei von jenem lästigen Gummigeruch und in so modernen Façons gehalten sind, daß man sie nicht für Fabriksware ansieht, sondern meint, daß sie nach allen Regeln der Kunst von Façonschneidern gefertigt wurden; besonders günstiger Aufnahme erfreuen sich die auf die Taille gearbeiteten Gummimäntel mit rot oder blau gefüttertem Gummicapuchon, das allenfalls bei eintretendem Sturm und Regenwetter über den Kopf genommen werden kann, um als Hut- und, was noch wichtiger, als Kopfschutz zu dienen. Gummimäntel mit Schlingärmeln, mit anliegenden Westenteilen, auch solche in Rad- oder Prinzeßform geschnitten, das ganze Kostüm deckend und doch graziös die Figur zur Geltung kommen lassend, sind jetzt ein eigentlicher Konsumartikel geworden; die eleganteren Sorten sind außen satiniert, die einfacheren mohairartig gedeckt; immer ist die Gummilage nach innen gerichtet, wasserdicht und derart genäht, daß sie eventuell auch nach außen getragen werden kann.

Von gleich praktischem Wert und fast unentbehrlich für Damen, die die Bequemlichkeit lieben, erweisen sich die aus Tricotstoff gefertigten Taillen; sie sind heute nicht mehr, wie zur Zeit, da sie aufkamen, schmucklos und deshalb, wie viele meinten, zu besseren Toiletten unverwendbar. Man fertigt sie heute mit allerhand Einsätzen von farbigem Surrah, von Perl- und Chenillestickereien, mit Faltenlagen, spanischen Jäckchen, Revers, Medicisgürteln 2c., so daß die Klage der Schneiderinnen, ihre seither nach Gebühr gewürdigten Fischbeintaillen werden den weit billigeren Tricotjacken nachgestellt werden, keine ganz unberechtigte ist. Man kauft die eleganteste Tricottaille fertig, perfekt sitzend, um die Hälfte des Preises, den eine gut eingeführte Modistin allein für Façon beansprucht. — Die neuen Tricottaillen haben offene, aus weißem Tricotstoff gefertigte Westen, die gut kleiden und selbst dem einfachsten Anzug einen Anstrich von Eleganz verleihen. Fast scheint es, als wollten die Damen den Herren mit gutem Beispiel vorangehen und die Mode der offenen Westen wieder einführen. Die Wiener jeunesse dorée ist bereits für die Idee gewonnen; hohe Westen sind in dieser Saison in Kreisen der jungen, wie auch der älteren Lebemänner ein überwundener Standpunkt; gewöhnlich folgt dann das Gros derjenigen, die alles gut heißen, was in den tonangebenden Kreisen getragen wird, bald nach. — Unsere Wäsche-Industriellen haben in den letzten Jahren, da alles quite english zugeknöpft bis oben hinan ging, einen beträchtlichen Schaden erlitten; jetzt dürfte ihnen, da man zu den offenen Westen wieder elegante Hemden benöthigt, eine goldene Aera erblühen. — Thatsächlich hatten wir lange keine unkleidsamere Herrentracht als die der letzten Jahre. Der ohnehin monotone Anzug wurde durch die hohe Weste des einzigen Lichteffektes beraubt, der wohl noch seine Eleganz hätte fördern können. — Jetzt empfiehlt man als Neuestes die ehedem beliebten Shawlwesten, die den Brustlatz eines elegant gearbeiteten Hemdes hervortreten lassen, das mit Knöpfen oder Busennadel geschmückt, durch eine gestickte Gazekrawatte gehoben, sicher kleidender und den ästhetischen Begriffen entsprechender ist als das schwarze Westenplaston, das einen mit Europas Moden wenig vertrauten Südseeinsulaner, der jüngst die deutschen Hauptstädte besuchte, zu der Frage veranlaßt haben soll, warum denn hier alle Männer Trauer angelegt hätten. In seiner Heimat, fügte er erläuternd hinzu, sei ein schwarzer Brustlatz ein Zeichen der Landestrauer.

Unsere Einzelbilder.

Ein Bild, welches alle Vorzüge Meister Grützners zeigt, ist dessen „Beim Vesperbrot“, von dem vorliegendes Heft eine vortreffliche Holzschnittnachbildung enthält. Das Behagen, welches die frommen Brüder beim Anblick des leckeren Mahles erfüllt, ist so glücklich zum Ausdruck gebracht, daß es sich ohne Zweifel dem Beschauer mitteilt. Ebenfalls Behagen, aber mit einem Zug von Kritik gemischt, zeigen die Figuren des Friedländerschen Bildes „Eine neue Sorte“. Auch diese Männer sind Kenner, und wenn nicht alles trügt, finden sie so viel Lobenswertes an dem neuen „Weinchen“, daß der spähende Wirt auf ein gutes Geschäft für die nächste Zeit rechnen darf. Auch bei dem Bild von R. Epp, „An den Geliebten“ (S. 512), läßt sich gar vieles und gar Erfreuliches aus dem Gesichte des schreibenden Mädchens lesen und wenn etwa der „Schatz“ zufällig unter den Weinprüfern sein sollte, stehen wir nicht gut dafür, daß er nicht nach Empfang der liebeatmenden Zeilen dem „Neuen“ noch über den Durst zuspricht, natürlich alles auf Gesundheit und frohe Vereinigung mit der Liebsten. — Speiers geschicktem Griffel verdanken wir die Abschilderung einer jener vielgerühmten tunesischen Tänzerinnen (S. 624), die er mit der ganzen Glut des Südens auszustatten gewußt hat. Es ist hierbei wohl am Platz, auf den von Speier illustrierten Artikel in Band 7, Seite 47 ff. hinzuweisen, in dem der unvergeßliche Nachtigal tunesisches Leben so vollendet geschildert hat.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Kletter- und Schlingpflanzen.

Die Kletter- und Schlingpflanzen, ganz zweckmäßig auch Lianen genannt, sind Gewächse, welche, um sich zu erheben und sich in ihrer Stellung zu erhalten, einer Stütze bedürfen, die ebensogut aus einem Strohhalm, aus einer riesigen Eiche, Linde oder Palme bestehen kann, wie aus einem künstlichen Gestell aus Holz oder Eisen- und Golddraht, oder aus einem hübschen Weidengeflecht u. s. w. Die Lianen, so ungefähr lesen wir in Rümplers Gartenlexikon, spielen im Naturhaushalte eine wichtige Rolle. In den arktischen Regionen sind sie selten, weil ihnen die Stützen fehlen, Pflanzen, welche stärker sind als sie selbst. Sie gewinnen in der gemäßigten Zone an Kraft und Anzahl, sind aber in der Mehrzahl Kräuter mit ausdauernden Wurzeln; sie sterben oberhalb des Erdbodens ab, erscheinen aber im Frühjahr in vermehrter Stengelzahl wieder. Am meisten entwickelt finden wir sie im heißen Klima, besonders in der Zone des Aequators; hier sind sie größtenteils auch Gehölze. Hier, wo die Pflanzen sich dicht zusammen drängen müssen, um Orkanen und versengender Sonnenhitze zu widerstehen, hier füllen die Kletterpflanzen die von den Bäumen gelassenen Zwischenräume aus, erreichen die höchsten Spitzen der Bäume, von denen aus sie, Guirlanden ähnlich, den Nachbar

Fig. 2. Zierkürbis, Krummhals.

Fig. 3. Birnkürbis.

zu finden wissen, an dem sie herabklettern bis auf den Erdboden, wo sie sich von neuem bewurzeln, von neuem stärken und in größerer Zahl ihr Tagewerk beginnen. So verflechten sie wie eisenfestes Tauwerk ganze, große Wälder zu einem undurchdringlichen Ganzen, welches auch den wütendsten Stürmen Widerstand zu leisten imstande ist. Das scheint die Aufgabe zu sein, welche die Natur ihnen dort gestellt hat. So bilden sie den hervorstechenden Charakterzug des Tropenwaldes, und jeder Reisende, der in die tiefen Schatten desselben eingedrungen ist, weiß von der wunderbaren Kraft und Schönheit solchen Wachstums zu berichten. Hier stellen fast sämtliche natürliche Pflanzenfamilien kletternde Arten, selbst Palmen (Calamus, Daemonorops u. a.), von denen man in Amerika so gut wie in der Alten Welt Arten findet, deren schwache, zähe und biegsame Stämme sich von Baum zu Baum schwingen und oft eine Länge von 100 m und mehr erreichen.

In den Gärten nehmen die Kletterpflanzen eine wichtige Stelle ein; doch hat man nicht immer und überall den Vorteil verstanden, den sie uns für die Ausstattung einfachster Blumengärten und großartiger Parkanlagen bieten. Man kann mit ihnen Mauern und Felsen bekleiden, sie an Metalldrähten laufen, an Bäumen und Stangen hinaufklettern, als Guirlanden die Fenster umziehen lassen, mit ihnen Hecken verdichten, kahle Sträucher decken und verschönern, man soll sie leiten, ziehen, auch wohl befestigen da, wo man sie haben will, wo sie einen bestimmten Zweck erfüllen sollen — aber die Hand des Menschen soll niemals sichtbar werden; die Liane soll niemals steif erscheinen, als sei sie der Sklave eines anderen Wesens, sondern frei und in ihren natürlichen Formen soll sie sich darstellen, um wirklich schön zu erscheinen, und wenn sie die Rieseneiche umklammert, so soll sie in ihrem natürlichen Stolz erscheinen, als ob der Baum ihrer bedürfe, nicht als ob sie ihn zu einer notwendigen Stütze erwählt habe. Das „Aufbinden" der Kletterpflanzen ist schwierig, denn es gehört dazu künstlerischer Geschmack und ein außerordentliches Geschick.

Die Zahl der Kletterpflanzen, ihrer Gattungen, Arten und Spielarten ist sehr groß, und wir ziehen aus ihnen eine Gruppe heraus, die eben so schön wie im Haushalt nützlich ist, nämlich die Kürbisse, wenn auch vorläufig nur die Zierkürbisse.

In Deutschland wurden Kürbisse schon vor Karl d. Gr. (742—774) angebaut, denn in den „Monseeischen Glossen" findet sich ein churpizgartin (Kürbis- oder Gurkengarten). Das Wort churpiz bezieht sich vielleicht auf die im allgemeinen runde, dicke Gestalt der Frucht, und von ihm stammt wahrscheinlich der botanische Name, welchen Plinius und Linné ihr gegeben, nämlich Cucurbita, die zur natürlichen Familie der Kürbisgewächse (Cucurbitaceae) gehört; deren Blüten sind eingeschlechtlich, d. h. die eine ist männlichen, die andere, mit unterständigen Fruchtknoten weiblichen Geschlechtes; sie sind meist zahlreich vorhanden, groß und glänzend gelb. Die Frucht ist eine saftige Beere mit Samen ohne Eiweiß. Die Pflanze selbst ist in der Regel klimmend oder kletternd. Mit Ausnahme der nordamerikanischen Cucurbita perennis, A. Gray, sind alle Arten einjährig. Die Kürbispflanze erscheint in den verschiedensten Formen ihrer Früchte, die als Speisekürbisse von 100 kg Gewicht und Zierkürbisse bis zur Größe der Stachelbeeren (Stachelbeerkürbisse) wechseln. Das Innere oder das Fleisch sämtlicher Arten und Spielarten ist genießbar und, was noch nicht überall bekannt scheint: je zierlicher die Zierkürbis ist, desto besser, feiner schmeckt sein Fleisch.

Die Kürbispflanze hat eine große Bedeutung im Garten als Kletterpflanze, aber immer nur an gewissen Stellen, denn ihre Blätter sind groß, sehr groß, die Früchte der meisten Spielarten massig und von großer Ausdehnung, so daß sie von der nach oben strebenden Pflanze nicht festgehalten werden können. Ihr Wachstum ist auf lockerer, stark gedüngter, tiefgründiger Erde ein fabelhaft rasches, und binnen verhältnismäßig wenig Wochen bedeckt sie, im Warmen und im Topf angezogen, im Mai ausgepflanzt, die ausgedehntesten Veranden, alte Gebäude, kahle Flächen u. s. w., wo aber schwere Früchte durch unter ihnen befestigte Bretter festzuhalten sind. Nur da, wo die Kürbispflanze den ebenen Erdboden bedeckt, ist dies nicht nötig, auch da nicht, wo sie vom Dung- oder Komposthaufen ausgeht, was zwar beim vernünftigen Pflanzenfreunde oder Gärtner nicht geschieht, weil diese die Grundlehren des Land- und Gartenbaues kennen und wissen, daß, was die Pflanze zu ihrem Aufbau braucht, sie der Erde entzieht, daß also die dem Komposthaufen entwachsende Kürbispflanze in ihrer mächtigen Ausdehnung und mit ihren großen oder sehr zahlreichen Früchten jenem allen Nahrungswert entzieht, weshalb er als Dünger vollständig unbrauchbar wird.

Fig. 5. Türkenbund.

Der Botaniker teilt die Gattung Kürbis (Cucurbita) in mehrere Arten, von denen wir die eine, den Speise- oder Feldkürbis (Cucurbita pepo L.), hier unbeachtet lassen müssen, es sei denn, daß wir die ganz neue, nicht rankende „Bischofsmütze" (Fig. 1) hierher rechnen wollten. Aber auch bei den Zierkürbissen, die uns heute hauptsächlich beschäftigen, finden wir eine Trennung in mehrere Arten, selbst Gattungen der Botaniker, so den Warzenkürbis (Cucurbita vericosa), der mit gelben oder anders gefärbten Warzen bedeckt ist; die Form ist gewöhnlich rund, gestaltet sich aber auch länglich und gekrümmt, wie beim Krummhals (Fig. 2) des Herrn Hoflieferanten Chr. Lorenz in Erfurt.

Demnächst folgt der Türkenbund, Turban- oder Melonenkürbis (Cucurbita melopepo L., Fig. 5), in zahlreichen Formen und Farben, von denen Herr Chr. Lorenz in Erfurt 21 verzeichnet. Die Frucht ist abgeplattet kugelig, längs gefurcht oder gerippt, von der Seite eingeschnürt und mit vorspringendem Rande umgeben.

Fig. 6. Trompetenkürbis.

Fig. 4. Apfelkürbis.

Eine gute Art bildet auch der Eier tragende Kürbis (Cucurbita ovifera L.), zu dem der Birnkürbis (Fig. 3) und der Apfelkürbis (Fig. 4) gehören.

Als eine besondere Gattung hat man den Flaschenkürbis (Fig. 7), die Kalebasse, Herkuleskeule, Trompetenkürbis (Fig. 6) u. a. m. abgezweigt, die Linné zwar noch Cucurbita lagenaria (von Lagena = Flasche) nennt, die aber von Seringe, zuletzt Professor und Direktor des botanischen Gartens in Lyon, wo er 1858 starb, mit Lagenaria vulgaris bezeichnet wurde, von der unser Flaschenkürbis (L. Siphon) und Trompetenkürbis (L. longissima) nur Spielarten sind.

Die zahllosen Formen dieser Kürbisse sind nicht nur im Freien eine Zierde, sondern auch im Zimmer, wo man die geleerten Schalen in hübsche Gruppen aufstellt; sie halten sich, gut getrocknet, jahrelang. Das beim Aufschneiden sich ergebende Fleisch gibt, von Samen und Samenhülle befreit, ein delikates Gemüse, Eingemachtes, Salat u. s. w.

Der gestirnte Himmel im Monat Juni.

In diesem Monate kulminieren um Mitternacht im Süden der Skorpion, der Ophiuchus und der Schütze; beim Zenith der Herkules, der Drache und die Leier, und unter dem Pol die Giraffe, der Fuhrmann und der Luchs. Von den Planeten wird Merkur am Abendhimmel im Nordwesten wieder sichtbar, denn er kulminiert zuletzt $1^3/_4$ bis 2 Stunden nach der Sonne und hat hohen nördlichen Stand. Venus kulminiert immer später nach der Sonne und ist infolgedessen und ihres hohen nördlichen Standes wegen bis gegen 11 Uhr als Abendstern zu sehen. Mars ist unsichtbar. Jupiter steht in der Jungfrau, kommt bereits gegen $7^1/_2$ Uhr abends in den Meridian und geht im letzten Drittel des Monats gegen 1 Uhr nachts unter. Saturn nähert sich mehr und mehr der Sonne und kann deshalb nur noch ausnahmsweise abends im Nordwesten tief am Horizont gesehen werden. Den 5. tritt der Vollmond ein, am 13. das letzte Viertel, am 21 der Neumond, am 28. das erste Viertel. Am 21. tritt die Sonne in das Zeichen des Krebses, macht für die nördliche Erdhälfte den längsten Tag und Sommers Anfang, für die südliche den kürzesten Tag und Winters Anfang.

Fig. 7. Flaschenkürbis.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rätsel-Sonett.

Wem einmal hehrer Geist das Herz entflammet,
Daß er sich frei fühlt von der Erde Schranken,
Der singet mich in Worten und Gedanken
Und preist den Himmel, dem auch ich entstammet.

Ein Zeichen mehr, bin Göttin ich, verdammet
Oft, doch noch viel mehr verehret von blanken
Feinen Damen und auch Herrn, die den Schranken
Der Schönheit spotten oft trotz Seid' und Sammet.

Ein Zeichen mehr dem Ende zugeteilet,
Bin nah verwandt ich mit der Mutter Erde
Und bin zu finden wohl in alten Mauern.

Wenn auch der Frühling alte Wunden heilet
Und neues Leben anhebt auf der Erde,
Nichts auf der Welt wird länger als ich dauern.

Homonym.

Handelt sich's ums liebe Geld,
Ei, dann thut man's gerne;
Geht es flott damit, so sind
Nahrungssorgen ferne.
Heißt es aber: Freund, du mußt's,
Wenn dir lieb dein Leben,
Wünsch' ich, daß in Bälde du's
Wieder dran kannst geben!

Logogryph.

Alles, was da ist, mit ge
Soll der Bürger meiden,
Denn die Obrigkeit kann ja
So etwas nicht leiden.

Unsre Mutter ist's mit er,
Drum dem Allerhalter
Danke, wenn der Deinen er
Schenkt ein hohes Alter! —

Zweisilbige Charade.

Nicht schwer ist meine Erste,
Wiegst du sie auf der Wage;
Als Attribut der Zweiten
Mach ich dir frohe Tage.
Zu einem Wort vereinigt
Die Erste und die Zweit',
Schaff' ich trotz froher Stunden
Zuletzt dir wohl noch Leid.

Rösselsprung.

														die						
												ur				ist				
									oft									den		
										lei-	sach	gan-								
								gen		zu	und	wird	hö-	das			bei-			
								nie-	den	er	se	ihr	das		gleich					
								le-	lan-	sse	ma-		lich	ret	ru-	ten				
								stets	ge-	den		ver-		sie	nen					
								ner	ben	mit		ssen		len			letz-			
								der	frie-	mum-	doch	mass	ges-	mei-						
						nie		und	je-	der-	se	tern	dort							
				wort			den	ü-	er	zu-	von		in	kin-						
							das						wem			der				
					sprich	schön	er-				ren									
					bil-					gan-		die					schau			
					be-	un-				füh-		das								
						lich			ze	die	bri-						schö-	den		
					ren	sind	das		ter		schw-	sten			herz	zwei				
					sie	kal-				den			sie	er-		ne	will-	dar		
						gie-	ten	step-	sten			fen		lich	kom			zeit		
					der	berg	ler	re-	letz-					bringt		ihr	men			
							wäl-	er-		dom							der			
					und	mord	hen													
							den											ju-		
					wind	ste-														
						bei											gend			
				durch	ver-		det					ze								
					ne		wen					schaum						wo		
			die		vö-	ö-					wen		glan-							
				mei-		lied	ver-				be-		von				das			
		lüf-		gel		der			deckt		flur	sten	sel-				strah-			
			nicht	ist		und		schim-		tel-					nem	stets		gan-		
	te					mut		der		sind		und	schim	in		ze		let		

Aufgabe.

Fünf männliche Vornamen sollen gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben einen bekannten Dichter der Neuzeit ergeben, in der Weise, daß von jedem Namen Anfangs- und Endbuchstaben hintereinander gelesen werden. Davon ist: 1. Abkürzung eines deutschen Heldennamens. 2. Name mancher österr. Fürsten. 3. Vorname eines Dichters. 4. Ein Vorname. 5. Ein bekannter Rittersname.

Dechiffrier-Aufgabe.

Girugolegore Ferebölegugo rogofa Labofafa gefaro bulegorugofe lagerefurulugofe Ligofegofa.

Ra! fera girugolagore rufula bubofere rerugobugofe Lugofugorulafarufegi farafofu lagofule.

(Lurärefugo).

Schlüssel,

	b	l	f	r	g
o	a	b	c	d	e
u	f	g	h	i	k
a	l	m	n	o	p
e	q	r	s	t	u
i	v	w	x	y	z

Rätsel.

Der größten Ströme einer im
Rahmen Europas,
Bin ich ein andrer, nimmst du
den doppelten Fuß.

Skataufgabe Nr. 21.

C (Hinterhand) spielt mit den folgenden Karten Grand:
Treff-Bube, Carreau-Bube, Pique-Aß, Pique-König, Treff-König, Coeur-Aß, Coeur-König, Coeur-Dame, Coeur-8, Carreau-Aß.

Die Karten sitzen für den Spieler so günstig, daß die Gegner, wie sie auch spielen, nicht mehr als acht Points erhalten können. Pique-Bube und Coeur-Bube sind in derselben Hand. — Wie saßen und wie fielen die Karten?

Scherz-Rebus,

(Die Lösung gibt drei Citate aus einem Werke Goethes.)

Silbenrätsel.

a, al, bret, e, e, e, graph, he, laub, le, len, lo, mur, na, nar, phon, pi, ros, rös, se, sel, so, sprung, sou, stel, te, te, tier, ur, zis.

Aus obigen 30 Silben sollen 11 Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben eine sagenhafte Persönlichkeit und deren Endbuchstaben den Ort seiner sagenhaften Erlebnisse bezeichnen. Die Wörter, jedoch in anderer Reihenfolge, bezeichnen:

1. Den schnellsten Beförderer irgend einer Nachricht. 2. Eine beliebte Rätselart. 3. Eine Stadt in Belgien. 4. Eine Art Brief. 5. Ein dem Aussterben nahes Tiergeschlecht. 6. Eine Blume. 7. Eine Sängerin. 8. Eine Pflanze. 9. Für den Soldaten eine gute Zeit. 10. Einen spanischen König. 11. Eine Bezeichnung für einen Helden.

Auflösungen zu Heft 8, Seite 409.

Rebus: Götterdämmerung.

Ergänzungsrätsel:

Ga **brie** le
Har **fe**
Auf ter
Wer **der**
Höl ty
Le da

} Briefe aus der Hölle.

Sternarithmogryph:
I. Aida,
II. Dora,
III. Elsa,
IV. Lina,
V. Jona,
VI. Numa,
VII. Adda,
VIII. Posa,
IX. Aula,
X. Tuba,
XI. Tara,
XII. Jura,
„Adelina Patti."

Metamorphose: Stund, Hund, Hand, Wand, Wald, Wild, Wind, Kind, Rind, Ried, Lied, Lieb'. **Buchstabenrätsel:** Geibel — Liebe. **Rätsel:** Heiß — Eis.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 20.

A hat: Treff-Aß, Treff-10, Treff-König, Pique-10, Pique-König, Pique-Dame, Pique-9, Pique-8, Pique-7 und eine nicht zählende Karte in Carreau, z. B. Carreau-7.

Erster Stich: Pique-10, Pique-Aß, Coeur-Aß.

Zweiter Stich: Treff-9, Treff-Aß, Treff-7.

Dritter Stich: Treff-10, Treff-8, Carreau-Aß.

Vierter Stich: Treff-König, Treff-Dame, Carreau-Dame.

Fünfter Stich: Pique-Dame, Carreau-Bube, Carreau-8.

Die Gegner erhalten nun noch einen Stich: Coeur-Dame, Coeur-10, Pique-König, und haben dann 91 Points.

Gibt B im fünften Stich Coeur-Dame, so übernimmt C mit Coeur-10, und die Gegner haben dann 90 Points.

Eingelaufene Schach-Auflösungen.

Nr. XX wurde noch gelöst von C. Spitz in Freiburg i. Br., Felix Caspary in Berlin, R. Miltiz in Erfurt, W. Liebmann in Chemnitz.

Nr. XXIV wurde noch gelöst von Albert Joch in Stargard, Emily Balkwitz in Memel, Ed. H. Kühn in Hamburg, John Strehler in Langnau, Karl Daube in Elberfeld, H. Beyer in Bern.

Rebus.

Neue Erfindungen.

Werkzeug zum Ergreifen oder Abschneiden entfernter Gegenstände (Fig. 1—3). Die bekannte Geschichte mit den sauren Trauben passiert nicht allein Füchsen, sondern auch uns Menschen, die wir dann aber bestrebt sind, die entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Nun ist es leicht erklärlich, daß die schönsten und besten Früchte der Bäume an den äußersten Spitzen der Aeste sich befinden; das vorliegende Instrument, das außer dem speciellen Zweck als Stock benutzt werden kann, soll auch solche schwer zugängliche und entfernte Gegenstände losschneiden oder abpflücken. An dem Griff P schließt sich das Rohr A an, und innerhalb dieses läßt sich die Stange T durch die Griffe t herabdrücken, die aber gewöhnlich durch eine Feder in der äußeren Lage gehalten wird. An dem oberen Ende dieser Stange ist der Stift g in gekrümmten Schlitzen der Scherenbacken D verschiebbar, und zwar so, daß diese Backen in der äußeren Stellung von T in der geöffneten Stellung sich befinden. In Fig. 1 u. 2 ist das Instrument als Stock zusammengeschoben. Anstatt der Schere lassen sich andere Werkzeuge durch Herausziehen des Bolzens g an der Stange befestigen, wie z. B. der Greifer in der Fig. 3, der zum Abpflücken und Festhalten solcher Gegenstände gut gebraucht werden kann. Der in den Griff eingeschraubte kleine Pinsel p dient zum Reinigen der Werkzeuge. — Kl. 33. Nr. 37838. Adrien Dubois in Paris.

Fig. 1. Werkzeug zum Ergreifen &c.

Fig. 2.

Fig. 3. Werkzeug zum Ergreifen &c.

Schwammbehälter (Fig. 4 u. 5). Dieser Behälter soll einerseits dazu dienen, den Schwamm beim Nichtgebrauch vor schädlichen äußeren Einflüssen zu bewahren, andererseits soll er verhüten, daß man ihn mit der bloßen Hand berühren muß, wenn man dies bei der Benutzung vermeiden möchte. Die Figuren 4 u. 5 zeigen denselben im Durchschnitt und zwar Fig. 5 geschlossen und Fig. 4 zum Gebrauch fertig. In dem Behälter a ist der eigentliche Schwammhalter b beweglich angeordnet, welcher oben an dem Knopfe e an der Gummiplatte f befestigt ist, welche Platte den Behälter auf der einen Seite abschließt, während er auf der anderen Seite durch den Deckel g geschlossen werden kann, welcher um h aufzuklappen geht und durch das Gummischnürchen i an den Knopf e befestigt ist. So geschlossen kann man den Behälter z. B. bequem in der Tasche aufbewahren. Zum Gebrauch klappt man den Deckel g auf und drückt mit einem Finger auf die Gummiplatte f und den Schwamm c aus dem Behälter a heraus. Beim Nachlassen des Druckes tritt der Schwamm wieder nach a zurück. Zum Reinigen desselben kann er leicht aus dem herumgebogenen Rande d herausgenommen werden. — Kl. 30. Nr. 37716. Wilhelm Hölderle in Berlin.

Fig. 4. Schwammhalter.

Fig. 5. Schwammbehälter.

Ein Schlitten, der zugleich als Wagen benutzt werden kann (Fig. 6). Bei längeren Touren ist es oft wegen der Witterung oder in gebirgigen Gegenden wegen verwehten Stellen der Wege zweifelhaft, welche Art Gefährt man wählen soll, die vorliegende Neuerung bezieht sich auf ein solches, welches nach Bedarf als Schlitten oder Wagen gebraucht werden kann. Das Sitzgestell A ruht fest durch die Stützen B auf den Kufen C, während die Räder in ihrer Höhenlage verstellbar sind. Die Hinterräder mit ihrem Federgestell werden durch den Hebel K, welcher in der Endstellung unter die Haken c faßt, das Vorderrad D dagegen durch die Spindel e und Kurbel auf oder nieder bewegt und mit diesem letzteren zugleich die drehbar daran befestigte Deichsel. Soll das Gefährt als Schlitten benutzt werden, ist es zum Lenken erforderlich, daß die Deichsel mit den Kufen fest verbunden ist; dies wird dadurch erreicht, daß dieselbe beim Heraufschrauben des Vorderrades in einem schrägen Schlitz des zwischen den beiden nach oben gehenden Kufenenden befindlichen Schutzbrettes geführt und schließlich oben festgehalten wird. Um auch in ausgefahrenen Wegen mit tiefen Geleisen fahren zu können, sind die Hinterräder in ihrer Spurweite verstellbar, und das Vorderrad kann wegen seiner gesonderten Hebevorrichtung für verschiedene Terrainhöhe eingestellt werden. — Kl. 63. Nr. 38039. Ludwig Uhlig in Untersteinach (Bayern).

Fig. 6. Schlitten-Wagen.

Fig. 7. Klemmvorrichtung.

Klemmvorrichtung (Fig. 7). Um Kerzen oder andere verschieden starke Gegenstände zu befestigen, sind schon verschiedene Vorrichtungen vorhanden; doch bietet auch die vorliegende empfehlenswerte Vorteile. Die Klemmbacken a werden durch die Federn b für gewöhnlich in ihrer engsten Stellung gehalten und umschließen dabei den Wirbel c. Soll ein Gegenstand festgeklemmt werden, so dreht man den Wirbel und bewegt dadurch die beiden Backen auseinander, die den eingeführten Teil durch die Federkraft festhalten, sobald man den Wirbel c wieder in seine Mittellage gestellt hat. — Kl 4. Nr. 38253. Erhard u. Söhne in Schwäb.-Gmünd.

Kerzenschoner mit Lichtschirmhalter (Fig. 8). Die Hülse a aus dünnem Blech sitzt mit ihrem etwas nach oben gebogenen Rande auf der Kerze auf und wird durch den schweren Ring c in senkrechter Lage mit gewissem Druck festgehalten. Es kann also beim allmählichen Abschmelzen das flüssig gewordene Material nicht nach unten abfließen, selbst wenn sie beim Tragen in schiefer Stellung gehalten wird. Zugleich gehen vom Ringe c Stützen d nach oben, welche auf einem Drahtring den Lichtschirm unterstützen. Die Teile a und c sind nur durch Stege b verbunden; infolgedessen wird die Hitze der durch die Flamme erwärmten Klappe a nicht auf den Ring e übertragen. — Kl. 4. Nr. 37953. George Whyte in Northview-Elgin (Schottland).

Fig. 8. Kerzenschoner.

Schirm mit Fensterchen (Fig. 9). Wenn man sich bei Regenwetter in dem Trubel einer verkehrsreichen Straße befindet, schwebt man bei jedem Schritt in der Gefahr, mit den Spitzen der von den vorüberhastenden Passanten getragenen Schirmen aufgespießt zu werden oder ist wenigstens den unsanftesten Rippenstößen ausgesetzt. Die vorliegende Neuerung in der Konstruktion von Schirmen, besonders von Regenschirmen, bezweckt nun, der den Schirm im aufgespannten Zustande und unter einem nach vorn geneigten Winkel tragenden Person die Möglichkeit freien Ausluges zu gewähren, um diese unangenehmen Gefahren zu verhüten. Es werden im Schirmtuch in Verbindung mit einer oder mehreren Rippen eine, bezw. mehrere Fenster in passender Höhe so angebracht, daß sie das Oeffnen und Schließen des Schirmes ohne Unbequemlichkeiten gestatten. Die Fenster bestehen aus Glas, Glimmer, gehärteter Gelatine und anderem geeignetem durchsichtigem Material, welches in Scheibenform in an den Rippen gebildeten Rahmen gefaßt wird. Aber auch an Sonnenschirmen wird ein solches Fenster den Damen sehr angenehm sein, um einen unbeobachteten Blick unter dem Schutz des Schirmes dahin werfen zu können, wo sie sich durch letzteren gegen Sonnenstrahlen oder aus anderen Gründen decken wollen. — Klasse 33. Nr. 37855. Charles Howell in Station Enoch, Grafschaft Lareck, (Nord-Britannien).

Fig. 9. Schirm mit Fenster.

Neue Handgranate zu Feuerlöschzwecken (Fig. 10).

Fig. 10. Handgranate zu Feuerlöschzwecken.

Um die Wirkung dieser neuen Schutz- und Hilfsmittel gegen Brände zu sichern, sind folgende Neuerungen eingeführt. Das Glasgefäß A, welches die Löschmasse D enthält, ist kaum 1 mm stark in seiner Wandung und trägt an den Drähten e′ den Ring E aus Eisen oder sonstigem harten Material, während die leichten Federn e denselben in dem gewünschten Abstande von der äußeren Gefäßwandung halten. Dadurch wird erreicht, daß das Gefäß selbst, wenn es auf einen noch so weichen Gegenstand beim Werfen fällt, dennoch mit dem Ring E in Berührung kommen und zerbrechen muß, wodurch der Inhalt über die Fläche ergossen wird. Um aber die Granaten an besonders feuergefährlichen Orten nur hinlegen zu brauchen und dabei aber doch bei einem etwa entstehenden Feuer die Wirkung selbstthätig zu erhalten, ist im Kork B das Ventil C angeordnet. Dasselbe besteht aus einem verschlungenen Glasröhrchen c′, welches oben eine Erweiterung c^2 mit einem feinen Loch c besitzt. Dadurch können wohl Gase, die sich bei einer langsamen und zufälligen Temperaturzunahme im Innern entwickeln, entweichen, aber die Oeffnung gestattet bei einer schnellen Gasentwickelung nicht ebenso rasch den Austritt derselben, und es erfolgt ein Zersprengen der schwachen Glaswand, ein Ausströmen der Flüssigkeit und ein Löschen des Feuers im Keime des Ent-

Fig. 11. Reinigen der Kinderwagen.

fiehens. — Kl. 61. Nr. 37158. John Philipp Scott in New York.

Vorrichtung an Kinderwagen zum Reinigen der Räder (Fig. 11). Da die Kinderwagen sowohl im Freien als auch im Zimmer gefahren werden, ist es oft nicht zu umgehen, daß in die letzteren Schmutz mit hineingebracht wird. Es ist, um den Wagen, bevor er ins Haus gebracht wird, reinigen zu können, eine Einrichtung unten am Boden angebracht, welche durch Hebelverbindung vermittelst Ziehen am Griffe g Bürsten B' heraus und auf die Räder treten läßt, so daß der Wagen nur ein paarmal zur Absonderung des anhaftenden Schmutzes hin- und hergefahren zu werden braucht. Stößt man nach dem Gebrauch den Griff g wieder zurück, so bewegen sich die Arme mit den Bürsten wieder unter den Boden und hindern dort auf keine Weise. — Kl. 63. Nr 37520. Oskar Edwin Hering in Dresden.

Fig. 12.

Fig. 13. Zusammenschiebbarer Korsettstab.

Zusammenschiebbarer Korsettstab (Fig. 12 u. 13). Die Damen mögen verzeihen, wenn wir wieder in das Bereich ihrer Toilettengeheimnisse dringen wollen, vielleicht wissen sie aber sogar dem Erfinder Dank, welcher sie von einem immer wiederkehrenden Aergernis befreien will. Durch das Anstoßen der Korsettstäbe an das Ende des Hohlbesatzes wird nach und nach ein Durchstoßen des letzteren bedingt, welches wiederum ein Reparieren der schadhaften Stelle verlangt. Um dies zu vermeiden, ist das obere oder untere Ende des Korsettstabes einschiebbar gemacht, in der Zeichnung des obern h, so daß derselbe sich beim Anstoßen verkürzen kann. Dieses Ende wird durch die Drähte f in solcher Weise sicher geführt, daß es auch in vollkommen herausgeschobener Lage ein starres Ganze mit dem übrigen Stabe a bildet, d. h. daß kein Kippen oder Ausweichen nach den Seiten eintreten kann. Durch die Federn g wird das einschiebbare Ende h beständig nach außen gedrückt, so daß beim Nachlassen des Druckes dasselbe wieder in die ursprüngliche Lage zurückfedert. Dadurch wird der Stoß gegen das Hohlbesatzende elastisch und ein Durchstoßen desselben vermieden. — Kl. 3. Nr. 38232. J. G. A. Rammoser und Wilhelm Classen in Berlin.

Neuer Kegel (Fig. 11). Wer die Annehmlichkeit hat, im eigenen Garten eine Kegelbahn zu besitzen, wird sich mit Freuden an die schönen Sommerabende erinnern, an welchen er im fröhlichen Freundeskreise so manchen Stamm oder Hamburger geschoben hatte, nur der weibliche Teil der Abendgesellschaft denkt mit leisem Schrecken an das fortwährende Gepolter und Gerassel der Kugeln und Kegel, und mancher Nachbar schließt sich diesem Urteil still oder hörbar an. Diesem oft gerechten Tadel soll nun abgeholfen werden. Kugeln, sogenannte lautlose, besitzt man schon, welche in einem Gummiüberzug sicher und leise die Bahn entlang rollen. Die jetzige Neuerung bezieht sich auf die Kegel, deren größeres Gepolter dem Schiebenden allerdings als Zeichen seines Erfolges immer sehr angenehm war und deren Fallen jetzt aber auch ohne dieses zweifelhaft angenehme Geräusch geschehen soll. Zu diesem Zweck sind an den Stellen, an welchen die Kugeln stets anschlagen, in ringsherumgehende Nuten Gummiringe r eingelassen, welche den Schlag aufnehmen und den Abschlag der Kugel noch erhöhen sollen. Außerdem werden durch diese Ringe die Kegel ungemein vor Zersplittern geschützt. — Kl. 77. Nr. 37499. Scheuert & Wirth in Berlin.

Fig. 11. Neuer Kegel.

Zeltschirm (Fig. 15). Wenn die Sonne uns zum Aufenthalt im Freien lockt, weiß sie mit dem freigebigen Austeilen ihrer Liebkosungen oft so wenig Maß zu halten, daß wir uns, um den Genuß im Grünen aushalten zu können, eines schattenspendenden Schirmes von größeren Dimensionen bedienen müssen. Diese sogenannten Zeltschirme werden meist auf die Gartentische direkt befestigt, haben dann aber wegen ihres Umfanges den Uebelstand, im zusammengeklappten Zustande bis nahe oder auf den Tisch herniederzuhängen und dort hinderlich zu sein, da das Dach auch nicht in zu großer Höhe beim Aufspannen sich befinden darf. Durch die eigentümliche Herstellung der Stangen, welche den Bezug tragen, nicht wie gewöhnlich aus einem Stücke, sondern aus zwei, c und d, die scharnierartig mit einander verbunden sind, klappen dieselben beim Schließen des Schirmes selbstthätig nach oben zusammen und legen dadurch auch den Bezug nochmals zusammen. Die Hülse b' ist auf der Stange e fest, während die Hülse b verschiebbar ist. — Kl. 33. Nr. 37709. Hugo Frick in Berlin.

Fig. 15. Zeltschirm.

Für unsere Hausfrauen.

Der neue französische Räucherapparat, der untenstehend skizziert ist, ermöglicht es, mittelst jeder Kerze Räucherpulver oder Essenzen verdampfen zu lassen und macht eine Räucherlampe überflüssig. Die Befestigung der messingenen Räucherpfanne geschieht mittelst der Klammer an einer beliebigen Stelle des Lichts. (Preis M. 1, bei portofreier Zusendung innerhalb des deutsch-österreich. Postverbandes M. 1 25.) Es sei hier auch noch auf den abgebildeten Leuchter selbst hingewiesen, welcher einem echten Renaissancemuster nachgebildet, bisher nur in geschwärztem Eisen, nunmehr aber auch in blankem Kupfer hergestellt worden ist. (Preis dieses Kupferleuchters M. 7. 50 Pf.) Gleichzeitig mit diesen Neuerungen sei der Beachtung empfohlen die aus Glas und Messing gefertigte neue französische Lichtmanschette, welche sich, ebenso wie der Räucherapparat, an jeder Stelle des Lichtes, also auch unmittelbar unter der Flamme befestigen läßt und dadurch das Verunreinigen des Fußbodens oder Teppichs durch abtropfendes Kerzenmaterial beim Umhertragen vollkommen ausschließt. (Preis M. 1, bei portofreier Zusendung 2c. M. 1. 25.) Endlich erwähnen wir noch den neuen amerikanischen Petroleumkocher, der (21 cm hoch, 11 cm breit) zugleich als Lampe verwendbar ist und in dieser seiner doppelten Eigenschaft, sowie wegen seiner einfachen und soliden Ausführung allen sparsamen Hausfrauen empfohlen zu werden verdient. Auf dem aus emailliertem Eisen hergestellten Petroleumbehälter befindet sich der aus Messing gearbeitete Brenner, welcher den Docht, nicht wie bei den gewöhnlichen Petroleumkochern durch zwei, sondern durch fünf nebeneinander befindliche Zahnräder gehen läßt, so daß ungleiches Herausschrauben, oder Festklemmen unmöglich ist. Der oberhalb des Brenners angebrachte ovale Auffatz, der durch einen einfachen Mechanismus auf dem Bassin zu befestigen, sowie von demselben zu entfernen ist, führt der Flamme die nötige Luft zu und bewirkt durch seine Höhe ein kräftiges Licht und eine sehr heiße Flamme, wie letztere bei den allgemein in Gebrauch befindlichen Petroleumkochern kaum gefunden wird. An der vorderen Seite ist dieser Cylinder mit einer Glimmerscheibe versehen, durch die ein für den Bedarf in der Küche vollkommen ausreichendes Licht strahlt. (Preis M. 10.) Bezugsquelle der oben angeführten Neuerungen Magazin des Köngl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin S.W., Leipzigerstr. 88.

Lichtmanschette.

Räucherapparat.

Ein praktisches Buch.

Wenn Riccaut de la Marlinière zu Minna von Barnhelm sagt: „O, was ist die deutsch Sprak für eine arm Sprak! für eine plump Sprak“, so ist das eine welsche Ungezogenheit, die wir lange gewohnt waren und uns bis vor kurzem auch gefallen ließen. Hätte er unsere schöne Muttersprache dagegen als eine an Schwierigkeiten auch für den Gebildeten reiche bezeichnet, so würde ihn niemand der Unwahrheit und Ungezogenheit zeihen. In jeder Art schriftlicher Thätigkeit, bei dem einfachsten oder verwickeltsten Gespräch kommen für viele die Fälle, in denen sie ihre Kenntnis im Stiche läßt. Da ist ein Führer im Labyrinth der Unklarheit erwünscht. Einen solchen bietet Daniel Sanders in dem soeben in 15. Aufl. erschienenen „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache“, Langenscheidt, Berlin. Verf. hat sich nicht damit begnügt, den ganzen Stoff nach den hauptsächlichsten Stichworten lexikalisch zu ordnen, sondern durch ein Register auch solche Worte und Fälle kenntlich gemacht, die ein eigenes Stichwort im Lexikon nicht besitzen und innerhalb anderer Artikel abgehandelt wurden. Wesentlich ist, daß sich Verf. nicht mit Entscheiden bei streitigen Punkten begnügt, sondern durch eine Menge von Proben Richtiges und Falsches anschaulich macht. Man findet zudem nicht allein einzelne Worte mit Rücksicht auf ihre grammatikalische Verwendung behandelt, sondern auch Artikel unter Stichworten wie Hilfszeitwörter, Stellung der Copula 2c., was neben der Entscheidung von Fall zu Fall die prinzipielle grammatikalische Entscheidung ermöglicht. Jeder, der ein Interesse daran hat, sich richtig und korrekt auszudrücken, sollte sich in den Besitz dieses Buches setzen.

Petroleumkocher.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Prüpper.

Juni.

Taubensuppe. Man schneide ein paar schöne junge Tauben in Viertel, übergieße sie mit kochendem Wasser und bringe sie damit zu Feuer; schäume gut ab, thue klein geschnittenes Wurzelwerk daran und koche sie weich; lasse dann fein gehackte grüne Kräutchen in Butter aufgehen, stäube ein wenig Mehl darüber, gebe, wenn auch dies gedämpft hat, die Taubenbrühe durch ein Sieb dazu und lasse es aufkochen. Magen, Lebern und Herzchen hacke man klein und mache davon mit etwas geriebenem Weißbrot, ein wenig

Butter und ein paar Eiern kleine Klößchen, die man in der Brühe kocht und die Suppe dann über die Tauben anrichtet.

Käsepastetchen. Man dämpfe 45 g Mehl in 60 g Butter, gebe dann 1/4 l kochenden Rahm daran, verrühre es zu einem Teige und thue ihn in eine Schale; füge 125 g geriebenem Parmesan- oder Schweizerkäse noch 30 g Butter und vier Eidotter hinzu und rühre es eine Viertelstunde, wonach man den Schnee von vier Eiweiß hinein gibt, in kleinen Förmchen eine halbe Stunde backt und stürzt.

Karpfen auf norddeutsche Art. Man schneide den geschuppten, gereinigten und gespaltenen Fisch in schöne Stücke und übergieße ihn mit 1/4 l kochendem Essig; lege ihn nun in die Kasserolle, gebe so viel Wasser, daß er bedeckt ist, eine Möhre, eine große Zwiebel, beides zerschnitten, ein Lorbeerblatt, einen halben Theelöffel Pfefferkörner, zwei Gewürznelken, Salz und den Essig dazu und koche ihn langsam gar, richte rasch und gehäuft an und serviere möglichst heiß mit Salzkartoffeln, geriebenem rohen Meerrettich und zerlassener Butter.

Für die feinere Küche vermischt man den geriebenen Meerrettich (vierten Teil einer schönen Stange) mit drei geschälten, geriebenen Borsdorfer Aepfeln, einem Eßlöffel Zucker, einem Eßlöffel feinstem Oel, einigen Theelöffeln weißem Wein, einigen Tropfen Weinessig und Salz, forme daraus auf einem mit Traubenblättern belegten Teller einen kleinen Berg und verziere ihn, indem man mit der Messerspitze einen kleinen Eindruck macht und der Reihe nach, von oben bis unten, punktierte Linien bildet.

Italienischer Reis (Riso maritato, mit Gemüse vermählt). Man lasse 1/4 k blanschierten Reis in Bouillon oder in Wasser mit Butter (60 g auf 1 l) etwa eine Viertelstunde kochen, nehme ihn dann vom Feuer, vermische ihn mit vier Eßlöffeln geriebenem Käse, einer Prise gestoßenem weißen Pfeffer und ungefähr ebensoviel Gemüse als Reis. Dies kann von jeder Art frischer Gemüse sein; doch sind grüne Erbsen oder Spargeln wohl am besten dazu, welche man, die Spargeln in mundgerechte Stückchen geschnitten, mit etwas Butter und Bouillon halb gar dämpft und zu dem Reis gibt, das Ganze dann in eine gut mit Butter bestrichene und mit geriebenem Weißbrot bestreute Form thut und im Backofen (Röhre) etwa eine Viertelstunde backen läßt, beim Servieren stürzt und nach Belieben Schinken, Hammelskoteletten, Beefsteaks oder Saucischen dazu reicht, die sehr schmackhafte Speise aber auch ohne Beilage geben kann, wo sie als Fastenspeise sehr beliebt ist. Auch kann man Gemüsereste dazu verwenden.

Matrosenragout. Man koche 3 l braune Coulis mit einer halben Flasche gutem Rotwein, unter beständigem Rühren auf 2 l ein und würze mit dem Safte einer Citrone, einem halben Theelöffel Zucker und, wenn nötig, Salz, füge dann 1 k gekochtes, in 2 cm große Würfel geschnittenes Rauchfleisch, dreieckig glacierte Zwiebelchen und ebensoviel in Butter gedämpfte Champignons hinein und gebe nach dem Anrichten 24 Stück centimetergroße, in Butter goldgelb geröstete Weißbrotwürfelchen darüber

Wein-Crême. Man rühre in einer Kasserolle 180 g gestoßenen Zucker mit einem gehäuften Eßlöffel feinstem Mehl, auf Zucker abgeriebener Schale einer Citrone, Saft derselben und acht Eidottern gut ab, gieße eine halbe Flasche weißen Wein daran und verrühre dies auf mäßigem Feuer so lange, bis es dicklich geworden ist, lasse es dann einmal aufkochen, und mische nun heiß den sehr steifen Schnee von acht Eiweiß darunter, gieße die Crême in eine Schale, streiche sie oben glatt und bestecke sie, wenn sie kalt ist, mit fein geschnittener Succade, oder belege die Schale mit 1 l recht schönen, frischen und trockenen Erdbeeren, bestreue sie stark mit Zucker und richte die halb erkaltete Crême darüber an, verziere sie mit schönen großen Erdbeeren und serviere Backwerk oder einen passenden Kuchen dazu.

Biskuitkuchen. Man rühre 375 g Zucker mit 14 Eidottern eine halbe Stunde, füge etwas feingestoßene Vanille, 150 g Kartoffelmehl, 60 g feinstes Weizenmehl und zuletzt den steifen Schnee von 14 Eiweiß hinzu, bestreiche eine Schneckenform leicht mit zerlassenem Butter, bestreue sie mit gesiebtem Zwieback, fülle die Masse hinein und backe sie anderthalb Stunden.

Kränzchen. Man nehme 1/2 k Mehl, 1/4 k geriebenen Zucker, 1/4 kg Butter, die Dotter von neun hart gekochten Eiern und ein rohes Ei; rühre mit diesem die Dotter durch ein Sieb in die Butter, füge dann Zucker und Mehl hinzu und forme kleine Kränze daraus, die man bei gelinder Hitze backt, auch etwas Citronenschale und Kardamomen hinzufügen kann.

Weinblütbowle. Man gebe sechs bis acht mittelgroße Blütentrauben mit zwei Flaschen weißem Wein und 100 g Zucker in Stücken in die Bowle und gieße nach einer halben Stunde durch ein Sieb ab und kann dann, im Moment des Servierens, noch eine Flasche Champagner zugießen. — Originalrezept aus Kreuznach.

Limonade aus Stollwerks (Köln) Limonadebonbons, vom Kölner Volkswitz „Kohlensaure Jungfrau in der Westentasche“ benannt, welche mit verschiedenstem Geschmack und mit Gebrauchsanweisung in den verschiedensten Sprachen versehen und überall zu erhalten sind, empfehlen sich nicht nur als sehr wohlschmeckend und erfrischend, sondern auch als wirklich restaurierend.

Tunesische Tänzerin (S. 614).

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Funtensee. Von R. Schultze.

Der arme Marcel.

Preisgekrönte Novelle von

T. Combe.

Erstes Kapitel.

Der Trauergottesdienst war zu Ende; der Priester entfernte sich, und das große schwarze Kreuz, von einem Chorknaben getragen, neigte sich über die Gräber, wie um sie noch einmal zu segnen, ehe es den Friedhof verließ; die Vögel, deren Gesang die Feier unterbrochen hatte, nahmen ihn wieder auf und hüpften wieder auf der alten Mauer umher. Die warme Junisonne beschien den kleinen Gottesacker und brach ihre Strahlen hie und da an den Grabsteinen und ihren goldenen Inschriften; hohe Gräser wiegten ihre Spitzen hin und her, der blühende Flieder erfüllte die Luft mit seinen Duftwellen; unter der Kirchenthür lächelte eine Muttergottes aus ihrer Nische, die mit frischem Moos und Blumen geschmückt war. Wenn man über diesen so friedlichen, sonnenbeschienenen Begräbnisplatz ging, kam einem der Gedanke, den Toten, die hier Ruhe gefunden, müsse wohl sein! Einige Frauen aus dem Dorfe, die bis zuletzt an dem frischen Grabe gestanden hatten, entfernten sich jetzt, leise miteinander redend.

„Armer Junge!" sagte eine derselben, indem sie noch einmal nach dem Grabe zurücksah, ehe sie die paar Stufen hinabstieg, die zur Straße führten. „Armer Junge! Er kann sich gar nicht entschließen, seine Mutter jetzt zu verlassen! Und die alte Anastasia ist doch gar nicht sehr gut mit ihm umgegangen."

„Still!" sagte eine andere. „Man soll den Toten nichts Böses nachreden, gar noch an der Gottesackerthür. Der Herr Kaplan wird sich schon um Marcel bekümmern. Mein Mann wollte, daß wir ihn den Sommer über als Knecht nähmen, aber was soll man mit einem Menschen thun, der nicht ganz bei Verstand ist! Man möchte wirklich glauben, er schliefe im Gehen, obgleich er die Augen weit offen hat. Und wenn man ihn auszankt, so ist es, als verstände er kein Wort davon; da macht es einem doch auch gar keine Freude, mit ihm zu reden."

„Wir haben Marcel voriges Jahr zur Heuernte gehabt," wendete eine junge Frau mit sanftem Gesichtsausdruck ein. „Er ist ein ebenso guter Arbeiter als andere; vielleicht besser, weil er die Zeit nicht mit Schwätzen versäumt."

„Aber wenn die Verrücktheit über ihn kommt," rief eine kraushaarige Blondine dazwischen, „dann steht er wie angewachsen mitten in seinem Heuhaufen, den Blick Gott weiß wohin gerichtet und als ob er Stimmen vernähme, die sonst kein Mensch hört! Ihr könnt glauben, daß er in solchen Augenblicken ganz gewiß nicht weiß, ob er die Heugabel am Stiel oder an den Zinken hält. Und meint ihr, daß der Einfaltspinsel etwa wüßte, ob ein Mädchen hübsch oder häßlich ist?"

„Der arme Marcel!" sprach wieder die sanfte junge Frau. „Wer wird sich nun seiner annehmen? Gibt man ihm den Löffel in die Hand, so ißt er, außerdem denkt er nicht daran. Anastasia hat Schulden hinterlassen, nun wird man die Ziege und das bißchen Hausgerät verkaufen . . ."

„Das geht den Herrn Pfarrer an," riefen die anderen allesamt. „Das ist seine Sache; die Unmündigen, die Waisen und Armen sind ja *seine* Familie."

Die kleine Gruppe zerstreute sich nun, und die Straße war bald so einsam wie der Friedhof.

* * *

Allein, allein auf der Welt! Was bleibt nun dem armen Verwaisten noch, der neben dem frisch aufgeworfenen Erdhügel noch auf den Knieen liegt? Die Stirne an das eiserne Kreuz des nächsten Grabes gedrückt, die Hände ineinander verschlungen, so liegt er da, weint nicht, denkt nicht einmal; er kann nur seine Verlassenheit fühlen. Tausend konfuse Empfindungen wirbeln durch seinen schwachen Kopf; alle die Seinigen sind nun auf dem Friedhofe; dort unter jenem grauen Steine schläft sein Vater schon seit vielen Jahren, nun liegt auch die Mutter stumm im Sarge; es kommt Marcel vor, als erhöben sich Stimmen aus den Gräbern, die ihm zuriefen: „Bleibe bei uns!" Es durchschauert ihn und er fährt erschrocken in die Höhe, mit der Hand an die Stirne, um die es ihm durch den Kontakt mit dem Metall wie ein eiserner Reif liegt. Er blickt lange um sich, und die träumerischen Augen scheinen etwas zu suchen; bald aber sinkt der arme Junge wieder in seine trostlose Haltung zurück; das Bewußtsein der Verlassenheit ist plötzlich über ihn gekommen und schmettert ihn nieder. Dort unten in dem Dorfe mit den grauen Dächern, wo die Häuser gruppenweise beisammen stehen, auf den Feldern, wo die Bauern mit zahlreichen Arbeitsleuten eben die Frühlingsarbeiten vollenden, in dem ganzen von hohen Bergen einge-

schlossenen Winkel der Erde hat Marcel nicht einen einzigen Freund!

Er ist niemals wie die anderen gewesen: sein linkisches Wesen, seine übergroße Schüchternheit, die große Zerstreutheit, waren eine immerwährende Quelle des Spottes für seine Kameraden. Als Kind hatte er viel von ihren boshaften Tücken gelitten, er geriet immer wieder von neuem in ihre Fallen, die sein argloses Gemüt nicht ahnte. Wenn ihn die bösen Buben zum Krämer geschickt hatten, um für einen Dreier Heuschreckenfett oder andere unmögliche Waren zu kaufen und ihm der erzürnte Krämer die Thüre wies, da war Marcel mit gesenktem Kopfe und traurig über die Bosheit seiner Kameraden davongegangen. Und er war doch so geneigt, sie zu lieben und ihnen gefällig zu sein! Niemals weigerte er sich, nach der Schule ihre Büchersäcke und Schiefertafeln zu halten, während sie ein Kugelspiel machten, wie groß auch seine Lust sein mochte, daran teilzunehmen. Kamen die Dorfkinder an den Sommerabenden auf Joseph Blanquets Zimmerplatz zum Spielen zusammen, so war es Marcel, der die Schaukeln improvisierte, indem er Bretter herbeischleppte und Balken rollte, die schwerer waren als er selbst. An seine zerschundenen Hände dachte er nicht dabei, er war zufrieden, wenn er die anderen lachen und fröhlich sah, und es machte ihn glücklich, wenn einmal einer daran dachte, ihm „danke“ zuzurufen.

Es fehlte Marcel absolut an Selbstsucht, und aus diesem Grunde fanden ihn die anderen so dumm. „Er versteht auch gar nicht, etwas für sich selbst zu behalten; Gott weiß, woher ich diesen dummen Jungen habe,“ pflegte seine Mutter, die Spinnerin Anastasia, zu sagen, von der sich die Leute erzählten, daß immer etwas Wolle an ihren Fingern hängen bliebe. Sie liebte den Knaben wohl auf ihre Weise und hatte denen, die ihn tückten und hänselten, oft derb die Ohren gerieben, nichtsdestoweniger stieß sie ihn aber selbst herum, wie es ihr gerade einfiel. Der arme Marcel! Da ihm seine Mutter beständig vorhielt, daß er ein Dummkopf sei, glaubte er es zuletzt in aller Demut selbst und war darüber seiner Mutter wegen betrübter, als um seiner selbst willen.

„Ach, wäre ich doch nur auch so wie die anderen!“ rief er oft voll Schmerz aus. Dann ging er in den Wald, um den alten Tannen, seinen Freunden und Vertrauten, sein Leid zu klagen. Er warf sich ins Gras und weinte heiße, bittere Thränen; oft auch umarmte er die knorrigen Stämme, ohne zu wissen, warum, und sein Herz schwoll in zielloser Liebe und Zärtlichkeit. Auf der großen Wiese dort unten spielten die Knaben und Mädchen, Marcel wäre so gerne hinunter zu ihnen, aber eine instinktive Furcht hielt ihn zurück. Eine angeborene Zartheit des Empfindens, die niemand in ihm vermutete, ließ ihn frühzeitig die Einsamkeit suchen. Er liebte die Natur und besonders ihre Stimmen, und diese waren es auch, die sein Gemüt vor völliger Verdüsterung bewahrten und ein wenig Freude in sein armes Leben brachten. Die kleine Blondine, die wir an der Kirchhofsthür gesehen, wußte wohl nicht, wie richtig sie urteilte, als sie sagte, daß Marcel manchmal unbekannte Stimmen zu hören scheine. Die flüchtigen Harmonien des Waldes entzückten ihn; er konnte lange Stunden damit zubringen, die klagenden Melodien des Windes in den Zweigen, das Rauschen und Fallen der Blätter, das Summen der tanzenden Mücken zu belauschen. Er lernte, die unendlich feinen Nuancen in dieser ewig gleichen und doch beständig variierenden Musik zu unterscheiden; die großen Tannen erzählten ihm Geschichten, und die Buchfinken waren die Freunde, deren lustige Triller seinen Kummer verscheuchten. Am Ende waren ihm die Stimmen des Waldes so vertraut, daß er sie besser verstand als die Sprache der Menschen. Seine Schweigsamkeit nahm zu; er war so oft wegen seiner Treuherzigkeit verspottet worden, daß er lieber ganz schwieg.

„Der Knabe ist durchaus nicht Idiot,“ sagte der Lehrer, „sein Geist ist nur anderswo.“ Allerdings war er wo anders! In der dicken Schulluft, unter dem Kritzeln der Federn und dem monotonen Gang der Schulstunden dachte Marcel immer an den großen, herrlichen Wald, wo eben tausend Virtuosen das schönste Konzert gaben. Rief ihn die näselnde Stimme des Schulmeisters auf, so fuhr er aus seiner Träumerei erschrocken empor und gab so ungeschickte Antworten, daß sie die Lachlust seiner Mitschüler erregten. Trotzdem lernte er lesen, schreiben und ein wenig rechnen, sogar einige Brocken vom Katechismus brachte man in seinen Kopf, und der Herr Kaplan ließ ihn zur ersten Kommunion zu. Gewiß erfüllte dieser heilige Akt Marcel mit innigerem Glauben und größerer Sammlung als die meisten seiner Kameraden. Von da an sprachen ihm die Stimmen des Waldes von Gott und seiner Liebe. So wurde Marcel bei einem traumartigen, einsamen Leben groß, voll von unbestimmten Bestrebungen, denen er nur nicht Ausdruck zu geben wußte. Es trat aber ein glücklicher Zufall ein, der aus diesem Poeten ohne Stimme einen Musiker machte.

Es war im Herbste; lange Nebelstreifen lagen über den Wiesen, auf welchen die Kühe das letzte Gras abweideten; hie und da flackerte ein kleines Feuer, an dem die erstarrten Hirtenjungen ihre Hände wärmten und ihre Kartoffeln brieten. Marcel, damals vierzehnjährig, war als Ochsenjunge bei einem reichen Bauern der Umgegend in Dienst getreten, und da dieser mit Recht annahm, daß ein einziger Hirte unmöglich eine Herde von mehr als vierzig Stück genügend überwachen könne, gab er ihm einen Knaben von gleichem Alter bei, welcher sich aber als ein ganz unglaublich großer Faulpelz erwies. Den lieben langen Tag lag er längs einer Mauer hingestreckt, pfeifend und die Hände in den Taschen. Zuweilen brachte er eine hübsche Ebenholzflöte mit, die sich, wer weiß wie, in seines Vaters armselige Hütte verirrt hatte. Nachlässig am Feuer hingestreckt, flötete er die sanften Töne seines einzigen Repertoirstücks den Winden zu, während Marcel sich von einem Ende der großen Wiese bis zum anderen außer Atem lief, um das Rindvieh in den erlaubten Schranken zu halten. Eines Tages riß ihm aber die Geduld.

„Du thust gar nichts, Anton, ich werde es dem Meister sagen.“

„Ach, das macht mich müde,“ erwiderte Anton;

während er sich dehnte, daß die Gelenke knackten. „Für deine Gesundheit ist's ganz gut, wenn du ein wenig herumzurennen hast. Da! jetzt gerät die Schecke in Vater Bonnets Feld! Jagst du sie nicht heraus?"

„Geh' du nur hin," antwortete Marcel, indem er sich ruhig auf einen Stein niedersetzte.

Anton betrachtete ihn starr vor Verwunderung; da sich aber die Schecke entschieden zu große Freiheiten in des Nachbars Stoppelrüben herausnahm, lief er doch hin und jagte sie bis zum anderen Ende der Mauer. Nach dieser ungewöhnlichen Anstrengung kam er zurück und ließ sich atemlos am Feuer niederfallen. Marcel hatte bereits seine unerhörte Rebellion bereut, ließ sich aber glücklicherweise nichts davon merken.

„Hör' einmal," sagte Anton nach einem Augenblick des Schweigens, „weißt du, daß mich diese Kühe und Hammel und der ganze Kram furchtbar langweilen? Wenn du dich damit abgäbest, würde ich das Feuer besorgen und die Kartoffeln braten. Jedem sein Teil Arbeit."

„Nein, das will ich nicht," antwortete Marcel, dem bei aller Gutmütigkeit doch auch das Gefühl für Recht und Ungerechtigkeit innewohnte.

„Ich gebe dir etwas," fuhr Anton unbeirrt fort. „Willst du mein Messer?"

„Habe selber eins."

„Nun, dann meine Flöte? Sieh, ich schenke sie dir! Mir nützt sie nicht groß, weil ich nur das eine Lied weiß, und es macht mich müde, immer dahinein zu blasen. Ist der Handel abgemacht, Marcel?"

Aber Marcel war zu bewegt, um antworten zu können. In seinen ehrgeizigsten Träumen hätte er sich nie zu dem Wunsche verstiegen, das wunderbare Instrument auch nur einmal an seine Lippen setzen zu dürfen, und jetzt bot es ihm Anton zum Eigentum an!

„Auf ewig?" brachte er endlich mit zitternder Stimme hervor.

„Auf ewig und noch eine Woche länger. Ich will mich aber nimmer mit diesen verteufelten Kühen herumplagen, hörst du? Und du wirst mir jeden Morgen einen tüchtigen Arm voll Reisig zum Feuerschüren mitbringen!"

„Ja, ja!" rief Marcel, der um den Preis der Flöte gern Herkulesarbeiten übernommen hätte. „Aber du darfst sie mir nie wieder abnehmen; schlage das Kreuz!"

Der arme Knabe hatte nicht einen Gedanken an Leichtfertigkeit, indem er das Kreuz zum Abschluß des Handels verlangte; es schien ihm aber, daß eine Sache von so großer Wichtigkeit nicht ohne einen heiligen und feierlichen Eid abgemacht werden könne. Anton, der übrigens ziemlich gutmütig war, bekreuzte sich andächtig, reichte seine Flöte Marcel hin, und das Geschäft war abgeschlossen.

Dieser Tag machte Epoche in dem bis dahin so öden Leben des armen Bovi, die Harmonien, die in ihm tönten, hatten nun eine Stimme gefunden! Jetzt, da er in das Konzert des Waldes einstimmen und es nachzuahmen versuchen konnte, wurde es ihm erst recht teuer! In vielen langen Stunden des Tastens und Probierens lernte er endlich ganz allein die Handhabung seines Instruments. Er blies die Lieder, die er von anderen Hirten singen gehört, und unter seinen Fingern wurde aus dem einfachsten Volksliede ein wahres Gedicht. Später versuchte er, auf der Flöte wiederzugeben, was er im Walde vernommen; nach vollbrachter Tagesarbeit stieg er bis an die Grenze der öden Weidegründe hinauf, setzte sich dort auf die großen Wurzeln einer Tanne und spielte alles, was ihm durch den Kopf ging. Diese zwar kunst-, aber doch nicht reizlosen Improvisationen sanfter, träumerischer Melodien liefen wie ein Murmeln durch das Laubwerk, endeten aber oft auch in weithin hörbaren Läufen und Trillern, die mit denen des Buchfinken wetteiferten. Kam ein Bauer den einsamen Fußpfad, der über die Weide führte, so blieb er wohl eine Minute horchend stehen und sagte im Weitergehen: „Das ist der Anastasia ihr Marcel! Der macht wirklich mit seiner Flöte, was er nur will! Er muß doch nicht so dumm sein, als er aussieht."

So vergingen fünf Jahre. Marcel war groß und stark geworden, die Bauern, die ihn zur Feldarbeit nahmen, fanden seine große Gestalt eher zu schlank. Sein blasses, bräunliches Gesicht hatte einen sehr sanften Ausdruck, nur die stets in unbestimmte Ferne gerichteten Augen schienen eine eingeschlafene Intelligenz zu verraten. Diese würde sich wohl durch den Ruf der gebieterischen Notwendigkeit ermuntert und aufgerichtet haben, aber außer der Musik hatte Marcel kein Interesse in der Welt. Jeden Abend empfing er gleichgültig seinen Tagelohn, brachte ihn seiner Mutter und war mit dem Stück Brot zufrieden, das er droben im Walde aß. Bei einigem Willen dazu hätte ihn Anastasia zu einem Handwerker in die Lehre geben können, es galt ihr aber als eine ausgemachte Sache, daß Marcel zu nichts als höchstens zur gröbsten Feldarbeit gut sei. Da er fleißig und friedfertig war, fehlte es ihm nie an Arbeit, aber er that sie maschinenmäßig und schien sich nicht für das zu interessieren, was er vollbrachte. Da kam plötzlich ein Geschick über ihn, das ihn furchtbar aufrüttelte und für immer aus seinem Traumleben riß.

Wenige Tage vor dem Junimorgen, mit welchem unsere Erzählung beginnt, kam Marcel eines Abends langsamen Schrittes auf das Haus zu. Schon von ferne bemerkte er seine Mutter im Gärtchen, aber so seltsam dasitzend, mit dem Kopfe auf der Brust, wie er sie noch nie gesehen. Erschrocken eilte er hinzu und rief sie an; sie gab keine Antwort, und als Marcel sie in seine Arme nahm, um sie aufzurichten, glitt sie leblos zu Boden. Schnell holte er eine Nachbarin, man trug die arme Anastasia auf ihr Bett und schickte ins nächste Dorf nach dem Arzt. Als dieser endlich am anderen Morgen kam, konnte er nur den eingetretenen Gehirnschlag konstatieren, gegen den man nichts thun könne. Anastasia hatte keine Spur von Bewußtsein wiedererlangt; sie atmete noch einige Stunden, dann verlosch das Leben fast unmerklich. Der Geistliche hatte sich eingefunden, um sie mit den Sterbesakramenten zu versehen, die Nachbarinnen liefen beständig ab und zu, mehr neugierig als teilnehmend. Marcel sah niemand; er saß neben dem Bett und schaute die Mutter mit seinen großen Augen unverwandt an; während der folgenden

zwei Tage vernahm man keine Silbe aus seinem Munde. Als der Sarg gebracht wurde, stieß der Arme einen Schmerzensschrei aus und verbarg das Gesicht in den Händen, weinte aber nicht, zur großen Indignation der Nachbarinnen. Schläfe und Kehle waren ihm wie von einer eisernen Hand zusammengeschnürt. Starr sah er allen Vorbereitungen zur Beerdigung zu, ohne mit Hand anzulegen. Man befestigte einen schwarzen Streifen um seinen Arm, dann hieß man ihn an die Spitze des Leichenzuges treten und ihm vorangehen. Unsicheren Schrittes gehorchte Marcel, und bis zum Wiederstillestehen auf dem Friedhofe erhob er den Kopf kein einziges Mal. Als die Feier beendet und die wenigen Leute gegangen waren, da sank Marcel an der Stelle, wo wir ihn gefunden, auf die Kniee und fühlte sich so verlassen, so elend, daß er zu sterben wünschte.

Ein leises Gezwitscher ließ ihn plötzlich den Kopf erheben; gerade über ihm hatten sich auf einem der biegsamen Fliederzweige zwei Meisen niedergelassen, schaukelten diesen Zweig mit der Grazie, die diesen allerliebsten Tierchen besonders eigen ist, und fingen an zu singen. Was war es, das sie in Marcels betrübtes Gemüt hineinsangen? Welcher geheimnisvolle Einfluß vermochte durch den Vogelgesang die Umklammerung der Eisenhand zu lösen, die seit drei Tagen sein Herz zusammengeschnürt? Thränen stiegen in seine Augen, er weinte lange und bitterlich, und dennoch fühlte er sich weniger unglücklich. Dann erhob er sich plötzlich wie von einem instinktiven Wunsche getrieben, verließ den Friedhof und schlug den Wiesenpfad ein, der nach dem Walde führt. War es nicht im Walde, wo er allezeit Trost für seine Kümmernisse gefunden? Heute steigt er höher hinauf als gewöhnlich, schreitet eilig über den weichen Rasen, wo der Thymian zu blühen anfängt und sich die Enziane wie leichte, duftige Säulen erheben, er läßt die weiten, öden Weideplätze hinter sich und vertieft sich in das Dickicht, das den Gipfel des Berges bedeckt. Dort setzt er sich nieder, fast versteckt von dem Strauchwerk, das selbst den Ausblick auf den Himmel verdeckt, hört in Ruhe den wohlbekannten Stimmen zu, die klagend, zwitschernd, singend aus der Tiefe des Waldes tönen; endlich holt er seine Flöte aus der Tasche und fängt an zu spielen. Das Musikinstrument, das für gewöhnlich das Emblem der Fröhlichkeit und des Tanzes ist, und der schwarze Flor um den Arm bildeten einen seltsamen Kontrast; aber der arme Marcel glaubte gewiß nicht den schuldigen Respekt gegen das frische Grab zu verletzen, wenn er seinen Kummer auf diese Weise ausatmete. Die Musik war ja die einzige Sprache, in welcher er seinen Gefühlen Ausdruck geben konnte. Er spielte also und legte seine ganze Seele in die traurige, sanfte Melodie, welche die Luft über die Tannen dahintrug. Unter dem Zauber der Töne legte sich nach und nach die Heftigkeit seines Schmerzes; der Gesang der Flöte wurde langsamer und leiser wie das Seufzen eines Kindes, das sich in den Schlaf weint. Noch einige Noten ertönten, Seufzern gleich, dann war alles still.

„Bravo, Marcel!“ rief eine Stimme, die aus dem Dickicht zu kommen schien.

Der junge Musiker erbebte, wandte den Kopf und erblickte einen Mann, welcher schon seit einer Viertelstunde dagestanden und mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte. Der Kleidung nach zu urteilen war es ein Bauer; er trug einen langen, blauen Kittel, der auf den Schultern mit weißgestickten Blumen und Perlmutterknöpfen verziert war; ein weicher breitränderiger Filzhut verdeckte teilweise das dürre Gesicht, dessen Linien scharf und ausgeprägt waren; ein sehr kurzgeschnittener, ergrauender Bart umrahmte seine Wangen; der Mund, dessen dünne Lippen zwei Reihen merkwürdig spitziger Zähne sehen ließen, verriet mehr Schlauheit als Wohlwollen; von den Augen, die ein unangenehmes Gesicht oft mildern können, sah man wegen des Hutrandes nicht viel. Dieser Bauer mochte etwa ein Fünfziger sein; seine hagere Gestalt war über Mittelgröße; er schien sehr kräftig zu sein, und der Stock, den er fest in der Hand hielt, dürfte in derselben eine nicht zu verachtende Waffe geworden sein, wenn es ihm beliebt hätte, sich ihrer zu bedienen.

Indem er sich neben Marcel mit einer Geschmeidigkeit der Bewegungen niederließ, die unwillkürlich unangenehm berührte, sagte er: „Nun, mein Junge, wie geht es uns? Nicht zu schlecht, denk' ich, wenn wir Musik machen?“

Dabei nahm er die Flöte vom Rasen auf und betrachtete sie neugierig.

„Es hat mir ordentlich Vergnügen gemacht, dir zuzuhören! Aber hör' einmal, kannst du nichts Lustigeres blasen?“

Marcel, der nie redselig war, wandte den Kopf ab und antwortete nicht.

„Die Leute sagen,“ fuhr der Bauer fort, „wenn Marcel Auvernet nur wollte, könnte er Land auf und Land ab die Musikanten in den Sack stecken. Komm, sei ein guter Junge und spiel' mir mal ein Tänzchen.“

„Meine Mutter ist tot,“ antwortete er einfach.

„Nun hör' einer! Hast doch eben jetzt auch gespielt?“

„Das ist etwas anderes!“ rief Marcel entrüstet.

„Ach was! Musik ist Musik! dabei ist kein Unterschied für mich. Gut! sprechen wir nimmer davon. — Also, Marcel, deine Mutter ist auf dem Gottesacker?“

Bei dieser brutalen Rede erhob sich der junge Mensch, ohne zu antworten, und schickte sich zum Fortgehen an.

„Dageblieben! wir haben miteinander zu reden,“ rief der Bauer, indem er Marcel ziemlich energisch am Arme ergriff und ihn zwang, sich wieder zu setzen.

„Hör' mich an, Marcel, und wenn dein Kopf nicht ganz vernagelt ist, so sieh auch, daß du mich begreifst. Bis heute hast du zwischen Himmel und Erde hingelebt; ich wette drauf, daß du nicht einmal weißt, wem euer Quartier gehört! Mir gehört's, mein Bursche. Deine Mutter ist nicht sehr pünktlich im Zinszahlen gewesen, also hat sie mir ihren Hausrat verpfänden müssen, das heißt: morgen kommt der Gendarm und räumt bei euch aus. Nun, Marcel, was wirst du sagen, wenn du kein Bett, keinen Tisch mehr findest, keine Ziege, keine Hühner?“

„Was alle Leute im Dorf von Euch sagen: nämlich, daß nicht alle Spitzbuben im Gefängnis sind!“ —

„Hm, hm!" machte der Bauer, ohne sich im mindesten zu rühren. „Du kannst es ja den Leuten besser hinausgeben, als man glaubt! Laß mich noch eine Minute reden, so wirst du sehen, daß ich gar nicht schlecht mit dir bin, im Gegenteil. Du bist querköpfig, aber ein ganz braver Bursch und ein guter Musikant, und ich, ich habe die Musik fürs Leben gern. Mein zweiter Knecht ist gestern fort; kannst für ihn eintreten, wenn du willst. Die Frühjahrssaat ist freilich drin, aber auf so einem Gut, wie unseres ist, gibt's immer Arbeit. Du thust eben, was sein muß: Holz spalten, Kartoffeln hacken, Vieh tränken und melken, das verstehst du ja. Daß du so schwächlich bist, will ich bei der Arbeit schon in Anschlag bringen, das versprech' ich dir, und ein gutes Bett und gutes Essen sollst du auch haben, dafür sorgt meine Therese schon. Sollst die Woche vier Franken haben, wenn du dich brav hältst, und wenn die Leute tanzen wollen oder in der Nachbarschaft Hochzeiten sind, und sie ein bißchen Musik dazu brauchen, so will ich nichts dagegen haben, wenn du hingehst. Nun, schlägst du ein?"

Marcel antwortete nicht gleich; ihm kam das verlassene, kleine Haus in den Sinn und die Stube, in welcher er immer noch den schwarzen Sarg zu sehen meinte; es kam ihm fast wie eine Erleichterung vor, wenn er nicht wieder dahin zurückzukehren brauchte. Wie alle etwas primitiven Wesen war er von den augenblicklichen Eindrücken beherrscht, und die traurigen Bilder, die ihn in den letzten drei Tagen umgeben, hatten ihm die Wohnung fast verhaßt gemacht. Wohin sollte er jetzt? Das war ihm sehr gleichgültig. Hatte er nur ein Dach über dem Kopfe, kam es ihm auf das übrige wenig an; so weit hatte er noch nicht einmal gedacht. Ebensogut zu Felix Prenel als sonstwohin.

„Ich komme!" sagte er aufstehend.

Ein eigentümliches Lächeln öffnete für einen Augenblick die dünnen Lippen des Bauern und ließ die glänzenden spitzen Zähne sehen, die denen des Fuchses merkwürdig glichen. Felix Prenel hatte noch in anderen Punkten Aehnlichkeit mit diesem interessanten Tier.

„Also!" sagte er in gleichgültigem Ton; „komm, wenn du willst. Jetzt geh' heim und packe deinen Kram zusammen; bist du zu Mittag droben bei uns, sollst du zu essen haben."

Dabei erhob er sich, faßte seinen Stock und ging davon, den Hut so tief in die Stirne drückend, daß jedem Unberufenen der Blick in dies Gesicht unmöglich war.

Marcel war gewohnt, jedem Befehl maschinenmäßig zu gehorchen; so nahm er sofort seine Flöte, schraubte sie zusammen, steckte sie in die Tasche und verließ den Wald. Dort unten am Fuße des Berges, halb versteckt von einer Gruppe von Vogelbeerbäumen, lag ein kleines Holzhäuschen; keine Rauchsäule stieg aus demselben empor, die geschlossenen Fensterladen gaben ihm das Ansehen der Einsamkeit und Verlassenheit. Marcel schauerte unwillkürlich zusammen, es zog ihn nichts dort hinab! Sein zukünftiger Herr hatte aber gesagt: „Geh' jetzt heim —" also stieg er eben mit seinem schleppenden und unsicheren Schritt in den Weiler hinab.

„Der Marcel kommt!" schrieen einige kleine Kinder, die unter den Vogelbeerbäumen spielten, und eins derselben rannte spornstreichs davon, um die große Neuigkeit seiner Mutter zu verkünden.

Diese war damit beschäftigt, Wäsche auf die Hecke zu breiten; es war die zarte, sanfte Frau, welche wir am Morgen aus dem Friedhof kommen sahen, die mitleidsvoll von Marcel gesprochen hatte. Als sie ihn jetzt erblickte, ließ sie das kleine Hemdchen, das sie eben auswinden wollte, ins Gras fallen und lief ihm eilig entgegen.

„Ach, Marcel, wie lange bist du ausgeblieben! Mir ist wirklich ganz angst geworden! Ist dir unterwegs jemand begegnet?"

„Ja, Felix Prenel; er hat mich als Knecht gedingt."

„Der verliert keine Zeit," sagte die junge Frau mit Erstaunen. „Ich will hoffen, daß er ein guter Herr für dich ist, Marcel; aber ich fürchte, er nutzt dich aus, er ist zu schlau für dich! Ach, und hat er dir denn auch gesagt, daß er pfänden läßt? Deine Mutter hat Schulden hinterlassen, mein armer Junge; da wird nicht viel für dich übrigbleiben!"

„Nimmt er uns auch die Ziege?"

„Wahrscheinlich!"

„So will ich ihr Adieu sagen. Gebt mir den Schlüssel, Anne-Marie."

„Komm zum Essen herüber, wenn du fertig bist," rief sie ihm noch nach.

„Nein, danke, ich soll im Alisierhof essen."

Anne-Marie hatte ein gutes Herz, und doch erleichterte sie diese Absage. Der Suppentopf war nicht groß bei ihr, und die Kinder hatten einen so furchtbar großen Appetit! „Er wird da droben bessere Kost haben," dachte sie, indem sie zu ihrer Wäsche zurückkehrte. —

Marcel war in das alte Haus eingetreten, hatte eilig die große, dunkle Küche durchschritten und die Fensterladen in der Stube geöffnet; nun nahm er sein armseliges bißchen Wäsche und seine paar Kleidungsstücke aus dem Schranke und machte ein Bündelchen daraus. Dann löste er sorgfältig eine schlechte Photographie von der Wand, die auf derselben festgenagelt gewesen; es war das Bild seines Vaters. Er küßte es innig und legte es in sein Gebetbuch. Dann trat er vor das Bett, in welchem seine Mutter gestorben war, kniete davor nieder und verbarg das Gesicht in den Decken, und das Gefühl kam über ihn, daß sein Leben, sein bisheriges Leben auch gestorben sei. Schmerz um die verlorene Vergangenheit und Furcht vor der Zukunft bemächtigten sich seiner — beides waren für Marcel neue Dinge. Es war gut, daß er darin zum Manne ward, er, der bisher wie ein Kind gelebt und nicht mehr an den gestrigen als an den morgenden Tag gedacht hatte. Die ihm so notwendige Wiedergeburt mußte also hier beginnen.

Langsam ging Marcel im Zimmer herum, indem er jedes Stück Möbel und Gerät Abschied nehmend betrachtete und mit der Hand berührte. Der Widerwille, den er erst gegen die Rückkehr in seine Wohnung empfunden, war jetzt fort, die düsteren Bilder waren entflohen; er sah nicht mehr die tote Mutter, sondern die lebende, und als er zum letztenmal ihr Spinnrad, Knaulkörbchen, ihren geschwärzten alten Schemel und

den Rosmarinstock am Fenster betrachtete, war er so tief bewegt wie jener große Dichter, welcher ausrief, indem er das Schloß seiner Väter verließ:

> Habt, leblose Dinge, ihr eine Seele,
> Die sich an unsre hängt und euch zu lieben zwingt?

Marcel hatte bis jetzt nicht gewußt, daß er das alte Haus liebte.

„Jetzt will ich noch von Biquette[1]) Abschied nehmen," dachte er.

Eine niedrige Thür führte von der Küche in den kleinen Stall, wo Biquette kläglich meckerte, denn heute hatte niemand daran gedacht, das arme Tier zu füttern. Es war eine schöne, glänzend schwarze Ziege mit feinem, intelligentem Kopfe; als Marcel eintrat, sprang sie ihm entgegen und leckte seine Hände.

„Ja, ja, du sollst hinaus," sagte er, indem er sie streichelte. „Ich mache deinen Pfahl mitten in der Wiese fest, und deinen Strick will ich auch recht lang lassen, weil es das letzte Mal ist."

Das kluge Tier machte Freudensprünge, als Marcel die Thür ins Freie öffnete; er lief mit ihr um die Wette bis an das Ende der Wiese, wo das Gras dick und saftig war. Dort stieß er den Pfahl tief in die Erde, gab Biquette noch eine Handvoll Salz zu lecken, dann küßte er zärtlich den schönen, weißen Stern, welcher zwischen ihren beiden Hörnern glänzte, und ging schnell davon.

Sein Bündelchen an einem Knotenstock über der Schulter tragend, stieg Marcel denselben Pfad hinan, den er vor einer Stunde herabgekommen war; dieser Pfad führte quer durch den Wald zu einer schönen, grünen Hochebene, „Clos des Alises" genannt[2]). Diese Hochebene und das reiche Gut darauf waren wohlbekannt im Lande. Aber um die Berühmtheit desselben zu verstehen, sind hier einige topographische Einzelheiten nötig.

Der Weiler, zu dem Marcel gehörte, sowie das benachbarte Dorf und der Alisierhof liegen in dem Gebietsstreifen, der ehemals zur Franche-Comté gehörte, aber in den Verträgen von 1815 an die Schweiz kam. Obwohl nun dem Kanton Neufchatel zugehörig, haben die Bewohner jenes Fleckchens Erde, das heute noch „Die neue Schweiz" heißt, neben der katholischen Religion auch ihren Dialekt und ihre völlige Eigenart bewahrt. Der eigentümliche Accent, die lebhaftere Ausdrucksweise und das schnellere Sprechen unterscheiden sie vom echten Neufchateller, dazu das unerklärliche Etwas, das wir den Typus nennen — dies alles macht, daß man sie augenblicklich und mit Sicherheit erkennt.

Es ist ein kluges Volk, schlau und behutsam, das sich vortrefflich darauf versteht, die Wurst nach der Speckseite zu werfen, und es obendrein als ein gutes Werk betrachtet, seine lieben Nachbarn und Landsleute, die Protestanten, mit kühler Besonnenheit tüchtig zu rupfen. Die Nähe der Grenze ist eine große Versuchung für die Bauern, die geschickte Rechner sind und jeden Sou auf das Verlustkonto setzen, den sie an die Kassen des Zollamtes zahlen. Somit steht dort der Schmuggel in hohen Ehren, eine Kunst, die ihre Adepten, Enthusiasten und zuweilen auch ihre Märtyrer hat. Um den „Grünspechten" einige Säcke Kaffee oder ein paar Päckchen Tabak vor der Nase wegzubringen, vollführt man Wunder von Kühnheit und Geschicklichkeit. Für das geringe Vergnügen, den Zollbeamten ein X für ein U zu machen, setzt man sein Leben aufs Spiel. Die Annalen der Schmuggler, die man sich abends flüsternd erzählt, sind ebenso reich an tragischem Interesse als die heldenmütigen Schlachten manches Feldherrn!

Bei diesem, wie bei jedem anderen gefährlichen Handwerk, sind es aber nur die Klugen, welche sich bereichern, die, welche es geschickt so anzufangen wissen, daß stets andere für sie die Kastanien aus dem Feuer holen. Und unter diesen Geschickten nahm Felix Prenel, der Herr des Alisierhofs, den ersten Rang ein. Die Lage seines Gutes war wie gemacht zum Schmuggeln. Entfernt genug vom Zollhaus, aber nahe genug an der Grenze, war es der Versammlungsort aller abenteuerlustigen Burschen, die von den Zollbeamten schief angesehen wurden. Es wurde behauptet, daß seit dreißig Jahren von allen Erzeugnissen des Gutes, auf dem täglich zwei Centner Quark zu Käse verarbeitet wurden, kaum ein Zwanzigstel den Eingangszoll nach Frankreich bezahlt habe. So war es denn kein Wunder, daß Felix Prenel der reichste Mann der Umgegend geworden war, wohl imstande, allen denen zu leihen, die kleine Kapitalien nötig hatten. —

Er selbst beteiligte sich nicht bei den Wagestücken des Schmuggelns; wurde nachts ein ganzer Frachtwagen der großen Käse über die Grenze geschafft und die Staatskasse damit wohl um hundert Franken betrogen, so konnte man am Morgen desselben Tages Felix Prenel am Zollhaus mit Ostentation zwei Sous Steuer für ein Paket Pfefferkuchen zahlen sehen, die er seiner Tochter aus Morteau mitbrachte. Denn dieser zähe Bauer, der gegen Wucherzinsen Geld auslieh, der das Geld liebte wie sein Leben, liebte auch seine Therese, sein einziges Kind, und für sie hatte er zartere Aufmerksamkeiten, als man ihn deren für fähig gehalten hätte. Er wollte sie zur reichsten Partie der Gegend machen, damit sie die gesuchteste sei und nach Gefallen unter lauter reichen Freiern wählen könne. Dieses Ziel beschäftigte ihn seit vielen Jahren, und da seine natürliche Schlauheit seinem einzigen Zwecke zu Hilfe kam, so wußte er aus allem und jedem Profit zu ziehen. Es war eine allgemeine Redensart in der Gegend, man müsse Felix Prenel fragen, um im voraus zu erfahren, wo das Butterbrot am dicksten gestrichen sei. Sollte dieser kluge Mann aus lauter christlicher Liebe und Mitleid Marcel aufgenommen haben, wo er doch genug robustere und aufgewecktere Knechte hätte finden können? Felix Prenel war aber ebenso diskret als geschickt: er machte keinen Lärm in der Nähe seiner Fallen, und man bemerkte die Schlinge erst, wenn sich der Vogel darin gefangen hatte.

Marcel in seiner Einfalt ging den Dingen nicht so tief auf den Grund: er sollte als Knecht für jede Art von Arbeit auf den Alisierhof, und wenn seine Gedanken, die wie Schwalben in der Luft herumirrten, je einmal

[1]) Biquette ist im Französischen ein Schmeichelname für Ziege, der sich auf kein deutsches Wort übertragen läßt.

[2]) Nach den dort oben stehenden, schönen alisiers (Elsbeerbäumen) genannt.

für einen Augenblick zur Erde herabkamen, so murmelte er halblaut für sich hin: „Felix Prenel ist ein ebenso braver Mann wie jeder andere, wenn er nur Biquette nicht verkauft!“

Marcels Weg war ein schöner Fußpfad, auf dessen beiden Seiten mächtige Buchen standen, deren Zweige sich zu einem luftigen Gewölbe über dem Wege hin verschlangen. Darüber und hindurch war der blaue Himmel sichtbar, einzelne Sonnenstrahlen brachen sich je nach der sanften Bewegung der Zweige Bahn und schossen wie spielend über die Stämme und das samtartige Moos am Boden hin. O, wie frisch und friedlich ist es im Walde! Alles scheint Ruhe zu atmen, und doch ist so viel darin lebendig, überall regt es sich, summt, wimmelt von kleinen Wesen. Im Walde fühlt man sich nicht einsam: man interessiert sich für die tausend kleinen Geschöpfe, die unter dem Grase und auf den Zweigen sich bewegen, für die Wanderungen des großen, grünen Käfers, der eilfertig daher kommt, für die Nöte der Ameise, die ratlos vor einem schrecklichen, drei Zoll breiten Abgrunde steht, über den man ihr hilfreich einen Grashalm als Brücke legt; für die Unterhaltung der zwei Grasmücken, die sie einander munter zurufen. Sonst hatte sich Marcel bei jeder solchen Begegnung mit diesen alten Freunden aufgehalten wie ein Kind; heute aber hat er nur ein Kopfnicken für sie, er darf nicht säumen, um pünktlich bei seinem neuen Herrn einzutreffen. Bald erreicht er auch das Plateau, das von einer dichten Haselhecke mit weißlichschimmernden Blättern umsäumt ist. Noch eine kleine Strecke führt der Pfad unter dem Grün hin, um dann plötzlich über einen Hügel hinwegzuführen, welcher das schön gelegene Gut Felix Prenels vor dem Nordwinde beschützt.

Das schiefergedeckte Wohnhaus ist groß, sauber in frischem Kalkbewurf leuchtend und mit ebenfalls frisch gestrichenen Fensterladen versehen. Weiße Vorhänge zieren die Fenster des Erdgeschosses, alle Glasscheiben des Hauses wie der Wirtschaftsgebäude blinken vor Sauberkeit. Das Pflaster vor dem Eingang ist sorgfältig gekehrt und kein Unkräutchen zwischen den Fugen zu sehen. Vor der ganzen Längsseite des Hauses zieht sich ein schmales Gärtchen hin, dessen blühende Wicken die Luft mit ihrem Wohlgeruch erfüllen. Das Wunder des Hofes ist aber ein Kranz roter und weißer Sommernelken, welche man auf den breiten Rand der Cisterne gepflanzt hat und die nun auf dem altersgrauen Gemäuer sich gleich einer Guirlande in zierlichen Bogen erheben. Felix Prenel hielt nicht viel auf das „Grünzeug“; „denn,“ sagte er, „das lockert nur nach und nach die Steine; nun, Therese ist eine so gute Wirtschafterin, daß man ihr schon so ein Spielzeug zum Vergnügen lassen kann.“

Auch ohne dieses väterliche Lob hätte der Hof, der Gemüsegarten, der Geflügelhof und die ganze Umgebung des Hauses für Thereses häusliche Tugenden Zeugnis abgelegt. Ueberall herrschte die vortrefflichste Ordnung, kein einziges Stück Arbeitsgerät lag um die Scheune herum; das Wasser in dem riesigen, ausgehöhlten Baumstamme, der zum Tränktrog diente, war absolut durchsichtig; auf dem Gartenzaune trockneten die schneeweiß gescheuerten Melkeimer in der Sonne. Der künstlich geschichtete Düngerhaufen, der Stolz jedes Bauern, erhob sich aber hinter dem Hause, da Therese sich dagegen gewehrt hatte, diesen Aufbau vor den Fenstern zu haben.

Marcel durchschritt den Hof, indem er die geräumigen Remisen betrachtete. Als er am Brunnen zwei Mädchen bemerkte, die bei seinem Nahen zu kichern und zu flüstern begannen, überfiel ihn aber eine solche Zaghaftigkeit, daß er für einen Augenblick daran dachte, umzukehren und davonzulaufen.

„Nun, Marcel Auvernet?“ rief ihn die eine der beiden jungen Mägde an, indem sie einen Wassereimer auf den Kopf hob. Ueber den runden, gebräunten Arm rollten unaufhörlich die Wassertropfen herab, dies beirrte sie aber nicht in ihrer spöttischen Rede, denn sie fuhr fort: „He, Bürschchen, wohin? du machst wohl die Reise rund um Frankreich herum?“

„Mit drei Sous in der Tasche und deinem ganzen Verstand in dem Bündel drin?“ fuhr die andere fort.

„Wo ist der Meister?“ fragte Marcel barsch.

„Der Meister? Auf der Wiese, wenn er nicht in der Scheune ist, und ist er dort nicht, so suche dir ihn wo anders!“

Lachend entfernten sich beide, als plötzlich ein großer, dunkler Schatten sich neben Marcel aufrichtete und eine rauhe Stimme fragte: „Was willst du, junger Mensch?“

„Wo ist der Meister?“ wiederholte Marcel.

„Er hat gerade zu thun; aber Fräulein Therese ist in der Küche. Komm' herein!“

Die Person, welche so sprach, schien an einen strikten Gehorsam gewöhnt zu sein, denn als Marcel ihr nicht schnell genug folgte, faßte sie ihn an einem Knopf seiner Jacke und schleppte ihn wie einen Kriegsgefangenen neben sich her. Es war eine große, magere Frau in den dreißiger Jahren und vierschrötig wie ein Soldat. Die gerade Linie und der rechte Winkel schienen bei der Zeichnung ihrer Person vorgewaltet zu haben; ihre schwarzen Haare waren straff nach hinten gekämmt und nach Art der Rothäute auf dem Wirbel zu einem Knoten gedreht. Dadurch erschienen die große Stirn und die stark hervortretenden Schläfe noch eckiger, als sie es wirklich waren. Die so unvorteilhafte Frisur, sowie ein kohlschwarzes Halstuch über den massiven Schultern und sehr grobe, große Schuhe an den sehr großen Füßen, schienen den völligen Mangel an Eitelkeit bei ihr darzuthun. Alwine, deren sanfter Name mit ihrer martialischen Art im grellen Widerspruch stand, hatte keine Zeit, in den Spiegel zu gucken. War sie doch die Großmagd auf dem Alisierhof, der Kommandant des ganzen weiblichen Bataillons! Zudem hatte sie alle Eitelkeit der Welt an dem Tage von sich abgethan, wo ihr vorgeblicher Freier und ungetreuer Liebhaber sich nach Amerika eingeschifft hatte; aus dieser Zeit datierte auch ihre Strenge.

Während sie Marcel mit sich fortzerrte, betrachtete sie dieser mit seinen träumerischen Augen so ruhig, als er ein Eichhörnchen auf dem Baume beobachtet haben würde.

„Wenn du auswendig gelernt hast, wie ich aussehe, so sag's,“ schrie sie ihn an. „Ist das eine Manier? Marsch, da hinein!“

Damit stieß sie ihn in den schmalen Gang der Hausflur hinein und riß die Küchenthür weit auf.

„Fräulein Therese," rief sie, „hier ist ein junger Mensch, der Sie sprechen will. Und wenn Sie ihn fragen, wieviel einzelne Haare ich auf dem Kopf habe, wird er Ihnen wohl Bescheid sagen können, denn angestarrt hat er mich genug dazu."

Das junge Mädchen, an welches diese Worte gerichtet waren, drehte sich erstaunt um und maß Marcel mit ihren Blicken vom Kopf bis zu den Füßen. Unter allen Burschen, die auf den Alisierhof kamen, war nicht einer, der nicht diesen Blick aus den großen schwarzen Augen, mit dem sie einen so aus der Fassung bringen konnte, gekannt und gefürchtet hätte. Therese Prenel war schön, aber kalt wie Marmor; sie war auch gut, doch ohne es zu zeigen. Die Dienstboten erzeigten ihr genau denselben Respekt wie ihrem Vater, von Alwine allein aber wurde sie geliebt.

Da sie die Mutter frühe verloren, hatte sie ihr Vater in ein Kloster gebracht, in dem sie sorgfältig erzogen worden war [1]); sie verließ dasselbe mit vollendetem sechzehnten Jahre und weit gebildeterem Geschmack und viel feineren Manieren, als sie junge Mädchen vom Lande gewöhnlich zu haben pflegen. Da sie aber in einem hohen Grade den praktischen Sinn ihres Vaters besaß, legte sie alle städtischen Gewohnheiten ab, die nicht in ihre neue Stellung paßten. Nur die große Liebe für Blumen und Bücher hatte sie vom Kloster her beibehalten. Wer angenommen hätte, daß Therese bei dem Leben auf dem einsamen Gute nun zur sentimentalen Unverstandenen geworden sei, die ihren Kummer den Sternen klagt, der hätte sich geirrt. Nein, sie hatte gesundes Bauernblut in ihren Adern und fühlte sich ganz glücklich bei ihrer Hausarbeit, ihren Kühen, Hühnern und Tauben.

Was ihr aber sehr mißfiel, war die zweideutige Gesellschaft, welche sich in Schmugglerangelegenheiten in Verkleidung und unter allerlei Vorwänden auf dem Alisierhofe zu versammeln pflegte. Zwei- oder dreimal die Woche diente ihre Küche allen den behenden und abenteuerlustigen jungen Burschen zum Sammelplatz, die Felix Prenel seine „Heuhüpfer" nannte. Die Verhandlungen wurden mit gedämpfter Stimme geführt, man legte Rechenschaft über die letzte Expedition ab und beriet über die nächste. Dann spielte man Karten, trank, lachte und scherzte, und die Unterhaltung war nicht gerade immer für die Ohren junger Mädchen eingerichtet. Sobald Therese nur konnte, zog sie sich dann auf ihr Zimmer zurück. Das ging aber wegen der Arbeit nicht immer, denn es mußte gebuttert und das Gemüse für den nächsten Tag zugerichtet werden, und Felix Prenel litt durchaus nicht, daß bei solchen geheimnisvollen Zusammenkünften die Mägde in die Küche kamen.

„Mit dir ist das anders," sagte er zu seiner Tochter, „du weißt deinen Mund eher zu halten, brauchst auch nur froh zu sein, wenn's glückt, denn jeder Sou, den die Grünspechte weniger kriegen, macht deine Ausstattung größer."

[1]) Sowohl in Frankreich als in der Schweiz kommen die Töchter wohlhabender Bauern mindestens ein Jahr „in Pension".

„Braucht gar keine Ausstattung! Man nähme Fräulein Therese auch so!" schrieen die jungen Leute durcheinander.

„Ihr Spaßmacher! Wollt ihr wohl gleich still sein! Meint ihr, Therese wäre für euch gemacht?" Begütigend setzte der alte Fuchs aber hinzu: „Nun, ansehen dürft ihr sie immer, und angenehm machen dürft ihr euch auch, wenn ihr wißt, wie man das macht." Zu sich selbst sagte er aber: „Mit Essig fängt man keine Fliegen. Dürfen sie um Therese herumschwärmen, müssen sie dafür meine Arbeit billiger thun; so haben sie ihr Vergnügen und ich keinen Schaden. Machte sich Therese was aus den Burschen, so wär's unbequem, aber sie ist die wahre heilige Katharina; ein ganzes Bataillon könnt' sie in die Flucht jagen mit den strengen, schwarzen Augen!" —

Arme Therese! Alwine etwa ausgenommen, ahnte niemand, wieviel ihr dies würdige, eiskalte Wesen kostete, unter dem sie ihre wahre Natur verbarg, damit sie nicht Schaden leide in der Umgebung, auf die sie nun einmal angewiesen war. Sie kam in einem Alter aus dem Kloster, wo sie selbst noch der Leitung und des Schutzes bedurft hätte, erkannte aber trotzdem, wie schwierig ihre Stellung als Herrin des Hauses unter solchen Verhältnissen war. Große Behutsamkeit und eine außerordentliche Kälte konnten ihr allein ein wirksamer Schutz sein. So gewöhnte sie sich denn beinahe hochmütige Manieren an, was ihr erst schwer genug, durch den fortwährenden Zwang aber allmählich fast zur zweiten Natur wurde.

Zwischen vielen, für die Welt verborgenen Klippen führte Therese den Haushalt ihres Vaters nun schon seit vier Jahren. Ihr Betragen hatte während dieser ganzen Zeit nirgends einen Anstoß erregt, und es hieß überall, daß Felix Prenels Tochter das schönste, reichste und gescheiteste Mädchen im Lande sei. „Aber kalt wie Eis ist sie," setzte jedermann hinzu.

Als Marcel unter Alwinens Eskorte die Küche betrat, war Therese damit beschäftigt, den langen Tisch zu decken, welcher von einem Ende der großen Küche bis zum anderen reichte. Ein gebräunter junger Mann von untersetzter Statur stand neben ihr und reichte ihr die Teller und Gläser vom Geschirrschrank zu. Seine derben Hände schienen aber dieses Dienstes ungewohnt; es sah aus, als ob eine einzige kleine Bewegung des Zeigefingers und Daumens genüge, um den ganzen zerbrechbaren Kram in Scherben zu verwandeln, der in diesem Hause immerhin von recht solider Qualität war. Doch der junge Mensch schien Vergnügen an seinem ungewohnten Geschäfte zu finden, weil es ihm erlaubte, Therese in allen ihren Bewegungen zu folgen. Was aber diese anbetraf, so war sie so ruhig und kalt wie immer und hatte keinen Blick für ihren dienstfertigen Helfer.

„Nun?" sagte sie endlich, nachdem sie vergeblich gewartet, daß Marcel sich zum Reden entschließen würde.

„Der Herr hat mich heute früh gedingt, Fräulein Therese — und da bin ich."

„Gedingt?" wiederholte sie mit Erstaunen. „Aber wir brauchen ja jetzt niemand! Du hast wohl geträumt, Marcel Auvernet? Wo ist mein Vater, Alwine?"

„Vorhin hat er die Holzklaftern gezeichnet, aber da kommt er," antwortete diese.

Wirklich hörte man auch schon einen Schritt in der Hausflur, und einen Augenblick später trat Felix Prenel in die Küche.

„Ei, da bist du ja!" begrüßte er Marcel. „Gut! habe pünktliche Leute gern! Geh, Alwine, zeige ihm die Knechtskammer, er soll sein Bündel gleich dort ablegen."

„Das wird ein schöner Knecht für uns werden," brummte Alwine im Hinausgehen. „Bis der die zweite Furche fertig ackert, geht das Korn in der ersten bald auf."

„Was gibts Neues, Léon?" redete nun Felix Prenel den diensthuenden Kavalier seiner Tochter an; „haben wir diesmal Glück gehabt?"

„Nun ja, aber diesmal sind wir mit genauer Not davongekommen. Ich weiß nicht, wer — zum Teufel! — ihnen unsere Fährte aufgespürt hat; sie waren die ganze Nacht auf den Beinen. So haben wir einen großen Umweg nach rechts gemacht und zuletzt ausspannen müssen, weil der Weg aufhörte und uns nur noch ein Pfad übrigblieb, der steil ist wie eine Leiter. Kasimir ist bei den Pferden geblieben, und wir anderen banden uns jeder einen Käse auf den Rücken. Ich wäre beinahe dabei zu Schaden gekommen, denn bei der Stockfinsternis bin ich auf halbem Weg über eine Wurzel gestürzt und wäre um ein Haar in den Steinbruch gerollt."

„Donnerwetter noch einmal! Es war ja ein Halbcentnerkäs — und noch dazu von fetter Sahne! Der wäre dabei zerbröckelt!"

„Meint Ihr nicht, ich wäre dabei auch in ein paar Stücke gegangen? Zum Glück erwischte ich noch einen festen Zweig! Wie ich zum Simon komme, hat der ausgespürt, daß die Grünspechte alle vor Mitternacht dort vorbei sind und im Steinbruch auf uns lauern. Sind wir also den entgegengesetzten Weg gegangen, und um fünf Uhr war alle Arbeit gethan. Sagt, was Ihr wollt, Felix, aber hundert Sous per Mann sind nicht zuviel für eine Nacht, wie diese war. Ihr zieht im warmen Bett die Decke über die Ohren, und unsereiner holt sich die Gicht für seine alten Tage!"

„Eure alten Tage?" rief Felix Prenel mit einem kurzen, trockenen Lachen. „Nicht der Mühe wert, für die zu sorgen! Ein Schmuggler wird nicht so alt wie ein Großvater!"

„Darum habe ich die größte Lust, die ganze Geschichte aufzustecken," rief der junge Mensch und trat dicht vor den Alten hin; die schwarzen Augen flammten in plötzlichem Zorn auf, die buschigen Brauen zogen sich zusammen und die ganze kräftige Gestalt nahm einen drohenden Ausdruck an.

„Schrei' nur nicht so arg, mein Sohn," sagte Felix mit friedlicher Stimme, indem er mit seinem dreibeinigen Schemel um einige Schritte zurückrückte. „Nicht wahr, du und ich — wir sind doch nicht gerade miteinander verheiratet? Gut, geh du hin und baue deinen Kohl, wenn es dein Herz begehrt. Beim nächsten Spaß, von dem du hörst, kommst du aber gelaufen und bettelst, daß ich dich wieder annehmen soll."

„Bettelst?" rief der junge Mann in hochmütigem Tone. „Das hab' ich bei Euch nicht nötig! Ich weiß ganz genau, welcher von uns zweien den anderen am notwendigsten braucht, Papa Prenel!"

„Ich auch, mein Junge. Geh' und rauche du eine Pfeife draußen in der frischen Luft, das frischt an. Wenn die Suppe auf dem Tisch ist, will ich dich holen. Nicht, daß ich dich zur Thür hinausstecke," fügte er mit einem derben Schlag auf des Burschen Schulter hinzu, der für Herzlichkeit gelten sollte, „ich habe nur ein paar Worte mit Therese zu reden."

Ohne ein Wort zu erwidern, drehte sich Léon Thonin auf dem Absatz um und ging mit sehr düsterem Gesichte hinaus.

„Meiner Treu, er ist drauf und dran, uns den Stuhl vor die Thür zu setzen," sagte Felix Prenel, indem er nachdenklich in das Feuer sah. „Das mußt du wieder ins gleiche bringen, Therese. Er ist der geschickteste von der ganzen Bande, ein Bursch, der bei Gefahr nicht mit der Wimper zuckt. Ohne ihn gebe ich für die anderen miteinander nicht einen Strohhalm! Was machte er jetzt hier bei dir in der Küche?"

„Ich glaube, er machte mir den Hof," antwortete Therese ruhig, indem sie den Deckel des Suppentopfes abnahm.

„Schön. Sag' ihm ein freundliches Wörtchen beim Mittagessen, das macht alles wieder gut."

„Darauf rechne ja nicht, Vater."

„Ist recht, daß du so ein vernünftiges Mädchen bist, man muß aber auch nichts übertreiben. Du wirst dich schon noch besinnen, denke ich."

Therese setzte eben die große Suppenschüssel auf den Tisch, wendete sich nach ihrem Vater um und fragte: „Was hast du mit dem jungen Menschen vor, der vorhin ankam?"

„Hm, das weiß ich jetzt auch noch nicht," antwortete er nachlässig. „Man läßt ihn eben thun, was es gerade gibt."

Therese lächelte, aber das war kein Lächeln des Frohsinns.

„Ach, ich verstehe!" sagte sie. „Du hast deine Pläne mit ihm."

„Wie du klug bist, Therese! Nun, das hast du von mir geerbt. Ob ich aber Marcel Auvernet den Stall kehren oder andere Arbeit thun lasse, das kann dir eins sein, denn das gehört nicht in dein Revier."

„Schicke ihn wieder zurück," bat das junge Mädchen. „Ich begreife nicht, warum du gerade ihn dir ausgesucht hast. Ich rede dir nicht drein, wenn du die kühnen jungen Bursche in Gefahr bringst, denn die haben Haare auf den Zähnen und haben obendrein ihre Freude an solchem Leben. Marcel ist aber zu unschuldig dazu, du weißt auch wohl, daß es Sünde ist, die Einfältigen und Kinder zum Bösen anzuleiten."

Wenn Therese lebhaft wurde, war sie sehr schön, dann glänzten die großen Augen, die Linien des Gesichts verloren von ihrer Strenge und ein zartes Rosa ward unter der bräunlichen Haut sichtbar.

„Weiß nicht, für was du dich so ereiferst!" lachte ihr Vater. „Es steht dir sehr gut, das muß man sagen, du hast dich aber für nichts und wieder nichts so in die

Hitze geredet. Bist ganz auf dem Holzweg, wenn du denkst, ich wollte Marcel Auvernet unter meine Heuhüpfer aufnehmen. Der dürfte einen Zollbeamten nur von fern sehen, so ginge er ihm noch entgegen, nähme ganz höflich den Hut ab, machte seinen Korb auf und sagte wie Rotkäppchen: „Ich soll mit dem Töpfchen Butter und Käse zu meiner Großmutter in den Wald!"

„Gut," sagte Therese sehr ruhig, „das ist alles, was ich von dir wissen wollte. — Mein Essen ist fertig, ich will jetzt läuten."

Gleich darauf erschallte die große Glocke über der Hausthür, die alles auf dem Hofe zum Essen rief. Die Leute kamen der Reihe nach mit sauber abgeputzten Holzschuhen herein. Der Herr des Alisierhofs hatte bedeutende Waldungen, in denen die jährlichen Holzschläge viel Arbeit machten. Er hielt sich dazu zwei Knechte und zwei Tagelöhner; dann war noch ein Großknecht da, der auch den Meister bei dessen häufigen Abwesenheiten zu vertreten hatte; dann kamen die zwei hübschen Mägde, die wir im Hofe gesehen, zuletzt die strenge Alwine, der Schrecken des ganzen Hauses.

Auch Marcel war da, lehnte an einem Thürpfosten, und sein träumerischer Blick schien über die Leute hinweg ins Unendliche zu schweifen.

Léon Thonin trat zuletzt mit einem ziemlich mürrischen Gesicht ein. Die Dienstboten machten ihm Platz, um ihn vorbeizulassen; die zwei jungen Mägde stießen sich mit dem Ellenbogen an und warfen ihm halb kokette, halb respektvolle Blicke zu, denn er galt etwas auf dem Alisierhofe. Man wußte, daß er des Meisters rechte Hand und ein Held in seinem gefährlichen Handwerk war. Die Fama lieh ihm Züge von unglaublicher Kühnheit, die wohl geeignet waren, die Herzen junger Mädchen zu entzünden.

Während einiger Minuten standen die Dienstboten, ehrerbietig wartend, bis sich die Herrschaft gesetzt hatte.

„Hierher, Léon, mein Braver," rief der Bauer, „heute ist neben Therese für dich gedeckt. Wenn sie dir aufwartet und wir einen guten Schluck Burgunder dazu trinken, vergeht hoffentlich deine Gicht wieder."

Die Wolken, welche die Stirne des jungen Mannes verdüsterten, zerstreuten sich plötzlich. Neben Therese zu sitzen, war eine Ehre, die ihm noch nie zu teil geworden war, denn der schlaue Vater war nicht verschwenderisch mit solchen Gunstbezeigungen und wußte ihren Preis zu erhöhen, indem er sie nur zu besonderen Gelegenheiten austeilte.

Nun setzten sich auch die übrigen. Alwine, deren Prinzip es war, alle Neuangekommenen so lange zu beargwohnen, bis sie dieselben genau kannte, nahm sich gleich vor, Marcel tüchtig unter dem Daumen zu halten; sie setzte ihn daher an ihre linke Seite, legte ihm selbst vor und beobachtete ihn scharf, obwohl sie sich den Anschein gab, nach allen möglichen anderen Dingen zu blicken. Sie sagte aber selbst, daß sie auf allen Seiten des Kopfes Augen habe. Nach kurzer Zeit schon hatte sie sich aber eine sehr günstige Meinung über den jungen Knecht gebildet, der so still und verträglich war, eine Brotkruste mit ebenso zufriedenem Gesichte aß als ein Stück Fleisch, und der vor allen Dingen gegen die Reize der Felicie und Clairette vollkommen unempfindlich zu sein schien. Seit Alwine nicht mehr hübsch war, fand sie es sehr unverschämt, sogar unmoralisch, wenn man die Schönheit anderer auch nur bemerkte.

Die Unterhaltung bei Tische war nicht sehr belebt; der Bauer liebt es gewöhnlich nicht, beim Essen zu sprechen, denn er bringt einen großen Appetit mit, dessen Befriedigung ihm keine Zeit zum Reden übrig läßt. Therese sorgte als gute Hausfrau dafür, daß es niemand an etwas mangelte, und mußte sie sich je einmal zu Léon wenden, so war es mit ihrer gewöhnlichen Kälte, die nicht einmal berechnet zu sein schien.

„Wie ist's, Therese, gehst du denn nicht morgen zur Hochzeit?" fragte Felix Prenel plötzlich.

„Ich gehe erst nach dem Abendessen. Wir haben morgen Wäsche einzuweichen, und so ein Tag paßt schlecht zu Festlichkeiten."

„Ach, Unsinn!" rief der Vater. „Kann man denn diese Wäsche nicht nächste Woche machen? Die Jugend muß auch ihr Vergnügen haben."

„Hochzeiten machen mir wenig Freude," antwortete sie ruhig. „Aendern nutzte nunmehr auch nichts, denn Margarete hat meinen Partner ihrer Schwester gegeben."

„Lassen Sie mich für ihn eintreten," rief Léon mit glänzenden Augen. „Viktor hat mich ja auch zu seiner Hochzeit geladen. Was sagen Sie dazu, Therese? Schöne Therese," setzte er leise hinzu.

Es war das erste Mal, daß er ein so vertrauliches Wort wagte. Therese strafte ihn aber auch sogleich dafür.

„Bei dem Wechsel würde ich verlieren," antwortete sie mit einem von den Blicken, mit welchen sie die Leute unfehlbar in ihre Schranken zurückwies.

Ihrem Vater schien diese Antwort sehr unangenehm zu sein.

„Dies Mädchen ist doch wie eine störrische Ziege," dachte er, „und gnade Gott dem, der ihr nahe kommt! Wie soll ich jetzt Léon nur wieder zum Guten bringen?"

„Weiberlaunen!" rief er laut in einem jovialen Tone. „Morgen abend ist sie glücklich, wenn du mit ihr tanzen willst. Weißt du, Léon, mit den Mädchen ist es wie mit den Träumen: man muß gerade das Gegenteil von dem glauben, was sie sagen."

Damit schob er seinen Teller zurück und stand auf, auf welches Signal die Leute nur gewartet hatten, um wieder an ihre Arbeit zu gehen.

„Halt, Marcel, bleib da!" rief er diesen an, als er sich anschickte, sich mit den übrigen zu entfernen. „Wir wollen jetzt unsere Sache schwarz auf weiß machen."

Im Hintergrunde der Küche eine Thür öffnend, führte er ihn in ein großes, sonniges Zimmer. Die Goldblumenstöcke auf dem Fensterbrett hatten in dieser Fülle von Licht zu wahren Büschen gewuchert. Ein großer Strauß Wiesenblumen stand auf dem Nähtisch in der Fensternische. Diese war Thereses Lieblingsplatz, sie verbrachte dort die meisten Nachmittage mit Ausbessern der Hauswäsche, oder las in den Bänden, die ihr Bücherbrettchen schmückten. Denn ihr Vater erlaubte höchst selten, daß sie mit den Dienstboten auf das Feld ging; er sah es nicht einmal gerne, daß sie ihren Garten selbst bearbeitete.

Von diesem Fenster aus erblickte man jenseits der Hofmauer sonnenbeschienene Wiesen, die in Abhängen bis zur Straße hinuntergingen; über dem Walde erhob sich das Kreuz des Dorfkirchturms und in der Ferne dunkle Bergmassen, die sich ins Unendliche auszudehnen schienen. Therese liebte dies einfache Bild, dessen fast dürftige Linien und ernste Färbung doch voll von Poesie war; sie hätte ihr Fenster mit seinem Ausblick nicht für den elegantesten Balkon hergegeben. Das Zimmer selbst ermangelte eines gewissen Geschmackes nicht; irgend ein unbekannter Künstler hatte die schweren Deckenbalken zu Blättern und Laubwerk geschnitzt; das Getäfel der Wände war durch zierliche Säulen in Hautrelief voneinander geschieden, und hübsche Rosetten hielten die Winkel der Felder zusammen. Diese Dekoration, die naiv war wie alle Kunstwerke, welche außerhalb einer bestimmten Schule entstehen, war übrigens in gutem Einklang mit dem alten Mobiliar, das nur vom Glanze der peinlichsten Sauberkeit verjüngt schien. Der uralte, schöne Kachelofen würde die helle Freude eines Antiquitätenliebhabers gewesen sein, wie der schwere eichene Tisch mit den gedrehten Füßen und der großen Truhe, die so feine Schnitzereien zeigte. Die Stühle aber waren wahre Prachtstücke, auf welche Therese mit Recht stolz war; jede Lehne zeigte eine Aehrengarbe, die sich nach oben ausbreitete, von aufsteigenden Bändern stützend umschlungen war, ohne dadurch schwerfällig zu werden. Dieser schöne Zierrat sollte von einem Urgroßonkel von Therese herrühren, der, wie es scheint, einiges Genie besaß. Die Familientradition sprach aber geringschätzig von ihm; „er hat nicht viel Staub in der Welt aufgewirbelt", hieß es.

Einige ziemlich gute Kupferstiche und ein großes Madonnenbild schmückten die Wände; von den Heiligenbildern in geschmacklosen, schreienden Farben, auf die meist das Auge in Bauernhäusern fällt, war hier nichts zu sehen. Thereses ernster und guter Geschmack trat überall in ihrem häuslichen Reiche hervor, und dieses Zimmer, in dessen Holzschnitzereien die dunklen Farbentöne vorherrschten, wäre gerade der Rahmen gewesen, den ein Maler für ihre ruhige und ernste Schönheit gewählt haben würde.

Für den Augenblick befanden sich aber nur Marcel Auvernet und Felix Prenel darin, die beide nicht daran dachten, sich mit Aesthetik zu befassen.

„Setze dich," sagte der Bauer, indem er seinem jungen Knecht einen Stuhl gegen das Fenster rückte; er selbst lehnte sich mit dem Rücken gegen das Licht in die Fensternische.

Vielleicht hatte er schwache Augen; er liebte nicht, daß das volle Licht ihm das Gesicht beschien.

„Du kannst doch wohl lesen und schreiben?"

„Ja, Herr."

„Weißt wohl auch, daß, wenn eine Sache fest sein soll, man sie schriftlich macht? Ich halte darauf, daß gleich alles richtig gemacht wird. Wie alt bist du?"

„Zwanzig Jahre."

„Schön. Wann mußt du zum Militär?"

„Ich muß nicht Soldat werden, sie haben mich bei der letzten Musterung nicht gewollt."

„Sie werden gedacht haben, dein Kopf wäre zu hart zum Exerzieren: Rechts — links — Heu — Stroh!"

„Es kann sein," antwortete Marcel demütig, „aber sie haben das nicht zu mir gesagt. Vor zwei Jahren habe ich mir aber Schaden am rechten Arm gethan, und sie sagten, ich könnte das Gewehr damit nicht gebrauchen lernen. Darum bin ich frei gekommen, ich habe meinen Schein."

„Um so besser für dich, denn so und so oft sechs Wochen Militärdienst macht Löcher in einen Knechtslohn. Es ist also ausgemacht, daß ich dir sechzehn Franken im Monat gebe; machen wir lieber die Zahl rund und sagen fünfzehn. Ist dir das recht?"

„Wie Ihr wollt," antwortete Marcel gleichgültig.

„Bist du ein dummer Kerl! Ein Glück für dich, daß ein ehrlicher Mann deine Sachen in der Hand hat! Wir sagten also zwölf Franken im Monat?"

„Fünfzehn, Herr," sagte Marcel, indem er erstaunt aufblickte.

„So? Wachst du endlich auf? Also fünfzehn Franken; wir sind einig. Müssen aber noch eins abmachen: du bist ein guter Musikant, da sehe ich schon voraus, daß der Marcel und seine Flöte bald auf allen Bällen und Hochzeiten im Land zu finden sind! Spät ins Bett, spät heraus! Das weiß man schon. Und wer kommt dabei zu Schaden? Soll ich einen Knecht bezahlen, damit andere Leute tanzen können?"

Felix Prenel hatte einen so zornigen Ton angenommen, daß Marcel erschrak und anfing zu glauben, daß nun sein Kontrakt wieder aufgelöst werden würde.

„Herr, ich bin noch niemals zum Tanz gegangen und will auch nicht hin, das verspreche ich Euch, wenn mir die Leute auch zureden."

„Nun, du bist doch wenigstens ein braver Junge, so ist's recht," sagte Felix Prenel mit unmerklichem Lächeln. „Aber so arg streng will ich dich ja gar nicht halten, es wäre ja auch eine Sünde, wenn niemand deine schöne Musik hören sollte. Nur eins mußt du mir versprechen: Wenn die Leute sagen ‚Marcel hierher' und ‚Marcel dorthin' und ‚heute brauchen wir dich und deine Flöte' und ‚morgen wollen wir ein bißchen tanzen' — dann sagst du nur allemal: ‚das müßt ihr meinen Herrn fragen.' Kein Wort weiter, hörst du?"

„Ja, Herr, das verspreche ich," sagte Marcel, der dies Abkommen ganz in der Ordnung fand.

„Ich verlasse mich drauf." Und als ob ihm plötzlich etwas einfiele, das eigentlich kaum des Erwähnens wert sei, fügte er hinzu: „Wenn dich aber mal einer bezahlen will, so sagst du auch jedesmal: ‚Das macht nur mit meinem Herrn ab.' Du verstehst ja doch einmal nichts vom Geld, nicht wahr? Da muß ich mich schon der Sache annehmen. So, jetzt will ich unsere Sache aufschreiben. Paß hübsch auf, ob dir auch alles so recht ist, dann kannst du unterschreiben."

In aller Art von Kontrakten war Felix Prenel sattelfest und kannte bis auf ein Jota alle Wendungen auswendig, mit denen man dem ungerechtesten Abkommen einen ganz legalen Anschein geben konnte. In fünf Minuten hatte er daher einen Akt aufgesetzt, der sehr gerecht und ehrbar aussah, dem aber in Form einer

Nachschrift eine Klausel beigefügt war, die ungefähr so lautete:

„Da eines Dienstboten volle Zeit seinem Herrn gehört, so darf der obengenannte Marcel Auvernet niemand anderem eine Dienstleistung erzeigen, ohne seines Herrn, Felix Prenels, Einwilligung, und wird dieser die etwaige Vergütung dafür bestimmen."

„Jetzt lies das durch und unterschreibe deinen Namen."

Marcel las und unterschrieb; da er aber von tadelloser Rechtschaffenheit war, fühlte er sich durch das mündlich gegebene Versprechen weit fester gebunden, als durch die zweifelhaften Kratzfüße, die er auf das Papier malte.

„Der Hieb ist geführt ... nun ist alles in Ordnung, wollt' ich sagen," verbesserte sich Felix Prenel, während er das Papier sorgfältig zusammenlegte und in seine große Brieftasche steckte. „Jetzt kannst du gehen, Marcel; für heute thust du, was dir Alwine heißt. Sei überhaupt den Weibern gehorsam, in dem Handwerk ist nicht so bald ausgelernt, darum kann man gar nicht früh genug damit anfangen."

Und wieder ließ er das kurze, trockene Lachen hören. Heute war er entschieden sehr spaßhaft aufgelegt; die, welche Felix Prenel kannten, fürchteten aber seine Heiterkeit mehr als das rauhe Wesen, das er für gewöhnlich zeigte.

Marcel hatte schon die Thür geöffnet, als ihm plötzlich ein Gedanke kam, der ihn auf der Schwelle zurückhielt. Der Meister war heute so guter Laune, warum sollte er es da nicht wagen?

„Herr," begann er, „unsere Biquette — Ihr wißt schon —"

„Zum Teufel mit deiner Biquette," schrie Felix Prenel, der bereits eine Addition in seinem Taschenbuch begann. „Was nimmt sich der Bursch heraus? Marsch, an deine Arbeit!"

„Viel zu gewinnen und nichts zu verlieren," sagte Felix Prenel vergnügt, als sich die Thür hinter Marcel geschlossen. „Mit den guten Geschäften ist es wie mit den Morcheln; braucht nur eine feine Nase, um sie aufzuspüren! Millionär werde ich mit diesem da nicht werden, aber es macht das Jahr einen Gewinn von ein paar hundert Franken aus und ist nichts dabei riskiert, gar nichts! Ist das ein dummes Volk, das sich die Haut so gutwillig über die Ohren ziehen läßt! Muß aber allerlei Leute auf der Welt geben — und so wie sie ist, ist sie gar nicht so übel. Jetzt brauchen wir nun weiter nichts als Kunden, aber die werden schon kommen, werden schon kommen!"

Währenddem durchschritt Marcel die Küche mit langsamen Schritten und traurigem Herzen. Therese stand mit hochaufgestreiften Aermeln an der Spülbank und wusch die Teller ab. Sie hatte schöne, wohlgepflegte Hände, es waren zwar die großen braunen Hände eines Bauernmädchens, aber außerordentlich schön geformt; welche von den Händen, deren festen Druck man gerne hat, und die besser zu stützen als zu liebkosen verstehen.

Das junge Mädchen bemerkte sofort Marcels niedergeschlagenes Aussehen. Trotz ihres Vaters Versicherungen fürchtete sie, daß seine Absichten in Bezug auf Marcel nicht die lautersten seien, und ohne sich weiter für ihn zu interessieren, hatte sie sich doch gleich vorgenommen, ihn gegen Unbill zu schützen, da er selbst sich nicht zu schützen verstand.

„Was ist dir, Marcel? Hat man dich betrübt?" sagte sie in dem Augenblick, als er die Küche verlassen wollte.

„Nein, Fräulein Therese. Ich dachte nur an unsere Biquette," antwortete er mit einem verwunderten Aufblick, denn es war ihm noch nie vorgekommen, daß sich jemand darum kümmerte, was ihm sei.

„Deine Biquette? ... Ach ja, jetzt verstehe ich! Was will man denn mit ihr machen, Marcel?"

„Anne-Marie sagt, daß sie verkauft wird."

„Nun, da müssen wir hoffen, daß sie wieder einen guten Herrn findet," antworte Therese mit dem halb herablassenden, halb liebevollen Ton, mit dem man kleine Kinder tröstet. „Ist es eine gute kleine Ziege?"

„Sehr gut und auch sehr schön. Sie ist auch sehr gescheit ... und sonst denk' ich auch, daß sie mich lieb hat," fügte Marcel halblaut hinzu.

Therese stieg plötzlich das Wasser in die Augen. Sie auch, die reiche Erbin, war arm an Wesen, die sie liebten.

„Weißt du, Marcel, daß ich große Lust habe, diese Biquette zu kaufen?" sagte sie, indem sie in Marcels Zügen nach dem Effekt dieser Worte spähte. „Ich habe die Ziegenmilch gerne, und dann könntest du sie wieder selbst füttern. Was sagst du dazu?"

„Der Herr wird es nicht wollen," sagte Marcel und schüttelte traurig das Haupt.

„O ja! wenn die Herrin will, will der Herr schon auch," erwiderte Therese lächelnd. „Bis morgen früh soll deine Biquette hier sein. Bist du damit zufrieden, Marcel?"

Er sah sie an und seine Augen leuchteten wie nie zuvor. Therese kannte ihn aber noch zu wenig, um diesen Unterschied zu bemerken, und fühlte sich leise enttäuscht, als er nur die paar Worte stammelte: „viel Dank, Herrin," und schnell davonging.

„Er bezeigt keine große Freude," sagte sie sich.

Freilich konnte sie nicht wissen, daß dieser kleine Akt der Güte Marcel aus der moralischen Erstarrung reißen und in seinem Herzen die belebende Flamme einer Neigung und treuen Ergebenheit entzünden würde, die seinen ganzen Menschen umwandeln sollte.

„Was könnte ich ihr dafür nur thun?" fragte sich der junge Mensch im Hinausgehen.

Alwine war auf dem Hofe und sorgte ihm sofort für Beschäftigung.

„Komm und hilf mir die Kessel füllen," rief sie ihm entgegen. „Morgen geht die Wäsche an und wenn ich die halbe Arbeit nicht vorausthue, so dauert sie bis zum Sankt Nimmermehrstag! Unser anderer Knecht ist ja ein so großer Herr, daß er lieber selbst halb verdurstete, ehe er ein paar Eimer Wasser schöpfen hülfe! Und unsere zwei Putzdocken von Mägden sind so viel nütze, daß man sie in den Glasschrank stellen möchte; die meinen gleich, die Arme brechen ihnen ab von ein paar Kesseln voll Wasser tragen! Du siehst mir gerade auch nicht nach sehr viel Kraft aus; man sollte meinen,

du wärst bis jetzt mit lauter bitterem Gras gefüttert worden!" Und dabei maß sie Marcels schlanke Gestalt vom Scheitel bis zur Zehe. „Ich dächte, jetzt wär's aber genug geschwätzt," fuhr sie in ihrem strengsten Tone fort. „Du thätest am besten, jetzt still zu sein und deine Eimer zu füllen."

Marcel schwieg erstaunt oder fuhr vielmehr fort zu schweigen und fragte sich im stillen, wann er überhaupt gesprochen habe.

Mit starken Armen hob Alwine ihren schweren Eimer auf den Kopf und ging damit festen Schrittes dem Waschhause zu, ohne die Last auch nur im geringsten zu stützen; diese schien sich wie ein Wunder auf ihrem hohen Platze im Gleichgewicht zu erhalten.

Marcel hatte seinen schweren Eimer gleichfalls gefüllt, ihn auf die Schulter gehoben, wo er ihn mit der rechten Hand leicht stützte, und schickte sich eben an, den Hof zu überschreiten, als ihm der Großknecht entgegen kam.

„He — eine neue Magd?" rief er spöttisch. „Da heißt du wohl Marcelline? Laß dir nur auch eine weiße Schürze geben! Und wenn du einseifen hilfst, da will ich auch zusehen!"

„Für dich wär' das Einseifen auch kein Schaden," sagte Marcel, indem er einen ruhigen Blick auf den Spötter warf, der allerdings keinen Preis für Reinlichkeit würde haben beanspruchen können.

„Was? Du willst noch schimpfen? Wart', ich will dir's anstreichen!" Und dabei gab er Marcel einen so derben Stoß, daß er strauchelte und das Wasser sich in breitem Strome über den Angreifer ergoß, der nur um eine Sekunde zu spät zur Seite sprang. Anstatt daß ihn die kalte Douche besänftigt hätte, fachte sie seinen Zorn erst recht an.

„Das hast du mit Fleiß gethan!" schrie er, sich schüttelnd und Marcel mit der Faust drohend.

„Du weißt ganz gut, daß du mich gestoßen hast," sagte Marcel, hob seinen Eimer vom Boden auf und füllte ihn von neuem, ohne weitere Zeit mit Streiten zu verlieren.

„Hab' ich es nicht gesehen?" rief Alwine im Herzulaufen aus. „So," fuhr sie fort, indem sie vor den Durchnäßten hintrat, der die Aermel seines Kittels ausrang. „Wie kannst du noch so dazu lügen? Marcel hat gar nicht Verstand genug, um so was mit Fleiß zu thun! Dir geschieht's aber recht für den Stoß! Der Herr Kaplan sagt es ja immer in der Predigt, daß der Gottlose in seine eigene Grube fällt; wenn du in die Kirche gingst, hättest du das auch gelernt! So, nun bist du für vierzehn Tage gewaschen! Geh' in die Sonne, daß du wieder trocken wirst! Gegen Gliederreißen ist ein Eidechsenbad gut!"

Durch diese unbeabsichtigte That schuf sich Marcel einen Feind, aber auch eine Verbündete, denn Unglück ist immer zu etwas gut. Alfons, der Großknecht, hatte etwas Tüchtiges bei Alwine auf dem Kerbholz, seit er sie einmal am Tische vor allen Leuten gefragt hatte, ob sie nicht bald ihr Jubiläum feiere. Und das ging über die christliche Geduld des braven Mädchens, daß man ihr bald fünfzig Jahre andichtete! Das ist eine von den Beleidigungen, welche man vergibt, ehe man zur Beichte geht, die man sich aber sorgfältig zu vergessen hütet. Die Geschichte mit dem Eimer erwarb Marcel einen sehr hohen Platz in Alwines guter Meinung. Sie fing fast an, ihn für ein verkanntes Genie zu halten.

„Er ist ein tapferer Arbeiter," sagte sie sich, ihn vergnüglich bei seiner Arbeit beobachtend, bei der er nicht eine Minute Stillstand eintreten ließ. „An dem hat unser Herr einen guten Fang gemacht; das hätte ich mir nur auch gleich denken können, denn er thut seine Augen allemal auf, ehe er kauft."

„So ist's brav," sagte sie zu Marcel, als er eben die letzten Scheite des Holzes, das er gespalten, aufgeschichtet hatte. „Nun haben wir Vorrat unter den Kessel. Fräulein Therese wird zufrieden sein, daß alles so für ihre Wäsche hergerichtet ist."

„Glaubt Ihr, sie würde zufrieden sein? So sagt mir nur, was ich jetzt für sie thun kann!"

Alwine betrachtete ihn verwundert, indem sie dachte: „Ich weiß nicht, wie sie es macht, aber sie behext sie alle!"

Obgleich diese Reflexion von einem ziemlich melancholischen Seufzer begleitet war, so hatte sie doch keine Beimischung von Eifersucht. Das alte Mädchen verehrte und liebte seine Herrin, bewunderte sie aufrichtig und fand es höchst natürlich, wenn es andere auch thaten.

Bis zum Abend war Marcel im Hof und Stall beschäftigt, bei Sonnenuntergang betrachtete er aber mit sehnsüchtigem Auge die Weide, die wie in ein sanftes Licht gebadet schien, und die grünen Abhänge, auf welche die Tannen bereits ihre Schatten warfen. Dahinauf hätte er jetzt fliehen mögen, denn diese Dämmerstunde war ja immer *seine* Stunde gewesen, seine Erholungszeit, seine Traum- und Feierstunde! Die Eßglocke ertönte aber, und er wagte daher nicht, dem Locken des Waldes zu folgen.

Als aber das Essen vorbei war, zerstreuten sich die Leute; die einen setzten sich auf die Scheunenbrücke, um ihre Abendpfeife in Gesellschaft zu rauchen, die anderen gingen ins Dorf hinunter, während Felix Prenel sich einriegelte, um seine Tagesrechnung abzuschließen. Endlich frei, holte Marcel schnell seine Flöte und lief in einem Zuge bis hinauf zu den Haselsträuchern, die das Plateau begrenzten. Die Zweige auseinanderbiegend, schlüpfte er durch die Hecke und setzte sich auf der anderen Seite am Rande eines duftenden Kleefeldes nieder.

Zu seinen Füßen unten im Dorfe fingen die Lichter an aufzutauchen, und am durchsichtigen Himmel erglänzte ein Sternchen. Als wollte es seine zahlreichen Genossen herbeirufen, glitzerte und tanzte es wie ein kleines Irrlicht. Marcel sah diesem Spiele zu und bekam Lust, ihm durch eine Tanzmelodie das Takthalten beizubringen. Die schönsten rhythmischen Klänge ertönten alsbald aus der Flöte, brillant wie Raketen, und bahnten sich ihren Weg weithin durch die stille Nacht. Die Melodie war nur die eines einfachen Volksliedes, aber Marcels geschickte Finger durchwebten sie so mit Arabesken, daß die reizendste Phantasie daraus wurde, kapriziös und aufleuchtend, wie der Tanz des kleinen Sternchens.

Therese saß auf der Gartenbank und hörte der seltsamen Musik mit angehaltenem Atem zu, als fürchte sie auch nur eine Note von dem zu verlieren, was der Nachtwind in Intervallen herübertrug. Das war anders als alles, was sie je gehört.

„Danach möchte ich tanzen,“ sagte sie endlich halblaut.

„Das Vergnügen wirst du bald haben,“ ertönte es plötzlich hinter ihr.

Es war ihr Vater, der leise das Fenster aufgemacht hatte und nun ebenfalls der Musik lauschte.

„Ich bin kein Kenner,“ fuhr er fort. „Der Schulmeister sagte immer, ich hätte kein Ohr, wenn er mich aber daran zupfen wollte, wußte er sie recht wohl alle beide zu finden! Soviel versteht man aber, wenn man auch kein Schulmeister ist, daß der Bursch da eine Wunderflöte hat. Was sagst du dazu, Therese?“

„Leise, leise,“ bat diese, „man kann es ja nicht hören.“

Die letzte Note war eben verhallt, Therese schienen aber die wunderbaren Töne noch in der Luft fortzuklingen. Bald darauf betrat Marcel eilig den Hof, fürchtend, sich verspätet und seines Herrn Mißvergnügen auf sich geladen zu haben. Desto mehr war er verwundert, als Therese den Garten verließ und auf ihn zukam.

„Marcel,“ sagte sie, und ihr Ton hatte fast nichts mehr von der beinahe hochmütigen Herablassung, mit der sie ihn früh angeredet hatte, „was hast du uns für ein schönes Konzert gegeben!“

Marcel wurde verwirrt, denn es war ihm noch nie in den Sinn gekommen, daß jemand auf seine Musik höre.

„Nicht wahr, du spielst jeden Abend ein wenig für mich?“ fuhr sie mit Wärme fort.

„O, Fräulein Therese, für Sie wollte ich gern viel mehr thun,“ antwortete er, mit demselben Aufleuchten des Blickes wie am Mittag.

„Aha!“ sagte Felix Prenel zu sich, der jedes Wort der jungen Leute verstanden, „beißt der auch schon an? Gut, es zu wissen. Will die Saite schon anschlagen, wenn ich sie brauche. Mag sich nur sträuben, meine schöne, stolze Tochter, denkt gar nicht, wie sie mir in die Hände arbeitet!“

Diesen Abend schliefen alle im Hause zufriedenen Herzens ein, Alfons allein ausgenommen, der über Racheplänen brütete. Felix Prenel hatte seinen Tag wohl angewandt, daher stellte er sich selbst ein Belobigungszeugnis aus, und als er die Augen schloß, schwebte durch seine Träume eine ganze Auswahl von Fallen für die Gimpel unter seinen lieben Nächsten.

Marcel, in dessen Kammer bereits zwei Knechte in festem Schlafe lagen, ließ diesen ereignisvollen Tag, mit dem sein ganzes Leben eine neue Wendung genommen, noch einmal an seinem Geiste vorüberziehen. Er dachte an seine Mutter und gelobte sich, von seinem ersten Lohne eine Messe für die Ruhe ihrer armen Seele lesen zu lassen. „Sie ist so einsam da unten in der Nacht — o Mutter, Mutter!“ rief es in ihm. Aber sein Kummer glich nicht mehr der dumpfen Verzweiflung vom Morgen; er fühlte sich nicht mehr als Paria in der weiten Welt, denn er hatte jemand gefunden, der ihn liebte oder, was ihm viel notwendiger war: jemand, der sich von ihm lieben ließ! Es war vielleicht das erste Mal in seinem Leben, daß er sich auf den nächsten Morgen freute, und „was kann ich wohl morgen für sie thun?“ war sein letzter Gedanke vor dem Einschlafen.

Therese wußte nichts von den Gefühlen, welche ein einziges gutes Wort in dem Herzen des Armen geweckt, der bisher so nach diesem Himmelstau hatte darben müssen.

Vielleicht ahnte sie aber etwas davon durch den geheimnisvollen Zauber, der uns manchmal wie mit einem Strom von Sympathie umgibt. Ohne eigentlich zu wissen warum, war es ihr diesen Abend so leicht ums Herz, und ein ungewohntes Lächeln ging über den sonst so ernsten Mund, während sie ihre langen, braunen Zöpfe aufflocht.

Marcels Musik hatte für einen Augenblick die schweren Ketten von ihrer Seele genommen, die sie Tag für Tag trug; sie hatte ihre impulsive und beinahe enthusiastische Natur von früher wiedergefunden und dies empfand sie als eine unendliche Wohlthat.

„Ich begreife gar nicht, was ich heute abend habe,“ sagte sie sich; „ich glaube fast, ich möchte singen! Und doch stehen mir zwei so schlimme Dinge auf morgen bevor: Hochzeit und große Wäsche!“

Zweites Kapitel.

Hochzeit und Wäsche, das war das Programm des Tages, dessen Gestirn zu Alwines großem Verdrusse strahlend aufstieg. Man muß nämlich wissen, daß es in jenem Winkel der Welt, wo man tausend seltsamen Vorurteilen begegnen kann, ein allgemein bekanntes Sprichwort gibt, welches die Hausfrauen in Bezug auf Nützlichkeit und Angenehmes in ein sehr ärgerliches Dilemma bringt: „Die bösen Weiber haben stets gut Wetter zur Wäsche“ — sagt dieses abscheuliche Sprichwort landauf und landab. Also muß man entweder eine böse Frau sein, oder man kann seine Wäsche vor lauter Regenwetter nicht trocken bringen — schlimme Wahl! Glücklicherweise kommt aber gar niemand in die Qual der Wahl, denn die Sonne wartet nicht auf die Entscheidung der Hausfrauen, ob sie an dem und jenem Tage scheinen solle oder nicht.

Dies Sprichwort hatte aber auch einen Balsam, dessen gute Eigenschaften wohl über die anerkannte Bosheit jenes Diktums trösten konnte. „Muß ich eine böse Frau heißen, thut es mir leid, aber bei der Sonnenhitze werden meines Mannes Hemden wenigstens salztrocken; da kann er mir doch nicht den ganzen Winter hindurch vorhalten, sie röchen nach Feuchtigkeit und jedes frische brächte ihm einen steifen Hals.“ — So tröstete man sich über schönes Wetter, und regnete es — nun, dann war man durch des Himmels Fügung in aller Form als gute Frau dekretiert!“

Alwine aber hatte in diesem Punkte ein so beharrliches Glück, daß es wirklich zum Verzweifeln war. Mochte sie sich den launischen April oder den nebligen Oktober zur Wäsche ausersehen — es war unvermeid-

lich, daß man dann brillanten Sonnenschein hatte. Darüber wurde in der Nachbarschaft genug gelacht, Alwine nahm es aber tragisch und bürdete die ganze Schuld den Waschweibern auf, die, wie sie versicherte, „so böse Mäuler haben, daß es kein Wunder wäre, wenn am Waschtag vier Sonnen am Himmel stünden!"

Unten im Dorfe gab es aber noch jemand, dem der helle Sonnenschein unerfreulich war: nämlich Marguerite Jasmin, welche sich anschickte, ihr blondes Haar mit dem Brautkranze zu schmücken. Sie wußte ja von ihrer Großmutter, daß Sonnenglanz am Hochzeitsmorgen Unglücksjahre im Ehestande bedeuten! Mitleidslos stieg aber die Sonne herauf und ließ ihre Strahlen über gute und böse Frauen, alte Ehepaare und junge Brautleute leuchten.

Lange vor fünf Uhr erschien Alwine schon auf dem Hofe mit hochaufgestreiften Aermeln und in großen Holzpantoffeln, deren eilfertiges Klick-Klack über das Pflaster scholl. Ihr Haar zeigte den herkömmlichen, borstigen Aufbau, und sie hätte nur noch eine große Feder à la Zulu senkrecht hindurchzustecken brauchen, um sich ein ganz gefährliches Aussehen zu geben. Die Wäscherinnen, arme Frauen aus dem Dorfe, kamen nun eine nach der anderen und stärkten ihren Mut durch eine Tasse schwarzen Kaffees, welchen Therese herausbrachte und den sie eilig im Stehen tranken.

„Sie haben aber heute nichts hier zu suchen, Fräulein Therese," erklärte Alwine. „An einem Hochzeitstag manscht man nicht! Das wäre hübsch, wenn Sie mit rotaufgelaufenen Händen kommen wollten! Gehen Sie lieber hin und plätten Sie sich Ihren schönen weißen, gestickten Unterrock; ich habe ihn gestern gestärkt, und wenn er nicht ganz von selbst steht wie ein Vogelhaus, so kann ich wahrhaftig nichts dafür. Sie hätten schon heute vormittag gehen können, wenn Sie gewollt hätten. Das Einseifen wird ohne Sie auch fertig, wenn unsere Leute mit den Händen so tapfer schaffen als mit dem Mundwerk."

Die drei Frauen warfen sich einen verständnisvollen Blick zu und lächelten; sie wußten sehr gut, auf wen bei diesen Gelegenheiten der Löwenanteil der Unterhaltung kam! Aber Alwine war, mit oder ohne Federbusch, eine viel zu gefürchtete Persönlichkeit, als daß sie eine Bemerkung gewagt hätten.

So höflich zum Waschhause hinauskomplimentiert, begab sich Therese in die Milchkammer, wo es auch Arbeit genug für sie gab.

Der Herr des Alisierhofes war heute ebenfalls sehr früh auf und ging in das Dorf hinab; ein Lächeln der Zufriedenheit lag auf seinem Gesicht, als er zurückkehrte.

„Wo ist Marcel?" redete er die Mägde an, als er in die Küche trat. „Geh' eine von den hübschen Mädchen und hol' mir ihn; das thut sie doch gern?"

„Ach, wer kümmert sich um so einen?" antwortete ihm Felicie mit verächtlichem Gesicht. „Da, seht nur hin, wie er auf dem Kartoffelfeld wirtschaftet! Hackt er nicht darauf los, als müßte er unter jeder Scholle einen Thaler finden? Geht, so arbeitet gar kein richtiger Knecht!"

Nichtsdestoweniger ging sie, um diesen Spielverderber von Marcel herbeizuholen, der denn auch bald nach ihr in die Küche trat.

„Höre, Marcel," redete ihn Felix Prenel lachend an, „wenn du jeden Tag so schaffst, jagst du den anderen einen heillosen Schrecken ein! Soll ich dich nicht lieber gleich als Merkwürdigkeit einrahmen lassen?"

Dabei hatte er auch schon die Thür des Zimmers geöffnet, in welchem er gestern einen so glücklichen Handel abgeschlossen.

„Hier hat man eher Ruh' zum Reden," sagte er, indem er seinen gewöhnlichen Observationsposten in der Fensternische wieder einnahm.

„Da war ich eben bei jemand, mein Junge, dem du recht aus der Not heraushelfen kannst."

Da Marcel in aller Bescheidenheit schwieg, fuhr der Bauer fort:

„Denk' dir nur diesen armen Viktor Blanquet, der heute Hochzeit macht! Und das ist noch nicht einmal sein größtes Unglück! Hat er doch natürlich Musik dazu bestellt und der Bläser läßt ihn im Stich, bleibt ihm nur ein armseliger Geiger! Ist das eine Not! Natürlich habe ich ihm versprochen, daß du aushilfst und um 8 Uhr kommst."

„Ich?" rief Marcel erstaunt. „Herr, da habt Ihr wohl nicht gleich daran gedacht, daß meine arme Mutter gestorben ist?"

„Was geht mich das an?" schrie Felix Prenel in brutalem Ton. Sich eines besseren besinnend, fuhr er aber freundlicher fort: „Wer wird denn so einfältig sein! Bist du von Natur nicht schon dumm genug? Die andern tanzen machen ist doch nicht selbst getanzt! Verstehst du den Unterschied? Dagegen wüßte selbst der Herr Kaplan kein Wort zu sagen! Man läßt dich ja ganz ruhig in deiner Ecke und verlangt weiter nichts, als daß du gerade so schön bläst, wie gestern abend. Siehst du, was ich für ein guter Herr bin und mit deinem Starrkopf soviel Geduld habe? Jetzt bist du aber ganz vernünftig? Ziehst also um acht Uhr deinen schwarzen Sonntagsrock an und marschierst aus fürs Vaterland! —"

Marcel war ganz verwirrt; seines Herrn Gründe waren überzeugend, aber er schwankte noch.

„Wenn ich wüßte, was Fräulein Therese dazu sagte," brachte er endlich halblaut hervor.

„Therese? Geh' nur und frage sie! Sie wird dir antworten, was sie gestern abend zu mir gesagt hat, als sie deine Musik hörte: ‚Den Walzer möcht' ich tanzen'."

Dieses Wort machte den Bedenken Marcels ein Ende.

„Wenn das ihr Freude machen kann, geh' ich gewiß," sagte er. „Und meine Mutter wird auch nicht böse darüber sein, denn ich denke dort so gut an sie als hier auch."

„Bravo, Marcel," rief der Bauer und klopfte ihm auf die Schulter. „Wußt' ich doch, daß du noch Vernunft annehmen würdest! — Eh' ich's vergesse, Therese hat mir heute früh gesagt, daß sie deine Biquette gern haben möchte; sie läßt sie heute noch holen."

„Dank' vielmals!" rief der junge Mann mit Wärme aus, und indem er hinausging, fragte er sich, wie er nur

einen Augenblick habe zögern können, einem so guten Herrn gefällig zu sein!

Felix Prenel ließ es sich sehr angelegen sein, daß Marcel den Tag über Therese nicht begegne; darum schickte er ihn in den Wald, um aus den Zweigen, welche die Holzhauer in Haufen getürmt, Reisigwellen zu hacken. Da es vom Hofe bis zu diesem Holzschlag sehr weit war, kamen die Arbeiter auch nicht zum Mittagessen, sondern man schickte ihnen dasselbe in den Wald, und sie verzehrten es auf den Holzstämmen sitzend. Marcel that dieser ganze Tag in der freien Luft und in dem großen Walde wohl, und als er abends auf den Alisierhof zurückkam, war sein für gewöhnlich blasses und düsteres Gesicht ganz erhellt. Anstatt daß seine Augen wie sonst ziellos in die Ferne blickten, sah er gerade vor sich hin und stieg den Pfad so festen Schrittes bergab wie ein Mensch, der weiß, wohin er geht und was er will. Eben wollte er in den Hof treten, als Thereses Stimme ganz in seiner Nähe ertönte: „Marcel!"

Das junge Mädchen saß auf der niedrigen Mauer aus Steingeröll, welche die Wiesen begrenzte; neben ihr wiegten sich die hohen Doldenblumen, die zwischen den losen Steinen wuchsen. Der feinbeschuhte Fuß ruhte auf einem moosüberzogenen Steine, der längst von der Mauer herabgerollt sein mußte. Therese war schon im Hochzeitsstaate. Sie hatte ein ganz einfaches, glattes, schwarzes Seidenkleid angezogen und ein feines Kreppfichu umgethan, das von einer Korallenagraffe zusammengehalten wurde.

Therese hatte Geschmack; es war ihr zuwider, sich in auffallende Farben zu kleiden und mit Schmuck zu behängen, wie es oft junge Mädchen vom Lande thun. Zudem sagte ihr der Spiegel, daß eine anspruchslose Kleidung am besten zu ihrer Art von Schönheit passe, und sie wollte, wie jedes junge Mädchen, sich nicht selbst im Lichte stehen. Ihr Vater hätte sie aber lieber etwas geputzter gesehen.

„Für was siehst du aus wie eine Nonne?" rief er, als er den einfachen Anzug sah. „Hast du nicht genug Taschengeld, um was Ordentliches dafür zu kaufen? Wird ein Mensch glauben, daß das die reiche Erbin vom Alisierhofe sei?"

„So lasse mich vergolden, dann werde ich gesucht, soviel du nur wünschest!" antwortete Therese mit Bitterkeit, bereute es aber sogleich, da sie wohl wußte, daß sie ihres Vaters einzige Freude und seinen ganzen Stolz ausmachte. Daher streckte sie ihm die linke Hand entgegen und sagte freundlich: „Sieh, das ist genug, um mir die reiche Erbin anzusehen!"

Ein feinciselierter Goldreif umschloß das Armgelenk und war halb unter den Spitzen der Manschette verborgen.

„Ist mir auch ein Trost," rief Felix Prenel versöhnt; „auf vier Meilen in der Runde ist kein Mädchen, die ein Armband von solchem Gewicht aufweisen könnte!"

In diesem Augenblick kam jemand, um zu sagen, daß er die Ziege der alten Anastasia gebracht und einstweilen auf der Wiese festgemacht habe. Therese nahm schnell eine Handvoll Salz und lief hin, wie sie ging und stand. Das schöne Tier sah sie gleichgültig herankommen; das Gras um seinen Pfahl herum war zart, also war Weiden jetzt die Hauptsache, mochte jemand in seidenem Kleide oder kurzem Rock in der Nähe sein oder nicht. Sie war aber zu geselliger Natur, um Thereses Schmeichelworten widerstehen zu können, machte einen Schritt vorwärts, schnupperte und entdeckte den Leckerbissen, den die hingestreckte Hand Thereses enthielt. Sogleich ließ sie ihre schönen Gräser und Kräuter stehen, und als das Salz aufgezehrt war, leckte sie die Hand noch bis zum Armband. Da erschien Marcel am Hofthor.

„Ich hoffe, du kennst sie noch?" fragte Therese, als er sich auf ihren Ruf umwandte.

Biquette ihrerseits wartete kein Fragen ab, sie machte einen Satz Marcel entgegen und, von ihrem Strick zurückgehalten, richtete sie sich auf die Hinterfüße auf wie irgend ein Wappentier und zerrte dadurch so an der Leine, daß diese sie fast erwürgt hätte.

„Nun, nun, nur langsam!" sagte Marcel, indem er sie sanft um einen Schritt zurückdrängte und mit beiden Händen streichelte. „Sehen Sie, wie gut sie mir ist, Fräulein Therese? Aber in ein paar Tagen wird sie Sie gewiß viel lieber haben als mich."

„Marcel!" rief plötzlich der Bauer und erschien selbst in der Hofthür. — („Muß ich sie dazu den ganzen Tag mühsam auseinandergehalten haben, daß sie sich noch im letzten Augenblick sprechen? Erfährt Therese die Geschichte, dann ist's aus für heute abend," dachte er.) — „Ist jetzt Zeit zum Schwätzen, du Faullenzer? Mach, daß du ins Haus kommst, aber schnell!" —

„Ich komme jetzt eben heim," antwortete Marcel, indem er mit Felix Prenel über den Hof ging; „nur guten Tag habe ich Biquette gesagt. Mich faul zu schimpfen, dazu habt Ihr aber kein Recht, Herr, ich habe den ganzen Tag hart gearbeitet."

Er sagte dies ruhig und ohne jegliche Unbescheidenheit im Ton, aber auch ohne die Augen vor den zornigen Blicken niederzuschlagen, welche ihm Felix Prenel zuwarf.

„Hoho!" rief dieser, „wachsen dem Böcklein schon Hörner? Will sie schon abschleifen! Mach, daß du jetzt in deine Kammer kommst und zieh dich an. Will dich schon rufen, wenn es Zeit zum Fortgehen ist."

Hätte sich Therese nicht schnellen Schrittes dem Hause genähert, so wäre Felix Prenel nicht so glimpflich mit Marcel verfahren; er fürchtete sich aber entschieden, die beiden zusammenzulassen; darum schaffte er sich jetzt Marcel so schnell vom Halse und nahm sich vor, ihm die jetzt geschenkten Schelte bei nächster Gelegenheit doppelt zu teil werden zu lassen.

„Ich werde gut daran thun, hinunterzugehen, ehe es Nacht wird," sagte Therese, als sie ihren Vater eingeholt hatte; „hoffe auch, daß sie mich beizeiten wieder fortlassen, denn morgen früh muß die Wäsche auf die Bleiche."

„Und ich hoffe, daß sie das nicht leiden!" rief der Vater. „So lerne doch endlich die Jugend genießen! Vergißt alle Tage einmal, daß drei, vier Mägde für dich arbeiten können! — Da ist jemand, der auch meiner Meinung ist, nicht, Léon?"

Bei diesen Worten wandte Therese den Kopf und sah die schwarzen Augen Léons hinter sich glänzen.

Rotterdam. Von E. Kallmorgen.

Sie eilte in das Haus, zog aber ihre letzten Geschäfte so sehr als möglich in die Länge, glättete ihr Haar noch einmal und bürstete so lange an ihrer Mantille herum, daß sie hoffte, Léon Thonin würde ungeduldig werden und allein fortgehen. Der Ruf ihres Vaters bedeutete sie indes, daß sie allzu lange auf sich warten lasse, und mit einem Seufzer eilte sie hinab.

Schmuggler verstehen sich aber auf das Warten, und so stand Léon noch genau auf derselben Stelle wie vorher, allerdings mit einem sehr verdrießlichen Gesicht, das muß man zugeben.

„Sie sind sehr schön,“ sagte er, indem er das Hofthor öffnete. „Zeit haben Sie sich auch genug dazu genommen.“

Therese antwortete nichts und verabschiedete sich von ihrem Vater.

„Spiele nur die Prinzessin, Mamsellchen,“ brummte der junge Mann zwischen den Zähnen; „will dir aber schon noch den Meister zeigen!“

Er hatte zu leise gesprochen, als daß Therese die Worte hätte verstehen können; sie fing aber Léons zornfunkelnden Blick auf, und dieser erfüllte ihr Herz mit einer bangen Ahnung.

„Das endigt schlimm,“ sagte sie sich. „Ich leide es nicht, daß man mir den Léon so ohne weiteres zudiktiert; ich muß das morgen meinem Vater sagen.“

Von innerem Verdruß und einer geheimen Furcht vorwärts getrieben, stieg sie so schnellen Schrittes zum Dorfe hinab, daß ihr Begleiter Mühe hatte, ihr zu folgen, und sie waren bereits bis an die ersten Häuser gekommen, ohne daß auch nur ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden wäre.

„Therese!“ rief plötzlich der junge Mann.

Sie hörte seinen fliegenden Atem und blieb stehen, indem sie ihn fest ansah.

„Bis jetzt war ich für jedermann Fräulein Therese,“ sagte sie kalt. „Was wollen Sie?“

Ganz in der Nähe hörte man Stimmen, Kinder lachten und spielten im Hofe des Zimmermanns, und dies flößte dem Mädchen Mut ein, denn die flammenden Augen Léons verhießen ihr nichts Gutes.

„Muß ich es Ihnen erst noch sagen?“ antwortete er mit zornbebender Stimme. „Sie machen mich noch toll!“

„Und muß ich erst noch meine Meinung aussprechen, so sage ich, Sie sind es schon.“ Damit schritt sie weiter.

„Und wer ist daran schuld, Therese Prenel? Für wen führe ich dieses elende Sklavenleben? Für wen bringe ich Nächte unter freiem Himmel und auf halsbrechenden Pfaden zu — mit den Hunden von Zollbeamten auf den Fersen, jeden Augenblick in Gefahr, daß sie einem eine Kugel ins Hirn jagen? Für wen, wenn's erlaubt ist, zu fragen? Für Ihres Vaters schöne Augen ganz gewiß nicht!“

„Für die meinigen aber auch nicht,“ sagte Therese entschlossen. „Léon, ich bin froh, daß ich Ihnen das ein für allemal sagen kann. Ich habe Sie nie dazu ermutigt, um meinetwillen ein solches Leben zu führen, weder Sie noch einen anderen. Was mein Vater sagt oder thut, darüber darf ich nicht urteilen. Ein Ding weiß ich aber sehr genau, und Sie hätten es längst ohne mein Sagen herausfinden können: daß ich gewiß einmal die Herrin des Alisierhofs sein werde, Sie aber niemals der Herr!“

„Das wollen wir erst noch sehen,“ murmelte der junge Mann.

„Nun, kommt ihr denn endlich?“ rief jemand, der sich den beiden nahte. „Es war doch sonst nie deine Gewohnheit, Léon, zu einem Hochzeitsschmaus zu spät zu kommen? Heute kommst du aber wohl auf der Schneckenpost der Verliebten gefahren? Kein Wunder, daß die dir noch zu schnell fährt, wenn du Fräulein Therese neben dir hast,“ rief Viktor Blanquet übermütig aus, dem das Bräutigamsglück so die Zunge gelöst hatte, daß er anfing, sich Freiheiten herauszunehmen.

Therese sah Léon bittend an, er hatte aber nicht die Großmut, seinen Freund mit einer passenden Antwort zum Schweigen zu bringen; mochte dieser sich dasselbe deuten, wie er wollte!

Die Fenster des Hochzeitshauses waren so hell erleuchtet, daß sie die Straße miterhellten; dunkle Schatten huschten an den weißen Vorhängen vorüber, über der Hausthür hing eine dicke Guirlande und im Hofe war ein fröhliches Durcheinander. Mehrere Wagen waren soeben angekommen, denen rundliche Mütter und junge Töchter entstiegen. Letztere konnten beim Aussteigen die festen Trittbretter gar nicht mit dem Fuße finden und ließen sich daher in die Arme der Burschen gleiten, lachten und waren zur Abwechslung wieder schüchtern — kurz, sie trieben alle die kleinen Listen der Koketterie, die unserer Mutter Eva wohl unbekannt waren, der großen Mehrzahl ihrer Töchter aber recht geläufig sind.

„Bitte, tretet ein!“ rief Viktor Blanquet. „Man wird zuerst ein wenig tanzen, um sich Appetit zu holen, aber unser Orchester ist noch nicht vollzählig. Marguerite ist mit den Brautjungfern in der großen Stube, Fräulein Therese; sie wartet mit einer Menge Geheimnissen auf Sie.“

Als Therese den großen, niedrigen Raum betrat, in dem viele Talglichter brannten und eine Schar hübscher Bauernmädchen in leichten Kleidern durcheinander wirbelten, entstand plötzlich ein tiefes Stillschweigen. Die blonde Braut stand mitten im Zimmer, und das rosige Gesicht sah unter dem Kranz von Orangeblüten gar lieblich aus; ihre zwei oder drei intimsten Freundinnen standen um sie her, die Köpfe einander im Flüstern zuneigend.

„Fahrt nur fort und thut euch keinen Zwang an,“ sagte Therese hinzutretend, „ihr habt eben von mir gesprochen?“

Es war wirklich ein hübsches Bild, alle die kleinen Gruppen zu sehen, die in den Fensternischen oder an den Wänden und in den Ecken des großen Raumes beisammenstanden, von dessen dunklem Getäfel sich die hellen Gestalten abhoben; alle die jungen Gesichter frisch und blühend, aller Augen unruhig oder lachend. Und in der Mitte, gerade unter der Hängelampe, die sie hell beleuchtete, standen die blonde Marguerite und die dunkle Therese einander gegenüber, beide schön — und doch von ganz verschiedenartiger Schönheit, deren Kontrast durch das weiße Tüllkleid der Braut und die

schwere, schwarze Seide der stolzen Therese noch mehr hervorgehoben ward.

„Wir sagten nur —“ begann Marguerite ein wenig verlegen, „wir sagten eben — ach, erzähle du es ihr lieber, Mariette!“

Mariette war die kleine, kraushaarige Blondine, die wir schon kennen, und wenn ihr eine Blondine seht, deren Haar kraus ist, so mögt ihr hundert gegen eins wetten, daß sie nicht auf den Mund gefallen ist.

„O, wir sagten vielerlei,“ antwortete Mariette, „wir zerbrachen uns nur eben die Köpfe darüber, warum der beste Tänzer und das schönste Mädchen uns so lange warten ließen.“

„Das schönste Mädchen? Aber du warst ja da, Mariette!“ lachte Therese.

„Ich? Ja, wenn mir der Alisierhof gehörte, dann wäre ich vielleicht die Schönste,“ antwortete Mariette mit einem Seufzer; „heutzutage aber umschwärmen die jungen Burschen mehr die Mitgift als die Braut.“

„So etwas Aehnliches habe ich eben auch dem Léon Thonin gesagt, und das hat uns aufgehalten,“ sagte Therese ruhig.

Darauf legte sie Hut und Mäntelchen ab, ordnete ihr Haar vor dem Spiegel und setzte sich, so ernst und kalt aussehend wie gewöhnlich.

Mögen die Diplomaten dagegen einwenden, was sie wollen, so ist der gerade Weg doch der beste. Durch diese kurze, offene Erklärung hatte Therese allem künftigen Geschwätz vorgebeugt; man begriff, daß sie die Bewerbung Léon Thonins abgewiesen, und mehrere der jungen Mädchen, die den Schmugglerhelden im geheimen bewunderten, dankten es ihr im Herzen, daß sie ihn frei, also ihnen zurückgegeben habe. Was indes die Klugheit anbetrifft, so war Therese eine echte Prenel. Unter den Maximen ihres Vaters war eine, deren Weisheit sie erkannt hatte und die sie ohnedies fast instinktiv übte, weil sie zu ihrem verschlossenen Charakter paßte: „Man lasse sich nie auf Gründe ein, wenn man es umgehen kann —“ war Felix Prenels Wort. Und soviel es überhaupt auf dem Dorfe zu erwarten ist, machte Therese alle Kommentare unmöglich, indem sie sich zu keinerlei näherem Aufschluß über Léon Thonins Mißgeschick herbeiließ. „Man kann nur sticken, wenn man Stramin hat.“

„Komm,“ sagte Marguerite, indem sie ihre Freundin beiseite zog, „ich will dir jetzt erzählen, was wir gerade sagten, als du hereinkamst. Uebrigens bin ich froh, daß Léon seinen Rosenkranz mit dir zu Ende hat. Im Ernst glaube ich aber, daß er kein Vaterunser ordentlich herbeten kann, der große Waldläufer! Das wäre kein guter Mann für dich geworden, Therese; ihr gleicht euch zu sehr!“

„Ich und er?“ rief Therese, deren Wangen sich dunkel färbten.

„Ich meine damit nur, daß er gefährlich ist wie ein Pulverfaß, und du bist doch gerade auch kein Lämmchen! Das ist ja auch gar kein Vorwurf für dich; aber mir wirft alle Welt vor, daß ich gar zu sanft bin, und das hätte ich freilich ablegen sollen, nur Viktor will davon nichts hören. Siehst du, wir hatten alle geglaubt, du und Léon würdet ein Paar werden, weil dein Vater ihn so vorzieht, und davon hatten wir eben gesprochen, wie du die Thür aufmachtest. Doch du machtest ein so strenges Gesicht und sahst in deinem schwarzen Kleide und weißen Fichu so düster aus, daß wir vor dir wirklich erschrocken sind.“

„Das thut mir leid,“ antwortete Therese, „aber mir ist die Welt heute nicht rosenfarben.“

„Gut, höre mich doch nur weiter! Du kennst doch meine Großmutter? Kein Mensch versteht sich so gut auf Träume und Wahrsagen wie sie; und fürchten machen kann sie einen damit, daß man gewiß erst noch einmal unter sein Bett leuchtet, ehe man sich hineinlegt! Schöne Geheimnisse weiß meine Großmutter aber auch! Und sie hat mich die Kunst gelehrt, wie eine Braut die Augen der zukünftigen Männer ihrer Freundinnen sehen kann, wenn sie die Augen zumacht, solange sie noch den Brautkranz trägt!“

„Das ist ein sehr indiskretes Geheimnis,“ sagte Therese lachend.

„Um so schlimmer! Aber gesehen habe ich sie doch! Für Mariette sind sie blau. Das ist doch wunderbar, nicht? Sie sagt doch immer, daß sie nur die braunen mag.“

„Wenn sie das sagt, hat sie eben einen Blonden gewählt!“

Niemand als ein junges Mädchen kann doch so gut in der Seele ihrer Gefährtinnen lesen!

„Gib nur acht, wie es weiter geht!“ rief Marguerite eifrig. „Und wie ich die Augen wieder zumache, gerade hier unter der Lampe, fragt eine: ‚Und was für Augen für Therese?‘ Und ich sehe hin, und wenn du es auch nicht glaubst, du Lacherin, aber ich habe die Augen deines Zukünftigen ganz genau gesehen, ganz genau! Und wie ich sage: ‚Braune sind's!‘ da schreien sie alle durcheinander: ‚Das ist Léon!‘“

„Nun, jetzt können sie alle erfahren, daß er es nicht ist. Aber Marguerite, war es hellbraun oder dunkelbraun, nußfarben oder schokoladenbraun?“

„Schokoladenbraun!“ rief die Braut indigniert. „Nun, ich habe dir den Bräutigam genug beschrieben; erkennst du ihn nicht daran, sobald er vor dich hintritt, so kann ich nichts dafür!“

„Die Beschreibung paßt ja aber nicht! Deine Großmutter hätte ihr Geheimnis für sich behalten oder es dir ganz genau lehren müssen ... Aber was ist denn das für eine Musik?“ rief Therese, indem sie hastig den Kopf wandte.

Es war ihr, als hörte sie die fernen Klänge einer seltsamen Flöte, die sie wohl kannte.

„Ihr lieben Brautjungfern, der Ball kann anfangen, sobald es euch beliebt,“ rief Viktor Blanquet, indem er die Thür weit öffnete. „Eure Tänzer haben ihr allerbestes Paar Beine angezogen und hoffen, daß ihr das gleiche gethan habt. Komm, Marguerite, mein weißes Täubchen! Weißt du noch, wie wir den ersten Walzer miteinander getanzt haben?“

Auf der Thürschwelle schoben sich die Burschen vor- und rückwärts, da keiner zuerst herein wollte. Endlich opferte sich aber einer für die Gesamtheit auf, durchschritt die Stube mit einer linkischen Art von Entschlossenheit und steuerte geradeaus auf seine Schöne

zu, welche die kühne That damit belohnte, daß sie sofort seinen Arm annahm. Nun folgten alle dem Beispiel dieses Mutigen, denn keiner wollte nun der letzte sein; in wenigen Minuten war der Zug der Paare geordnet und bereit, sich nach der Scheune zu begeben, die als Ballsaal dienen sollte. — Jedem der jungen Mädchen war ihr Partner im voraus bestimmt, somit sah sich Therese gezwungen, Léon Thonins Arm anzunehmen, auf dessen Gesicht jetzt nicht mehr im mindesten die Enttäuschung eines abgewiesenen Freiers zu lesen war. Während seine Blicke für andere ihren gewöhnlichen selbstbewußten Ausdruck hatten, konnte Therese aus ihrem Funkeln erkennen, daß er zum Kampfe entschlossen sei, und da sie seinen Aermel kaum mit den Fingerspitzen berührte, um sich nicht auf den Arm stützen zu müssen, ergriff er diese schöne braune Hand und hielt sie weiter vorn auf seinem Arme fest, sie damit zwingend, diese Lage beizubehalten.

Therese errötete vor Unwillen, aber aller Augen waren auf sie gerichtet — sie durfte keine Scene herbeiführen. So nahm sie nur ihre gewohnte eiskalte Miene an und folgte den anderen Paaren, ohne ein Wort zu sprechen.

Der improvisierte Tanzsaal war von ziemlich pittoreskem Ansehen: die Seitenwände waren von hohen, sorgfältig glatt gerechten Heumauern gebildet; an den dicken Deckenbalken hingen zahlreiche riesige Spinnweben, welche die Verzweiflung der Festgeber waren; die ehrwürdigen Gewebe hingen aber so hoch, daß kein Besen sie erreichen konnte. Die Leiterwagen, Leitern, Heugabeln, Rechen, die Wurfmaschine und die große Wage waren ganz im Hintergrunde zu einer formidablen Barrikade aufgetürmt. Die saubere Holztenne war zwar nicht ganz so eben und glatt wie das Parkett eines Salons, der Fuß stieß sogar häufig an Astknoten im Holzwerk, und die Wagenräder hatten in der Länge der Zeit gleisartige Eindrücke gebildet. Aber was schadete das? Dieser ländliche Ball war ja auch nicht für Aschenbrödelfüßchen in Goldschuhen berechnet!

Die Beleuchtung entlockte aber jedem der Gäste einen Ausruf der Bewunderung und des Entzückens, sobald er die letzten Stufen der dunklen Treppe erreicht hatte, die von der Küche nach der Scheune führte; denn Lichter in Reihen, Guirlanden und Sternen blendeten das Auge von allen Seiten.

„Und nicht die geringste Feuersgefahr ist dabei!" rief Viktor Blanquet stolz. „Kommt nur, ihr Bursche und Mädchen, und bewundert mein Werk auch ein wenig! Ich sage euch, wie ein Tagelöhner habe ich aber auch daran gearbeitet, vier Tage lang! Es reut mich aber nicht, denn es ist so gut ausgefallen, daß die Leute noch nach Jahren von unserer Hochzeit reden werden."

Als vorsichtiger Bauer, der die Polizeivorschriften streng respektiert, hatte Viktor Blanquet keine einzige offene Flamme zur Beleuchtung verwandt. Von Scheunen-, Stall-, Haus- und Blendlaternen hatte er im Dorfe zusammengeliehen, soviel er nur auftreiben konnte, hatte sich geduldig dem mühsamen und zeitraubenden Geschäfte des Reinigens und Polierens derselben unterzogen und sie mit Lichtern versehen. Zum Teil hatte er die Laternen in geraden Reihen, zum Teil in Bogen an Seilen aufgehängt, die von Tannenzweigen verdeckt waren; aus anderen wieder hatte er geometrische Figuren und Sonnen gebildet und diese an die hervorstehenden Pfeilerbalken befestigt. Ueber dem improvisierten Orchester strahlte aber die größte Laterne der ganzen Umgegend, deren Entstehung wohl in die vorgeschichtliche Zeit fallen mochte. Viktor war ganz stolz darauf, dies Prachtstück, das fast die Größe einer Trommel hatte, bei einem alten filzigen Bauern aufgestöbert zu haben, der niemals etwas verlieh und sich auch für die kurze Ueberlassung dieses Familienheiligtums für den Fall einer Beschädigung einen Schadenersatz ausbedungen hatte.

„Nicht wahr, das ist schön, Fräulein Therese?" fragte der Erfinder dieser originellen Dekorationsart mit gerechtem Stolze, indem er vor der Riesenlaterne stehen blieb. „Und sehen Sie nur, gerade darunter habe ich das winzige Laternchen meiner Tante Justelle aufgehängt, ist das nett — nicht größer als ein Ei! Das hängt sie ihrem Hund um den Hals, wenn sie abends ausgeht, das ist so ihre Schrulle! Haben Sie denn auch gesehen, wie künstlich ich das bunte Papier dazu ausgeschnitten habe?"

Aber Therese hörte nur noch halb, was ihr Wirt sprach, denn soeben hatte sie bemerkt, daß Marcel aufrecht auf der Estrade stand. Der schwarze Anzug und die innere Erregung ließen ihn noch bleicher aussehen als gewöhnlich.

„Um aller Heiligen willen, Marcel, was thust du hier?" rief ihn Therese an.

„Ich soll den Hochzeitsleuten zum Tanz aufspielen, Fräulein Therese. Hat es Ihnen der Herr nicht gesagt?"

„Hat er Dich hergeschickt?"

„Ja, aber ich wollte nicht — — deswegen" — und Marcel legte die Hand auf den schwarzen Flor an seinem linken Arm —; „aber er meinte, wenn ich recht schöne Musik machte, würden Sie lieber tanzen als sonst. Ist das wahr, Herrin?"

„Ach, ich glaube, mich würden heute selbst die Harfen aus dem Paradies weinen machen," rief Therese schmerzlich aus, ließ Léons Arm los und eilte in eine dunkle Ecke, wo sie hoffte, von niemand gesehen zu werden.

„Ach, das ist wieder so ein kluges Stück von meinem Vater!" rief es voll Bitterkeit in ihr. „Der Name der Erbin ist der Deckmantel für alles! Der erste beste Abenteurer meint, er habe ein Anrecht an mich! Und ich soll der Preis für das Schmuggeln sein! Und jetzt will er das Talent dieses armen Jungen für sich ausbeuten, das hätte ich mir doch gleich denken können! Ach Gott, was kann ich denn nur dagegen thun? Gelingt es mir doch kaum, mich selbst zu beschützen!"

„Vorwärts, Musik!" rief Viktor Blanquet fröhlich. „Heda, Fiedler, du schläfst doch nicht etwa schon?"

Ganz nicht, aber halb; denn der Mann und sein Instrument, die von einem Tanzboden zum anderen wanderten, waren erst früh um Vier nach Hause gekommen. Folglich klang seine erste Polka etwas schläfrig. Marcel kannte die Melodie wohl, aber er war verwirrt, und das Drehen der Paare machte ihn schwindlig. Unter all den schwebenden Gestalten suchte sein Auge die Herrin vergeblich, und diese Enttäuschung machte sein Spiel

mechanisch und matt. Da er selbst nicht tanzen konnte, besaß er auch nicht das Gefühl für die feste exakte Rhythmik der Tänze, welche selbst die Phantasie des Spielers bis zu einem gewissen Grade beherrschen muß. Für den Tanz war in seinen weichen Tönen nicht Feuer genug, daher kehrten die Paare bald auf ihre Plätze zurück und klagten, daß sie heute Blei unter den Sohlen hätten.

„Spielt ihr denn eine Polka, um die Leute müde zu machen?" rief der Bräutigam den Musikanten ärgerlich zu. „Sobald du mir einschläfst, Geiger, laß ich dir ein paar Disteln in den Halskragen stecken. Und du, Marcel, bist das Goldstück auch nicht wert, das ich deinem Meister geben muß! Hast du denn heute Baumwollwatte in deiner Flöte? Nehmt euch zusammen, ihr zwei, und probiert jetzt einen Walzer, aber einen, der zieht!"

Von Thereses Verschwinden befremdet, hatte Marguerite unterdessen die Freundin gesucht, und als sie dieselbe endlich im Dunklen, allein mit ihrem Kummer fand, setzte sie sich zu ihr.

„Du bist heute nicht froh," sagte sie freundlich, indem sie Thereses Hand nahm. „Ich plage dich auch gar nicht, mir anzuvertrauen, was du hast, denn du sagst nie etwas. Aber, liebe Therese, es heißt immer, daß ein trauriger Gast den Hochzeitern Unglück bringt, und das willst du uns doch nicht anthun? Wenn dir Léon nicht paßt, so sind doch Bursche genug da, die sich um die Ehre reißen. Sieh, da kommt Viktor, laß ihn mit dir tanzen!"

Therese seufzte tief auf, erhob sich aber der Braut zuliebe und schritt mit ihrem Tänzer zu den übrigen, die eben zu einem neuen Tanz antraten, doch ohne große Freude daran zu bekunden. Bei den ersten Tönen des Walzers erhoben aber alle erstaunt den Kopf: war denn das dieselbe Flöte, die vorhin so schläfrig geklungen hatte?

Marcel hatte Therese erblickt und für sie spielte er jetzt. „Sie soll sich auch recht am Tanzen freuen," wiederholte er sich immer wieder, sah dabei das Paar sich fortwährend drehen und wenden und vor- und rückwärts schweben in gleichmäßig wiederholter Weise: da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen und es wurde ihm plötzlich klar, daß man wohl nur nach einer bestimmten Art von Musik tanzen könne und wie dieselbe beschaffen sein müsse. Immer besser markiert und feuriger ertönte jetzt die lustige Weise, die Marcel auf einmal so zu beleben verstand, daß man es kaum beachtete, wie träge der Violinspieler seine Begleitung herunterfiedelte.

„Bravo, Marcel!" schrie einer von den Tänzern. „Wie du einem Feuer in die Beine bringst!"

Therese lächelte; sie tanzte im Grunde genommen gern, und Viktor tanzte gut. Auch fühlte sie sich jetzt leichter und zeigte allen ein heiteres Gesicht. Marcel, der sie mit den Augen keinen Moment verließ, schloß aus ihrem Lächeln, daß sie zufrieden sei, und er fühlte sich deshalb glücklich wie ein König.

Da wurde gemeldet, daß das Abendessen aufgetragen sei.

„Also dann kommt," rief Viktor Blanquet; „so eine Reissuppe, wie meine Mutter sie kocht, kalt werden zu lassen, das wäre die achte Todsünde! Marcel Auvernet, du hast dich um das Vaterland verdient gemacht. Aber sage mir nur in aller Welt, warum du immer so ein dummes Gesicht gemacht hast, wenn in deinem Kopf und in deiner Flöte doch so viel Verstand ist?"

Das Abendessen war ausgezeichnet, der Appetit und die Stimmung der Gäste ließen nichts zu wünschen übrig. Einige vertieften sich beim Nachtisch ins Gespräch, von den anderen wurde viel gelacht und gescherzt über die Reden — denn auch bei Hochzeiten auf dem Lande werden solche gehalten —, und Mariette, die sich die Funktion des Souffleurs zugelegt hatte, warf manchem stecken gebliebenen Redner das rettende Tau zu.

„Und um noch ein Wort zu sagen, du, Viktor, und Fräulein Marguerite..."

„Madame, wenn's gefällig ist!"

„Also Madame! Entschuldigen Sie. Sie ist aber noch sehr frisch, diese Madame."

„Jawohl, frisch wie eine Rose, da hast du recht, mein Freund," rief Viktor und warf seiner jungen Frau einen zärtlichen Blick zu. „Aber fahre nur fort, wir hören alle zu."

„Also, ich sage nur, Viktor, daß man dich immer gekannt hat als einen guten Bürger, einen guten Sohn..."

„Guten Vater, guten Ehemann fehlt noch!" schrie Mariette dazwischen. „Ist das auch lustig? Klingt's nicht eher wie eine Grabrede?"

„Ich sage nur die Wahrheit, weiter nichts," fuhr der Redner feierlich fort. „Um aber ein Ende zu machen, denn ich habe nun alles gesagt, so wollen wir jetzt noch einmal das junge Ehepaar leben lassen, und dann schlage ich vor, wir tanzen wieder, denn hier drin ist's heiß wie in einem Backofen."

Die, welche sich während der Reden nur stillvergnügt mit dem guten Weine beschäftigt hatten, teilten zwar diese Ansicht über die Temperatur nicht, aber gegen das Tanzen hatten auch sie nichts einzuwenden. Von den zwei Musikanten, welche der Sitte gemäß mit bei den Hochzeitsgästen gesessen hatten, war aber nur noch einer kampfestüchtig, denn den armen Geiger hatte der Schlaf überwältigt, und er schlief bei allem Lärm um ihn herum so fest, daß weder Schütteln noch freundschaftliche Rippenstöße ihn aufzuwecken vermochten.

„Laßt ihn nur in Frieden," sagte Marcel ruhig. „Ich werde ganz gut allein fertig."

„Hurra, Marcel, das ist brav!" schrieen alle durcheinander und kletterten die steile schwarze Treppe zur Scheune empor. (Fortsetzung folgt.)

Einer jungen „Dichterin".

Mag Dir die Anmut blühend bleiben,
Die lächelnd Dir ein Gott verlieh: —
Dann brauchst Du Verse nicht zu schreiben,
Dann bist und lebst Du Poesie.

Felix Dahn.

Groote Kerk (S. 667). Oude Haven.

Die schönste Handelsstadt.

Von

Franz von Löher.

Draibrug (S. 672).

Erst ein hölzernes, dann ein steinernes und endlich ein ehernes Denkmal setzten die Rotterdamer ihrem Erasmus. Er ist ja einmal ganz der ihrige, nannte er sich doch selbst in seinen Büchern und Briefen nur Erasmus von Rotterdam, obwohl diese Stadt kein anderes Anrecht an ihn hatte, als daß ihn hier im Jahre 1467 ein schönes Mädchen gebar, die Tochter eines armen Arztes, die dem reichen Holländer Gerhards oder Gerritz gar zu gut gefallen hatte.

In der Nähe seines großen Denkmals hat Erasmus oder, wie er eigentlich hieß, Gerhard Gerhards (holländisch: Gerrit Geritzs) noch ein kleineres Standbild bekommen, nämlich vor seinem Geburtshause in der weiten Kirchstraße, und das neue, große Gymnasium ist ebenfalls nach ihm benannt. Und doch besuchte er nicht einmal die ersten Schulen in Rotterdam, vielmehr in Deventer und Utrecht, und ist auch später nach der Vaterstadt nur zum Besuche gekommen. Seine Wirksamkeit brauchte einen Boden wie London, Paris, Oxford, und zu seinem Hauptsitz wählte er die Bücherstadt Basel. Die Rotterdamer aber, deren Mehrzahl sich gar wenig um Wissenschaft bekümmert, es sei denn soweit sie Geld und Vergnügen bringt, haben den großen Gelehrten in einem lang niederwallenden Doktormantel aufgestellt und ihm ein ansehnliches Buch in die Hand gegeben, und sie flüstern ihren Kindern geheimnisvoll zu, wenn Erasmus vom nahen Laurenzithurm die Mitternachtstunde schlagen höre, wende er jedesmal ein Blatt um in dem großen Buche. Das wird den Kleinen als gewißlich wahr so lange vorgesagt, bis sie endlich dahinter kommen.

Das bronzene Standbild wurde, und das ist wahrlich eine Ehre für die damaligen Bewohner der Stadt, schon im vierten Jahre des Dreißigjährigen Krieges errichtet. Den Bildhauer weiß man mit Sicherheit nicht

mehr anzugeben, er soll der Vater des berühmten Malers de Kaijser gewesen sein. Er setzte es mitten ins

Nieuwe Haven (S. 672.)

Marktgewühl, auf den sogenannten großen Markt, der aber hauptsächlich nur eine Brücke ist, welche einen Kanal überwölbt, in dessen Nähe, was täglich die Küche braucht, ausgebreitet und verhandelt wird. Erasmus kehrt dem Gewühl den Rücken zu und schaut auf den stilleren Kanal. Will man von hier nicht nach der Maas zu, sondern in der entgegengesetzten, nördlichen Richtung, so gibt es gleich viele Stufen zu steigen, bis man oben auf der Hoogstraat (Hochstraße) steht, die ehemals ein langer Damm war, welcher die Stadt gegen den Fluß abschloß und gegen seine Ueberschwemmungen Schutz gewährte. Jetzt ist die weite Stätte zwischen der Maas und der langen Dammstraße verwandelt in die schönste Handelsstadt, wie sie nur irgendwo auf dieser Erde zu erblicken. Was nördlich liegt, war die alte Binnenstad, noch jetzt eine Handwerker- und Krämerstadt voll enger Gassen, in denen jedoch auch hübsche Häuser stehen. Das andere ist die Buitenstad (Außenstadt), prächtig am breit wogenden Strom hin.

Um das ganze Stadtbild zu überschauen, begeben wir uns zur „Großen Kirche“, (Groote Kerk) (S. 665), die dem h. Laurentius geweiht worden, um ihren Turm zu besteigen, der wie eine ungeheure Säule ohne Spitze von allen Seiten über die Dächer hoch emporragt. Diese Kirche ist ein Backsteinbau und wurde erst im letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts errichtet, aber keineswegs in dem edlen und feingeschmückten Stil, wie man damals in Deutschland Kirchen baute. Auch das weite leere Innere dieses Domes bietet nichts Anziehendes als die marmornen Grabmäler berühmter Admirale, deren Holland ja im siebzehnten Jahrhundert nicht wenige gehabt hat. Jeder hat sein Denkmal bekommen; denn die Holländer hatten von jeher die schöne Gewohnheit, das Andenken an ihre großen Männer durch Grabmäler und Denksteine in ihren Kirchen zu verewigen. Auch von den hier bestatteten Seehelden Corneliszoon, de With, Cortenaer, van Brakel, de Lief, Jan van Nees, Cornelius Matelief und Mooi Lambrechts wissen lange Inschriften große Thaten und Verdienste zu rühmen. Und doch ragten sie den wahrhaft bewundernswerten Seehelden, wie de Ruyter, de Witt, van Gaten, Tromp, Evertsen, noch nicht bis an die Schultern. Die Wappen aber der Grabmäler sind zerstört: denn als die Heerscharen der ersten französischen Republik in Holland eindrangen, warfen sie sich mit lächerlichem Ingrimm auf die Adelswappen und schlugen sie so eifrig herunter, als würden damit auch die geschichtlichen Erinnerungen vernichtet. Einen großen Schatz aber besitzt die Laurenzikirche, das ist ihre Orgel, die beinahe fünftausend Pfeifen, darunter wahre Riesen, hat und prachtvolle wie äußerst mannigfaltige Töne. Das holländische Gehör scheint für feine und gedankenreiche Musik weniger eingerichtet zu sein als für das gewaltige Brausen und Hallen und süße Flöten der Orgel. Hat man nicht das Glück, einzutreten, wenn gerade Gottesdienst ist und die Orgel gespielt wird, so lasse man sich den hohen Genuß nicht entgehen, diese herrliche Orgel zu hören: der Organist, man braucht es nur dem Küster zu sagen, ist jede Stunde für ein paar Gulden bereit, zu spielen und ist gewöhnlich Meister darin.

Wir besteigen nun den Turm, es ist keine geringe Arbeit, denn es sind 326 Stufen. Ist man aber endlich oben, welche weite, freie, herrliche Aussichten! Ringsumher das Rundbild einer Stadt, deren Bestandteile sich klar und deutlich abzeichnen: drüben über der Hochstraße ein Gewirr von grauen und rötlichen Dächern; auf der entgegengesetzten Seite große blinkende Wasserbecken, eines am anderen, umsetzt von stattlichen

An der Willemskade (S. 672).

Wohn- und Lagerhäusern; auf der bald gelb, bald grünlich schimmernden Maas zahllose Boote und Schiffe;

am Flusse hin Baumreihen, lockend zum Spaziergang, die sich nach Westen hinziehen, wo ein schöner Park, natürlich wieder helle Weiher dazwischen, sein Laub- und Wiesengrün ausbreitet. Die ganze Stadt aber durchzieht von Norden nach Süden in scharfer Linie der Viadukt, der auf eisernen Stützen und steinernen Unterbauten die Eisenbahn trägt und auf langen Brücken über die Maasarme, welche die Inseln Noordereiland und Feijenoord umfassen, hinzieht. Rings aber um das Stadtbild breitet sich bis in halbdunkelnde Weiten eine unermeßliche grüne Ebene, durchzogen von Kanälen und Flüssen, besät mit Landhäusern und Windmühlen. Fern und nahe, noch im tiefen Horizonte steigen Kirchtürme empor, die ein Wahrzeichen, daß dort eine Ortschaft sich ausbreitet, und zwar so bedeutende Städte wie Schiedam, Briel, Delft, Haag, Leiden, Gouda, Dordrecht, Willemstad und noch andere — eine eigentümliche Landschaft, da sie auf weite Entfernungen stets genau den gleichen Charakter zeigt. An Berghöhen ist ja nicht zu denken.

Wohin man sich wendet da oben auf dem Turme, ist alles offen, kein Vorsprung, kein Fensterbogen hindert; denn der gewaltige Turm hat auf seiner Höhe nur eine Fläche. Entweder ging seinen Erbauern die Luft oder das Geld aus; statt eines Steingipfels hielten sie eine Art hölzerner Turmspitze für hinreichend. Mit dieser aber spielten Sturm und Wetter, bald hing hier, bald dort ein Balken schief und stürzte herunter. Nachdem man wieder und wieder daran geflickt hatte, wurde endlich das gesamte Holzwerk abgeworfen: es war kurz vor dem Westfälischen Frieden, um dessen Zustandekommen man auch in Holland flehte mit aufgehobenen Händen. Denn auch dieses Land litt gräßlich unter den verheerenden Kriegsstürmen, obgleich seine Opfer und Verluste gar nicht in Vergleich zu setzen mit den unabsehlichen Trümmerstätten im Inneren von Deutschland.

Im Westfälischen Frieden erhielt Holland die heißersehnte Unabhängigkeit zugestanden, und nun begannen seine rasch sich ausdehnenden, reich sich lohnenden Eroberungen im Handel und Kolonialwesen. Deutschland lag ja da wie gelähmt im Starrkrampfe und mußte sich die Preise für die Waren gefallen lassen, die ihm die Holländer zuführten und die sie ihm abnahmen.

Den größten Vorteil dieses geldreichen Handels zogen Amsterdam und Rotterdam, jenes versorgte Nord-, dieses Mittel- und Süddeutschland. Rotterdam hatte aber damals noch nicht den zehnten Teil seiner jetzigen Größe. Diese Stadt hat sich überhaupt spät entwickelt. Gegründet am Einfluß der Rotte in die Maas und davon benannt, erhielt sie erst im Jahre 1272 Mauern und erst 70 Jahre später Stadtrecht. Der älteste Teil hieß die Polderstad; denn Stück für Stück war der Boden dem Flusse abgewonnen, indem man Polder anlegte, d. h. ein kleines Stück nach dem anderen mit Dämmen umzog, auspumpte und trocknete. Fast in jedem Jahrhundert wurde deshalb Rotterdam ein paarmal vergrößert. Als die Stadt recht aufzublühen anfing, geriet sie 1572 durch Verrat in die Hände der Spanier, die sie gründlich ausplünderten. „Zur Rekreation" gab der Statthalter, Wilhelm von Oranien, Rotterdam, als der ersten unter den sogenannten kleinen Städten, Sitz und Stimme im Parlament der Staaten von Holland. Auch die Franzosen nahmen den Reichtum der Bevölkerung schrecklich mit, seit dem Sturze aber des ersten Napoleon ging es rasch mit Handel und Schiffahrt und Gewerbefleiß in die Höhe, und zwar ganz im gleichen Schritt mit dem Aufschwunge Deutschlands. Rotterdam ist ja der große Rheinhafen am Ausflusse unseres Stromes ins Meer. Die Bevölkerung, die sich in den letzten sechzig Jahren verdreifachte, hat bald das zweite Hunderttausend überschritten, und die vier- bis fünftausend Schiffe, die in Rotterdam landen, bringen aus Deutschland Wein, Tuch, Seiden- und Leinenzeuge, Eisenwaren und Erzeugnisse des Kunstfleißes, und für Deutschland bringen sie Tabak, Kaffee, Zucker, Reis, Gewürze nebst Getreide, Butter

Leuve Haven (S. 673).

und Rauchfleisch und was sonst alles aus Ostindien und Amerika kommt. Leider bezahlen wir das, außer mit Kohlen und Gewerbsware, mit den großen Massen von Holz und Brettern, die unsere schönen Wälder hergeben müssen. Mit jedem Waldstück, das bei uns die gefräßigen Aexte der Holzhändler wegnehmen, geht auch der Umgegend ein Wahrort von Gesundheit wie Fruchtbarkeit verloren. In dieser Beziehung liegt uns Holland zu nahe, da es so viel Holz für seine Schiffe und Dämme verbraucht, und wir müssen noch froh sein, daß seine guten Klinkers oder Backsteine und Eisengerüste am Holze sparen lassen. Rotterdam selbst spielt eine Rolle in der Erzeugung aller Arten von Branntwein und beschäftigt auch reichlich Fabriken für Mineralfarben, Maschinen und Herrichtung von Zucker und Tabak.

Die anderen holländischen Städte läßt der Aufschwung Rotterdams — namentlich in den letzten dreißig Jahren — weit hinter sich. Sie haben ja nicht seine glückliche Lage, welche auf kürzestem Wege Frachten und Personen auf Eisenbahnen und Dampfschiffen von und nach dem großen Deutschland gehen und kommen läßt. Noch längst hat sich die Stadt nicht ausgewachsen, da-

An den Boompjes (S. 672).

von überzeugt ein Gang durch die Stadtteile hüben und drüben an der Maas. Die Größe wie die Menge der stattlichen Geschäftshäuser, die hier in kürzester Zeit entstanden, die geschäftigen Volksmassen, die zwischen den Wasserbecken sich hin und her treiben, das unaufhörliche Brausen und Pfeifen der Dampfschiffe und Dampfwagen, die unzählbaren Boote und Lastschiffe, die hier und dort ihre Segel ausspannen — alles trägt das Gepräge eines neuen, mächtigen Lebens, das mitten in seiner Entwickelung und Ausdehnung begriffen ist. Schon jetzt hat Rotterdam so viele Schiffe als Antwerpen, und Amsterdam kaum noch die Hälfte davon.

Es ist eine seltsame Wanderung da zwischen den vielen Wasserbecken, die eine Tiefe und Weite haben, daß die größten Ostindienfahrer hineinlaufen können. Frischende Seeluft weht einem entgegen mitten zwischen all den Werften, auf denen unaufhörlich gehämmert, gesägt und geschnitten wird. Läßt doch die Flut, wenn sie von dem fünf Wegstunden entfernten Meer herandringt, in wenigen Stunden das Wasser bis zwei Meter höher erheben, ja noch höher, wenn es draußen stürmt und die Wogen klatschend heranstürzen. Auf der rechten Maasseite sind dieser bald breiten, bald langen Hafenbecken ein Dutzend, auf der anderen Seite zwar nicht so viele, aber doch noch größere, die bereits rings von einem Geflecht der Eisenbahnen umzogen sind, welche den Warenverkehr beschleunigen. Man kommt da von einer Brücke auf die andere und sieht und hört beständig Schleusen sich öffnen und schließen (666 f.). Die größten Seedampfer zeigen sich in allen möglichen Lagen, hier hebt einer seinen Bug hoch über dem Wasser (672), dort taucht ein anderer noch tiefer ein (668), um leichter ein- und ausladen zu lassen. Boote und Segelschiffe legen sich dicht an, gleichwie Sklaven, um diese großen Herren zu bedienen. Leicht ist zu merken, daß heutzutage die Dampfschiffe die Meerbeherrscher sind; gering erscheinen dagegen die Segelschiffe an Zahl und Bedeutung, wenn ihr Bauch und Segelwerk auch noch so breiträumig sich darstellt. Die ganze Geschäftsherrlichkeit von See und Strom entfaltet sich, wenn man über die Wilhelms- und Königsbrücke, die neben dem stolzen säulengetragenen Bahnviadukt herlaufen, über die Maas und das Noordereiland nach der Insel Feijenoord geht. Fort und fort sieht man Dampfschiffe auslaufen, welche in die Nachbarschaft gehen nach Briel, Gouda, Dordrecht, Middelburg, Antwerpen oder weiter nach Deutschland hin oder nach Hull und Liverpool, Havre und Bordeaux, Hamburg, Stettin und Petersburg.

Schlepper am Willemsplain (S. 673).

Einen fröhlich stimmenden Vorzug hat Rotterdam vor den meisten Seestädten voraus: das ist die Menge frischen Baumgrüns, das sich in den Gewässern spiegelt oder am Ende der langen einförmigen Häuserseiten hervorlauscht. Fast das ganze linke Maasufer, von der Osterkade (675) die Reihe der Boompjes (Bäumchen) (677) entlang

bis zum Willemsplain (671) hat man Fluß und Schiffe und belaubte Bäume, Häfen, Wohn- und Lagerhäuser bei einander (670). Kade aber heißt ein Quai und Plain ein Platz; die Holländer denken nicht daran, Wörter, die sie von den Franzosen entnehmen, ihnen ängstlich nachzusprechen, machen sie sich vielmehr gleich bequem und mundgerecht; das Comptoir de la mer wird deshalb zum verständlichen Seekantoor, wie ein Missionshaus zum Sendelingshuis und das Theater zur Schouwbourg oder Schauburg. Dem Willemsplain nahe liegen zwei Anstalten, die ganz dem Seedienst angehören. Das eine ist Seemannsheim, Seemannshuis, in welchem es viele verwitterte Seebären gibt, die hübsch von ihren Abenteuern erzählen, sei es von den Wilden auf Borneo oder von den eisigen Schrecken des Nordpols. Auf ihr Rotterdam lassen sie nichts kommen, ist es doch nächst dem Hamburger Berg das beliebteste Matrosenparadies. Das andere Gebäude beherbergt den k. niederländischen Yachtklub mit seinem reichen Museum, in welchem man, sei es in Gerätschaften oder Bildwerk oder Büchern, alles beisammen findet, was in den letzten drei Jahrhunderten für die Entwickelung der Schiffahrt merkwürdig wurde. Auch die neuesten Erfindungen sind in fortwährender Ausstellung wohl vertreten. Man kann sich dort stundenlang unterhalten und sich leichter Mühe mit dem Seewesen vertrauter machen.

Einige Schritte weiter führen in den Park, dessen grüne Stille — wenigstens am Morgen ist es einsam darin — der Seele wie den Augen ungemein wohlthut. Hier hat sein Marmordenkmal Hollands Lieblingsdichter Tollens, der in Rotterdam geboren und dort Kaufmann wurde wie jeder andere. Er besaß keine klassische Bildung, jedoch mit dem praktischen Geschick, mit welchem ein Holländer das für ihn Brauchbare rasch sich herausgreift, verschaffte er sich so viel Sprachkenntnisse, daß er das Vorzüglichste der europäischen Litteratur sich in der Ursprache aneignen konnte. Seine Gedichte sind voll Kraft und Wärme, rein und würdig in der Sprache und von einem so schönen Wohllaut, wie man im Holländischen ihn nicht vermuten sollte. Schade, daß Tollens bei uns so wenig bekannt ist, während französische Phrasendichter nachgeahmt werden. Die rührende Schönheit seiner Ode „An ein gefallenes Mädchen“ machte Tollens so beliebt, daß auf die dritte Auflage seiner Gedichte, die 1817 erschien, sofort mehr als zwanzigtausend Abnehmer sich einzeichneten, also von zweihundert Holländern einer, ein Triumph, wie er

Aufgang zur Maasbrücke (S. 679).

anderswo niemals vorgekommen. Freilich mit Vorliebe wählte Tollens vaterländische Stoffe, den Bürgerkrieg der Hoeks und Kabelhaus, in welchem die Herzogin Jakobäa von Bayern glänzte, Hugo de Groot, Egmond und Hoorn, die Ueberwinterung auf Nowaja Semlja. Sein Waffenschrei und Kriegslied 1815 erscholl von Haus zu Haus. Die Rotterdamer wollten ihm schon bei Lebzeiten ein Standbild setzen: der bescheidene Mann aber verbat sich die Ehre.

An der Osterkade (S. 672).

Altes Haus am Nieuwe Haven (S. 679).

Eines anderen Mitbürgers Bildsäule erhebt sich im Inneren der Stadt, es ist die des Grafen Hogendorp, des berühmten Predigers der Handelsfreiheit. Seine erste Erziehung erhielt er im Berliner Kadettenhaus und machte als Fähnrich den bayerischen Erbfolgekrieg mit.

Darauf sah er sich in Amerika um, wo man ihn nicht wieder weglassen wollte, weil er Lafayette so ähnlich sah. Nach Rückkehr in die Vaterstadt wurde er der eifrigste Parteigänger für den Erbstatthalter von Oranien und machte, indem er sein Vermögen dafür opferte, den Plan, im Kaplande eine Kolonie der Anhänger des Hauses Oranien zu gründen. „Orange boven!“ war sein Feldgeschrei, und als es 1813 Wahrheit geworden, ernannte ihn der dankbare Statthalter zum Minister. „Vorkämpfer des freien Handels“ und „Verfasser von Niederlands Grundgesetz“ wird er auf dem Denkmal genannt, und wie redlich er es mit der Volksfreiheit meinte, gab er darin zu erkennen, daß er lieber auf seinen Sitz in der ersten Kammer verzichtete, als zulassen wollte, daß ihre Verhandlungen nicht öffentlich seien.

Auf dem Hogendorpplatze hinter dem Denkmal ist das neugebaute Haus des Museums Boymans. Das vorige Gebäude ging mit dreihundert Oelgemälden und zahlreichen Handzeichnungen vor etwas über vierzig Jahren in Rauch und Flammen auf. Die Sammlung ist jedoch durch den löblichen Gemeinsinn der Rotterdamer wieder auf den alten Stand gebracht, und wenn sie auch nur Niederländer, und gar meistens nur zweiter Klasse zeigt, so befinden sich unter ihnen außer ausgezeichneten Stücken von Rembrandt, Eckhout, Bol, beiden van der Velde, Hals, Aalbert, Cuyp und anderen doch auch ein paar köstliche Landschaften von Jakob Ruisdael, der es, wie wahrlich kein anderer Maler, verstanden hat, das geheime Leben der Natur, fast möchte man sagen die Naturseele darzustellen, wie sie trauert und wie sie lächelt, und zwar in stets schönen, künstlerisch vollendeten Gemälden.

Noch eine lange Reihe von öffentlichen Gebäuden müßte man besichtigen, um Rotterdam kennen zu lernen: das Rathaus mit seiner Eintrittshalle von schlanken, ionischen Säulen,—

Wäscherinnen am Kanal (S. 679).

der neue Seefischmarkt, der sogar mit bronzenen Reliefs geschmückt ist, — die Börse mit dem großen glasgedeckten Hofe, um welchen Säulengänge laufen, und dem Kunstgewerbemuseum im oberen Stock, — auf dem neuen Markt der Brunnen, der mit seinem Bildhauerwerk zugleich ein Denkmal an den dreihundertsten Jahrestag der niederländischen Unabhängigkeitserklärung ist, dessen Feier vor vierzehn Jahren mit einer gewissen ernsten Prächtigkeit und allerlei Seitenblicken auf das gefürchtete Deutschland statthatte, — das Denkmal des Rotterdamer Ingenieurs Stieltze, der vor ein paar Jahren gestorben, das Admiralitätsgebäude oder Seekantoor, — und noch mehrere andere öffentliche Gebäude und Plätze. Die Rotterdamer wissen sie wohl zu zieren, sparen kein Geld dabei und verbannen das Kleinliche. Nur schöne Kunstwerke aus dem Mittelalter, ja nur aus den vorletzten Jahrhunderten darf man auf ihren Straßen nicht suchen.

In dieser See- und Handelsstadt hat alles das Merkzeichen der neuen Zeit. Natürlich tragen deshalb auch die meisten Stadtteile das schachbrettartige Gepräge, das ebenso ungesund als langweilig.

Dorf bei Rotterdam (S. 680).

Besuch verdienen auch die bedeutenden Sammlungen der Gesellschaft für Naturkunde oder, wie sie hier heißt, der Batavischen Genossenschaft, die Musikschule, die Schulschiffe der Matrosen, die Lesehalle, die Bibliothek und das städtische Archiv, nicht zu vergessen den zoologischen Garten, der einer der vorzüglichsten in Europa ist. Läßt sich auch keineswegs sagen, daß in Rotterdam wissenschaftlicher Geist herrscht, so ist doch entschieden ein ernstliches Streben vorhanden, von allem Wissenswerten rasch etwas Ordentliches einzuheimsen. In der Stadt der Rheinmündung merkt man eine geistige Zuströmung aus Deutschland, und ist ihr vielleicht zu danken, daß in der Rotterdamer höheren Gesellschaft sich eine freiere und allgemeinere Bildung angesiedelt hat als selbst im nahen Haag, wo Hof und Akademie doch eine Anzahl bedeutenderer Menschen heranzieht. Die Rotterdamer sollten nur nicht zögern und dreist in ihrer Stadt eine große freie Universität für Holländer, Brabanter und Flamänder errichten, wie sie vor einigen Jahren in Brüssel geplant war.

Der Menschenfreund wird sich angezogen fühlen durch die vielen mildthätigen Stiftungen, als da sind

An den Boompjes längs der Maas (S. 672).

Waisenhaus, Armenhäuser, Krankenhäuser, Irren-, Blinden- und Besserungsanstalten, Zufluchtsorte für arme Greise und Greisinnen. Diese dauernden Werke der Barmherzigkeit sind in einem großen Zuschnitt angelegt, und es wird darin eine fabelhafte Sauberkeit, Pünktlichkeit und Ordnung beobachtet, die fast etwas Beängstigendes hat.

Eigentümlich aber ist Rotterdam die Menge und Verschiedenheit der Kirchen. Jede Religionsgesellschaft ist vertreten, auch die der Taufgesinnten, Bischöflichen, Schottischen, Waalschen, Remonstranten, Jansenisten, Altkatholischen. Nur in amerikanischen Großstädten findet sich eine ähnliche Mannigfaltigkeit, und auch spürt man in Rotterdam etwas von amerikanischem Kirchentum. In Städten, wo Handel und Gewerbe einförmig einen Tag wie den anderen anfüllen, reicht die Religion für viele das einzige geistige Brot, dessen alle bedürfen, die nicht zu den ganz Verwahrlosten, zu den in menschlich-sittlicher Beziehung Untergegangenen gehören.

Auf diesen Wanderungen durch die Stadt bleibt man wiederholt betroffen stehen, so eigentümlich, so

Muschelverkäuferin.

malerisch bieten sich Ansichten dar, große, zusammengesetzt aus Schiffen und Gewässer, Straßen und Gebüsch, kleine Ansichten des zierlichsten wie des schmutzigsten Fluß- und Kanalgewerbes (S. 675, 676, 680).

Das Volk aber der niederen und mittleren Klassen (S. 673 u. o.), durch dessen Haufen man sich wohl mal durchzwängen muß, hat nichts besonders Anziehendes. Die Leute benehmen sich höflich und gewandt und zeigen in ihrem Wesen etwas Verständiges und Entschlossenes. Jedoch ein lachendes Gemüt, eine frische Schönheit, feineres Empfindungsleben ist selten ausgeprägt. Gar zu viele Frauen erinnern in Schritt und Rundung an fette Enten, schlanke Friesinnen muß man nördlicher suchen. Das Mannsvolk liebt das Kurzröckige und statt des Hutes die bequeme Mütze und ersichtlich auch zu viel Branntwein. Manchen sieht man es an, daß sie keinen festen, regelmäßigen Verdienst haben, sondern auf zufälligen Erwerb lauern.

Kleine Petroleumschuite (S. 679).

Tritt aber ein gut Empfohlener in einen der zahlreichen Paläste bei reichen Kaufleuten und Reedern ein, so empfängt ihn ein Wohlleben von beinahe fürstlicher Art. In Paris und am Rheine kann man sich köstlich auftischen lassen, nirgends als dort versteht man, so feine Suppen, so reizenden Salat zu bereiten, aber die üppige Fülle alles Guten auf der Welt geben nur die Tafeln in Hamburg, New York und Rotterdam. Die Bestandteile liefern Nordsee und Mittelmeer, norwegisches und bayerisches Hochgebirge, ost- und westindische Küsten, und der hoch entwickelte Gartenbau der Niederlande.

Nach der Tafel wird gewöhnlich eine Ausfahrt vorgeschlagen nach Croowyck, Portegat, der Yſſelmondschen Veer oder einem anderen Lustorte. Allerwärts begegnet man in der Landumgebung Rotterdams einem tüchtigen und redlichen Volksschaffen und gediegenem Wohlstand.

Die schönste Fahrt bleibt immer die Maas hinunter, bald an der einen, bald an der anderen Seite. Nicht satt kann man sich da sehen an herrlichen Strombildern, weit, weit auf wogender Fläche, und an den Ufern — fast möchte man sagen an den Küsten, denn alles ist hier breit und seeartig — laden freundliche Gehöfte und Ortschaften (S. 678) zwischen Bäumen und Gebüsch zur Einkehr ein.

Dort ein paar Wochen zu ruhen, unbehelligt vom Leben und Treiben auf dem Strom, aber täglich im Anblick des vorbeiziehenden Welthandels, möchte seinen eigenen Reiz haben.

Ueberschlägt man, wie weit und tief dieser Welthandel nur im letzten Menschenalter von dieser einen Stelle aus in die Länder der Erde eingegriffen, wie er allerorten neues Leben und Streben erweckt, aber den Menschen auch bessere Wohnungen erbaut und reichlichere Tafeln gedeckt hat, so kann man sich nicht groß und mächtig genug den Fortschritt vorstellen, welchen die Völker nach etwa zehn Menschenaltern müssen gewonnen haben.

Wohl nur dreimal gab es in der Weltgeschichte eine Epoche der so rasch nach allen Zonen vordringenden Thätigkeit in Handel und Gewerbe, in Ansiedelung und Landbau: das erste Mal, als Alexander, der große Eroberer und Staatsmann, Morgen- und Abendland miteinander verbunden hatte, — das zweite Mal, als Amerika und Indien hinter den Wogen der Oceane auftauchten, — und das dritte Mal eben in unserer Zeit.

Wie finden Brieftauben ihre Heimat wieder.

Von

G. H. Schneider.

Ueber die Leistungen der Brieftauben sind im Publikum noch sehr allgemein ganz falsche Vorstellungen verbreitet. Die meisten Laien, welche davon gehört haben, daß diese Tiere Nachrichten aus ungeheuren Entfernungen überbringen, glauben nun, daß dies ohne jedwede Anleitung und Uebung geschehe. Ja, ich bin sogar vielfach der Meinung begegnet, daß die Tauben mit ihrer Botschaft nach irgend einer beliebigen Stadt geschickt werden könnten.

Dies letztere ist ganz unmöglich. Das ganze Brieftaubengeheimnis beruht vielmehr darauf, daß diese Tauben eine sehr große Liebe zur Heimat haben und diese aufzusuchen streben, selbst wenn sie an einem weit entfernten Orte längere Zeit interniert gewesen sind. Man kann also mit denselben immer nur Nachrichten nach deren Heimat von solchen Orten schicken, nach denen man die Tauben vorher transportiert hat. Im Kriegsfalle werden eine Anzahl Tauben von den verschiedensten Städten in den Festungen eingesperrt; dann gibt man ihnen, nachdem die Mitteilungen in kleinen Kapseln unter der mittleren Schwanzfeder befestigt sind, die Freiheit, und die Tiere fliegen damit nach ihrer ursprünglichen Heimat. Um andererseits irgend welche Nachrichten in eine Festung gelangen zu lassen, interniert man Tauben aus dieser Festung in irgend einer anderen Stadt.

Ein anderer Irrtum ist der, daß man glaubt, die Tauben vermöchten auch aus den größten Entfernungen ihren Weg nach der Heimat unfehlbar zu finden. Die Tauben müssen sich vielmehr immer erst im Orientieren üben und bei ihrem Auffluge Merkmale sehen können, welche ihnen die Auffindung der Heimat erleichtern, wenn sie sich nicht verfliegen sollen. Man schickt deshalb die Tauben nicht sofort nach weiter entfernten Städten, sondern macht erst eine größere Anzahl Vortouren mit ihnen, und zwar so, daß man sie das erste Mal wohl nur vier bis acht Kilometer weit verschickt. Und trotzdem verfliegen sich noch viele Tauben.

Freilich gibt es selbst heute noch hervorragende Ornithologen und Brieftaubenzüchter, welche annehmen, diese Vortouren hätten nur den Zweck, die Tauben im Fliegen zu üben, während eine Uebung im Orientieren überflüssig sei, da die Tauben durch einen besonderen „Richtsinn" immer unfehlbar geleitet würden. Wie irrtümlich aber diese Anschauung ist, werden wir bald sehen.

Nach der Bedeutung, welche die Brieftauben seit 1870 erlangt haben, sollte man meinen, daß das Orientierungsvermögen dieser geflügelten Boten des Mars längst systematisch untersucht worden sei und man genau alle die Faktoren kenne, welche den Tieren ihre Orientierung erleichtern oder erschweren. Hält doch allein das deutsche Kriegsministerium etwa 6000 Tauben, zu denen noch 100000 Tauben der deutschen Brieftaubenvereine kommen. Und wie viele dieser edlen Tiere werden noch alljährlich ins Verderben geschickt! Vor nicht langer Zeit ließ man allein in Würzburg 3000 Tauben auffliegen; von zweitausend kamen 25 Prozent, von dem dritten Tausend nur 10 Prozent in ihrer Heimat an; es gingen also auf diesem Fluge 2400 Tauben verloren.

Gewiß wirken hierbei Faktoren mit, die sich nicht ganz vermeiden lassen, so besonders die Vernichtung durch Raubvögel und Sonntagsjäger. Allein unter welchen Umständen sind die Tiere solchen Gefahren besonders ausgesetzt? Doch vor allen Dingen in den Fällen, in denen die fliegenden Stephansboten sich verirrt haben und tage-, ja wochenlang umhersuchen müssen, um ihre Heimat zu finden. Manche Tauben sind erst nach Monaten und selbst erst nach Jahren in ihren heimatlichen Schlag zurückgekehrt. Eine Taube von guter Rasse, die ihrer Richtung ganz sicher ist, erreicht in der Regel schon am ersten Tag ihr Ziel. Sie strebt diesem mit dem Aufgebot aller Kräfte entgegen und frißt unterwegs nur, wenn sie der Hunger übermannt. Bei Mondschein benutzt sie sogar die Nacht zum Reisen. Hat sie sich dagegen verirrt und findet sie in den ersten Tagen oder Wochen ihre Heimat nicht, dann wird sie oft des Suchens müde und läßt sich in irgend einem fremden Schlage nieder, wenn sie nicht während ihrer Irrfahrten von geflügelten oder ungeflügelten Feinden getötet worden ist.

In Pößneck wurde eine fremde Brieftaube beobachtet, die acht Tage lang mit jedem Morgengrauen ausflog, um ihre Heimat zu suchen, und jeden Abend zurückkam und auf einem Fabrikschlot übernachtete. Vom neunten Tage an blieb sie aus. Sie hatte endlich ihren Weg gefunden oder war einem Raubvogel zum Opfer gefallen.

Trotz der ungeheuren jährlichen Verluste an so edlen Tieren gab es bis jetzt nicht eine einzige wissenschaftliche Untersuchung des Orientierungsvermögens, und auch die Kriegsministerien haben bis jetzt keine solche veranlaßt, was seinen Grund wohl darin hat, daß selbst bedeutende Naturforscher noch an ein geheimnisvolles Instinktvermögen glauben, welches der menschlichen Wissenschaft nicht zugänglich sei, und daß man auch die Orientierung der Brieftauben auf solch einen mystischen Sinn, den „Richtsinn", zurückführt. Wäre dies aber richtig, so müßten ja alle Tauben, die nicht unterwegs ihren Tod fänden, in der Heimat ankommen, auch wenn das Wetter und die topographischen Verhältnisse höchst ungünstige wären.

Die Ursache der großen Taubenverluste ist in erster Linie das unrationelle Operieren mit denselben. Und dies kommt allein daher, daß man sich noch nicht darüber klar gewesen ist, wie sich die Tiere orientieren.

Einer der bekanntesten Brieftaubenzüchter sprach sich noch kürzlich dahin aus: „Daß die Brieftaube ihren heimatlichen Schlag wiederfindet, ist eine alte Thatsache; die Gründe, welche dies ermöglichen, sind uns jedoch noch vollständig unbekannt und werden es wohl auch bleiben (!). Seien wir ehrlich und sagen einfach: wir wissen es nicht."

Warum sollen uns nun diese Gründe unbekannt bleiben? Weil man noch an dem alten mystischen Instinktbegriff festhält und Untersuchungen über die geistigen Leistungen der Tiere für aussichtslos hält, was sie aber nach keiner Richtung mehr sind. Die neueren Entwickelungstheorien, die uns ein so überraschendes Licht über das tierische Leben gebracht haben, sind leider noch nicht genug Allgemeingut geworden, und so ist das Vorurteil, daß es sich bei außerordentlichen Leistungen der Tiere um ein mystisches Vermögen handle, das wir niemals zu enträtseln vermöchten, noch sehr allgemein verbreitet.

Bei allen Tieren kommen allerdings Handlungen vor, die offenbar nicht auf Ueberlegung beruhen können, wie dies am leichtesten in der Insektenwelt zu beobachten ist, in der die Larven die zweckmäßigsten Vorkehrungen für die entwickelten Insekten treffen, und umgekehrt das ausgebildete Insekt für die späteren Larven mit solchen Mitteln sorgt, die mit dem eigenen Leben im größten Kontrast stehen. Dies ist der Grund, weshalb man besondere, für uns unfaßbare Geisteskräfte bei den Tieren und so auch ein „Richtvermögen“ angenommen hat. Unter diesem „Richtsinn“ denkt man sich aber ebensowenig als unter dem „Instinkt“. Beide Worte haben bisher nur etwas bezeichnet, was noch unklar war.

Heute wissen wir (vergl. G. H. Schneider: „Der tierische Wille“, Leipzig 1880), daß **keine der sogenannten Instinkthandlungen ohne Sinnesthätigkeit stattfindet**, und daß bei den höheren Tieren sich alle Handlungen aus der Funktion der uns bekannten Sinne erklären lassen. Wir haben deshalb gar keinen Grund, bei den Brieftauben einen unbekannten Richtsinn anzunehmen, ganz abgesehen davon, daß wir das Nervensystem der Vögel so weit kennen, um einen solchen Sinn in Abrede stellen zu müssen.

Jene zweckmäßigen Handlungen, die nicht auf Ueberlegung beruhen und dennoch zum Ziele führen, sind nicht nur im Tierreich allgemein verbreitet und bei den niederen Tieren überhaupt die einzigen, sondern solche Handlungen führt auch der Mensch aus, und zwar nicht nur als neugeborenes Kind, sondern er wird sein ganzes Leben lang durch solche Gefühlshandlungen geleitet. Dieselben erklären sich daraus, daß ganz bestimmte Sinneswahrnehmungen ganz bestimmte zweckmäßige Gefühle und Triebe erwecken, ohne daß eine Ueberlegung dabei mitwirkt; und diese zweckmäßigen Verhältnisse haben sich auf Grund der bekannten Entwickelungsgesetze allmählich ausgebildet. **Aber weder beim Menschen noch bei den Tieren ist irgend eine dieser Handlungen ohne die betreffende Sinnesthätigkeit möglich.** Deshalb beruht auch die Orientierung immer auf der Sinnesthätigkeit, und eine blinde Taube findet wohl eine Erbse, nämlich durch das Gefühl, aber sie findet nicht den Weg zu einem entfernten Ort.

Mit der Entwickelung der Sinnesorgane geht diejenige des geistigen Vermögens Hand in Hand. Sind die Sinne unvollkommen, dann sind auch die seelischen Leistungen sehr gering und umgekehrt. Die Sinnesentwickelung ist aber bei den Tieren keine gleichmäßige, sondern es bildet sich immer derjenige Sinn auf Kosten der anderen besonders weit aus, der für das Leben des betreffenden Tieres besonders wichtig ist, so bei Hunden und Insekten der Geruch, bei anderen Tieren das Gefühl und bei den Vögeln das Auge. In vielen Fällen ist ein Sinnesorgan sogar nur für einen ganz bestimmten Reiz besonders empfindlich geworden. So hat das Kamel kein feines Geruchsvermögen überhaupt, sondern seine Nase ist nur für den Wassergehalt der Luft äußerst empfindsam, weil von dem Riechen des Wassers aus weiter Entfernung die Existenz des Kamels in der Wüste abhängig ist. Auch der Geruchssinn der Insekten ist meist nur auf ganz bestimmte Gerüche eingerichtet, also ganz einseitig entwickelt. Unter diesen Umständen sind einzelne außergewöhnliche Leistungen bei sehr geringer allgemeiner Intelligenz möglich.

Die niedersten Tiere orientieren sich nur durch das Tastgefühl, und ihre Bewegungen können deshalb nur ganz langsame und geringe sein. Für die meisten Wirbeltiere ist das Auge der wichtigste Orientierungssinn; es wird aber durch das Gehör, den Geruch und das Gefühl unterstützt. Bei den Raubsäugetieren, die meist durch Gebüsch und hohes Gras ihre Beute beschleichen oder verfolgen und die verschlungensten Wege machen müssen, ohne das Terrain überschauen zu können, hat sich außerdem ein sehr feines Gefühl und Gedächtnis für die Bewegungsrichtung und Richtungsänderung ausgebildet; deshalb finden Hunde und Katzen ihren Rückweg, selbst wenn sie in einem Sacke fortgetragen worden sind. Auch die Indianer und andere „Wilde“ besitzen diese Fähigkeiten in viel höherem Grade als wir Kulturmenschen.

Für das Luftleben der Vögel ist die Orientierung durch das Gesicht die wichtigste Lebensbedingung, und deshalb ist auch gerade diese Orientierung bei den Vögeln besonders weit ausgebildet, und zwar immer in dem **Grade**, als sie zum Leben notwendig ist. Vögel die sehr hoch und weit fliegen, wie Adler, Falken, Möven, Brieftauben, besitzen ein sehr scharfes Auge; während dasjenige der Lauf- und Hühnervögel, die immer oder meist auf der Erde leben, viel weniger gut ist. Die Brieftaube hat wieder ein viel besseres, auch größeres Auge als alle anderen Tauben; und damit steht abermals im Zusammenhang, daß jene weiter und höher fliegen als diese.

Kann man nun auch schon hieraus schließen, daß die Brieftauben sich hauptsächlich oder allein durch das Gesicht orientieren, so haben aber bisher die Beweise systematischer Experimente gefehlt. Wie die Brieftauben, so sollten nach den bisherigen Anschauungen auch die Insekten bei Auffindung ihrer Nester durch den mysteriösen „Richtsinn“ geleitet werden. Demgegenüber haben nun in letzter Zeit zwei englische Forscher, **John Lubbock** und **Romanes**, durch exakte wissenschaftliche Versuche festgestellt, daß Bienen, Wespen und Ameisen bei der Orientierung auf ihre Sinnesorgane angewiesen sind und da, wo ihnen die Anhaltspunkte zur Orientierung fehlen, den Weg zum Stock resp. Nest nicht wiederfinden. Diese Resultate habe ich durch weitere eigene Untersuchungen an Ameisen vollkommen bestätigt gefunden. Außerdem ist durch die Untersuchungen des

Fig. 1. Ausflug vom Oepitzer Gipsberg (s. u.).

schwedischen Forschers Palmén („Die Zugstraßen der Vögel") dargethan, daß die Zugvögel sich auf ihren Wanderungen ganz nach den topographischen Verhältnissen der Erde richten, statt durch einen „Richtsinn" direkt nach Süden geführt zu werden. Von Thüringen aus fliegen z. B. alle Zugvögel, statt südlich, nach Südwesten bis zum Rheinthal; sie ziehen dann dieses hinauf und das Rhonethal hinab, so daß sie die Alpen nicht zu überfliegen brauchen.

Um nun auch für die Orientierung der Brieftauben durch das Gesicht Beweise beizubringen, habe ich im Laufe des letzten Sommers in der Umgebung Pößnecks eine Anzahl junger Brieftauben, welche noch nicht von Pößneck weggekommen waren, von zwölf verschiedenen Punkten einzeln auffliegen lassen und die Bahnen derselben aufgezeichnet, aus denen sich, wie wir sehen werden, bereits ganz bestimmte Resultate ergeben.

Zuerst ließ ich die Tauben ganz in der Nähe Pößnecks von dem etwa 45 Minuten vom Schlage entfernten Oepitzer Gipsberg auf (s. o). Von hier aus konnten die Tiere, ohne sich erst zu erheben, die Stadt nicht sehen, da dieselbe vom Gipsberg und vom Oepitzer Felsenberg verdeckt war; aber sie sahen die dicht neben Pößneck liegende Altenburg und die Dörfer mit den Feldern, auf welch letzteren sie ihr Futter schon öfter gesucht und gefunden hatten.

Alle Tauben flogen, wie es auf Fig. 1 dargestellt ist, ziemlich direkt und zwar dem Thale entlang, nicht in gerader Richtung, nach Pößneck. Um zu sehen, ob es einen Einfluß auf die Tiere haben würde, wenn man sie beim Loslassen nach einer bestimmten Richtung hinhielt, ließ ich Nr. 2 und Nr. 7 nach Norden, Nr. 8 nach Süden und Nr. 6 nach Westen zu abfliegen. Wie man aus der Zeichnung ersieht, störte dies die Tiere nur wenig oder gar nicht; Nr. 6 flog sofort herum auf Pößneck zu, und Nr. 2, 7 und 8 machten nur einige Kreise und auch diese sofort in der Richtung nach der Heimat.

Ein ganz anderes Bild zeigen die Flugbahnen auf Fig. 2. Diesmal wurden die Tiere in der Nähe von Könitz, in etwa 10 km Entfernung vom heimatlichen Schlag aufgelassen, und zwar war beim IV. Versuch trübes Wetter mit tiefgehenden Wolken. In den wunderlichsten Zirkeln und in großen Kreisen durchschwebten die Tauben in bedeutender Höhe die Luft, oft auf Augenblicke in den Wolken verschwindend. Nr. 8 und Nr. 2 kehrten, nachdem sie in der Richtung nach Pößneck aus der Gesichtsweite verschwunden waren, wieder zurück, flogen nach Saalfeld zu, und Nr. 2 und Nr. 3 entschwanden in dieser Richtung, welche der heimatlichen entgegengesetzt war, dem Auge.

Welche Ursache hatte dieses lange Umherfliegen? Konnten die Tiere ihre heimatliche Richtung in der That nicht gleich finden, oder waren diese Irrfahrten Spazierflüge, die ihre Ursache bloß in dem Bewegungsbedürfnis hatten?

Ein erfahrener Brieftaubenzüchter, Herr Adolf Dietrich in Pößneck, vermutete das letztere, und diese Vermutung schien durch einen besonderen Umstand begründet zu sein. Bei den zwei ersten Versuchen hatte ich die Tauben am Nachmittag auffliegen lassen, nachdem dieselben bereits auf dem Felde gewesen waren und ihr Bewegungsbedürfnis befriedigt hatten, während man beim dritten und vierten Versuch die Tiere früh aus dem Schlag genommen hatte, so daß sie vor dem Versuch an dem Tage noch nicht zum Fliegen gekommen waren.

Es mußte also ein Gegenversuch (V, Fig. 3, S. 687) gemacht werden, durch welchen festgestellt werden konnte, wie weit hier das Bewegungsbedürfnis in Betracht kommt. Zu diesem Zwecke nahm ich die Tauben früh vor dem ersten Ausflug aus dem Schlag und setzte sie bei heiterem Wetter an einem Punkt des Oepitzer Gipsberges

Fig. 2. Ausflug von Könitz (S. 686).

aus, an dem sie nur 3 km vom heimatlichen Schlag entfernt waren, und von wo aus sie den nordwestlichen Teil der Stadt Pößneck ganz gut sehen konnten, während der übrige Teil durch den Oepitzer Felsenberg verdeckt war.

Zu Spazierflügen sind nun die Tauben weit eher geneigt, wenn sie sich in der Heimat oder in der Nähe derselben wissen, als wenn ihnen die Umgebung unbekannt ist; und hätten demnach die verschlungenen Zirkel beim IV. Versuch ihre Ursache in dem Bewegungsbedürfnis der Tiere gehabt, so würden sie beim Versuch V erst recht zum Vergnügen umhergeflogen sein, da sie sich ja ganz in der Nähe der Heimat wußten und ihnen das Gefühl der Unruhe und des Dranges nach der Heimat fehlte.

Fig. 3. Ausflug vom Oepitzer Gipsberg (S. 686).

Aber der Versuch zeigte ganz das Gegenteil. Die Tiere flogen sämtlich direkt nach Hause, und zwar wandten sie sich alle beim Abflug sofort nach links, so daß sie schon bei geringer Erhebung Pößneck vollständig zu überblicken vermochten. Vergnügungsflug konnte demnach das Umherirren bei Könitz nicht gewesen sein.

Wie war es aber möglich, daß Brieftauben in nur 10 km Entfernung von der Heimat so lange nach derselben suchen mußten?

Die Ursache hiervon stellte sich sehr bald heraus, sie lag in den topographischen Verhältnissen. Pößneck war durch den quer vorliegenden Oepitzer Felsenberg verdeckt; und da sich dieser in nur 1 1/4 km Entfernung von der neuen Pößnecker Post circa 90 m über der Thalsohle erhebt, so mußten die Tauben in Könitz ungefähr 700 m hoch steigen, um die Heimatsstadt vollständig sehen zu können; bei dieser Erhebung kamen sie aber oft in die tiefgehenden Wolken, so daß sie dann gar nichts mehr sahen, und auch, wenn dies nicht geschah, vermochten sie wegen des trüben Wetters alles nur sehr undeutlich zu sehen.

Daß die Tauben also bei der Orientierung auf ihr Gesicht angewiesen sind, dies erscheint schon durch diese fünf ersten Versuche vollständig erwiesen [1]).

Dieselben zeigen aber auch zugleich, wie leicht junge Tauben auch bei sehr geringer Entfernung ausbleiben resp. sich verirren können, wenn die Witterung und die topographischen Verhältnisse ungünstige sind; und es findet hiernach die allgemeine Erfahrung, daß bei ganz kleinen Vortouren oft mehr Tauben verloren gehen als bei sehr großen Touren, ihre einfache Erklärung.

Es wird, um dies weiter zu illustrieren, z. B. einer Taube, die das nötige Flugvermögen besitzt, bei ganz klarem Wetter vielleicht nicht schwerer, ohne Vortouren sofort von Posen aus Pößneck (420 km) zu finden, als wie bei sehr ungünstiger Witterung von Könitz (10 km) aus.

Wie soll das möglich sein, da sie in Posen doch unmöglich Pößneck sehen kann?

Von der Schneekoppe des Riesengebirges aus hat man eine Gesichtsweite von circa 146 km. Wenn nun eine Taube in Posen nur 700 m hoch steigt, so wird sie, da diese 700 m noch eine Gesichtsweite von etwa 80 km ergeben, bei ganz klarem Horizont die Schneekoppe als kleine Erhebung über diesen sehen. Da nun die Taube in Posen am ganzen übrigen Horizont keine andere Erhebung zu sehen vermag, so wird sie ohne weiteres auf die Schneekoppe, die mit der gebirgigen Heimat die meiste Aehnlichkeit hat, zufliegen. In der Nähe des Riesengebirges angekommen, muß sie allerdings die Wahrnehmung machen, daß dies die Heimat nicht ist. Da die Taube es möglichst meidet, hohe Gebirge zu überfliegen, so wird sie dann immer den Gebirgen entlang weiter wandern, und so kommt sie, wenn sie ihre ursprüngliche fast südwestliche Richtung nur ein wenig abändert, am Isargebirge, an den Lausitzer Bergen und am Erzgebirge vorbei, sieht dann die Höhen des Thüringer Waldes und kommt, gerade auf diese zufliegend, in ihre Heimat.

Auf diese Weise erklärt sich eine vielbewunderte letztjährige Leistung zweier Pößnecker Brieftauben, die dem Besitzer eine Wette gewannen. Ein Pößnecker Züchter hatte zwei junge Tauben ohne weitere Vortouren (sie waren nur vorher in Dresden gewesen) nach Posen geschickt in der Ueberzeugung, daß Vortouren überflüssig seien und die Tauben durch ihren „Richtsinn" immer richtig geleitet würden. Man wettete auf die Rückkunft derselben, und der Besitzer gewann die Wette; die früh in Posen aufgelassenen Tauben kamen beide schon am Nachmittag desselben Tages in Pößneck an. Als nun aber die Tauben nach Königsberg geschickt wurden, blieben sie beide aus; und das war vorauszusehen, da sie dort

[1]) Im verflossenen Winter machten Offiziere des Ballondetachements von Berlin aus eine 6 1/2stündige Ballonfahrt, über welche das „Berliner Tageblatt" u. a. folgendes berichtete: „Interessant war das Verhalten der mitgenommenen Brieftauben. Es wiederholte sich gewissermaßen die Geschichte von der Taube der Arche Noah. Eine der gewaltsam vom Ballon entfernten Tauben verschwand zwar in dem das Luftschiff umgebenden Wolkenmeer, erschien aber plötzlich nach Verlauf einer halben Stunde wieder beim Ballon, der inzwischen etwa 29 Kilometer zurückgelegt hatte. Eine zweite freigelassene Taube setzte sich, solange der Ballon in den Wolken war, auf die Ballonhülle und verließ erst den Ballon, als die Erde sichtbar wurde." Auch diese Beobachtung muß als Beweis für die Richtigkeit der hier dargelegten Anschauung betrachtet werden.

kein ähnliches Merkmal wie in Posen sahen, das ihnen die Auffindung der Heimat erleichtern konnte. Nicht der Richtsinn, sondern das scharfe Auge, das die Schneekoppe wahrgenommen, hatte die Tiere von Posen aus geleitet.

Der Pößnecker Brieftaubenverein hat eine dahingehende interessante Erfahrung gemacht, die ich hier hinzufügen will. Alle Tauben waren zum Flug von Posen nach Pößneck über Leipzig-Guben trainiert. Trotzdem wurden alle ausgebliebenen und nachträglich gefundenen Tauben in der Nähe von Chemnitz und Frankenberg, also in der Richtung von Pößneck nach dem Riesengebirge angetroffen. Das deutet klar genug darauf hin, daß das Riesengebirge den in Posen aufgelassenen Tauben vielfach als Leitstern dient.

Die in den Brieftaubenzeitungen so vielfach erörterte Streitfrage, wieviele Vortouren nötig sind, ist hiernach dahin zu beantworten, daß dies ganz davon abhängt, ob die Tauben in größerer oder geringerer Entfernung ein Merkmal sehen können, welches ihnen die Auffindung ihres Weges erleichtert oder irre führt, oder ob ein solches Merkmal überhaupt fehlt.

Die weiteren von mir angestellten Versuche ergaben alle dasselbe Resultat, nämlich, daß sich die Tauben nur auf ihr Auge verlassen.

Als ich mit den Tauben nach Saalfeld ging, prophezeite mir ein Brieftaubenzüchter die Erfahrung, daß

Fig. 4. Ausflug von Saalfeld.

alle Tauben nach Rudolstadt zufliegen würden, statt in der Richtung nach Pößneck. Zu meiner Ueberraschung traf die Prophezeiung ein, wenigstens für alle sechs Tauben, welche ich in der Nähe des Bahnhofes (Fig. 4) und auf der Saalbrücke in Saalfeld losließ. Dieselben flogen alle über die Stadt und verschwanden hinter derselben nach Rudolstadt oder Schwarza zu. Um über die Ursache hiervon Aufschluß zu erhalten, setzte ich vier Tauben unterhalb Saalfelds aus. Die Tauben flogen jetzt in der entgegengesetzten Richtung nach Saalfeld resp. nach Eichicht zu; und als nun die Bahnen auf die Karte gezeichnet waren, ergab sich,

Fig. 5. Ausflug von Triptis.

daß die Tiere nur vor der Mündung des Pößneck-Saalfelder Thales in das Saalthal auf und ab gekreuzt hatten. Als ich nun weitere acht Tauben westlich von Saalfeld gerade der Pößneck-Saalfelder Thalmündung gegenüber aussetzte, kreuzten dieselben zwar zum Teil auch noch hin und her, aber sofort in der Richtung nach der Heimat, wie es die vier Bahnen vom achten und neunten Versuch zeigen. Wären die Tiere durch einen „Richtsinn" geleitet worden, dann hätten sie nicht nötig gehabt, hin und her zu kreuzen, und vor allem würden die Tauben beim sechsten und siebenten Versuch nicht erst zur Orientierung über die Stadt geflogen sein, die der heimatlichen Richtung entgegengesetzt lag.

Einer der interessantesten Versuche war der nun folgende (Fig. 5). Nachdem die Tauben fünfmal — Nro. 1 und 2 sechsmal — mit nach Westsüdwest genommen worden waren und allemal ihre Heimat in der Richtung Ostnordost gefunden hatten, nahm ich sie nun mit nach Triptis, so daß sie, um in die Heimat zu kommen, in entgegengesetzter Richtung, nach Westsüdwest fliegen mußten. Um die Tauben noch mehr zu täuschen, hielt ich sie beim Abflug alle nach Ostnordost, also in der Richtung nach Weida. Die Luftverhältnisse waren dabei derart, daß Pößneck und Neustadt ganz in Dunst gehüllt, der Himmel darüber aber heiter war, so daß die Tauben, wenn sie in Triptis nur 40—60 m hoch stiegen, zwar nicht Pößneck selbst, aber die umliegenden Berge — die Altenburg und die Haselberge, sowie den Oepitzer Felsenberg — sehen mußten. Etwa 1/4 km östlich vom Aufflugsort war die Wasserscheide; und sämtliche Tauben kehrten auf der Wasserscheide um und flogen nach wenigen Kreisen oder ganz direkt in der Richtung nach den Haselbergen bei Pößneck. Die Tauben hatten sich demnach allein auf ihr Auge verlassen und sich weder dadurch irre führen lassen, daß sie öfter in entgegengesetzter Richtung die Heimat gefunden hatten, noch dadurch, daß man sie nach der falschen Richtung hin hatte auffliegen lassen. Hiermit ist aber noch nicht gesagt, daß diese Umstände auch dann keinen Einfluß haben würden, wenn den Tauben die Anhaltspunkte zum Orientieren fehlen sollten. Die Untersuchungen hierüber müssen weiter fortgesetzt werden, und hoffentlich kann ich dem Leser bald weiteres über diese interessante Frage mitteilen, da ich beim Königl. Preuß. Kriegsministerium um die Mittel zu ausgedehnteren Versuchen eingekommen bin.

Griechische Frühlingstage[1]).

Von

F. Vischer.

Hat man ein Recht zur Anzeige eines Buchs, wenn man von seinem Inhalt durch und durch subjektiv berührt ist, weil es Seite für Seite eigene teure Erinnerungen weckt? Wird man da nicht befangen sein im günstigen Sinne, zu unfrei, um Kritik zu üben? — Der Duft der Früchte, die auf griechischen Märkten feilstehen, der Blumen im Pflanzengewirr griechischer Thäler, schwebt aus diesen Blättern mir entgegen; das Alogon (Pferd) steht gesattelt, der Agogiat mahnt aufzusteigen, es geht vorwärts im Sonnenbrand über Berg und Thal, die Ziza (Holzflasche) am Sattel, sie ist mit Krasi, dem mit Pinienharz versetzten Weine, gefüllt; man hält am Chani mit der Aussicht auf Nachtlager ohne Bett, auf der lieben Gotteserde. Was ich nicht finde im Buch, ist die bewaffnete Begleitung des Chorophylax (Landwächter, Gendarm); sie thut nicht mehr not, wie meiner Zeit, wo deren zwei auf Tritt und Schritt zur Bewachung vor blutigen Räubern (S. 693) uns folgen mußten. Anschauungen wunderbarer Art lohnen die Mühen des heißen Rittes. Der Traum unserer Knaben- und Jünglingszeit, die stille, tiefe Liebe unseres Mannesalters, das hohe Bild, das aus grauer Vorzeit zu den Völkern herüberleuchtet, am Strahl der Schönheit sie zur Menschlichkeit erziehend, — es ist kein bloßes Traumbild: Olympia, Argos, Mykenä, Korinth, Athen und die Akropolis, Marathon, Eleusis, Delphi, die Thermopylen, sie sind, sind in Trümmern, aber die Trümmer werden lebendig und zeugen. Der Deutsche, dessen Buch mir diese Erinnerungen weckt, kennt sie, die Spannung, die heilige Angst, womit man solchen ewigen Stätten sich nähert, kennt das entzückte Staunen, wenn der Traum dem suchenden Auge zu Wahrheit wird. „Denk' ich an jenen Morgen im Peloponnes, so überfällt mich noch jetzt immer dasselbe Gefühl wie damals: mir ist, als wär' ich noch nie, gar nie in Olympia und weiter darüber hinaus gewesen, und mein Herz empfindet, mit eigener Kunst des Vergessens, noch die Schauer der neugierigen, ahnungsvollen Aengstlichkeit, mit der man die ersten Schritte, mutterseelenallein, in das fremde Land hinein thut. Nicht Angst vor Gefahren und Beschwerden. Hätte ich sie je zuvor gehabt, so säße ich zu Hause oder wandelte die Leipziger Straße in Berlin entlang. Aber wie eine Angst vor dem Gewaltigen, das mir bevorstand: man geht nicht Olympia, Ithome, Sparta, Mykenä entgegen, wie irgend welchen berühmten Stätten der Schweiz oder Tirols." — Der Verfasser erzählt, wie er von Eleusis her kommend, Salamis vorüber, Athen zu reist und die Akropolis (S. 691) auftauchen sieht. Dasselbe Gefühl befällt ihn: diese Stätten waren ihm versunkne, nur in den Tiefen der Erinnerung bewahrte Schätze gewesen, und siehe, sie sind wirklich, die Vergangenheit wird Gegenwart, ja noch viel schöner, als Phantasie sich gedacht; obwohl die Werke der Menschenhand in Trümmern, stehen sie da im goldenen Lichte der Sonne, die einst den Marathonhelden, die dem Perikles, dem Phidias geleuchtet. In Athen angekommen, weiht er seine Stunden am liebsten der Akropolis und genießt dort oben das Glück, daß kein Zubrang moderner Menschengesichter, wie in Museen und Galerien, die schöne Einsamkeit stört und der Straßenlärm des neuen Athens (S. 699) unvernommen an den Felsen brandet, auf denen hoch die alten Tempel ragen. (Vgl. die Abbildg. zu diesem Artikel.)

Gesamtansicht der Akropolis (S. 692).

„Alles Schönste aus Athens Kunstblüte steht auf diesem einen Museumberge, unter Gottes freiem Himmel, umleuchtet von einem Glanz, der so verklärend, so unirdisch nirgends in der Welt mehr zu schauen ist. Die ätherleichte Luft, die einsame Stille und die tiefe Sättigung alles Denkens und Fühlens verleiht einem Kräfte des Leibes und der Seele, die man an sich sonst nicht gekannt hat. Man sieht mit ruhigem Blick: kein Gaffen wie auf die Reihen an Reihen der Bilder in den Galeriestädten. Hier ist nicht der Raub aller Länder zusammengeschleppt und in dumpfigen Sälen zur Schau gestellt, das Größte neben das Dürftigste. Nein, dies ist ein Stück wirklichen Kunstlebens auf kleinem Raum, das Leben eines uns teuren Volkes auf seiner höchsten Entwicklungsstufe, — nicht „aufgestellt" von Museumsdirektoren, sondern stehen geblieben, wie es aus dem Geiste des Volkes auf seiner heiligen Stätte emporgewachsen ist. — Und dann das wundersame Gefühl: mit demselben Auge der Bewunderung haben auf diese Säulen auch alle

---

1) Eduard Engel, Griechische Frühlingstage. 1886.

jene Männer geblickt, deren Namen schon eine Flut großer und guter Erinnerungen weckt. Es haftet an den Tempeln und Thoren noch wie ein Duft, wie ein Atemhauch lebender Menschen aus dem Blütejahrhundert der Kunst." Dies ist jedem aus der Seele gesprochen, der, kundig des Altertums, mit lebendigen Sinnen Hellas besucht hat; jeder wird so dem Buche gewonnen sein, weil er der eigenen Stimmung begegnet. Doch man kann sagen, dies Begegnen begründe noch kein gegenständliches Urteil, die Frage sei, ob ein Buch auch den gewinne, der nicht ebenso selbst erlebt hat wie der Verfasser, der ihm also nicht mit eigener teurer Erinnerung entgegenkommt, — die Wertprobe sei, ob er die vielen gewinnt, die ihm solche Gemeinsamkeit nicht entgegenbringen.

Der Piräus von Athen.

Wäre das Buch nur für Gelehrte bestimmt, so müßten wir die Wertprobe anders bezeichnen. Es ist allerdings **auch** für Gelehrte, aber nicht für Gelehrte allein, nicht für Gelehrte bloß als solche. Als solche müßten sie einfach nur nach Wahrheit, nach Richtigkeit sehen. Das Wissen des Verfassers, die Frage nach der Richtigkeit seiner Beobachtungen und Urteile wird uns, versteht sich, nicht unbeachtet zur Seite liegen bleiben, aber was vor allem zu sagen ist: er reist als Mensch, als ganzer Mensch. Und da ist kein Zweifel: wer nur mit offener Seele und offenem innerem Auge liest, der muß angezogen, erwärmt, gefesselt werden so gut wie der, der die intime Sympathie des gleichmäßig Selbsterlebten hinzubringt. Liebe begegnet Liebe. Die Griechen werden sich beeilen, dies Buch zu übersetzen, ein Liebender macht Propaganda für ihr Land und Volk, für ihre Vergangenheit in ihrer Gegenwart. Verschönert er etwan auch mit dem Auge der Liebe: es gibt sich doch sicher zu erkennen, daß er kein verliebter Narr ist, sondern von jenen einer, die uns begierig machen, seine Geliebte kennen zu lernen. — Dies Buch ist sonnig, eine Wohlstimmung geht hindurch, die sich unwiderstehlich dem Leser mitteilt. Auf der ersten Seite schon sieht man, daß dieser Reisende die Fahrt mit dem Vorsatz angetreten hat: ich will mir die Laune nicht trüben lassen, keine dunkle Brille tragen. Er eifert mehr als einmal gegen Schwarzseher wie Vierordt, der in der Münchener Allgemeinen Zeitung so viel Galle gegen Griechenland ausgeleert hat, gegen böswillige Voreingenommenheit wie bei einem Tissot, dem Verleumder Deutschlands, gegen die Touristenhast und Leckerei, die nur mit Wirten, Kellnern, Hausknechten, Eisenbahn- und Zollbeamten und Museumsdienern in Berührung kommt und danach sich herausnimmt, ein Land zu schildern, er will unter das **Volk** gehen und hat daher die neugriechische **Sprache** so gut gelernt, daß er schon in den ersten Tagen im Verkehr ganz leidlich durchkommt. Aber die Hauptsache, er bringt mehr mit als jenen Vorsatz, sich nicht verstimmen zu lassen — da wäre es ihm doch nur um sich selbst zu thun, — er bringt Wohlwollen mit — und welches Volk muß nicht wünschen, daß der Fremde, der es kennen lernen will, mit dem Auge des Wohlwollens sieht? Und welches Volk darf es nicht verlangen? Man denkt an Goethe, an die Unbefangenheit, womit er in Italien reiste, in merkwürdigem Unterschied von Herder, der wohl auch freudig staunte, aber mehr noch sich ärgerte, — des gewissen Nicolai nicht zu gedenken, der in Italien nur Berlin suchte und es überall schlecht fand. Goethe sah scharf genug, um alle faulen Flecken der Zustände zu erkennen; das vierte der Venetianischen Epigramme allein schon beweist es; aber er ließ sich die Stimmung nicht trüben und that recht.

Griechischer Brigand (S. 691).

Wir verlangen Sächlichkeit von einer Reisebeschreibung. Aber die Sachen wollen recht gesehen sein, und das will einen richtigen Menschen. Ein Buch ist ein Mensch, ein Buch ist ein Charakter, — kann freilich auch ein Charakter sein, wie man das Wort gebraucht, wenn man vom Charakter der Charakterlosigkeit spricht. Hier ist ein richtiger Mensch, ein Charakter im rechten Sinn, frisch, einfach, unbefangen, gut, gut mit allem Volk, Mensch mit Menschen, nicht blind gegen Gebrechen, aber mit Humor gewaffnet, daß Dornen der Verstimmung nicht zu tief gehen. Zugleich bringt er gute Muskeln und Knochen mit, wie man sie braucht, wenn man die Dinge in der Nähe sehen will, er ist rüstig und ausdauernd, geht zum Staunen der Griechen gern zu Fuß, mit leichtem Gepäck über Stock und Stein in Sonnenglut; gleich zu Anfang erträgt er auf der Fahrt von Korfu nach Leukas, mit einem

Bataillon Soldaten auf einem Dampfer zusammengepfercht, leichten Mutes eine wilde Sturmnacht, er wagt auf kleinem Segelschiff eine höchst sturmbedrohte Fahrt von Zante nach Elis, Ströme, wie den jähen Rufias, durchreitet er ohne Zagen. Ihm ist wohl bei Landvolk von patriarchischen Sitten, er ist dankbar für das karge Mahl, das gastfreundliche Armut bietet. Sein Geschmack ist kerngesund unmodern, es beglückt ihn, wandern zu können, wo es noch keine Fabriken, noch kein Proletariat gibt, es freut ihn, daß der Grieche Fabrikarbeit scheut; er unterhält sich mit einem mainotischen Hirten, der nicht weiß, was eine Eisenbahn ist, keine Uhr besitzt und — „Glück über Glück! er hat noch keine Zeitung gelesen, er ist ganz unwissend in allem, was sich aus Büchern lernen läßt; wer ihn aber dumm nennt, diesen ‚König der Berge‘, der irrt sich. Was sich nicht aus Büchern lernen läßt, das weiß er so gut oder besser, als wir überklugen Menschen mit gelähmten Augen und abgestumpften anderen Sinnen“. Gastlichkeit hat er in den ersten Tagen schon erfahren, auf Weg und Steg grüßt der Wanderer den Wanderer, in gerührter Erinnerung an jene, erfreut durch diese gute alte Sitte sagt er: „noch ist diesem ‚zurückgebliebenen‘ Volke die höchste Weisheit, daß Mensch dem Menschen hilfreich begegnen soll, nicht abkultiviert worden, und 20 Jahre gebe ich ihm noch Frist, bis das geschehen wird.“ — Es kommt mir bei der ersten dieser Stellen in Erinnerung, was mir ein Wirt in einem abgelegenen Apenninendorf einmal zur Antwort gab, als ich ihm mit Bildungsselbstgefühl rühmte, bei uns könne jeder Bauer lesen und schreiben; „dunque saranno tutti dottori?“ sagte er mit spöttlichem Blick und Ton und meinte, ich solle nur mit dem nächsten besten Bauern unterwegs ein Gespräch anknüpfen und ich werde finden, „quanto bene sa ragionare.“ — Im Peloponnes macht Kalamata eine Ausnahme von der Fabrikscheue. „Sollte man demnächst hören, daß hier ein Herd weiblicher Entsittlichung, vielleicht gar der Keim zu einem griechischen Proletariat und zur Socialdemokratie sich entwickelt habe, so möge man die herrlichen Dampfspinnereien nicht vergessen! Leider gibt es selbst unter den Griechen Kurzsichtige genug, welche um jeden Preis ihr schönes, auf die Kultur des Bodens hingewiesenes Vaterland in das Rädersausen der Maschinenindustrie hineinzerren, eine ‚blühende Industrie‘ schaffen möchten. Wenn sie die Oberhand kriegen, so kann es kommen, daß in den Ausfuhrlisten so und so viele Millionen Drachmen für Seide, Baumwolle, Eisenwaren erscheinen. Um dieselbe Zeit wird man auch anfangen müssen, eine Statistik über die Zahl der unehelichen Kinder aufzunehmen, die jetzt überflüssig ist, und besondere Verordnungen zu erlassen zur Ueberwachung des Dirnenwesens. Erst dann wird Europa Griechenland für ein ebenbürtiges Kulturland ansehen. Hoffentlich sind dann alle, die Griechenland lieben, so wie es ist, tot, um solche Greuel nicht mit ansehen zu müssen.“

Es ist wohl keiner unter den Lesern dieser Zeilen, dem man erst sagen müßte, wie sehr gut wir alle wissen, daß man dem Rad des Kulturganges nicht in die Speichen fallen kann, daß die Kultur mit den Giften, die sie notwendig mit sich führt, auch ihre Gegengifte erzeugt, daß man die Finsterlinge zu Kameraden bekommt, wenn man mit ganzem bitterem Ernste in der Verwünschung des Doppelwesens aus Lichtgeist und Teufel verharrt, das wir Kultur nennen. Aber die Liebe zur schönen Einfalt unverdorbener Menschennatur muß ihre Stunden haben, man muß ihr die Stunden lassen und gönnen, wo sie ihren Zorn gegen die Gifte der Kultur loswettert. Wer wäre so dumpf, zu verkennen, was wir den Eisenbahnen verdanken, und wer so stumpf, es nicht zu fühlen, was sie verderben, wenn er zusehen muß, wie sie dem stillen Gebirgsthal, wo es noch Unschuld gab, mit dem Touristenvolk die Verführung zuschicken, wenn ihr schriller Pfiff ihm sagt: du lebst in einer Zeit, wo alles hetzt, alles jagt und der stillen Sammlung des Geistes bald keine Minute mehr bleibt?

Frische Sinne und frische Seele: damit ist schon gesagt, daß unser Reisender die Kraft der Anschauung mitbringt, ohne welche selbst griechische Natur, griechischer Boden und Himmel dem Auge tot und bildlos bleibt — doppelt, da hier so viel Land noch unbebaut, wild und wüste liegt. Man muß wie Rottmann sehen, wenn man Griechenland verstehen will, man muß im entwaldeten Gebirge den Wohllaut der Linie, in der verbrannten Ebene, im versumpften Thale die malerischen Reize finden und genießen und dies künstlerische Gefühl mit dem Gefühl des Tragischen in der Verödung zu einer vertieften, großen Bildschauung zusammenfassen. Ein solches Auge wird dann auch das rechte sein, das Bild der Schönheit da, wo es in Form und Farbe jedem verständlich aufgeschlagen liegt, nicht obenhin zu überfliegen, sondern in seinem Vollwerte zu durchdringen, zu umspannen, daß die Seele sich sagen kann, was es ist, woran sie sich entzückt. Wer klassisches Land besucht hat, der weiß, wie an den Stätten, die sich durch Schönheit des Naturbildes auszeichnen, die großen geschichtlichen Erinnerungen mit dem Gefühle dieser Schönheit unterschiedlos in eins zusammenfließen. Aber auch wo die Landschaft nicht schön ist nach gewöhnlicher Vorstellung, wo sie dem phantasielosen Auge nur traurig öd erscheint, da

Bischof der griechischen Kirche.

wird sie durch diese Verbindung den Charakter des Historischen erhalten, historisch in dem Sinne, wie die Kunstsprache das Wort nimmt. Man denke nur z. B. an Rottmanns Sikyon, an diesen kahlen Erdrücken, den die Geschichte gefurcht hat wie Erlebnisse ein Menschenantlitz furchen. — In Griechenland ist diese Verschmelzung von Gefühlen anders gefärbt, gestimmt, gestempelt als in Italien. Mit anderer Stimmung schaut man von der Akropolis auf die attische Ebene in ihrem feinen Silberduft, auf das blaue Meer und die blauen Inseln, auf die Schneegipfel der Gebirge des Peloponnes, als von Pietro in Montorio auf Rom, sein Kapitol, Forum, auf die Campagna, auf die Latiner- und Sabinerbergzüge. Tragisch angehaucht ist die Stimmung dort wie hier. Denn groß war, was untergegangen ist dort wie hier. Aber das Große war dort ebenso schön als groß, eine Einheit einziger Art. „Auch das Schöne muß sterben" ist ein anderer Gefühlsinhalt, als: „Auch das Starke muß sterben," wie man beim Blick auf römische Trümmer, auf die Riesenreste des Kolosseums, der Triumphbögen leise vor sich hinspricht. Stehst du dagegen auf der athenischen Burg und siehst auf den Parthenon (S. 698), das Erechtheum, den Niketempel — der eine Blick sagt dir: das war das Volk der Schönheit, welches hier atmete, das Volk, welches in ewig mustergültigen Formen der Menschheit gezeigt hat, was schön ist, das Volk, ohne das die Römer und — wir Barbaren geblieben wären. Blicke auf die Oelbäume und Platanen der attischen Ebene — dort war die Akademie des Plato — und du setzst hinzu: ein Volk von Philosophen wie von Künstlern. — Wir haben zu Anfang eine der Stellen ausgehoben, zu zeigen, wie unser Wanderer fühlt an solchen Stätten; man lese, wie ihm zu Mut ist auf Kerkyra, Ithaka, in den Thälern, Ebenen, unter den Bergen des Peloponnes, in Arkadien, Messenien, Sparta, Argos, Mykenä, Korinth: und man wird mit und in ihm dies geeinte Landschafts- und Geschichtsgefühl erleben.

Das Parthenon (S. 697).

Und nicht nur blasse Erinnerungen begleiten ihn, dünner Nachklang aus Gymnasiumszeiten, er hat sein Griechisch nicht halb vergessen, Homer in der Ursprache ist sein Reisegenoß, gleich auf Korfu liest er die Stelle vom versteinerten Phäakenschiff, auf Ithaka landet er mit Odysseus in der Bucht, wie Homer heute noch leicht erkennbar sie beschreibt, wandert mit ihm zu der Stelle, wo der göttliche Sauhirt sein Gehege hatte, und weiter zu der Anhöhe, wo die Burg des Helden stand, und befindet sich so „am lichten Tage im zehnten Jahrhundert vor Christus". Ein ithakesischer Bootsjunge führt ihn auf diesen Wegen: „man setze eine phrygische Mütze statt des Fez auf seinen Lockenkopf, und man hat einen Telemach, wie man ihn sich nicht echter träumen kann. Und wer Odysseusköpfe mitsamt dem bekannten schönen Odysseusbart sehen will. der gehe auf die Patia (Platz) am Hafendamm, wann die Fischer vom Frühfang landen und ihre zappelnde Meeresbeute auf den weißen Marmorflächen feilhalten."

Argos — Mykenä — das Löwenthor: wer kennt die furchtbare alte Sage nicht, wer ist so phantasiestumpf, daß er nicht den Agamemnon ahnungsvoll hindurchschreiten, den Orestes von den Eumeniden verfolgt herausstürzen sieht? Noch ungleich tiefer erschüttert wird diese Stätten schauen, wem die Tragödien des Aeschylos, des Sophokles gegenwärtig sind wie unserem Geleitsmann. Mit einigen Beamten aus Argos besucht er das alte Theater der Stadt. Einer der Griechen steigt in die Orchestra hinab und spricht mit voller Stimme, während die anderen auf den obersten der alten, aus dem Felsgestein herausgehauenen Sitze stehen und zuhören, die furchtbare Rede der Klytämnestra, wie sie, die Axt auf der Schulter, den Blutflecken auf der Stirne, von der Mordthat herkommt. Hier, auf diesen Stufen, hat einst die atemlos beklommene Menge den Worten des entsetzlichen Weibes gelauscht, hat im Bilde die grauenhaften Thaten des finsteren Fürstengeschlechtes geschaut, das hier, eben hier in Argos und auf dem Hügel von Mykenä gewohnt, und hat das ungeheure Schicksal sich vollstrecken gesehen.

So lebendig gehen unserem Wandersmann die Geister des Altertums zur Seite. Mit gleich frischer Seele verweilt er vor den erhaltenen Resten der griechischen Kunst, vor dem Hermes des Praxiteles in Olympia, den Bauwerken auf der Akropolis von Athen und den Resten der erhabenen Bildwerke des Phidias. Höchst stimmungsvoll schildert er den Ritt von Andritsena nach Phigalia, den Eindruck des Apollotempels auf seiner einsamen Berghöhe, die Aussicht auf das messenische Gebirg und Meer. Aber er reist nicht als Archäolog; nähere Beschreibung überläßt er dem Kunstgelehrten, dem Periegeten, er will nicht wiederholen, was in jeder Kunstgeschichte zu lesen

ist. Den Tempel von Phigalia hat eine unbedeutende Stadt aus ihren Mitteln von dem ersten Baumeister Griechenlands, dem Schöpfer der Wunderbauten auf der athenischen Burg, Iktinos errichten lassen. In diesem Sinn vor allem erfreut er sich des hohen Kunstwerks: als eines Zeugen, wie tief und weit das Hellenenvolk vom Kunstsinn durchdrungen war. Er hat stets den Zusammenhang mit dem Leben im Auge, den Geist des Volkes, aus dem einst die großen Künstler entsprossen, aus dem sie als Bildner den Adel der Formen für ihre Menschendarstellung holten. Und auch hier ist sein Absehen, die Vergangenheit mit der Gegenwart zusammenzufassen.

Da handelt es sich natürlich vor allem darum, ob der altgriechische Menschenstamm in den Neugriechen fortlebt. Engel bekämpft wiederholt und eifrig die bekannte Aufstellung Fallmerayers, diese seien weit zum größeren Teile slavisches Blut. Er zeigt, auf wie schwachen Füßen die geschichtliche Beweisführung steht; den stärksten Gegenbeweis findet er natürlich in der Sprache, die sich bei völliger Ueberflutung von Slaven unmöglich hätte erhalten können. — Wie steht es mit der Körperbildung? Ich habe von meinen Beobachtungen gesprochen in dem Aufsatz „Aus einer griechischen Reise" (Altes und Neues 1. Heft). Einige Gestalten habe ich gesehen von echt hellenischem Typus in Profil, Glanz des Auges, lockigen Haaren, hohem Wuchs, edelstolzer Haltung und wunderbar elastischer Bewegung; doch nur wenige, die dies alles vereinigt zeigen, im übrigen fand ich, obwohl die letzteren Eigenschaften, auch das lichtvolle Auge, sehr verbreitet sind, das Profil mit zurücklaufender Stirne und scharf geschnittener Adlernase vorherrschend und wollte nicht entscheiden, ob dies dorisch oder südslavisch sei. Ich habe aber vom Peloponnes nur wenig gesehen, meine Eindrücke sind im Festland gesammelt. Umgekehrt Engel; er hat den Peloponnes durchreist und vom Festland wenig, fast nur Athen und Umgegend gesehen. Es wird angenommen, und zwar eben bei den Griechen selbst, daß am meisten auf der Halbinsel, vor allem in der Maina, der alte Stamm sich erhalten habe, und unser frischer Beobachter findet dies vollkommen bewährt. Er vergleicht die schönen Männer, die er da gesehen, mit den durch Schönheit berühmten Montenegrinern und findet den Vorzug des lakonischen Typus namentlich in dem „ὀρθόν", in der echt altgriechisch geraden Nase. Er entzückt sich am Adel dieser Erscheinungen so lebhaft, gerade wie es in den selteneren Fällen, die mir vorgekommen, mir ergangen ist. Man vergleiche namentlich S. 247—248 seines Buches. Es ist ja wohl eine Freude, einmal wieder Menschen zu sehen, die in ihrer Erscheinung den reinen Menschenadel darstellen. Der schönste Mann in unserer Kulturwelt ist nicht so naturvoll schön. — Auf den Inseln ist, wie man weiß, das griechische Blut reichlich mit italienischem durchschossen, doch auf dem stillen Ithaka muß es ungemischter geblieben sein, eine betreffende Stelle habe ich oben angeführt.

Das neue Athen (S. 692).

Höchst merkwürdiges Band des inneren Zusammenhanges mit dem alten Volke sind die fortlebenden Reste des griechischen Mythus. Die Vorstellungen haben romantische Umbildung und Hauch angenommen, sind aber unzweifelhaft dieselben. Die Nereiden (jetzt Νεράϊδες) sind Nixen geworden, die als „schöne Herrinnen" an Bächen hausen, singen, tanzen, aber den Belauscher mit geisterhaftem, tödlichem Schlage aufs Haupt bestrafen. Davon weiß auch Hans Hoffmann zu erzählen in der ersten seiner Novellen: „Im Lande der Phäaken". Der Fährmann der Unterwelt Charon, jetzt Charos, ist in ein Gespenst des Todes verwandelt, das im Sturm zu Roß, Kinderleichen am Sattel hängend, durch die Lüfte saust. Engel gibt das Lied wieder, das schon Goethe mitgeteilt hat und das dieser so hoch hielt; er kannte es vom Lesen, Engel hat es frisch aus Volksmund, da sein Begleiter auf dem Wege nach Argostolion in einem ausbrechenden Gewitter den Charos fürchtet. — Auf der gewagten Seefahrt nach Elis schreiben die Schiffer, die der Gegenwind nicht um das Kap Hieraka gelangen läßt, das Hindernis der Lamia zu. Der altgriechische Schreckpopanz für Kinder ist also eine schlimme Seenixe geworden; allerdings scheint die Lamia schon ursprünglich mit der See zusammenzuhängen, ein Dichter nennt die Skylla ihre Tochter (s. Preller, Griech. Mythol. 1, 507). — Am fünften Tage nach der Geburt eines Kindes kommen Feen vom Olimbos (Olymp) herab und bringen ihm Gaben; Gebackenes und ein Weinkrug wird den Geberinnen unter Gebetssprüchen als Opfer hingestellt. Sie heißen Miren und das weist auf Moira.

Wie mögen aus den Schicksalsgöttinnen Feen geworden sein? Allerdings sagte ein buckliger Schuster zu unserem Reisenden: „Es gibt gute und böse Miren, zu mir ist eine böse gekommen“; dies gibt etwa einen Anhalt für die Erklärung.

So manches in Sitten und Gewohnheiten ist ebenfalls antik. So der Volkstanz; er ist Reigen; die Tanzenden begleiten ihre Bewegungen mit Gesang; die Geschlechter tanzen durchaus nur unter sich. Die Neugriechen staunten und schüttelten mit Aergernis die Köpfe, als sie bayrische Soldaten mit bayrischen Mädchen tanzen sahen. — Antik ist, wie man weiß und wie der Pinienapfel am Thyrsusstab anzeigt, das Harzen des Weines. — Es finden sich in Bräuchen jeder Art gewiß noch reichliche andere Ueberbleibsel antiken Lebens. Am wenigsten natürlich im Gottesdienst; doch haben, wie Engel anführt, noch im Anfang des 10. Jahrhunderts die Mainoten in ihren Gebirgsdörfern zum Zeus und Ares gebetet.

Bereits erwähnt ist die Erhaltung der Sprache als sicherer Beweis gegen Fallmerayers erwähnte Aufstellung. Eine andere Frage ist die, wie sich Neugriechisch zu Altgriechisch verhält, und zwar vor allem in der Aussprache. Lebhaft tritt der Verfasser für die sogenannte Reuchlinsche ein, für die Annahme, daß die jetzige die echt antike sei. In dieses Streitgebiet sei mir erlaubt nicht einzugehen. Ueberlassen wir ihm, seine Sache selbst auszufechten, z. B. mit Gustav Meyer, der ihm in diesem Punkt (Münchener Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 354, 22. Dezember 1886) entgegengetreten ist, übrigens von seinem Buch erfreut wie wir. Engel hat neuerdings die Streitfrage in einer besonderen Schrift behandelt: „Die Aussprache des Griechischen, ein Schnitt in einen Schulzopf“. Ich, kein Fachmann in der klassischen Philologie, kann nur sagen, daß auch mir der Ueberfluß am Laut J nicht einleuchten wollte (nämlich wie man weiß, das Aussprechen von η, ει und οι als ι, also, da υ von ι nicht unterschieden wird, fünf J); es gibt der Sprache etwas Spitzes, wofür allerdings der schöne Klang des häufigen ος dem Ohr Entschädigung bringt. In Konsonantenaussprache hat sich zweifellos das Richtige erhalten bei δ, das weich mit tieferem Ansatz der Zungenspitze als bei unserem d, und bei ϑ, das dem englischen th ähnlich, aber bis zur Annäherung an F gesprochen wird: so konnte dann aus Theodor Feodor und aus Mattheo Maffeo werden. Ich gehe nicht weiter ein, sondern überlasse dies den Berufenen. Aber nicht übergehen will ich die frische Lebenskraft, womit das Neugriechische seinen modernen Bedarf aus dem Altgriechischen schöpft. Ungern verzichte ich auf Anführung zuströmender Beispiele. Dabei kommt dem Griechen zu statten, daß seine Sprache Wörter verbinden kann, wie es die romanischen nicht können (z. B. σιδηροδρομος, Eisenbahn), aber dies hat ja die unsrige mit ihr gemein und hierin nicht das geringste der Mittel, sich selbst zu helfen, statt betteln zu gehen. Wahrlich, wir deutschen Wortborger und Allerweltsanpumper dürften uns ein Beispiel an den Neugriechen nehmen!

Nun aber der Volkscharakter? Wie lautet das Urteil unseres Zeugen? Beginnen wir mit der Frage nach der Ehrlichkeit in Handel und Wandel. Er hat seine Erfahrungen zum großen Teile im Peloponnes und auf Ithaka gesammelt, im Festland, in der Hauptstadt Athen, wie schon gesagt, sich nur kurz aufgehalten. Dort ist er zwar vielfach mit Gebildeten, Beamten, Offizieren in Berührung gekommen, doch natürlich weit mehr noch mit Landvolk, das von der Kultur noch nicht beleckt ist. Auf Grund dieser Erfahrungen lautet sein Urteil sehr günstig. Rührend gut findet er dieses Volk, Gastfreundlichkeit empfängt ihn, wie wir gleich zu Anfang gesehen, überall, besonders auf Ithaka: „ich habe auf Korfu und Kephalonia nur Freundliches erfahren, aber so lieb und gut, wie hier, ist man mir bisher noch nirgends in Griechenland begegnet; wenige Stunden, nachdem ich gelandet, war ich schon das Adoptivkind der Insel, ich wanderte aus einer dienstwilligen Hand in die andere und rollte wie auf Federn auf dieser ohnedies so weichlebigen, stillen Insel umher. — „Der Wirt des Parnasses“ (Name des Gasthofs) „fühlt sich dem Gast gegenüber nicht bloß wie ein Zimmervermieter und Ernährer, sondern wie der Pflegevater und verantwortliche Vormund des schutzlosen Fremdlings. Man muß es dem braven alten Knaben ganz deutlich sagen, daß man sich auch einmal allein hinauswagen will, sonst folgt er wie ein getreuer Pudel, damit einem um Gottes willen kein Leid geschehe. Wie dies

Byzantinische Kirche.

Das große Theater des Dionysos in Athen.

übrigens auf Ithaka ohne unausweichliche höhere Gewalt oder schweres Selbstverschulden möglich wäre, sehe ich nicht ein." Wo er Empfehlung mitbringt — doch gelegentlich auch ohne das — wird er als Gast ins Haus aufgenommen, wo dies nicht, wo er in Chani oder Xenodocheion wohnt, fällt überall die Zeche unschuldvoll wohlfeil aus. Alles duzt einander, man vertraut einander, schließt nicht die Thüren. Die Gebildeten, die Beamten sind zutraulich und ebendiese die Gastfreundschaft Uebenden. In Andritsena hört der dort stationierte Gendarmerieoffizier, es sei ein Fremder da, und kommt alsbald im Trab geritten, ihn in sein Haus einzuladen, bewirtet ihn und sorgt für seine Weiterreise. Dieser Herr hat eigentlich Jus studiert, ist also kein Kanadier, der noch Europens u. s. w.

Ganz entgegengesetzt diesen Erfahrungen und diesem Urteil lautet nun ein bekanntes, im Orient verbreitetes Sprichwort, das den Griechen an übervorteilender Hintertriebenheit über den Italiener, Juden und Armenier stellt, und nicht viel besser das Urteil mancher neuerer Reisenden. Ich selbst habe einige üble Erfahrungen gemacht, auch auf dem Lande, allerdings nicht im Peloponnes, von dem ich nur ein kleines Stück gesehen habe. Wie soll man den Widerspruch lösen?

Unser Griechenfreund kann sagen und sagt, daß fortschreitende Kultur, vermehrter Fremdenverkehr, Zuströmung der Touristenflut zu vorher ländlich unverdorbenem Landvolk, daß der Hexenkessel großer Städte allüberall Gewinnsucht, Ueberforderung, Betrug erzeugen, und wie sehr hat er recht! Fassen wir Deutschen uns nur an der eigenen Nase! Vergleichen wir unsere Städte mit Städten des Auslandes! Wird man weniger übervorteilt, sind die Preise weniger geschraubt? Vergleichen wir auch den moralischen Zustand unserer Gebirgsländer, wie er war, ehe sie von der Kulturgesellschaft entdeckt waren, mit dem Zustand, seit sie entdeckt sind: wie sieht es aus? Wie in der Schweiz, seit sie ein großer Gasthof ist? Man kann zu Engels Gunsten hinzusetzen: läge Falschheit im Charakter der Griechen, müßte sie sich nicht verraten auch da, wo die Verführungen der Kultur noch nicht wirken? Man kann weiter hinzusetzen, das erwähnte schlimme Sprichwort stamme aus der Zeit der Türkenherrschaft, wo ja freilich der Name Klephte (Dieb) ein Ehrenname bei den Griechen wurde, weil gegen den Unterdrücker und grausamen Barbaren selbst Einbruch und Raub, wenn nur gewagt, für erlaubt, ja rühmlich galt.

Dagegen ließe sich zu Ungunsten der Neugriechen wieder sagen: schon ihre Ahnen nahmen es mit der Wahrheit nicht genau, hielten nicht leicht die Finger rein in Geldsachen, und die Römer sprachen ironisch von Graeca fides.

So mit schwebendem, doch eher zum günstigeren Urteil geneigtem Zünglein muß ich die Wage belassen. Nur vieljährige, nicht Engels, nicht meine, nicht anderer Reisender kurze Erfahrung kann entscheiden. Und wenn etwas ungewiß liegt, warum soll es nicht schön und wohlthuend sein, wenn ein wackeres Herz sich frischweg für das Ja entscheidet?

So viel über das Kapitel der Ehrlichkeit. Nicht der letzte Grund des Untergangs Altgriechenlandes war die Wollust, die Entnervung, die sie zur Folge hatte. Wie tief sie in das eigentliche Volk drang, ist nicht zu ersehen; es blieb doch wohl reiner, als wir meinen. In christlicher Zeit wird die griechische Kirche — so wenig sie auch in Byzanz gegen die bekannten Laster, namentlich das unnatürlichste von allen vermochte — doch in Hellas Zügel angelegt haben. Engels Erfahrungskreis begründet sehr günstiges Urteil. Strenge der Frauen, Keuschheit der Sitte findet er auf allen sein Wanderwegen. —

Der Neugrieche ist nicht faul, wie schon behauptet worden, er scheut nur die Fabrikarbeit. — Trunkenheit ist verpönt. —

Das Tier wird geschont, keine Spur von Mißhandlung des Zug- und Reittiers wie in Italien, von der Roheit, womit hier die Vögel verfolgt werden. Einen unerfreulichen Zug aber teilt der Neugrieche mit anderen südlichen Völkern, namentlich den Italienern: er kennt keine Schonung des Waldes, läßt ihn durch Ziegen abfressen, durch Hirtenleichtsinn anbrennen. Ich selbst habe einen Weimutskieferwald in Flammen gesehen. Daher die Kahlheit der einst waldigen Gebirge.

Das Temperament des Volkes, wie ist es beschaffen? Der Neugrieche ist Sanguiniker wie seine Ahnen. Er ist neugierig, leichtgläubig, leicht lodert seine Phantasie auf, schafft sich ein glänzendes Bild, überschätzt Mittel und Kräfte und wagt, was nicht zu wagen ist. Das geht nicht ohne Eitelkeit ab, und eitel sind die Griechen wie alle talentvollen Menschen. Engels Reise ist mitten hinein in den letzten Kriegslärm gefallen; Delijannis wollte drohen, nur um durch Drohen zu erreichen; dem Volk

Blick auf das heutige Athen. Von L. H. Fischer.

war es ernst, und blind gegen die Verhältnisse hoffte es großen Erfolg. Und das war nun freilich sehr sanguinisch, das erinnerte genau an das alte Athen und den Leichtsinn, das pulverartige Aufbrennen der Illusion, womit es in die Kriege ging, die sein Untergang wurden. Man lese bei Engel nach, was er von dem Jubel in Athen erzählt an dem Tage, da das dortige Regiment Marschbefehl nach Thessalien erhalten hatte. „Gewiß, das Ziel war ein edleres und gerechteres als damals, da Athen seine ganze waffenfähige Mannschaft auf die Schiffe lud, um sie zur Expedition nach Sicilien unter Alkibiades hinauszusenden, aber damals wie heute derselbe Ueberschwang blinder Zuversicht. Man braucht nur die Schilderung im „Peloponnesischen Krieg" des Thukydides zu lesen, um ergriffen zu werden durch diese Unveränderlichkeit griechischen Volksgeistes." Man denkt so recht an das Stimmengetöse der volkswimmelnden alten Agora, wenn man die jetzigen Hellenen in Stunden solches Auflohens sich vergegenwärtigt. — Keineswegs ebenso blind war aber die Rüstung im letzten russisch-türkischen Krieg. Damals mußte sich Hellas rühren; Arglist der Politik hatte es ja nach seinem Befreiungskriege zu klein gelassen, es konnte nicht atmen; die Berliner Konferenz hat ihm nach dieser thatkräftigen Regung ein Stück von Epirus und Thessalien zugesprochen; immer noch zu wenig, viel zu wenig für ein Volk, das zu großem Leben berufen ist und dazu nicht des Bodens genug hat. Ich habe mich über diese Lage ausgesprochen im oben erwähnten Aufsatz („Altes und Neues", erstes Heft 1881: „Aus einer griech. Reise") und die Zurückverweisung auf Selbstgesagtes wird der warmen Teilnahme am Schicksal eines mächtig aufstrebenden und von der europäischen Politik unleidlich gehemmten Volkes erlaubt sein. Es sieht dem Geist unserer jetzigen Zeit nur ganz gleich, daß er es liebt, solche noch schwache kleine Völker zu verspotten, wenn sie heraus, herauf wollen. Auch der Kladderadatsch nimmt sie sich gern zum Karikaturstoff. Man vergißt, daß auch Preußen klein angefangen hat Wie behandelt man die armen Bulgaren! Sie sind kein so bedeutend angelegtes Volk wie die Griechen, aber sie streben aus der Roheit nach Bildung — und nicht seit heute — heraus; sie haben sich nicht selbst befreit wie die Griechen, aber sie haben ihre Thaten nachgeholt, haben, geführt von einem deutschen Helden, als Helden gefochten. Dafür werden sie jetzt von Rußland in einer Weise mißhandelt, die man nur teuflisch nennen kann. Denn teuflisch ist doch die Verbindung von Brutalität und abgefeimter Arglist. Verschwörungen anzetteln, um den Vorwand zum Einschreiten zu schaffen, Bestrafung der Verschworenen nicht zulassen wollen und Ordnung, Gesetz für Anarchie erklären — das ist doch wohl Satansarbeit. Darüber hat sich das sittliche Gefühl Europas und vor allem Deutschlands empört. Diese Empörung ist bei uns von jenen Parteien mißbraucht worden, die jeder rechte Deutsche verabscheut, weil sie mit Giftzahn am Reiche nagen. Aber der Mißbrauch gibt keinen Grund ab, die Wahrheit des mißbrauchten sittlichen Gefühls zu verkennen und es zu verhöhnen. Es ist ja wahr, daß ein solches Gefühl in seiner Einfachheit und Reinheit die politische Verwicklung nicht kennt, Moral und Politik nicht zu unterscheiden weiß, nicht bedenkt, daß Deutschland für ein Volk, mit dem seine Interessen in direktem Zusammenhang nicht stehen, keinen Schritt thun kann, der uns in einen Krieg mit dem nordischen Koloß verwickeln könnte. Aber geschont will dies einfach ehrliche Gefühl sein, nicht verspotten soll man es, und dies ist auch Politik, denn solches Gefühl kann man ein andermal gar wohl brauchen. — Wir können es mit Rußland jetzt nicht verderben, jetzt auch der Ostseeprovinzen, deren beschworene Rechte es vor unseren Augen niedertritt, uns nicht annehmen; aber zu viel ist zu viel: so viel Vergnügen brauchen wir ihm nicht zu machen, daß wir dort ein Opfer noch verhöhnen, hier, angesichts der rücksichtslosen Russifizierung unserer Stammesgenossen, ganz — selbst im Reichstage — schweigen. Das stolze Deutschland, jetzt vor Rußland in die Kniee gebogen! Und helfen wird es erst nichts! Bei nächster Gelegenheit wird uns der Eisbär doch in den Rücken fallen, und sie kann, wenn auch der französische Krieg nicht so schnell ausbricht, als wir befürchteten, immer noch bald genug kommen.

Wir sind von unseren Griechen etwas abgekommen — nicht zu weit, denn das Verhalten der deutschen Politik in diesen Dingen erinnert traurig genug an Metternichs Verhalten zu Griechenland in der Zeit seines Befreiungskriegs. Die Hellenen sind ohne Frage das zukunftreichste unter den Völkern, die das türkische Joch abgeschüttelt haben. Es ist von ihren Schwächen die Rede gewesen. Wir könnten ihnen noch stark ankreiden, daß sie den König Otto fortgedrückt haben. Aber genug des Sündenregisters, um so mehr, da sie, wie man weiß, diesen Streich bereuen. Sie sind ein geistig strebendes Volk, und das macht viele Sünden gut. Es ist eine stählerne Federkraft in diesem Volk, ich weiß kein anderes Wort, als das lateinische strenuitas, — ein stetiger Drang und Druck nach der Lichtwelt der Erkenntnis, und diese Tugend vereint mit dem heiligen Feuer der angeerbten, eingeborenen Vaterlandsliebe. Sie wollen stolz sein dürfen, ein wahres Bildungsvolk zu sein. Dieser Haupt- und Grundzug wird nun von ihrem reisenden Freunde bei jedem Anlaß in sein verdientes Licht gesetzt. Wer Griechenland kennt, dem ist es nicht neu; es kam zu meiner Zeit (1840) vor, daß siebzigjährige Greise in die Schule gingen, um noch lesen und schreiben zu lernen. Ein Bild gibt schon, was Engel bei Erzählung seines beschwerlichen Rittes von Kalamata nach Sparta erzählt. Er macht Halt in einem Chani am Eingang in die wilde Langadaschlucht. Der Wirt Papadakis sagt ihm, daß er τα γραμματα (das Lesen und Schreiben) von seinem dreizehnjährigen Knaben Athanasi gelernt habe. Dieser macht viermal in der Woche einen drei Stunden langen Weg, der ihn durch jene fürchterliche, beim kleinsten Fehltritt den Tod drohende Schlucht führt, zur Schule von Trypi und er hat dort vor allem Geschichte und Geographie des Vaterlands gelernt, er weiß mit der Kreide eine Karte von Hellas mit sicherem Zug auf die Zimmerthür zu zeichnen, dazu die Linie des Wegs, die ein Reisender von Korfu nach Saloniki zu machen hätte, wobei er von der Belagerung Missolonghis, von der Seeschlacht bei Naupaktos (Lepanto), von der Schlacht bei den Thermopylen zu erzählen weiß. — Ich erwähne von einzelnem noch die Schule für die Menge von Knaben, die in Athen sich heimatlos von allerlei kleinem Erwerb, Stiefelputzen, Zeitungsverkauf u. dergl. nähren; sie ist von einem der vielen Privatvereine für gemeinnützige Zwecke, dem Parnassos, gegründet, der Besuch unentgeltlich; die Jungen benützen sie sehr zahlreich und eifrig. Engel besucht diese Schule bei einer Prüfung und sagt: „Dort, wenn nicht sonst, habe ich meine Ueberzeugung von einer Kulturbestimmung des griechischen Volks in der Levante bestärkt. Und wäre diesen Nachkommen der Hellenen vom hellenischen Idealismus weiter nichts geblieben, als das Lernfieber, so verdienten sie die Beachtung derer, welche sich um die Geschicke der Balkaninsel zu kümmern haben." — Es wäre noch vom Unterrichtssystem zu reden; hier sei nur mit Nachdruck noch hervorgehoben, was schon bei dem Knaben des Chaniwirts erwähnt ist: daß das Vaterland, seine

Geographie und Geschichte durchaus als Hauptgegenstand behandelt wird. Wie stand es dagegen in Deutschland noch zu unserer Knabenzeit! — Ueberladung des Unterrichts ist ausgeschlossen. — Wer bezahlt die Landschule? Die Gemeinde. „Wir haben die Schule gebaut, wir bezahlen den Schullehrer, wir kaufen die Bücher" antwortet auf Engels Frage der stattliche arkadische Dimarchos Leonidas Spiliopulos. — Die Blüte der Hochschule in Athen ist bekannt. Ein Palast in altgriechischem Stil ist die Akademie (bekanntlich von zwei Deutschen, Hansen und Ziller gebaut), die Schenkung des Bankier Sina in Wien, die fünf Millionen Drachmen gekostet hat: der glänzendste, aber ja nicht der einzige Beweis, was in Griechenland der Patriotismus leistet. „Viele der schönsten Gebäude Athens sind Geschenke einzelner Bürger. Ganze Gymnasien, Krankenhäuser, Mädchenschulen, Ausstellungspaläste verdanken ihre Entstehung dem großartigen Opfersinn reicher Griechen. Der Staat Griechenland ist vielleicht der ärmste in ganz Europa; seine Bürger gehören zu den reichsten. Athen ist die zusammengeschenkte Stadt des Hellenismus."

Nur ganz Vereinzeltes haben die Neugriechen bis jetzt in der Kunst geleistet. In diesem Gebiet sich hervorzuthun, haben sie noch nicht Zeit gehabt. Es ist abzuwarten. Das Talent wird ja nicht fehlen. — Im übrigen ist die Raschheit des Kulturfortschritts nur zu bewundern.

Den unzufriedenen Hellasbesuchern hält der Verfasser das Bild dieser ungemein raschen Kulturbewegung entgegen, wie es sich ergibt, wenn man den Zustand des Landes vor dem Befreiungskriege und in der nächsten Zeit nach seinen Verwüstungen mit dem jetzigen vergleicht; man muß bedenken, was auch von Historikern schon gesagt ist: daß man Griechenland in jener Zeit sich so vorzustellen hat, wie Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg. Man kann nur staunen, was ein Land mit so armen Mitteln in der Zeit seit etwa 1835 geleistet hat, als Otto die Regierung antrat; geleistet in Sachen der Verkehrsmittel, der Einrichtungen für Bequemlichkeit des Lebens, wie Pflege der geistigen Bildung. Nach kurzem Stocken ging und geht es so schnell, daß kein Reisebuch Schritt halten kann, daß die Schilderungen aus den sechziger oder siebziger Jahren bereits heute nirgends mehr passen. Bedenkt man dies, so wird man billig sein gegen die Ungleichheiten, die noch bestehen: wilde Wege, armselige Chani, möbelarme Stuben, Schmutz, Primitives jeder Art in den Strichen, welche die Kultur noch nicht erreicht hat, und unverbittert des Guten sich erfreuen, das sie vielleicht verderbt, wenn sie an die zurückgebliebenen Stellen vordringt. Wir fassen das Gesagte mit dem Satze im Schlußwort unseres Buchs zusammen: „Bei verständigen und unterrichteten Männern ist die Thatsache längst ausgemacht, daß die Griechen die wichtigsten Kulturträger des Orients sind und daß sie bei der Lösung der Balkanfrage eine größere Rolle zu spielen verdienen, als ihnen bis jetzt zugestanden worden." Der Verfasser gibt dann einem griechischen Freunde das Wort zu einer warmen Lobrede auf sein Vaterland, worin nicht wenig beherzigenswerte Wahrheit zu lesen steht, während die Rede doch übrigens zu hoch geht. Mit allem Recht rühmt dieser Patriot, daß das alte Griechenland stets uneinig war, das jetzige einig ist, durch das Feuer seines Befreiungskriegs in ungeteilt gleicher Leidenschaft fürs Vaterland ineinsgeschmolzen; er setzt hinzu, daß es keinen Pfahl im Fleisch hat, wie die anderen modernen Staaten mit ihren alten Ständen: Adel, Bürger, Arbeiter und Bauern, mit ihren Kämpfen zwischen Kirche und Staat, Religion und Wissenschaft, keine Judenfrage, kein Irland wie die Engländer, keine Polen, Dänen, Franzosen oder Halbfranzosen wie Deutschland, daß fremdes Blut leicht und rasch in die eine Nationalität aufgesogen wird. „Ein Volk sind wir, eine Sprache reden wir, zu einem Gott beten wir, einen und denselben Willen haben wir: den Willen, als Nation zu leben, — und wir werden leben." Engel hat keine Einwendung. Wir hätten die eine und andere. Des befreiten und geeinigten Griechenlands Geschichte ist jung. Pfähle in sein Fleisch können noch, werden sicher noch kommen. Klassenreibungen, Rechtskämpfe der Stände kaum, wenigstens nicht im Sinne der alten Staaten, Judenfrage nicht, aber die rein politischen Parteien werden trotz der feurigen Liebe zum Vaterland, die ihnen dort allen gemeinsam ist, bei der starken, anererbten Faktiosität dem Staate noch schwere Tage bereiten. Ob ihm der Kulturkampf erspart sein wird? Ich glaube nicht. Ein so geistreiches, so lebhaftes Volk und seine Religion —: die griechische, dieser Leichnam, diese Mumie aus dem alten Byzanz, diese pure Mechanik der Religion, dies Gespenst von Religion —: trauriges Einheitsband! Dies Band wird übel reißen, wenn der griechische Geist einmal seine kritische und dialektische Schärfe nach dieser Seite richtet. Da ist zwar kein Papst, aber es gibt Papas genug, das Anathema auszusprechen. Engel hätte der warmen Liebe für Griechenland, die seinem Herzen Ehre macht, nichts vergeben, wenn er dem Griechen sein Loblied nicht unbedingt hätte hingehen lassen. Wir zweifeln nicht an seiner Vaterlandsliebe als Deutscher; er hätte sie in diesem Gespräch gegen das noch junge, an Erfahrung noch so viel ärmere Griechenland wohl hervorkehren dürfen.

Diese Ausstellung soll wahrlich kein Abzug sein von dem freudigen Lobe, womit wir das Buch begrüßen, vom Lobe der schönen Wohlstimmung, die darin atmet; sie geht nur ausnahmsweise auf Kosten des schärferen Urteils; nur ganz menschlich ist, daß sie da und dort zu rosig sieht. — Frisch und frei, wie der Geist in diesem Buch, ist sein Stil. Er lebt, er geht, er watet nicht durch Wurzel- und Schilfgeschlinge, stolpert nicht über Stock und Stein wie leider so manches Deutschen schwerfällige Sprachbeine. Die Kritik soll diese Tugend nie vergessen hervorzuheben; die deutsche Litteratur ist eben nicht gesegnet mit Schriftstellern, die schreiben können.

An die Freundin.

Von

Heinrich Löwner.

Jetzt weiß ich, warum ein sonniger Glanz
So oft aus den Augen dir bricht,
Warum des Frohsinns heiterer Kranz
Dir lieblich die Stirne umflicht.

Du tratest ins Leben am Tage just,
Da Frühling zu herrschen begann,
Und seinem Throne entsagen mußt'
Der Winter, der strenge Tyrann.

Drum bist du des Frühlings Patenkind,
Und Frohsinn und Sonnenschein
Das legte als glänzendes Angebind'
Er dir in die Wiege hinein.

Und siehe von deinem Glanze ein Strahl
In diese Lieder er drang,
Drum fliehet aus meinem düstern Thal
Zur Sonne, zu dir, mein Gesang.

Im alten Eisen.

Von

Wilhelm Raabe.

(Schluß.)

Was konnte ich denn thun? Die Hände habe ich ihm in aller Güte, mit aller Milde von dem Sarge seiner Mutter doch losmachen müssen, wie ich Ihnen schon sagte. Seine Instruktionen hat man doch einmal zu seinem Herzen im Leibe. Und was hätten Sie in meinem Falle denn anders thun können? Es war spät und wir drei waren da drüben allein mit der toten Frau und letzten Nummer vom Tage. Wenn ich alle die, welche auf dem Terrain da nicht wissen, wo sie mit sich hin sollen, wenn der Angehörige zugedeckt ist, mit in meine Stube nehmen wollte, so hätte ich selber wenig Platz darin. Aber ich habe gesagt: Sohnemann, leid thust du mir und deiner Courage wegen gefällst du mir wahrhaftig; aber Unsinn ist dieses, was du vorhast. Was Vernünftiges werden kann draus nicht, also komme in Güte; deine Schwester nehme ich auf den Arm, und auf 'was Warmes soll es mir hier bei Flebbe nicht ankommen! Und dann geht ihr artig wieder nach der Stadt zurück, da werden sie ja schon wissen, wie sie nach ihrer verfluchten Schuldigkeit für euch weiter zu sorgen haben. — Und so ist es denn auch geschehen bis auf das Warme aus gutem Herzen. Als ich das unmündige Wesen am Thorpfeiler vom Arm abgesetzt habe, um hinter uns abzuschließen und mich mit dem Schlüssel ärgere, da packt der Junge das Mädchen am Arm und ist auf und davon mit ihm in die Dämmerung hinein und der Stadt zu, ehe ich ihnen ein Wort nachschreien kann. Mehr kann ich nicht sagen; aber bis die Herrschaften mit ihrem Wagen kamen, haben wir hier noch bei Flebbe vor der Thür gestanden und dieses Erlebnis besprochen. Es könnte mir nur lieb sein, wenn Sie nun bei der Wirtin und den anderen sich erkundigen wollen, wie ich ihnen hierüber meine — Gefühle ausgedrückt habe, verstehen Sie wohl, Fräulein? Sie — Fräulein!"

„Versuche es, Albin. Komm hervor hinterm Tisch! Wir müssen tot oder lebendig weiter. Siehst du, es geht. Nimm nur meinen Arm, alter Mondscheingenoß!" sagte Uhusen. „Im Mondenschein liegt auch wohl heute abend die lübische Bucht nicht. Fort mit dem Komödienlicht aus unserer Vergangenheit! der Mann hat recht: wir kommen nicht an gegen die festgestellte Ordnung und müssen die schwarze Kiste dort drüben hinter dem schwarzen Gitter die Nacht durch lassen, wie sie steht. Aber der Enkel des Lieutenants Hegewisch will sein Schwert, um sich mit ihm durch die Welt zu hauen! Auch du hast recht, was hast du eigentlich mit dem alten Eisen zu schaffen? aber es ist zu dir geraten! freilich sonderbar — es liegt bei dir, und — bei Ahriman und bei Ormuzd und so wahr ich für mein Teil wenigstens ein Auge und eine Faust im Gedränge behalten habe, der brave kleine Kerl soll seine Waffe haben und Sie sollen ihn damit zum Ritter schlagen, Mutter Cruse . . . !"

Sie saßen im Wagen und rollten wieder der Stadt zu. Es war jetzt vollständig Nacht, und die Laternen in den Gassen und die Lichter in den Häusern brannten und die beiden Weiber warfen nach rechts und links ängstliche suchende Blicke durch die Fenster des Wagens. Die Mutter Cruse aber preßte trotz ihrer eigenen Ritterlichkeit die Hände krampfhaft im Schoße aneinander und murmelte in abgebrochenen Sätzen: Was soll ich, Uhusen? Ich mache mir nur die bittersten Vorwürfe. Zu mir ist er gekommen. Bei mir hat er seine Waffe gelassen. Verpfändet um ein Dutzend Sargnägel! Nun ist er in seiner Kinderphantasie völlig wehrlos. Und wenn er nun vor meine verschlossene Thür gekommen wäre um seinen letzten Halt im Leben? Von Ihnen, Schmied von Jüterbogk, weiß er ja doch nicht das Geringste! und daß Sie ihn mit mir suchen, kann er auch nicht wissen!"

„Es ist freilich schlimm so jung so allein zu sein," sagte das Rotkäppchen leise. „Und er hat noch dazu sein unmündiges Schwesterchen auf dem Halse. Es sind wohl schon welche in solchem Alter ins Wasser gegangen, wenn sie in solcher Stunde und Jahreszeit vor die letzte Hoffnung und verschlossene Thür gekommen sind."

„Das verhüte der Himmel," wimmerte der Hofrat, aus seiner Wagenecke auffahrend und aus seinem Stupor. „Das wird nicht sein, das kann nicht sein — habe ich denn noch nicht genug an dem Schrecklichen da draußen — an diesem — Sarge auf dem Kirchhof; an diesem Tage, an diesen Wegen, Fahrten, dieser Nacht? Ich beschwöre dich, Uhusen, mach' jetzt ein Ende mit diesen grenzenlosen Aufregungen! Ich will ja alles thun, was ich kann; du kennst ja meine Umstände, ich bin zu allem bereit; aber ich gehe zu Grunde an den entsetzlichen Bildern und Aufregungen

dieses Tages? Wohin fahren wir denn jetzt auf dieser fürchterlichen Jagd nach dem menschlichen Elend?"

„Fräulein Rotkäppchen riet zuerst doch lieber zu der Witwe Wermuth, das heißt zu der unbezahlten Rechnung in Kreide an ihrer Thür," sagte Peter Uhusen grimmig. „Die Kleine hat Erfahrung und wir andern müssen uns dankbar fügen. Leider brauchen wir den Wagen noch, sonst würden wir, die gnädige Frau, ich und das Fräulein, ihn dir gern überlassen zur Heimfahrt. Auf Ehre, Albin, hätte ich eine volle Ahnung davon gehabt, auf welche Wege ich dich hinauszerren müsse, so würde ich es mir zweimal überlegt haben, ehe und bevor ich dir den Degen des Lieutenants Hegewisch ins Haus trug."

„Aber ich will, ich muß diese Wege ja nun mit euch gehen!" stöhnte Albin. „Wie könnte ich je wieder ruhig werden, ohne an der Katharsis dieser Tragödie — dieses erschütternden, dieses furchtbaren Tages teilgenommen zu haben?"

„So ist es recht. Auf dem Wege der Besserung bist du freilich," brummte der lange Peter, die Achseln zuckend. „Nun, so nimm deine Lebensgeister noch einmal hübsch zusammen, und laß dich verbrauchen, wie die Welt dich gewollt hat. Wenn mich mein Ortssinn nicht täuscht, halten wir hier eben noch einmal Schulzensgasse Numero zehn."

„Lassen Sie mich zuerst aus dem Wagen," rief das Rotkäppchen. „Bei Nacht weiß ich doch wohl am besten hier Hausgelegenheit. Was? Sie zuerst, Hofrätchen? Da nehmen Sie meine Hand. Hier sind wir auf festem Boden, so gut ihn die Ortsgelegenheit liefern kann. Aber wie ist mir denn? woher kriegen Sie denn auf einmal den guten Humor, Herzenshofrätchen?"

Das konnte nur der liebe Gott wissen! guter Humor jetzt?!

Es war Humor in dem Dinge, wenn auch ein etwas grimmiger. Der liebe Gott wußte sehr gut darum Bescheid und brachte ihn ganz genau zu Buche. Die beiden guten alten Freunde aber, die Mutter Cruse und Peter Uhusen, die sich in der großen, anfang- und endelosen Komödie, und zwar nicht bloß von den Bretterbuden in Lübeck, Celle, St. Pauli und Brooklyn, zuerst zurecht fanden, die wußten ihn auch am besten zu würdigen — diesen Humor! —

„Sie sind alle beim Abendessen, soweit sie etwas zu knabbern haben," meinte das Rotkäppchen. „Hier unten und im ersten Stock bei der Noblesse möchte ich mich lieber nicht nach den Jöhren erkundigen. Die Herrschaften glauben es wohl nicht; aber sie können auch hier schauderhaft vornehm und suffisant sein. Heute morgen noch habe ich mich selber erst mit Scheu und Schrecken auf den bloßen Strümpfen durchgeschlichen. Erst weiter oben sind sie mir gut und geben uns Nachricht, wenn die Kinder sich nicht unvermerkt, wie ich, eingeschlichen haben. Und sie leihen uns auch wohl ein Licht für den Weg. Also bitte ich, sich an meine Schleppe zu halten. Sie besonders, Hofrätchen. Zwei Treppen höher klopfe ich schon jemand heraus. Also nur immerzu. Ein wenig mehr rechts halten, — bitte. Wer übrigens bei dieser Angelegenheit den Hals bricht, stirbt eines edlen Todes."

Das ganze Haus war dunkel und was die Treppen anbelangte, gänzlich leer. Dagegen regte sich hinter allen Thüren das lebendigste Leben: Gezänk, Lachen, Gekreisch, weinende Kinder von allen Altern.

Nicht ohne Gefahr und Sorge um ihre gesunden Glieder waren sie im vierten Stock angekommen und standen einer den andern gefaßt haltend in der Finsternis, als die Führerin plötzlich mit heller Stimme sang und zwar seltsamerweise nicht aus der neuesten Operette, sondern aus einem recht alten Kinderliede:

„Herr Doktor, lieber Nachbar,
Leiht mir Eure Latern;
Die Nacht ist so dunkel,
Es scheint ja kein Stern."

Ihre Begleiter konnten es in der Dunkelheit nicht erkennen; aber das Mädchen schien sich an einer Thür zum Schlüsselloch niedergebeugt zu haben. Mit gar nicht unmelodischer Stimme sang sie in das Schlüsselloch hinein:

„Die Nacht ist ja so dunkel,
Es scheint gar kein Stern,"

und es erhub sich hinter der Thür ein Gepolter, als falle da einer aus dem Bett oder als schlage da jemand in heller Wut auf den Tisch und werfe aufspringend hinter sich den Stuhl zu Boden. Und aufgerissen wurde die Thür und der jähzornige Bewohner der Höhle erschien, trübe beleuchtet von seiner Lampe, auf der Schwelle und zwar mit einem Prügel in der Hand, gegen den Uhusens Stock aus der Schwartauer Heide eine Gerte war. Rotkäppchen ergriff den erhobenen Arm des Mannes im zerfetzten Schlafrock und rief: „Gott sei Dank, Dokterchen, daß Sie jetzt wenigstens zu Hause sind. Wo waren Sie denn die vorige Nacht über? Wo steckten Sie, als ich heute morgen um den letzten Trost im Leben bei Ihnen zuerst anklopfte?"

„Bist du's, frivoles Ephemeron, allerliebstes Uferhaft, meine arme kleine Eintagsfliege? Na, dann hättest du auch die Dummheit unterwegs lassen können; ein Dutzend Zugharmonikas im Hause seit Feierabend sind gerade genug. Mußt du mir auch noch die Ohren vollplärren? Zu viel Musik, zu viel Musik in der Welt, das ist es ja, was ich sage."

„Wir haben keine Zeit und ich komme nur um Ihre Lampe für 'nen Moment; aber ich muß die Herrschaften doch wohl miteinander bekannt machen. Herr —" das Mädchen kam nicht weiter. Hofrat Dr. Brokenkorb und der Mann im Schlafrock hatten sich schon erkannt.

„Hohoho, na aber jetzt — na nu?" brüllte der ungetümliche, rotgesichtige, schwammige Höhenbewohner (als Gulo borealis unter den Naturkundigen in litterarischen Kreisen nicht nur gekannt, sondern auch gefürchtet) den vor einem neuen Schrecken erstarrenden Liebling des Publikums an. „O Götter, Helden

und Wieland, — die Wonne und Hoffnung von ganz Deutschland hier am Ufer des Cocytus in nächtiger Stunde?! Und mir die Ehre? . . mein allertrefflichster Mahomed, der zu seinem Berge kommt?"

Der Mann schwankte leider bedenklich auf seinen Füßen und Rotkäppchen stieß ihn kräftig zurück: „Ich sehe schon. Gehen Sie schlafen, Doktor Berg; legen Sie sich nicht aufs Sofa, gehen Sie zu Bett. Ihre Lampe bringe ich zurück, wenn ich sie nicht mehr brauche —"

„Yes, meine Psyche, holde Psyche! Immer mit der Lampe; ganz wie's Raphael gezeichnet und Mark Anton in Kupfer gestochen hat. Psyche, die sich mit der Lampe über den Amor neigt. Sie haben auch über die süße Sage einen Ihrer lächerlichen Vorträge Ihren Weibchen hingeleiert, Brokenkorb, und — ich — ich — habe mir und Ihnen die Kritik darüber geleistet. Nicht wahr — sauber? Und dazu ganz ohne Musik — ganz ohne Musik — ganz ohne Musik. Zwanzig Mark unter Brüdern auch jetzt noch in diesem feierlichen Augenblick wert. Leihe mir zwanzig Mark auf die nächste Abschlachtung hin, Bruder. Auch wir haben noch unser Schwert in die Wage zu werfen, bester Koll— Koll— Koll—"

„Jetzt gehen Sie auf der Stelle ins Bett," rief das Rotkäppchen zornig. Sie hatte den Doktor am Kragen genommen, ihn in seine Stube zurückgeführt und ihn mit einem Stoß wirklich auf sein Lager befördert. Nun griff sie die Lampe vom Tische auf und sagte, etwas außer Atem: „Auch das muß einen noch auf dem Wege aufhalten. Ihn nach den Kindern auszufragen, hätte uns nichts geholfen; aber sonst ist er gar kein übler Herr und ganz gutmütig, und wirklich ein Kollege von Ihnen, Hofrat Brokenkorb. Na, es freut mich, daß Sie ihn auch als solchen kennen und achten. Aber die anderen Herrschaften müßten ihn wirklich einmal reden hören, wenn es ihm ein bißchen klarer hinter der Stirn und unter der Glatze zu Mute ist. Ueber sein Hauptthema nämlich. Nämlich sein Hauptthema ist, daß viel zu viel Musik in Deutschland gemacht wird. Ich kenne keinen zweiten Menschen, der eine solche ingrimmige Wut auf die Musik hat wie er, und sein Gift so spaßig und gelehrt auslassen kann. O er kann über alles reden, wie der Herr Hofrat, und manchmal, wenn er bei guter Laune ist, hält er uns hier im Viertel einen Vortrag, gerade wie der Herr Hofrat anderswo. Aber die Polizei paßt ihm auch auf die Finger, oder — in seinem Fall, auf das Mundwerk. Er weiß nämlich, wenn er in der Stimmung ist, über alles göttlich zu reden, und wenn es ihm aus Zufall zwischen die Lippen kommt, auch himmlisch-sozialdemokratisch. Ach Gott, Sie sollten nur wissen, wie einerlei ihm das alles ist, und nicht bloß am anderen Morgen im Katzenjammer! Seine einzige, ewige und wirkliche Wut ist nur die zu viele Musik, die die deutsche Bevölkerung macht. Auf das schiebt er's, daß er selber es zu nichts in der Welt gebracht hat; aber — die Hauptsache ist, daß wir augenblicklich seine Lampe haben, und daß ich Ihnen mit ihr leuchten kann. Bitte, je weiter nach oben, desto vorsichtiger! Und nun — o Gott, Gott, Gott, man sollte wirklich ein Vaterunser vorher beten, — da — sind wir wieder vor der Thür der Witwe Wermuth!"

Es war so. Sie standen zum zweitenmal vor der Thür mit der letzten unbezahlten Rechnung von Erdwine Hegewisch; und ihre Führerin öffnete leise und scheu und leuchtete, mit zitternder Hand die Lampe des Doktor Berg haltend, in den fürchterlichen Raum voll Kälte und Finsternis und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus: „Gottlob, da liegen sie! Sie sind zu Hause . .!"

Achtzehntes Kapitel.

Zu Hause, und im tiefen, festen Schlaf, wie in voller Sicherheit im Schoß der Menschheit, der ungezählten Millionen ihresgleichen, wie in voller Sicherheit vor dieser Menschheit, diesen ungezählten Millionen.

Da lagen sie und schliefen; nicht wie sie auf Bildern und in schönen Märchen gemalt werden, die Kinder, die im wilden Walde verloren gingen und von den Rotkehlchen mit Baumblättern zugedeckt wurden: diese zwei Kinder, die im wilden Walde der Welt verloren gegangen waren, hatten es nicht so gut gehabt.

Ihr Zurückschleichen in das Haus hatte niemand gemerkt, und sie hatten es auch ganz verstohlen und auf den Fußspitzen fertig gebracht, und der Knabe hatte auf den Treppen seine und seines Schwesterchens schlechte Schuhe in der Hand getragen. In der Dunkelheit hatte in der leeren schrecklichen Kammer der Bruder umhergetastet auf dem Boden und dann geflüstert: „Nun ist es gut. Sie haben es noch nicht weggeholt; und gestohlen hat es auch keiner. Da sie uns nicht auf dem Kirchhofe bei Mama haben lassen wollen, so haben wir zum Glück noch ihr Bett. Nun decke ich dich wieder mit meiner Jacke zu und wärme dich an mir — fürchte dich nur nicht — ich fürchte mich gar nicht. Morgen früh schaffe ich mir des Großpapas Degen schon wieder und dann — dann — ja bloß bis morgen früh mußt du nicht weinen und dich fürchten, Paulchen; — bis morgen früh müssen wir ruhig schlafen und an die Mama denken, die es auch immer am liebsten hatte, daß wir fest einschliefen, wenn es uns nicht zum besten ging."

Im ruhigen tiefen Schlaf! Im Kinderschlaf im Kehricht der Welt, unter den Lumpen, Knochen und beim alten Eisen; der Knabe, auch ohne daß der Degen seines Großvaters, das Schwert mit den Zeichen von so manchen verlorenen Schlachten, der Degen des guten hoffnungsreichen, phantastischen Lieutenants Hegewisch zu seinem Schutz und Trost bei ihm lag!

Keines von beiden merkte es, als die Vier zu ihrem Bett traten, als ihrer Mutter letzte persönliche Freundin mit der Lampe des Doktors da unten, dem viel zu viel Musik in Deutschland gemacht wurde,

sich über sie beugte, und der Lichtschein über sie hin fiel.

Ihr — der Kinder Atem ging ganz ruhig, viel ruhiger als der der vier Lauscher.

„O Gott, Gottchen, Gottchen,“ schluchzte Rotkäppchen. „Ganz so wie mich meine Mutter ganz gewiß auch manch liebes Mal hat liegen sehen.“

Frau Wendeline war neben dem Strohsack niedergekniet, um dem jüngsten Geschöpf die Haare aus der Stirn zu streichen. Wer sie beim „Sortieren“ des Inhalts ihrer Säcke in ihrem Keller hatte knien sehen, durfte wohl von neuem bestätigen, daß man ein und dasselbe auf recht verschiedene Art und Weise verrichten kann.

Die beiden Männer standen wortlos und regungslos und erst nach einer ziemlichen Weile sagte Herr Schmied aus Jüterbogk: „Das ist gewiß so etwas wie eine Beruhigung, aber — wie nun weiter? Wir können sie hier nicht lassen. Verwöhnt und nervenschwach sind sie nicht und werden nicht umkommen von einem jähen Auffahren; aber — aber wer von euch will's auf sich nehmen und sie wecken?“

Das war nun doch eine Frage, die so gar keiner Antwort zu bedürfen schien, daß es fast lächerlich war, sie zu stellen, aber doch war sie allen bis in die tiefste Seele hineingethan und keiner von ihnen hatte einen Zweifel an ihrer Berechtigung.

Die Mutter Cruse zog die Hand zurück, mit der sie eben die Jacke des Knaben beiden Kindern besser übergedeckt hatte. Das Rotkäppchen hielt ihre Hand unwillkürlich vor die Flamme in der Lampe des Doktors Berg. Hofrat Brokenkorb, der doch am wenigsten bei der Frage in Betracht kam, trat doch am scheuesten zurück. Der Wechsel zwischen Licht und Schatten, den das Fräulein durch ihre Bewegung auf den geschlossenen Augenlidern der beiden Kleinen hervorgerufen hatte, half ihnen glücklicherweise aus der Verlegenheit.

Das kleine Mädchen fing ängstlich an, in seinem Erschöpfungsschlaf zu wimmern, und der Bruder fuhr auf mit offenen Augen und mit einem Griff nach der Seite des Strohsacks, wo in der vorigen Nacht der Degen von Bau, Kolding und Friedericia, mit dem er durch so viele Tage und Nächte den Todeskampf seiner Mutter und dann sein Schwesterchen bewachte, gelegen hatte. Blinzelnd vor dem Licht und Schatten und verwirrt durch die Gesichter und Gestalten um sich her, saß er aufrecht; und während er die Schwester mit dem linken Arm umfaßte und an sich zog, hob er den rechten Ellbogen vor das eigene Gesicht, wie um einen Schlag abzuwehren, und die Faust bereit, sofort selber zuzuschlagen.

Aber jetzt hatte ihn schon die Mutter Cruse im Arme und die letzte Freundin seiner Mama schluchzte zwischen Lachen und Weinen:

„Erschrick dich nicht, Wölfchen! bloß lauter gute Freunde, Junge. Aber Bengel, wie haben wir euch gesucht? Na armer Tropf, kennst mich wohl noch immer nicht, daß du mich so dumm ansticrst?“

Vor solchem Lärm erwachte selbstverständlich auch die kleine Pauline völlig und zwar mit lautem Geschrei; da aber gab das Rotkäppchen rasch die Lampe des Doktors Berg dem ersten besten und also diesmal dem Hofrat Dr. Brokenkorb in die Hand: „Halten Sie sie nur einen einzigen Augenblick!“

Und schon hatte sie wirklich „beide Hände voll“, hatte die kleine Pauline von der Matratze aufgehoben, hielt sie an die Brust gedrückt und tanzte mit ihr in dem Zimmer umher: „Mein Püppchen! mein Herzchen! nicht weinen — nicht erschrecken! Glaubtest doch wohl wirklich nicht, daß ich nichts mehr von dir wissen wollte, wenn deine Mama so oft mein einziger Schutz gewesen ist, wenn die ganze Welt mir auf den Hacken war? Nicht weinen, Herzchen! kennst mich doch? Nimm nur die Händchen von den Augen, lauter gute Freunde rundum! Glaubtest doch hoffentlich, daß es mir das Herz abstieß, als ich heute morgen euch nur verstohlen aus der Bodenluke nachsehen konnte? Und der heilige Christ ist ja auch vor der Thür; und was wünschest du dir diesmal zum Weihnachten? einen schönen Baum mit Lichtern, und Zuckerwerk und vergoldeten Aepfeln und Nüssen und so viele Puppen und buntes Spielwerk, als es nur in der ganzen weiten Welt gibt! Wozu gibt es denn die vielen Onkel und Tanten in der Welt? Guck nur — dies da ist die Mutter — die Tante Cruse aus dem alten Eisen, und der Herr hier — brauchst dich nicht zu fürchten vor seinem Bart und seiner schwarzen Nase und seinem einen Auge — und seinen Namen habe ich immer noch nicht recht verstehen können — dieser Herr hier gleichfalls aus dem alten Eisen. Und hier der Allerfeinste und Allerbeste, der Herr Hofrat Brokenkorb, deiner seligen Mama allerliebster Freund. Ja wundere dich nur, wie viele Leute es in der Welt gibt, die euch seit heute nachmittag plötzlich gesucht haben, als hinge ihre eigene, ewige Seligkeit davon ab, daß sie euch fänden . . .!“

„Jetzt beruhigen Sie sich endlich, Sie närrische Person, und verschüchtern Sie uns das arme Kindchen nicht noch mehr,“ rief endlich die Frau Wendeline, aber durchaus nicht zornig. Und dann stellte sie den Jungen, an beiden Schultern ihn haltend, vor den braven Peter Uhusen hin und sagte: „Ja, dies ist der junge Ritter, der mit dem Schwert seiner Ahnen heute morgen zu mir kam. Der Erbe des Lieutenants Hegewisch, der gute Junge, dem das Schicksal die letzte Waffe aus der Hand schlug und zu dem alten Eisen warf, um ihn zu seinen Freunden im alten Eisen zu bringen und zu verhelfen! Ich glaube, das wäre ein Bursch und später ein Gesell für Sie, Schmied von Jüterbogk. Wenn Sie ihn haben wollen, so nehmen Sie ihn, Uhusen; wenn nicht, nun, so lassen Sie ihn mir, vielleicht mache ich auch bei den alten Lumpen und Knochen einen Mann für diese eisernen Zeiten aus ihm.“

Der Knabe blickte von einem zum andern. Man sah es ihm an, daß er bereits völlig wieder bei sich war und ein ruhiges Wort hören und verstehen konnte. Es war durchaus nicht nötig, daß Rotkäppchen, mit

seiner Schwester auf dem linken Arm, ihm die rechte Hand auf die Schulter legte und ihn fragte: „Bist du auch ganz wach, Wolf, und kannst fassen, was die Herrschaften über dich abmachen wollen?"

„Den Degen deines Großvaters hebe ich dir auf, bis du erwachsen bist mein Sohn," sagte Uhusen ruhig. „Mutter Cruse, ich glaube, für den Augenblick wird die Hauptfrage sein, wohin wir die beiden für den Rest dieser Nacht bringen? Hier lassen möchte ich sie unter keinen Umständen."

„Das Kind zu mir ins Bett in meinem Keller; den Jungen nehmen Sie mit in Ihr Wirtshaus," rief die Mutter Cruse. „Das ist wohl das Einfachste."

„Zu mir! zu mir!" stammelte Albin Brokenkorb. Beide Kleinen, beide Kinder zu mir!"

„Eine seltsame Bereicherung deiner Raritätensammlungen, alter Freund," brummte Uhusen, aber nicht ohne Weichheit in der Stimme. „Recht hübsch von dir; aber sieh dir die Sache lieber doch erst morgen früh bei ruhigerem Blut und bei Tageslicht an. Was ist Ihr Rat, Fräulein Rotkäppchen?"

„Weshalb fragen Sie mich, Herr? Da den Jungen müssen Sie fragen. Er hat sein Leben bis heute so ziemlich allein machen müssen, und wird also auch über das Nächste am besten für sich und hier seine Schwester entscheiden können."

Peter Uhusen nickt zustimmend.

„So höre, mein Kind," wendete er sich an den Knaben und zwar ganz so, als rede er mit einem Erwachsenen. „Wir sind alle gute Freunde von deiner Mutter gewesen, und wollen nun alle unser Bestes für dich und deine Schwester thun. Dein lieber Großvater, der tapfere Lieutenant Wolf Hegewisch, hat mich und den Herrn da, den Herrn Doktor Brokenkorb gerade so auf die Schulter geklopft, wie ich dich jetzt darauf klopfe, und ich möchte ihm gern seine Wohlthaten vergelten, die er mir gethan hat, als ich noch ein Knabe war; und vor allen Dingen möchte ich mit dir reden können, wie er mit uns zu reden verstand. Mit seinem Degen, welchen du dieser Dame heute morgen brachtest in deiner Not, sind wir seit unserer Jugend vertraut, und ich kenne vielleicht noch mehr Geschichten, die an ihm haften, als wie du. Nun ist das aber für uns alle hier die größte und beste und liebste Geschichte, daß wir durch dies Stück altes Eisen euch, deine Schwester und dich und — deine arme Mutter, unsere liebe Jugendfreundin, aufgefunden haben in dieser Welt, wo man im Getümmel und Gedränge so leicht voneinander kommt. Als dieser Herr und ich Jungen waren, ist deine Mutter wie unsere kleine Schwester gewesen. Nachher haben wir uns voneinander verloren, aber im guten Gedächtnis behalten, und weil dem so ist, guck', mein Junge, deshalb will jeder sein Teil von euch haben. Ich bin nun nichts weiter als ein invalider Soldat, wie dein Großvater war und gehst du mit mir, so gehst du an einen harten Arbeitstisch. Der Herr hier, der Herr Hofrat, ist nicht Soldat gewesen; doch eine schlimme Schlacht hat er heute auch mitgeliefert und — hoffentlich mit gewonnen. Folgst du ihm, so kannst du es vielleicht noch zu viel Gutem und Schönem auf Erden bringen und wahrscheinlich auf nicht allzu beschwerlichen Wegen. Bergan geht es freilich bei uns beiden! aber wie gesagt: auf Rosen wirst du bei mir gar nicht gebettet und der Herr da ist ein angesehener Mann. Ich rate dir also, gehe mit ihm. Die Dame wird für deine kleine Schwester sorgen. Du hast mich verstanden? Wir haben ja gehört, wie du das Schwert geführt hast, seit dem Sonntag bis zu dieser Stunde: nun sage uns, was du jetzt für das Beste hältst?"

Mit scharfen, hellen Augen sah der Knabe an dem Schmied von Jüterbogk empor, dann schluchzte er: „Ich ginge mit Ihnen in alles Elend und käme doch wieder 'raus. Aber wo meine Schwester bleibt, bleibe ich. Das habe ich der Mama versprochen."

„Natürlich!" rief die Mutter Cruse. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Uhusen; aber seit ich Sie kenne, haben Sie nicht so viel überflüssige Worte geredet, wie eben. Zu der Frau Direktorin Cruse in das alte Eisen! So nehmen Sie doch endlich Ihrem Hofrätchen die Lampe wieder ab, Jungfer Leichtsinn. Geben Sie das Kind dem Herrn aus Wien, liebes Rotkäppchen. Du gehst mit mir, alter kleiner, braver Kerl. Dein närrischer Säbel liegt zwar bei dem Herrn Hofrat, aber mir hast du ihn heute morgen zugetragen, und mir gehörst du zu. Wenigstens für diese erste Nacht. Meine Herren, abgesehen von allem anderen halte ich es eben des nächsten Morgens wegen für das Rechte, daß wir das Zusammengehörige so nahe als möglich beieinanderhalten."

Es war so. Die letztere Zeit hindurch hatte niemand über die beiden Kinder hinweg an die schaurige, schwarze Kiste da draußen in der regnichten kalten Herbstnacht unter dem freien Himmel an der großen Grube gedacht. Und Rotkäppchen erinnerte sich auch jetzt noch nicht ihrer wieder; denn wer um die Gruppe, mit dem Licht, das sie dem Herrn Hofrat auf Wunsch von Frau Wendeline wieder abgenommen hatte, tanzte, war das Rotkäppchen. Und in Anbetracht, daß Erdwines Sarg wirklich noch unverscharrt in dem leisen Regen der Novembernacht draußen an der offenen Armengruft stand, war das freilich unpassend; aber von den Anwesenden am Strohsack der armen Frau Erdwine Wermuth fand sich keiner berufen es herauszufinden. Auch die Mutter Cruse nicht; denn die wickelte jetzt ihren schönen Mantel, welchen sie vorhin an jener Grube über den Hofrat Dr. Brokenkorb gebreitet hatte, um das Kind auf dem Arme des langen Peters und hatte nicht die geringste Zeit, „ihre Gefühle durch irgend einen Wortschwall durchzusieben". Und was ihren Mantel anbetraf, so war ihr augenblicklich doch schon ohne ihn warm genug und derselbe übrigens auch sonst nur nichts weiter als eine Nummer aus ihrer Lebenstheatergarderobe.

„So, Wolfram Wermuth," sagte sie, „jetzt nimmst du den Herrn Hofrat bei der Hand und führst ihn vorsichtig auf der Treppe. Du kennst sie ja am genauesten und weißt, wo ihr Halunken sie

am meisten zum Wackeln gebracht habt und wo das Geländer ganz fehlt. Und jetzt fort. Geh voran, Mädchen, und leuchte. Folgen Sie ihr mit dem Kinde, Uhusen, und du, Wolf, nimm dich mit dem Herrn Hofrat in acht. Ich mache den Beschluß."

Sie stiegen in der angegebenen Reihenfolge nieder und hatten Grund auf ihre Füße zu achten. Die Frau Wendeline aber blieb als die letzte noch einen letzten Augenblick auf der Schwelle des schauerlichen, jetzt in die volle Nacht versinkenden leeren Zimmers und sah zurück in die Finsternis. Noch einmal streifte ein Lichtschein von der Lampe in der Hand Rotkäppchens das letzte Lager von Erdwine Hegewisch, und die große alte Frau in der Thür schüttelte sich leise und strich sich mit der Hand über die Stirn und murmelte finster: „Jawohl alte Komödiantin, — ein fein Memento für deine schlaflosen Nächte in deinem Keller, diesen Winter durch!"

Sie schüttelte aber auch die schauerlichen Bilder, die sich mit diesem Umblick für sie verknüpften, ab mit ihrer gewohnten stolzen Handbewegung und stieg den anderen nach, und zwar jetzt nicht mehr durch ein stilles menschenleeres Haus. Es hatte sich das Gerücht von ihnen nun doch durch alle Stockwerke verbreitet und sie fanden einen erklecklichen Teil der Bevölkerung auf ihrem Wege. Aber die Leute flüsterten bei ihrem Vorüberschreiten nur leise miteinander und betrugen sich sehr höflich und anständig.

Nur Doktor Berg, der auch aus seiner Thür sah, stammelte mit schwerer Zunge lachend: „Nun beim Zeus, Brokenkorb, das wäre ja wirklich einmal etwas Neues, von dem man in den Zimmern der Damen erzählen könnte. Aber Sie haben recht, Kollege, daß Sie sich persönlich des Skandals annehmen. Er ist in der That riesig, und Sie können sich darauf verlassen: ich habe das Meinige gethan und werde es ferner thun, diese Sache in die Mäuler der Leute zu bringen."

„Großer Gott, auch das!" ächzte der Hofrat in der Tiefe seiner Seele.

„Ich helfe den Herrschaften nur in ihren Wagen, dann liefere ich Ihnen Ihr Licht wieder ab, Dokterchen," rief das Rotkäppchen. „Ja bringen Sie mir das Ding nur in die Zeitungen und zwar ohne alle Musik! Und meinen Namen dürfen Sie dreist voll ausdrucken."

Sie standen nun wieder in der Gasse, und der Kutscher nahm seinen Gäulen wieder die regenfeuchten Decken ab.

„Jetzt, gnädige Frau, rasch hinein in die Equipage," rief das Fräulein. „Herr Unbekannt gibt Ihnen am besten das Kind nun auf den Schoß. Hinein mit dir, Wölfchen. Und Sie, Hofrätchen, erlauben Sie, daß ich Ihnen helfe. Gott sei Dank, Gott sei Dank! Glauben werden es mir die Herrschaften nicht, aber einen Tausendmarkschein nähme ich nicht, wenn ich dafür die zwei Krabben noch immer da oben auf ihrer Mutter Strohsack wissen müßte. O Gott im Himmel sei Dank und vergelte Ihnen alles, was Sie — uns heute Gutes gethan haben, wenn wir uns nicht wiedersehen."

„Steigen Sie endlich ein, bestes Kind," rief der Schmied von Jüterbogk, sehr gröblich im Ton aber dazu im Ausdruck mit einer Höflichkeit, die er nicht an jede beliebige Fürstin, Gräfin oder Kommerzienrätin gewendet haben würde.

„Ich?" fragte das Rotkäppchen, die Lampe des Doktor Berg mit der Hand vor dem Wehen der Nachtluft schützend. „Das ist doch wohl Ihr Ernst nicht, Herr Unbekannt? Wer von Ihnen könnte mir denn ein Nachtquartier bieten?"

„Ich," sagte die Mutter Cruse aus dem Wagenfenster.

„Bei Ihrem alten Eisen?" lachte, die Thränen oder die Regentropfen aus den Augen wischend, die arme Kleine. „Nein, nein, noch nicht. Und dann — Sie haben ja schon die Kinder! wenn Sie die in Sicherheit halten wollen, dann haben Sie schon Ihr Thun genug, gnädige Frau; und ich bin vollständig über. Aber wenn ich Ihnen vielleicht noch einmal meine Tanzschuhe bringen sollte —"

Der Schmied von Jüterbogk zog das arme Geschöpf an sich und fragte es leise: „Findest du bis morgen zu essen und einen trocknen Winkel?"

Und Rotkäppchen antwortete, aber so leise: „Ja, Herr, ich danke Ihnen; aber wiedersehen möchte ich Sie wirklich noch einmal mit Ihrer schwarzen Nase, Ihrem einen Auge, Ihrer einen Hand und Ihren guten, dummen Redensarten. Natürlich find' ich schon noch ein Unterkommen für diesmal."

Die Schultern hebend fügte sie hinzu: „Nur nicht zu viel Musik, zu viel Musik im deutschen Reich!"

Und der schwarze Peter, Herr Schmied aus Jüterbogk, stieg zögernd den anderen nach in den Wagen und sah noch vom Fenster des fortrollenden Wagens aus, wie das schöne Mädchen auf der Thürschwelle stand und sich die Thränen oder die Regentropfen aus den Augen wischte. Dann blies der Wind das Licht aus.

Neunzehntes Kapitel.

Die Mutter Cruse hatte dem Kutscher wiederum ihre Adresse angegeben und der Kutscher hatte gebrummt: „Na, diese Jagd! Ja, wenn unsereiner sich seine Gedanken darüber machen wollte, was er so hin und her und zusammen fährt, dann hätte er viel zu thun und ich dankte für die Arbeit."

Es war ein Glück, daß ihn „die Geschichten seiner Fuhrgäste zuletzt doch gar nichts angingen", er hätte sie wahrscheinlich sonst nicht so sicher und geschickt durch das Gewühl der lebendigsten Gassen der Stadt zurück zu dem Geschäftslokal der Frau Wendeline geführt.

Da hielten sie nun wieder vor dem Lumpen-, Knochen- und alt Eisen-Keller, und — als ob nicht ihr wundervolles bewegtes Leben und auch dieser heutige nervenangreifende Nachmittag hinter ihr liege, stieg Frau Wendeline zuerst aus und suchte in ihrer Kleidertasche nach dem Schlüssel, der die Thür zu ihrem Reich des Erdenabfalls öffnete. Aber ganz

klar mußte auch sie doch nicht sich während der Fahrt geblieben sein; nämlich sie hatte jetzt das schlafende Kind von ihrem Schoß auf den des Hofrats Dr. Albin Brokenkorb gehoben, und Albin hielt es noch auf den Armen, während Uhusen den Knaben auf das Pflaster stellte.

Aber sehr merkwürdigerweise war Albin um diese Zeit völlig wach und von der ganzen Gesellschaft vielleicht am objektivsten bei der Sache. Aber diesmal, und das wiederum sonderbarerweise, nicht bei der äußeren Erscheinung, sondern bei dem Innern der Dinge. Er ordnete seine heutigen Erlebnisse seiner sonstigen Existenz ein, er legte den Tag zu Begriffen auseinander; und ein Mann, der wieder bei dem Begriff angelangt ist, der ist schon frei und weit hinaus und hinweg über die ärgste Verblüffung in betreff dessen, was ihm persönlich wieder mal am Tisch des Lebens neben den Teller gelegt worden ist.

„Bis ich drunten Licht angezündet haben werde, geduldeu sich die Herren wohl hier oben," sagte Frau Wendeline, und dann öffnete sich die kleine Thür und der schwarze Abstieg in die Tiefe der Erde wurde ihnen bei dem Lichter- und Lampenschein der Gasse sichtbar. Der erste süß-saure, unheimliche Duft von dem Produktenlager der Mutter Cruse schlug zu ihnen empor; aber der Hofrat blieb auch dem gewachsen. Nun leuchtete es aus der Tiefe, und die Mutter Cruse trat an die unterste Stufe der Treppe: „Wenn es gefällig ist."

Dem feinen, vornehmen, gelehrten Mann mit dem Kinde war's gefällig. Er strauchelte nicht mit seiner Last auf den übel ausgetretenen Steinstufen; er wurde nicht ohnmächtig von dem Dunst der alten Knochen und noch ältern Fetzengarderobe.

„Nicht da in die Glasscherben," warnte aber die Geschäftsinhaberin, als er die kleine Paula jetzt auf dem Boden niedersetzen wollte. Er trat zurück und wäre nun beinahe selber in das alte Eisen geraten; ein hochgetürmter Haufen von verrosteten Kochtöpfen, Ofenröhren, Ofenplatten, Kohlenschaufeln, Feuerhaken und -zangen und was sonst dazu gehört, kam ins Wackeln und klirrte und rasselte hinter ihm und um ihn her.

Sie mußten sich alle erst an das Licht und die Schatten in dem Gewölbe gewöhnen, — alle bis auf die Mutter Cruse, die sich natürlich sofort zurecht zu finden wußte und es ihren jetzt so ungewohnten Gästen so behaglich als möglich und das auch so schnell als möglich zu machen suchte.

Sie verstand dieses wundervoll. Mit königlicher Unbefangenheit trat sie einher, als ob alles so recht in der Ordnung sei, und als ob dieser schreckliche Aufenthaltsort ihr das ganze Leben durch das wünschenswerteste Ziel voll Licht, Fülle, Ruhe und Sicherheit gewesen sei. Und wir können es nicht genug wiederholen: Hofrat Dr. Brokenkorb war jetzt mit der ganzen Seele in der Situation: „Und diese Wunder hättest du versäumt ohne den Menschen — diesen Vagabunden Uhusen — deinen Freund Peter Uhusen, Albin!" murmelte er, mit allen Sinnen beschäftigt, allen phantastischen Zauber des Nachmittags und des Abends verwendbar sich einzuprägen.

Aber der lange Mensch, der schwarze kluge Peter Uhusen, schlug den Jugendfreund ganz zärtlich auf die Schulter: „Nicht wahr, du fängst an, dich zurecht zu finden? Dir fällt eine ganz neue Seite auf an dem Menschen in seiner Verwirrung auf Erden? Was für schöne Reden lassen sich darüber den Damen halten! Ja, ja, siehst du, es war doch wieder mal recht nett von mir, daß ich dich wie in unseren Lübecker Jahren mit mir nahm. Es kommt eben nicht alles dabei heraus, wenn man sich nur auf Mamas Eau de Cologne-Fläschchen verschwört in der menschlichen und göttlichen Komödie, in der man eben mitspielt, bewußt oder unbewußt; ob man will, oder ob man nicht will!"

„Zuerst jetzt für die heutigen Hauptpersonen in der Komödie sorgen, Schmied von Jüterbogk!" rief die Mutter Cruse. „Das Mädchen wäre mir auch auf den Glasscherben, auf welche es der Herr Hofrat niederbetten wollte, eingeschlafen und der Junge dort auf dem alten Eisen. Essen werden sie nicht wollen; ich kenne das, sie sind zu sterbensmüde dazu; aber ins Bett sollen sie, und somit — habe ich Sie, meine Herren, bis morgen früh hier nicht mehr nötig und wünsche von Herzen auch Ihnen eine recht gute Nacht."

Die alte Dame hatte im Hintergrunde ihrer Höhle eine Pforte geöffnet, die in ihre Privatgemächer oder vielmehr in ihre Schlafkammer führte. Mutter Cruse schlief nicht, wie die Nachbarschaft wissen wollte, auf ihren Lumpensäcken und Knochensäcken.

Nur im alten Eisen schlief sie, und gewöhnlich einen gesunden Schlaf, einen ruhigen, traumlosen Schlaf. Die beiden Herren sahen noch von der Thür aus, wie sie die Kinder Erdwines auf ihrem Bett zu Ruhe brachte. Wenn sie sich für diese Nacht ausnahmsweise auf ihren Lumpen ausstreckte, so war dagegen nichts einzuwenden, weder vom Standpunkt ihrer nächsten Nachbarschaft, noch von dem des Lieblingspublikums des Hofrats Dr. Albin Brokenkorb aus. Es war eben eine Geschmackssache, über die man sich sowohl in der Tiefe wie in der Höhe beifällig und sogar gerührt aussprechen durfte, ohne deshalb — aus seiner eigenen Rolle zu fallen.

In seine eigene Rolle fand sich Albin draußen in der Gasse im Anhauch der frischen Luft und vor dem Droschkenkutscher, der ihm den Schlag des Wagens öffnete, beruhigend rasch zurück.

„Rede jetzt nicht mehr zu mir, Peter," sprach er mit einem tragischen Pathos, welches der Mutter Cruse zu anderen Zeiten sicherlich viel Spaß gemacht haben würde, das ihr aber im jetzigen Augenblick eben so sicher recht unbehaglich gewesen wäre, wenn sie drunten am Bett bei den Kindern eine Ahnung davon gehabt hätte. „Dieser Tag hat mich durchgeschüttelt wie kein anderer in meinem Leben. Auf das furchtbarste hat er mich erschüttert; aber laß uns jetzt nicht weiter davon reden; ich bin unfähig zu hören und zu antworten. Ich muß mir das alles

erst in der Stille zurecht legen, und ich erschrecke jetzt schon vor dem Nachzittern des Erlebten. Du bist hart gegen mich gewesen, Uhusen, aber es war wie immer gut von dir gemeint, und ich habe dir zu danken. Willst du mich jetzt begleiten, willst du mit mir nach Haus fahren, so sollst du mir willkommen sein. Du sollst mir zu Rat, Trost und Ueberlegung mehr denn willkommen sein! O großer Gott, was für eine Nacht wird das werden mit diesem entsetzlichen Degen des Lieutenants Hegewisch dort in meinem Arbeitszimmer auf dem Tische!"

Der Schmied von Jüterbogk besah sich seinen Mann noch einmal ganz genau beim Schein der Wagen- und nächsten Gassenlaterne, und zwar mehr erstaunter über sich selber als über den Freund. Er pfiff drei bis vier Sätze aus dem ersten besten Niggermarsch seiner amerikanischen Kriegszeit und sagte, nachdem er sich möglichst wieder gefaßt hatte, mit einer Ironie, die aus dem ältesten alten Eisen der Welt stammte: „Ich meine doch, wir haben für jetzt wohl völlig genug voneinander. Auf dich wird es ankommen, ob wir uns morgen noch einmal sehen. Was sollte ich dir raten? was könnte ich mit dir überlegen? und — ich bitte dich — weshalb sollte gerade ich dir zum Trost aufs Seil gehen?"

„Du fährst nicht mit mir, Uhusen?"

„Nein, ich gehe lieber und zwar meine eigenen Wege."

„Also denn bis morgen," lallte Albin Brokenkorb. „Gute Nacht denn! O Götter, welch ein Tag, welch ein fürchterlicher Tag!"

„Gute Nacht, alter Junge," brummte Peter Uhusen. „Ich rate dir nun selber, deine kostbare Gesundheit zu schonen und dich nicht über die Grenzen der Menschheit aufzuregen. Sollte es dir unmöglich sein, den Erben des Lieutenants Hegewisch den Degen ihres Großvaters persönlich zu bringen, so — schicke ich natürlich nach ihm. Der Herr erhalte dich noch recht lange zur Bildung und Verschönerung seiner Schöpfung."

Der Hofrat war nicht imstande, noch einmal auszudrücken, daß er wahrscheinlich wieder mißverstanden werde. Er ließ sich von dem Kutscher über den Wagentritt emporlüpfen, sank mit einem tiefen Seufzer hin in die Kissen und schloß die Augen so fest als thunlich, da er den Kopf jetzt nicht mehr wie auf einer anderen, mehr oder weniger weit zurückliegenden Stufe seiner Metempsychosen — in den Sand stecken konnte.

Der schwarze Peter stand und sah dem Wagen nach. Dann nahm er den Hut ab und rieb sich mit der verstümmelten Pfote den sonst schon wirr genug sich aufbäumenden Haarwulst zu einer wahrhaft stachelschweinhaften Frisur durcheinander. Hierauf ging er sechs oder acht Schritte auf dem Wege nach seinem Gasthof, schwenkte urplötzlich um, kehrte zurück zu der Kellerthür der Mutter Cruse, fand sie noch nicht verriegelt und stolperte nochmals die Kellertreppe hinunter.

„Nun, was soll denn das? Wer ist denn da noch?" scholl es etwas sehr scharf durch die Thürspalte, aus der noch der Lichtschein in das Geschäftslokal drang.

„Ich bin's noch einmal, Mama. Ihnen ist es zwar ja längst kein Geheimnis; aber mir ist es ein Bedürfnis, es noch einmal heute in einen Busen auszuschütten, was ich bin und mit glänzendstem Talent zur Darstellung bringe. Ein Esel bin ich — bin ich gewesen von Ewigkeit — werde ich bleiben in Ewigkeit."

„Hm," brummte Frau Wendeline, schon sehr in Flanell und also in ziemlich mangelhafter Toilette, aber wirklich mütterlich besorgt aus ihrem Boudoir auftauchend, „was ist denn aber noch mehr Außergewöhnliches vorgefallen, um —"

„Schreibtafel her! Ich muß mir's niederschreiben,
Daß einer reden kann, und immer schöner reden. Und doch —"

„Das ist annähernd aus dem Hamlet, Uhusen. Sie fielen mir glänzend damit durch, selbst vor dem Publikum von Brooklyn."

„Na denn: — der Lord läßt sich
Entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich."

„Ja mit Ihrem Leicester haben Sie mich seinerzeit auch schön hereingeritten. Das war freilich Ihre Manier, auf Ihre Kenntnis des Menschen sich etwas einzubilden und sich an Charaktere zu wagen, von denen Sie nicht das mindeste verstanden. Bah, Ihre Psychologie! Nun, was hat Ihnen der saubere Weißlingen denn noch angethan oder mitgeteilt, um Ihnen wenigstens für einen kurzen Augenblick zu dieser jetzigen Selbsterkenntnis zu verhelfen?"

Der Peter aus der Fremde sah die greise mütterliche Freundin wahrhaftig ratlos an.

„Zum Teufel, ja, da fragen Sie mich nur! Gar nichts!" schrie er wütend, seinen durchnäßten Filzhut mit grimmigem Nachdruck in das alte Eisen niederschmetternd. „Abgeahnt — abgerochen — nein, bei Gott, abgefühlt habe ich's dem armen Tier eben, daß es trotz allem nichts brauchen kann von der Erbschaft des Lieutenants Hegewisch und der Witwe Erdwine Wermuth."

Und mütterlicher denn zuvor klopfte die Mutter Cruse ihrem liebsten Erdenkameraden auf die schwarzgerauchte Backe und sagte mit leiser und gerührter Stimme: „Sie haben recht, Uhusen. Ein Esel sind Sie, waren Sie und bleiben Sie. Aber was sollte aus uns hier bei den Knochen, Lumpen und im alten Eisen werden, wenn man euch nicht hätte zu einem Halt und zum Anklammern mit der Hand und mit dem Herzen im Kehrichtstaubwirbel dieser Welt? Ich hätte Sie schon heute morgen umrufen können, Peter, als Sie mir mit dem Degen des eben so närrischen Lieutenants durchgingen; aber da dachte ich mir doch: was würde wohl, wenn man gar noch *diese* von ihren Dummheiten zurückhalten und ihnen ihre Rolle aus der Hand schlagen würde? Da habe ich Sie denn ruhig laufen lassen, gerade als wie ich Ihnen Ihren Willen ließ, wenn Sie mir über Ihre Seepiraten von Blankenese, oder wie die wunderbare Historie sonst hieß, hinausgriffen und sich nicht

nur an meinem besseren Verständnis, sondern auch an unserer Tageskasse auf das schmählichste versündigten."

Herr Schmied aus Jüterbogk saß wieder auf dem Lumpensack, auf dem er am Morgen gesessen, und sah zu der alten Heldenmutter im „Hausrock" empor, als könne er sie nimmer genug sein Lob singen hören. Sie aber fragte nur noch: „Nun, wie hat sich denn der Edle geäußert, um Sie zu diesem vollen Verständnis über Ihre Unzulänglichkeit in betreff von Menschenkunde und Menschenverständnis zu bringen?"

Wütend wieder aufspringend, rief der lange Peter aus der Fremde: „Gar nicht hat er sich geäußert. So dumm wie ich ist er nicht! Fällt ihm gar nicht ein, das einem anderen auseinanderzusetzen, was er sich von ihm abriechen, abfühlen, abahnen lassen kann. Den Honigseim des Tages hat er voll gesogen und trägt ihn eben zu Stock, das dazu gehörige Wachs ebenfalls an den Beinen. Geben Sie acht, Sie adeln ihn uns für das Kapital, was er aus dem heutigen Jammer herausschlägt! Im übrigen freilich fühlt er sich augenblicklich sehr unwohl — zum äußersten erschöpft — ermattet zum Tode von allem, was er heute in unserem Guckkasten — in unserem Guckkasten, Mutter Cruse, gesehen hat. Ob er morgen früh Erdwine die letzte Ehre geben wird, hängt natürlich ganz von seinem Befinden ab."

Sie hatten beide bei ihrer Unterhaltung nicht auf das Bett in dem Kämmerchen, in welchem die beiden Kinder Erdwines zur Ruhe gebracht worden waren, geachtet. Aber jetzt wurde alle ihre Aufmerksamkeit wieder dahin gezogen.

Ein schluchzender Ton war von dort hergekommen. Sie sahen den Sohn Erdwines aufrecht sitzen und nach ihnen hinstarren im Schein der Lampe. Er stützte sich auf die linke Hand und hob die Rechte, welche den Degen von Bau, Kolding und Fridericia so gut geführt hatte, gegen sie.

„Das ist der andere," schluchzte er. „Die Mama hat ja nicht viel von ihm uns erzählt; aber ich kenne ihn nun doch. Aber er hat noch meinen Degen, und er soll mir meinen Degen, meines lieben Großvaters Degen wiedergeben. Ich habe alles gehört und alles verstanden."

Die Frau Wendeline und Peter Uhusen waren rasch zu dem Bett geeilt, und jetzt hing der Junge an dem Halse des Schmieds von Jüterbogk und rief, in Thränen und Aufregung um Worte kämpfend: „Und Sie sind wieder der andere! Der, von dem Mama immer und immer wieder erzählt hat. Sie haben Mama lieb gehabt und haben das Paulchen und mich gefunden, als wir keinen anderen mehr zur Hilfe hatten und die ganze Welt sich vor uns fürchtete der Vergiftung wegen. Sie haben schon vorhin von sich und dem anderen zu mir gesprochen; aber da habe ich es noch nicht ganz verstehen können aus Mattheit. Jetzt bin ich ganz wieder bei mir, gerade so gut wie als Paula und ich allein waren in den Nächten bei der gestorbenen Mama und ich allein wachte. Ja, der guten Madam da habe ich meinen Degen gebracht in meiner allerletzten Not, und sie hat ihn Ihnen gezeigt, und so sind Sie alle uns zu Hilfe gekommen. Sie haben auch den tollen Hund damals tot geschlagen, und —"

Was der arme kleine Bursche alles sonst noch hervorstieß, blieb unverständlich. Die Mutter Cruse und der Schmied von Jüterbogk hatten noch lange, lange neben dem Bett zu sitzen, ehe sie ihn zu Ruhe gesprochen hatten und er in seinem Unwohlsein, seiner äußersten Erschöpfung, seiner Todesmattigkeit wieder schlief.

Als er endlich wieder schlief, ließen sie sich das Vorgefallene eine Warnung sein und sprachen von nun an recht leise miteinander. Natürlich zuerst darüber, was nunmehr mit den Kindern werden sollte. Aber darüber kamen sie in dieser Nacht noch zu keinem endgültigen Beschluß. Es war in der That zu vieles dabei zu überlegen. Sie verschoben denn auch diesmal die Hauptsache, wie das das Gewöhnlichste und meistens auch das Verständigste ist, auf eine beruhigtere Stunde, also unbedingt zum wenigsten auf morgen, und redeten dafür lieber noch von sich selber, dem armen Rotkäppchen und auch noch ein weniges vom Hofrat Dr. Albin Brokenkorb. Das letztere Thema wirkte merkwürdigerweise am beruhigendsten unter den gegebenen Umständen. Es ist eine Thatsache, daß die Mutter Cruse zuletzt ganz lustig dabei wurde und den armen Peter sogar sehr heiter damit aufzog, so daß dieser beim endlichen wirklichen Gutenachtsagen für diese Nacht, sich den im Produktenkeller mühsam wiedergefundenen Filz auf den Kopf schlagend, grimmig grinsend schnarrte: „Na, zum Henker, ich für mein Teil lasse ihn mit Vergnügen laufen. Aber Mutter Cruse, wen schicken wir ihn, um ihn die Plempe des Lieutenants Hegewisch wieder abholen zu lassen? Meinen guten alten Wanderknüppel, mein einziges Lübecker Erbstück, habe ich schon bei der sauberen Geschichte eingebüßt; und das können Sie nicht verlangen, Mama, daß ich mich ohne solchen Trost zur Hand noch einmal zu ihm verfüge. Einige Rücksicht habe ich doch auch auf meine Gefühle zu nehmen."

Frau Wendeline sah mit einem ihrer verständnisreichsten, hellsten Blicke zu dem Freund hinüber: „Dem Himmel sei Dank, daß man noch lachen kann; aber — machen Sie mir Ihre Gefühle nicht lächerlich, Uhusen! Ihr Knüppel liegt ganz gut — dort — in Numero zehn in Schulzensstraße — bei dem Strohsack, und um das alte Eisen gehe ich im Notfall selber. Nun aber habe ich für heute wirklich genug. Scheren Sie sich nach Hause oder nach ihrem Wirtshause und rauchen Sie noch eine Cigarre zu einem gemütlichen Glase Grog. Ich meinesteils habe auch die Absicht, noch ein wenig still für mich bei einer Tasse Thee zu sitzen. Morgen früh können wir dann ja unsere Ideen zusammentragen und miteinander vergleichen, was zwischen unseren Ueberlegungen miteinander stimmt oder nicht stimmt."

„Das mit der Cigarre und dem Glas Grog ist unbedingt eine Idee, und zwar eine, die mir wirk-

lich auch schon unbestimmt im Sinn geschwebt hat. Gute Nacht, Mutter Cruse."

„Gute Nacht, Uhusen."

Zwanzigstes Kapitel.

Es ist nicht zu ändern; wir müssen noch hier hindurch, so gern wir's uns ersparen und dem Leser durch einen anderen schenken lassen möchten. Wer uns den Griffel in die Hand gedrückt hat, trägt die Verantwortung; das Stückchen Blau aber, das jetzt schon durch das Gewölk leuchtet, nehmen wir nicht als ein Geschenk, sondern als ein Zeichen, daß man sich anderen Orts seiner Verantwortlichkeit bewußt ist.

Der Mittwochmorgen kam. Noch ohne Sonne; aber es dämmerte doch, es wurde von neuem Tag, und wir — wir haben nicht danach zu fragen, wo Rotkäppchen einen Unterschlupf diesmal für die Nacht gefunden hatte. Wenn das deutsche Volk ein wenig zu viel Musik macht, so zeigt es doch von Jahr zu Jahr deutlicher noch einen anderen Geschmack, den wir noch weniger billigen können wie seine Neigung, in Tönen aufzugehen. Doktor Berg ist anderer Ansicht; — was Hofrat Dr. Brokenkorbs innerste Meinung über die Frage ist, hat er sich bis jetzt gehütet, öffentlich vorzutragen. —

Wir finden mit dem ersten Morgengrauen das Rotkäppchen schon vollständig in den Kleidern und selbstverständlich in denen vom gestrigen Tage. Und wir finden es, mit dem Kopf auf den Knieen und die Arme um den Kopf gelegt auf dem Strohsack in der leeren, kalten Kammer der Witwe Wermuth, in welcher die zwei Stücke des alten „Wanderknüppels" des Schmieds von Jüterbogk — das mit der eisernen Zwinge und das mit der Hanswurst- und Faunenfratze — die einzigen Zeichen sind, daß jenseits dieses doch noch etwas anderes liegt, als der Pöbel in der Welt zugeben kann und will, — von seinem Zugebenmögen sei nicht die Rede.

Ob das Fräulein so früh am Tage schon ein Frühstück gefunden hatte, können wir gleichfalls nicht sagen; aber als es völlig Dämmerung geworden war, schnellte sie empor, als ob es keinen Hunger, keinen Frost, keine Ermüdung auf Erden gebe. Es ist kein Mensch, den nicht um irgend etwas Hunderttausende, ja Millionen beneiden können, und für heute hatte Fräulein Rotkäppchen noch ihren Leichtsinn, ihren guten Mut und gesunden Körper. Alles drei sehr schöne Dinge — auch das erste unter gewissen Lebensumständen und Daseinsbedingungen.

Sie schüttelte sich in ihren Röcken und machte noch einmal den vergeblichen Versuch, eine erblindete Fensterscheibe als Spiegel zu benutzen. Da das wiederum sich nicht thun lassen wollte, öffnete sie das Fenster, sah in das Wetter und seufzte: „Leidlich!"

Nun regte sich der erste Fuß auf den Treppen im Hause. Der erste Bewohner ging zur Arbeit, und das Rotkäppchen sagte: „Na, denn zu. Hat der Spatz Glück, wird er nicht von der Katze gefressen; und Glück habe ich meistens doch immer noch gehabt. Also vorwärts ins Vergnügen, und nur keinem merken lassen, daß man Angst hat!"

Sie mußte doch wohl ein Frühstück gefunden haben, denn als sie aus dem Hause glitt, sah sie gar nicht verhungert aus. Und ihr Spatzen- und Buttervögelglück hatte sie dazu; sie wurde nicht sofort an der Thür abgefangen und an ihren jetzigen Wegen gehindert.

Sonderbarerweise führte sie der erste Gang in die alleranständigste Gegend der Stadt.

„Ich hab's dem guten Jungen versprochen, und Wort halten soll der Mensch, wenn er auch sonst nichts zu verschenken hat. Ich habe ihm das Ding von wegen der Nägel, des Säbels seines seligen Großpapas und der Madam Cruse unter die Finger gegeben, und ich habe ihm hoch und heilig versprochen: Wolf, ich schaffe dir das Käsemesser zurück, denn die Mutter Cruse kenne ich. Mit der brauche ich nur zur Auseinandersetzung zu kommen. Na, so 'ne Komödie! Aber so ganz umsonst will ich gestern abend doch nicht mit der Alten, der Schwarznase und meinem Hofrat nach dem — da draußen hingerutscht sein. Na, Hofrätchen, warte, dich werden wir im Notfall auch aus dem süßesten Schlummer wecken, bloß um der Welt zu beweisen, daß auch unsereiner mit beiden Ohren hören kann, wenn man unbestimmte Verhältnisse vor ihr in der Droschke stundenlang Knie gegen Knie verhandelt. Wenn der Junge wo Anspruch auf den Degen seiner Ahnen hat, so ist das heute morgen um achte — da draußen! da draußen, da draußen, da draußen vor dem Thor. Wer aber so früh am Tage und nach den gestrigen Erlebnissen da sicherlich noch nicht vorhanden sein wird, das ist mein liebes Dokterchen, mein süßes Hofrätchen. Aber — mein ist der Säbel, mir gehört er an, sagt die Jungfrau und umsonst werde ich mich doch nicht von dem alten braven Sohn, dem Wölfchen Wermuth, mit der Plempe haben gleichfalls beschirmen lassen. Her muß sie und sollte ich Runne und Plate vom Keller bis zum Dache aus den Eiderdaunen sturmläuten müssen. Das ist ja diesmal ein wahrer Segen, daß dieser Edle, dieser liebe gute Herr mit noch mehreren schönen Seelen zu meiner ausgebreiteten Bekanntschaft gehört! Na, und im Notfall muß mir sein Kupfer zu dem Meinigen verhelfen. Komme ich in Rage, so ist's mir auch ganz egal, was für Aufsehen es macht oder was für eines ich mache."

Ach, um das Aufsehenmachen in der Welt — —!

So zwischen sechs und sieben Uhr am Morgen kommt man, wenn man Glück hat, schon ohne Aufsehen durch. Es ist dann bereits eine ganze Menge Leute auf den Beinen, auch im Spätherbst und bei mißlichem Wetter. Bei Runne und Plate standen sowohl Geschäftsthor wie Privateingang geöffnet, und Rotkäppchen fand in der Hinsicht nichts vor, was ihrem Vorhaben entgegen gewesen wäre. Einen Augenblick zögerte sie zwischen den zwei Pforten; dann aber schlüpfte sie in das hochgewölbte Einfahrtsthor des Geschäftshauses und fand sich wieder im

richtigen Augenblick an der richtigen Stelle: Gott ist nicht wählerisch in seinen Boten und Werkzeugen, und die irren sich, die da meinen, daß er die Welt mit spitzen Fingern anfasse und das nämliche von ihnen verlange. —

Das große Geschäft in altem und neuem Eisen war schon in voller Thätigkeit. In den Schreibstuben glitten die Stahlfedern über das Papier, und in den Magazinen und auf dem Hofe rasselte und klirrte das, und hoben und schoben die Arbeitsleute; die Firma rühmte sich in ihrer „Branche“ mit dem größten Umsatze in der Stadt und weit über dieselbe hinaus.

Das Erscheinen der jungen Dame in dem Hofe machte kein Aufsehen. Wie großartig der Umsatz von Runne und Plate in neuem Eisen sein mochte, der in altem blieb immer, zum Teil wenigstens, ein Kleinhandel. Alte Weiber und Männer, halbgewachsene Mädchen, Kinder von beiden Geschlechtern kamen mit Körben, mit Säcken, mit Schubkarren oder Handwagen voll des rostigen Wertobjekts und zogen mit weniger Silber und meistens nur Nickel und Kupfer zum Austausch wieder von dannen. Frau Wendeline Cruse war da zum Exempel eine wohlbekannte und sehr respektable Persönlichkeit, und Fräulein Rotkäppchen konnte ganz wohl ebenfalls einen durchgebrannten Stubenofenrost oder eine durchlöcherte Eierkuchenpfanne oder einen zersprungenen Kochtopf unter dem Tuche tragen! Runne und Plate hielten ihre Wagschale und ihr mächtiges Hauptbuch auch für den Geschäftsverkehr mit ihr bereit. Runne und Plate konnten nicht wissen, daß das Rotkäppchen nicht gekommen sei, altes Eisen zu bringen, sondern die feste Absicht hatte, dergleichen auf jede Weise, einerlei ob erlaubte oder unerlaubte, auszuführen.

„Je, Fräulein, sind Sie denn das? wie kommen Sie denn jetzt hierher?“ erscholl aber eine Stimme aus einer Thür her, von der eine enge Dienerschaftstreppe zu den Wohnungen der besten Mieter des Haupthauses führte; und das Fräulein, rasch dem Anruf zuspringend, sagte: „Na, siehst du, ich wußte es ja, daß ich nur meinem Gefühl zu folgen brauchte. Guten Morgen, Rupfer.“

Es war Rupfer, der mit einem Stiefel seines Herrn über der linken Faust, einer Bürste in der rechten und einer angenehmen leichten Cigarre aus dem Vorrat seines Hofrats dort „der Unterhaltung bei seiner Mühsal wegen“ lehnte und den Haufen alten Eisens inmitten des Hofes wachsen und abnehmen sah.

„Ah, so nett!“ rief Rotkäppchen. „Sie suche ich gerade. Ihretwegen komme ich, Rupferchen.“

„Meinetwegen? na nu?“

„Oder des Herrn Hofrats Brokenkorb wegen — natürlich. Ist er schon auf?“

„Na nu?“ fragte Rupfer mit einem Gesicht, als ob er wegen der Bodenlosigkeit der Anfrage sofort zu Stein werden müsse. „Der schon uf? Und nach solchem Nachhausekommen, und dem, was man ihn wahrscheinlich seit gestern hat durchmachen lassen? Fräulein, wenn Sie dabei gewesen sind, dann will ich Sie gleichfalls seit gestern abend gesucht haben, um das Genauere von Ihnen endlich über dieses Jammerelend zu erfahren.“

„Sicherlich war ich dabei. Von Anfang bis zum Ende. Und erfahren sollen Sie natürlich alles, Rupfer; aber nur jetzt nicht. Ich habe keinen Augenblick Zeit. Ich war nämlich nicht allein dabei, sondern die vornehmsten Herrschaften, und jetzt schickt mich der Herr Oberst zur Disposition Uhusen von wegen des Degens des Herrn Lieutenants Hegewisch. Gehen Sie hinauf, Rupfer, und sagen Sie dem Herrn Hofrat: ein schönes Kompliment von der gnädigen Frau und dem jungen Herrn Wolfram und Fräulein Paula und ich sei da und geschickt, um den Degen des Herrn Lieutenants abzuholen; die Herrschaften brauchten das alte Eisen notwendig auf dem Kirchhofe am Sarge der Frau Erdwine.“

Zu Stein wurde Rupfer nicht, aber er klopfte sich mit dem Zeigefinger, seine Glanzwichsbürste fester packend, dreimal bedeutend stumm vor die Stirn.

Das arme Mädchen, jetzt zwischen Aerger und Kummer, stampfte mit dem Fuße auf und rief: „Oder noch besser, fragen Sie ihn, ob wir persönlich verabredetermaßen wirklich die Ehre haben werden von ihm? ob er selber kommen und den Degen mitbringen will?“

„Nu gar noch dieses Blech! Ne, Fräulein, alles andere Ihnen zuliebe, aber diesen Unsinn bestelle ich meinem Herrn nicht. Sie haben ihm gestern abend nicht aus den Kleidern geholfen, Sie haben ihn heute nacht nicht wimmern hören, Sie haben ihn diesen Morgen nicht auf seinem Kopfkissen sich betrachtet. Wissen Sie was, machen Sie sich das letztere Vergnügen. Kommen Sie mit 'rauf und besehen Sie sich das Unglück; und denn — wenn es eben nicht anders geht, rapportieren Sie selbst zu Hause oder von wo sonst Sie mir eben nach Möglichkeit vorflunkern. Hätte das mit der Plempe und dem Kerl mit dem Knüppel als Visitenkarte nicht seine Richtigkeit, so nähme ich Gift darauf, daß das nur wieder einer von Ihren dummsten Narrenstreichen ist, Fräulein. Wollen Sie mitkommen?“

Natürlich wollte Fräulein mitkommen. Wir wissen nun schon, daß ihr Leben sie schon öfter mit dem Hofrat Dr. Brokenkorb in Verbindung gebracht hatte: die geschmackvollen, behaglichen Wohnungsräume ihres celebren guten Bekannten imponierten ihr gar nicht. Sie lagen ebenso wie gestern bei niedergelassenen Vorhängen und traulichem Dämmer, diese Räume; aber Rotkäppchen warf kaum einen Blick auf ihre Herrlichkeiten, Merkwürdigkeiten, Behaglichkeiten. Sonderbarerweise jedoch fing ihr, die vorhin so frisch und warm von dem Strohsack der Witwe Wermuth aufgesprungen war, jetzt in diesen durch die allerneuste und sinnreichste Luftheizung erwärmten Zimmern an zu frösteln, und sie zog ihr dünnes Tuch fester um die Schultern.

Doch da war das Arbeitszimmer des bekannten und beliebten Gelehrten und Kunstverständigen, und —

„Ah!" rief das Mädchen, in den Sessel vor dem Schreibtisch sinkend. Sie griff nach dem Degen des Lieutenants Hegewisch, der immer noch über den wohlgeordneten Papieren, den Kunsthandbüchern und zwischen den Nippsachen lag, und seufzte: „So!"

Rupfer warf dem Griff über die Schulter einen verständnisvollen Blick zu, lächelte vergnügt in der Gewißheit, seinem Herrn in Treuen die wohlthuendste, angenehmste Mitteilung zu machen und flüsterte in des Nebengemach hinein: „Herr Hofrat, der Säbel des Herrn Lieutenants soll wieder abgeholt werden."

Rotkäppchen lehnte sich über den Arm ihres Sessels dem Thürvorhang zu, vernahm aber nichts als einen unbestimmten Laut aus dem Nebenzimmer.

„Oder ob Sie vielleicht selber zu dem Begräbnis kommen und den Degen des Herrn Lieutenants mitbringen würden?"

Es ließ sich derselbe Laut, nur etwas deutlicher, vernehmen; Rotkäppchen zuckte die Achseln auf eine Weise, die mehr sagte, als Hofrat Dr. Albin Brokenkorb je in einem seiner berühmten und beliebten Vorträge mündlich oder durch den Druck veröffentlicht hatte.

„Gehen Sie doch näher heran und schütteln Sie ihn, Rupfer," riet sie, und der gute Diener folgte gern und grinsend dem Rat, indem er spaßhaft seiner und seines Herrn guten Bekannten mit der Faust drohte.

Rotkäppchen stand jetzt gestützt auf den Degen des Lieutenants Hegewisch und horchte an der Thür. Es wurde drinnen hin und her geredet, klagend und bedientenhaft. Dann steckte Rupfer den Kopf wieder hinter dem Vorhang vor und greinte leise: „Fräulein, wie ich es mir gedacht habe. Er spricht aus Schäkspieren und lateinisch und griechisch. Das einzige, was ich verstanden habe, ist, daß er an — Ihre — Ihre Herrschaften schreiben will, sobald er wieder bei Kräften ist."

„Na, grüßen Sie ihn, Rupfer!" rief die Kleine, und den Degen des Lieutenants Hegewisch und seines Enkels unter ihr Tuch wickelnd und an die Brust drückend, schritt sie ruhig durch die Gemächer des guten Bekannten, fest und sicher die teppichbelegte Treppe in dem Haupthause von Runne und Plate hinunter und setzte sich erst draußen in der Gasse wieder in einen Trab, den sie erst ziemlich weit draußen in den Vorstädten mäßigte und nur einmal noch ganz unterbrach.

Nämlich sie hatte noch in einen Keller zu gucken, in welchem es um sehr viel besser roch als in dem auch der Frau Wendeline Cruse.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Es war freilich mehr ein ganz gewöhnlicher Gemüse- als vornehmer Blumenkeller; aber wohlfeile Geburtstagssträuße und Totenkränze von natürlichem Grün und künstlichen Papierblumen waren in demselben für Geld zu haben.

Geld hatte Rotkäppchen nicht, aber ihre guten Bekanntschaften überall.

„Mädchen, aus alter Freundschaft! und ich zahle bei der nächsten Gelegenheit," rief sie, hastig ihre Wahl treffend, der jungen Inhaberin des Ladens zu; und aus alter Freundschaft und früherer ganz genauer Kameradschaft gab die Gemüse- und Blumenhändlerin den Kranz her, und das Rotkäppchen ist wirklich und wahrhaftig noch zur rechten Zeit mit Degen und Kranz an Ort und Stelle gewesen. Sie hat sogar auf die anderen zu warten gehabt.

Da lag das schwarze Gitterthor jetzt im grauen dichten Morgennebel und gegenüber am Wege die Schenke, in welcher der Hofrat Brokenkorb gestern abend sich so wenig an Ort und Stelle fühlte.

„Mutter Flebbe, aus alter Freundschaft und guter Bekanntschaft eine Tasse Kaffee; ich zahle bei der nächsten Gelegenheit," sagte Rotkäppchen in der Kneipe, nachdem sie vergeblich an dem Schloß der Kirchhofsthür gerüttelt hatte. Und die Mutter Flebbe, schon in Anbetracht des kuriosen gestrigen Abends und in hoher Spannung, was nun wohl der Tag Neues zu dieser Geschichte bringen werde, spendierte das Getränk auf den schlechtesten Kredit in ihrer ganzen Kundschaft hin.

Landleute, Gärtner, Vagabunden, Viehtreiber zogen vorbei auf der Landstraße und sprachen vor in der Wegewirtschaft. Auch Stammgäste sind schon vorhanden und tauschen ihre Bemerkungen aus und wünschen noch Genaueres zu wissen über den Degen des Lieutenants Hegewisch und den Kranz für die Witwe Wermuth.

Fräulein ist allen gewachsen, und die Wirtin der Schenke tritt in Anbetracht der feinen Gesellschaft, in welcher sie gestern abend sich hier fand, auch für sie ein und schlägt nötigenfalls mit der Faust auf den Tisch: „Jetzt bitte ich's mir aus, daß Ihr mich das Kind in Ruhe laßt. Jeder hat seine Schmerzen und thut sich in ihnen seine Ehre an! weshalb soll sie's nicht?"

Na, da ist auch Lochner, der Kirchhofswächter, nimmt seinen Morgenschnapps und brummt: „I, Fräuleinchen! Sie zuerst auf den Beinen? Wann dürfen wir denn auf die anderen verehrten Herrschaften rechnen?"

Er traut nämlich vorzüglich dem Herrn in dem schönen Pelz vom gestrigen Abend allerlei Gutes zu, selbstverständlich in Beziehung auf ihn — Lochner.

Das Rotkäppchen weiß nichts von dem Herrn mit dem Pelz und tritt nur von Zeit zu Zeit in die Thür, die Landstraße, nach der Stadt zu, hinunterblickend. Die städtischen Beamten auf diesem Felde, die Totengräber, finden sich nunmehr auch allgemach ein; die Uhr in der Gaststube schlägt Acht, und Lochner meint: „Nun, Fräulein, wie ist dies denn aber? Ihre Herrschaften müßten sich jetzt doch wohl ein bißchen beeilen, sonst müssen wir wirklich ohne sie ans Tagewerk. Wenn ich auch gern jede mögliche Rücksicht auf die Gefühle von jedermann nehme, so leidet's doch jetzt wahrlich die Jahreszeit nicht. Das ist keine sauere Gurkenzeit für uns —

nehmen Sie nur bloß die Kinder, wie uns das jetzt über den Hals kommt, vom Morgen bis zum Abend. Jetzt könnten wir's mit der armen Madam da draußen noch in aller Ruhe ganz respektabel geben; aber wenn erst der Schwarm zudrängt, dann stehe ich, so leid es mir thut, für nichts, was die intimen Gefühle der alten lieben Dame und der Herren von gestern abend anbetrifft. Sie verstehen mich. Ihnen, Fräulein, brauche ich ja wohl nichts weiter zu sagen. Sie werden ganz gewiß sich alles weitere selber zusammenaddieren."

„Natürlich," sagte Rotkäppchen. „Wenn es nicht anders ist, fangen Sie ruhig an, Herr Inspektor. Wer kann es immer im voraus wissen, was dem Menschen bei seinem allerschönsten, festesten Vornehmen in den Weg kommen kann? Verschlafen haben die die Zeit nicht! daraufhin lasse ich mich von Ihnen gleich mit unterscharren, Sie alter trübseliger Versenkungsmechanikus. Wenn Sie übrigens einmal ein anderes Engagement brauchen sollten, bitte, so lassen Sie es mich wissen; ich habe meine Verbindungen bei mehreren Bühnen. Jetzt aber — sein Sie artig und anständig und denken Sie sich, daß es mir heute bitterer Ernst und ausnahmsweise recht übel zu Mute ist."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Verschlafen hatten die die Zeit nicht. Sie kamen nur einfach, ohne ihr Verschulden, um ein paar Minuten zu spät — der Schmied von Jüterbogk nämlich und der Enkel des Lieutenants Hegewisch. Die Mutter Cruse hatte überhaupt nicht gekonnt, denn die kleine Paula fieberte nun doch ein wenig, und Frau Wendeline hatte ja auch, irgend ein Hindernis vorausahnend, gestern abend bereits ihre Hand voll Erde auf den Leib Erdwines gedeckt.

Es war der Droschkenkutscher vom vergangenen Tage, der die Hauptleidtragenden von der Stadt herführte. Uhusen hatte ihn sich, ehe er ihm Brokenkorb zur Heimfahrt überlieferte oder überließ, nach seinem Wirtshaus bestellt, und der Mann, der seinen Fahrgast schon ganz richtig nach seinem „nobeln Gemüte taxierte", war auch pünktlich gewesen. Pünktlich wie der Tod, also viel pünktlicher als Armendoktor, Armenvorsteher, Armentischler und Armenleichenfuhrmann und so weiter in den letzvergangenen Tagen. Aber ändern konnte er an dem Dinge nichts; — zu spät kam der gute Peter noch einmal in Erdwines irdischen Angelegenheiten.

Sie, das heißt Wolf Wermuth und er, der Peter aus der Fremde, fanden, wie Lochner sich ausdrückte, das Gedränge schon in seiner Blüte.

„Eine halbe Stunde macht da einen Unterschied, mein lieber Herr," sagte Lochner; „aber zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen sagen, daß Fräulein alles recht decent besorgt hat und daß wir unserseits auch unser möglichstes gethan haben, der traurigen Angelegenheit einen beruhigungsvollen Beschluß zu verleihen. Die Frau ist im Frieden, und das Fräulein hat seinen Kranz mit Rührung niedergelegt. Mit dem Säbel wußte sie freilich nicht so recht wohin."

Peter hielt den Knaben am Handgelenk, während er ärgerlich-zornig-niedergeschlagen ob seiner Versäumnis dem Kirchhofswärter durch die engen Gänge zwischen den Gräbern folgte. Nun blieb er stehen und fragte, grimmiger aufsehend: „Mit welchem Säbel?"

Doch der Junge rief: „Mit meinem! Mit meines Großpapas Degen! Sie hat es mir versprochen, daß sie ihn mir wiederschaffen würde, und sie ist mit ihm hier gewesen und hat Wort gehalten!"

„Und dem Albin muß sie vor Tagesanbruch auf die Bude gerückt sein!" rief der Schmied von Jüterbogk. „Das Mädchen ist toll oder klüger als wir alle; oder — sie ist beides zu gleicher Zeit, was das Wahrscheinlichste ist. O Hofrat, Hofrat — Doktor, Doktor Brokenkorb, geh um Menschengefühle und Menschenkenntnis bei dem Kinde in die Schule. Geh du auch bei ihr in die Schule, Peter Uhusen!"

Sie standen nunmehr wieder auf dem Flecke der Armen und fanden von Frau Erdwine Wermuths Erdenleben kein anderes Zeichen mehr als den Kranz mit den weißen Papierblumen auf der frisch aufgeschütteten Erde. Lochners „Kollegen" waren dicht dabei schon mit ihrem Nachbar im Frieden des Herrn beschäftigt und ziemlich laut dabei. Der Schmied von Jüterbogk konnte nur grimmig-kläglich dem betäubten Knaben über Stirn und Haar streichen und murmeln: „Da steht man nun mit seinen eigenen sauberen Gefühlen eines durchgefallenen Komödianten."

Wolf weinte, und der Weise, der Soldat, der Weltmann und Weltwanderer, hob ihn auf den Arm und seufzte: „Du armer, kleiner, wirklicher Held, wie bald wird auch für dich die Gewißheit gekommen sein, daß du nichts als eine Rolle abspielst!"

Lochner wußte nicht anzugeben, wohin die junge Person sich mit dem Degen des Lieutenants Hegewisch gewendet habe.

„Sie wird sich aber schon wieder einfinden," meinte er. „Die verliert sich so leicht nicht. Ich habe hier mein Geschäft gehabt und konnte natürlich nicht auf sie allein achten. Und sie hatte Furcht vor der Polizei und meinte, die Sonne käme ihr ein bißchen zu sehr durch die Wolken; vielleicht gäbe es gar noch einen ganz klaren Tag, und dies sei ihr ausnahmsweise ein bißchen ungemütlich. Dem jungen Herrn hier, wenn ich mich nicht irre, läßt sie aber bestellen, er solle sich nicht mehr zu arg grämen um seine Mama, sie habe es gut jetzt; was ja auch richtig ist. Und was das alte Eisen anbeträfe, so sei das in guten Händen. Nach der Stadt zurück ist sie nicht. Ihre Papiere scheint sie nicht so recht in Ordnung zu haben."

Daraufhin bekam der Mann sein Trinkgeld, und Peter Uhusen und Wolfram Wermuth ließen ihn bei seinem Amt in seinem wunderlichen Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und wendeten sich ihresteils nach der Stadt zurück; der Schmied von Jüterbogk mit seinen Papieren ausnahmsweise

in Ordnung, der Erbe des Lieutenants Hegewisch ohne alle Papiere. Wir aber — wir werfen einen zweifelnden Blick über unsere Papiere und seufzen sorgenvoll.

Dem Pindar und den übrigen alten Griechen läßt sich ja wohl beikommen, wenn man sie mit Ausdauer Tag und Nacht durchblättert; aber — aber was hat es uns hier geholfen, durch Tage und Nächte den künstlerischen Geheimnissen nachgeschlichen zu sein, uns ihnen nachgeschleppt zu haben?

Von Tage zu Nacht und von Nacht zu Tage wurden die Wendungen in dem großen Buche unbegreiflicher. Je mehr Siegel aufsprangen, desto fragmentarischer wurde das Ganze; und wir — wir haben durch all unser Studium dem ungeheuern Gedicht nicht den harmonischen Abschluß abgewonnen. Mit dem jüngst geborenen Kind stimmen wir nur in den furchtbaren Angstruf der Menschheit nach derartiger ästhetischer Befriedigung ein. Was unsere Papiere anbetrifft, so haben wir ja Gott sei Dank nur

1. den Kindern der armen Erdwine zu einem behaglichen Unterkommen und einer anständigen Erziehung zu verhelfen;

2. die Lage der Frau Wendeline Cruse zu verbessern;

3. Rotkäppchen einfach zu bessern;

4. den Hofrat Brokenkorb mit einer der Töchter des Kommerzienrats im Stockwerk unter ihm zu verheiraten, und —

5. den braven Peter Uhusen, genannt der schwarze Peter, alias der Peter aus der Fremde, alias Herr Schmied aus Jüterbogk, ein heiteres, gemütliches Schlußwort sprechen zu lassen.

Nicht wahr? —

Es ist acht Tage nach den vier Tagen, in welchen die stille Hauptperson dieser Geschichte „über der Erde stand“ und alles ruhig über sich und ihre Kinder ergehen ließ. Letzteres ein Zeichen, daß sie selber persönlich vollkommen in Sicherheit war, während um sie her so viele und mancherlei schauerliche und schöne Bewegung war. Nun sind wir wieder in dem Geschäftslokal von Frau Wendeline Cruse und finden unsere vornehme alte Dame allein zu Hause; denn Peter Uhusen war mit den Kindern in der Affenkomödie, was in Anbetracht der Umstände hie und da vielleicht recht unpassend erscheinen kann, wobei jedoch die Mutter Cruse nicht das mindeste Unschickliche fand.

„Ja, gehen Sie nur mit den Würmern, Uhusen,“ hatte sie gesagt, „in ihrer Mutter Namen, so viel als möglich hinein mit ihnen in das Licht, die Sonne, das Lachen! Was können wir ihrer Mutter Besseres zuliebe thun, als die Kleinen so rasch als möglich und so oft als möglich wieder zum Lachen zu bringen?“

Es war gegen acht Uhr abends und die Witterung draußen nicht besser als ihr Ruf um diese Jahreszeit. Aber in dem Lumpen-, Knochen- und alten Eisen-Keller war es ganz außergewöhnlich gemütlich.

Es war Ordnung darin geschaffen und durch Ordnung Raum gewonnen worden. Ein Tisch mit einem Teppich hatte sich angefunden, eine gute Lampe erhellte das Gewölbe, und der Lehnstuhl der Frau Wendeline war aus dem Kämmerchen an den warmen Ofen im Vorderraum gerückt worden. Es roch sogar nach kölnischem Wasser in dem Keller. Die gnädige Frau hatte den Boden damit besprengt, und im grauen bürgerlichen Matronenkleide saß sie mit ihrem Strickzeug im Schoß in ihrem Sessel und rieb, statt zu stricken, von Zeit zu Zeit die liebe kluge Stirn mit der Nadel.

Mit der Handarbeit hatte es selten bei ihr viel gebracht, aber an diesem Abend brachte es trotz des besten Vornehmens gar nichts! Mutter Cruse hatte in ihrer Einsamkeit viel zu große Gesellschaft bei sich, sie hatte viel zu viel zurück und vorwärts zu denken, um bei der Sache, nämlich dem Strumpf, bleiben zu können.

Wie sie sich für ihr Teil mit der Vergangenheit abgefunden hatte, haben wir erfahren. Das Beste daraus hatte sie in Sicherheit, und das weniger Angenehme verstand sie in den Winkel zu schieben und fest zuzudecken, im Notfall auch mit Lumpen, Knochen und altem Eisen.

Aber die Zukunft?

Ei, wer hatte sich je so wenig Sorgen um die gemacht wie die Mutter Cruse. Da hatte doch das wundervolle Licht in ihr zu jeder Zeit genug Helle vor ihre Füße geworfen, daß sie ihren Weg von frühester Kindheit bis in das Greisenalter fand, ohne sich vor dem „dummen Spuk im Dunkeln“ wie andere zu fürchten.

Und hatte sie nicht recht gehabt in ihrer gottgegebenen Tapferkeit und Unbefangenheit, Schlauheit und Weisheit? War es nicht wieder glorreich, wie auch diesmal die Komödie zu einem befriedigenden Abschluß kam? Erfinden konnte das kein Poet, kein Dramenschreiber; aber erleben konnte man es, wenn man wie Wendeline Cruse hier nur ruhig und gelassen jeden Tag nahm, wie er sich an den vorhergegangenen anschloß.

Sollten die Augen der alten Dame nicht seltsam leuchten, wenn sie in diesem Dämmerstündchen der Mitspielenden der letzten Tage gedachte? an alle zusammen, wie sie diese göttliche Komödie als Ganzes zur Darstellung brachten — an jeden einzelnen, wie er sich zu seiner Rolle schickte?

Der Schmied von Jüterbogk! Wie konnte man, wenn man Wendeline Cruse hieß und einst seine Direktorin gewesen war, an den Menschen denken, ohne zu weinen und zu lachen, und zwar das erstere noch fröhlicher als das andere? Tausend tolle und wilde Erinnerungen von beiden geographischen Hälften der Erdkugel steckten hier doch die Koboldköpfe aus der Vergangenheit und verlangten grinsend, mit in die Zukunft hinübergenommen zu werden. Dieser Bursche! Wie aus der Versenkung herauf! Und dabei sollte man Strümpfe stricken? Diesen Strumpf aus rosa Wolle, diesen Kinderstrumpf?

Jawohl, jawohl! zehntausendmal jawohl!

Die Fürstin von Messina mochte die Mutter Cruse mit einem Loch in der Ferse am eigenen

Strumpf gespielt haben, ohne „daran zu denken"; aber das närrische liebe Geschöpfchen, dem sie die letzten Nächte durch einen warmen Platz in ihrem Bett eingeräumt hatte, konnte man nicht mit einem Loch im Hacken durch die Welt laufen lassen. Nein, lieber noch barfuß!

Die Nadeln klirrten jetzt heftig, wie die Frau Direktorin der Kinder gedachte, die ihr so unvermutet aus den Soffiten am Faden in ihren Keller hinuntergelassen worden waren. Mit den urgroßmütterlichsten Ahnfraugefühlen saß und sah und — strickte die Greisin, die ins alte Eisen herabgesunkene Komödienmutter, in eine ganz und gar von Sonnenschein erfüllte Welt hinein und schüttelte nur von Zeit zu Zeit den Kopf und murmelte: „Armer Schmetterling! arme Erdwine!"

Aber welche ahnungs- und erinnerungsvollste Großmama kann immer stricken? Es standen noch andere Leute aus dem Zugstück der letzten Tage — nicht etwa auf einem anderen Blatt, sondern auf demselben Zettel. Der Hofrat Dr. Brokenkorb und das arme Rotkäppchen zum Beispiel.

Mit dem Gedanken an den einen ließ die Frau Wendeline ihre Arbeit wieder im Schoße ruhen und sprach nach einer Weile mit dem gediegensten Nachdruck: „Dieser Esel, dieser — Uhusen!"

Mit dem Gedanken an die andere stand sie auf aus ihrem Sessel, schritt dreimal durch das Gewölbe, setzte sich wieder, warf Strumpf, Nadeln und rosarotes Wollknäuel auf den Tisch:

„Das Mädchen, das Mädchen! Habe ich diese ganzen Tage und Nächte durch an etwas anderes denken können als an dies verrückte Mädchen?"

Dem war wohl nicht ganz so. Die Mutter Cruse hatte sich während der letzten Tage und Nächte nicht bloß mit dem Rotkäppchen beschäftigt; aber berechtigt waren der Ausruf und die Frage doch. Es war viel Kopfzerbrechens ob des Verschwindens und wegen des Verbleibens der jungen Dame in dem Keller der Mutter Cruse zwischen den Lumpen, Knochen, Glasscherben und beim alten Eisen gewesen. Nur der kleine Wolf hatte ruhig gesagt: „Sie hat nie gleich Zeit zu allem, und was sie versprochen hat, das hält sie. Stehlen thut sie nicht; sie hat nur nicht gleich kommen können. Sie hat Mama oft unser Mittagsbrot „versprochen und ist erst am Abend oder am anderen Tage damit gekommen". —

„Das gute Mädchen!" seufzte die Mutter Cruse, auf das dumpfe Getön und Getöse der Stadt, das von der Gasse herab in ihre Tiefe drang, unwillkürlich hinhorchend, als erwarte sie eine Antwort auf ihren Seufzer von dorther, ein helles, tolles, leichtsinniges Lachen oder ein verhaltenes Weinen oder einen kreischenden Schrei um Hilfe.

Von dergleichen ließ sich nun nichts vernehmen; aber die Kellerthür wurde in diesem Augenblicke geöffnet, und jemand zögerte einen Moment in der offenen Thür und ließ einen so heftigen Zugwind ein, daß die Lampe der Frau Wendeline flackerte und beinahe ausgeblasen worden wäre. Dann glitt es leichtfüßig, unhörbar, zierlichst die Treppe herunter, und wieder fiel der Lichtschein der wieder beruhigten Flamme auf einen kleinen Stiefel und einen weißen Strumpf. Mit einem Sprung stand nun der abendliche Gast vor dem Lehnstuhl der alten Dame, sank mit einem Knixe wie bei einer Vorstellung bei Hofe zurück, schüttelte aus den Locken und der mit weißem Pelzwerk besetzten Theaterkapuze ein Gesprüh von Regentropfen umher und rief mit frischer, zaghaft vergnüglicher Stimme: „Gnädige Frau — oh, Mutter Cruse! Guten Abend denn endlich, Madamchen!"

„Na freilich — endlich! wenn du's wirklich bist!" rief die gnädige Frau, Strumpf, Stricknadeln und Wollgarn vom Schoß streifend und in ihrer ganzen Höhe sich aus ihrem Sessel erhebend.

„Nur auf einen Augenblick —"

„Wo hast du gesteckt? weshalb hast du uns so auf dich warten lassen? Rede mir nicht von bloß einem Augenblick! Hast du etwa zu viele Leute in der Welt, die so nach dir suchen, wie ich und der lange Peter und der kleine Wolf die letzte Woche nach dir ausgesehen haben?"

„O großer Gott, nein, nein! Aber wo soll ich die Zeit denn für alle zu gleicher Zeit hernehmen, liebste gnädige Frau. Ich habe mir selber doch erst wieder heraus- und aufhelfen müssen, ehe ich das Liebste und Allernotwendigste besorgen konnte. Sie waren mir ja gerade diesmal zu scharf auf den Hacken. Pudelnaß bin ich mit dem Strick um den Hals wieder ans Land und zu Gnaden gekommen; aber einerlei — davon müßte ich viel mehr reden, als die ganze Geschichte wert ist. Also vor allen Dingen das Wichtigste — da!"

Sie stand nun voll im Lichtschein, durchaus nicht abgejagt, zerzaust, verhungert, fieberfröstelnd, wie sie vor acht Tagen auf den Ruf „Rotkäppchen! Rotkäppchen!" in Schulzensstraße erschienen war. Unter ihrem Mantel hervor reichte sie der Frau Wendeline den Degen des Lieutenants Hegewisch hin und schluchzte: „Nur ein bißchen verrostet; Wolf braucht ihn aber nur ein bißchen zu putzen und er ist so blank wie vorher. Ich konnte doch die dumme Mordwaffe nicht in alle Ewigkeit mit mir herumschleppen, und so hat sie ein paar Tage draußen in der Heide in 'nem Busch gesteckt. Mir war zu schlimm zu Mute allein am Sarge der Frau Wermuth, als daß ich gleich wieder unter die Leute gehen konnte. Die blaue Schleife hier am Griff soll ein Andenken an mich sein; aber sie ist natürlich leicht abzuknüpfen, wenn Sie es für besser und schicklicher halten sollten, Mutter Cruse."

„Jetzt nimm vor allen Dingen erst deinen Mantel ab und setze dich, thörichte Kreatur, daß man ein vernünftiges Wort mit dir reden kann!" rief die Frau Wendeline.

„Nein unmöglich, gnädige Frau. Meine Droschke hält draußen an der nächsten Ecke, und — ich habe — versprochen, um neun Uhr — zu Hause zu sein."

„Zu Hause!" murmelte die Mutter Cruse. Sie schritt wie ratlos, kopfschüttelnd in ihrem aufgeputzten Geschäftslokal hin und her, von Zeit zu Zeit einen der Säcke voll Erdenkehricht mit der Hand berührend

oder mit dem Fuße ein Stück alten Eisens mehr aus dem Wege schiebend. Plötzlich blieb sie vor ihrem Gast stehen, zog ihm den Mantel von den Schultern, setzte sich wieder, zog wahrhaftig wie eine Mutter, eine Mutter in Schmerz und Angst, das arme Mädchen auf den Schoß und hielt es, wie man einen gefangenen, scheuen Vogel hält, und rief:

„Kind, laß uns verständig zusammen reden! Laß dir wenigstens erzählen, was wir in den letzten Tagen über unsere nächste Zukunft vorläufig geredet haben. Weshalb bist du nicht früher gekommen, um dein Wort dazu zu geben? Du hattest wohl das Recht dazu dir erworben. — Nun haben wir uns notdürftig in die Verantwortlichkeit, die uns das Schicksal auf den Hals geladen hat, gefunden. Die Mutter Cruse schließt einmal wieder ihr Geschäft, zieht ihr Schild ein und begleitet den Schmied von Jüterbogk und die Kinder der Witwe Wermuth nach Untermeidling bei Wien. Kind, Kind, man braucht nie die Rolle, die man eben spielt, für die allerletzte zu halten. Wie hätte ich vor acht Tagen noch mir einbilden können, daß ich heute schon die Großmama mit allen Rechten und Pflichten zu agieren haben würde? Was sein würde, wenn des langen Peters liebes armes Donauweiblein nicht unter dem grünen Rasen läge, kann ich nicht sagen. Das gäbe der Geschichte wieder eine andere Nase. Der Mensch hält sich in seiner Lebensnot doch immer an das Nächste. Nun haben die Kinder der armen Erdwine nach meines Peter Uhusens Rockschößen gegriffen, und dem Schmied aus Jüterbogk, der sich in seinem Leben nicht vor Tod und Teufel gefürchtet hat, bleibt nichts übrig bei seinem weichen Gemüt, als sich an meinen Rock festzuklammern. Eine sonderliche Wirtschaft wird das werden — aber — eine feine, saubere soll es werden — bei den unsterblichen Göttern und dem alten Eisen in der Welt! — und weißt du, Mädchen, daß der verrückte Gesell, dieser Uhusen und Schmied aus Jüterbogk, einen Augenblick der Meinung war, dich mit in das neue Leben zu nehmen?"

„Das haben Sie ihm doch wohl ausgeredet, gnädige Frau?" sagte Rotkäppchen leise und mit der Hand über die Stirn und Augen fahrend. „Ich bin schon in Wien gewesen — was sollte ich bei Ihnen und den Kindern und dem alten Eisen, dem Herrn Schmied aus Jüterbogk, oder welchen Namen Sie ihm sonst verleihen, zu nutze sein? O, lassen Sie mich los, Mama Cruse — lassen Sie mich laufen — diese Kellerluft erstickt mich! Ich schwimme ja wieder oben, und dem Herrn Hofrat Brokenkorb habe ich dermaßen die Leviten gelesen, daß er fürs erste bei allen seinen Bekanntschaften sich meiner annehmen wird. O, wir sind ja auf einen recht guten Fuß gekommen. Ich habe die Geschichte der letzten Tage noch einmal ganz genau mit ihm durchgesprochen. Auf seine Thränen gebe ich so wenig wie auf seine öffentlichen Reden; aber seine Bekanntschaft hat mir wieder an die Oberfläche geholfen. Lassen Sie mich los! Was soll ich unter euch großen Damen und vornehmen Männern und lieben Kindern? Grüßen Sie die Kinder aber nur von — einer — unbekannten Freundin ihrer Mama! Grüßen Sie Herrn Schmied aus Jüterbogk vom Rotkäppchen, und — Sie — Sie — o Mutter, Mutter — liebe Mama, legen Sie bei dem lieben Gott ein gut Wort für mich ein, daß er mich jung wegnimmt von seiner Erde — ich passe, ich passe nicht in sein — altes Eisen!"

Sie hatte sich losgewunden, sie war entschlüpft, und einige Augenblicke später hielt der Wagen, der Peter Uhusen mit den Kindern Erdwine Wermuths aus der Affenkomödie zurückführte, vor der Thür.

„Der Degen des Lieutenants Hegewisch ist eben zurückgebracht worden, Uhusen," sagte Frau Wendeline Cruse, ihre Augen trocknend. „Wir haben über Knochen, Lumpen und altes Eisen in der Welt noch manches zu reden, wenn die Kinder schlafen werden."

Sommerjagd im Schwarzwald[1]).

Von

G. Lever.

Das Lieblichste nun soll Diana noch uns zeigen,
Was treulich sie beschützt im dichtbelaubten Hain;
Was regt sich im Gebüsch? Was rauscht im Laub der Eichen?
Wer naht mit leisem Schritt bei Phöbus' letztem Schein?
Wer tritt so leise jetzt auf jene lichte Stelle?
Es ist das schlanke Reh, Europas Hirsch-Gazelle."

„Bringen Sie zwei Paare meiner Schmierstiefel!" rief ich meinem Zimmermädchen zu, als der hier im Bade weilende junge Baron v. K. eines Juninachmittags gekommen war, mich zu einem Abendbirschgange abzuholen. — „Aber, mein Gott, wozu denn Schmierstiefel?" apostrophierte mich mein Jagdgast; „es hat ja wochenlang nicht geregnet, und Sie versprachen, mich auf einen Ihrer Buntsandsteinberge zu führen, die gerade wegen der stets trockenen Spazierwege so wohl renommiert sind." — „Auf diesen angenehmen Spazierwegen," entgegnete ich, „dürfen Sie jahrelang birschgehen, um endlich einmal zufällig einen durchaus lebensmüden Bock darauf anzutreffen; wir müssen die Wasserscheide zwischen Nagold und Enz erreichen und noch übersteigen, um zu mehreren Waldwiesen zu gelangen, auf denen wir sicher Rehwild antreffen. Nun zeigt aber der Schwarzwald die den Fremden sehr auffallende Eigentümlichkeit, daß seine Höhen gewöhnlich wasserreicher sind als seine Thäler, indem sich über erstere eine aus der Verwitterung granitischer und sedimentärer Gesteine hervorgegangene Lehmschichte ausbreitet, undurchlässig für das aus häufigem Regen, aus reichlicher Taubildung, aus Verdichtung der Nebelballen durch die Waldeskühle herabfallende Wasser, welches dann noch eine überraschende Sumpfvegetation schwammartig zurückhält. So entstehen, im Gegensatze zu den lachenden, vom

[1]) Vgl. „Jägerfrühling im Schwarzwalde", V. F. z. Meer 1886, Heft 8, S. 209 ff.

Land- und Forstwirte schon fast überkultivierten Thalböden und Berghängen, auf den Höhen ausgedehnte Hochmoore mit kleinen Ackerfluren um die zerstreuten spärlichen Ansiedelungen, skandinavisch ernste Landschaftsbilder mit enormen ungleichen Nadelholzwäldern, zahllosen, sich zu klaren Forellenbächen vereinigenden Wasseradern, melancholisch einsamen, sagenumwobenen Hoch- und Haldenseen, welche ihr Ueberwasser in felsigen Betten dem dadurch gesegneten Tieflande zusenden; Bart- und viele andere Flechten, Borstengräser, Binsen, Farne, Heidekräuter, Ginster, Schmielen, Heidel-, Preißel- und Sumpfheidelbeeren, Brombeeren, Wachholder, Weidenröschen, Fingerhut, Traubenkirschen, Zwergweiden, Stechpalmen, Eichbüsche, Birken, Erlen, Traubenholunder, Weiden, mitunter Sumpf- und Legföhren mischen sich da mit Rot- und Weißtannen und mit der dominierenden Kiefer. Die Renntierflechte überzieht weite Strecken und bildet mit der ungemein häufigen Besenpfrieme eine treffliche Winteräsung für das Wild. Malerischer Plänterwald umschließt da und dort kleine Wiesflecken. Das ist für mich, der ich weder mit den Augen des habsüchtigen Bauers, noch mit denen des intensiv wirtschaftenden Försters die Natur betrachten muß, das ist für jede irgendregsame Phantasieeine aus dem heutigen, durch und durch nüchternen, egoistischen, lärmenden Weltgetriebe gerettete, sinn- und herzerfreuende Oase, eine Art jungfräulichen Urwaldes, allerdings sehr zahmen Stiles. Und wie erhöhen diese Reize die wechselnden Beleuchtungseffekte, sei es im goldenen Strahle der Sonne, sei es im magischen Mondlichte, der Ausblick auf idyllische Ansiedelungen, auf Matten, Gewässer, Felsen, Berge, Thäler und endlich auf die in der Ferne blauende Alpkette! Bietet sich zu dem allem endlich noch die Gelegenheit zur Beobachtung und Aneignung einer seltenen Flechte, eines raren Moorpflänzchens, einer Baumabnormität, eines längst gesuchten Käfers oder Kleinschmetterlings, oder des einen oder anderen Repräsentanten der höheren Tierwelt: eines hochgeweihten Brunfthirsches, eines durchwechselnden Schwarzkittels, eines zierlichen Rehbockes, eines verschlagenen Fuchses, eines aus dem Bodendickichte aufbrausenden Auerhahnes oder Haselhuhnes, einer scheuen Waldschnepfe, und erfreut unser Ohr zugleich der melodische Drosselgesang, so kann es für den Naturfreund und Naturkenner nichts Herrlicheres auf der Welt geben! Aber, lieber Baron, ich motiviere meine Schmierstiefelordre durch allzulang gesponnene Naturschwärmereien. Bedienen Sie sich darum dieser Ihnen wohl passenden Stiefel, versehen Sie sich hier mit der nötigen Jagdausrüstung — wir schießen heute natürlich nur mit der Kugel auf den Bock, führen aber auch ein paar Patronen Nr. 2 und Nr. 6 für den linken Lauf, dem Raubzeuge zuleide, mit — und lassen Sie uns dann aufbrechen! Denn wir brauchen zwei Stunden, den auserſehenen Platz zu erreichen."

Der alte Vorstehhund kroch nach einer bescheidenen Anfrage, ob er mitdürfe, und Verneinung derselben resigniert in seine Hütte zurück; schwer dagegen war es, den jugendlich feurigen Dachshund abzuhalten, durch das geöffnete Gartenthürchen hinauszuschlüpfen, und lange hörten wir seine Jammertöne hinter uns herschallen. Indessen ist ihm wenigstens der — bei der höchst neidischen Natur dieser Rasse — erhebliche Trost geblieben, daß auch der Hühnerhund zu Hause bleiben muß. So wünschenswert die Begleitung eines schweißfährtenkundigen Hundes ja auch ist, so unrätlich ist es doch, einen solchen auf Birsche oder Anstand mitzuführen: eine Stechmücke veranlaßt ihn, im entscheidenden Momente den Behang zu schütteln, oder man tritt ihn zufällig auf die Zehen, oder er atmet laut lechzend, oder jugendliche Hitze läßt ihn beim Anblicke von Wild

Auf der Waldwiese.

pfeifen, und in jedem dieser Fälle weiß letzteres, woran es ist, und der Liebe Müh' war umsonst gewesen.

Wir wählen den Weg durch das wildeinsame, schattige und für mich an manchen jagdlichen Erinnerungen reiche Brunnenthal, weil an ihm drei Waldwiesen und einige kleine Schläge liegen, auf denen wohl auch schon Rehe ausgetreten sein könnten. Am sogenannten „Beckenkorb", einem großen Felsblocke, der durch eine eingehauene Nische und andere, vom Zahne der Zeit unkenntlich gewordene Symbole an den noch vor der Reformation hier geschehenen gegenseitigen Mord eines Metzgers und eines Bäckers erinnert, ersuche ich meinen Begleiter, sich zum Anbirschen fertig zu machen. Die erste Wiese zeigte sich, gleich den passierten Schlägen, leer, von der nächsten riß ein Reh aus, da unser Weidmann unvorsichtigerweise eine Mücke mit der Hand

abstreifte, während dasselbe den Kopf hoch hatte. Nun war zwar das Reh, als eben säugende Mutter, ja nicht schießbar; doch wäre ihm vielleicht bald ein Bock gefolgt. Da auch die dritte Wiese leer war, ging es weiter, immer noch höher. Ein Hase hoppelte in einem seitlichen Waldwege gegen uns her, um sich ohne besondere Eile wieder in die Büsche zu schlagen, als wüßte er, wie wenig er gegenwärtig unsere Feuerrohre zu fürchten habe. Nach anderthalb Stunden Steigens standen wir auf klassischem Boden, denn die Paulussche Karte weist die unseren bisherigen Weg kreuzende „alte Weinstraße“ als eine Römerstraße aus, welche von Rottenburg ꝛc. nach Pforzheim, Altburg u. s. w. führte. Sie verläuft, wie alle diese im Gebirge, gerade auf der Wasserscheide, hier auf derjenigen zwischen Nagold und Enz, reichlich 1000 Fuß über der Thalsohle.

Hier, bei einem fünfarmigen Wegzeiger, pflege ich meine kurze Jagdpfeife in Brand zu setzen, nicht nur, um Schutz gegen die vielen Stechfliegen des alsbald zu betretenden nassen Waldes damit zu gewinnen, sondern auch um über die Windrichtung behufs korrekter Annäherung orientiert zu sein; zudem geht es jetzt sanft bergab, und der Tabak schmeckt gar so gut, er versagt seine herrliche Wirkung weder bei Hitze noch bei Kälte, weder bei Hunger noch bei Durst, weder bei Erschöpfung noch beim Nachtische! In der That, der

Reh mit Kälbchen.

blaue Rauch mahnt nicht nur, von dem nach links eingeschlagenen Wege abzubiegen, um die Ränder mehrerer lose zusammenhängender, unregelmäßig gestalteter, langgestreckter und rings von Wald und abermals Wald umsäumter Wiesen, welche sich links etwas aufwärts ziehen und von starken Quellzuflüssen der kleinen Enz durchströmt werden, unter Wind zu gewinnen. So waten wir durch einen an die Felder zur Rechten grenzenden wasserreichen Wald dahin, dessen lichter Bestand mehrere wettergraue oder rotbraun angestrichene Schindelwände eines Schwarzwalddörfchens in der Ferne erblicken läßt. Plötzlich rauscht vor unseren Füßen ein großer brauner Vogel auf, welchen mein jagdfeuriger Begleiter sofort bezielt. Kaum habe ich Zeit, durch ein energisches „Nicht schießen!“ der getreuen Mutter einer zahlreichen Kinderschar und damit dieser selbst das Leben zu retten. „Aber warum sollte ich denn den Raubvogel nicht schießen?“ fragte Baron K. — „Weil es kein Raubvogel war, sondern eine Auerhenne,“ antwortete ich dem Ueberraschten. „Diese Verwechselung ist allerdings sehr verzeihlich, da die oberflächliche Aehnlichkeit beider groß ist, und dennoch charakterisieren das Waldhuhn wieder leicht erkennbar sein brausender niederer Flug, die kurzen Schwingen, der gedrungene Körperbau, sowie die buntere, waldschnepfenartige, doch mehr gelbrote Färbung. Diese Auerhenne hat, als sie uns nahen hörte, ihre 6—12 Jungen, welche jetzt Wachtelgröße erreicht haben, durch leise Warnungsrufe veranlaßt, sich in dem Unterwuchse zu verschlüpfen und festzudrücken; dann erst hat sie, unsere Aufmerksamkeit auf sich ablenkend, die Flucht ergriffen. Ganz sicher stecken die jungen Hühnchen in nächster Nähe um uns.“

Als ich meines jugendlichen Begleiters Blicke emsig über den Boden gleiten sah, fuhr ich fort: „Geben Sie sich keine Mühe, dieselben zu suchen; in ihrer Unbeweglichkeit und zusammengekauerten Stellung, bei ihrem bodenfarbigen Kleide vermag selbst der Fuchs

nicht, sie mit den Augen zu entdecken in all dem herumstehenden und herumliegenden Gewirre von Pflanzen und Pflanzenteilen, zwischen Steinen und Sand, sondern nur sein feines Näschen verrät sie ihm."

Nach dieser interessanten Episode gingen wir gerade in der Mitte der vorher genau, auch mit dem Glase abgeäugten und leer befundenen Wiese auf eine in sie hereinschneidende Waldspitze zu, in die ich meinen Gast wohlgedeckt placierte, so daß er nach drei Seiten Aussicht und Ausschuß hatte. Unter gegenseitigem „Weidmannsheil!" trennten wir uns nun, da ich mich auf eine noch weiter entfernte Wiese anstellte. Kaum hatte ich mich an einem Baumstamme auf meinen Jagdstuhle niedergelassen, so übersprang schon ein graziöses Schmaltierchen den die kleine Wiese vom Walde trennenden Graben und näherte sich, nur da und dort an den langaufgeschossenen Gräsern und Kräutern naschend, direkt meinem Stande und wechselte langsam und ahnungslos nur wenige Schritte von meiner Rechten an mir vorbei. O weh, wenn es nun in meinen Wind kommt!

Dann geht ein alarmierendes Schmälen los, das jeden nicht völlig tauben Rehbock zum Reviere hinaustreibt. Als das Reh nun hinter mir Witterung von mir bekam, kehrte es mit der allen Even eigentümlichen, den Rehgeißen speciell, Wilderern gegenüber so häufig verderblich werdenden Neugierde um, zog wieder langsam auf mich zu, weshalb ich mich jetzt erhob und ihm einen lebhaften Abendgruß zuwinkte. Dieser hatte und erreichte den Zweck, mich ihm erkennbar zu machen und es zu schweigendem Verduften zu veranlassen, denn das Reh schmält nur dann, wenn es über seine Wahrnehmung nicht ins klare gekommen ist; hat es dagegen einen Feind erkannt, so flieht es stumm von dannen. Ebensowenig wie diese edle Lilie des Waldes zu knicken, kam mir natürlich zu Sinne, einen harmlos äsenden Lampe zu molestieren, den ohnedies ein eben erschallender Schuß meines Gastes an alle die zahllosen Fährlichkeiten eines Hasenlebenslaufes unsanft erinnern mochte, denn er rückte, nach allen Seiten sichernd und seine Abendmahlzeit unterbrechend, schleunigst zu Holze. Welch eine lange Gedankenreihe, welch eine Fülle heller wie düsterer Erinnerungen löst so ein einzelner im weiten dämmerstillen Reviere fallender fremder Schuß aus!

Noch ist es keine Zeit, die Neugierde zu befriedigen, denn sowohl dem Gaste wie mir selbst kann noch Weidmannsheil erblühen. In der That standen nach etwa 10 Minuten zwei Rehe mitten in der zwar schmalen, aber sehr langgezogenen Wiese, ohne daß ich sie hatte herausziehen sehen. Jedenfalls waren sie in einem der vielen Gräben, und darum von dem hohen Grase völlig verdeckt, angerückt. Der vorgeschrittenen Dämmerung wegen zeigte mir erst mein Glas die Gehörne auf dem Grinde des einen Stückes.

„Bock!" jubelte es in mir. Derselbe stand breit auf 90 Schritte und äste ziemlich sorglos mit seiner Dame, und so sandte ich ihm aus der gestochenen Büchse die Kugel. Die Rehe rumpelten durcheinander, aber heil und munter: die Geiß ging links, der Bock rechts ab, und zwar letzterer laut und lange schmälend, jedenfalls überschossen, da ein auf das sechste Jahrzehnt lossteuerndes Auge, zumal bei ungenügender Beleuchtung, das Korn gar leicht übervoll nimmt. Hätte ich im linken, gerade gezogenen Laufe statt der für einen marodierenden Fuchs bestimmten Schrote eine Kugelpatrone gehabt, so wäre mir ein zweiter Schuß vor dem Ausreißen des Bockes noch möglich gewesen. Aber auch das fortgesetzte Schmälen, das sich meinem Stande sogar im Bogen wieder näherte, meine Deckung, Ruhe und guter Wind ließen mich die erfahrungsgemäß berechtigte Hoffnung hegen, möglicherweise nochmals auf denselben Bock zu Schuß zu kommen. Indessen, „es hat nicht sollen sein"; er verlor sich in der Ferne.

Nun war alles Büchsenlicht geschwunden, darum zu meinem jungen Freunde! Ein Jagdpfiff brachte ihn an meine Seite, und schon seine lebhaften Bewegungen ließen mich erraten, daß ihm Diana hold gewesen. In der That führte er mich stolz zu einem guten Bocke, den seine Kugel kunstgerecht auf das blumengeschmückte Wiesenbett gestreckt hatte; nach wenigen hohen Fluchten war er verendet zusammengebrochen.

„Ein Junischuß dem Bock aufs Blatt,
Der findet auch schon gute Statt."
(Laube.)

Er trug ein für hiesige Verhältnisse starkes Sechsergehörn, denn der Kalkmangel in Schwarzwälder Aesung

Birschgang.

und Wasser ist der Bildung mächtiger Geweihe und Gehörne nicht förderlich.

Natürlich steckte ich das herkömmliche Almosen des Bedauerns meines „Peches“ gefaßt ein, als ich auf die Frage, was denn mein Schuß ergeben habe, „Gefehlt, sans phrase!“ erwidert und den Hergang berichtet hatte.

Nachdem ich den Bock gelüftet und weidmännisch verbrochen, sowie behufs Abhaltung des Raubzeuges eine der frisch abgeschossenen Patronen darauf gelegt, auch dem glücklichen Jäger einen Eichenbruch auf den Hut gesteckt hatte [1]), war noch ein ziemlicher Umweg durch den Wohnort meines Jagdhüters zu machen, um diesen von unserer Beute Kenntnis und den Auftrag zur Einlieferung derselben zu geben. Indessen nach glücklicher Jagd und nach anregenden Natureindrücken, unter gemütlichen Gesprächen geht es sich leicht und rasch durch den finsteren Tann, in den nur die schmale Mondsichel und die glitzernden Sterne einen schwachen Lichtschein werfen, die taufrische Sommernacht des Gebirges kühlt unsere erhitzten Stirnen, eine leidliche Steige bergab fördert unser Ausschreiten, und nach zehn Uhr empfängt uns traulich Haus und Familie, Mahl und Trunk und schließlich das erwünschte Ruhelager. Mit erneuten Kräften gehen wir des Morgens an das Tagewerk, welches im mäßig und korrekt betriebenen Weidwerke auch fernerhin eine gesunde, naturgemäße und darum förderliche Ergänzung finden möge, zumal, wenn im kommenden Monate der rote Brunftbock auf das Blatt springt und möglicherweise ein Feisthirsch uns begegnet.

„Halt in allen Freuden Maß,
Solches darfst du nicht vergessen,
Gilt es aber lust'ge Jagd,
Magst du wohl 'was drüber messen;
Denn der Teufel haßt die Jagd,
Weil sie kräftigt Leib und Seele,
Und er denkt gar fleißig stets,
Wie er drum die Jäger quäle,
Zettelt schlechtes Wetter an,
Läßt die Nebel niederkauern,
Hetzt und wiegelt gräulich auf
Die Kulturer und die Bauern.“
(Fr. v. Kobell.)

Fegender Bock.

Und nun noch einige naturgeschichtlich interessante Notizen! Dieser erlegte Bock zeigte wohlausgebildete Eckzähne (Granen), welche sonst dem Hirsche, ehe er sehr gealtert, eigen zu sein pflegen, die ich aber bereits wohl in dreißig Fällen, und zwar noch häufiger bei Geißen und bei jugendlichen Individuen beiderlei Geschlechtes als bei alten Böcken, an Rehen beobachtet habe, so daß sie mich gar nicht mehr überraschen. Altum stellt diese funktionslosen Haken mit den gleichfalls bedeutungslosen und ebenso häufig später wieder ausfallenden Stiftzähnchen bei anderen Tieren, z. B. beim Eichhorne, in Parallele. — Wie energisch der in der langen Behaarung nicht sichtbare Wedel (Schwanz) des Rehwildes gleichwohl funktionieren könne, das erfuhr ich, als ich mein krankes Hausreh klystierte; ich mußte den Wedel stets mit den Fingern aufheben, um die Spritze einführen zu können. — Auch daß das Reh den weißen Spiegel auf die Keulen willkürlich auszudehnen oder zu verkleinern imstande ist, und daß dieser Umstand einige wertvolle Birschzeichen liefert, dürfte wenig Jägern schon bekannt sein. — Bisher war das Reh das einzige Tier gewesen, dessen Frucht nachweislich 4 ½ Monate ganz unverändert liegt, um sich dann um so rascher zu entwickeln, womit der über ein Jahrhundert alte Streit bezüglich der Zeit der Rehbrunft zu Gunsten der Sommerbrunft endgültig entschieden ist. Daß mancher alte, sonst wackere Waldläufer teils in Unkenntnis der nur mikroskopisch festzustellenden Thatsachen, teils in starrem Aberglauben noch an der Dezemberbrunft festhält, ändert daran nichts. In kommender Zeit nun möchte die Liste der Tiere, deren Tragezeit sich ähnlich verhält, noch Erweiterung erfahren, denn schon jetzt läßt sich dieselbe Latenz der Trächtigkeit auch von Dächsen und von Fledermäusen behaupten.

Auch dieser Artikel dürfte gezeigt haben, wie nahe die heitere Diana der ernsten Minerva, das frohe Weidwerk dem fleißigen Studium stehe, und wie der Jäger zum unentbehrlichen Bundesgenossen des Forschers werde. Darum hoch die grüne Farbe!

[1]) Das ist richtiger Jägerbrauch. „Lüften“ heißt einen kleinen Einschnitt in die Bauchwand machen, um das Verderben des Wildes durch zurückgehaltene Gase zu verhüten; „verbrechen“, einen Zweig, die Unterseite der Blätter nach oben, das Bruchende nach dem Gehörne zu, darauf legen, um anzuzeigen, daß das Stück bereits rechtmäßig in Besitz genommen ist.

Aus einer kleinen Stadt.

Erinnerungen von

Johannes Nordmann.

I.

Ich habe es nicht selber erleben können, sondern meine Großmutter hat mir erzählt, wie die Franzosen nach der Invasion 1809 im Lande wirtschafteten. Da sie ihnen nichts Schlimmes nachsagte, sondern vielmehr an ihnen lobte, daß sie sich, wo sie einquartiert lagen, recht anstellig und dienstfertig zeigten, durfte ich auch ihr Erlebnis nicht in Zweifel ziehen.

An der südlichen Breitseite der Stadt Krems, wo heute die Parkanlagen unweit vom Eisenbahnhofe sind, zog sich noch zu meiner Zeit ein Fahrweg hin, neben dem ein mit Algen überwuchertes Faulwasser, das sich stellenweise in Tümpeln vertiefte, der Tummelplatz und Konzertsaal für Kröten und Frösche in lauen Sommernächten war. Parallel mit einem solchen Tümpel ragte das schmale, turmförmige Bretterhaus der „Bäckerschupfe" auf, die aber zu meiner Zeit nicht mehr in Verwendung stand. Den Namen hatte dieses Brettergerüste daher, daß die Bäcker, die schlechtes Brot und in dessen Blasen gleichsam ihre Seele hineinbuken, von seiner Höhe in das Sumpfwasser „geschupft" wurden. An einem langen Hebelarme, der von der Höhe des Gerüstes bis zu diesem Wasser reichte, wurde nämlich ein Sitz und auf diesem mit Gurten der Bäcker befestigt und ein- oder mehreremal in dem Tümpel untergetaucht, je nachdem er sich leichter oder schwerer durch nicht vollwichtiges Brot gegen die armen Leute vergangen hatte. Eine solche Exekution vollzog sich selbstverständlich unter dem Hallo und Gejohle großer Menschenmassen, die sich dazu drängten, und der Bäcker, der so gebüßt wurde, hatte zeitlebens seinen Denkzettel.

Auf diesem Wege vor der Stadt und beiläufig vor der „Bäckerschupfe" stand, wie mir meine Großmutter erzählte, in jenem Kriegsjahre ein Pikett französischer Soldaten, denen man, zumal sie sich mit den auf die Hähne knackenden Gewehren zu schaffen machten, auf den ersten Blick ansah, daß sie Unheimliches vorhatten. Ein kleiner zehnjähriger Junge war eingebracht worden, der in einer der Stadt naheliegenden Ortschaft einen „Feind", der bei seinen Eltern einquartiert war und in der Scheune schlief, mit der Schlägelhacke erschlagen hatte. Die Leute in der Stadt, denen die Nachricht davon wie Lauffeuer zukam, gaben sich der eitlen Hoffnung hin, daß man mit einem Kinde trotz seiner Bluttat nicht zu schwer ins Gericht gehen werde, und sie wurden in dieser Hoffnung fast bestärkt. Man führte den Jungen vor, der sich nicht verzagt und vielmehr resolut benahm. Er war barfuß und leichtfahrig bekleidet; aus der Seitentasche seiner Jacke stand eine „Mugel" vor, wie man im Waldviertel ein Brotstück nennt. Er könne gehen, deutete man ihm mit einer allerdings derben Handbewegung an. Und der arme Junge lief, nachdem er zuvor aus Freude, daß er freigekommen, ein Stück von dem Brote herzhaft abgebissen hatte, was er laufen konnte, den Weg entlang. Da knatterte es plötzlich und gleichzeitig aus mehreren Gewehrläufen, und er lag, von tödlichen Kugeln getroffen, auf dem Wege. Grausam blieb diese Exekution immerhin, wenn auch dem Jungen die Todesangst erspart wurde, und ich knirschte als Kind mit den Zähnen, und es standen mir die Augen im Thränenwasser, als mir davon aus einer längst vergangenen Zeit erzählt wurde.

Nachfolgende Exekution aber habe ich selber erlebt und mit angesehen. Es war im strengen Winter und lag schuhtiefer Schnee, der fest gefroren war und unter den Stiefeln knirschte. Ein Bekannter meiner Zieheltern nahm mich in jeder Jahreszeit zu kurzen Ausflügen mit. Ein solcher führte uns an einem schneidend kalten Tage auf dem Gehsteige hinter die Kaserne und den Friedhof. Anstatt den Weg gegen die Stadt Stein fortzusetzen, kam meinem Begleiter plötzlich in den Sinn, durch die Kaserne nach der Stadt zurückzukehren.

Im großen Hofraume der Kaserne herrschte starke Bewegung und Aufregung, und es hatte sich darin eine reiche Anzahl von Civilisten eingefunden, die wie zu einem Schauspiele herbeigeströmt war. In langer Linie stand eine Doppelreihe von mit Ruten bewaffneten Soldaten, zwischen der sich als Durchgang eine Straße bildete. Ein Delinquent war zum „Spießrutenlaufen" verurteilt worden und hatte diesen Marterweg zehnmal zu machen, dabei es sich eben um Leben oder Tod handelte. Mit entblößtem Oberleibe stand der Arme am Eingange der Leidensstraße. Er war ein intelligent und vornehm aussehender blutjunger Mensch; Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, doch flammte aus seinen funkelnden Augen der Zorn über die entehrende Strafe, die er zu büßen hatte. Trommelwirbel hatte schon den Beginn der Exekution angekündigt, und es mußte selbst einem Kinde einleuchten, daß man einen solchen Martergang nur zwangsweise und unwillig oder verzweifelt antrete. Einmal hatte er die Straße auf und nieder durchlaufen, und er kam oder wankte vielmehr mit zerfleischtem und blutüberströmtem Rücken zurück. Mir schwanden die Sinne bei diesem entsetzlichen Anblicke, und ich wäre auf und davon gelaufen, hätte mich nicht mein Begleiter bei den Händen festgefaßt.

Neuer Trommelschlag; ein zweites Mal mußte das Opfer in die Straße; es sträubte und wehrte sich verzweifelt; da stieß der die Exekution kommandierende Offizier den Armen roh und gewaltsam hinein; dieser aber entledigte sich mit energischem Kraftaufwande seiner Bande und versetzte seinem grausamen Dränger und Quäler einen Faustschlag in das Gesicht. Alarm in der ganzen Kaserne; aus allen Stockwerken und Gängen eilten Offiziere und Mannschaft zusammen; das Standrecht kam in Anwendung; es wurde kurzer Prozeß gemacht; den jungen Soldaten traf das heiße Blei, und er lag als Leiche im Schnee. Das peinliche Spießrutenlaufen blieb ihm weiter erspart, und er hat im Geiste gewiß diesen raschen Tod der entehrenden, die Menschenwürde schändenden Strafe vorgezogen.

Wie ich damals nach Hause kam oder gebracht wurde, weiß ich heute nicht mehr und nur so viel, daß man mich daheim zu Bette bringen mußte. Ich lag durch mehrere Tage im Fieber und blieb selbst in der Rekonvalescenz unter dem Eindrucke dieser Erinnerung noch die längste Zeit appetitlos. Der neugierige Mann, der ein Kind zum Augenzeugen einer solchen Scene gemacht hatte, an der er vielleicht sogar sein Behagen fand, ging nicht ohne Vorwürfe von seiten meiner Zieheltern aus. Er war Beamter im Steueramte und hatte sich nach Jahren hinter der Friedhofmauer in Krems erschossen. Als die löblichste Reform in militärischen Dingen ist nicht genug zu preisen, daß mittlerweile das entsetzliche Spießrutenlaufen und mit diesem die Prügelstrafe abgeschafft wurde.

II.

Als Junge wurde ich in Krems wiederholt von dem nämlichen Traume heimgesucht. Aus dem unteren in den oberen Teil dieser Stadt führte nämlich und führt

noch heute eine überdachte hölzerne Stiege direkt zur Eingangspforte der Piaristenkirche. Fast unheimlich, weil wenig erhellt, ist diese Stiege; für mich war sie geradezu fatal, und zwar deshalb. Der ermüdende Aufstieg wurde selbst von den Jungen gerügt, die über die steilsten Wendeltreppen leichtfüßig auf und ab liefen. Ich hatte in manchen Nächten oder vielmehr im Traume dieser Nächte viel an der Ermüdung dieser Stiege schwer atmend zu leiden. Geräuschlos wie eine Schleiereule oder wie eine Fledermaus, deren Kopf eine fast grauenhafte Aehnlichkeit mit dem Menschengesichte hat, flog ich unter dem Dache weg über die Stiege auf und nieder. So ging es im Schwebefluge die längste Zeit; plötzlich aber stieß ich mit dem Kopfe an die Decke, und nunmehr schon verzagt, wieder und wieder an die Sparren des morschen Schindeldaches, um endlich wie ein durch einen Schuß geflügelter Vogel auf die Treppenstufen zu fallen, über die ich eilig hinweg wollte, um meinen Verfolgern zu entrinnen, aber nicht konnte, weil es mir wie Blei in den Füßen lag, die mit aller Anstrengung nicht zu heben und zu bewegen waren. In Schweiß gebadet und mit dem heftigsten Kopfweh erwachte ich immer.

Vermutlich infolge solcher Flüge im Traume war auch am hellen Tage und bei wachen Sinnen mein Denken mit der Frage beschäftigt, ob es denn nicht menschenmöglich wäre, ein lenkbares Luftfahrzeug zu konstruieren. Einer meiner Professoren, der phantasievoll angelegte Misson, seines Zeichens heimlicher Poet, hatte uns mit der zuversichtlichen Behauptung, man werde schließlich zu dieser Erfindung gelangen, den Kopf recht heiß gemacht. Mich interessierte höchlich die künftige Lösung dieses Problems, aber auch die Thatsache, daß man sich schon jetzt in bedenklichen Fällen einer Luftfahrt mit dem Ballon mittels eines Fallschirmes ungefährdet zur Erde niederlassen könne. Unser Professor ging bei der Erklärung dieses Rettungsschirmes so weit, zu behaupten, es genüge anstatt eines solchen sogar ein einfacher, aber festgebauter Regenschirm. Seitdem war ich stets auf der Suche nach einem Schirme, welcher diese verläßliche Eignung hätte, und glaubte diesen thatsächlich im Parapluie meiner Großmutter entdeckt zu haben. In unbewachten Augenblicken machte ich mir damit zu schaffen und prüfte ihn sorgfältig in allen Teilen. Gleichzeitig besah ich mir bei meinen Gängen durch das Stadtviertel, in dem wir wohnten, alle Giebelausladungen der Häuser und meinte, wieder diejenige gefunden zu haben, von der ich den Flugversuch mit dem Regenschirme der Großmutter wagen könnte. Nach reiflicherer Ueberlegung sah ich jedoch ein, daß dieses Experiment in der Stadt nicht anginge, und daß ich es auf eine günstigere Gelegenheit verschieben müßte. Fliegen aber wollte ich um jeden Preis; das hatte ich mir schon in den Kopf gesetzt, und es war wie wucherndes Unkraut nicht mehr herauszuräumen. Ort und Gelegenheit fanden sich dazu.

Ich war von den Eltern eines Schulkameraden gastfreundlich geladen, eine Woche meiner Ferien oder auch noch länger in ihrem Hause zu verbringen. Empfang und Aufnahme waren so herzlich, daß ich mich bei diesen seelenguten Leuten bald heimisch fand. Der Hausvater war seines Gewerbes Faßbinder und nebenbei Landwirt. Obwohl es im Sprichwort heißt: „Eichenholz macht Binder stolz“ und er dieses Holz in schwerer Menge vorrätig hatte, war der Vater meines Freundes keineswegs stolz, sondern überaus leutselig und freute sich unserer Spiele und des gesegneten Appetits, mit dem wir, wenn wir uns müde gelaufen, jedesmal bei Tische unseren Mann stellten.

Das Dorf, unweit von den an der Donau gelegenen Auen, war recht für ein Schlaraffenleben geeignet, das wir während der Ferien verbrachten. Halbe Tage durchstreiften wir die Auen und trafen gelegentlich ein Boot, mit dem wir auf die Inselhaufen im Strome übersetzten. Das belustigte ganz besonders meinen Kameraden; ich aber schwärmte nicht wie er für die Nautik schlechtweg, mir steckte vielmehr die Aeronautik im Kopfe, die ich auch hier nicht loswerden konnte.

Das Haus, in dem ich gastlich aufgenommen war, hatte außer einem geräumigen Erdgeschoß ein Stockwerk für die Herren- und Gastzimmer, und über diesem noch ein im Giebel zugespitztes hohes Fachwerk. Letzteres war nun für mich das Objekt der aufmerksamsten Betrachtung. Von diesem Giebel sprang nämlich eine Art von Balkonausladung vor, die als Aufzug für den in den Bodenräumen untergebrachten Futtervorrat diente. Der paßte für meinen Flugversuch, und dessen volle Entwickelung wurde nur durch einen Birnbaum gestört, der im Fallbereiche stand. Noch verriet ich selbst dem Freunde nicht mein aeronautisches Vorhaben, denn ich mußte mir früher einen festen Regenschirm verschaffen. Wäre ein solcher nicht im Hause aufzutreiben gewesen, so hätte ich mir, das war schon beschlossen, den der Großmutter aus der Stadt geholt. Ich hatte auch diesmal wieder Glück und fand in einem versteckten Winkel des Hauses das Instrument, das ich brauchte, und zwar einen roten Regenschirm alter Faktur, ein eigentliches Familiendach, unter dem Henne und Küchlein zu bergen waren. Stab und Spangen erschienen mir nach genauester Prüfung fest und verläßlich, und auch der Ueberzug war aus dem besten Stoffe und nicht rissig. Nachdem ich mir so die Ueberzeugung verschafft zu haben glaubte, daß mein Fallschirm die vollste Sicherheit für meine Luftfahrt bot, zog ich nunmehr den Freund in das Vertrauen meines Vorhabens, für das er wohl anfänglich nicht meinen Feuereifer teilte, dem er aber nicht zuwiderhandeln wollte, nachdem er mich dafür so beherzt und entschlossen fand.

Tag und Stunde war festgestellt, wann es endlich losgehen sollte. Ich hatte absichtlich dafür eine Zeit gewählt, in der fast niemand bei Hause, weil alles draußen auf dem Felde und selbst für die Binderwerkstätte schon Feierabend war. Das that ich deshalb, weil ich für den ersten Versuch, obwohl ich nicht ein Mißlingen befürchtete, doch keine Zuschauer haben wollte, die ich mir allerdings für spätere Niederfahrten in reichlicher Anzahl wünschte. Mir genügte einzig und allein der Schulkamerad, der überdies den Leuten in und außer dem Hause erzählen würde.

Ich stieg also mit diesem in den Bodenraum hinauf; wir öffneten die Aufzugsthüre und ich betrat prüfend das Brett der Balkonausladung. Alles war in der schönsten Ordnung, und ich konnte mit meiner Luftfahrt beginnen. Wie nur hatte unser Professor gesagt, daß man mit dem Fallschirm hantieren müsse? Richtig, so war es; senkrecht, den Stab fest an die Brust gedrückt, müsse man den Schirm halten und dann wie auf ebenem Wege in die Luft hinausschreiten; das andere finde sich von selbst, und man schwebe langsam und federleicht zur Erde nieder.

Nachdem ich mir diese Lehre ins Gedächtnis gerufen und mich streng danach gerichtet hatte, trat ich mit dem aufgespannten Regenschirme vor und hinaus .... da lag aber der Hase im Pfeffer, oder ich vielmehr zerschlagen und zerschunden im Birnbaum, aus dem ich, nachdem mein Kamerad ein Zetergeschrei erhoben hatte, als armer Lazarus herab und zu Bette gebracht wurde.

Ich blieb einige Zeit in chirurgischer Behandlung, und mit den Ferien hatte es sein trauriges Ende. Was jung und gesund, macht rasch seinen Heilungsprozeß durch;

so war es auch bei mir, und ich trug nur, als das Schuljahr wieder anging, einige Narben vom schweren Fall an Gesicht und an den Händen. Als mich Professor Misson, der sie eigentlich verschuldet, nach deren Provenienz fragte, sagte er lächelnd: der rote Regenschirm hat sich nicht als Fallschirm bewährt; es käme nur auf einen neuen Versuch, vielleicht mit einem blauen an, den zu machen ich einem andern überlasse. Ich habe mit dem einen Male genug und weiß aus Erfahrung, daß ich nicht zum Luftschiffer tauge.

III.

Meine Zieheltern wohnten fast immer in dem höher gelegenen Stadtteile. Erst in einem förmlich unheimlichen Gebäude, in dem sogenannten „Johanniterhofe", in dem es „umging", wie die Leute sagten, und damit meinten, daß es von Geistern und Gespenstern bevölkert sei. Ich habe, wie oft man mir auch zum Hautschauern erzählte, nie eine solche spiritistische Bekanntschaft gemacht, obwohl ich zu „nachtschlafender Zeit" in den finsteren Gängen es rauschen und wispern hörte; ich kam aber hinter das Geheimnis dieser Geister, die sich als stark weltlich gesinnte bildschöne Mädchen und junge Bursche entpuppten, die ich wieder nicht störte und verriet, auf daß mir in künftiger Zeit, in der ich selber „Lieb im Leibe" hätte, eine gleiche Schonung widerführe.

Später bezogen meine Eltern eine sehr bescheidene Wohnung gegenüber dem „englischen Fräuleinstifte". Jene, die nun etwa erwarten, ich werde pikante Liebesgeschichten aus diesem Stifte erzählen, wie sie im Theater bei den Stücken: „Aufruhr in einem Frauenkloster," oder die „Educande di Sorrento" gesehen haben, befänden sich im Irrtume.

Den Nonnen, die dort den Unterricht der Pensionärinnen versahen und leiteten, konnten die klatschsüchtigsten Kremserinnen nichts Schlimmes nachsagen, trotzdem die Klosterklausur nicht allzustrenge war. Ich führe nicht als Argument für ihren guten Leumund an, daß ich allwöchentlich Einlaß in das Kloster hatte, so oft ich nämlich Bücher von dem Piaristenpräfekten der „Oberin" überbringen mußte, die mir dann immer als Botenlohn ein Heiligenbild schenkte.

Die Aussicht auf das Frauenstift war das Schönste an unserer sonst sehr ärmlichen Wohnung. Ich erweiterte mir ihre Räume, indem ich den Wäscheboden unter dem Dache gleichsam als meine Domäne betrachtete. Dort hatte ich auch meinen botanischen Garten für exotische Gewächse, die ich mir aus dem Samen zog. Wo ich von dem sogenannten „Studentenfutter" einen Fruchtkern auf meinen Wegen fand, las ich ihn für mein Gewächs- und Palmenhaus auf. So hatte ich aus dem Kerne eines „Bockshörndel", wie man bei uns zu Lande die Hülsenschale des Johannisbrotbaumes nennt, und aus einem Dattelkern eine allerdings kümmerliche Dattelpalme und einen Brotfruchtstrauch, der mir gleichfalls sein Dasein nicht dankte, mit Mühe und Not gezogen. Weit besser und lustiger gediehen die inländischen Pflanzen, namentlich die Windlinge und andere Schlingarten, die gleich Arabesken den ganzen Bodenraum durchrankten und sich durch die Dachluken schlangen, um mit ihren Kelchblüten der Welt die Pracht und Herrlichkeit meines botanischen Gartens zu verraten.

Wie ein unglücklicher Maurenfürst, der sein Zauberreich von Granada verlassen mußte', kam ich mir vor, als meine Eltern aus dem oberen in den allerdings vornehmeren unteren Stadtteil zogen; sie machten mir sogar zum Vorwurf, es wäre ihnen oben gekündigt worden, weil der Hausherr behauptete, ich hätte ihm durch meine Pflanzenkultur das Dach verdorben. Ich mochte an ein so prosaisches Argument nicht glauben.

In der wieder sehr ärmlichen Wohnung in der unteren Stadt stellte sich gleichwohl die Poesie ein, weil ich, nachgerade kein kleiner Junge mehr, sondern ein Student, der sich fühlen durfte, dort zwar nicht mehr einen botanischen Garten auf dem Dachboden anlegte, in mir selber aber das Aufkeimen und Wachsen der Liebe verspürte. Wir hatten als Gegenüber kein Nonnenkloster, doch die Behausung einer mit zahlreichen Kindern, namentlich mit Töchtern gesegneten Familie. Ein junger Mensch verliebt sich meistens nur in ein älteres Mädchen; so war es auch bei mir, dem es die älteste Tochter dieser Familie angethan und sozusagen den ersten Unterricht in der Liebe gegeben hatte.

Ihre nächstjüngere Schwester war viel schöner, aber krank und zwar eine Somnambule. Wenn sie im magnetischen Schlafe lag, war sie Hellseherin. Ich wurde eines Tages auf das Fürwort ihrer Schwester zugelassen, als man den Arzt zur Prüfung und Abhilfe ihres krankhaften Zustandes erwartete. Das Blut gerann mir in den Adern und die Haare sträubten sich zu Berg, als ich sie mit langen Pausen aus dem Schlafe reden hörte: Jetzt verläßt er sein Haus — jetzt geht er über den Kirchplatz — jetzt biegt er in die Landstraße — nun in unsere Gasse ein — jetzt ist er vor unserem Hause — jetzt auf der Stiege — nun wird er eintreten. — In diesem Momente öffnete sich die Thür des Krankenzimmers und der Arzt trat ein. Der Eindruck dieser Scene hielt als ein Seelenschauer lange in mir vor.

Ich habe in späteren Jahren, überdies im Banne der Lektüre von Zschokkes „Verklärungen," deren Hauptfigur, nämlich den Maler, der in Italien über eine Somnambule die Macht gewann, ich noch persönlich kannte, viel über Somnambulismus, namentlich mit dem Domprediger Dr. Emanuel Veith in Wien gesprochen, der seiner Zeit als Arzt damit zu schaffen hatte. Ich muß zur Ehre dieses Mannes sagen, daß er mich, aufgestört wie ich in meinem ganzen Wesen von derlei mysteriösen Vorgängen war, durch eine klare Darlegung wieder in das richtige Geleise brachte. So geordnet in meinen Gedanken verkehrte ich während einer Donaufahrt von Passau nach Wien mit dem Wundermann Fürsten Hohenlohe, der aus der Unklarheit, die sogar in wissenschaftlichen Kreisen über diesen Gegenstand herrschte, Kapital schlug und seine Wunder an Kranken übte, daß ihm die Gläubigen in Bayern in Scharen zuliefen. Den Anfang hatte er mit einer Prinzessin Schwarzenberg gemacht, die, lange im Rückgrat gelähmt, von ihm im Namen der Dreifaltigkeit aufgefordert wurde, aufzustehen und zu gehen. Und sie stand auf und ging durch die Wunderkraft des „frommen Mannes". So meinte das Volk, dem unbekannt blieb, daß die Kranke damals bereits durch die Maschine eines Mechanikers in Würzburg von ihrer Lähmung halb geheilt war.

Daß man sogar in Rom nicht recht an den Wunderthäter glaubte, ging daraus hervor, daß man ihn, als er 1821 von seinen Kuren an den päpstlichen Stuhl berichtete, auf den Beschluß des Tridentinischen Konzils, neue Wunder wären nicht ohne vorgängige Prüfung und Billigung von seiten des Bischofs zuzulassen, und auf die Mirakelbulle Benedikts XIV. verwiesen hatte. Fürst Hohenlohe war, als ich ihn auf dem Dampfboote im Jahre 1843 kennen lernte, noch eine imposante Erscheinung, von der immerhin eine Machtwirkung auf die Menge ausgehen konnte. Der Grund, warum er sich fast aus-

schließlich mit mir unterhielt, mochte wohl darin liegen, daß ich ihm viel von dem Domprediger Veith zu erzählen wußte.

Nun setze ich die Schilderung der Wohnungen meiner Zieheltern aus, durch die ich unversehens auf das Wundergebiet geraten, das ich gern wieder verlasse.

Streifzüge ins deutsche Mittelalter.

Von

J. E. Wessely.

Im Dorf[1]).

Monatsbild aus einem alten Kalender.

„Als Adam pflügte und Eva spann,
Wo war da ein Edelmann?"

Vom Landbau nahm alle menschliche Thätigkeit und Kultur ihren Anfang. Vieh und Frucht waren die ersten Bedingungen des Lebens und erst wenn diese in genügendem Maße erworben waren, konnte man nach höheren, idealen Zielen streben.

Als sich die Wogen der Völkerwanderung legten und das altgermanische Volk sich friedlich auf seinem Grund und Boden festsetzen konnte, war der Landbau der feste Kitt, der die Gesellschaft zu einer großen Familie vereinte. Neben dem Landbau wurde auch die Jagd betrieben, schon darum, um seinen Viehstand gegen den Raub der wilden Tiere zu sichern. Ungleicher Fleiß, Todesfälle und andere Ursachen störten bald die demokratische Gleichheit; einzelne Grundbesitzer bereicherten sich auf Kosten anderer, neben dem minder Begüterten saß ein Reicher. Alle aber waren freie, unabhängige Leute. Nach und nach wuchsen einzelne zu mächtigen Herren heran, an die sich die kleineren Grundbesitzer, insbesondere in Zeiten der Fehde oder des Krieges, zur eigenen Sicherheit anschlossen. Da die letzteren von den ersteren auf diese Art manchen Vorteil und Nutzen empfingen, so suchten sie sich diesen damit zu sichern, daß sie an die mächtigen Geschlechter ihres Gaues einen bestimmten Zins entrichteten. Sie blieben aber freie Grundbesitzer. Je größeren Bodenbesitz der Reiche erwarb, desto mehr Arbeitskräfte brauchte er zu dessen Bebauung. Er nahm darum Knechte und Mägde auf, die er aus der Schar der Verarmten oder Verschuldeten warb, denen er die im Kriege erbeuteten Gefangenen zugesellte. Alle diese waren leibeigen. Manchen dieser

[1]) Vgl. Fels zum Meer Bd. X, S. 93 ff.

Monatsbild aus einem alten Kalender.

Unfreien schenkte oder lieh der reiche Grundherr zu eigener Verwendung ein Stück Land, um sich dessen Arbeit für seine Felder zu sichern. So entstanden die Fronen. Außerdem traten in ein abhängiges Verhältnis zu dem reichen Grundherrn verschiedene Handwerker, wie Schmiede, Schwertfeger, Müller und andere, welche hoffen konnten, unter dem Schutze eines Mächtigen ihr Gewerbe friedlich und einträglich betreiben zu können.

Seit den Kreuzzügen kam in die Adern der reichen Grundbesitzer ein neues Element hinein, das eine mächtige Scheidewand zwischen diesen und den niederen, kleineren Grundbesitzern aufstellte. Während diese in der friedlichen Arbeit des Feldes ihren Beruf erkannten, glaubte der zum Ritter gewordene Herr mit seinen Reisigen im wilden Kampfe des Krieges seine Bestimmung gefunden zu haben. Poesie verklärte diese blutige Arbeit und nun stehen sich Burg und Dorf in meist feindseligem Gegensatz gegenüber. Stolz sieht der Ritter von den Zinnen seiner festen Burg auf das Land und dessen Leute herab, erbittert und feindselig betrachtet der Bauer die festen Mauern, durch deren Thore die übermütige Gesellschaft zur Jagd ausreitet und ohne Erbarmen über die Saaten seiner Aecker dahin braust, den Segen eines Jahres mit den Hufen der Rosse zerstampfend. Jahrhundertelang dauert diese wechselseitige Feindseligkeit der beiden Stände, bis sie in der Kultur der Neuzeit ihre Versöhnung gefunden hat.

Der freie reiche Grundbesitzer saß in alter Zeit in stolzer Behäbigkeit auf seinem Grund und Boden. Wenn die Ernte seiner Felder reich ausgefallen ist, wenn die Haustiere gedeihen, keine Pest das Land heimsucht, so ist er ein gemachter Herr, wenn ihm der Adel auch diesen Titel nicht zuerkennt. Freilich legt er auch selbst überall mit Hand an und schämt sich der Arbeit nicht, auch wenn er über viele Knechte gebietet. Dies gilt insbesondere für einzelne Landstriche, wie die Schweiz, in den Marschen der Nordsee, auch in der Ostmark, kurz in den Ländern, wo der Adel nur spärlich hauste und nicht mit vereinter Kraft auf ihn einen harten Druck ausüben konnte. Es dauerte freilich nicht lange diese

Monatsbild aus einem alten Kalender.

Ansicht eines Bauernhofes. Nach H. Burgkmair (S. 761).

Herrlichkeit, denn die Gesetze der Könige legten ihm verschiedene und große Lasten auf und wo diese nicht zu erschwingen waren, drohte ihm das Gesetz mit harten Strafen und oft ging die Frucht seines Fleißes eines ganzen Jahres in Kassen, aus denen ihm nichts zu holen möglich war. Da gab es Zehnten, Waffendienst, Lieferungen und Vorspann bei Reisen des Königs und seiner Beamten. Da fand der Bauer kein Erbarmen, kein Recht und wenn er sich wehren wollte, wurde er selbst körperlich hart gequält. Es mußte die Bedrängnis schon einen hohen Grad erreicht haben, wenn sie ihn zur offenen Empörung gegen seine Peiniger entflammen konnte. Und diese wäre im 16. Jahrhundert kaum von solcher Ausdehnung gewesen, wenn sie nicht

das Beispiel, der glücklich ausgefallene Aufstand der Schweizer gegen ihre Zwingherrschaft ermutigt und mit Hoffnung auf einen ähnlichen Erfolg erfüllt hätte. Wie traurig es in deutschen Dörfern zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts ausgesehen haben mag, ersehen wir aus der Schilderung des Bauernlebens, die sich in der Kosmographie von Sebastian Münster findet. Da heißt es: „Der viert Standt ist der Menschen, die auf dem Feld sitzen, und in Dörffern, Höfen und Wylerlin (Weilern), und werden genannt Bawern, darumb das sie das Feld bauwen. Diese fürn ein gar schlecht und niederträchtig (erbärmliches) Leben. Es ist ein jeder von dem andern abgeschieden und lebt für sich selbst mit seinem Gesind und Vieh. Ihre Häuser sind schlechte Häuser von Kot und Holz gemacht und mit Strow gedeckt. Ihre Speiß ist schwarz ruken (Roggen) Brot, Haberbrei oder gekocht Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist fast ihr Trank. Ein Twilchgippe, zwen Buntschuch und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leut haben nimmer Ruh. Früh und spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nechste Stadt zu verkauffen, was sie Nutzung überkommen auf dem Feld und von dem Vieh und kauffen ihn dagegen was sie bedörffe. Ihren Herren müssen sie oft durch das Jahr dienen, das Feld bawen, säen, die Frucht abschneiden und in die Schewer führen, Holz bawen und Gräwen machen. Was solch harte Dienstbarkeit in dem armen Volk gegen ihren Obern bringe, ist man in kurz verruckten Jaren wol innen worden."

Der Bauern Kartenspiel (S. 765).

Mit der letzten Bemerkung sind die Bauernkriege gemeint. Sebastian Frank nennt in seinem Weltbuch vom Jahre 1534 die Bauern „ein seer arbeitsam Volk, das mit fronen, Zinsen, steuern, zöllen hart beschwert und überladen ist, ein wild hinterlistig ungezempt volk". Letzteres hartes Urteil ist offenbar unter dem Eindrucke der Bauernkriege niedergeschrieben worden. Münster ist gerechter, da er die Ursache, die harte Bedrückung, nicht verschweigt.

Sehen wir uns nun die Behausung und das Leben in den Bauernhütten an. Als Grundform eines Bauernheims ist ein eingezäunter Hof zu nehmen, in dem sich die Wohn- und Wirtschaftsräume vereinigt befinden. In gewisser Hinsicht konnte also auch der Bauer das englische: My house is my castle auf sich anwenden. In der Zeit vor Karl d. Gr., als die Landwirtschaft noch sehr danieder lag, waren auch die bäuerischen Behausungen sehr elend. Einzelne haben sich bis zum 16. Jahrhundert in ihrer ärmlichen Gestalt erhalten; es waren dies die Hütten der Armen. Das Haus war aus Baumstämmen roh zusammengezimmert, die Fugen füllte man mit Lehm aus und deckte das Ganze mit Stroh. Solche Hütten muß Seb. Münster vor sich gehabt haben, als er sie in der Kosmographie beschrieb. Die ältesten Hütten hatten keine Fenster, um der Kälte des Winters zu wehren; die Bewohner derselben waren genötigt, auch ihre Haustiere in dieselben aufzunehmen. Als sich der Landbau (im 10. Jahrhundert) zu entwickeln begann, nahmen auch die Bauernhäuser eine menschenwürdigere Gestalt an. Das eigentliche Wohnhaus erhielt neben einem umfangreichen Gemache, in dem sich die Familie versammelte, mehrere Nebenräume, die zu Schlafstätten oder Vorratskammern dienten. Wir finden hier also eine Nachbildung des Schloßgebäudes in alten Burgen, nur daß man das große Gemach nicht einen Saal nennen kann. An dieses Wohngebäude schlossen sich die Stallungen, Getreidekammern und andere Wirtschaftsräume an. Da

diese Bauernhöfe ursprünglich in Verbindung mit den zu ihnen gehörigen Aeckern standen, so bildeten sie abgesonderte Weiler und wenn sich später auch Hütten der Aermeren in ihrer Nähe anpflanzten, so nahm man doch nie in der Anlage Rücksicht auf das Bestehende. Jeder stellte sein Haus nach Gutdünken, wie es ihm eben paßte, dahin und diese Willkür der Anlage ist allen alten Bauernhöfen eigen und hat sich bis auf die Gegenwart vererbt.

Wir geben hier in Abbildung die Ansicht eines Hofes, wie sie H. Burgkmair (für Petrarcas Glücksbuch) gezeichnet hat (S. 757). Wir können voraussetzen, daß die Aufnahme nach der Wirklichkeit gemacht ist. Im Grunde ist das einfache Wohnhaus, mehr im Vordergrunde die Stallung, auf deren Dach sich zwei Katzen balgen, rechts davon die Bienenstöcke, auf dem Misthaufen die Hühner, dabei zwei kämpfende Hähne, dann Gänse, eine Schafherde mit dem Hirten, der zweien abseits sich verlierenden Ziegen nachläuft, ein Drescher, der im Freien arbeitet, denn das Gehöft hat keine Scheuer. Tief im Grunde links oben, am Rande des Waldes, hat ein Bär eine Kuh überfallen. Der Künstler schildert uns hier keineswegs einen idyllischen Frieden des Landlebens; wie die Tiere im Kampfe gegeneinander sind, so auch die Menschen; zwei Bauern führen mit Waffen einen Zweikampf, die Weiber prügeln sich, eine Bäuerin züchtigt ihr ungehorsames Kind und der Alte, der vor dem Stalle sitzend ruhen will, wird vom Bienenschwarm angefallen.

Im frühen Mittelalter begannen die Bauern neben ihrem Besitztum auch Obstgärten anzulegen, in einzelnen Gegenden, wie an der Mosel, am Rhein, auch Weinberge. Auf den Aeckern wurden die gewöhnlichen Getreidearten unserer Zone, Weizen, Roggen, Gerste und Hafer angebaut, daneben auch Erbsen, Linsen, Rüben, Bohnen und Flachs. Von Zuchttieren werden neben Schafen auch Schweine, Rinder und Pferde genannt. Hühner, Gänse und Enten vermehrten den Bestand der Haustiere.

Wenn keine Hungersnot war, keine Pest, kein Mißwachs, keine Kriege das Land heimsuchten, so war der Anblick eines reichen Bauernhofes immerhin ein recht erfreulicher. Leider dezimierten oben angegebene Lasten bedeutend diesen Segen.

Bei allem Reichtum des Ertrags, der Frucht harter anstrengender Arbeit, war der Bauer genötigt, recht erbärmlich zu leben und das Geflügel, das er zog, der Nutzen, den Kühe, Bienen und Schafe brachten, mußte nach auswärts wandern und er mit dem geringen Ueberschuß vorlieb nehmen. Gerstenbrei, Kraut, Erbsen und Linsen, zuweilen ein Stück Fleisch, das waren die fast alltäglichen Speisen, welche auf den Tisch des reicheren Bauern kamen. Wie armselig mag erst die Kost der unbemittelten gewesen sein. Ein Bauer Rüdiger bat, wie uns Seifried Helbling erzählt, seine Frau, ein Stück Rauchfleisch ins Kraut zu legen. Diese that also, hing aber das Stückchen Fleisch an einem Faden auf, nahm es dann wieder heraus, um das Kraut mehrmals damit fett zu machen.

Auch die Tracht war ärmlich; schon ein Gesetz Karls des Großen schrieb den Bauern die Kleidung vor: Graue oder schwarze Röcke, rindslederne Schuhe. Während der Arbeit auf dem Felde konnten sie ohnehin einen langen Rock nicht brauchen. Aber das Gesetz war da, um übertreten zu werden; die armen Bauern konnten natürlich ihre Gewandung nicht oft wechseln und die reichen setzten sich über das Gesetz hinweg und unter diesen, besonders den jüngeren, gab es Stutzer, die ihre Kleider in ihrer Weise aufputzten, mit allerlei Stickereien versahen, so auch auf den Hauben gestickte Tauben oder Papageien anbrachten. Ueberdies hingen sie, wenn sie zum Tanz gingen, an den Staatsrock recht viele Schellen an. Es war den Bauern auch das Tragen von Waffen verboten, damit bei den üblichen Raufereien kein Menschenleben in Gefahr komme. Aber das Verbot machte die Bauern nach Waffen um so lüsterner und schon, um sich den Rittern und Vornehmen gleichzustellen, gehörte ein Schwert zu den höchsten Wünschen eines Bauernsohnes. So mancher verließ die väterliche Hütte und verdingte sich auf der Burg als reisiger Knecht, nur um das Schwert an der Seite tragen zu können.

Bauerntanz. Nach Jost Amman (S. 769).

Auch die Tracht der Bauernfrauen war einfach; Röcke von grobem Tuch, eine Jacke, ein Tuch, das den Kopf einschloß und die Tracht war fertig. Daß sich Bauernmädchen mehr aufputzten, ist natürlich; hierin blieben sich die Töchter Evas immer und überall gleich. Wir haben oben erwähnt, daß dem Bauern das wenigste von dem, was ihm die Landwirtschaft einbrachte, zum eigenen Verbrauch blieb. Dasjenige, was Zinsen und Fronen nicht verzehrte, ging in die Stadt, um hier auf dem Markt zu Gelde gemacht zu werden. Die Bauern sind die Proviantmeister der Städte. Da bringt der Bauer seine Kälber, Schweine, Gänse, Tauben und Hühner dahin; da wird er auch von der Bäuerin begleitet, welche Milch, Butter, Käse oder Eier hinschleppt, um mit dem Erlöse dafür Notwendiges fürs Haus einzukaufen.

Wir können uns diese Marktbauern sehr wohl vorstellen, da berühmte Künstler uns Abbildungen derselben hinterlassen haben. Wer kennt nicht Labenwolfs Standbild des Gänsemännchens in Nürnberg? So hat Martin Schongauer auf einem kleinen Blatte den Auszug nach dem Markte dargestellt: der Bauer trägt auf dem Rücken einen Sack und einen Korb mit Eiern; er führt den mageren Gaul, auf dem die Bäuerin mit dem Kinde sitzt. Albrecht Dürer fand in Nürnberg immer Gelegenheit, die Bauern auf dem Markte zu sehen;

und er hat sie sich ordentlich angesehen und uns mit seinem Grabstichel wahre Typen dieser Menschengattung geschaffen. Da steht der Bauer, gedankenlos vor sich hinstarrend, dem man die Müdigkeit nach harter Arbeit ansieht. Wie ungleich pfiffiger sieht sein Weib drein. Sehen wir uns dann die drei Marktbauern in Unterredung an, welch ein köstliches, psychologisch wahres Lebensbild ist das. Man glaubt ordentlich ihr Gespräch zu vernehmen, wie sie sich über Landwirtschaft, Wetter oder auch schlechte Geschäfte am Markt besprechen, denn die Klage über schlechte Zeiten ist so alt wie die Menschheit. Trotzdem hat man immer etwas für den Genuß übrig gehabt. Hans Sebald Beham hat zwei kleine Kupferstiche herausgegeben, welche zusammen gehören; auf dem einen steht der Bauer bei seinen Feldfrüchten (S. 765), auf dem anderen das Bauernweib mit Zwiebeln, Butterfaß und einem Korb voll Eier (S. 766). Der Künstler hat uns auch das Zwiegespräch der beiden mitgeteilt. Er drückt den Wunsch aus: Deten (thäten) wir verkaufen! Sie setzt hinzu: Zum Wein wollten wir laufen. Es mag eben nicht selten vorgekommen sein, daß der sauer erworbene Ertrag im Wirtshause teilweise oder ganz draufging und der Bauer an Stelle des Geldes oder notwendiger Einkäufe einen rechten Rausch nach Hause brachte. Auf zwei anderen Blättchen führt uns derselbe geschätzte Nürnberger Künstler den Bauer und seinen Knecht vor. Letzterer ist zur Arbeit nicht aufgelegt und meint: Es ist kalt Wetter, worauf der Bauer kurz antwortet: Das schadet nit.

Bauerntanz (S. 765).

Besaß der Bauer einmal Waffen, so war es ihm nicht genug, sie nur zu tragen, er wollte sie auch brauchen. In manchen Gauen lebte ein tapferer Geist; besonders wenn der Druck von oben zu stark war, erzeugte er Gegendruck und sollte er einmal sein Hab und Gut, seine Familie gegen den Feind verteidigen, so mußte er sich trotz einem Ritter mit seinen Knechten und Dorfgenossen zu wehren. In Kriegszeiten waren die Dorfbewohner der zuchtlosen Soldateska und ihrer Brandschatzung preisgegeben; ihre Stallungen wurden geplündert, sie selbst roh und grausam behandelt, das feste Schloß gegen Belagerer verrammelt und von daher keine Hilfe zu erwarten. Da griff der Bauer zu Waffen und auch zu Knütteln, Heugabeln, Dreschflegeln, Spaten und dergleichen, um sich zu verteidigen. Die Hunde seines Hofes halfen ihm dabei. Genannter Beham hat eine Holzschnittfolge mit den sieben Planeten veröffentlicht. Oben über Wolken ist die Planetengottheit dargestellt, unten werden uns Scenen aus dem Leben vorgeführt, die mit den Planeten in Beziehung gedacht wurden. Auf dem Blatte des Planeten Mars sehen wir unten eine solche Scene, wie im Kriege den Bauern mitgespielt wurde (S. 767). Im Grunde wird die Ritterburg belagert, links am Rande des Waldes sieht man berittene Soldaten, von denen zwei Bauern nackt an den Baum festgebunden sind, rechts steht die brennende Bauernhütte, aus der ein Marodeur einen Sack fortträgt, die Bäuerin mag ihm auch nachlaufen und arg schreien. Mehr nach vorn treiben Berittene die Kuhherde fort, ein Bauer wird mit einer Lanze zu Boden geworfen; im Vordergrunde packen Landsknechte die dralle Bäuerin und reißen ihr das Mieder entzwei. Ein Bauer sucht es, von zwei grimmigen Hunden unterstützt, zu wehren, indem er mit dem Spaten dreinschlägt, links zwei fliehende, weinende Kinder. Wir sehen da die ganze Misere, die in unruhiger Zeit den armen Bauer heimsuchte, es ist hier mit wenigen Zügen ein grausiges Dorfdrama drastisch geschildert. Auch unter den gestochenen Blättern des Meisters kommen Scenen des Kampfes vor.

Auch Dürer hat sich mit seiner Kunst mit diesem Gegenstande beschäftigt. Unter den Randzeichnungen, die er mit der Feder für das Gebetbuch Maximilians ausführte (die Originale in München), stellt eine auch einen Massenkampf zwischen Bauern und Soldaten dar. Die volle Wut, die höchstgesteigerte Leidenschaftlichkeit, die in solchen Augenblicken beiderseits herrschen mußte, ist ungemein lebendig geschildert, obwohl der Meister dazu die bescheidensten Mittel, fast nur den Umriß wählte. Dürer wie Beham mögen bei ihren Kompositionen zunächst von den Bauernkriegen und ihren wüsten Scenen beeinflußt worden sein, aber ein Rückschluß auf frühere Zeiten für ähnliche Lagen ist wohl gerechtfertigt. Das Raubrittertum mag den Bauern schließlich alle Geduld geraubt haben, dazu kamen Karlstadts Hetzereien und die mißverstandene, schlecht gedeutete Lehre Luthers von der Geistesfreiheit des Menschen; sie hörten nur das Wort Freiheit und glaubten, jetzt sei ihre Zeit gekommen, sich von der vielhundertjährigen Last zu befreien. Wie groß muß die Ernüchterung gewesen sein, als sie endlich trotz tapferer Wehr unterlagen, um so größer, als die Sieger kein Mittel besaßen, die Unterdrückten zu versöhnen.

Indessen sind aus altdeutschen Dörfern nicht allein solche ernste und traurige Zustände zu berichten. Wenn Friede im Lande herrschte, so gab es auch Augenblicke, wo die Arbeit ruhte, die Sorge schwieg, Erholung nach des Tages Mühen. Besonders die Jugend ließ sich ihr Anrecht auf Vergnügen nicht verkümmern. Dieses Vergnügen war freilich kein idyllisch-zartes; für ein solches fehlte Verständnis und Empfänglichkeit.

So vereint der Sonntagnachmittag die Jugend unter der Dorflinde, die alten Mütter und Väter kommen auch herbei, um sich an den Spielen und dem Gesange der Jugend zu ergötzen. Da erscheint, wie gerufen, ein Fiedler und schon ist alles zum Tanz bereit. Bald ist der große Reihen geordnet, Tänzer und Zuschauer stimmen im Chor den Gesang an, zu dessen Rhythmus sich die Tanzenden im Kreise bewegen. Zuweilen wird der Tanz recht bewegt, sogar frei nach unseren heutigen Begriffen. Die Kirmesse bildet besonders die Gelegenheit zu den übermütigen Tänzen, wie auch die Hochzeitsfeste. Zu den wilden Tänzen wird insbesondere der Hoppeldei oder Hopelrei gehören; bei diesen zeigten die Burschen ihre Kraft, indem sie die Tänzerinnen hoben, daß diesen die Röcke hinaufflogen und die Paare mit den Köpfen zusammenstießen. Neidhart beschreibt oft die Bauernfestlichkeiten und deren Tänze (S. 763).

Marktbauer. Nach H. S. Beham (S. 763).

Als im 14. Jahrhundert von Italien aus das Kartenspiel Eingang in deutschen Gauen fand und sich der deutsche Holzschnitt der Sache bemächtigte und die sonst mühsam gezeichneten Spielkarten mittels Druck vervielfältigte und darum ihren Preis erniedrigte, hatten auch die Bauern bald diese Art Glücksspiele gelernt und die Stunden der Ruhe mit denselben totgeschlagen (S. 759). Die Obrigkeit mochte die Kartenspiele verbieten, soviel sie wollte, das Verbot gab dem Spiele größeren Wert und Reiz. Daß in der Natur des Spieles die Gefahr eines Zwistes und Streites lag, ist leicht begreiflich und alte Darstellungen legen darum auf dieses bedauerliche Finale den Nachdruck.

Die Kirchweih oder Kirmeß war für den Bauer das größte Fest des Jahres; ein solches mußte mit seinen Genüssen und Freuden ihn für alle Plagen des ganzen Jahres schadlos halten. Küche und Keller mußten den Tisch reichlich versorgen. Wie es bei einer Bauernhochzeit herging, darüber besitzen wir einen Bericht aus dem 14. Jahrhundert. Bei Kirmessen wird es nicht anders zugegangen sein. Der Hochzeitsschmaus begann mit Weißbrot, dann folgte Hirsebrei, Rüben mit Speck, Würste und Bratmus. Den folgenden Tag wird die Schmauserei fortgesetzt. Auch der Bauer will Abwechslung haben; es werden jetzt Erbsen mit Kraut, Gerste, Linsen und Würste aufgetragen. Das über Maß genossene Getränk macht die Festgenossen zankfüchtig, es kommt zum Streit, zur Schlägerei, zu Verwundungen. Nach der Menge der letzteren bemißt man den Glanz des Festes.

Der Bauernstand war von jeher konservativ; einmal eingewurzelte Gebräuche hielten sich jahrhundertelang fast ganz unverändert. Die Feste mit ihren Freuden nicht minder. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn auch im 16. Jahrhundert eine Kirmeß ganz dasselbe Bild bot, wie im 14. Hans Sachs beschreibt recht drastisch eine Bauernkirchweih in Megeldorf, der er selbst (1528) beiwohnte und die in gleichem Charakter sich abspielte. Auch hier wieder am Schlusse beim Tanze wegen eines Bauernmädchens Streit und Kampf.

Daß auch Künstler sich diesen Gegenstand nicht entgehen ließen, ist leicht begreiflich. Beham, der bereits genannte geniale Künstler der Dorfbewohner, der uns in drei Folgen einzelne tanzende Bauernpaare hinterließ, hat auch in einem aus vier Blättern bestehenden Holzschnitt uns die Totalansicht einer Dorfkirchweih geliefert, die nicht deutlicher sein kann. Die Scene stellt das Innere des Dorfes dar, im Grunde die Kirche, vorn das Wirtshaus. Beide gehören zu einer Kirchweih und sollen die beiden Pole des Menschenlebens veranschaulichen. Vielleicht entstand aus diesem Umstande das Sprichwort: Wo man Gott zu Ehren eine Kirche erbaut, da baut sich der Teufel seine Kapelle (das Wirtshaus) daneben. Vom Turme der Kirche weht die Fahne, um die Kirchweihe anzuzeigen. Vor dem Eingange der Kirche hält ein Hochzeitszug und wird das Brautpaar eingesegnet. Der Künstler hat der Verständlichkeit wegen die Trauung am Altare vor die Kirchthüre verlegt. Links lockt die Krambude Käufer an. (Wir betrachten die Darstellung von links nach rechts.) Vorn wird Bier oder Wein abgezapft, auf den vier Bauern auf einer Bank sitzend zu warten scheinen. Hinter dieser Gruppe hat sich ein Quacksalber mit seinem ärmlichen Kram postiert. Wir erfahren, was er feil hat, auf einer Tafel steht: Hier guter Theriak und Wurmsamen. Beide bilden die Universal-Heilmittel der Bauern. Während der Quacksalber einem Bauern den Zahn reißt, zieht diesem dessen Weib die Geldbörse aus der Tasche, dessen Schmerz schlau benutzend. In der Mitte der Darstellung sieht man das stattliche Wirtshaus, vor dem ein Tisch, scheinbar für die Honoratioren, steht. Bei demselben sitzt in der Mitte ein stattlicher Herr (ein reicher Bauer oder ein Bürger aus der Stadt?) im Gespräch mit einem neben ihm sitzenden Edelmann. Bei solchen Gelegenheiten thaten arme Edelleute gern mit den Bauern mit, um sich sattzuessen. Ein zweiter Edelmann spricht links mit zwei Bauern, deren einer ihm seine Rechte vertraulich auf die Schulter legt. Vorn liegt ein betrunkener Bauer auf der Bank und zahlt der Unmäßigkeit den Tribut. An einer Bank weiter rechts sitzen zwei Bauern mit ihren Weibern; ihnen nähert sich ein fahrender Geselle und sucht den einen Bauer zum Würfelspiel zu verleiten, der aber, wohl durch die Gegenwart des Weibes beeinflußt, der Sache nicht zu trauen scheint. Die ganze rechte Seite des Bildes ist voll Bewegung; im Grunde ein Ritt um die Wette, ein Wettlauf von Weibern, eine Prügelei von Jungen, die auch ihr Pläsir haben wollen, das Ersteigen eines Glücksbaums, ein Messertanz, eine Prügelei, bei der ein Bauernweib recht wacker dreinschlägt, Kegelspiel und ganz vorn der Tanz von fünf

Marktbäuerin Nach H. S. Beham (S. 763).

Kriegsgreuel in einem Dorfe. Nach H. S. Beham (S. 764).

Paaren, dem sich zwei zu gleichem Zwecke nähern. Das eine Paar scheint uns den oben erwähnten Hoppeldei anzudeuten.

Ein einzelnes tanzendes Bauernpaar hat auch A. Dürer gestochen und die vierschrötigen Tänzer recht lebendig geschildert. Der Dudelsackbläser desselben Meisters bildet jedenfalls das Gegenstück zum vorigen Blatt. Im erwähnten Gebetbuche Maximilians hat derselbe zwei tanzende Bauernpaare gezeichnet; ein Bauer balanciert ein Gefäß auf dem Kopfe, um seine Fertigkeit zu zeigen. Ein Pfeifer, dem der Hahn accompagniert, besorgt die Musik. Auch noch Jost Amman, zu Ende des 16. Jahrhunderts, führt uns im Holzschnitt tanzende Bauern vor, die sich von ihren Großeltern in nichts unterscheiden (S. 762).

Als Holbein seine Jugendzeit in Basel verlebte, stand er dem deutschen Volke noch nahe. In England fand er keine Gelegenheit, sich mit demselben in seiner Kunst zu beschäftigen. Er wurde auch in der Schweiz zum Ausmalen von Häuserfaçaden, wie es damals im Gebrauch war, herangezogen. So verschönte er mit seiner Kunst auch ein Haus der Eisengasse in Basel und brachte da in Friesform einen Bauerntanz dar, weshalb dasselbe das „Haus zum Tanz" genannt wurde. Die Malerei ist der Zeit zum Opfer gefallen, es haben sich aber Zeichnungen erhalten, so eine im Berliner Museum. Zwei dralle Jungen führen mit Flöte und Dudelsack die Musik auf und drei Bauernpaare tummeln sich in wild bewegtem Tanze. Man sieht, Holbein hat sich die Wirklichkeit gut angesehen und sie künstlerisch vollendet auf die Mauer gebannt.

So war das Leben des deutschen Bauernvolkes mit seinen Leiden und Freuden beschaffen. So dämmerte es mechanisch dahin, denn nach der Ernüchterung, die den Bauernkriegen folgte, war aller Mut und somit jeder Versuch, sich das Leben menschenwürdiger zu gestalten, gebrochen. Erst der Ueberfluß an Bildung und Aufklärung, der in den Städten sich anhäufte, begann nach und nach auch über das Land tropfenweise zu fallen und die Verhältnisse zu einer besseren Daseinsform umzuwandeln. Einem Bauern oder Oekonomen heutigestages ist es nun freilich nicht anzusehen, daß er ein Urenkel jenes Geschlechtes ist, das nach Münster „ein so schlechtes und erbärmliches Leben" zu führen gezwungen war.

Fritze Kulasch.

Aus den Erlebnissen eines Künstlers.

Original-Manuskript,

herausgegeben von **A. Roderich.**

Naja, ich hab' Ihnen ja neulig erzählt, auf was für'n genialhe Art ich Theaterdiener in G. geworden war. Aber wissen Sie, sie haben mich da nicht behandelt, wie's Mann von meinen Comperatenzen und Verhältnißmeßigkeiten zukommen thut, sie haben wol bald eingesehen, daß sie alle ihr bißchen Kunst hätten einpakken können, wenn ich meine hätt' auspakken dürfen. — — — — — So sitz' ich also eines Tages allein im Theaterbüroh, denn das ganze Personahl war Essen gegangen und schreib 'n Brief an einen befreundeten Redaktöhr, da geht die Thür auf, und ein großer, dicker Herr mit'n rothen Gesicht und goldenen Schpatzierschtock tritt herein. Er kommt direkt an dem Pulte, wo ich dran sitze und sagt: — „Mein Name ist Bullerjahn, sind Sie der Direktor, oder was sie Rejissöhr nennen?" — Na, denk' ich, wenn's hier nach'm rechten ginge, dann wär' ich's und sag': „Was wünschen Sie denn?" — — „Ja," sagt er, „ich wollt' eine Aufführung in meiném Haus machen lassen, so recht was Gediegenes, sind Sie der Mann for so was?" —

„Na," sag' ich und schteh in meiner ganzen Größe vom Pult auf, „da sind Sie grade an den Rechten gekommen, was ist denn das für'n Angelegenheit?" —

„Na," sagt er, „Sie kennen mir wol, mein Name ist Bullerjahn." — „Bedaure, hab' nicht die Ehre," sag' ich. — „Dann sind Sie wol noch nicht lange hier in der Schtadt, ich bin der reiche Bullerjahn, Viehändler auf Expord."

„Und Sie wollen eine theathralische Aufführung in Ihrem Hause, Herr — —"

„Bullerjahn, ja wol. Die Sache ist nemlich so. Außer das ville Geld hab' ich auch noch 'ne Tochter. Nu ist meine Tochter mit'n Herrn Von verlobt. Der junge Mensch hat'n verschuldetes Gut, weiter hat er nix. Mach' gar kein Geheimniß draus. Die Leute wissen's auch ja doch. Na, wenn er erst mein Schwiegersohn ist, dann ist das Gut nicht mehr verschuldet. Macht mir Spaß. Meine Tochter Frau Von, ist mal was anders." —

„Und nu?" frug ich. — „Ja also, nu is in 14 Tagen die Hochzeit und drei Tage vorher Polterabend. Da woll'n mer mal zeigen, was der Bullerjahn kann. Die Mutter von meinem Schwiegersohn, wollt' die ganze Geschichte so ganz still und ohne Radau abmachen, hat wol Angst, daß ich ihr die feine Familie blamier' — weiß ich, — macht mir Spaß, — werd' ihr aber doch mal zeigen, was der Mensch alles kann, wenn er Geld hat." —

— „Also eine Aufführung am Polterabend?" — „Jawol, aber fein muß es werden. Neulig war'n mer bei'm Commertzienrath Schultze auf Polterabend, da war auch so'n Aufführung — fein! fein! Frau Von hat immer gerufen: reitzend! entzükkend! Nu hat mer Commertzienrath Schultze gesagt, der Rejissöhr von's Stadttheater hätt das ganze zurecht gemacht. Dadrum bin ich nu hier. So'n Aufführung müssen Sie mir auch machen. Aber noch feiner wie bei'n Commertzienrath Schultze. Aufs Geld kommt's nicht an. Macht mir Spaß." —

„Sehr wohl zu dienen, Herr Bullerjahn, dann soll ich Ihnen wol auch ein passendes Theaterschtück schreiben?" —

„Na, natürlich! Donnerwetter, gut, daß Sie's sagen — das Theaterschtück muß was mit Götter sein

— bei Schultzes war's auch mit Götter.“ — — — „Mit Götter?!“ — — „Ja, so was mit Amorr und Jupeter, wissen Sie“ — — „Jupiehter heißt der Herr —“ — „Ganz egal, wenn die Kostühme man hübsch aussehn. Aber, wissen Sie, die Geschichte muß heimlich gemacht werden, die Frau Von darf's vorher nicht merken, sonst leidt sie's nicht.“ —

„Ja, aber wir müssen doch Proben halten.“ —

„Weiß ich; ich hab' drei Säle in der ‚Harmonie‘ für'n Polterabend gemiethet, macht mir Spaß. Da können Sie vorher Proben halten, soviel Sie wollen, es merkt keiner was.“ —

„Und da ist auch eine ordentliche Bühne?“ —

„Na natürlich! Nu sagen Sie mal, was kann der Krempel denn wol kosten?“ — „Ja, hm, das Schstück mit Götter und dann die Schauschpieler, wissen Sie, mer müssen doch 'n bißchen gute nehmen.“ — — „Na natürlich, allens vons beste, nicht knappern bei so was, macht mir Spaß.“ — — „Ja und denn die Koschtühme und was sonst noch zu ner anschtändigen Kunst gehört, — das kann denn doch so am Ende auf'n —, warten Sie mal — so auf'n 70 bis 73 Mark rauskläppern.“ —

„Na ist gut, und wenn's 'n paar Mark mehr werden, schadt's auch nix. Bullerjahn kann das, macht mir Spaß.“

„Sehr wohl, Herr Bullerjahn, gestatten gehorscham noch eine Frage. Es ist bloß, daß mer nachher keine Schtreitereien kriegen. Die Künstler bleiben doch nachher zum Abendessen da?“ — Natürlich, kommt mir gar nicht drauf an. Aber wissen Sie, nehmen Sie's nicht übel, mang die feine Gesellschaft nicht, die Künstler essen unter sich.“ —

„Ganz wie Sie gehorsam belieben, Essen ist Essen, was hat die Kunst vor'n Schaden davon, wenn mer nur satt wird. Nu haben Sie nur noch die verehrte Gewogenheit und sagen Sie mir noch ein bißchen was von dem jungen Paar, was mer in dem Theaterschtück 'reinbringen kann. Die gütigen Nahmen und wie sich die Herrschaften gefelligst kennen gelernt haben und wenn sonst vielleicht noch einige liebefolle Poenten dabei vorgefallen sind, da kann mer denn sehr schön was davon zusammendichten.“ —

„Ganz richtig. Na also, meine Tochter heißt Christine Anna Bullerjahn und mein Schwiegersohn Theobald Eugenius von Knippenhausen-Schmersewenzel. Wenn es Ihnen weiter keine Kosten macht, denn dichten Sie man das ‚Von‘ ordentlich 'n bißchen raus, da freut er sich mit.“

„Sehr gern, und denn — wenn ich geneigtest so was fragen darf, die geehrten Herrschaften haben die Güte, sich aus Liebe zu heirathen?“ —

„Nee! Geht Sie aber nix an. Wo so'n Posten Geld ist, da kommt die Liebe von selbst. Sie dichten natürlig was mit Liebe. Kennen gelernt haben sie sich auf'n Eis.“ — „Durch Zufall?“ — „Nee! Durch 'n Heirathsvermittler! Geht Sie aber nix an! Sie dichten mit Zufall!“ — — „Verlassen sich Herr Bullerjahn ganz auf meiner poetischen Indisposiziohn.“ —

„Is gut. Hier haben Sie 30 Mark für die ersten Auslagen, den Rest kriegen Sie nachher. Sonntag den 15. ist der Polterabend, — nu machen Sie Ihre Sache gut, denn soll's mir auf'n Extratrinkgeld nicht ankommen. Aber Götter müssen damang sein wie bei Schultzes. Donnerwetter! die Uhr ist schon gleich eins — 'morgen!“ — —

Herr Bullerjahn ging fort und ich schprang vor Freuden wieder auf'n Bock, als er raus war. Das war so was für Fritze Kulasch! Was unser dämlicher Rejissöhr bei Schultzes gekonnt hatte, das konnte ein Mann wie ich doch wol noch'n bißchen besser bei Bullerjahns. Die Geschichte konnt mir'n Ruf in der ganzen Schtadt machen, und wenn's nachher unser Schafskopf von Rejissöhr, der mich immer so anschnautzt und kuhjoliehrt, gewahr wird, na, denn ist er mal gewahr geworden, was in so'n gekrümmten Wurme für'n Riesenschlange schtecken kann.

Aber nur vorher durft er's nicht gewahr werden, und keiner von unserm Theater durft's gewahr werden, sonst hätten die alten Neidhämmel von Menschen mir wieder die Karriehre verdorben. — Dadrum durft' ich nu also natührlich für der Polterabendaufführung keinen Schauschpieler von unsern Theater nehmen.

Aber vor allen Dingen doch nu erst mal das Schstück. Na ich hätt's ja leicht selbst zurecht dichten können, das werden Sie mir auf Ehre und Gewissen glauben, — aber erstmal hatte ich keine Zeit dazu und denn wollte ich mir auch den Kopf freihalten für all die andern Arranjemangs, denn es waren ja nur noch knapp acht Tage hin bis zu den Polterabend.

Ich ging also zu einen Gelegenheizsdichter hin, wovon ich mal gehört hatte. Er hieß und heist auch wol heute noch Zacharias Plimpe und ich kann 'n bestens empfehlen, wenn mal Einer was nöthig hat zu Dichten, er wohnt Ulkgasse Nr. 1001. Er hat's wirklich tüchtig raus und ich kann nicht anders sagen, seine Fersfüße klappen.

Ich sag' ihm also, daß ich 'n Polterabendschstück geschrieben haben wollt' mit Götter.

„Denn muß es in Fersen sein,“ sagt er, „Götter thun's nicht anders.“

„Gut,“ sag' ich, „machen Sie's in Fersen. Was kostet so'n Schtück von ein Akt?“ —

„Ja sollen es simple oder zweischläferige Reime sein?“ —

„Was meinen Sie damit?“ —

„Ja sehn Sie,“ sagt Herr Plimpe. „Zum Beischpiel ‚Mein‘ und ‚Dein‘ oder ‚Herz‘ und ‚Schmerz‘, das sind simple Reime, aber zum Beischpiel: ‚Butterkuchen‘ und ‚Futter suchen‘ oder ‚Feuerschein‘ und ‚Schteuerschein‘, das nennt man in der Litteratuhr zweischläfrige Reime. Die sind natührlich theurer. Da wird Ihnen so'n Stück doch wol auf'n 12 Mark zu schtehen kommen.“ —

„Und wenn mer die simpeln Reime nehmen?“

„Denn haben Sie's für 9 Mark.“

„Nu will ich Ihnen was sagen,“ sag' ich, „ich geb Ihnen 10 Mark, denn machen Sie's mit gemischte Reime, halb und halb.“ —

Wissen Sie, es berührt mer immer sehr unangenehm und meine poetische Ader möcht mer aus'n Leib

schpringen, wenn Einer so künstleriche Sachen bloß von 'n matterialistischen Schtandpunkt behandeln thut. Ich hab denn auch mit den Dichter nicht lange gehandelt und hab ihm für das Schtück mit gemischte Reime, aber er durft nicht gar zu wenig von den Zweischläfrigen reinthun, 10 Mark 50 zugesagt."

„Aber es muß auf'n Eis schpielen," sag' ich noch.

„Was?!" fährt er auf, „Götter auf'n Eis?! Nee, lieber Mann, ein Schtück mit Götter schpielt immer auf'n Olümb."

„Herr Plimpe," sag' ich, „Allah bonnöhr für Ihren Olümb, das mag ja auch ein ganz honorabliges Lokahl sein, aber wenn ich's bezahl', denn schpielen die Götter auf'n Eis. Und wenn Sie das nicht dichten können, denn sieht es mit Ihre geehrte poetische Liezentz man ein bißchen power aus." —

Nu sah er ja wol ein, daß er 'n Mann vor sich hatte, der in der Litteratuhr und was dran bummelt, ordentlich o fäh war und mußte denn ja nachgeben. Ich erzählt' ihm denn nu noch, warum das Schtück auf'n Eis schpielen sollt' und was er sonst noch alles wissen muß, und denn verschprach er mir, das Schtück zu übermorgen fertig abzuliefern. Das war also in Ordnung. —

Und richtig zur beschtimmten Zeit hatte denn auch Herr Plimpe das Schtück fertig gedichtet und das kann ich als gerechtfertigter Mensch nicht anders sagen, er hat seine Sache ganz schön und ahtuhprieh gemacht. —

Das Schtück schpielt also auf'n Eisbahn und zuerst kommen 'n tügtige Porrziohn Götter, Wenuß, Jupiehter, Amorr, Junoh und so dergleichen und machen 'n Menge famoste Redensarten von 'n Polterabend in simpeln und zweischläfrigen Fersen. Dann gehn sie ab, und es bleiben bloß Junoh und Amorr da. Junoh war damals in der Mietheologieh die Frau von Jupiehter. Nu erzählt ihr Amorr, daß er gesehn hätte, wie ihr Mann, der Jupiehter, sich in eine Fraunspersohn verliebt hätte. Da wird die Junoh sehr bös und will wissen, in wem? Nach längerem Schträuben sagt endlig Amorr: in Christine Bullerjahn.

(Das heißt, die Namen hab ich natürlig den Dichter nicht gesagt, die hab' ich selbst in's Manuschkript rein geschrieben.)

Nu sagt Amorr weiter, die Christine Bullerjahn wär 'n sehr schönes und außerdem noch tugendhaftes Mädchen, die würd' Herrn Jupiehter eklig abfallen lassen, und denn liebte sie auch bereits schon 'n Andern.

„Wen denn," fragt die Junoh. „Na, den Herrn Theobald von Knippenhausen-Schmerscwenzel," sagt Amorr. — „Dann sollten die Beiden sich auch kriegen," sagt Junoh, „das wollt' sie schon arranjiehren." Und wie sie das noch sagt, da kommt auch schon der alte Bullerjahn mit seiner Tochter aus der Kuhlisse raus auf dem Eise. Sie geschteht ihm, daß sie einen jungen Mann liebt, aber Bullerjahn sagt, er giebt seine Tochter nur Einen, der auch beweisen thut, daß er sie ordentlich liebt. Nu fängt Christine an, Schlittschuh zu laufen und mit einmal bricht sie ein in dem Eise und fängt an, um Hülfe zu schreien. Da kommt von der andern Seite Herr Knippenhausen-Schmerscwenzel gerannd und zieht sie raus, und nu schtellt sich raus, daß der Retter von ihr auch ihr Liebster ist, und Bullerjahn giebt seine Einwilligung. Denn kommen von allen Seiten die Götter wieder, Junoh huntzt den Jupiehter noch 'n bißchen runter und denn betheiligen sich alle an einen allgemeinen Eisfest. —

Na, sehn Sie, das war doch gewiß 'n ganz nette und plausieble Idee, und da lag auch was drin, wo'n Künstler von meiner Kwinnt-Essenz was draus machen konnt. Das Eisfest zum Beischpiel, da konnt mer'n ordentliche Brawuhr raus schlagen. —

Nu mußt ich also erst mal sehn, wo ich die für den Schtücke nöthigen Schauschpiehler und andere Aktöhre herkriegen thät'. Wie schon gesagt, von meinen Theater durft's keiner sein.

Nu war da in der Vorschtadt so'n Etablisemank, das hies: Elysium! das war so'n Mittelsorte von Tingel-Tangel, Kaffee Schangtang und Zirrkuß, und da gaben sie alle möchlichen und unmöchlichen Sorten von Kunstgenüsse. Na, wissen Sie, meine Sorte und mein Hoh-guh ist das nicht, und dadrum sage ich in einem Bong-moh: wo die Kunst bloß mit Arme und Beine arbeitet, da hat sie nicht Hand und Fuß. Aber egahl, ich kannte nu mal mehrere von dies Etablisemank, weil ich in derselben Kneipe verkehrte und den andern Tag hatte ich denn auch schon mit seine Politiq und Scharfblick die richtigen Leute für meinem Plahne herausgearbeitet.

Die größten Rollen in dem Polterabend-Schtück hatten Junoh und Amorr, dafür angajierte ich zwei Kuhplehsängerinnen und für die übrigen Götter und was noch sonst zu den großen Eisfest am Schluß an Frauenzimmern nöthig war, daderzu nahm ich sechs Damen aus'n Kohr de Ballett.

Den alten Bullerjahn wollt' ich selber schpielen. — Nu blieb also nur noch die Rollen von Fräulein Bullerjahn und Herrn von Knippenhausen-Schmerscwenzel übrig. Für Fräulein Bullerjahn angajiehrte ich eine Eßkiehmoossche Schlittschuhläuferin auf Rollen aus Hamburg, was ja für das künstlerische Angsambel und das Einbrechen im Eise ganz famoß war.

Am schwersten aber konnt' ich einen Künstler für die Rolle von Herrn Knippenhausen-Schmerscwenzel finden, denn das mußte Einer mit'n bißchen nobeln Interiöhr sein, wenn die Geschichte Effekt machen sollte. Endlich hatt' ich aber doch einen rausgeangelt.

Es war der Attleht Jochen Schnarke, genannt „das lange Bumbum", aber sein Künstlername war eigentlich Felix Malemarenga, das heißt, wie er noch ordentlich mit den 300 Fund Gewichten und andern kraftfollen Gegenständen arbeiten konnte. Wie er sich aber mal an'n Schnaps und Spritnohsen fermaledeiht hatte, da war's mit der Kunst alle, und er konnt' fast keinen Abend mehr auftreten, weil er immer betrunken war, in was vor'n Zuschtand er sich mal so'n 300 Fundschtück auf'n Fuß schmiß, daß er lange in's Krankenhaus liegen mußte. Aber es war doch'n Mensch von ner imposandten Geschtalt und kollosahle Knochen und hatte auch so ne gewisse Art von Hoot wolléée an sich, so daß er mir für meinen damaligen Ziehtuaziohn sehr gut paßte. Und was seine Betrunkenheit anbelangen that, so fand ich'n sehr schlaues Mittel raus,

auf welcher Weise ich dieses Verhältnis für meine theeatralische Aufführung unschedlig machen konnte. All den andern Künstlern gab ich vorher 'n kleine Anzahlung auf das Honorahr, was ich mit ihnen ausgedungen hatte, aber der Attleht kriegte vorher gar nichts, und ich hatte mit ihm ausgemacht, daß er baare sechs Mark haben sollt', wenn er die kleine Rolle ordentlich und nüchtern schpielen thät, wenn er aber auch nur'n bißchen angetrunken wär' den Abend, denn bekäm' er keinen Groschen Honorahr!

„Is jemacht!“ sagte er in seine robußte Maniehr, „ik wer mir doch nich for jar nischt einmal 'n bisken betrinken, wenn ich's nachher for sechs Mark zehn mal ordentlich duhn kann!“

So hatt' ich denn nu ja das nöthige Personahl durch meiner oftbewährten Ruhtiehne und Menschenkendniß zusammen gebracht. Nu aber ging eine höchst fitahle und ekliche Arbeit an, das Einschtudiehren von den Schtück. Na, ich werd' Sie gefelligst nicht lange annizjiehren mit all den Quälereien und Schiehkahnerie und mit der ganz kolossahlen Dummheit und Begreifungslosigkeit von einige dieser Menschen.

Kurz von der Sache, ich hab's fertig gekriegt und den Mittag vor den Polterabend hab' ich noch eine Hauptgeneralprobe in den Theatersaal von der „Harmonie“ abgehalten, und das muß 'n roher Mensch sein, der die Probe gesehn hat und nicht gesagt hat: Ja, der Fritze Kulasch verschteht das Metjeee und die Geschichte klappt aus'n ef ef! —

Bei der Probe von's große Eisfest nu, wo Tanz mit bengalische Flammen, komische Kunstschtücke, Klaun-Jure und so dergleichen vorkommt, da kriegt ich noch 'n ganz geniahle Idee zur Verschönerung von's Ganze, daß ich vor Freude über meine Erfindungskraft ordentlich 'n kleines Hupp in der Luft machte.

Nämlich den Abend vorher war im „Elysium“ ein Mann mit drei dressierten Kälbern aufgetreten, die wegen ihrer wirklig ganz fäno-mehnahlen Leistungen kollossahles Vurohre gemacht hatten. Das Hauptkalb hatte zum Schluß eine Ahrie aus „die schöne Helena“ geblökkt und dafür war's 13mal rausgerufen und hatt'n Tusch und'n Lohrbehrkranz gekriegt. Das hat mir der Dressöhr selbst erzählt. —

Wenn ich nu den Mann mit den großartig dressierten Kälbern in den Eisfest auftreten lies, so als Extrah Einlage — so zu Ehren von den Festgeber, Herrn Bullerjahn, den reichen Vieherportöhr, das müßt' doch wie'n Donner und Wetter imponiehren. Famoste Idee! So was ist doch den Gästen bei Commerzienrath Schultze gefelligst nicht geboten, da wollt' ich drauf schwören.

Erst wollte Professer Skaravitschio, so hies der Kälberdressöhr, nicht, aber wenn ich mir mal eine künstlerische, fixe Idee im Kopfe gesetzt habe, denn setz' ich's auch durch. Der Mann forderte freilig ein klobiges Honorahr, und es würd' nu wohl von den Geld, was mir Herr Bullerjahn zugesagt hatte, so gut wie gar nix für meiner eigenen Arbeit übrich bleiben, aber ich sagte zu mir selbst: Fritze Kulasch, laß dir lieber 'n paar elende Nickels perrdüh gehn als dein künstliches Renommeh und was daderzu gehört. Und so angajiehrte ich denn den Professer Skaravitschio mit seine drei Kälber für eine Schtunde, aber Herrn Bullerjahn sagte ich nichts davon, der sollte mal gediegen überrascht werden. —

So kam denn nu ja nach noch eine ganze Masse von Anschtrengungen, Aufregungen und sehr viel Arbeit und Aerger mit meinen Künstlern der Polterabend ran. Drei Schtunden hatt' ich allein gebraucht, um mit der Schlittschuhlauferin das Einbrechen im Eise einzuschtudieren. Sie mußt nämlich auf'n verabredeten Moment auf'n Versenkung schtillehalten, dann gab ich 'n Zeichen und die Versenkung ging halb runter, so daß das Mädchen bis an der Tallje versank und denn mit den Armen noch ordentlich oben schpaddeln und Hülfe rufen konnte.

Und was for Mühe hatt' ich gehabt, daß die Bühne 'n ordentliche Winterlandschaft darschtellen thät'; und die Kosten! Allein für weiße Watte, wo ich den Schnee mit auf den Bäumen darschtellte, hatte ich 1 Mark 80 ausgegeben! —

Na, nu war aber auch alles schön in Ordnung, und ich freute mich nicht schlecht, als zur rechten Zeit von all den Angajiehrten man bloß noch eine einzige lumpige Persohn fehlte, nämlig eine Ballettöhse, ohne welcher schlimmstenfalls die Geschichte auch ganz gut von schtatten gehn konnte.

Auch Professer Skaravitschio mit seine dressiehrten drei Kälbern war zur rechten Zeit gekommen, denn wir mußten ja die Thierchens erst ordentlich unterbringen, damit Keiner sie vorher sehen thäte, von wegen der Ueberraschung. Das hatte ich aber alles vorher ganz genau ausgerechnet. Dicht neben der Bühne nämlich im großen Saal war so'n kleine Tapetenthür zu so'n Art kleine Kammer, wo sie den Wein aufbewahrten, der gleich getrunken werden sollte, und wo so die Aufwärter so allerlei aus der Hand legen konnten. Dadrin wurden, eh die ersten Gäste kamen, die drei künstlichen Kälber sehr gut untergebracht. — Nu kamen auch die Gäste bald an, und ich war ordentlig 'n bißchen erschtaunt über der Elegans und Großartigkeit von den Thoaletten. —

Wissen Sie, das müssen Sie selbst sagen, mir kann ganz gewiß keiner den Forwurf machen, daß ich 'n schtolzen Mensch bin oder daß ich auch nur 'n kleines Tippelchen von der Hochnäsigkeit von andere Künstler in mein'n Ka-liehber besitzen thu', aber in diesen Momend, wo ich so'n hochfeines Puplikum vor mir als Macher von's Ganze sitzen sah, da schtieg mir denn doch so'n ganz ordentlichen Klumpen von Schtolz in den Kopf — nee, wissen Sie, das konnt' ich nicht helfen, dafor bin ich auch schtellenweise 'n Mensch. —

Nu kam Herr Bullerjahn auf der Bühne und wollte sich erkundigen, ob alles in Ordnung wär'. Na, das war's denn nu ja. Herr Bullerjahn war auch sehr fein in's Zeug, hatte eine kollossahle goldene Uhrkette und so viele Diamand Knöpfe und Ringe an 'n Leib, daß mer ordentlich ganz unwillkürlig Reschpekt vor den Mann kriegen mußt'. Herr Bullerjahn war auch sehr zufrieden und fidehl und ließ gleich für die Komödiantenbagaje, wie er sich ausdrückte, 'n ordentlichen Posten Rothwein rankommen.

Wenn er das man lieber nicht gethan hätte! Wie

ich mich nu nach dafür bedanke und zu ihm sag', daß er und seine Gäste hier heut Abend 'n Amüsemang kriegen sollten, wo sie noch lange dran denken würden, da kommt eine höchst noble Dame in lauter Sammt und Seide, die immer so von oben runter durch 'n Longjette kukkt.

„Ah, Frau von Knippenhausen-Schmersewenzel," sagt Herr Bullerjahn und macht 'n Kratzfuß. Nu wußt ich ja, wer's war und macht auch 'n Kratzfuß.

„Herr Bullerjahn," sagt die Dame mit so'n ganz eigenthümliche Betohnung durch der Nase, „Herr Bullerjahn, Sie scheinen trotz meines dringenden Ersuchens die heutige Feier durchaus nicht einfach genug veranschtaltet zu haben."

„Gnädige Madame," sagt Herr Bullerjahn, „einfach is nich! Wenn Bullerjahn seine einzigste Tochter verheirathet, denn kommt's ihm auf 'n tausend Mark nich an. Das macht mir Spaß. Aber klappen muß alles, daß die Stücke davonfliegen."

„Parrdong, Herr Bullerjahn, nach meiner und meiner hier anwesenden Freunden und Verwandten Ansicht muß nicht alles klappen, daß — nun, ich weiß wohl Ihren Thon nicht so recht zu treffen. Ich will nur hoffen, Herr Bullerjahn, und hauptsechligt in Ihrem eigenen Interesse, daß hier heute Abend kein grawiehrender Foh-pah vorkommt."

„Nee, nee, Madamken, sein Sie man ganz ruhig, hier schteht mein Macher, hat auch neulich die Geschichte bei Commerzienrath Schultz arranjiehrt, — sehr tüchtig, aber 'n bisken theuer. Thut nix, macht mir Spaß."

Nu drehte sich denn die feine Dahme nach mir um und besah mich so von oben bis unten, als wenn sie mich mit eins auswendich lernen wollt.

„Sie leiten hier die Aufführung?" frug sie. Ich mach' eine von meinen bekannten Verbeugungen und sag': „Euer Wohlgebohren gefelligst zu dienen, meine gnädige Frau Von!" Und das Von bethon' ich so recht komm-il-foh, daß sie gleich sieht, was sie vor'n Mann vor sich hat. Sie lächelte denn auch ganz beruhigt und sagte nur noch: „Ich hoffe, daß das Schtück in keiner Weise Anschtoß erregen wird und daß alles dezent hergeht."

„Frau Von," sag' ich, „dadrauf können die Gnädige sich gehorsamst verlassen."

Na, meine gediegene Sicherheit und Maniehr imponiehrte wohl die Dahme und sie drehte sich um und ging wieder mang's Puplikum.

Nu ging ich schnell hin und zog mich um, was noch einige Zeit wehrte, weil ich mir möglichst genau die Maske von Herrn Bullerjahn machen wollt', wozu ich mir auch von seine Haushälterin was von sein gewöhnliches Zeug geliehen hatte. In's Maskenmachen hatte ich als gewesener Frisöhr und weil ich so was von so vielen andern großen Mihmen doch oft gesehen hatte, große Ruhtiehne, und wie ich aus der Garderohbe raustrete, meinen sie erst wahrhaftig ich wär Herr Bullerjahn selbst.

Ich klingle nu also, der Vorhang geht in der Höhe und die Geschichte fängt an. Na, es ging auch wirklich ganz prachtvoll und die Junoh und der Amorr und die andern Göttern glitschen ganz famoß auf'n Eis rum und machten ihre Sache wirklig vorzüglich. Wie Amorr nu seine Geschichte erzählt, daß Jupiehter in Fräulein Bullerjahn verliebt ist, da konnt mer ordentlich merken, wie so'n amüsantes Erschtaunen durch dem nobeln Puplikum ging. Nu macht also ja die Junoh Radau und sagt:

„Ha! Hat er vergessen schon was Junohs Rache ist?
Ich werd' ihm zeigen schon was eine Sache ist"

Wodrauf Amor sagt:

„Beruhige dich nur, ich weiß beschtimmt,
Daß Fräulein Bullerjahn den Jupiehter nicht nimmt,
Daß sie ihn schnell bei Seiten schieben thut,
Weil sie schon längst Herrn von Knippenhausen-Schmersewenzel lieben thut"

Dadrüber freut sich natürlich die Junoh sehr und sagt:

„Oh, das ist nett von ihr und zur Belohnung
Verlob' ich heut die Beiden noch in dieser Wohnung."

Amor:

„Wenn Jupiehter das hört, vor Wuth dann kocht er,
Ha, da kommt grad Herr Bullerjahn mit seinem Fräulein Tochter."

Junoh:

So laß uns schnell dort halten uns verborgen,
Ich werde schon das weitere besorgen.

Das war mein Schtichwort und nu kommt also Herr Bullerjahn, was ich bin, mit der Tochter aus der Kuhlisse raus. Erst erklährt sie mir alles in den feinsten Fersen, daß sie hier neulig auf'n Eis 'nen Herrn getroffen hätt', der sie mit Eiergrok traktiehrt hätt und mit den sie gegenseitig aus tiefsten Herzensgrund verliebt wär'. Ich werd' erst 'n bißchen eklich und frag', wie der Herr heißt. Sie sagt nu ja: Herr von Knippenhausen-Schmerzewenzel.

Nu deklamiehr ich so mit den richtigen wändezittrigen Patoß, das die feinen Leute endlich mal merken thäten, was vor'n schauschpielerischen Aktöhr sie eigentlich vor sich haben:

„Wenn du auch sagst, daß er dich noch so heiß liebt,
Und wenn er dir auch Grog hier auf dem Eis giebt,
's nix, wenn er nicht besseren Beweiß giebt."

sag ich. — Mittlerweil hat sich meine Tochter die Rollschlittschuh untergeschnallt, und nu hätt' mal einer die ausgereckten Hälse von den Puplikum sehn sollen, wie die Eßkiehmoschlittschuhläuferin so in'n prachtfollen Bogen über der Bühne läuft und allerlei wunderschöne Kunstschtücke macht.

Nu kommt endlich der Moment, wo Fräulein Bullerjahn ins Eis brechen soll. Sie läuft auf die Versenkung, ich geb' das Zeichen, und sie sinkt ganz famoß bis halb unter. Nu fängt sie wunderschön an zu zappeln und zu schrein und ruft um Hülfe, ganz wie's im Schtück schteht. Und nu kommt auch richtig der lange Malemarenga, der den Knippenhausen-Schmerzewenzel giebt, von der rechten Seite. Aber so, wie ich ihn man sehe, krieg' ich'n Schreck in alle Knochen. Der Mensch war wieder nicht nüchtern. Das war die Schuld von Bullerjahn sein Rothwein. Anschtatt nu schnell ran zu schtürzen und das Mädchen rauszuziehn, kommt er schief, aber ganz langsam auf mir los, derweil Fräulein Bullerjahn immer wie toll in das sogenannte Eiswasser fertrinkt.

„Herr, retten Sie meine Tochter, mein Kind!“ schrei ich, wie's in'n Buch schteht.

„Zahlen Sie mir denn auch die zwee Dahler?“ fragt er leise und wakkelt daderbei dicht an mir ran.

Nu wird mir aber doch 'n bißchen wirr in'n Kopf.

„Sie sind ja wieder betrunken,“ raun ich ihm wüthend zu und denn schrei ich wieder mit Geistesgegenward:

„Herr, retten Sie meine Tochter, mein Kind!“

Nu fängt aber der Unmensch fürchterlich an zu gröhlen und wakkelt dabei immer hin und her:

„Nee, nee, Herr Bu — Bu — Bullerjahn, is nich! Erst das Feld und dann die Tochter — laß sie man zappeln — erst bezahlen Sie, Herr Bu — Ba — Ballerjahn — sonst ihre Hand nicht in de Hand!“ —

„Pfui!“ schreit da eine weibliche Schtimme aus'm Puplikum, und mehrere schprangen in der Höhe. Nu komm' ich aber in Wut. — „Herr,“ schrei' ich, „Sie benehmen sich wie 'n Kalb!“ — „Wa — was? Sie — Sie — nu wer ick Ihnen mal zeigen, wie sich 'n Kalb benehmen thut,“ und daderbei torkelt er die Bühne runter, reißt die kleine Kammer auf und prügelt auf den drei dresiehrten Kälbern los. Die armen Tiere schtürzen wie toll mit greßlichen Geblökk raus und direkt auf der nobeln Gesellschaft los, die schon mehrstenteils aufgeschprungen ist. Ich seh' weiter nichts wie 'n Kah-oß von Schreien, Blökken, übereinanderher rausschtürzende Damen und Menschen, und die Kälber mittenmang, wo der angetrunkene Mensch immer drauflos prügelte. Ich war totahl perplext.

Da sah ich, wie Herr Bullerjahn mit 'n fürchterlichen Geschimpf auf der Bühne schpringt und auf mir los will. Ich krieg' meine Geistesgegenward wieder, mach' kehrt um und lauf' weg. Herr Bullerjahn und was sonst grad auf der Bühne schtand hinter mir her mit Schreien und Tohben. Wie ich die Treppe runter auf der Schtraße und in mein Lojieh gekommen bin, das weiß ich noch heutigen Tags nicht. Da mag ich auch nichts mehr von hören und sehen. —

Den andern Morgen bin ich dann 'n bißchen sehr niedergedrückt und kommprimitiehrt in's Büroh gegangen. Ich schteh in 'm Bibliothekzimmer, was neben den Direkziohnsbüroh ist und schtäub die Bücherbretter ab. Da klopft es, der Direktor ruft herein, und Herr Bullerjahn schiebt sich ins Direkziohnszimmer. Ich drück' mich schnell im Hintergrunde. — „Mein Name ist Bullerjahn,“ sagt er, ich wünsch' auf der Stelle den Rejissöhr zu sprechen.“ — „Das können Sie nicht,“ sagt der Direktor, „der Rejirsöhr ist auf der Probe bescheftigt.“ — „So, na denn sagen Sie ihn gefelligst, er wär 'n ganz miserabliger Kerl un der Bullerjahn käm' ihm noch auf 'n Kopp, daß ihn das Donner und Wetter regieren soll!“ — „Was,“ ruft der Direktor, „Herr, wie können Sie — warten Sie, ich will doch lieber den Rejissöhr rufen lassen. — „Kulasch! Kulasch!“ — Ich krieg ein bißchen das Zittern. —

„Kulasch,“ schreit der Direktor, „wo schteckt wieder der Mensch?“ — Nu muß ich denn ja rein im Direkziohnsbüroh. — Wie der Herr Bullerjahn mich aber sieht, schtürzt er wie 'n wahnsinnige Vurie auf mir los und schreit: „Da ist ja der Lumpenkerl!“ — Ich retiehriehre hinter 'n Tisch. — „Nein,“ ruft der Direktor, „das ist nicht der Rejissöhr, daß ist ja nur mein Theaterdiener.“ — „Was?“ schreit Bullerjahn, „und zu mir sagt das Supjekt, er wär' der Rejissöhr?“

„Erlauben Sie,“ replicitiehre ich, „das habe ich nicht gesagt, das haben Sie gesagt, Herr Bullerjahn.“ — Nu kommt er wieder in 'ne fürchterliche Wut und fuchtelt mir mit seinen goldenen Knohtenstocke immer vor der Nase rum. „Was, Sie wollen noch Redensarten machen, Sie — Sie — Mensch Sie — na, ich wer Sie schon pakken — brummen sollen Sie, wenn Sie nicht berappen können — Schadenersatz verlang' ich bis in die Puppen — ich bin blamiehrt — die Verlobung ist aufgelöst — der Herr Von hat sich bei Seite gedrückt — Schadenersatz verlang' ich!“

„Herr Bullerjahn,“ sag' ich und nahm so 'n gewisse grawiehtätsche Miene an, „Herr Bullerjahn, weil Sie grad von Schadenersatz reden — ein Schwiegersohn, der seine Braut wegen 'n paar Kälber sitzen läßt, wie hoch schätzen Sie denn so 'n Schwiegersohn? Es ist nur wegen dem Schadenersatze!“

Da kriegt doch Herr Bullerjahn ein bißchen das Stillschweigen.

„Kulasch,“ sagt nu der Direktor, „Sie scheinen da wieder eine von Ihren dummen Geschichten gemacht zu haben.“

„Herr Direktor,“ sag' ich, indem ich mir in der richtigen inposandten Posiehtur schtelle, „Herr Direktor, Fritze Kulasch macht überhaupt keine dummen Geschichten, und wenn mir 'n Direktor so was sagt, denn müßt' ich 'n eigendlich kündigen. Aber nu haben Sie mal zu heut Abend die Jungfrau von Orleans angesetzt und ich schpiel in 'n Krönungszug mit — sein Sie ruhig, Herr Direktor — ich werd' Ihnen die Vorschtellung nicht verderben!“ —

Berliner Landpartien und Kremserfahrten.

Von

Walter Reinmar.

Der Berliner liebt die frische Luft, sie ist ihm Lebensbedürfnis, und um dieses Bedürfnis zu befriedigen, geht er gern ins Grüne und sitzt mit ausgesprochener Vorliebe im Freien. Der erste warme Sonnenstrahl, der den Lenz verkündet, lockt den Bewohner der Reichshauptstadt hinaus, und wenn dieser einmal draußen ist, wo die freien Lüfte gehen, so ficht selbst eine ziemlich niedrige Temperatur ihn nicht im mindesten an. Denn schon im März sind an Sonntagen die Gartenrestaurants der Umgegend von Besuchern überfüllt. Und wenn der Frühling zur Erde kommt mit Blütentraum und Blumengruß, wenn die Tage länger werden und die Sonne Wald und Feld und Berg und Au in ihren leuchtenden Strahlenschein hüllt,

dann regt sich in der Bevölkerung der Kaiserstadt die uralte germanische Sehnsucht nach dem Wald. Dieses Sehnen und Streben nach dem Waldesgrün ist leicht und schnell zu befriedigen. Denn die Großstadt ist nach allen Himmelsrichtungen, mit Ausnahme des Südens, von einem Waldkranz umgeben, welcher viele, viele Meilen weit und breit sich ausdehnt. Diese Wälder oder Heiden, wie sie in der Mark Brandenburg genannt zu werden pflegen, bestehen zum allergrößten Teil aus Kiefern, wogegen Fichten und Tannen seltener oder höchstens in einzelnen Schlägen vorkommen. Indessen gibt es auch herrliche Eichenbestände, z. B. in der Wuhlheide (im Südosten, an der Oberspree), im Grunewald und in dem Spandauer Stadtforst; prachtvolle Buchen steigen wie Säulen schlank auf bei Bernau und Lanke (im Norden, an der Stettiner Bahn). Aber der eigentliche märkische Waldbaum ist und bleibt doch die Kiefer, und gerade die dunkeln, ernsten Kieferwaldungen, durchzogen von den weiten, blauen Wasserflächen der Havel, der Spree und der zahlreichen Seen, der feine bläuliche Dufthauch, welcher über dem Ganzen schwebt und im Hochsommer eine oft farbenglühende Beleuchtung hervorbringt, verleihen der märkischen Landschaft den Charakter, den eigenen, bezaubernden Reiz, welcher den Sohn der Mark, des norddeutschen Tieflandes fesselt und anzieht. Ja, der Märker liebt seine hohen, schlanken, stolzen Kiefern, die auf dem mageren Sandboden frei und freudig emporgewachsen sind zum Licht wie die arme, kleine Mark Brandenburg zum Königreich, wie das ehemalige Fischerdorf zur Kaiserstadt. Und so zieht der Berliner denn hinaus voll Lust und Freude in seine Heide, entweder zu Fuß oder zu Wagen, entweder mit der Eisenbahn oder mit dem Dampfboot, jenachdem seine Zeit oder seine Mittel es ihm erlauben. Das Dampfschiff oder, wie in der Umgegend Berlins der terminus technicus für dieses Beförderungsmittel lautet, „der Dämpfer“, führt die Ausflügler nach den zahlreichen an der Oberspree gelegenen Vergnügungslokalen. Der Endpunkt der Fahrt ist an Sonntagen die kleine Stadt Köpenick, zwei Meilen südöstlich von Berlin gelegen. An einigen Wochentagen geht das Schiff noch eine halbe Meile weiter spreeaufwärts: nach Friedrichshagen am Müggelsee, dem schönsten und blauklarsten Gewässer der ganzen Umgebung.

Gesellschaften, Vereine mit zahlreichen Mitgliedern, Fabriken, die ein größeres Personal beschäftigen, mieten, wenn sie an Sonn- oder Festtagen einen gemeinschaftlichen Ausflug ins Freie unternehmen, ein oder auch zwei größere Dampfboote und dehnen die Fahrt bis Grünau oder Schmöckwitz, drei, vier Meilen in südöstlicher Richtung von Berlin gelegen, aus. Auf derartigen Ausflügen geht es munter und vergnügt zu. Ein Musikcorps, welches für den Tag engagiert worden ist, läßt während der mehrstündigen Fahrt die lustigsten Weisen erklingen und spielt, sobald das Ziel erreicht ist und Frühstück oder Mittagessen beendet sind, zum Tanz auf. Das Mittagbrot wird in solchen Fällen ein oder zwei Tage zuvor bestellt und zwar von dem Vergnügungskomitee, dem die strategische Leitung der Ausfahrt obliegt. Der Tag vergeht unter Spiel, unter Gesang und Tanz im Walde heiter und schnell, und meist in später Abendstunde erst rüsten die Teilnehmer des Festes sich zum Aufbruch.

Die Eisenbahn befördert fast zu jeder Stunde diejenigen, welche sich im Freien und in der Heide ergötzen und erquicken möchten, nach allen Richtungen der Windrose, die Stadtbahn hauptsächlich nach den Vergnügungsorten des allbeliebten und gefeierten Grunewalds, von dem es im Liede heißt:

> Das ist der Grunewald,
> Wo laut das Echo schallt,
> Dort, wo die wilde Sau
> Marschiert auf grüner Au.

Bemittelte Sterbliche, welche in der glücklichen Lage sich befinden, eine eigene Equipage halten zu können, oder solche Geschäftsleute und Handwerker, die zum Geschäftsbetrieb eines Fuhrwerkes bedürfen, benutzen dasselbe regelmäßig zum Sonntagsausflug. Infolgedessen rollen dann auch besonders am Sonntagnachmittag Tausende von Fuhrwerken in die Umgegend hinaus. Wer es haben kann, steigt auch wohl hoch zu Roß und galoppiert stolz einher.

Weniger glücklich und gut Situierte „leisten“ sich zu drei oder vier mitunter eine Droschke. Dieses Beförderungsmittel ist jedoch nur solchen Leuten zu empfehlen, welche Humor besitzen und in schwierigen Situationen die gute Laune zu bewahren verstehen. Denn meistens geht die Droschkenfahrt zur Heide aus einem triftigen Grunde nicht ohne Hindernis ab. Die Droschkengäule rekrutieren sich nämlich in der Mehrzahl aus den ausrangierten Kavalleriepferden. Als ehemalige Reitpferde wollen diese sich meistens nicht recht an das Ziehen gewöhnen. Auf den gepflasterten oder asphaltierten Straßen der Stadt oder auf der Chaussee läuft das Pferd ganz prächtig, aber auf den tiefen, sandigen Waldwegen, auf welchen es nur Schritt vor Schritt langsam vorwärts kommt und obenein schwer ziehen muß, versagt es häufig den Dienst und ist dann durch kein Mittel von der Stelle zu bringen. Es ist eben kein Freund vom „Brandenburger Schnee“ [1]) und will durchaus nicht „in Brandenburg machen“. Tritt ein solcher Fall ein, so bleibt den Insassen des „Droschkons“ nur übrig, auszusteigen und zur Unterstützung des Gauls das Gefährt durch den Mahlsand zu schieben. Denn der Klügste gibt bekanntlich nach. Bei diesem Ereignis bekommt der Droschkenkutscher etwa folgende Malice zu hören:

„Det Ferd is woll 'n Trakehner?“

Der Rosselenker, wenn er Spaß versteht, erwidert mit größter Seelenruhe:

„Nee, det's 'n Kavalleriste.“

Die armen Droschkenkutscher sind überhaupt an Spott gewöhnt und werden namentlich mit folgenden Redensarten verhöhnt:

„Kutscher, fahren Se?“ „Ja.“ „Na, ick loofe.“ — „Kutscher, sind Se ledig?“ „Ja.“ „Na, denn heiraten Se.“

Andere Waldbedürftige und Heidelustige, welchen entweder das Fahrgeld trotz des äußerst niedrigen Ta-

---

[1]) Sand.

rifes der Eisenbahnen dennoch zu hoch ist, oder welche vielleicht auch die Wanderung vorziehen, streben zu Fuß, vielfach in Trupps von zwanzig, dreißig und mehr Personen, ins Grüne und vollführen ganz tapfere Märsche. An der Spitze einer solchen Schar geht ein selbst gebildetes und selbst geschultes Musikcorps, das auf Triangel, Trommel, Guitarre und Querpfeife eine nicht gerade meisterhafte Musik exekutiert. Die in vielen Fällen originell und phantastisch herausgeputzte Gesellschaft — Männer, Frauen und größere Kinder — unterstützen die Musikanten durch Gesang und Pfeifen im Takthalten. Auf eine Handvoll Noten kommt es nicht an, wenn es nur recht lustig und heiter zugeht, wenn nur möglichst viel „Radau“ gemacht wird.

Für größere Gesellschaften, welche eine Landpartie unternehmen, ist das beliebteste Beförderungsmittel der „Kremser“. Der Erfinder des Wagens dieses Namens ist der Hofagent Kremser gewesen, welcher im Jahre 1825 vermittelst großer, mehrsitziger Wagen zuerst einen regelmäßigen und bequemen Verkehr zwischen Berlin und Charlottenburg ins Leben rief. Im Laufe der Jahre und infolge des rapide wachsenden Verkehrs der jungen Weltstadt hat aus kleinen Anfängen der Kremser allmählich zu seinem jetzigen Umfang und zu seiner nunmehrigen Vollkommenheit sich entwickelt. Er faßt meistens achtzehn, alte ausgewachsene Exemplare wohl auch vierundzwanzig Personen, die auf den mit feuerrotem Plüsch überzogenen Bänken bequem Platz finden und sich gegen die Unbilden des Wetters, wenn ein Gewitter heraufsteigt oder ein Landregen losbricht, durch Vorhänge von schwarzer Wachsleinwand, die heruntergelassen werden können, zu schützen vermögen. In der Regel genügen zwei kräftige Pferde zur Fortschaffung des Wagens; ein alter Leviathan aber, in dessen weitem Bauch vierundzwanzig Personen, den Kutscher und die kleinen Kinder ungezählt, weggestauet werden können, erfordert eine Bespannung von vier Pferden. Vereine und Gesellschaften von großer Mitgliederzahl micten drei, vier und mehr Kremser und erhöhen die Freude und das Vergnügen durch Engagierung eines Musikcorps, das seinen Platz in demjenigen Kremser erhält, welcher der vorderste in der Wagenreihe ist. Sehr häufig eröffnet den Zug auch ein Vorreiter, welcher kostümiert stolz dahertrabt, im Falle die Teilnehmer an der Tagfahrt ebenfalls kostümiert erscheinen, was oft geschieht und sehr beliebt ist.

Die Kremserfahrten gehen nach allen Himmelsrichtungen und nach allen Orten, wo Wald ist, und zwar gen Westen zum Grunewald: nach Belitzhof, nach den Pichelsbergen an der Havel, nach Wannsee, Spandau, Pichelsdorf und Pichelswerder; in südöstlicher Richtung sind die Waldungen der Oberspree, sowie Johannisthal, Köpenick, Adlershof und Grünau die Zielpunkte; nach Norden sind diese Tegel, Schulzendorf und Saatwinkel. Der letztgenannte Vergnügungsort, welcher an dem schönen, großen Stegeler See liegt, einer breiten und tiefen Ausbuchtung der Havel, ist das Mekka der Kremserfahrer. An schönen Sommersonntagen finden dort sich ab und an hundert und mehr Kremser und Tausende von Menschen zusammen, welche entweder rings in der herrlichen Kieferwaldung, zwischen den Wachholderbüschen oder sonstigem niederen Unterholz sich lagern, an munterem Spiel und Tanz sich erfreuen, oder auf dem blauen See mit Kahnfahren sich vergnügen.

Gewöhnlich nehmen an der Kremserpartie ganze Familien teil, doch ist auch die „Herrenpartie“ sehr beliebt. Diese geht in der Regel am Buß- und Bettag, am 19. Mai, in Scene, und die Teilnehmer an derselben sind der Mehrzahl nach Junggesellen, zu denen nur solche Ehemänner sich zu gesellen pflegen, die sich aus allerlei Gründen gerne einmal von daheim losmachen. Es versteht sich von selbst, daß es auf der Herrenpartie kreuzfidel zugeht. —

Der Verein „Immer vergnügt“, eine der Vereinigungen, wie es deren unzählige gibt in Berlin, besteht aus mehreren Hundert Mitgliedern, die der Mehrzahl nach dem wohlhabenden Bürgerstande angehören. An jedem Freitagabend findet in dem Restaurant von Schmidt in der Alten Jakobstraße gesellige Zusammenkunft statt.

An einem der ersten Freitage im Mai war dieser Vereinsabend in gewisser Weise ausgefallen, nämlich insofern als nur die Männer sich eingefunden hatten, die Frauen aber zu Hause geblieben waren. Dieses Arrangement hatten die bösen Männer deshalb getroffen, weil bei einer Vorberatung sich die einstimmig geäußerte Ansicht kundgegeben hatte, daß es nützlich und praktisch sei, bei wichtigen Entschlüssen die Frauen daheim zu lassen. Diese Meinung war sehr gut motiviert worden durch die unwiderlegbare Behauptung, daß die Frauen vom parlamentarischen Leben rein nichts verstünden, die Debatten ganz zwecklos in die Länge zögen und weil schließlich dennoch kein Entschluß zustande komme. Und ein wichtiger Entschluß sollte und mußte an diesem Freitagabend durchaus gefaßt werden. Denn es sollte beraten werden über eine Kremserfahrt, die am nächsten Sonntag vor sich gehen sollte.

Mit dem Schlage halb neun Uhr eröffnete der Präsident des Vereins, Schornsteinfegermeister Behrendt, die Sitzung. Der erste Punkt der Tagesordnung betraf die Verlesung des Protokolls der letzten Sitzung, der zweite Punkt die in Aussicht genommene Partie. Trotz der heftigen Opposition des Bäckermeisters Maus, welcher mit wahrhaft ciceronianischer Beredsamkeit geltend machte, daß seine bessere Hälfte Saatwinkel nicht leiden könne, beschloß die Versammlung mit großer Stimmenmehrheit dennoch, diesen Ort als Zielpunkt der Ausfahrt zu wählen, und zwar sollte diese mit Musik und mit kostümierten Herren vor sich gehen, während Frauen und Kinder im gewöhnlichen Anzug befohlen wurden. Zur Teilnahme an der Partie meldete sich eine so große Zahl Liebhaber, daß zur Beförderung derselben sechs der größten Kremser nötig waren, für die als Rendezvousplatz das Brandenburger Thor bestimmt ward, von welchem Punkte aus dann die Fahrt nach Saatwinkel von allen sechs Kremsern zu gleicher Zeit angetreten werden sollte. Die Zeit des Aufbruches vom Brandenburger Thor wurde auf Punkt sieben Uhr morgens festgesetzt. Nachdem alles Nötige und Unnötige somit gewissenhaft beredet und abgemacht worden war, schloß der Vorsitzende die Versammlung zu allgemeiner Zufrieden-

heit, während der oppositionslustige Bäcker Maus vor sich hinbrummte: „Na denn man immer rin in's Verjnügen!"

Der nächste Sonntag brach blau und sonnenklar an, und die am Sonnabendnachmittag bestellten sechs Kremser hatten pünktlich um sechs Uhr morgens auf verschiedenen Plätzen der Stadt, welche als Sammelpunkte angegeben worden waren, Aufstellung genommen. Die Auswahl der Plätze war mit Rücksicht auf die Wohnungen der betreffenden Vereinsmitglieder derart getroffen worden, daß die einzelnen Familien möglichst kurze Strecken zurückzulegen hatten, um den für sie bestimmten Wagen zu erreichen. Die Kremser waren reichlich mit dem Berliner Nationalgetränk, nämlich mit Weißbier verproviantiert, und außer diesem, besonders an heißen Sommertagen in der That erquickenden und erfrischenden Getränk war jeder der Wagen noch mit einem Fäßchen bayrischen Biers beladen, das mittelst einer Kette unterhalb des Kremsers befestigt war, und welches, sobald das Gefährt sich in Gang setzte, gemütlich hin und her schaukelte, eine Bewegung, die zur Verbesserung des Bieres zweifellos beitrug. Sämtliche Getränke hatte der Wirt des Vereinslokals, Schmidt aus der Alten Jakobstraße, welcher selbstverständlich an der Fahrt sich beteiligte, bereits am Sonnabend zu den betreffenden Fuhrherren, den Eigentümern und Verleihern der Kremser, schaffen lassen.

Der Sonntag leuchtete also in der Morgensonne Pracht und Herrlichkeit, als mit militärischer Pünktlichkeit die Familienväter nebst Weib und Kind antraten; die Junggesellen ließen ebenfalls nicht auf sich warten, sondern waren pünktlich zur Stelle. Die Männer hatten sich, der Verabredung gemäß, sämtlich mit einem Frack aus großgeblümtem Kattun bekleidet; außer diesem geschmackvollen Kleidungsstück war ein jeder noch mit einem turmhohen mit dem gleichen Kattun überzogenen Cylinder, einer richtigen Angströhre, bewaffnet. Das Originellste an den eigentümlichen Röcken waren die Knöpfe. Denn diese bestanden aus runden Salzkuchen von ungewöhnlich großem Durchmesser. Die Frauen waren in mehr oder weniger eleganter Feiertagstoilette erschienen; die junge Welt trat in hellen Sommeranzügen und die kleineren Kinder ausnahmslos mit langen, schneeweißen Strümpfen geputzt an, welche letztere mit Rücksicht auf das Lagern im Wald, auf das Spielen in Moos oder Gras und auf das Buddeln im Sande mit besonderer Vorsicht und Ueberlegung gewählt zu sein schienen.

Eine jede Familie hatte sich, jenachdem sie weniger oder mehr Köpfe zählte, mit einem oder mehreren proviantgefüllten Eßkörben versehen, welche den idyllischen Namen „Freßkober" führen. Nachdem alle in den Kremsern Platz genommen und sich möglichst bequem zurecht gerückt hatten, die jüngsten Kinder auf der Eltern Schoß, setzten gegen halb sieben Uhr die Kremser sich in Bewegung und fuhren schnellen Trabes nach dem zum allgemeinen Sammelplatze bestimmten Brandenburger Thor.

Der große mit Laubgewinden und mit sechs Musikanten dekorierte Vorstandskremser wartete auf dem ihm angewiesenen Orte der Menschen, die da kommen sollten.

Der Erste zur Stelle war der dicke Wirt Schmidt aus der Alten Jakobstraße, begleitet von der gleichfalls etwas korpulenten Ehehälfte und zwei Kindern: einer erwachsenen Tochter und einem Jungen, welch' letzterer die blaue, mit kunstvoller Stickerei gezierte Vereinsfahne trug.

Außer der Familie Schmidt fanden in dem Kremser Platz: der Vereinsvorsitzende: Schornsteinfegermeister Behrendt mit seiner Frau und zwei Knaben; Bäckermeister Maus nebst Frau und sechs Kindern: fünf Mädchen, ein Junge; Knopfmacher Dunkelberg — seit einigen Jahren Witwer — mit Schwiegermutter und einem Knaben; Kaufmann Jung nebst Frau und zwei Kindern: ein Mädchen, ein Junge; und endlich die drei Junggesellen: Schneider Feldtrappe, Destillateur Riedel, Commis Robert.

Der Vorstandskremser nahm seinen Weg über die Schloßfreiheit und die Linden und setzte sich in Bewegung unter den Klängen eines lebhaften Marsches, der am Palais des Kaisers in die feierliche Melodie des „Heil dir im Siegerkranz" überging. Dem Kaiser, welcher gerade auf einen Augenblick an das Fenster getreten war, ward ein jubelndes, brausendes Hurra gebracht. Die Männer und Knaben schwenkten Hüte und Mützen, die Frauen und Mädchen winkten mit den Tüchern. Es war eine einfache, aber doch erhebende Ovation dankerfüllter, vaterlandstreuer Herzen. Der Kaiser verneigte sich freundlich lächelnd. Denn er hatte in den hochgewachsenen, kraftvollen Gestalten der älteren Männer seine tapferen Krieger der Wacht vom Rhein erkannt, die in todesmutiger Begeisterung den Sedanssieg ihm erstreiten halfen. — Mittlerweile waren nun sämtliche sechs Kremser am Brandenburger Thor angelangt und rüsteten sich zur Weiterfahrt; bevor aber diese begann, nahm Schornsteinfegermeister Behrendt zu einer kurzen Ansprache das Wort.

„Seien Sie herzlich willkommen, liebe Vereinsgenossen," sprach er. „Wir wollen und können recht vergnügt und fröhlich sein. Denn einen schöneren Tag als den heutigen werden wir schwerlich in diesem Sommer finden. Weil für deutsche Männer und für deutsche Frauen ein jedes Fest und eine jede Freude mit einem Hoch auf den Kaiser beginnt und dadurch erst die rechte Weihe erhält, und weil wir soeben erst die Freude und das Glück gehabt haben, Seine Majestät am Fenster zu erblicken, frisch und wohl, so lassen Sie uns nun erheben den Ruf der Treue: Seine Majestät unser Kaiser und Herr, er lebe hoch, abermals hoch und zum drittenmal hoch!"

Nachdem das Hoch, in welches Groß und Klein begeistert eingestimmt hatte, verklungen war, wurden zunächst die „Ziehjarren" in Brand gesetzt, und nach diesem wichtigen Geschäft kam ein noch wichtigeres an die Reihe: es wurde „Einer jenehmigt". Bei dieser Gelegenheit kamen Spirituosen der verschiedensten Sorten zum Vorschein: Cognak, Gilka (ein Kümmel, welcher den Namen des Fabrikanten trägt), Nordhäuser (so genannt, weil er nicht in Nordhausen gebrannt ist) und für die verwöhnteren Zungen eine Mischung von Rum und Ingwer. Nachdem auch dieser Vorfall zur Zufriedenheit aller Beteiligten Erledigung gefunden hatte,

setzten unter Musik sich die Kremser nunmehr von neuem in Bewegung und fuhren in ziemlich schnellem Tempo von dannen. Nach etwa einstündiger Fahrt war Saatwinkel erreicht. Die Kremser machten Halt, die Pferde wurden ausgespannt und fanden Unterkunft in einem der großen Ställe, welche zu diesem Zwecke von den Besitzern der verschiedenen geräumigen Vergnügungslokale erbaut worden sind, die am Südufer des schönen Tegeler Sees liegen, dessen klare Fluten durch Vermittelung der großen Wasserwerke der Reichshauptstadt den Hauptbedarf des Trinkwassers zuführen. Während die ganze Gesellschaft emsig sich bemühte, in der prächtigen Waldung eine genügende Anzahl möglichst lauschiger Ruheplätzchen zu entdecken, hatte Schornsteinfegermeister Behrendt mit dem Wirte des von der Gesellschaft zuvor erwählten und bestimmten Restaurants sich in Verbindung gesetzt und die Abmachung getroffen, daß gegen Mittag für etwa hundertundzwanzig Personen Kaffee in dem Lokal gekocht werden solle. Denn das Restaurant gehörte zu jenen, die durch eine in die Augen fallende Tafel einladen: „Hier können Familien Kaffee kochen." Viele Wirte belieben eine von der landläufigen abweichende Orthographie, und die Ankündigung pflegt sich folgendermaßen zu präsentieren: „Hier können Familien Kaffe kochen."

Nachdem also im Interesse sämtlicher Teilnehmer der Partie mit dem Restaurantsbesitzer das Erforderliche verabredet und somit alles auf das beste geordnet war, suchte der Schornsteinfegermeister Behrendt seine Reisegefährten wieder auf. Diese hatten sich gleich allen anderen Festgenossen auf dem von Moos und Flechten überwucherten Waldboden gelagert, um das Frühstück zu verzehren, das bei dieser Gelegenheit ein sehr reichliches und sogenanntes verlängertes sein mußte, weil es zugleich das Mittagsmahl zu ersetzen bestimmt war.

Nun wurden die Speisekörbe entleert und Schinken, Wurst, kalter Braten, Eier, Käse, Butter, Schwarzbrot und eine ungeheure Quantität Milchbrötchen wurden auf großen Zeitungsbogen rings ausgebreitet. Leider lassen die Teilnehmer an Landpartien nach beendeter Mahlzeit das Papier im Walde unbeachtet liegen, so daß es dort noch viele Monate lang als das so widerwärtige und von allen Naturfreunden verabscheute „Stullenpapier" vom Winde zwischen den Bäumen herumgewirbelt wird. Die größere Menge der Zeitungsblätter verwittert freilich im Schnee und in den starken anhaltenden Herbst- und Frühlingsregengüssen, aber gar manches Stück Papier, das an geschützten Orten und im dichteren Unterholz ein mehr gesichertes Unterkommen fand, rettet sein Dasein in die bessere Jahreszeit hinüber und geht dann einer ganz eigentümlichen Bestimmung entgegen. Die Vögel benutzen es nämlich, um ihre Nester damit zu tapezieren und auszuschmücken, und zwar haben die Krähe und der Holzhäher ein ausgesprochenes Geschick für die Verwendung des Papiers; unter den Singvögeln ist es besonders der Buchfink, welcher es mit Vorliebe zu erlangen sucht. Ob auch die wilde Ente das Zeitungspapier zum Nestbau verwendet, ist mir nicht bekannt, ich glaube aber es aus dem Grunde voraussetzen zu dürfen, weil die Wildente Gesellschaft und Verwandtschaft liebt, welche sie in Zeitungen zweifellos antrifft. —Das mitgeführte Fäßchen Bier war mittlerweile angezapft worden, und der dicke Wirt Schmidt aus der Alten Jakobstraße hatte, wie es recht und billig war, das Schenkenamt übernommen. Bei diesem vergaß er seine eigene Person zwar keineswegs, aber er sorgte auch dafür, daß dem Bierkrug allerseits fleißig zugesprochen wurde. Denn jedes leere Glas, das sein scharfes Auge entdeckte, verfiel dem unabwendbaren Schicksal, sofort wieder gefüllt zu werden.

Die frische, erquickende Morgenluft, welche über den blauen See daherwehte und flüsternd durch der schlanken Kiefern Wipfel zog, regte den Appetit an, so daß den kulinarischen Herrlichkeiten nicht minder zugesprochen ward als dem Tranke des Gambrinus. Und so machte sich denn auch bald die fröhlichste, glücklichste Stimmung geltend.

Die drei Junggesellen: Feldtrappe, Riedel und Robert hatten nebeneinander Platz genommen; ihnen gegenüber saß der Knopfmacher Dunkelberg mit seinem Jungen und seiner Schwiegermutter. Die Schwiegermutter fühlte einen ausgesprochenen Widerwillen gegen Junggesellen; auf den Commis Robert aber hatte sie eine besondere „Pieke", die sich kundgab in der Titulatur, welche sie für den unglücklichen Handlungsbeflissenen ersonnen hatte. Sie nannte ihn nämlich entweder den „Heringsbändiger" oder den „Pickelomini", und zwar Heringsbändiger aus dem Grunde, weil Robert in einem großen Materialwarengeschäft angestellt war, — Pickelomini aber infolge der zahlreichen Sommersprossen, welche sein Gesicht bedeckten. Der Groll, den sie gegen Robert hegte, hatte seinen Grund hauptsächlich in dem Umstand, daß Robert in Gemeinschaft mit seinen Busenfreunden und Mitjunggesellen Feldtrappe und Riedel und einigen anderen gleichgestimmten Seelen einen Verein gegründet hatte, dessen Name in den Kreisen der zahlreichen Schwiegermütter Berlins einen wahren Sturm der Entrüstung hervorgerufen hatte. Denn der Verein nannte sich kurz und gut „Verein zur Vertilgung böser Schwiegermütter". Der Name war gewiß häßlich, das ließ sich nicht in Abrede stellen, aber das Aergerlichste an der Sache, namentlich für die wißbegierige weibliche Welt, war doch, daß die Gesellschaft sich mit einer fürchterlichen Geheimniskrämerei umgeben hatte: die Mitglieder erkannten sich an symbolischen Zeichen und hielten ihre Sitzungen bei verschlossenen Thüren. In die Oeffentlichkeit drang kein Wort von den gepflogenen Verhandlungen; das einzige, was ab und zu von dem Verein lautbar wurde, waren die außerordentlich taktlosen und Anstoß erregenden Zeitungsannoncen, welche zu lauten pflegten: „Verein zur Vertilgung böser Schwiegermütter. Morgen abend Schmerzensloge." Nebenbei hatte sich allgemach das skandalöse Gerücht verbreitet, daß der Verein recht viele Ehemänner als Mitglieder gewonnen habe. Eines schönen Tages hatte der Knopfmacher Dunkelberg die Einladung erhalten, einer Sitzung beizuwohnen, und neugierig wie er war, hatte er trotz aller Proteste seiner Schwiegermutter zur bestimmten Stunde das Vereinslokal aufgesucht. Aus dieser Sitzung war er auf das höchste erbaut und befriedigt zurückgekehrt, so daß er

selbst am nächsten Tage, wenn er der Sitzung gedachte, noch oft laut auflachen mußte. Die Schwiegermutter bestürmte ihn mit Bitten, ihr doch einiges von den Zielen und Zwecken des Vereins mitzuteilen, doch Dunkelberg wußte sie mit dem Bedeuten abzuwehren, daß er einen furchtbaren Eid habe schwören müssen, kein Wort von dem in der Sitzung Gehörten zu verraten. Um ihr aber einen Beweis seines guten Herzens zu geben, wolle er ihr eine Preisfrage vorlegen, die im Verein aufgeworfen worden und deren Mitteilung ihm erlaubt sei. Die Frage habe ein Ingenieur gestellt und sie laute: Auf welche Weise läßt die Tragfähigkeit und Sicherheit einer neu erbauten Eisenbahnbrücke sich am besten und sichersten prüfen? Und da die Schwiegermutter meinte, diese Frage stehe doch mit dem bösen Verein in keiner Beziehung und sie könne die Frage auch nicht beantworten, da hatte Dunkelberg gemeint: „Schwiegermutter, ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn Ihnen die Auflösung nicht gefällt; aber da Sie nun doch durchaus etwas von dem Verein wissen wollen, so will ich Ihnen auch nicht vorenthalten, wie dieser die Preisfrage gelöst hat. ‚Man lasse einen mit Schwiegermüttern besetzten Waggon langsam über die Brücke gehen. Wenn sie diese Last trägt, ist die Brücke sicher.‘" Und die Schwiegermutter? „Abscheulich!" hatte sie gesagt. „Die Frage ist sicherlich nicht von einem Ingenieur aufgeworfen; mir scheint, sie sieht dem Robert ähnlich wie ein Ei dem anderen. Denn derartige Dummheiten hat nur Robert im Kopf."

Konnte Dunkelbergs Schwiegermutter den Commis Robert nicht leiden, so trug dieser seine Abneigung gegen die Schwiegermutter ebenfalls ganz offen zur Schau, indem er sich in allerlei unehrerbietigen Ausdrücken, wie z. B. „ollet Brummeisen" und dergleichen mehr erging.

„Na, Prosit Dunkelberg," sprach er jetzt, indem er mit dem Freunde anstieß, „du sollst leben!" „Prost Schwiegermutter" grüßte er auch diese mit dem Bierglase. Denn er war heute versöhnlich gestimmt. „Ist schon gut" antwortete die Schwiegermutter. „Es wäre Ihnen besser, Herr Robert, Sie tränken nicht so darauf los. Der Tag ist noch lang."

„Na nu, brat' mir eener 'n Storch, aber die Beene recht knusprig! Nu fangen Sie ja schon jar uff'n Vormiddag Krakehl mit mir an, Schwiejermutter, und ick hatte doch die beste Absicht, wenigstens heute mit Ihnen in Frieden zu leben" erwiderte Robert.

„Mit Ihnen kann man nicht gut in Frieden leben, Herr Robert, weil sie sich stets in allerlei Anzüglichkeiten und Sticheleien zu bewegen pflegen," sprach die Schwiegermutter.

„Heut wer' ick brav sind, det jelobe ick Ihnen, Schwiejermutter. Sie sollen Ihre helle Freude haben an mir" beteuerte Robert.

„Aujust" wandte der Schneider Feldtrappe sich an den Destillateur Riedel, „warum hast du denn jestern vor acht Dage nich mitjemacht nach Tegel?"

„Ick hatte keene Zeit nich", erwiderte der Gefragte, „ick mußte janz urplötzlich zu meinen Bruder nach Schöneberg fahren, mit den ick 'n Jeschäft vorhatte."

„Is Ihr Bruder ooch 'n Planschaptheker?" fragte Robert dazwischen.

„Nee, der hat keene Jiftbude nich; det 's 'n Järtner," entgegnete Riedel.

„Du hätt'st sollen dabei sind, Aujust," fuhr jetzt Feldtrappe fort in seiner Rede. „Du hätt'st dir amusiert. Denn et war wirklich schön. Erst haben wir jekegelt und später sind wir in'n Park jejangen und in't Schloß und haben uns Willem und Alexander von Humboldten anjesehen."

„Sagen Sie einmal, Jung," wandte Dunkelberg sich an diesen, „Sie sind doch mit dem Gärtner in Tegel bekannt und haben von ihm vieles über die Humboldts erfahren. Ist denn Alexander von Humboldt verheiratet gewesen?"

„Aber Dunkelberg," fiel der vorlaute Robert ein, „wie kannste denn denken, det een so jescheidter Mann verheirat' jewesen is?" Allgemeines Gelächter belohnte die Antwort. Die Schwiegermutter aber warf Robert einen bitterbösen Blick zu, in dem die stumme Frage lag: ist das die versprochene Bravheit? Doch sie sagte nichts, sondern rief nur ihren feisten Teckel, von dem sie sich niemals trennte und der sie deshalb, auch auf diesem Ausflug hatte begleiten müssen: „Bello, Bello! Bello, komm bei Frauchen!"

Der dicke Bello, welcher bei der ganzen Tafelrunde um einen guten Bissen gebettelt hatte, kam auf den Ruf seiner Herrin mühselig herangewatschelt, und weil er an Engbrüstigkeit litt, so keuchte und schnaufte er erbärmlich. Der Hund hatte einen ungewöhnlich langen Körper und auffallend kurze Beine, so daß er einen überaus komischen Anblick gewährte.

„Ach, seh mal, seh mal, der Hund hat sich de Beene abjeloofen," riefen die Kinder des Bäckermeisters Maus.

„Janz recht," bestätigte der böse Robert, „det Tier hat sich de Beene abjeloofen und stammt von de Insel Langeland."

Alles konnte Dunkelbergs Schwiegermutter zur Not ertragen, nur über Bello durfte niemand ein Wort sagen, denn sonst ward sie bitterböse. Tief verwundet durch die tödliche Beleidigung, welche soeben ihrem Hunde widerfahren war, stand sie auf und ging fort.

„Wo wollen Sie denn hin, Schwiegermutter?" rief Dunkelberg ihr nach.

„Ich will nur ein wenig auf und ab gehen; mir ist nicht ganz wohl," antwortete sie.

„Möchten Sie vielleicht Ballerjandroppen?" fragte nun wieder Robert.

„Behalten Sie nur Ihre Baldriantropfen! Sie werden dieselben heute noch überaus nötig haben" schleuderte sie ihm ärgerlich entgegen.

„Da jeht se hin und singt nich mehr," schrieen die ungezogenen Kinder im Chor.

„Thut mir den Gefallen und laßt sie in Ruhe," sprach Dunkelberg. „Sie ist wirklich herzensgut, wenn sie auch ihre kleinen Schwächen hat. Sie erzieht meinen Jungen musterhaft."

„Sie is ooch jut, und ick sage, et is überhaupt jut, wenn man 'ne Schwiejmutter haben duht," meinte Riedel.

„Jut mag et schon sind, aber jlücklich, Aujust, macht et nich", mischte Feldtrappe sich in das Gespräch.

„Nun aber Schluß mit der Rederei über die Schwiegermütter!“ sprach ernst der Schornsteinfegermeister Behrendt. „Denn wir sind keineswegs hierher gekommen, um eine Unterhaltung über Schwiegermütter zu führen und alte Damen zu ärgern, sondern wir haben den Ausflug unternommen, um uns an Gottes schöner Natur und an Geselligkeit zu erfreuen! Wilhelm,“ wandte er sich an seinen ältesten Sprößling, „hole einmal alle Kinder hierher! Ihr habt genügend gegessen und getrunken und könnt jetzt spielen.“

Diesem Auftrage kam Wilhelm, der ein heller Berliner Junge war, bereitwillig nach: er schnallte sich seine Trommel um und trommelte alle Kinder zusammen.

„Kinderkens,“ sprach er, „nu jehen wir da an die jroße Fichte uff den freien Platz, dichte dabei, wo Vater sitzt mit seine Jesellschaft, und zählen uns ab.“

„Ja, abzählen, abzählen!“ schrie es rings im Chor.

„Hurra,“ rief Wilhelm wieder, „da kommt Dunkelbergs Schwiegermutter! Wie die steigt mit ihre Appelkähne! Füße hat se wie junge Dampfschiffe. Nu singen wir schnell: Lirum, larum Löffelstiel“. Und alle Kinder sangen:

„Lirum, larum Löffelstiel,
Alte Weiber fressen viel.“

Und wieder rief der kleine Taugenichts: „Oho, da kommt ooch noch Onkel Feldtrappe! Den müssen wir ooch bejrüßen.“

So ging denn die Begrüßung vor sich:

„Und was 'n juter Schneider is,
Muß wiejen sieben Fund —
Und wenn er das nich wiejen duht,
Denn is er nich jesund.“

„Na, wart' nur, Willem,“ drohte Feldtrappe, „den Salamander hast du wieder kommandiert! Wir reden nachher 'n ernstes Wort miteinander.“

Mittlerweile war die muntere, jugendfrische und jugendfrohe Schar an der bezeichneten, stolz aufragenden Fichte angelangt, und an diesem Platz begann nun nach allen Regeln der kindlichen Verskunst das Abzählen zu den verschiedenen Spielen.

„Ich und du,
Müllers Kuh,
Müllers Esel,
Das bist du. — —
„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, —
Eine alte Bauerfrau kocht Rüben,
Eine alte Bauerfrau kocht Speck,
Ich bin weg. — —
„Eins, zwei drei,
Picke packe pei,
Picke packe Hasenbrot, —
Ick schlag' dir mit de Keule dodt.“ — —

Nachdem unter Ueberwindung der üblichen Hindernisse, als da sind ein wenig Streit und Zank und Zorn, das Abzählen zur allgemeinen Befriedigung beendet war, begann das Spiel: Verstecken, Jagd, alle Vögel fliegen hoch! u. s. w.

Auf einmal erblickte der kleine Rudolf Maus ein Eichhörnchen, dem er nachrannte mit dem begeisterten Freudenruf: „'ne Eichkatz', 'ne Eichkatz'!“

Eine Anzahl Kinder, unter diesen seine ältere Schwester Marie, sowie Wilhelm und Otto Behrendt, folgten Rudolf und dem Eichhörnchen. Anfangs sprang das zierliche Tierchen in langen, weiten Sätzen über den Boden dahin, doch als es bemerkte, daß die verfolgenden Kinder sich ihm schnell näherten, suchte es Zuflucht auf einer großen Eiche, die auf einer Lichtung stand.

„Dir haben wir!“ rief der kleine Rudolf fröhlich aus.

„So, wie willst du denn det Tier runterkriejen?“ fragte Wilhelm. „Ick klettere ruff und hol' et runter,“ antwortete Rudolf.

Wilhelm sah den Kleinen mitleidig an. „I du mit dein abjeknabbertet Kirschkuchenjesichte, wie willst denn du uff de dicke Eiche ruffkommen?“

„Wenn du Bock stehst und 'n bisken nachhilfst, Willem, denn jeht et,“ meinte Rudolf.

„Na denn wer 'k Bock stehen, aber erst mußt du deine Stiebel ausziehen, denn sonst trittst du mir mit de Hacken uff'n Kopp, und det is nich jerade anjenehm.“

Wilhelm stand Bock, Rudolf zog die Stiefel aus und nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es dem letzteren in der That, den untersten starken Ast des Baumes zu ergreifen und sich hinaufzuschwingen. Nun saß er rittlings auf dem Ast und schaute sich nach dem Eichhörnchen um, das vor der ihm drohenden Gefahr bis in den Gipfel der Eiche emporgeklettert war. Dem Tierchen aber bis in diese schwindelnde Höhe zu folgen, schien dem kleinen Rudolf doch bedenklich und deshalb meinte er kurz entschlossen: „Ick wer' lieber wieder runterklettern.“

Dieser Entschluß war aber leichter gefaßt als ausgeführt. Denn der Stamm des uralten Baumes war sehr stark, und der Kleine vermochte ihn weder mit den Armen noch mit den Beinen zu umspannen, so daß er jetzt keinen Halt fand. Das Hinaufklettern mit Wilhelms Unterstützung und Hilfe war weit leichter gewesen als das Hinabsteigen.

Als Rudolf sich von dieser Thatsache überzeugt hatte, verlor er den Mut und brach in Thränen aus.

„Aber Rudolf,“ rief Wilhelm ihm zu, „mach doch nich so 'ne Karpenschnute! Immer karmosinverjüngt, Jungeken! Spring' doch 'runter! Det is ja jar nich hoch.“

„Det is so glibberig von dem Tau und det sieht so furchtbar hoch aus!“ schluchzte Rudolf.

„Na, so wat kraucht uff'n Boden nich rum! Menschenskind, det is doch man 'n reener Katzensprung. Det hättste sehen sollen, Rudolf, als ick mit Aujusten, wat unser Altgeselle is, bei Mayers in det jüdische Jesandtschaftshotel in'n Schornstein jeklabastert bin. Det war 'ne janz andere Höhe. Ruff jing et janz leichte, aber run, jerechter Strohsack, det war 'n schönet Stücksken Arbeet! Na, Rudolf, fass' Mut und komm jeschwindeken run!“

„Weeste wat, Willem,“ riet Otto, der immer bereit war, dem älteren Bruder in der Ausübung von allerlei Schelmenstückchen mit Rat und That an die Hand zu gehen, „wir wollen ihm 'n Strick ruffschmeißen.“

„Ja, Otto, det sagste so in deinen jugendlichen Leichtsinn, aber erst 'n Strick haben. Det is eben der

Casus enusus. Rudolf, dekliniere 'mal der Lack! Wenn du det kannst, dann biste jerettigt."

Der Ertrinkende ergreift bekanntlich einen Strohhalm, so ging denn in seiner Not auch Rudolf Maus auf den Vorschlag ein und obgleich er die rettende Kraft der Deklination nicht begriff, begann er dennoch unter Thränen:

„Der Lack, des Lacks — — —"

„Dämlack! Ja, det biste," rief der Schlingel Wilhelm zu ihm hinauf. Daß er zu dem Schaden nun auch noch Spott und Hohn erntete, das ärgerte aber den kleinen Kerl im Eichengezweig fürchterlich, so zwar, daß er ernstlich Miene machte, auf die eine oder die andere Weise die terra firma wieder unter die Füße zu bringen. Er nahm indessen sofort Abstand von seinen Versuchen, als Wilhelm ihm teilnehmend riet:

„Rudolf, fall' nicht aus de Kutsche!"

„Willem, hol mir doch 'runter!" bat jetzt der arme Schelm mit weinerlicher Stimme.

„Na, det 's wirklich zum Kullern! Ick kann dir doch von hier unten unmöglich bei'n Kanthaken kriejen."

Nun legte sich aber Rudolfs Schwester Marie ins Mittel mit der Bitte: „Wilhelm, sei doch so gut und hole ihn herunter!" Sie sprach nämlich ein sehr gewähltes Hochdeutsch, weil sie eine höhere Privattöchterschule besuchte, auf welchen Vorzug sie nicht wenig stolz war.

„Aber Mieze, wie soll ick 'n denn nur um Jotteswillen runterholen? Ick kann doch nich ruffsteijen und 'n uff'n Puckel 'rundragen! Aber da kommt mir 'n Jedanke! Und nu wer'k dir wat sagen, Rudolf. Wenn du det aber wieder nich duhn willst, nachher kommst du nich labundig davon, Jungeken! Also hör' 'mal! Ick wer' mir nu unter dir uffstellen, und denn läßt du dir janz dusemang runter an den Ast. Und denn werden deine Füße woll so ziemlich jerade bis uff meinen Kopp reichen. Und wenn ick denn rufe: los davor! denn läßt du den Ast los. Ick wer' dir denn schonst halten."

Auf diese sinnreiche Art und Weise wurde Rudolf Maus von Wilhelm Behrendt gerettet. Er kam zwar diesmal noch mit dem Leben davon, aber mit zwei bedenklichen Errungenschaften: seine Kniehosen waren zerrissen und seine langen weißen Strümpfe gänzlich beschmutzt, so daß er einen bemitleidenswerten Eindruck machte.

„Au Backe! Und dann die Keile!" versuchte Otto ihn liebreich zu trösten.

Und als der arme Sünder infolge dieses aussichtsvollen Trostes von neuem zu schluchzen begann, nahm wieder Wilhelm das Wort:

„Jib dir man, Hascken, jib dir man! Det is dir janz jut, wenn du 'mal uffgekreescht wirst."

Unter diesem Ideenaustausch waren sie wieder bei der Gesellschaft angelangt. Frau Maus war sehr böse, als sie ihres Rudolf übel zugerichteten Anzug erblickte und machte ihrem Aerger Luft in den Worten: „Det is doch reen um die Krepangse zu kriejen!" Aber ihr einsichtsvoller Ehegemahl, der sich erinnerte, daß in der schönen Jugendzeit auch ihm oftmals das Mißgeschick begegnet war, mit zerrissenen Kleidern nach Hause zu kommen, besänftigte die erzürnte Frau mit den Worten: „Laß et man jut sind, Olle. Det is nu heut 'mal 'ne Landpartie, und die jeht selbstverständlich nich ohne einijen Aerger mit de Kinder ab, denn sonst wäre et eben keene richtige Landpartie nich. Aber," wandte er sich jetzt an seinen Jungen, „det du mir nich mehr uff'n Boom steigst, Rudolf! Und Willem," richtete er seine Rede an diesen, „du bist doch 'n jroßer, vernünftiger Junge, du hätt'st doch ooch können uffpassen uff Rudolfen."

„J wat jeht det denn mir jroß an, wenn er uff'n Boom klettern will? Er hat mir ja jar nich jefragt. Sonst hätt' ick 'n freilich abjeraten," antwortete Wilhelm.

„Ja, det is immer die alte Jeschichte: wenn sich eener 'n Been bricht, nachher will's keener nich jewesen sind." Mit dieser tief philosophischen Sentenz schloß der wackere Mann seine Rede. Und da dem letzten Ausspruch mit Vernunftgründen nicht beizukommen war, verzichtete Wilhelm Behrendt auf jegliche Erwiderung.

Das Frühstück, dem sehr reichlich zugesprochen worden, war vorüber. Die Reste der Mahlzeit wurden wieder in die Speisekörbe gepackt und bis zum Abend aufbewahrt. Nur das Bier wurde völlig ausgetrunken, weil es an dem warmen, sonnigen Tage sich bis zum Abend doch nicht frisch erhalten hätte. Die Bierverständigen meinten ohnehin, das Bier sei jetzt schon abgestanden. Aus diesem Grunde mußte der dicke Schmidt aus der Alten Jakobstraße sich allerlei anzügliche Redensarten und Sticheleien gefallen lassen.

„Schmidt, det Bier is ja so matt, det et kaum aus det Jlas looft. Det Bier hat ja keene Idee von Schaum nich," so spottete und urteilte es in der Runde.

Doch der phlegmatische Wirt ließ sich keinen Augenblick aus der Ruhe bringen; er kannte seine Pappenheimer und wußte ganz genau, auf welche Weise er mit ihnen fertig wurde. In dem sicheren Gefühle seiner Ueberlegenheit antwortete er denn auch ruhig: „Schaum können wir leichte jenug kriejen. Sobald wir wieder 'ne Landpartie machen, wer'k 'n jroßen Topp voll Eiweißschaum mitnehmen. Und denn kriegt jeder 'n Klacks von den Eiweißschaum uff't Jlas. Nachher werd't ihr woll jenug Schaum haben."

„Nee, nee Schmidt, det Kunststück is jefährlich. Det selbije Stück hat der Bierplantscher, der Dingsda aus de Hasenheide ooch uffgeführt, aber det is 'n doch balde schlecht bekommen. Denn er wurde anjeklagt und sollte wegen Lebensmittelverfälschung verdonnert werden. Soweit kam et aber doch nich, denn seine Jäste bezeugten ihm vor Jericht: se wollten det Bier mit den Eiweißschaum haben."

„Na, wenn ihr keenen Eiweißschaum nich wollt, müßt ihr det Bier drinken, wie et is. Ick kann 't nich besser machen; denn ick hab't nich jebraut."

Nach dem Frühstück gab es musikalische Zerstreuung: die ganze Gesellschaft sang unter der Begleitung der sechs Musikanten das Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald aufgebaut so hoch da droben."

In vollen, reinen Akkorden schwamm die Melodie

empor zum Himmelsdom, und die hohen dunklen Kiefern rauschten feierlich dazu. Das herrliche Lied wird auf allen Landpartien gesungen, mitunter gut, häufig auch schlecht, aber ohne das Lied geht es niemals ab, so wenig wie im ganzen großen deutschen Vaterland rechte Lust und Freude und Geselligkeit zu denken sind ohne: „Ich weiß nicht was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin."

Außer dem „schönen Wald" ward aber noch manches alte deutsche Kernlied gesungen, ward mancher Schoppen noch geleert. Die Cigarren und kurzen Pfeifen sandten ihre blauen Ringe in die blaue, wohlige Sommerluft. Die Kinder jagten den zahlreichen weißen Schmetterlingen nach, dem Kohlweißling, welchen sie „Kalitte" nennen, und sangen dabei:

„Kalitte, Kalitte setze dir!
Ick jebe dir Brot und Bier,
Brot und Bier jeb' ick dir.
Kalitte, Kalitte setze dir!"

Der Buchfink schmetterte unermüdlich sein Lied, die Heidelerche flötete hernieder aus dem Blau, die Fliegen blitzten und schwirrten durch die Luft, die Sonnenstrahlen flimmerten und flammten über den grünen Boden dahin, und langsam floh der Maientag.

So kam der Mittag heran und mit diesem die Zeit des Kaffeekochens.

„Wilhelm, trommle einmal die ganze Gesellschaft zusammen," sprach der Schornsteinfegermeister Behrendt zu seinem Aeltesten, „es soll jetzt Kaffee gekocht werden."

„Ja, ja, ick wer' se zusammentrommeln, det se Hören und Sehen verjehen soll!" antwortete Wilhelm.

Und er trommelte darauf los, als habe er es eigens darauf abgesehen, das Kalbfell zu zersprengen. Leichten elastischen Schrittes marschierte er von Gruppe zu Gruppe. An seiner Seite ging Marie Maus, die dem bildhübschen, übermütigen Jungen besonders zugethan war, und beide riefen mit aller Kraft ihrer Lungen: „Kaffee kochen, Kaffee kochen!"

„Du, Mieze, wenn die Kaffeekocherei vorüber is, wer'k dir 'n bisken jondeln uff'n See."

„Ich fahre zwar nicht gerne Kahn, Wilhelm, denn ich fürchte mich, aber wenn du mir versprichst, mir etwas ins Stammbuch zu schreiben, darfst du mich auf dem Wasser fahren."

„Aber Mieze, Mächen, wat soll ick dir denn in dein Stammbuch schreiben? Ick weeß ja nischt. Doch halt, ick wer' schreiben:

Unsre Freundschaft, die soll brennen
Wie ein dickes Dreierlicht,
Freunde wollen wir uns nennen,
Bis der Kater Junge kriegt."

„Pfui, Wilhelm! Das ist aber häßlich. Nein, das will ich nicht."

„Na denn nich, liebe Tante! Mieze gefällt dir denn:

Lebe glücklich, lebe froh
Wie der Mops im Paletot!"

„Nein, das mag ich auch nicht. Du mußt selbst etwas dichten! So etwas recht Poetisches von Sternen und Blumen oder dergleichen Aehnliches."

„Schön, Mieze, ick wer' dir wat in't Stammbuch dichten:

Der Rudolf wollt' ne Eichkatz kriejen,
Er stieg uff eenen Eichenboom —
Und da wollt' er wieder runter
Und da konnt' er nicht,
Und da liefen ihm die Thränen
Ueber das Angesicht."

„So, Wilhelm, jetzt bin ich dir aber böse und spreche kein Wort mehr mit dir."

Und sie drehte ihm den Rücken und ging langsam fort, aber je weiter sie sich entfernte, desto kleinere Schritte machte sie.

Der kleine Schlingel war stehen geblieben und schaute mit seinen schelmischen, leuchtenden Augen ihr nach.

„Mieze!"

Sie stand still, blickte sich aber nicht um. Da ging er ihr nach.

„Mieze, sei doch wieder jut! Ick hab' et ja nich bös jemeint."

Sie schaute ihm in die blauen Augen und lachte ihn freundlich an, wenn sie auch noch ein wenig schmollte.

Da griff er ihr unter das Kinn, und bevor sie wußte, wie ihr geschah, gab er ihr einen herzhaften Kuß.

„Junge, Willem, infamter Schlingel," rief da plötzlich eine laute Mannesstimme, „willst du woll den Aujenblick det Mächen in Ruhe lassen!"

Mieze flog mit einem der Situation angemessenen Aufschrei zur Seite, und Wilhelm stand purpurübergossen und ganz niedergedonnert da und wagte kaum die Augen zu dem plötzlich wie aus dem Boden emporgewachsenen Schneider Feldtrappe zu erheben.

„Na warte, Jungeken, det Stück wer 'k deinen Vater berichten! Du bist ja 'ne nette Flanze und fängst schonst früh an."

„Ach nee, Onkel Feldtrappe," sprach schmeichelnd der kleine Sünder, „bitte, bitte, sag et nich an Vatern. Der versteht keenen Spaß nich in sonne Jeschichten, der droht denn immer jleich, ick soll Schornsteinfejer lernen, und det mag ick nich; det Geschäft is mir zu schmutzig."

„'n hübschet Mächen küssen is freilich rendlicher," lachte Feldtrappe.

„Ach Onkel, du hast ja keene blasse Ahnung nich, wie einem liebenden Herzen zu Mute is. Du bist dein janzes Lebelang nich verheirat' jewesen. Und denn bedenkst du jar nich, det jeschrieben steht: Ein Küßchen in Ehren soll niemand verwehren."

„Na, Willem, du bist jelungen, det muß ick schonst injestehen; du bist ja der reene Don Juan. Vor diesmal wer' ick noch Jnade vor Recht erjehen lassen und will schweigen wie det Jrab. Aber det sag' ick dir, küßt du mir die Mieze noch een eenzigstes Mal, denn sprechen wir uns. Da kannst du dir heilig druff verlassen!"

Mit diesen Worten ging er seines Weges.

„Sprach's und schlug sich buschwärts in die Seite," höhnte der unverbesserliche Wilhelm ihm nach. „Mieze, komm, nu wollen wir weiter trommeln."

Es währte denn auch nicht lange, bis der muntere

Wilhelm die ganze Gesellschaft zusammengetrommelt hatte. Diese ordnete sich paarweise zu einem stattlichen Zuge. Der dicke Schmidt stellte mit der Vereinsfahne sich an die Spitze, dann folgte die Musik, auf diese die Erwachsenen, schließlich die Schar der Kinder, und unter den Klängen eines lustigen Marsches hielt der Verein „Immer vergnügt" seinen Einzug in das gewählte Gartenlokal.

Während dort die älteren Herren sich entweder am Kegelspiel oder beim Skat und „Schafskopf" ergötzten, lag die jüngere lebenslustige Welt den Freuden des Tanzes ob.

Währenddessen ließen die Familienmütter die Bereitung des Kaffees sich angelegen sein. Zu diesem Zweck begaben sie sich samt und sonders in die geräumige Küche, allwo sie mittelst des vom Wirte bereit gehaltenen siedenden Wassers aus dem mitgeführten gemahlenen Kaffee — zum Teil wirklicher, echter Kaffee, zum Teil aber auch wahrhaft schreckliche Surrogate — fabelhafte Quantitäten des allbeliebten Trankes herstellten.

Bei den Landpartien ist es herkömmlich, daß der Wirt die zu dem Kaffee erforderlichen Tassen, Theelöffel und Teller, sowie auch die großen, hellchokoladefarbenen Bunzlauer Kaffeekannen zur Verfügung stellt, welche in der Form einer mit einem recht weiten Reifrock bekleideten Frau genau gleichen. Ferner liefert der Wirt die Milch, welche von den Gesellschaften nicht mitgebracht werden darf aus dem Grunde, weil der Wirt einzig und allein an der Milch seinen Verdienst hat. Er berechnet den Liter derselben mit einer Mark, während er das siedende Wasser bereit hält und Kannen, Tassen, Löffel und sonstige Utensilien unentgeltlich herleiht.

Jetzt war der Kaffee fertig, die weitbauchigen Kannen wurden auf die langen Tische gestellt, die Tassen und Teller zu stattlichen Reihen geordnet, die von Hause mitgenommenen reichlichen Kuchenvorräte ausgebreitet und verteilt, und dann wurden unendlich viele Tassen Kaffee getrunken. Die Hauptkonsumenten von Kaffee und Kuchen waren natürlich die Kinder. Die kleinsten derselben „polkten" die Rosinen aus dem Kuchen, steckten die Nasen in die Tassen und schlürften lautatmend das köstliche Naß, eingedenk des schönen Spruches:

> Wenn sich Herz und Magen laben,
> Will die Nase auch was haben.

Plötzlich entstand aus einer geringfügigen Veranlassung unter den Kindern der Vorstandsgesellschaft ein allgemeiner Aufruhr, welcher die bedauerliche Folge hatte, daß die Kinder des Bäckermeisters Maus und Otto Behrendt sich zu „schubsen" begannen. Das Schubsen ist aber schon an und für sich eine gefährliche Beschäftigung, die in den weitaus meisten Fällen mit einer Rauferei endet; besonders aber ist das Schubsen mit gar nicht zu berechnenden Folgen verknüpft, sobald eine größere Anzahl Kinder und Bunzlauer Kaffeekannen bei einander sind. Das letztere war aber diesmal leider der Fall und um deswillen nahm denn auch der Streit das betrübende Ende, daß eine der allergrößten und schwersten Kaffeekannen, eine ehrwürdige Matrone, die bereits viele Feldzüge hinter sich hatte und in der Welt Bescheid wußte, unter großem Geräusch zu Falle kam, den Rest des Inhalts ihres weiten Bauches über den Tisch, sowie über eine größere Anzahl heller Kinderkleider ergoß und auf den Boden rollte, nachdem sie durch dies rücksichtslose Verfahren ihre Rache gekühlt hatte für die schlechte Behandlung, die ihr zu teil geworden war. Ein Wunder schien es, daß die Kanne nicht zerbrach, doch diesem Schicksal entging sie, weil sie in ihrem langen Leben reiche Erfahrung gesammelt hatte und sich in die Verhältnisse und Menschen zu schicken wußte. Das Dasein gefiel ihr einstweilen noch ganz gut und sie gedachte noch eine Zeit lang an Waldesgrün, an Sonnenschein und Kremserluft sich zu erfreuen. Sie konnte das Leben freilich auch noch mit ansehen. Denn trotz ihres hohen Alters war sie noch rüstig und gehörte keineswegs zu denjenigen von den Kämpfen des Lebens mitgenommenen Exemplaren ihrer Gattung, deren Risse und Schmisse und klaffende Wunden durch ein Drahtgeflecht mühsam zusammengehalten werden. Als sie aber mit dumpfem Aufschlag zu Boden fiel, da rief der böse Robert:

„Hurra, alle neune! Da kann noch mehr liegen!"

Nun entstand aber ein allgemeines Entsetzen ringsumher, ein Schreien und Weinen und Schelten und Zetern und Jammern von Müttern und Kindern, ein Wehklagen über beschmutzte Kleider und über den unschuldig vergossenen Kaffee, der noch in einer großen Lache über den Tisch sich ausbreitete.

Wilhelm Behrendt bewahrte seine Ruhe und meinte philosophisch richtig:

> „Det schad't ja nischt, det schad't ja nischt,
> Det wird ja wieder abjewischt."

Mittlerweile waren die großen Bunzlauer Kannen so ziemlich geleert worden, und die Frauen machten sich daran, den Rest des Kaffees, dem zuvor Milch und Zucker zugesetzt worden waren, in Flaschen zu füllen. Der kalte Kaffee ist bei älteren Frauen ungemein beliebt. Worauf diese Beliebtheit basiert ist, weiß ich nicht zu sagen, ich erinnere mich nur dunkel, vor Olims Zeiten gehört zu haben, daß kalter Kaffee schön macht.

Zum Zeichen des Aufbruchs schlug Wilhelm Behrendt auf seiner Trommel einen martialischen Wirbel, und dann verließ die ganze Gesellschaft den Garten, „wo Familien Kaffee kochen können", und zerstreute sich abermals in der Heide, um allda des herrlichen Sommertages Rest bis zum späten Abend zu verbringen und so der Freude vollen Becher bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Die älteren machten meistens ein Mittagsschläfchen, manche schnarchten in bequemen Hängematten den Schlaf des Gerechten, die lebenslustige und frohe Jugend aber vergnügte nunmehr sich am Spiel, am „Fanchon-Zeck" oder Abklatschen: „Eins, zwei, drei! Die beiden hintersten rennen vorbei!" an: „Dreht euch nicht um! Der Plumpsack geht 'rum!" am Reifenspiel, am Ballspiel u. s. w. Die Kinder aber spielten entweder Sacklaufen, Hahnenschlagen, oder sie warfen mit kleinen Steinchen oder Kieferzapfen nach einem großen zerlegbaren Adler. Der Wirt des Kaffeelokals hatte einige Fässer bayrisches Bier, sowie eine genügende Zahl von „Weißen" nebst Gläsern in die Heide schaffen

lassen. Das Weißbier fand allgemeinen Beifall, dagegen wurde das bayrische Bier weniger gelobt, so daß es denn auch bald hieß:

„Schmidt, det Bier is noch schlechter als deins. Seh mal den Schaum! Det sind ja de reenen Polizeioogen. Nee, so'n Bier zu trinken, det is wirklich keen Pläsierverjnügen nich."

Auf einmal fragte der dicke Wirt Schmidt seine freundliche, kugelrunde Ehehälfte:

„Mutter, wo is denn eejentlich unsere Emma jeblieben? Ick sehe ihr schonst seit 'ne jeraume Weile nich mehr."

„Und wo steckt denn Robert, auf den Sie immer so große Stücke zu halten pflegen, Herr Schmidt?" mischte sich Dunkelbergs Schwiegermutter ins Gespräch. „Der ist ganz sicher mit Emma in die Heide gegangen. Denn Robert hat ein Auge auf das Mädchen geworfen. Ich habe es längst bemerkt."

„Robert wäre mir schonst janz recht als Schwiegersohn, der stippt keene Fensterladen in'n Kaffe, er ist fleißig und tüchtig und Jeld hat er obenin."

„Und einen recht losen Mund und wenig Pli" ergänzte die Schwiegermutter.

„Au controleur, im Jejenteil. Robert is 'n sehr jebildeter Mann, der sich in jede Jesellschaft zu benehmen weeß. Sie haben blos 'ne Pieke uff ihm, Schwiegermutter, von wejen den Verein ...... Na, Sie wissen't schon, wat ick meinen duh'" verteidigte der Schneider Feldtrappe seinen Freund.

„Det is einerlei: ob jebildet oder nich jebildet. De beeden Durchjänger müssen hier zur Stelle" unterbrach Schmidt die Unterhaltung Feldtrappes mit der Schwiegermutter. Und „Emma! Robert!" rief er mit laut schallender Stimme hinein in den Wald. Aber keine Antwort kam zurück. „Wo mögen se denn blos stecken, zum Kukuk?

„Futschikato perdutto" antwortete vorlaut Otto Behrendt, der keine Gelegenheit versäumte, die es ihm möglich machte, mit Eifer und Erfolg in die Fußstapfen seines Bruders Wilhelm zu treten. „Aber ick wer' se suchen jehen, und wehe! wenn ick se finde, det se sich abknutschen! Dreimal wehe!" Nach einer Weile kehrte er von seinem Streifzug zurück und flüsterte Schmidt einige leise Worte ins Ohr. Dieser erhob sich sofort und entfernte sich eiligen Schrittes, indem er seiner Frau zurief: „Ick komme jleich retour, Mutter."

Es währte auch nicht lange, bis er zurückkehrte in Begleitung von Emma und Robert, welche Hand in Hand an seiner Seite gingen.

„Meine lieben Freunde," sprach der dicke Schmidt, „ick freue mir, det ick Ihnen mitteilen kann, det Herr Max Robert und meine Tochter Emma sich verlobt haben und durch diesen Schritt sozusagen 'n Brautpaar jeworden sind. Meinen Segen hab' ich se schon jejeben, und, Mutter, nu jib se deinen Segen ooch, damit det Maß voll wird!"

Diese Mitteilung erregte allgemeine Freude, dem jungen Brautpaar ward ein donnerndes, brausendes, jubelndes Hoch gebracht, und seine Gesundheit ward ringsher getrunken. Nur Dunkelbergs Schwiegermutter rümpfte die Nase ein wenig und meinte:

„Ich gratuliere, Herr Robert. Besonders aber wünsche ich Ihnen Glück dazu, daß Sie nunmehr ebenfalls eine Schwiegermutter bekommen werden." „Und eenen Schwiegervater ooch! Und wat for'n ollen jemütlichen Proppenbruder!" vervollständigte Robert die Bemerkung.

Als Rede und Gegenrede auf diese Weise noch im besten Gange waren, nahte der Gesellschaft ein zweites sonderbares Paar: Marie Maus und Wilhelm Behrendt. Das Aeußere Mariens bot sonst zwar gerade nichts Auffälliges, aber sie schaute doch besonders niedergeschlagen und verlegen in die Welt. Im Gegensatz zu Marie Maus aber schien Wilhelm Berendt ganz verwandelt, wenigstens was seinen äußeren Menschen betraf. Anstatt des eleganten hellgrauen Sommeranzuges, mit dem er am Morgen ausgerückt war, trug er jetzt eine leinene Jacke, die ihm viel zu weit war und deren lange Aermel er umgeschlagen hatte, ferner dunkelblaue, ungewöhnlich kurze Kniehosen, die augenscheinlich zu eng waren; und an den Füßen schwere Holzpantoffeln.

„Willem, Junge" rief Feldtrappe ihm zu „du siehst ja aus, als ob du reeneweg verrückt jeworden bist. Der reene Rahmkater! Nee so wat lebt nich mehr!"

Als der Schornsteinfegermeister Behrendt seinen Erstgeborenen in dem höchst sonderbaren Aufzug zu Gesicht bekam, ward er sehr ernst und richtete sich zu seiner vollen Höhe auf. Er war ein schöner, schlanker Mann, mit langem blonden Vollbart, eine stolze Erscheinung, als er so hoch erhobenen Hauptes dastand.

„Wilhelm, komm' einmal her zu mir!" sprach er ruhig, aber bestimmt.

Wilhelm kannte diesen Ton genau; er wußte, daß in diesem Fall keine Widerrede, keine Ausflüchte halfen, und so ging er denn mit langsamen Schritten und gesenkten Blickes zu seinem Vater.

„Wie kommst du zu dem Anzug Wilhelm? Was hast du gemacht?"

„Ick, ick .... wollte die Mieze 'n bisken jondeln, und dabei kamen wir an 'ne Stelle, wo Schmackeduzien und Bommelietschen wuchsen, und da flog denn ooch 'n jroßer Schiddebold, und den wollt' ick de Mieze kriejen. Da jriff ick denn nach den Schiddebold, verlor dabei aber det Jleichjewicht, und Pladautz! lag ick in't Wasser. . . ."

„Wilhelm, ich bin nicht im stande, dich zu verstehen; nur das habe ich begriffen, daß du ins Wasser gefallen bist; sonst sprichst du in Rätseln. Erkläre mir um Himmelswillen die Ausdrücke! Was sind Schmackeduzien, was Bommelietschen und was ist endlich ein Schiddebold oder wie du sonst das Ding genannt hast?" fragte sein Vater, der sich auf sein reines, elegantes Hochdeutsch etwas zu Gute that. Er sprach auch gut und gewählt. Denn er stammte aus Königsberg in Preußen, wo alle Schornsteinfeger herkommen.

Wilhelm antwortete: „Schmackeduzien sind Bumskeulen, oder wie et ooch heeßt Kolbenrohr. Mit seinem botanischen Namen wird et Typha latifolia genannt. Bommelietsche is 'ne Wasserrose oder 'ne Seelilie, Nymphaea alba. Und 'n Schiddebold endlich is 'ne jroße Libelle, der sogenannte vierfleckije Plattbauch, der uff Lateinisch Libellula quadrimaculata heeßt. Und

Helgoländer Fischfang. Von C. Napier.

der Schiddebold is Schuld an det janze Unglück. Denn wejen seiner bin ick in't Wasser jeplumpst. Und meine Kleedage hab' ick den Wirt von det Lakal zum Trocknen jejeben und die Stiebeln ooch. Det Wasser qurkste so unheimlich dadrin."

„Wilhelm" sprach sein Vater wieder und legte ihm dabei die Hand schwer auf die Schulter, „ich sollte eigentlich ernstlich über dich zu Gericht sitzen, denn deine dummen Streiche nehmen gar kein Ende. Aber es soll auch diesmal noch ohne Strafe hingehen, obgleich du eine solche längst verdient hast. Ich will aber keinen Mißton in den allgemeinen Freudenklang des Tages bringen und das um so weniger, als Onkel Schmidt uns erst vor kurzem überrascht hat mit der freudigen Botschaft, daß Herr Max Robert und Emma sich verlobt haben. Um dieser Freude willen sei dir verziehen. Aber so wie jetzt geht es nicht weiter mit dir, mein Sohn, du wirst mir zu unbändig, zu ungezogen und du hast Otto, der früher so artig und folgsam gewesen ist, schon angesteckt mit deinen Tollheiten und dummen Streichen. Dem will ich ein Ende machen, und deshalb will ich dich im Herbst zu meinem Jugendfreunde Meisel nach Prenzlau in die Schornsteinfegerlehre geben."

„Ach nein, lieber, bester Vater" bat der arme Sünder jetzt im wohlklingenden Hochdeutsch, „nur das nicht! Ich will ja auch gerne vernünftig sein und brav und fromm und freundlich thun, wenn es durchaus nicht anders geht. Aber Schornsteinfeger kann ich und mag ich nicht werden." „Ja, ja, an Versprechungen läßt du es niemals fehlen. Das weiß ich schon, aber von Besserung ist dann hinterher keine Rede. Wie oft habe ich dich schon gebeten, ein vernünftiges Deutsch zu sprechen! Du kannst es ja doch und bist in der Schule dazu gezwungen. Aber sobald du diese mittags im Rücken hast, redest du ein Zeug, als stammtest du von den Botokuden ab. Habe ich denn deshalb deinem Wunsche nachgegeben und dich das Gymnasium besuchen und Griechisch und Lateinisch lernen lassen, damit du dich in Ausdrücken ergehst, die kein Pferd versteht?"

„Aber lieber, guter Vater laß' mir doch das kleine Vergnügen! Ich lerne doch auch fleißig, ich habe immer die besten Censuren nach Hause gebracht und bin regelmäßig versetzt worden. Du hast dich selbst darüber gefreut und hast mir versprochen, daß ich die Naturwissenschaften studieren darf. Und nun soll ich wider Willen zum Schornsteinfeger gezwungen werden!" Und dem kleinen Schelm liefen in der Erregung die hellen Thränen über die Wangen.

„Ich 'habe gegen deine Leistungen in der Schule nichts einzuwenden," nahm sein Vater wieder das Wort. „Denn deinen Fleiß erkennt auch dein Ordinarius, Doktor Schulze, an; er hat mir erst kürzlich versichert, daß du sein bester und begabtester Schüler seiest, aber er hat mich zugleich auch gebeten, dich etwas strenger zu halten, denn du seiest mit Tollheit und Unsinn förmlich voll gepfropft. Das muß anders werden, Wilhelm. Und wenn du dich nicht ernstlich besserst, so ...."

„Und meine Mieze fährst du uff't Wasser spazieren, ohne um Erlaubnis gefragt zu haben?" wandte sich nunmehr auch der Bäcker Maus an den völlig zerknirscht dastehenden Wilhelm.

„Ick hätte ihr ooch wieder 'rausgezojen, wenn sie in't Wasser gestürzt wäre. Nu fang' du nur auch noch an zu schelten, Onkel Maus, damit ich von meinen juten Willen nix nischt habe als Unannehmlichkeiten" sprach weinerlich der arme Wicht. Dieser indirekte Appell an sein gutes Herz rührte den braven Bäckermeister, so daß er sagte:

„Na, na, laß' et man jut sind, Willem. Du bist zwar 'n kleener Taugenichts, 'n wahrer Ausbund von Dummheiten und Schelmstücksken, aber doch 'n braver Junge, der't Herz uff'n rechten Fleck hat. Det haste jezeigt, als du im vorigen Sommer in Treptow den kleenen Ernst Hesse mit eijener Lebensjefahr vom Tode des Ertrinkens jerettet hast. Und wenn du so tapfer und brav bleibst und etwas Tüchtiges lernst, denn sollst du auch später die Mieze zur Frau haben. Det heeßt, wenn die Mieze dir will."

„O, die Mieze wird mir schon wollen. Was Mieze? Hurra Onkel Maus! Du sollst bedankt sein! Du bist 'n famoser Mäusevater!" Und die gute Frau Maus, welche den Wilhelm besonders in das Herz geschlossen hatte, reichte ihm ganz gerührt die Hand, zog ihn an sich, blickte ihm freundlich in das frische, offene Angesicht und küßte ihn.

„Aber det versprech' ick dir, Willem", nahm nun der kleine Rudolf das Wort, „wenn du noch een eenzigstes Mal abjeknabbertet Kirschkuchenjesichte zu mir sagst, denn nehme ick dir nich an zum Schwager!"

Nach diesen Unterbrechungen nahm das Spiel seinen Fortgang, und in Fröhlichkeit und Frohsinn verstrich der Rest des Nachmittags. Als der Tag allmählich sich neigte, und die Schatten der heraufdämmernden Nacht schon durch die Häupter der schlanken Kiefern und durch das Unterholz, durch Gestrüpp und Gezweig huschten, kam die letzte Abteilung des Tagesprogramms zur Ausführung: das gemeinschaftliche Abendbrot. Um dieses in Ruhe und Bequemlichkeit einzunehmen, kehrte die Gesellschaft in geordnetem Zuge, die Musik und die Fahne voraus, zum andernmal zurück in das Vergnügungslokal. Dort wurden dann die letzten Reste der von Berlin mitgeführten kalten Küche mit dem besten Appetit verzehrt. Die wohlhabendsten der Teilnehmer an der Tagesfahrt, namentlich aber solche Familien, die nicht viele Köpfe zählten, bestellten wohl auch warmes Abendbrot, um den Wirt des Restaurants auch in dieser Weise für seine Mühe und den guten Willen, welchen er gezeigt hatte, zu entschädigen. Während die Messer und Gabeln auf den Tellern lustig klapperten, und das Abendbrot noch in vollem Gange war, wurde der Garten plötzlich durch bengalisches Feuer erleuchtet. Diese Ueberraschung hatte Feldtrappe sich ausgedacht, der aber seine That noch durch ein brillantes Feuerwerk auf dem Wasser krönte. Er ließ es sich auch nicht nehmen, dasselbe eigenhändig abzubrennen, wobei ihn Wilhelm Behrendt unterstützte. Aber bei dieser ungewohnten Beschäftigung war dem guten Feldtrappe das Malheur passiert, daß er sich seinen funkelnagelneuen Kattunfrack gründlich verbrannte und daß er schließlich, als er sich anschickte, den zum Abbrennen des Feuerwerks benutzten Kahn wieder mit dem festen Boden zu vertauschen, mit dem einen Bein ins Wasser fiel.

„Siehste woll, Onkel Feldtrappe“ meinte Wilhelm, „Alter schützt vor'n Dorweg nich. Denn jetzt haste nich nur deinen Schwalbenschwanz verbrannt, sondern bist auch postprämorando noch in't Wasser jefallen, während ick det Jeschäft längst besorgt habe.“

„Hör' mal Willem, Junge, du darfst keen Wort nich verraten! Denn sonsten wer'k von de Brüder zum Dank für mein Feuerwerk noch ausjelacht. Und det kann ick vor'n Dod nich verdragen.“

„Du kannst dir vollständig uff mir verlassen, Onkel, ick schweije in sieben Sprachen. Aber thu' mir den Jefallen, Onkel, und rede et Vater'n ernstlich aus, det er mir nich Schornsteenfejer lernen läßt. Denn det wirste doch insehen, Onkel, mit Jriechisch und Lateinisch kann ick keene Schornsteene nich reinijen.“

„Nee, det kannste nich, Willem, det stimmt uffallend. Ick wer' aber mit Vatern mal 'n vernünftijet Wort reden, det versprech' ick dir. Aber nu komm', wir wollen uns wieder unter die Jesellschaft mischen.“

Und es wurden noch viele Gläser geleert, manch' hübscher Toast ward ausgebracht, und das Brautpaar „planschte in Wonne“. Dieser tiefsinnige Ausdruck rührte von dem losen Vogel Wilhelm Behrendt her, der seine geliebte berlinische Muttersprache nun einmal nicht verleugnen konnte und noch weniger sie lassen mochte.

Nach längerem allgemeinen Tanz wurde gegen elf Uhr zum Aufbruch geblasen. Die Kremser setzten sich in möglichst schnelle Bewegung, und dahin ging's der deutschen Kaiserstadt entgegen. Um ein Uhr hatten alle Ausflügler die Quartiere erreicht.

„Gute Nacht, Willem. Reinen Mund halten! Schlaf ooch ordentlich aus; et is spät jeworden.“

„Wer' ick besorjen, Onkel Feldtrappe. Ick schlafe etwas schneller als jewöhnlich, denn jleicht et sich wieder aus.“

So war denn der herrliche, leuchtende Maientag vergangen, in Freude und in Lust. Kein Mißton hatte des schönen Festes reinen Klang gestört, und die Erinnerung an einen der wenigen Sonnentage des Lebens lebte fortan in aller Herzen, so dabei gewesen waren. Aber wenn die Morgensonne wieder auftauchte aus den Nebelschleiern der Nacht, und wenn ihre ersten goldschönen Strahlen die dunkeln Kieferwipfel da draußen in der Heide säumten, wo der Buchfink sang und die Schwarzdrossel pfiff, dann trat drinnen im Häusermeer der Millionenstadt der Ernst des Lebens wieder die strenge, unerbittliche Herrschaft an: er führte die Erwachsenen an die Arbeit um das tägliche Brot, mitten hinein in das Kampfgewühl, in den Streit um das Dasein, die Kinder aber in die Schule. —

So wird in Berlin eine richtige, vollwichtige Kremserfahrt gethan.

Gibt es Aehnliches noch sonstwo im Deutschen Reich? Ich weiß es zwar nicht, aber ich glaube es auch nicht. —

Rheinische Schiffsvolksgeschichten.

Von

Konrad Fischer-Sallstein.

Kopf oder Münz'?

I.

Breitspurig, den Gipsstummel kühn in den Mundwinkel geschoben, geht Christoph von der Betty auf dem Deck der Betty auf und ab.

Selbstbewußt die Hände in den Hosentaschen vor Anker gelegt, das Brusthemd weit offen, das Haar wirr über die Stirne strebend, geht er einher und scheint den suchen zu wollen, der ihm das nachmachen kann.

Die braune Haut seines wetterharten Gesichtes ist mit tausend Runen und Falten durchzogen, aber diese Falten singen keine schwermütigen Lieder, sie haben nichts von Erlebtem und Erlittenem zu klagen, sondern sie prahlen. —

Und er weiß, daß er prahlen darf, er weiß, daß ihn sein Glück verwöhnt hat, und darauf ist er stolz.

Seit dreißig Jahren laviert er mit der Betty rheinab bis Rotterdamm, rheinauf bis Mannheim, ohne daß ihn der Kapitän der Betty zum Teufel gesagt; zwanzigmal fiel er des Nachts über Bord, ohne zu ertrinken, und gerade sovielmal hatten ihm drunten zu Rotterdam die Flamländerjungs am Hafenplatz und in der Kneipe, mit ihren Packmessern die Haut kreuz und quer durchschnitten, ohne daß er daran gestorben sei; ist das kein Glück?

Kein Flamländer, kein Cölnerjong und kein Mannemer Bübel macht ihm das nach. Dazu gehört Glück, viel Glück und das hat Christoph immer gehabt, schon dreißig Jahre lang.

Aber nun war es über ihn gekommen. Ueber Nacht brach es über ihn herein, wie ein Wirbelwind, der die Masten knickt, und fegte ihm die Ruhe aus dem Herzen, den Hochmut aus der Brust.

Und der Tag, an dem es geschah, das war der Hochzeitstag des Robert, des Sohnes seines Kapitäns.

Christoph setzt sich auf das alte Segeltuch und denkt darüber nach, wie groß seine Schuld sei? — Sie war riesengroß! —

Es gehören Nerven, Arme und Schultern dazu, wie er sie hat, um diese Schuld zu tragen.

Aber was kümmert es ihn? Ist er schuld, daß

sein Kapitän vor fünfundzwanzig Jahren zwei Zwillingssöhne bekam? — Hat er nicht damals gleich gesagt: „Ho Kapitän von der Betty, mit Zwillingssöhnen thut's kein gut!“ — Hat da aber der Kapitän ihn ausgelacht — nun aber kam's.

Christoph rollt entrüstet die Augen und beißt ein Stück von seinem Gipsstummel ab.

Wie die jungen Katzen trug er die beiden Jungen an Bord umher. Auf seinen Knien lernten sie reiten, an seiner Hand schwimmen, so daß sie bald wie die jungen Ottern über und unter dem Wasser schwammen. Dann kam die Zeit wo die Jungen groß wurden und schon heimlich hinüber ans Land strichen, um bei den Straußwirten zu tanzen. Ho hüo, der Christoph von der Betty war immer dabei. Er war stolzer noch auf die hübschen Burschen als auf die Betty, und das will viel sagen. Sein Scheidmesser war immer in seiner Hand bereit, um's gegen alle auszufechten, wenn ihnen die Landschnecken beim Straußwirt zu nahe kamen.

An einem Sonntag war der Tag da, wo die Burschen ein Weib nehmen sollten. Und nun kam der Sturm, und dieser Sturm riß ihm alle Masten in seiner Brust zusammen.

Die beiden Burschen hatten auf einmal ein einziges Mädchen lieb; — und jeder von ihnen wollte die Dore haben. —

Wenn Zwillingsbrüder heiraten sollen, dann geht es immer so, — dafür sind es Zwillingsbrüder; der Christoph kennt das und hat es vorausgesagt.

Sie klagten das nicht dem Kapitän der Betty, sondern ihm, dem Christoph. — Sie wußten genau, daß er ein gescheiter Kerl ist und verlangten, daß er den Streit um die Dore klar machen sollte.

Ho hüo, da hatte der Christoph gleich Rat geschafft. In seinem Wams steckt ein alter Kreuzer. Den nimmt er hervor und gibt ihn dem Franz in die Hand.

„Kopf oder Münz'? — Wer Kopf ratet, bekommt die Dore, und wer Münz' ratet, geht fort, zu Berg in den Himmel, oder als Schiffsknecht weit hinüber nach Indien ins Papageienland! —“

Die Zwei waren mit dem Handel zufrieden, weil's ja ganz natürlich war, daß sie nicht alle beide am Herzen der Dore vor Anker gehen konnten.

Franz, der Liebling des Christoph, soll die Münze werfen und Robert raten. Christoph wünscht dem Franz die hübsche Dore, — denn sie ist so hübsch, daß er sie möchte schier selber heiraten, — und macht heimlich den Daumen krumm, damit der Franz Glück hat.

„Kopf oder Münz'?“

„Kopf,“ sagte Robert.

„Münz',“ rief Franz, schüttelte den Kreuzer in der hohlen Hand und warf ihn in die Luft.

Klappernd fiel die Münze aufs Verdeck und zeigte Kopf. —

Franz wurde blaß.

Christoph hatte den Daumen für Franz krumm gemacht, und doch verlor er die Dore. Das war zum erstenmal, daß den Christoph sein Glück verließ und das war ihm der Beweis, daß der Rhein nicht mehr lange bestehen kann und die Welt anders wird.

Aber Recht muß Recht sein, die Dore gehört nun dem Robert, und Franz muß sein Bündel schnüren und fortziehen ins Papageienland. Und das hätte der Christoph gerade so gemacht, wenn er der Franz wäre; Recht muß Recht sein, verspielt ist verspielt! —

Und Franz war fortgegangen, noch zur selben Stunde. Wohin? — das sagte er niemand. Aber der Christoph ist ein gescheiter Kerl und ratet es. Franz wußte wo der Rhein am tiefsten war, — was kümmert's den Christoph, warum war der Franz auch so dumm und hatte kein Glück? —

Die Betty ging nun zu Thal bis Köln und dann wieder Schritt für Schritt hinter dem Schleppkahn her bis Mannheim.

Dann machte der Robert Hochzeit mit der Dore.

Franz blieb verschwunden.

Robert und seine Dore wagen es nicht den alten Schiffsknecht zu fragen, wo der Franz geblieben sei, und dieser schwört es jedem, der es hören will, daß er sich kein Krümel um seinen Liebling Franz bekümmert.

Und doch, mag der braune Schiffsknecht auch noch so breitspurig an Bord umhergehen, mag er auch großthuerisch mit seinem Glücke prahlen gegen die ganze Welt, tief in den Runzeln seines Gesichtes steht's zu lesen, daß ihn eine schwere, bittere Reue am Herzen gepackt hat und dieses Herz würgt.

Franz ist auf den Grund gegangen, irgendwo im Rhein, denn Franz wußte, wo er tief ist.

„Hätte ich nicht Kopf oder Münz' gemacht, Franz würde noch leben! — Warum kamen sie aber auch zu mir? — Es thut nie gut, wenn man zu gescheit ist!“

Die Betty hat heute geflaggt. Die große, weißrote Schleife weht droben auf ihrer Mastspitze. Kleine Fähnchen zieren die Taue von der Mastspitze bis herunter aufs Verdeck. Die Steuerbank und die Kapitänkajüte ist mit Maien ausgeputzt.

Unter dem Mast liegt ein Faß Wein, mit Rebenlaub geschmückt, und die Betty selber liegt da auf dem sanften Spiegel der klaren blauen Flut wie ein Schwan, der in sich selbst verliebt ist.

Was das alles bedeuten soll, das weiß der Christoph ganz genau, aber er will sich nicht darum bekümmern. Mag doch ein anderer den Robert als Kapitän der Betty begrüßen, wenn er mit seiner jungen Frau an Bord kommt, mag ein anderer den Spruch sprechen, — ihm ist's verleidet. —

Der silberne Becher, mit dem er, vollgefüllt bis zum Rande mit köstlichstem Wein, das junge Paar empfangen soll, steht vor dem Faß, — er rührt ihn nicht an. — Die Sonne drückt ihren heißesten Kuß auf die sanft wie ein mattblaues Band dahin strebenden Fluten des Rheins. Ein kräftiger Teergeruch erfüllt die Luft. Träumerisch knarren und klirren die Ankerketten, stillvergnügt lecken und spielen am Steuer die Wogenlippen und wiegen die Betty sanft und willenlos hin und wieder wie in einem ver-

zauberten Traum: — Christoph sieht und hört es nicht. Kein Schweißtropfen steht, wie sonst, auf seiner Stirne, er blickt nicht stolz den Rhein hinüber in die blühenden Rebengelände hinein, großthuerisch selbst zum Himmel auf, als sei das alles sein, — als scheine die Sonne nur wegen ihm, sondern er saß da, zusammengekauert wie ein Haufen Unglück und fror. Auf seiner braunen Stirne steht es groß geschrieben: „Hätt' ich nicht Kopf oder Münz' gemacht!"

Ein Schiffknecht, schwarz im Gesichte wie eine Kohlenratze von Mühlheim an der Ruhr, kommt jetzt über den Steig herüber aufs Verdeck der Betty.

In den zwei stark ausgestreckten Fingern seiner rechten Hand trägt er einen Brief.

Jetzt bemerkt Christoph den fremden Gesellen an Bord der Betty und fährt wild auf. Er rollt die Augen, kaut an der Spitze seines Gipses und ballt die Faust, nur damit man's ihm nicht ansieht, daß in seiner Brust ein Sturm tobt und er darin keinen Ankergrund finden kann, vor dem er sich fest legen und zur Ruhe kommen könnte.

Der fremde Schiffsknecht bleibt vor Christoph stehen und sieht ihn an.

„Bist du der Christoph von der Betty?"

„Ich bin's, — was hast du dagegen?!"

„Ho, alter Jong, einen Brief! — Der Matthias Stinnes ging gestern zu Thal. Wir lagen vor dem Binger Loch und wollten noch zu Berg — ging's aber nicht. Die Wispelnebel kamen auf's Fahrwasser. Mußten heute früh erst zu Berg gehen. Kam da ein Schiffsjunge vom Matthias Stinnes herüber, sagt ich soll dir den Brief bringen, er wär' an dich. — Hier nimm!"

Christoph wischte sich die Finger an seinem Wams ab, setzte den Gipsstummel im Mundwinkel zurecht und nahm mit beiden Händen den Brief.

Mißtrauisch betrachtet Christoph den Brief.

„Ist das mein Name, der hier darauf steht?"

„Kannst du nicht lesen, alter Jong?"

„Kölnisch lesen habe ich nicht gelernt, warum ist der Brief auch nicht deutsch geschrieben? Lies mir den Brief vor, Bob, wenn du kein schläfriger Flamländer bist; ich lass' auch auf der Stelle ein Pfriemchen Holländer Kautabak bei dir landen."

„Her mit dem Pfriemchen!"

Christoph legte behutsam den Brief auf den Boden, nahm aus seinem Wams eine Rolle Kautabak hervor und wiegte sie einen Augenblick auf den Fingern, als sei es eine Stange Gold. Dann biß er ein gewichtiges Stück mit den Zähnen ab und reichte es dem Schiffsknecht hin.

Dieser schob es voll Behagen in den Mund und zog alsdann rasch die blaue Teerjacke aus.

„Ich muß Luft haben, wenn ich lesen soll! Ho, alter Jong, halte mein Wams."

Christoph nahm das Wams auf den Arm, pflanzte sich breitspurig vor dem Burschen auf und wartete, bis er zu lesen beginne.

Dieser griff flink den Brief vom Boden auf, riß ihn auseinander und begann: „Lieber Christoph! — So lange habe ich gewartet, bis daß der Hochzeitstag vorüber war. Jetzt geht es zu Berg oder anderswohin, wie's ausgemacht war. Sage meinem Bruder Robert und seiner Dore, ich wünsche viel Glück und würde ihnen nie ins Fahrwasser steuern. Lebe wohl, Christoph, wir sehen uns nicht mehr. Einst war es schön, alter Jung', ho hüo, jetzt geht's zu Berg! Franz."

Dem Christoph war der Gipsstummel von den bebenden Lippen herabgeglitten, fiel ihm vor die Füße aufs Verdeck und zerbrach in hundert Stücken.

„Gib mir den Brief her, er ist von Franz, du hast ihn lange genug gehabt!"

Der Schiffsknecht gab ihm den Brief.

„Hast du noch etwas zu lesen, alter Jong?"

„Nein, nimm dein Wams und gehe! — Sei verdammt dafür, daß du ihn zu Berg gehen ließest! Hättest du den Franz am Kragen gepackt, als er es thun wollte, dann könnte der Franz noch leben!"

Drohend fuhr der Bursche herum und griff mit der Hand an die Hosennaht, wo sein Schiffsmesser steckte. Aber Christoph bemerkte diese herausfordernde Bewegung nicht mehr, sondern hatte sich von diesem abgewandt und schritt mühesam nach dem Segeltuch zurück und setzte sich dort wieder nieder.

Der Schiffsknecht zog langsam sein Wams an, das ihm Christoph vor die Füße geworfen, konnte nur nach langen Minuten seinen Zorn überwältigen und ging alsdann über den schwankenden Steig hinüber ans Land.

Von dort rief er dem Christoph noch einmal zu, aber dieser hörte ihn nicht.

Den Brief des Franz in beiden Händen haltend, in sich zusammengesunken, so daß man ihn drüben vom Ufer aus beinahe für eine Teertonne halten konnte, saß er da, ohne sich zu rühren und grübelte sich hinein in den ungeheueren Berg seiner Schuld.

Wie ein steuerloses Schiff in dunkler Nacht auf stürmischen Wogen, wurde er von seinen Selbstvorwürfen, von seinen Gewissensqualen umhergeworfen. Nirgends fand er einen Ankergrund, überall Untiefen, aus denen das bleiche Gesicht Franzens ihn anblickte, überall scharfe, kantige Felsenriffe, an denen er scheitern könnte, scheitern muß — er fühlt es, er weiß es und bebt. Der Himmel in seiner Brust ist schwarz und will zusammenfallen. Kein Stern leuchtet ihm da, keine Kapitänsstimme ruft ihm zu: „Ho hüo, Christoph, bleibe fest, die Wetter legen sich, der Sturm vergeht!" —

Die Sonne brennt ihm ins Gesicht, so daß ihm die Haut wie Kupfer glänzt. Weiß gebleicht liegen die Taue umher, der Teer gerinnt zwischen den Ritzen der Dielen auf dem Verdeck und selbst den Fischen im Wasser wird's zu heiß.

Nur Christoph friert. Der Frost, der ihn schüttelt, kommt von dem Briefe, den er krampfhaft in Händen hält. Der Brief ist weiß und weiß ist der Tod; dem Christoph ist's zu Mute, als ob jetzt alles aus sei und er sterben müsse.

Plötzlich springt Christoph auf. „Franz lebt noch, Franz muß noch leben," rief er sich zu. Ob tot oder lebendig, das hat er gleich herausgebracht! —

Flugs nahm er seinen kupfernen Kreuzer aus dem Wams hervor, schüttelt ihn in der hohlen Hand und schleudert ihn durch die Luft.

„Kopf oder Münz'? — Kopf, dann ging Franz zu Berg in den Himmel; — Münz', dann lebt er noch!"

Der Kreuzer fiel klappernd aufs Verdeck. Die Knie schlotterten dem feigen Kerl. Er zitterte am ganzen Leibe, als er sich jetzt zu der Münze niederbeugte.

„Kopf!" rief er jetzt entsetzt, hob den Kreuzer wieder auf und schlich sich unters Verdeck.

II.

Schüsse knallten durch die Luft. Singende und jubelnde Menschen stehen drüben am Ufer und jauchzen der festlich geschmückten Betty zu.

Es ist das Hochzeitspaar mit ihren Freunden und Freundinnen.

Die junge Frau trägt einen Kranz von Rosen um den weißen Hals, und diese Rosenkette strebt ihr über die Brust bis zu dem Saume ihres Kleides herab. Ihr volles, üppiges Haar ist mit Myrten geschmückt.

Stolz schmiegt sie sich an die Seite ihres Roberts an. Die großen, dunklen Augen leuchten in Glück und Jubel.

Nun haben sie den Steg erreicht, der hinüber an Bord der Betty führt. — Jetzt war die Zeit gekommen, wo Christoph, den silbernen Becher in der Hand, dem jungen Paar entgegengehen und seinen Spruch thun soll; — aber der alte Schiffsknecht ist verschwunden.

Die Schifferdirnen umringen jetzt die junge Frau und entwinden dieser mit schelmischem Verschämtsein den Myrtenkranz. Die Burschen mit Weinkrug und Becher in der Hand jauchzen.

Mit Wein wird der junge Ehemann getauft, es regnet Rosen über das aufgelöste Haar der jungen Frau aus den Schürzen der jubelnden Dirnen.

Ein herrliches Bild von Weib und Rosen, von Wein und Gesang.

Der Schiffseigner Stollmann, ein alter Hollandfahrer, mit gebleichtem Haar und wetterhartem Gesichte, tritt jetzt mit seinem Sohne Robert zur Seite.

„Robert, ich übergebe dir hiermit die Betty. Werde so glücklich dort an Bord, wie ich es war. Steuere sie gut! Glück zur ersten Reise. Morgen gehst du zu Thal."

„Vater," sagte Robert bewegt, „viel Glück wird nicht oben sein bei meiner ersten Reise zu Thal, — Franz war nicht bei meiner Hochzeit."

Der Alte wurde unmutig.

„Er ging, ohne zu sagen wohin! Mag er bleiben, wo er ist. Wenn sich's in ihm gelegt hat, wird er von selber wieder kommen. Most, welcher stark in den Fässern braust, gibt guten Wein. — Nun führe deine Frau aufs Schiff, Robert, und fahre gut!"

Der Alte wandte sich ab und that, als wollte er davongehen. Aber bald wendet er sich wieder um und bewundert mit Stolz das junge Paar und dann die Betty.

Robert nimmt seine Frau an der Hand und führt sie auf den Steg. Sie wird rot bis zu den Schläfen hinauf und schlägt züchtig die Augen nieder.

Die Burschen knallen mit ihren Pistolen. Die Dirnen jauchzen und singen, bis das junge Paar den Steg überschritten und an Bord angelangt ist. Dann war es also, als ob ein blauer Schleier zwischen die Hochzeitsgäste und das junge Paar herabgesunken sei, ein Schleier, den niemand lüften darf, und still wenden sie sich alle vom Ufer ab und ziehen nach dem Hochzeitshaus zurück.

Dort fordert das junge Volk die lustige Weise der Geigen und Trompeten zum Schifferreigen auf.

Tief unten im Schiffsraum, zwischen den Weinfässern, mit denen die Betty befrachtet ist, liegt Christoph, den kupfernen Kreuzer in der Hand, und ringt mit seinen Gewissensqualen.

Als er den Lärm hört, der vom Ufer herüber zu ihm in den Schiffsraum hinabdringt, springt er auf und will sich tief in eine dunkle Ecke verkriechen.

Aber oben auf dem Verdeck vernimmt er Tritte, und jetzt kann er es nicht über sich gewinnen, im Frachtraum liegen zu bleiben. Er muß sehen, wer es wagt, die Betty zu betreten.

Auf den Strümpfen klettert er hinauf aufs Verdeck.

Robert hatte mit seiner jungen Frau unter den Maien auf der Ruderbank Platz genommen. Still und einsam saßen sie da, und der neue Kapitän der Betty hielt den Brief seines verschollenen Bruders Franz in der Hand und las ihn seiner jungen Frau vor.

Großthuerisch, die Hände in die Hosentaschen geschoben, ging Christoph an dem bekränzten Weinfaß vorüber auf die Neuvermählten hinzu.

„Ho hüo, Robert! Den Spruch habe ich vergessen, den Wein mag dir ein anderer reichen — aber von wegen dem Brief? — Der Brief kommt von Franz und gehört mir!"

Christoph war so müde, daß er sich der Ruderbank gegenüber auf eine alte Teertonne niedersetzen mußte. Dann wollte er nach seinem alten Gipsstummel greifen, aber dieser lag zerbrochen dicht vor dem Steg.

Der Schaden war groß, aber was kümmert es ihn? — Franz ist tot — was liegt ihm jetzt noch an seinem Gips?

„Christoph," redete jetzt Robert diesen an, „dieser Brief kam vom Franz?"

„Ja, Kapitän. Wenn es nicht passiert wäre mit dem — Kopf oder Münz' — dann wäre Franz noch da! — Warum legtet ihr auch dazumal grade bei mir an?"

„Wer brachte dir den Brief? — Wo ist Franz?"

„Er ging zu Berg in den Himmel, wie es ausgemacht war! — Ho hüo, er durchkreuzt dir das Fahrwasser nicht mehr! — Aber mit mir ist es aus, ich muß mich nun hüten, über Bord zu fallen, denn diesmal müßte ich ertrinken, weil Franz mein Glück mit in den Himmel nahm."

Christoph rieb sich die Augen, aber sie wurden ihm nicht naß.

Das gerötete Gesicht des jungen Kapitäns der Betty war bleich geworden. Sein Auge nahm einen starren Ausdruck an.

„Ich kann nun nicht glücklich sein. — Gott verzeiht mir das nie, unser Glück kostet ihn das Leben!“

„Robert, Robert,“ rief das junge Weib und warf sich weinend dem Gatten an die Brust.

Der starke Mann zitterte bei dieser Umarmung.

Stumm hockte Christoph auf seiner Tonne und blickte zu dem jungen Paar mit einer Miene hinüber, aus der die Ueberzeugung sprach, daß er soeben etwas Großes gesagt habe, das ihm so leicht niemand nachmachen kann.

Der Abend senkte sich jetzt hernieder.

Blutrot war die Sonne untergegangen. Ein letzter Strahl, rot wie Feuer, übergoß noch weit drüben auf dem Rebenhügel die zerfallene Ruine. Auf der blauen Flut lag die Dämmerung bereits wie ein lichter, aus dem Duft der Reben gewobener Schatten.

Am Ufer baden sich die Waldtauben, im Röhricht unter den Weiden singen die Dommeln.

An den Ufern hüben und drüben wird es lebendig. Auf dem sandigen Saumpfad zwischen den Weiden prügeln die Halftersleute ihre Pferde. Die Waschweiber am Strande streiten sich, und vergnügt streicht der Winzer nach einem so heißen Tage durch seine Rebengelände. Das Rebenlaub ist welk geworden, und die Trauben sind rot geküßt vom Glutkuß der Sonne: Nur an Bord der Betty regt es sich nicht, dort bleibt es ruhig und stille.

Die Frau Kapitänin sitzt auf dem Schoße Ihres Gatten und blickt ihm voll Angst und Sorge in das bleiche Gesicht; er scheint todkrank geworden zu sein in einer halben Stunde.

Und daran ist Christoph schuld, er weiß es, aber es kümmert ihn nicht. Warum kamen sie auch zu ihm, damals?

Ein Abend, verzaubert, wie aus einem Märchentraum herausgestohlen, senkt sich über den Rhein hernieder. Der Mond steigt hinter den Höhen auf und färbt die lichten Wolkengruppen am Himmel milchweiß. Sanft und still gleiten die Fluten hinab, ruhelos, unaufhaltsam den verzauberten Ufern entlang. Sie haben es eilig, das Meer ist weit.

Der Mondstrahl gleitet jetzt von den Höhen herunter auf den Spiegel des Rheins. Das silberhelle Licht tanzt auf den gekräuselten Wellenkämmen. Fische schnellen aus der Flut empor, und der Silberstrahl des Mondes berührt auch sie, so daß ein Glitzern und Blinken entsteht, das seine magisch leuchtenden Kreise weit in den Strom hinauszieht.

Am Bug, an der Schwanenbrust der Betty, wird das Murmeln, das heimliche Zuckeln und Gurgeln der Wellen lebendiger. Der Christoph kennt das — sie wollen der Betty etwas erzählen von einem Geheimnis aus der Tiefe. — Er kennt das Geheimnis schon, die Wogen plaudern von Franz.

Und das heimliche Thun und Sagen der Wogenlippen, das wechselnde Spiel der gekräuselten Wellen schleicht sich fort von der Betty bis hinüber unter die grauen Weiden am Ufer und kommt von dort wieder zurück mit einem aus Mondschein, aus dem grauen Nebelflor unter den Weiden, aus dem schauerlichen Dunkel der Tiefe, aus Zeit und Ewigkeit gedichteten Märchen, — das von einem hübschen Schifferjüngling zu erzählen weiß, der seine Liebe in — Kopf oder Münz' verspielt, den dann die Fluten getröstet, dem die Wogen die Lippen gereicht, ihn umfangen und mit hinunter in die Tiefe genommen hatten; nimmermehr geben sie ihn zurück — und wenn selbst seine Liebe käme, die er verspielt, und ihn rufe — die Wogen sind neidisch.

Der milchweiße Abendhimmel belauscht die Flut. Das zitternde Espenlaub am Strande, von dem die Lichtflut des Mondes herabfällt wie ein Strahlenregen aus Silber, die trauernd sich herabsenkenden Zweige der Weiden, die blutroten Blätter der Sumpfbuchen flüstern mit ihrem eigenen Schatten von der Hochzeit des Schifferjünglings mit dem Tod.

Stiller und stiller wird es umher. Der Himmel senkt sich tiefer herab. Schwer wie eine Fläche aus Metall liegt jetzt das Mondlicht auf dem Spiegel des Rheins. Es flüstert und seufzt drüben im Röhricht, — die Flut hält den Atem an; — da greift eine unsichtbare, gewaltige Hand vom Himmel herab in die vom Mondlicht übergossenen Wogen, — es sprudelt und rauscht dort plötzlich auf, — eine nackte Leiche will aus den Wogen steigen.

Bis zu den Hüften wird die Leiche von der unsichtbaren Hand aus dem Wasser gehoben, — es ist, als strebe sie zum Himmel empor, dann sinkt sie um, fällt aufs Gesicht und tritt eine weite Reise an, — die Reise stromab, nach einem Grabe.

Entsetzt stößt Robert sein Weib zurück und springt auf.

„Franz,“ ruft er der Leiche zu, „Franz, Franz!“

Christoph fuhr mit einem Aufschrei von der Teertonne empor, so daß diese umkippte und dem Verdeck entlang dahinrollte.

„Ho hüo, Franz, halte an dort, laß den Anker nieder und lege dich fest — ich bin gleich bei dir!“

Christoph war in den Nachen hinunter gesprungen, der dicht an der Schiffswand stand, riß das Tau los, legte die Riemen ein und fuhr mit einem kräftigen „Holüber“ in den Strom hinaus.

Unbekümmert um das Zurufen vom Bord der Betty herüber, unbekümmert um das Wüten des Christoph, der so toll mit seinen Riemen ins Wasser schlug, daß ihm der Schaum der auftobenden Flut ins Gesicht spritzte, ging still und stumm die Leiche ihres Weges.

Jetzt hat Christoph sie erreicht. Er reißt die Riemen aus dem Wasser und schleudert sie in den Nachen herein, daß ein dumpfes Dröhnen entsteht, welches an beiden Ufern widerhallt.

Ruhig schmiegt sich jetzt der Ertrunkene an die Seite des Kahnes und schien bei ihm bleiben zu wollen. Der Strom führt beide weiter.

Christoph sinkt neben der Ruderbank auf die

Knie. Er zittert und bebt, als er der Leiche ins Gesicht blickt, seine ungeheuere Schuld sträubt ihm die Haare zu Berg.

„Franz, Franz, nimm mir's nicht krumm von wegen dem Kopf oder Münz', —; denke dran, Franz, wie wir immer zusammenhielten! — In Rotterdam ließ ich mir fünfmal das Messer zwischen die Rippen stoßen, nur damit sie dir's nicht thaten! — Ach, Franz, du hast mir mein Glück mitgenommen."

Durch eine schwankende Bewegung des Nachens wendet sich die Leiche etwas zur Seite, und Christoph sieht ein Gesicht, das ihm fremd ist, das er nie gesehen.

Der Schiffsknecht gerät in Wut.

„Was ich gesagt habe, gilt nicht," brüllt er die Leiche an, „du bist nicht mein Franz! Gehe vor Anker, wo du willst!"

Der prahlerische Kerl, der noch soeben gezittert und gebebt, der von seiner schweren Schuld geschüttelt wurde, wie ein nasser Hund vom Frost, flucht, als er jetzt zu den Riemen wieder greift, um zur Betty zurückzusteuern.

„Ho hüo, Kapitän," ruft jetzt Christoph großthuerisch von weit draußen im Strome an Bord der Betty hinüber, „es ist nicht Franz!"

Der Kapitän reißt jetzt sein Weib an die Brust.

„Gott sei Dank, es ist nicht Franz!"

„Wie könnte auch Franz so etwas thun?" schluchzte diese, „aber wenn er es gewesen wäre, der dort tot im Wasser schwimmt?"

„Ich hätte nicht glücklich sein können."

„O Robert, Robert, ich las noch etwas Anderes aus deinen Augen, gestehe es mir ein, du wärest ihm in dieser Nacht noch nachgefolgt?"

Der Kapitän nahm sie am Arm und führte sie nach dem Eingang der Kajüte.

„Ohne Franz leben zu müssen, das hätte ich nicht ertragen, und dann wäre es für mich am besten gewesen, wenn ich es gethan hätte!"

Als Christoph wieder bei der Betty anlandete, drang ihm der Schweiß aus allen Poren. Er band den Nachen fest am eisernen Ring und kletterte aufs Verdeck empor.

„Der Kapitän unter Deck," fragte er sich, „auch gut! Ho hüo, es war nicht der Franz!"

Er biß sich ein Stück Kautabak ab, pflanzte sich breitspurig vor der Steuerbank auf und blickte herausfordernd nach dem Ufer hinüber, Strom auf, Strom ab — der Berg seiner Schuld schien in die Flut gesunken zu sein. Mag sie dort einen anderen drücken.

III.

An Bord der Betty ist alles klar. Sie hat früh um vier Uhr den Anker gelichtet und streicht nun zu Thal nach Holland.

Ein steifer Thalwind hatte sich erhoben, liegt dicht auf der Flut, buhlt mit den Wogenkämmen und streicht zu Berg.

Die Betty muß lavieren, um thalwärts durch den Wind zu kommen. Mit weit geblähten Segeln geht sie im Zickzack von Ufer zu Ufer. Kokett fliegt sie, von weit drüben aus dem Strom dem lachenden Ufer zu, so daß man meinte, sie wollte in die blühenden Rebengelände hineinsteuern mit vollen Segeln, aber dicht am Steingeröll des Strandes wendet sie sich neckisch ab, tanzt über die mit dem Thalwind buhlenden Wellen und eilt dem jenseitigen Ufer zu.

Einen solchen Reigen kann nur die Betty aufführen, und das kommt daher, weil die Betty Wein an Bord führt — Wein macht fidel.

Der Christoph kennt das. Kein Steinneckarer, kein Kölner Kaffee oder Tabakkapitän, der — echte Zoorten — an Bord führt, keine Mühlheimer Kohlenratze und kein Flämländer Stockfischfahrer macht das der Betty nach!

Ist's da ein Wunder, wenn Christoph großthuerisch an Bord einhergeht, wenn ihm das Bewußtsein, der Betty anzugehören, die Brust hebt wie der steife Wind die Segel seines Schiffes?

Alles ist vergessen, Franz mitsamt seiner Schuld. Der Kapitän ist hoch auf — die Frau Kapitänin singt, backt und brodelt unter Deck Flitterwochenmahlzeiten. Ein neuer Gips sitzt fest zwischen den eisernen Zähnen des Schiffsknechtes und gibt Rauch wie die beiden Schloten des Schleppkahnes „Großer Friedrich", der jetzt zu Berg gekeucht kommt, zusammen.

Wie stolz er auf diesen neuen Gips ist, das kann jeder ansehen, an dem die Betty vorbeistreicht, Thalgänger oder Bergfahrer, das ist einerlei. Wo er den Gips her hat, das erfährt selbst nicht einmal der Kapitän, aber die Frau Kapitänin wird Ankergrund finden in seiner Brust zu jeder Zeit.

Heimlich fuhr dieser neue Gips noch gestern in der Nacht, von der weißen Hand der Frau Kapitänin ab und landete in seiner Tasche. Ho hüo, wo ist der Schiffsjong von Straßburg bis nach Rotterdam, dem so was schon passiert sei? Er möchte der Frau Kapitänin die Pfeife einmal vorrauchen, aber sie hat zu viel zu sieden und zu backen unter Deck — ein andermal.

Bei Nackenheim und Nierstein wird das Fahrwasser knapp. Der Christoph sieht's mit Kummer und voll Sorgen. Er droht den Niersteinern mit der Faust, denn er weiß, wo das schöne Wasser hingekommen ist über Nacht. — Drüben am Lande stehen noch die Weinfässer, und groß gedruckt steht's drauf geschrieben — man kann es ohne Brille lesen:

„Niersteiner 68ger Auslese.

Nun erreicht die Betty schon das Binger Loch. Christoph spricht hier sein Gebet im Stehen und hält dabei den Gips mit den Zähnen fest.

„Gott Vater! Laß die Betty glücklich vorbeikommen an dem Strudel und halte sie fest, wenn sie der Strudel mit in die Tiefe nehmen will. Du weißt, Gott Vater, die Betty ist's wert!"

Und wie eine Nixe gleitet die Betty über die Strömungen hinweg. Ho hüo, schreit der Christoph zu den rebenbekränzten, steilen Höhen hinauf. Am Loreleifelsen fährt er stolz vorbei, denn was das Ufervolk von ihm erzählt — daran glaubt er nicht. —

Der Thalwind hat sich übers Land geworfen, das Fahrwasser ist ruhig, die Betty laviert nicht mehr, sondern hat sich mitten in dem Strom gelegt, — der ist nun stolz darauf, sie thalwärts tragen zu dürfen.

Wenn die Thalfahrt so glatt weiter geht, dann stiehlt sich in Köln der Christoph heimlich ans Land und trinkt einen Schoppen Wein für die Betty, einen für die Frau Kapitänin und einen für den Gips — an sich selber denkt er nicht. —

Der Eingang zur Kajüte des Kapitäns ist mit Maien geschmückt. Ein mächtiger Kranz aus Rosen, den die Schifferdirnen der Braut um den Nacken gelegt — am Hochzeitstage — schlingt sich um die Thür.

Und aus diesem Maiengrün, aus diesen Rosen heraus tritt jetzt die Frau Kapitänin aufs Deck.

Christoph stellt sich in Positur. Er schiebt schnell den Gips in einen anderen Winkel seines Mundes und beginnt dichte, grauschwarze Rauchwolken vor sich hinzublasen und durch diesen Tabaksqualm hindurch lächelt er die Frau Kapitänin dankbar an.

Das Rot auf ihren Wangen kennt der Christoph — er hat es gestern noch auf den frischen Rosen gesehen. — Ihr üppiges, schwarzes Haar ist mit einem blitzenden, silbernen Pfeil zusammengehalten und die Aermel ihres Kleides sind weit aufgeschürzt.

Sie geht an Christoph vorüber, sieht ihn freundlich an und nähert sich dem Kapitän, der an der Steuerbank steht.

„Es ist Essenszeit, Robert.“

Der Kapitän küßte sie auf die Lippen, und das war seine Antwort.

Vor der Ruderbank steht ein kleiner Tisch. Die Kapitänin rückt den Tisch zurecht, eilt wieder in die Kajütenküche hinab und bringt Tischzeug, Teller und Schüsseln herbei und deckt den Tisch.

Christoph will's nicht sehen. Was kümmert's ihn? Es gab eine Zeit, wo er für den Kapitän der Betty kochte. Und seine Schiffmannssuppe war die beste auf dem ganzen Rheinstrom. — Ein Stück Fleisch, zwei Heringe, Kraut, Rüben und Erbsen, fein mit Pfeffer gewürzt, gut zusammengekocht, das gibt eine Suppe, wie sie nur Christoph kochen kann — weil er sie selber erfunden hat. Das macht ihm die Frau Kapitänin nie nach, weil sie es nicht studiert hat.

Christoph geht auf die andere Seite des Decks, damit der Frau Kapitänin das Fahrwasser von der Kajüte bis zur Ruderbank frei wird.

Er rollt dort die Taue auf, läßt den Spüleimer über Bord und beginnt das Deck zu bespülen.

Nach einer Weile ruft ihn der Kapitän.

Christoph hängt den Spüleimer in den Haken, klopft seinen Gips aus und geht nach dem Hinterdeck.

Der Tisch war nun gedeckt. Schiffsmannssuppe aus Blumenkohl, ein mächtiger Kalbsbraten, eine Schüssel Salat, ein Krug Wein und dazu ein Berg dampfender Kartoffeln in Salzwasser gekocht, wie man sie zum Salat braucht.

Die Kartoffeln staunt Christoph mit aufrichtiger Bewunderung an. Das können keine richtigen Kartoffeln sein! — Die Frau Kapitänin muß ihm nichts weis machen wollen: richtige geschälte Kartoffeln, wie man sie zum Salat braucht — sind schwarz, wenn sie gekocht sind und schmecken nach Teer.

Der Kapitän und seine Frau sind an dem gedeckten Tisch bereits vor Anker gegangen. Sein Stuhl steht schon für ihn bereit, aber er geht keinen Schritt näher an den Tisch heran; wenn der Kapitän wünscht, daß Christoph dort anlegen soll, dann muß er ihn heranlotsen, anders thut er's nicht.

„Nun, alter Jong, was hältst du von dem Wind,“ rief ihm jetzt der Kapitän zu, „steure nur heran, der Stuhl hier ist für dich!“

„Bin etwas aus dem Fahrwasser gekommen, aber jetzt gehe ich los, Kapitän!“

Großthuerisch, als ob gar nichts dabei zu bewundern sei, daß er an den Tisch seines Kapitäns gerufen worden sei, geht er näher und setzt sich auf seinen Stuhl.

Die Frau Kapitänin nickt ihm freundlich zu. Der Kapitän klopft ihm auf die Schulter und sagt: „Los, alter Jong!“ —

Christoph greift zu dem blitzblanken Löffel, um in die Blumenkohlsuppe hineinzusteuern. Daß das mit dem Eßlöffel auch nicht seine Richtigkeit hat, daran zweifelt er nicht, denn richtige Eßlöffel sind schwarzgrau und glänzen nicht — aber er ist zu zartfühlend, um's der Frau Kapitänin zu sagen und sieht's Ihr nach, weil die Schiffmannssuppe gut ist.

Der Kapitän freut sich über den gesunden Appetit des Christoph und die Frau Kapitänin wird nicht müde, ihm seinen Teller immer wieder zu befrachten.

Endlich ist Christoph satt. Er greift nach seinem Glase Wein, welches vor ihm steht und gießt es hinab.

„Nun, Christoph, war die Mahlzeit gut?“ fragt ihn jetzt die Frau Kapitänin.

„Ich hätte sie schier selber nicht besser kochen können!“

Christoph griff bei diesen Worten, aus denen seine heiligste Ueberzeugung sprach, nach seinem neuen Gips, um ihn der Frau Kapitänin vorzurauchen.

„Halt, alter Jong,“ rief lachend der Kapitän, „singe uns zuerst ein Lied!“

Christoph trank ein zweites Glas Wein und sang, wie nur Christoph singen konnte, daß es in den Bergen wiederhallte:

„Jan von zu Berg,
Die Wellen — die Wellen. —
Jan von zu Thal,
Die Wellen allzumal.“

„Trinke noch ein Glas, alter Jong und singe uns ein schöneres Schiffmannslied!“

Christoph trank noch ein Glas Wein, steckte sich den Gips zwischen die Zähne, weil er ohne diesen nicht gut singen konnte und brüllte in die reizende Landschaft hinaus:

„Und legt der Tod mal bei mir an,
In Flamland oder anderswo:
Nimm mit zu Berg dann meinen Kahn,
Ho Hollandslob, holüber ho!
Zu Berg, zu Berg, zum Rebenstrand;
Und dort begrabt mich still' im Sand,
Bei einem Rebstock rechterhand.“

(Schluß folgt.)

Der Sammler

Astronomischer Unsinn.

Es kommt gar nicht selten vor, daß man bei Leuten, welche zu den sogen. gebildeten Ständen gerechnet werden, und die auch in der That über eine Menge Sachen genügend unterrichtet sind, in astronomischen oder physikalisch-geographischen Dingen eine wahrhaft erstaunliche Unwissenheit antrifft. Nun ist es ja freilich jedermanns eigene Sache, wie weit er seine Studien nach der einen oder anderen Richtung hin ausdehnt, und welche Fächer er vernachlässigt, denn wenn die Schuljahre vorüber sind, läßt man sich nicht mehr gern von anderen einen Studienplan vorschreiben, sondern man wählt nach eigener Neigung ein Steckenpferd, und das wird wohl in den wenigsten Fällen gerade Astronomie sein. Etwas hiervon hat man aber doch in der Schule gelernt und von diesem Gelernten sollte doch soviel sitzen geblieben sein, daß man einen allgemeinen Begriff von Sonne, Mond und Sternen hat. Wie wenig dies jedoch der Fall ist, kann man so oft erfahren, als das Gespräch auf solche Dinge kommt, und man hört dann manchmal Aeußerungen, welche schwer mit dem übrigen Wissen des Betreffenden in Einklang zu bringen sind.

Läßt jemand in einem Privatgespräch irgend einen astronomischen Unsinn vom Stapel, so ist das weiter kein Unglück. Vielleicht stehen seine Zuhörer sämtlich auf derselben Stufe des astronomischen Wissens und der Lapsus geht spurlos vorüber, oder der eine oder andere, der es besser versteht, widerspricht vielleicht und belehrt den Unwissenden.

Anders ist es aber, wenn ein Schriftsteller, der für die Oeffentlichkeit schreibt, derartige Schnitzer macht; er gibt sich damit Blößen, die auch durch die glänzendsten anderen Eigenschaften seines Werkes nicht verdeckt werden können. Unter den vielen Lesern seiner Schrift finden sich doch immer manche, denen der Fehler sofort aufs unangenehmste auffällt, und bei welchen er wie ein kaltes Sturzbad wirkt, oder wie ein Sandkorn, das bei einem sonst wohlschmeckenden Bissen unverhofft zwischen die Zähne kommt.

Was würde man von einem Schriftsteller sagen, wenn er in einer Erzählung, die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges spielt, von Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen spräche, oder von einem anderen, welcher den Helden seiner Geschichte in den Vesuv springen und im Aetna wieder herauskommen ließe? Man würde den einen unwissend und den anderen verrückt nennen und beide nicht mehr ernst nehmen. Und doch wären die erwähnten Verkehrtheiten nicht so widersinnig als manche andere auf astronomischem Gebiete, die sich besonders bei Romanschriftstellern vorfinden, und wovon hier einige Beispiele folgen mögen.

In einem geschichtlichen Romane stürzt der Held eines Abends in eine tiefe, brunnenförmige Grube mit senkrechten Wänden. Alle Versuche, wieder an die Erdoberfläche zu gelangen, sind vergebens, und er muß bis zum nächsten Morgen in dem Loche verweilen. Sein einziger Trost in der Einsamkeit ist ein heller Stern, der gerade über seinem Haupte steht und die Freundlichkeit hat, die ganze Nacht hindurch in den Brunnen hineinzuscheinen.

Das Fehlerhafte dieser Darstellung springt in die Augen.

„Die Sonne, sie bleibet am Himmel nicht stehen," heißt es im Liede, und so geht es den lieben Sternen gerade, sie beschreiben am Himmel kleinere oder größere Kreise, teils über teils unter dem Horizont, und stehen erst nach ungefähr 21 Stunden wieder an derselben Stelle. Wenn also der freundliche Stern des Abends um 8 Uhr in den Brunnen geschienen hat, dann war er um 9 Uhr schon ein gutes Stück weiter gewandert, und der Held konnte ihn nicht mehr sehen. Man richte einmal ein kleines Fernrohr, das auf einem Stativ befestigt ist nach einem Stern, und man wird überrascht sein über die Geschwindigkeit, mit welcher der Stern wieder aus dem Gesichtsfeld des Glases verschwindet. Der Brunnen war aber auch in diesem Falle weiter nichts als ein großes Fernrohr, und wenn er sich nicht gerade am Nordpol befunden hat, so daß der Polarstern, welcher nur einen ganz kleinen Kreis beschreibt, hineingeschienen hat, dann ist die Erzählung unmöglich, und wir fühlen das gewisse Sandkorn zwischen den Zähnen.

Fig. 1. Neumond (S. 819). Fig. 2. Mond und Venus (S. 819).

Ein anderer Autor führt uns auf ein Schiff. Ein junges Ehepaar, das seine Hochzeitsreise von Amerika nach Europa macht, steht abends auf dem Deck und bewundert den Sternenhimmel. Besonders sind es zwei dicht bei einander stehende, hell glänzende Sterne, welche ihre Blicke auf sich ziehen. In dem einträchtig nahen Zusammenwandeln erkennen die jungen Gatten ihr eigenes Bild; wie jene wollen auch sie von jetzt an vereint, in steter Harmonie, durchs Leben ziehen. Während sie so schwärmen und die Sterne zu Zeugen ihres Glückes anrufen, nimmt plötzlich einer der beiden Sterne Reißaus, fährt als leuchtende Sternschnuppe über den Himmelsraum und erlöscht dann im Meere. Die Liebenden erschrecken natürlich aufs heftigste über dieses böse Omen, und ebenso natürlich ertrinkt einer derselben, bevor die Reise vollendet ist.

Wie nett, und doch wie unsinnig! Die Sterne, die wir ruhig am Himmel stehen sehen, sind mit Ausnahme der wenigen Planeten und etwaiger Kometen, große Sonnen, die vieltausendmal größer sind als unsere ganze Erde. Die ersten Menschen haben sie schon gesehen, und die letzten Menschen werden sie sehen, denn unsere kleine Erde wird voraussichtlich früher vergehen

als diese Fixsterne. Sollte aber dennoch einmal eine dieser Sonnen zu Grunde gehen, so wird sie es keinenfalls in Gestalt einer windigen Sternschnuppe thun, die zur Erde fällt, um ein Paar Liebende zu erschrecken.

Die Sternschnuppen sind im Verhältnis zur Erde ganz kleine Körper, welche unsichtbar durch den Weltraum fliegen und erst sichtbar werden, wenn sie der Erde so nahe gekommen sind, daß sie deren Lufthülle durchstreichen, wobei sie glühend werden. Woraus sie eigentlich bestehen, ob es feste Körper sind oder flüssige oder gasförmige, darüber gehen die Meinungen noch auseinander. Soviel steht aber fest, daß dieselben nicht erst ruhig als Sterne am Himmel stehen, um sich ungestört betrachten zu lassen, und nachher plötzlich niederschießen, sondern daß sie nur in Bewegung gesehen werden, und die ganze Dauer ihrer Sichtbarkeit nur nach Sekunden zählt.

Hätte der sonst geistreiche Schriftsteller diese elementaren Sätze, die er jedenfalls in der Schule gelernt hatte, nicht schnöde vergessen, dann würde er sich wohl gehütet haben, seine hübsche Novelle mit einem solchen astronomischen Unsinn beginnen zu lassen, und dem denkenden Leser wäre ein kaltes Sturzbad erspart geblieben.

Bei dem folgenden letzten Beispiele sollte man beinahe glauben, der Verfasser habe sich über seine Leser lustig machen wollen, und doch war es ihm völliger Ernst mit dem, was er schrieb. Er schildert eine herrliche Frühlingsnacht mit Blütendüften und Nachtigallenliedern. Oben am Himmel strahlt der sichelförmige Mond. Um die Wirkung zu erhöhen, zieht er auch noch die Venus hinzu und versetzt dieselbe — horribile dictu — mitten zwischen die Hörner des Mondes. Man denke sich dieses herrliche Bild, das aus dem türkischen Wappen an den Himmel verpflanzt ist (Fig. 2, S. 818).

Der Mond ist ein kugelrunder Himmelskörper, und er bleibt rund, ob er uns voll oder halb oder als schmale Sichel erscheint. In den letzteren Fällen ist nur ein Teil des Mondes beleuchtet, und der dunkle Teil ist für uns am gleichfalls dunkeln Himmel unsichtbar. Wer aber gute Augen hat, sieht auch wohl den nichtbeleuchteten Teil, besonders bei der schmalen Sichel in den ersten Tagen nach Neumond (Fig. 1, S. 817). Daß man durch diesen dunkeln Teil des Mondes hindurch keine Sterne sehen kann, bedarf weiter keiner Erklärung, und daß keiner zwischen uns und dem Monde stehen kann, ist auch zweifellos, denn der letztere ist der der Erde am nächsten stehende Himmelskörper.

Welche Vorstellung hat der Erfinder dieser Konstellationen wohl vom Monde gehabt, von unserem Mond, unserem eigenen Trabanten, der uns doch sozusagen auf die Nase gesetzt ist, um Astronomie zu studieren und an ihm die Gesetze zu erkennen, welche den Lauf der Welten regeln!

Aber Hunderttausende sehen ihn an, ohne etwas mehr davon zu wissen, als das Märchen, daß er das Wetter beeinflusse, und halten ihn für so groß wie einen Pfannkuchen, und wenn es hoch kommt, wie ein Wagenrad.

E. Neu.

Fig. 3. Petunia hybrida grandiflora fimbriata.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Die Petunien.

Eine unserer beliebtesten Zierpflanzen ist die Petunie (Petunia hybrida Hort.). Sie gehört zur natürlichen Familie der Solaneen, einer Gruppe von Kartoffel-, Tabaks- u. a. Pflanzen.

Fig. 1. Petunia hybrida grandiflora superbissima.

Das Wort Solaneae stammt von solanum, einem schon bei Plinius (23—79 n. Chr.) vorkommenden Namen der Gattung Solanum u. a., und dieser Name stammt wieder von solare, d. h. den Sonnenstich verursachen oder verrückt machen, in Bezug auf die Giftigkeit der hierhergehörenden Pflanzen, oder von solari, d. h. beruhigen, wegen der schmerzstillenden Wirkung, welche Plinius dem Solanum zuschreibt.

Unsere Petunie wächst in den gemäßigt warmen Ländern Südamerikas wild, von wo sie 1824 in zwei Arten nach Europa kam, Petunia violacea Lindl. mit violetten, und Petunia nyctaginiflora mit weißen, wohlriechenden Blumen. Beide Arten sind einjährig und wegen des Reichtums und Glanzes ihrer Blüten überall angesäet und gepflegt; wenn in Töpfen stehend und im Kalthaus überwintert, können sie viele Jahre lang leben. Aber durch gegenseitige Befruchtung („Kreuzung") sind im Laufe der Zeit so viele Spielarten entstanden, daß immer die neuesten die ältesten verdrängen; in den Farben ihrer Blüten sind alle Farbenabstufungen zwischen Weiß und Violettpurpur vertreten; andere zeichnen sich durch ungewöhnliche Größe, durch eigentümliche Farbe im Schlunde, am Rande und durch hübsche Zeichnung im Inneren der Blumenkrone aus. Eine der in neuerer Zeit besonders beliebten Form ist die der gefüllten Blumen, die aber dadurch verlieren, daß sie meist gelbliche, ungesund erscheinende Blätter besitzen.

Um aus den unzähligen Sorten der Petunie einige der schönsten herauszugreifen, nennen wir die von Herrn Hoflieferant Chr. Lorenz in Erfurt angebotenen, zuerst die mit einfacher Blüte und gefalteter Blumenkrone: Petunia hybrida grandiflora superbissima intus aurea (wir bitten wegen des langen Namens um Entschuldigung, auch bei Menschen ist ein solcher nicht ungewöhnlich!), d. h. die großblumige stolzeste Petunie mit goldigem Schlund (Fig. 1). Die Blumen sind gewölbt und der Schlund ist gestreift. Von den gefüllten Sorten geben wir hier drei Sorten, die eine, die Großblumige (Fig. 2) in wenigstens 12 verschiedenen Farbenabstufungen, die Gekräuselte (Fig. 3), ebenfalls in mehreren Farben, und die Liliput-Petunie (Fig. 4), die sehr reich blüht, ganz niedrig bleibt und deshalb zu Einfassungen und dergl. benutzt werden kann. Die Farbe der Blumen ist karmesin mit regelmäßig sternförmig weißer Zeichnung.

Die einfach blühenden Petunien erzielt man aus Samen, welche die Sorte ziemlich unverändert wiedergeben. Man säet die Samen dünn in Schalen mit gutem Wasserabzug und lockerer, aber fruchtbarer Erde; im warmen Mistbeet oder im Warmhause, auch im Wohnzimmer keimen sie schnell; die kleinen Sämlinge werden auseinander, dann einzeln in Töpfchen gepflanzt, aus denen sie Ende Mai auf dem Blumenbeet, öfter nieder gehackt, selbst auf dem Teppichbeet Verwendung finden können. Die gefüllten Sorten müssen durch Stecklinge fortgepflanzt werden: man macht sie beinahe das ganze Jahr hindurch, am besten im Sommer, aus nicht zu weichen Trieben, die unter Glasglocken gesteckt und immer nur mäßig feucht gehalten werden; faulende Blätter müssen schleunigst entfernt werden. Die Stecklinge in den Schalen überwintert man im Kalthause oder im kalten, frostfreien Zimmer; im Frühjahr haben sie Wurzeln und werden einzeln in Töpfe gepflanzt, in denen sie bleiben oder aus denen sie wie die Sämlinge im Blumengarten ausgesetzt werden. Namentlich die gefüllten Blumen sind bei jeder Art von Binderei gut zu verwerten.

Eine andere Bestimmung erhalten die Petunien, wenn sie zu hochstämmigen Kronbäumchen gezogen und einzeln oder zu drei bis fünf auf dem Rasen des Blumengartens ausgepflanzt werden; es geschieht durch Veredelung eines oder mehrerer Petunienzweige auf einen zu solchem Zweck erzogenen Stamm der Nicotiana glauca Grah. des blaugrünen Tabak, eine Pflanze, die, wie unsere Petunie, zur Familie der Solaneen gehört und in Buenos Ayres einheimisch ist.

Zur Erziehung des blaugrünen Tabak macht man entweder Stecklinge unter doppeltem Glas, im Juli, auch im zeitigen Frühjahr, die man im ersten Fall frostfrei überwintert und im folgenden, die Frühjahrsstecklinge in demselben Frühjahr, Ende Mai, ins Freie auspflanzt in kräftige, durch grobe Coaksasche locker gewordene Erde und in eine von Stürmen geschützte Lage, letzteres, weil die großen Blätter der Pflanze durch starken Wind zerrissen werden; oder man vermehrt ihn durch Samen, der bei Chr. Lorenz in Erfurt vorrätig ist. Man säet den Samen im Januar oder Februar, auch im Juli unter Glas an, versto ft die Sämlinge, pflanzt sie später einzeln in kleine Töpfe, behandelt sie aber im übrigen wie die Stecklinge.

Um einen glatten Stamm zu erziehen, der 3 m hoch werden kann, muß man durch nahrhafte und lockere Erde, wie durch öftere Dunggüsse für ein rasches Wachstum sorgen, so daß Seitenzweige kaum vorhanden sind — im andern Fall müßten sie ausgebrochen werden —, setzt die Pflanze im Herbst in einen Topf und überwintert sie im Kalthause oder im Zimmer mit ähnlicher Temperatur. Hat die Pflanze, die sehr rasch wächst, wenn sie mit andern bei 80 cm Zwischenraum zusammensteht, schon im ersten Jahre die gewünschte Höhe erreicht, so kann sie im Sommer veredelt werden; im anderen Falle wird sie im nächsten Jahre noch einmal ausgepflanzt und im Laufe des Sommers veredelt.

Die Veredelung geschieht im Sommer mit halbreifem Trieb der Petunie in den halbreifen Trieb der Unterlage, am besten mit mehreren Trieben gleichzeitig auf einen Stamm, durch Pfropfen in den Spalt, Kopulieren, Schäften, Seitenpfropfen u. s. w. oder durch Okulieren mit dem schlafenden, vielleicht auch mit dem treibenden Auge, also im Juni. Die Ausführung beider Veredelungsarten ist bekannt, weshalb hier darüber nichts zu sagen ist; wohl aber dürfen wir uns einige Worte über die Behandlung der Unterlage erlauben.

Die Unterlage wächst bedeutend schneller und kräftiger als die Pfropfreiser, von denen, auch von Augen, wir so viele einsetzen, daß sich bald eine vollständige Krone bildet; der „Wildstamm" würde die eingesetzten Reiser nicht zur Entwickelung kommen lassen, wenn man ihr Wachstum nicht zwangsweise mäßigte. Dies geschieht durch Entfernung der Blätter, die man gleich nach dem Veredeln um die Hälfte verkürzt und nach dem Anwachsen der Edelreiser, bezw. nach dem Austreiben der eingesetzten Augen ganz entfernt, ebenso alle diejenigen, welche von der Unterlage später noch austreiben.

Zur Erziehung der Stämme verwenden wir kräftige, nahrhafte und lockere Erde; nachdem die Krone der Petunie sich gebildet, wird man weniger nahrhafte Erde wählen, desto mehr aber grobe Coaksasche, welche den Boden mehr als irgend eine andere Beimischung locker und dadurch warm erhält. Zur Stütze der schwachen Petunienzweige bringt man am Stamm geeignete, verzinkte Eisendrähte an.

Die Kronbäumchen werden, wie oben schon gesagt wurde, einzeln oder gruppenweise im Rasen oder auch reihenweis und mit Lianen ver-

bunden an den Wegen entlang frei aus-, im Herbst wieder in Töpfe gepflanzt und im Kalthause nahe an den Fenstern überwintert; damit sie besser anwachsen, sollte man sie vorerst etwas wärmer aufstellen.

Fig. 2. Petunia hybrida grandiflora.

Neues aus dem Reiche der Wissenschaften.

Ueber neue künstlich hergestellte große Rubine hat jüngst G. F. Kunz interessante Mitteilungen gemacht. Im vergangenen Jahre tauchten nämlich Rubine von seltener Größe auf, von denen es hieß, sie entstammten neuen Fundorten; doch trat auch gleich anfangs die Vermutung auf, dieselben seien künstlich hergestellt. Es wurden Genfer Firmen als diejenigen bezeichnet, welche diese Steine auf den Markt bringen, und man vermutete, sie wären in der Weise dargestellt worden, daß immer eine größere Anzahl von minderwertigen Rubinen, von denen das Karat nur wenig Dollar kostet, zu einem großen Steine zusammengeschmolzen wurden, von denen das Karat 1000—2500 Mark und mehr wert ist. Proben solcher Steine sind Herrn G. F. Kunz zur Prüfung vorgelegt worden; er durfte dieselben jedoch weder spalten lassen, noch sie entsprechend schleifen, um die Lage der optischen Axen festzustellen; allein schon die aufmerksame Betrachtung mittelst einer gewöhnlichen Lupe genügt, um diese Rubine als künstliche zu erkennen. — Charakteristisch war vor allem das Vorhandensein zahlreicher kleiner kugeliger Hohlräume, Bläschen, wie sie in Glasflüssen oder durch Schmelzen hergestellten Körpern stets vorzukommen pflegen. Im ganzen haben diese Bläschen ein trübes Aussehen und sind in wellenförmigen Gruppen angeordnet; sie scheinen mit Luft oder einem Gas gefüllt zu sein. — In den natürlichen Rubinen sind die Hohlräume stets eckig und gewöhnlich mit einer Flüssigkeit gefüllt, außerdem sind sie meist pflanzenförmig oder, wie es die Juweliere bezeichnen, in Form einer Federfahne angeordnet. Diese beiden Unterschiede allein sind schon genügend, um die Verschiedenheit dieser künstlichen Edelsteine von natürlichen festzustellen. — Hierzu kommt aber noch ein ferneres Merkmal der natürlichen Rubine. Die meisten derselben zeigen nämlich eine säulenartige Struktur, die, wie eine Prüfung mit dem Mikroskop ergibt, von einer Reihe keilförmiger oder nadelförmiger Krystalle herrührt, die gewöhnlich irisierend und mit den hexagonalen Querschnitten nebeneinander parallel gelagert sind. — Wenn diese Krystalle sehr zahlreich sind, so entsteht ein eigentümlicher Stern, wenn man in Cabochonform in der Art schleift, daß die Mittelpunkte aller dieser hexagonalen Flächen in die Spitze des Cabochons zu liegen kommen. — Nach J. Leos und G. F. Kunz Beobachtungen sind diese Krystalle nun nichts anderes, als Rutil (Titansäure); sie sind in geschmolzenen Produkten bisher noch nie beobachtet worden und fehlen auch stets den künstlichen Rubinen; wahrscheinlich sind sie durch Auskrystallisieren aus heißen oder kalten Lösungen, kaum aber aus feuerflüssigen Massen beim Erkalten abgeschieden worden.

Die Härte der künstlichen Rubine ist fast genau dieselbe wie die der natürlichen, sie beträgt 8,7—8,8. Auch die Farbe der künstlichen Rubine, ebenso wie die anderen optischen Eigenschaften, sind denen der natürlichen fast gleich. Diese künstlichen Edelsteine haben zwar nie das Feuer von den schönsten dunkeln Steinen, aber sie gleichen den minderschönen natürlichen Rubinen vollkommen. Die künstlichen Rubine wurden auch Prof. Friedel in Paris zur Untersuchung übergeben; die Resultate, die derselbe erhielt, stimmen mit denjenigen von G. F. Kunz vollkommen überein. Derselbe hat außerdem diese Rubine analysiert und sie gleich den natürlichen aus Thonerde und einer Spur Chrom, das die rote Farbe erzeugt, bestehend gefunden. — Was die Darstellungsweise dieser künstlichen Rubine betrifft, so gründet sich dieselbe vielleicht auf einen Versuch von Fremy und Feyl. Dieselben schmelzen ein Bleialuminat mit Kieselsäure in einem kieselsäurehaltigen Tiegel. Die Kieselsäure bildet mit dem Blei des Aluminates ein Bleiglas, während die Thonerde sich als Korund in Form von hexagonalen Krystallen vom spezifischen Gewicht 4,0—4,1 und von der Härte des natürlichen Korunds, resp. Rubins ausscheidet. Auch die Farbe des Rubins kann durch Zusatz von etwas Chromsalz hergestellt werden.

Eine andere Methode, die ebenfalls bei der Frage nach der Bildung der künstlichen Rubine in Betracht zu ziehen ist, ist die von Gaudin zuerst beschriebene, nach welcher amorphe Thonerde in der Knallgasflamme zu durchsichtigen Stücken geschmolzen wurde, deren spezifisches Gewicht allerdings bedeutend geringer wie das des natürlichen Rubins ist; es beträgt nur 3,45.

Am meisten Wahrscheinlichkeit hat jedoch die neuerdings erwähnte Vermutung für sich, daß dieser Schmelzprozeß nicht mit amorpher Thonerde, sondern mit natürlichen kleinen Rubinen vorgenommen wird.

Die Verwendung des Wassergases zu Beleuchtungszwecken scheint jetzt endlich einen großen Schritt der Verwirklichung näher gebracht zu sein, indem es Fahnejelm gelang, zu zeigen, wie man dieses Problem in einfacher Weise lösen kann. Sein Apparat besteht wesentlich aus einem eisernen Rähmchen, welches über einen gewöhnlichen Brenner angebracht wird. Auf der Spitze dieses Rähmchens sind zwei parallele Reihen von Nadeln in kurzen Abständen voneinander so angebracht, daß die Flamme des Brenners an sie stoßen muß. Dieselben bestehen aus Magnesia, sehr stark unter hydraulischem Drucke komprimiert und dann bei hoher Temperatur gebrannt. Die Hitze des brennenden Wassergases verursacht, daß die Nadeln glühend werden, und das daraus sich ergebende Licht ist, während es in jeder Beziehung gleich und in einer Weise sogar noch besser ist als das der elektrischen Glühlampe, bedeutend genügender als dasjenige, welches man mittelst des gewöhnlichen Leuchtgases erhält. Die Kostenfrage ist natürlich eine, welche sich gleich selber aufdrängt. In dieser Beziehung aber wird behauptet, daß, während die Magnesianadeln etwa 80 Stunden lang aktiven Dienst leisten, so bloß $2^1/_2$ bis 3 Cents das Stück kosten und Wassergas zu 50 Cents pro 1000 Kubikfuß geliefert werden kann. Die Magnesianadeln sind adjustierbar und können höher oder niedriger gestellt werden, je nach der Größe der Wassergasflamme und dem Grade, in welchem sie infolge der intensiven Hitze bereits abgenutzt worden sind.

Charakter und Handschrift.

Von

H. Amselmann.

VI.

Wer auch nur den geringsten Grad von Beobachtung besitzt, dem wird es nicht leicht entgehen, ob Menschen einfach oder geziert auftreten, sich benehmen oder kleiden. Einzelne solcher Züge sind nicht nur für gewisse Individuen außerordentlich charakteristisch, sie prägen sich auch anderen mit außerordentlicher Kraft ein und bleiben oft noch im Gedächtnis haften, wenn das Bild der übrigen Persönlichkeit bereits abgeblaßt ist.

Wie es einfache und bis zur Unleidlichkeit verschnörkelte Menschen gibt, so gibt es auch eine unendliche Mannigfaltigkeit von Schriften in dieser Beziehung. Man wird von vornherein und gewiß mit Recht anzunehmen geneigt sein, daß einfache Menschen auch eine einfache Schrift führen und umgekehrt; die Beobachtung bestätigt diese Annahme. Nur müssen wir etwas früher Betontes hier wiederholen, nämlich die Beobachtung, daß manche Kaufmanns- und Kanzlistenschrift mit Schnörkeln und Ausschweifungen lediglich dem speziell kalligraphischen Bedürfnis zu dienen sucht. Solche Schriften fallen nicht in das Gebiet graphologischer Beurteilung.

Die Einfachheit einer Schrift besteht einmal darin, daß der Buchstabe keine Zuthaten bekommt, die außerhalb den für das Verständnis absolut nötigen Bestandteilen liegen; sodann darin, daß diese Grundform selbst nur mit den absolut notwendigen Linien hergestellt wird.

Einfacher kann eine Schrift nicht sein als die Handschriftprobe (Fig. 29), die einem unlängst verstorbenen, berühmten Historiker angehört. Hier sind einzelne Buchstaben bereits so einfach gehalten, daß ihnen oft sogar das Nötige fehlt und sie nur aus dem Zusammenhang zu erkennen sind. Dabei ist nicht zu übersehen, daß diese Dürftigkeit nicht aus Flüchtigkeit — denn die ganze Handschrift macht durchaus den Eindruck der äußersten Sorgfalt und Klarheit —

Fig. 4. Petunia hybrida nana compacta multiflora.

sondern nur aus dem Streben nach Vereinfachung entspringt.

In Fig. 30 führen wir dem Leser eine ebenfalls einfache und schon ein ganz klein wenig nach Schmuck strebende Schrift vor.

Fig. 29.

Fig. 31 zeigt eine zwar im ganzen noch einfache, aber durch die Größe und ganze Haltung der Buchstaben bereits die äußere Erscheinung betonende Schrift. Eine vornehme Einfachheit, welche in der Form der Buchstaben nichts Ueberflüssiges zufügt, aber im ganzen Duktus nach einem gewissen eleganten Effekt strebt.

Fig. 30.

Fig. 32 bietet eine hübsche zierliche Schrift: aber diese Zierlichkeit ist gesucht, sie will durchaus etwas Distinguiertes haben.

Fig. 31.

In Fig. 33 äußert sich das Streben nach Zierlichkeit und Eleganz in geckenhafter, geschmackloser Weise. Die geringelten, zurückgebogenen Schweife des kleinen h sind hier besonders charakteristisch.

Fig. 32.

Fig. 34 ist im Grunde eine einfache und angenehme Schrift, besitzt aber einzelne Formen der Affektiertheit, namentlich in den dreieckig ausgebauchten Formen. Man findet diesen Zug namentlich bei Pfarrern und Lehrern.

Fig. 33.

Nr. 35 ist ein klassisches Beispiel dafür, wie die Gezierheit, Eitelkeit und Affektiertheit nicht nur in Geschmacklosigkeit, sondern auch in Unklarheit ausartet! Die Zeilen sind, und zwar nur durch die unnötigen Schnörkel, ineinander verwirrt.

Fig. 35.

Zur Vervollständigung führen wir hier den Lesern aus uns vorliegenden Handschriften je eine einfache und eine komplizierte Form von A und M vor. Jeder unserer Leser kann solche einfache und verschnörkelte Formen aus ihm zugänglichen Handschriften selbst herausfinden.

Fig. 36. Gewöhnlich sind Leute, die dermaßen kompliziert und verschnörkelt schreiben, nur zu sehr geneigt, die Dinge so wenig einfach und unmittelbar anzusehen, als sie sich selbst nicht einfach und unmittelbar geben können. Sie umspinnen sie vielmehr mit allerlei subjektiven Vorstellungen, und dieses Umspinnen ist eine Thätigkeit der Phantasie. So berühren sich leicht in der Schrift die Kennzeichen der Eitelkeit und Affektiertheit mit denen der Phantasie. Dies erklärt sich sehr einfach daraus, daß die Eitelkeit ihre Wurzel eigentlich in der Phantasie hat. Sobald diese der Eitelkeit und Phantasie gemeinsamen Kennzeichen geschmacklose Formen annehmen, deuten sie auch auf eine geschmacklose Phantasie. Indem wir noch bemerken, daß sich die Zeichen der Phantasie allerdings nicht nur auf diese Formen beschränken, müssen wir als besten graphologischen Beweis dafür, daß die Eitelkeit eine Aeußerungsweise der Phantasie sei, die Thatsache hervorheben, daß völlig nüchterne, phantasielose Leute keine Eitelkeit zeigen, weder im Wesen, noch in der Schrift.

(Zu Fig. 21, Heft 9 bemerken wir, daß das t auf dem Kopf steht.)

Zur Beurteilung eingegangene Handschriften.

Von den vielen zur Beurteilung eingegangenen Handschriften mußten wir eine bedeutende Zahl unberücksichtigt auf die Seite legen, weil sie in diesem oder jenem Punkte oder in mehreren zugleich den Anforderungen nicht entsprachen, welche eine sorgfältige Untersuchung möglich machen. Indem wir zum Teil früher Gesagtes wiederholen und ergänzen, erlauben wir uns hier einige Bemerkungen, welche wir die Einsender von Handschriften in ihrem Interesse zu beachten bitten.

1) Die eingesandte Probe darf nicht zu klein sein und sollte mindestens aus einigen Sätzen bestehen. Viele Einsender haben uns nicht mehr, als ein einziges Wort gegönnt.

2) Fast ausnahmslos sind uns Handschriften zugegangen, die zu dem speziellen Zwecke der Beurteilung geschrieben waren. Nun ist es eine bekannte Thatsache, daß der Gedanke an die Beurteilung die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit der Handschrift beeinflußt und namentlich bei wenig charakteristischen die spärlichen Merkmale leicht noch vermindert. Wir bitten daher um Zusendung womöglich schon vorhandenen Materials.

3) Von mehreren Seiten wurden uns zur Beurteilung Adressen auf Briefcouverts eingeschickt. Da solche aber der Deutlichkeit zuliebe mit kalligraphischen Bestrebungen geschrieben werden, so eignen sie sich natürlich wenig zur Untersuchung.

4) Fragen nach Alter und Geschlecht versuchen wir nicht zu beantworten und verweisen darüber auf die in unserem früheren Artikel gegebenen Auseinandersetzungen.

5) Wir bitten um genaue Chiffre, unter welcher die Antwort erfolgen soll; „Abonnent" ist z. B. nicht genügend.

Valeska M. — P., Berlin. Ihre Schrift ist durchaus nicht männlich, trösten Sie sich. Sie ist sehr angenehm und hübsch, aber so ausgesprochen kalligraphisch, daß sie sich einer graphologischen Beurteilung entzieht.

N. N., Mannheim. Unbedeutend und wegen des absichtlich kalligraphischen Duktus für die Beurteilung ungeeignet.

Fig. 34.

O. K. in W., J. B. in M., Som... Som. Banok. Es gilt auch für diese Schriften das oben Gesagte. Sie sind nicht nur kalligraphisch schön, sondern die letzte ist sogar noch mit solcher Sorgfalt gemalt, daß man trotz der sonst festen Hand einzelne zitternde Aufstriche gewahrt.

E. G. in N. Proben zu klein, senden Sie gefälligst mehr.

Anna und Irma. Anna: Lebhaft und intelligent, aber mißtrauisch, etwas wegwerfend und schnippisch, rücksichtslos, eigensinnig, launisch. Viel Phantasie, bei allen Fehlern keine gewöhnliche Natur, nervös und unharmonisch. Von Irma und Abonnent 1 und 2 erbitten wir größere Proben.

Fig. 36.

Jos. Poch... Storchenstern. Trotz des allgemein kaufmännischen Duktus eine Reihe individueller Züge. Intelligent, rasch, nervös und sehr der augenblicklichen Stimmung unterworfen. Eitel, selbstbewußt, verschlossen.

Dr. R.... W. Im ganzen gutmütig, ohne daß eine gewisse Derbheit zu verkennen ist. Sie sind ökonomisch, ohne darin auszuarten, Sinn für Erwerb, Egoismus. Mehr Eigensinn als Energie. Im ganzen einfache und unaffektierte Natur mit dem ausgesprochenen Gefühl und Wunsch gesellschaftlicher Superiorität. Gelegentlichen Depressionen leicht zugänglich.

Leontin, Budapest. Ausgesprochene kalligraphische Geschäftsschrift mit den einzigen Zeichen einer gewissen Affektiertheit, Vorsicht, einige Schärfen.

J. F. S. Unbedeutend, eitel ohne viel Geschmack. Mehr Gefühls- als Verstandesmensch, wenig Energie, etwas Unentwickeltes, Sinn für äußere Repräsentation.

Frau J.... M......, Brennet. Klarer Verstand, der sich aber fast ausschließlich mit naheliegenden praktischen Dingen befaßt und für Kunst und Wissenschaft nicht viel übrig hat. Scharf, eigensinnig, energisch, egoistisch und den Dingen dieser Welt nicht abgeneigt.

F. W. in Prag. Sehr entwickelter Sinn für Eleganz, persönliche Eitelkeit, Geschmack. Gut und weich, im ganzen eher nach Stimmungen, als streng nüchternem Urteil zu handeln geneigt. Keine Pedanterie. Macht sich gern lustig, hält sich aber nicht für verpflichtet, immer die Wahrheit zu sagen.

M. Müller, Berlin. Strebsam, ausgesprochene Fähigkeit, sich den Umständen anzupassen, pfiffig und gerieben, eigensinnig. **A. H., ebenda:** Energisch, klar, ohne Affektiertheit, Sinn für Erwerb, Vorsicht, Mißtrauen; ist nicht fürs Kloster geboren.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.

Homonym.

Wohnt's in dir, vollführt's die größten Thaten,
Es kann zum Bösen dir wie auch zum Besten raten;
Auch außer dir wird's tausendfältig dich umgeben,
Will sich Natur zu neuem Leben regen.
Doch begegnet's dir auf deinen Wegen,
Weich' rasch ihm aus — verlierst sonst gar das Leben!

Buchstabenrätsel.

5a, 1b, 2c, 3d, 16e, 1f, 1g, 3h, 5i, 1k, 2l, 3m, 11n, 1o, 1p, 6r, 9s, 2t, 6u, 1w, 1x.

Aus vorstehenden 81 Buchstaben sind 9 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Musikinstrument, während die Endbuchstaben, in gleicher Weise gelesen, ein Gefühl benennen, welches beim Spielen des qu. Instrumentes nicht in Betracht kommt.

1. Ein Musikinstrument. 2. Ein Ueberblick. 3. Titel eines rechtschaffenen Mannes. 4. Titel eines ängstlichen Mannes. 5. Attribut für Theaterbesucher. 6. Ein Gericht (Essen). 7. Fabrik-Etablissement. 8. Trank für Blutarme. 9. Ein Mann, von welchem die beiden hier in Frage kommenden Instrumente meist gespielt werden.

Zweisilbige Charade.

Nach dem Ersten möcht' ich gerne
Mit dem schnellen Ersten ziehn,
Aus dem Flachland in das ferne
Paradies der Berge ziehn!

Fern dem Alpenseegestade
Bleibt des Alltagslebens Zopf;
In des Zweiten reinem Bade
Jüngt und stärkt sich Herz und Kopf.

Doch das Ganze will ich meiden
Als die Quelle vieler Leiden.

Arithmetische Aufgabe.

Von zwei positiven ganzen Zahlen ist die eine um 66 größer als die andere. Dividiert man die größere durch die kleinere Zahl, so beträgt das Resultat den 121sten Teil von demjenigen Resultat, welches man erhält, wenn man die beiden Zahlen miteinander multipliziert.

Welches sind die beiden Zahlen?

Rösselsprung-Charade.

(Die nachfolgende Auflösung des Rösselsprungs im vorigen Heft bildet eine Charade, die wiederum zu lösen ist.)

Wenn von Schnee bedeckt sind Flur und Felder,
Und verstummet ist der Vögel Lied;
Wenn verödet stehen Berg' und Wälder,
Kalter Nordwind durch die Lüfte zieht:
Meine beiden Ersten dann regieren,
Unerbittlich sie das Scepter führen.

Wem die beiden Letzten sind beschieden,
Der genieße stets mit Maßen sie;
Glücklich wird er leben und zufrieden,
Doch vergesse er das Sprichwort nie:
Uebermaß in meinen letzten Beiden
Ist die Ursach oft zu langen Leiden.

Und das Ganze? Höret ihr das Rufen
Dort von jener muntern Kinderschar?
Den zwei Ersten, die das Ganze schufen,
Bringt sie herzlich ihr Willkommen dar.
Schöne Zeit der Jugend, wo das Ganze
Strahlet stets in seinem schönsten Glanze!

Rätsel.

Ein Reh, verfolgt von unbarmherzigen Jägern,
Hört' ich aus angsterfüllter Brust so stöhnen:
Ach wär's schon es! es wär es! Mein Leben ist bedroht!

Whist-Aufgabe Nr. 9.

A, B, C (Strohmann), D haben noch je acht Karten in der Hand.

A hat: Treff-König, Treff-6, Treff-2, Pique-Dame, Pique-9, Coeur-Aß, Coeur-7, Carreau-5.

B hat: Treff-3, Pique-6, Pique-4, Pique-2, Coeur-Dame, Coeur-9, Carreau-Bube, Carreau-7.

C hat: Treff-5, Treff-4, Pique-3, Coeur-König, Coeur-10, Carreau-Aß, Carreau-Dame, Carreau-3.

D hat: Treff-Dame, Treff-10, Pique-Bube, Pique-7, Coeur-5, Coeur-2, Carreau-König, Carreau-2.

Coeur ist Atout. — C hat die ersten fünf Stiche genommen. — Wie muß A spielen, damit B und D Groß-Schlemm werden?

Lösung der Whist-Aufgabe Nr. 8.

D spielt zuerst Atout, C übernimmt und zieht noch dreimal Atout, worauf A dreimal Coeur abwirft. C bringt im fünften Stich Treff, A übernimmt und zieht noch zweimal Treff. C wirft darauf zweimal Pique ab und A macht die letzten sechs Stiche.

Doppelkreis-Rätsel.

Die Sterne in der obigen Figur lassen sich durch je einen Buchstaben so ersetzen, daß 4 bekannte Namen entstehen Der wagrechte Durchmesser des großen Kreises, von links nach rechts gelesen, ergibt den Namen eines Feldherrn des 17. Jahrhunderts. Der wagrechte Durchmesser des kleinen Kreises einen Fluß im Süd-Westen von Deutschland. Der senkrechte Durchmesser des großen Kreises, von oben nach unten gelesen, ergibt einen weiblichen Vornamen, der senkrechte Durchmesser des kleinen Kreises einen bekannten Ort in der Schweiz.

Auflösungen zu Heft 9, S. 617.

Scherzrebus: „Nur zugestoßen, ich pariere." — „Ach dürft' ich fassen und halten ihn." (Goethes Faust.)

Rebus: Mit Vorsicht immer den Becher zur Hand, Denn Gott und Teufel sind drin gebannt.

Rätselsonett: Ode — Mode — Moder. **Homonym:** Einnehmen. **Logogryph:** ungesetzlich, unersetzlich. **Zweisilbige Charade:** Leichtsinn. **Aufgabe:** Willi, Leopold, Egon, Balthasar, Ulrich: Wildenbruch. **Dechiffrier-Aufgabe:** Zieret Stärke den Mann und freies mutiges Wesen, O so zieret ihn fast tiefes Gewissen noch mehr. (Goethe.) **Rätsel:** Donau — Don. **Silbenrätsel:** Telegraph, Alphonso, Narcisse, Namur, Heros, Aloe, Epistel, Urlaub, Soubrette, Elentier, Rösselsprung. Tannhäuser — Hörselberg.

Schachaufgabe Nr. 36.

Von Konrad Erlin in Wien.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XXVIII.

Von J. H. Klaar in Innsbruck.

Weiß: Kg6. Te3. Sd3.
Schwarz: Kg1. Bf5.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung von Nr. 35.

1. Ld6 — e7	d3 — d2
2. Sd5 — c3:	beliebig
3. Dh3 — h8, Sb4 — c6 ≠.	
1.	Kd4 — e4
2. Sd5 — f6 +	K beliebig
3. Sb4 — c6 ≠.	
1.	Kd4 — e5
2. Sb4 — c6 +	K beliebig
3. Dh3 — f3, Sd5 — f6 ≠.	
1.	g5 — g4
2. Dh3 — g4:	beliebig
3. Dg4 — f4: ≠	
1.	f4 — f3
2 Dh3 — f3:	beliebig
3. Sb4 — c6, Df3 — e3: ≠.	

Lösung von Aufgabe XXVII.

1. Sd5 — e3	Kh6 — g6
2. Se3 — g4	f5 — g4:
3. f4 — f5 ≠.	

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 33 wurde gelöst von Koch in Sproeda, Felix Caspary in Berlin, A. Pauli in Ziesar, S. Loibl in München, Dr. Knopf in Goldberg, Otto in Hannover, Emily Balkwitz in Memel, Julius Krause in Graz. Nr. 33 enthält eine Nebenlösung, die durch Hinzufügung eines weißen Bauern auf a3 beseitigt wird, nämlich 1. Da1 — a8 + mit demselben, aber vereinfachten Resultate wie Da1 — h8. Eingesandt von K. Daude in Elberfeld, A. Pauli in Ziesar, Koch in Sproeda, Emily Balkwitz in Memel, H. Durige in Prag, Gotthold Weiler in Bernaun, Julius Krause in Graz. Nr. 33 von Géza Vancsó in Dornbirn. XXIV gelöst von R. Miltitz in Erfurt, E. Seger in Moskau. XXV von Ant. Sahrholz in Lorch, Emily Balkwitz in Memel, H. Durige in Prag, S. Loibl in München, Dr. Knopf in Goldberg, C. Spitz in Freiburg i. B., Otto in Hannover. XXV von Géza Vancsó in Dornbirn. XXVI wurde gelöst von Gotthold Weiler in Bernaun, Julius Krause in Graz, Felix Caspary in Berlin, Emily Balkwitz in Memel, Ed. H. Kühn in Hamburg, Ferd. Liebscher in Miröschau in B. Nr. 34 von Gotthold Weiler in Bernaun, Julius Krause in Graz, Schachclub Ruhla in Th. Nr. 35 von E. Otto in Hannover, Gotthold Weiler in Bernaun, Felix Caspary in Berlin, S. Loibl in München, Ferd. Liebscher in Miröschau, Emily Balkwitz in Memel, Julius Krause in Graz, H. Durège in Prag, Ant. Sahrholz in Lorch. Nr. XXVII wurde gelöst von S Loibl in München, E. Otto in Hannover, Felix Caspary in Berlin, Gotthold Weiler in Bernaun, Julius Krause in Graz, Ant. Sahrholz in Lorch, Emily Balkwitz in Memel, Ferd. Liebscher in Miröschau.

Der Dom in Florenz.

Aus der Winterstadt am Arno.

Florenz begeht im Mai ein großartiges Fest, zu dem die Vollendung der Marmorfassade der berühmten Kathedrale und der 500jährige Geburtstag des großen Bildhauers Donatello (1386 bis 1468) den Anlaß geben. Die Festlichkeiten beginnen am 4. Mai mit einem Festkommers und schließen am 19. mit einer ganzen Reihe von Volksbelustigungen. Vielerlei enthält das Festprogramm, was mit der Ursache des Festes eigentlich blutwenig zu thun hat, so Preisschießen, Stenographen- und Hygieinischer Kongreß, Ausstellungen von Gartenbauerzeugnissen, Photographien und Baumaterialien. Der Feier Donatellos ist der 11. gewidmet, an dem Denkstein und Büste des Künstlers auf dem Domplatz enthüllt und der Grundstein zu seinem Grabmonument in der S. Lorenzo-Kirche gelegt werden wird. Nachmittags erfolgt die Eröffnung der Donatello-Ausstellung im Nationalmuseum. Die Enthüllung der Fassade der Kathedrale findet am 12. statt, nachdem ihr die Enthüllung der Büste des Prof. de Fabris in der Kirche vorausgegangen ist. Ein Tedeum in der Kirche macht den Beschluß dieses Teils der Feier, dem Volksbelustigungen aller Art folgen. Der Entwurf zu dem Dom, von dem wir oben eine Gesamtansicht geben, wurde 1296 beschlossen und von Arnolfo, Sohn des Cambio aus Colle, Val d'Elsa, entworfen. Man hatte mit gotischen Formen begonnen, die Brunellesco (1421) verließ und die Kuppel in reiner Renaissance errichtete. Unter glänzenden Festlichkeiten wurde 1436 diese Kuppel geschlossen. Die Fassade blieb lange unausgeführt und erst 1875 kam von mehr als 100 Entwürfen der de Fabris' (Dreigiebelsystem) zur Ausführung, der sein Projekt unter Berücksichtigung des ursprünglichen Planes musterhaft löste. Die Fassade ist auf dem obigen Bild links vom Beschauer.

Unsere Kunstblätter

gehören diesmal zur Hälfte zu den illustrierten Artikeln „Rotterdams“ und „Griechische Frühlingstage“, und finden dort ihre Erklärung. Gemahnen sie schon an die schöne Reisezeit, so thun dies noch mehr die beiden andern: „Helgoländer Fischfang“ von C. Napier und „Funtensee“ von R. Schultze. Dort das weite glitzernde Meer, nur auf einer Seite begrenzt von himmelanstrebenden Küsten, hier der ganze Zauber des Hochlands, mit seinen Bergriesen, den frischen Matten, dem kräftigen Tannenbestand und dem ruhigen, friedlichen Spiegel des Bergsees. Der Funtensee liegt im bayrischen Hochland und ist auf besonders schönem Weg von dem $1\frac{1}{4}$ Stunde von Berchtesgaden entfernten Königssee zu erreichen. Dieser Weg führt zum Steinernen Meer, von da nach Saalfelden mit dem prächtigen Ausblick auf die Centralalpen, nach der Unter- und Oberlahnalp und über die Himmelsstiege zum Funtenseer Alpenwirtshaus.

Prinz Heinrich.

Nebenstehend findet der Leser ein Jugendbildnis des Prinzen Heinrich von Preußen, der sich vor kurzem mit der Prinzessin Irene von Hessen verlobt hat. Die hohen Neuverlobten treten nicht erst jetzt in nähere verwandtschaftliche Beziehungen; da sie nicht allein in der Königin von England eine gemeinsame Großmutter, sondern in König Friedrich Wilhelm auch einen gemeinsamen Urgroßvater haben. Prinz Heinrich, der am 14. August 1862 geboren wurde, ist, wie bekannt, Seemann und hat bereits die Welt umsegelt. Er lebt gegenwärtig mit seinem militärischen Begleiter, Korvettenkapitän Freiherrn von Seckendorff, in Kiel, wo er auch die Universität besucht.

Der gestirnte Himmel im Monat Juli.

In diesem Monate kulminieren um Mitternacht im Süden der Schütze, der Adler, der Antinous und der Steinbock; beim Zenith die Leier und der Schwan; unter dem Pol der Fuhrmann, der Luchs und ein östlicher Teil des großen Bären. Von den Planeten ist Merkur anfangs noch am Abendhimmel kurz sichtbar, allein er nähert sich schnell der Sonne und kann den größten Teil des Monats hindurch nicht mehr gesehen werden. Am 28. kommt er in untere Konjunktion mit der Sonne, d. h. er steht für den Anblick von der Erde aus in der Linie von uns und der Sonne, jedoch südlich unter der Sonne. Venus beginnt sich wieder der Sonne zu nähern, sie kulminiert jedoch noch immer 3 Stunden später als diese allein ihre Sichtbarkeit in den Abendstunden nimmt ab und zuletzt geht sie gegen 9 Uhr unter. Mars geht in den Frühstunden unter und kommt am 19.

Prinz Heinrich.

in den Morgenstunden in Konjunktion mit dem Monde. Jupiter kommt Mitte des Monats schon um 6 Uhr abends in den Meridian und geht gegen Mitternacht unter. Seine Sichtbarkeit nimmt mehr und mehr ab Saturn steht bei der Sonne und ist deshalb unsichtbar. Am 5. tritt der Vollmond ein, am 13. das letzte Viertel, am 20. der Neumond, am 27. das erste Viertel. Am 2. Juli befindet sich die Erde in der größten Entfernung von der Sonne.

Fig. 1. Würfelschneidemaschine.

Neue Erfindungen.

Würfelschneidemaschine (Fig. 1 u. 3). Ein praktisches Küchengerät zeigt die nebenstehende Maschine. In dem Gehäuse A wird die Trommel J in Rotation versetzt, welche durch die winkelförmigen, nach außen stehenden Zähne E das zu zerkleinernde Material in stabförmige Schnittlinge zerschneidet, die in das Innere der Trommel hineinfallen. Zugleich werden aber innerhalb der Trommel möglichst nahe am Umfang derselben die Messer K mit größerer Geschwindigkeit bewegt, wodurch die Schnittlinge wiederum in Würfel geteilt werden, deren Länge durch Aenderung der Umdrehungsgeschwindigkeit variirt werden kann. Die Maschine eignet sich zu allen Küchenarbeiten, bei denen Früchte oder Fleisch in würfelförmige Stücke verarbeitet werden sollen, z. B. um Speck, Kartoffeln, Rüben zu schneiden. Sollen Bohnen damit zerkleinert werden, empfiehlt es sich, rohrartige Einlagen S, welche zusammen ein Stück bilden, in den Rumpf B einzuhängen, durch welche die Bohnen den Messerreihen zugeführt werden. Das zerkleinerte Material wird an der offenen Seite aus der Trommel herausgenommen. — Kl. 66. Nr. 38028. Fritz Altena in Barmen.

Fig. 2. Fleischhackmaschine, von oben gesehen.

Fig. 3. Würfelschneidemaschine.

Fleischhackmaschine (Fig. 2). Jeder Hausherr wird stets bemüht sein, seiner Gattin die häuslichen Geschäfte soviel wie möglich zu erleichtern. Die in der Fig. 2 dargestellte Maschine wird seinem Wunsche nach einer Richtung hin zu Hilfe kommen. In dem Gehäuse bewegt sich einmal eine Transportschnecke, welche an der hohlen Welle d sitzt, und dann (die Messer b) je kurz vor dem durchlöcherten Siebboden c (. . .), welche durch die innere Welle a betrieben werden. Durch die Schnecke wird das durch den Rumpf eingeführte Fleisch nach hinten gepreßt, wo es durch die Messer b durchschnitten und schließlich durch das Sieb in ein außerhalb befindliches Gefäß eingedrückt wird. Dadurch, daß durch Verstellen der Friktionsräder l und m den beiden Wellen mit ihren arbeitenden Teilen verschiedene Geschwindigkeit erteilt werden kann, hat man es in der Hand, das Fleisch feiner oder gröber zu zerteilen. Die Maschine kann auf den Küchentisch angeschraubt werden. — Kl. 66. Nr. 38398. Wilhelm Scheffel in Remscheid.

Flaschenverschluß (Fig. 4 u. 5). Viele Flaschenverschlüsse bedingen eine gewisse Kraftanstrengung, wenn dieselben geöffnet werden sollen. Dies kommt daher, weil sie zur Erzielung eines luftdichten Abschlusses auch bei innerem Gasdrucke, also bei kohlensäurehaltigen Flüssigkeiten sehr fest durch die Verschlußmechanismen angepreßt werden müssen. Der eigentümlich gestaltete vorliegende Verschluß bietet den Vorteil, beim augenblicklichen Gebrauch der Flasche einen leichter lösbaren, provisorischen Verschluß herstellen zu lassen, während für gewöhnlich die geschlossene Stellung ein absolut sicheres Funktionieren selbst bei hohem Innendruck gestattet. Die erste Verschlußart ist in Fig. 4 dargestellt, während den permanenten Verschluß Fig. 5 zeigt. Der Gummistöpsel H wird bei der ersteren Art nur so weit in den Hals hineingesteckt, daß er sich nur in die eine Vertiefung D des zickzackförmig gestalteten Flascheninnern legt, aber beim bleibenden Verschluß dichtet derselbe bei B und D, findet dabei in der Flasche eine Gasentwicklung statt, so wird der Gasdruck auf den gewölbten innern Boden des hohlen Pfropfens pressen und das Anlegen des Gummis an das Flascheninnere noch inniger herstellen. N ist eine Handhabe zum bequemen Ausziehen des Verschlusses. — Kl. 61. Nr. 38471. Charles Lewis Morchouse und Henry Walter Rozell in Brooklyn (V. St. A.).

Fig. 5. Fig. 4.
Flaschenverschluß.

Knopflochschere (Fig. 6). Bei Scheren, welche hauptsächlich zum Schneiden von Knopflöchern benutzt werden sollen, ist es sehr bequem und erleichtert es bedeutend die mühevolle Arbeit, wenn man die Schnittlänge auf ein bestimmtes Maß einstellen kann. Bei der vorliegenden Konstruktion ist dies sehr einfach dadurch erreicht, daß der Stift o in dem einen Scherkel s einen Excenter m trägt, welcher durch eine Griffscheibe entweder nach oben oder in eine beliebige Lage nach unten gedacht werden kann, wodurch früher oder später der Anschlag an die Kante a b als Ausschlagsbegrenzung stattfinden wird. In der gezeichneten unteren Stellung ist z. B. die kleinste Schnittlänge dargestellt. Beide Scherenschenkel besitzen den gebräuchlichen Ausschnitt a. — Kl. 69. Nr. 37243. Gustav Haßler in Solingen.

Fig. 6. Knopflochschere

Vorrichtung zum gleichzeitigen Oeffnen bezw. Schließen von Doppelfenstern (Fig. 7). Eine bequeme Einrichtung ist bei der Behandlung von Doppelfenstern dadurch gegeben, daß der Außen- und Innenflügel gleichzeitig oder auch bei geringer Aenderung jeder einzeln geöffnet werden kann. An dem Innenflügel A sitzt der Greifhaken a und die Schlitzschiene b. In diese letztere greift der Kopf des Mitnehmers e, so daß die Drehbewegung gleichzeitig um beide Haken g und h erfolgen kann. In den Greifhaken a faßt der Riegel d und hält beide Flügel zusammen geschlossen. Die Riegel sind aber verschiebbar angeordnet, um die Kuppelung im gewünschten Falle auch auslösen zu können. — Kl. 37. Nr. 38170. Ernst Adolph in Weida.

Fig. 7. Doppelfensterverschluß.

Korsettverschluß (Fig. 8). Es handelt sich bei einem guten Korsettverschluß darum, daß er möglichst augenblicklich ohne jede Anstrengung und ohne jeden Zwang von der Trägerin oder im Falle der Not von dritten Personen geöffnet werden kann und daß das Schließen mit gleicher Leichtigkeit geschieht. An dem Korsettstab f wird durch den Bügel b die Metallzuhaltung a mit Reibung drehbar festgehalten, während das andere Planchett g einen ähnlichen Bügel c trägt dessen Oeffnung so hoch ist, daß die Nase e der Zuhaltung a in aufrecht gehobener Stellung hindurchgesteckt werden kann, sobald aber die Zuhaltung wieder auf die Stäbe heruntergedrückt worden ist, hält die Nase e das Korsett geschlossen. Es ist hierbei also kein Drücken oder Ziehen notwendig, und die Handhabung ist eine sehr einfache und sichere. — Kl. 3. Nr. 38246. Gustave Moulinch in Paris.

Fig. 8. Korsettverschluß.

Fensterhalter (Fig. 9). Lockt uns jetzt die schöne Frühlingssonne zu einem Spaziergange hinaus ins Freie und lassen wir durch die geöffneten Fenster der erquickenden Luft Einlaß in unsere Wohnung, so ist es ein Gefühl der Sicherheit, wenn wir die Fenster vor dem heimtückischen Blasen des Windes geschützt wissen, denn oft tritt dieser ohne vorhergegangene warnende Anmeldung ein. Der einfach anzubringende Halter besteht aus dem Dorn a, welcher mit dem Lappen l an den Fensterrahmen befestigt wird. Will man nun einen Fensterflügel öffnen, so schiebt man die Stange s mit dem Loch o über den Dorn a, drückt das Fenster, so weit man es öffnen will auf und schraubt die Krampe k auf den unteren Flügelschenkel fest. Es ist dadurch das Fenster in der gewünschten Lage trotz Wind und Wetter gehalten. — Kl. 37. Nr. 38372. Georg Schuritz in Dresden.

Fig. 9. Fensterhalter.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Prüpper.

Juli.

Aprikosen-Kaltschale. Man streiche zehn recht reife, jedoch nicht überreife Aprikosen durch ein Sieb und vermische sie reichlich mit Zucker; schneide ferner acht Aprikosen zu Scheiben und bestreue sie mit Zucker; verrühre nun das Durchgestrichene mit einer Flasche weißem Wein und einer Flasche frischem Wasser und füge eben vor dem Servieren die Scheiben und Makronen oder runde Biskuits hinzu.

Charlotte. Man schäle viele kleine Aepfel, schneide sie in vier Teile und, nach-

dem man das Kernhaus herausgenommen, jeden Teil der Quere nach in sechs Teile und dämpfe sie mit 125 g sehr frischer, feiner Butter, 180 g Zucker und 180 g Aprikosenmarmelade bis sie von der Hitze ganz durchdrungen sind und stelle sie dann kalt. Indessen wird eine runde, glatte Form stark mit Butter bestrichen und mit dünnen, länglich-viereckigen Weißbrotschnittchen ohne Kruste und in zerlassene Butter getaucht, sorgsam ausgelegt, mit den gedämpften Aepfeln gefüllt und oben mit Weißbrotschnittchen belegt, mit zerlassener Butter bespritzt und im Backofen (Röhre) bei guter Hitze eine halbe Stunde lang gebacken, wo dann das Weißbrot schön gelb und spröde sein muß und die Charlotte umgestürzt und gleich aufgetragen wird.

Beignets von Aepfeln, Apfelsinen und Citronen. Man schäle gute Aepfel, nehme das Kernhaus heraus und schneide sie zu schönen Scheiben, überstreue sie mit Zucker, übergieße sie mit etwas Arrak oder Cognak und lasse sie so etwa eine halbe Stunde stehen und dann gut abtropfen; wende sie hierauf in Backteig um und backe sie in voller Schmelzbutter goldbraun, besiebe sie mit Zucker und gebe sie, über eine Serviette angerichtet, warm.

Zum Backteig verrühre man vier Eßlöffel feines Mehl mit vier Eßlöffeln Bier, zwei Eßlöffeln feinem Oel, etwas Salz und zwei, zu Schnee geschlagenen Eiweiß.

Für die Apfelsinen-Beignets schneide man einige, sehr sauber geschälte Apfelsinen in Scheiben, besiebe sie auf beiden Seiten mit Zucker und verfahre übrigens wie bei den Aepfel-Beignets.

Citronen-Beignets. Man muß dazu Citronen mit ganz dünner Schale und womöglich, ohne Kernen haben, wie die Genueser Citronen, sonst jedenfalls die Kerne entfernen. Dann schneidet man die Früchte zu Scheiben, überstreut sie stark mit gestoßenem Zucker und läßt sie eine Stunde stehen. Hierauf verrührt man, für zwei Citronen, 60 g abgezogene, sehr fein gestoßene Mandeln und zwei Eßlöffel feines Mehl, fügt den von den Citronenscheiben zurückgebliebenen Zuckersaft und ein kleines Ei hinzu, läßt 45 g frische Butter in $\frac{1}{8}$ l weißem Wein heiß werden, verdünnt den Teig damit, daß er wie ein Backteig wird, und vollendet die Beignets wie die vorigen.

Melonen-Sulz. Man nehme etwa die Hälfte einer Melone, ungefähr $\frac{1}{2}$ kg, schäle sie, entferne Mark und Kerne und schneide sie am Vorabend in feine, 3 cm lange, 2 cm breite Scheibchen, bestreue sie stark mit Zucker und lasse sie über Nacht stehen; gieße dann den Saft, der sich reichlich gebildet haben wird, ab, bringe ihn zu Feuer, gebe, wenn es kocht, die Melonenscheibchen hinein und koche sie, bis sie durchsichtig sind, etwa eine Viertelstunde, vermische sie nun mit einem reichlichen Eßlöffel Arrak und zwei Blättchen (4 g) aufgelöster roter Gelatine, fülle es in eine Krystallschale und lasse es erkalten.

Ananas-Gefrorenes. Man vermische den Saft einer Ananas mit $\frac{1}{2}$ l süßem Rahm, 250 g in Wasser getauchtem Zucker und sieben Eidottern und schlage es zusammen über dem Feuer, bis es dick wird, hüte es aber vor dem Gerinnen; gebe diese Crême dann durch ein feines Sieb, füge einige zu Würfeln geschnittene Ananasscheiben hinzu, stelle es auf Eis und rühre es, bis es ganz kalt ist; schlage nun 1 l dicken, süßen Rahm zu Schnee, verrühre ihn gut mit der Crême und thue die ganze Masse in die Gefrierbüchse und wenn man das Gefrorene hernach in die Form füllt, so lasse man immer eine Lage davon mit einer Lage von Ananasscheiben abwechseln, bis die Form gefüllt ist.

Französischer Früchte-Marzipan (Massepains aux Fruits) Man kann ihn mit dem Safte von allen saftreichen Früchten bereiten, als Erdbeeren, Himbeeren, Kirschen u s. w., und dieser Marzipan wird, des Fruchtgeschmackes wegen, sehr häufig dem so berühmten Königsberger Marzipan vorgezogen. Man nehme $1\frac{1}{2}$ kg Mandeln, $\frac{6}{4}$ kg Zucker und $\frac{1}{2}$ kg von der gewählten Frucht, ziehe die Mandeln wie gewöhnlich ab, lasse sie wieder recht trocken werden und stoße sie aufs feinste, indem man hin und wieder ein wenig Eiweiß beifügt. Dann läutere man den Zucker und koche ihn zum kleinen Flug, setze die Kasserolle ab, thue die Mandeln und den Saft von der gewählten Frucht, welche man zerdrückt und durch ein Sieb gegeben hat, hinein und verrühre es wohl, stelle die Kasserolle über heiße Asche und fahre mit dem Rühren ohne Unterlaß fort, bis der Teig seine gehörige Konsistenz hat, welches man erkennt, wenn man ein wenig davon auf die Hand legt und es sich abnehmen läßt, ohne zu kleben. Nun bringe man den Teig auf das mit Zucker bestreute Backbrett, lasse ihn erkalten und treibe ihn zur Dicke eines Fünfmarkstückes aus, gebe ihm mit Ausstechern beliebige hübsche Formen, lege ihn auf Papier, backe ihn in gelinder Hitze und überziehe ihn, wenn er kalt geworden, messerrückendick mit folgender Glasur: Man rühre 125 g ganz feingesiebten Zucker (Staubzucker) mit dem Weißen von zwei Eiern eine Viertelstunde und presse während des Rührens etwas Citronensaft daran, damit die Glasur recht weiß werde.

Türkischer Sorbett. Man nehme hierzu ein Dutzend schöne Pfirsiche, ebensoviele Aprikosen und lege die sechs größten und schönsten Pfirsiche beiseite; nehme aus den kleineren und den Aprikosen die Kerne, zerschlage diese und schäle und stoße das Innere derselben und koche sie mit den aufgeschnittenen Früchten in $\frac{1}{2}$ l Wasser eine halbe Stunde, lasse den Saft durch ein Haarsieb laufen und presse die Früchte gut durch; gebe zu dem Safte 700 g rasch in Wasser getauchten Zucker und die durchgepreßten Früchte und koche sie zu Sirupdicke ein. Die zurückbehaltenen Pfirsiche kocht man in $1\frac{3}{4}$ l Wasser so lange, bis sie aufspringen, entfernt die Kerne, zieht die Haut ab und zerteilt sie in Viertel, legt sie in die Bowle, mit Eisstückchen darauf und dazwischen, gießt den erkalteten Sirup, das durch ein Sieb gegossene Wasser von den Pfirsichen und ein Gläschen feinsten Cognak dazu, stelle es auf Eis und serviere in flachen Champagnergläsern.

Maikäfer.

Von

Emil Peschkau.

Der Mai ist da — summ summ, brumm brumm,
Schon grünen Thal und Hügel.
Da regt sich auch — summ summ, brumm brumm,
Dem Engerling der Flügel.

So Tag um Tag im finst'ren Grund
Die Wurzeln abzunagen,
Das will selbst einem Engerling
Auf Dauer nicht behagen.

Der Jahre drei — summ summ, brumm brumm,
Erträgt man die Geschichte.
Doch länger nicht — summ summ, brumm brumm,
Dann lockt es nach dem Lichte.

Dann läßt selbst einen Engerling
Der Lenz nicht weiter wühlen,
Dann regt sich unter'm braunen Schild
Ein seltsam wonnig Fühlen.

Ein Glas herbei — summ summ, brumm brumm,
Voll reinstem Birkenweine!
Mein Fräulein, ach! — Summ summ, brumm brumm,
Sie lächelt schon, die Kleine!

Und Einer, der als Muster galt
Den jungen Engerlingen,
Vergißt sein Renommee und fängt
Zu fiedeln an und singen.

Summ Summ, brumm brumm, wie schmeckt der Wein!
Wie schwärmt es sich zu zweien!
Jetzt mag der Teufel Engerling sein,
Wir loben uns den Maien!

Und mag die Erd' — summ summ, brumm brumm,
Die schwarze uns entschweben,
Im grünen Laub — summ summ, brumm brumm,
Ist erst das rechte Leben! —

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

L. B. in A. Ihr Gedicht „Abschied“ gibt uns für Sie den Rat ein, nicht nur von Ihrer Geliebten, sondern auch von der Poesie Abschied zu nehmen. Singen Sie dann auch dieser nach:

„Ob je wir wieder uns sehen,
Wer kann es denn wissen, —
Dort fährt sie, nun ist es geschehen!
Wird sie mich missen?“

so können Sie getrost ein kräftiges „Nein“ erwarten.

L. G. in P. Ihre Handschrift wird unserem Mitarbeiter unterbreitet werden. Ihre bitteren Klagen über die drückende Lage der Deutschen in Böhmen würdigen wir vollkommen. Ob aber durch die Presse allein dem Uebel abgeholfen werden kann, bezweifeln wir.

A. W. in B. Ihre Fragen über Skat haben wir dem betr. Fachredakteur, die über Ihre Handschrift Herrn Dr. Amselmann zur Beantwortung überwiesen. Die Lösungen finden Sie auf der Rätseltafel. Ein Werk über Schädellehre ist Noëls „Phrenologie“, welches 1886 in 2. Aufl. erschien.

M. W. in W. Ihre irrtümlich nach Berlin gerichtete Karte ist nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten glücklich hier angelangt, allerdings verspätet, womit Sie auch die verzögerte Antwort entschuldigen wollen. Ihren Zwecken dürfte am besten der bei Weber in Leipzig erschienene „Katechismus des Deutschen Reiches“ von Wilh. Zeller entsprechen, worin Sie das Gesuchte finden.

Pole aus der Polackei. Die Werke von Georg Ebers sind niemals in Zeitschriften erschienen; auch existieren keine illustrierten Ausgaben von ihnen. Dagegen ist zu empfehlen die Sammlung von Photographien nach Bildern namhafter Maler, welche unter dem Titel „Ebersgalerie“ bildliche Darstellungen hervorragender Scenen aus den Romanen von Ebers bringt.

N. D. in N. Was der „Nagelsche Vertrag“ ist, von dem Sie in den Zeitungen gelesen haben? Das können wir Ihnen sagen. Der Nagelsche Vertrag ist das Abkommen zwischen dem Lieutenant E. Nagel und einem südafrikanischen Herrscher, durch welches der letztere dem ersteren bedeutende Ländereien im Pondoland abtritt. In einem von Berlin, aus versandten Prospekt wird gegenwärtig zur Verwertung dieses Vertrags aufgefordert. Wenden Sie sich an E. Nagel in Berlin Leipzigerstr. 40 I, so wird Ihnen dieser gewiß ein Exemplar des Prospekts mit der Karte der erworbenen Länderstrecke zusenden.

Th. G. in L. Wenn schon das „zarte Blümelein“, das in den Poetereien der unschuldig-schuldigen Jugend unvermeidliche „Blümlein blau“ wieder einmal vorgeführt werden soll, ziehen wir das alte Lied „Kennst du ein Blümelein“ Ihrer wässerigen Versmacherei entschieden vor.

A. Sch. in M. Wir haben Ihre Anfrage Herrn Direktor Hüttig mitgeteilt und werden Ihnen hoffentlich schon im nächsten Heft Bescheid sagen können.

Höhenkurort Davos-Dörfli

1557 Meter ü. M.

landschaftlich schönster und sonnigster Theil des als **Sommer- und Winter-Kurort** berühmten **Hochthales Davos** [2821]

Kurhaus Davos-Dörfli — früher Seehof.

Elegant und mit allem Comfort ausgestattet. Grosser schattiger Garten. Eigene Boote auf dem ganz nahen Grosssee. Schattige Spaziergänge und Waldwege. Beste Gelegenheit für grössere Touren. Kurmusik, Theater, Bibliothek, Douche, Bäder. **Pension und Zimmer inclusive Service, Beleuchtung, Musik** und **Theater** Taxe per Person und Tag von Fcs. 6—10. Prospecte gratis u. franco. Eigenthümer **G. Stifler.** Kurarzt Dr. **A. Volland.**

Königliches Bad

TEINACH

im Württembergischen Schwarzwalde.

Reizendes Thal, von Wäldern umgeben, **Eisenbahn-Station. Mineralbad** (Eisen-, Natron- und Kalkquellen), **Wasserheilanstalt** (Elektrizität, Massage etc.), zugleich **klimatischer Kurort** und **Sommerfrische,** vortreffliche Gelegenheit zu Terrainkuren, vielseitige Unterhaltungen (Kurkapelle, Bibliothek etc.) und beste Verpflegung.

Saison v. I. Mai bis Ende September.— Prospekt gratis u. franko durch:

Die Eigenthümer: C. Hoffmann's Erben in Stuttgart.

Badarzt: Dr. Wurm. Badverwaltung: J. G. Stark.

Schwarzburg.

Hôtel & Pension

THÜRINGER HOF

im Schwarzathal nächst dem Trippstein gelegen.

Bäder im Hause. — Pension billigst.

Besitzer: **C. Nöller.**

Mineralbad, Moorbad und Kaltwasser-Heilanstalt,

Hermdorf b. Goldberg i. Riesengebirge.

15 Minuten von Bahnstation **Goldberg.** Prachtvolle Lage im Katzbachthale. Moorbäder, Stahlbäder, Dampfbäder und electrische Bäder. Alle Douchen. Herrliche Sitzplätze auf Felsenvorsprüngen der Rebendecken in den Kuranlagen. Grosse wegsame Waldungen dicht am Bade. Forellenfischerei, Gondeln, Concerte etc.

Curtaxe 7 M. 50 Pf., Zimmer von 4 M. an pr. Woche.

Dirigirender Arzt Kreisphysikus Dr. ***Leo.***

LUZERN.

Hôtels Schweizerhof & Luzernerhof.

Unübertreffliche Lage am See und an der Promenade. 600 Betten, Personenaufzug und electrische Beleuchtung in beiden Hôtels. Pensions-Arrangement bei längerem Aufenthalt (mit Ausnahme Juli—August).

Hôtel Schweizerhof das ganze Jahr offen mit vorzüglicher Heizeinrichtung.

Die Eigenthümer: ***Gebrüder Hauser.***

Lauterbrunnen

am Fusse der Jungfrau.

Hôtel und Pension *Schmadribach* in Drachselauen. 1100 m ü. Meer. **Luftkurort,** stille, ruhige, staubfreie, geschützte *Lage.*

Sehr billige Preise.

Eigenthümer: **von Almen.**

Klosters — Eisenbahnstation Landquart — Schweiz Graubünden

Klimatischer Sommerkurort

mildes, voralpines Klima — 1200 Meter ü. M. — mittlere Saison-Temperatur 13°

Hotel und Pension Brosi

mit allem Comfort. Schönste Lage und Aussicht auf Gletscher und Gebirge. Buchen- und Tannenwaldungen mit ebenen und leicht ansteigenden Spazierwegen. Mässige Preise. Arrangements für Familien. **Prospecte.** Kurarzt. Eigenthümer **G. Stifler,** auch Eigenthümer des **Kurhauses Davos-Dörfli.**

Luftkurort Engelberg

Hotel Titlis. 1019 Meter über d. Meer. Hotel Engel

I. Ranges 8—12 Fcs. **Pensionspreise:** Alles inbegriffen nach festem Tarife. II. Ranges $6^1/_2$—8 Fcs.

Im Mai, Juni, September 10 % Rabatt.

Eröffnung 15. Mai. — Elektrische Beleuchtung.

Der Besitzer: ***Ed. Cattani.***

Klimatische Kurorte.

Beckenried — Hôtel et Pension du Soleil.
am Vierwaldstätter See. Comfortable Einrichtung etc. und

Engelberg — Pension und Kurhaus Müller.
1024 m über Meer. aufmerksame Pflege, feine Küche, billige Preise.

Prospecte gratis. ***J. Frch. Müller.***

Winterstation Ajaccio, Korsika — Hôtel Schweizerhof.

Baden-Baden.

Grand Hôtel Belle-vue.

Schönste, gesundeste Lage Badens, in eigenem grossen Parke, nächster Näh der Tannenwaldungen, vereinigt alle Annehmlichkeiten eines Hôtels erste Ranges bei mässigen Preisen. Gedeckte Terrasse am Speisesaal. Bäder Equipagen und grosse Stallungen.

Besitzer: **Paul Riotte.**

DARMSTADT.

Rheinstrasse 12, dem Post- und Telegraphenamte direkt gegenüber.

Hôtel Darmstädter Hof.

Fernsprecher 17. Besitzer: **L. G. WIENER.** *Fernsprecher 17.*

Enthält 36 Fremdenbetten in 30 Schlafzimmern und 4 Salons. Bäder und Coiffeur befinden sich im Hôtel selbst. Die Table d'hôte beginnt um 1 Uhr und verkehrt der Hôtel-Omnibus zu allen Zügen.

Das Grossherzogliche ***Museum, Gemäldesammlung*** (siehe Bädeker) und ***Bibliothek*** sind täglich geöffnet.

Wagen zu Ausflügen nach dem ***Wildpark, Ludwigshöhe*** und ***Umgegend*** stehen stets bereit.

Königsberg i. Pr.

Hôtel de Prusse.

Erstes Haus in bevorzugtester Lage, der Börse gegenüber

Grosser Comfort. Zimmer schon für 1,50 M.

Hôtel, Pension und Restauration

Wilhelmshöher Hof

(Station Wilhelmshöhe M.-W.-B.)

am Fusse der Wilhelmshöhe

empfiehlt sich dem geehrten Publikum unter Zusicherung reeller Bedienung.

Pension von 4 Mark an.

Besitzer: ***Justus Giebel.***

Villa Seehaus

und

Hôtel Freudenberg auf der Halbinsel

am Schliersee im bayerischen Hochgebirge.

Beste Gasthäuser in herrlichster Lage des anmuthigen Gebirgsortes. Umgeben von bewaldeten Bergen, reinste Alpenluft, milde Seebäder.

Adresse für beide Gasthäuser: **Villa Seehaus Schliersee**

Weltpost.

G. L. in K. L. Da kann Ihnen geholfen werden. Eine Erfindung des Herrn Emil Schick in Karlsruhe hilft dem Trockenwerden des Schnupftabaks ab. Die von ihm konstruierte Dose besitzt einen doppelten, siebartig durchlöcherten Boden, auf welchem der Tabak liegt. Der untere Boden ist als beweglicher Deckel angebracht, zwischen diesem und dem Siebboden liegt eine Bimssteinplatte. Letztere, in Wasser gelegt, saugt sich mit dieser Flüssigkeit voll, die allenfalls auch parfümiert werden könnte. Dieser Wasserbehälter gibt stets Feuchtigkeit an den Tabak ab und hält ihn so beständig frisch. Die Dose wird in Ensheim, bayr. Pfalz, von Gebr. Adt hergestellt und ist billig.

Stenograph. Die Notiz wird Sie interessieren, daß die Anhänger des Kurzschriftsystems, genannt „Stenotachygraphie" (von Aug. Lehmann in Berlin eingeführt), zu Pfingsten (28. u. 29. Mai) beabsichtigen, in Zeitz a. d. Elster einen Kongreß von Schriftgenossen abzuhalten und die Gründung eines „Allgemeinen deutschen Stenotachygraphenbundes" anzubahnen.

B. P. in K.-S. Auf Ihr Anfragen teilt uns der Verfasser des betr. Artikels folgendes mit: ad 1. Kokain kann entweder als Pulver oder gelöst in einer Mixtur genommen werden. ad 2. Es können auf einmal bis zu 0,5 g Cocain. muriatic. genommen werden, ohne schädlichen Einfluß auf die Gesundheit. ad 3. Ist in guter Qualität und zum Genuß bereit zu beziehen aus der chemischen Fabrik von Gehe in Dresden oder von Merck in Darmstadt. Es empfiehlt sich der Gebrauch jedoch nur unter der Aufsicht eines Arztes.

R. M. in W. Sie werden Ihren Zweck erreichen mit der O'Gradyschen Uebersichtskarte vom nördlichen Frankreich, die bei Theodor Fischer in Kassel erschienen ist. Die Städte und Ortschaften sind nach ihrer Wichtigkeit durch verschieden große Schrift hervorgehoben; die Flüsse und Gebirge heben sich sehr klar ab. Man erhält ein Bild des vollständigen Eisenbahnnetzes nebst den projektierten Linien, den wichtigsten Straßenverbindungen, Kanälen u. s. w. Was die Karte besonders auszeichnet, ist die vollständige Angabe aller Befestigungen in Frankreich (und auch Belgien). Leider sind die Grenzen ungenau, was zu gerechtem Tadel in der Presse Anlaß gegeben hat.

E. G. in W. Von dem mancherlei Unsinn, den der Frühling alljährlich bei den Weltpostdichtern Knospen treiben läßt, mag folgende Probe den harmlosen Lesern eine Ahnung beibringen:

Die Rose im Garten blüht
in Wald und Weld Alles grünt,
Die Vöglein lustig singen
Und Eichhörnchen von Baum zu Baum
springen.
Die Bienen tumeln sich sehr,
Damit etwas fertig wär'.
Und wie dies geschieht,
Der liebe Gott es von ferne sieht.

Die Sonne lacht zu uns nieder
Das Wasser rauscht und Fischlein regen
die Glieder.
Schmetterlinge fliegen hin und her,
sich des Lebens freuend sehr.
Auf dem Feld thut sich alles erstreben,
Damit Wir haben etwas zu leben.
Und naht sich der Abend herzu
schließt Jeder seine Arbeit und geht zu ruh.

Ob die Albernheit noch weiter zu treiben möglich ist? Das wäre eine Preisfrage!

A. W. Sie schrieben:

Teil mir der Herr sein Urteil mit,
Im Raum der Weltpost lobesan
So hängt „Vom Fels zum Meere" an.
Und zwar, indem er vor Beginn
Ein „A. W." schreibe deutlich hin,
Hierauf das Wörtchen „Lodz" dabei,
Ich weiß dann, daß für mich dies sei.
Es währt doch wohl nicht allzulang!
Im Voraus sag ich: „Schönsten Dank!"
Und zeichne, weil es so Gebühr
mit Hochachtung
A. W.
allhier.

In Erfüllung Ihrer Bitte teilen wir Ihnen mit, daß Ihre Poesie eitel Dilettantenwerk ist.

R. M. in D. Wir empfehlen Ihnen das bei Wolfram in Eberswalde erschienene Büchlein über die reduzierten Quersummen. In diesem ist ein uraltes, aber in neuerer Zeit in vielen Rechenbüchern ganz unberücksichtigt gebliebenes Kontrolverfahren für die Richtigkeit von Additions-, Subtraktions-, Multiplikations-, Divisions-, Potenzierungs- und Radizierungsrechnungen eingehend und faßlich erörtert. Der Preis beträgt nur 50 Pf.

Weltpost.

M. v. L. in G. Ihre Gedichte sind doch „merschtenteels" unter aller Kanone, aber Sie haben es verstanden, darin Ihr Leben und Weben zu enthüllen. Aus Nr. 5 erfährt man Ihren Wohnsitz (schade, daß es kein Unterstützungswohnsitz für poesiearme Dichterlinge ist), denn dort ist zu lesen:

„Sah schon oft der Sonne Antlitz
In der Elbe grauen Wellen ꝛc."

Grau wie die Wellen ist auch Ihr „Herze" Ihrem eigenen Geständnis zufolge, und nur die Höflichkeit hindert uns, es außer mit der bekanntlich auch grauen Theorie noch mit etwas anderem Grauen zu vergleichen. Trotz des grauen Herzens lieben Sie,

„gehen gern alleine
Im milden Abendlicht,
Wenn mit dem letzten Scheine
Der Sonne Auge bricht."

Dagegen wäre nun nichts einzuwenden, wohl aber gegen das, was weiter folgt:

„Wenn meiner Seele Leier
Die kleinen Lieder weckt."

Sie ahnen gar nicht, was solche „kleine" Dinger, wenn sie einmal geweckt sind, für unangenehmen Lärm machen können. Das scheint auch Ihre Geliebte gedacht zu haben, wenn wir Ihrem Geständnis in Nr. 3 glauben sollen:

„Sie (diese Sie ist nämlich eine weiße
Blume) gleicht ganz meiner Lieben,
Die auch so blaß und krank,
Weil ich sie konnt' betrüben
Durch thörichten Gesang."

Welch hübsches Zeichen edler Selbsterkenntnis und trotzdem gehen Sie hin, versündigen sich wieder am guten Geschmack und dichteten 4 und 5. Nach Nr. 1 scheinen Sie übrigens kein sonderlich zärtlicher Geliebter, wohl aber ein großer Pantoffelheld, denn nachdem Sie dem „stolzen Weib" mit dem „schönen Leib" und dem „goldenen Haare" und dem „glühenden Wangenpaare" knüppeldicke Elogen gesagt haben, ändern Sie die Tonart und singen in Ihrem „neuen hohen Lied":

„Doch eins nur gefällt mir nicht;
— Du meinst es gut mit mir — (???)
Wär' Dein kokettes Auge nicht,
Ich käme los von Dir."

Freilich alles findet seine Erklärung in Opus 1, wo Sie, was wahrscheinlich dem Leser auch ohne Ihr Geständnis klar geworden sein würde, zugeben:

„So oft ich in Deine Augen schau,
Du wundersames Kind,
So weiß ich wahrlich nicht genau,
Wo meine Sinne sind!"

Da haben wir's!

M. Sch. in H. Sie sein wohl von Bärne, mei kutestes Härrchen? Ei ja! sonst wären Ihre scheenen Reime gaum zu verschtehen. Nu äben. Aber vor Penelopen ihre Glage wirten m'r Sie doch lieber ä anderes Deitsch anwänden. Wehren auf Zähren, Zeiten auf Leiden, und schließlich gar Zeus auf heiß, das ist der poetischen Unreinlichkeit denn doch viel.

P. T. in L. Wir sind in jeder Beziehung Ihrer Meinung und freuen uns lebhaft, daß Sie aus der Rud. Lindauschen Novelle noch mehr entnommen haben, als nur Unterhaltung.

J. 12 in Riga. Wenn Sie uns die Handschriften mitteilen, werden wir sie Herrn Dr. Amselmann zur Begutachtung einsenden.

A. D. in B. Der Uebersetzer behauptet die von Ihnen genannte Zeitung nie in seinem Leben gesehen zu haben und beweist uns daß er die alleinige Berechtigung zur Uebersetzung seitens des Verfassers erhielt.

Ein Abonnent in Graz. Es gibt Leute, die eine seltsame Lust verspüren, geistreich und „stil"-voll zu sein und ihr Licht leuchten zu lassen. So bemängeln Sie den „gotischen Stil" in dem Artikel „aus Andersens Heimat", ohne Rücksicht zu nehmen auf die gleich hinzugefügte Bemerkung des Verfassers — der übrigens über 20 Jahre in Kopenhagen gelebt und über Kopenhagen ein Reisebuch in bereits 10 Auflagen herausgegeben hat, — daß dies ein dem König Christian IV. eigentümlicher Baustil sei. Ueber den „Stil" der von diesem Könige aufgeführten Bauten sind die Gelehrten bisher nicht einig; einige benennen ihn „eigentümlich" gotisch, andere dagegen „Renaissance". Beide Ausdrücke scheinen also berechtigt zu sein, da diese Gebäude ein Gemisch von mehreren Baustilen aufweisen. Siehe übrigens Jonas „Kopenhagen" X. Aufl. S. 79, wo dies bei Beschreibung der Börse ausdrücklich hervorgehoben ist.

R. F. in W. Von Spitzweg können wir leider nichts Neues mehr bringen, da diesem Jean Paul unter den Malern der Tod schon vor längerer Zeit den Pinsel aus der Hand genommen hat.

Weltpost.

R. H. in L. Ihr Rätsel ist für uns zu wenig korrekt, um verwertet zu werden.

Elpenor. Wir haben zwar nirgends etwas davon verlauten lassen, Unterkunft suchenden Talenten in „Vom Fels zum Meer“ ein Asyl für litterarisch Obdachlose aufzuthun, aber auch wenn das der Fall wäre, könnten wir Ihre Gedichte doch nicht brauchen.

J. R. in Kansas City. Sie finden bereits in einer anderen Antwort dieser Nummer ein Werk über Schädellehre angeführt. Der Preis ist jedenfalls gering. Die Besorgung übernimmt jede deutsche Buchhandlung in Amerika. Für Ihre freundliche Anerkennung herzlichen Dank. Daß uns die dortigen deutschen Blätter schändlicherweise bestehlen, können wir leider nicht ändern. Besten Gruß.

v. L. in B. Diese unbewußt dichtende Blondine macht uns gar nicht den Eindruck einer Dichterin, aber einer fein gestimmten Seele, deren Empfindung nach Ausdruck ringt. Zum Druck sind die Sachen schon aus formellen Gründen nicht zu befördern.

L. M. in W. Wir können Sie unmöglich an dieser Stelle zum Einjährigen ausbilden, oder auch nur Alles nennen, was zur Ablegung des Freiwilligenexamens erforderlich ist. Dagegen verweisen wir Sie auf das vortreffliche Handbuch „Der Einjährig-Freiwillige im Deutschen Heere und in der Marine“, welches in der Liebelschen Buchhandlung in Berlin erschienen ist und nur 2 Mark kostet.

K. N. in L. Wenn Sie sich ernstlich für die Fragen des Spiritismus interessieren, werden Sie gewiß für den Hinweis auf die von Hübbe-Schleiden herausgegebene Monatsschrift „Die Sphinx“ dankbar sein. Eine gute Darstellung des „Hypnotismus und Magnetismus“ liefert eine unter diesem Titel von G. Geßmann bei Hartleben in Wien herausgegebene Schrift.

A. W. in H. Neue und zwar mißglückte Variationen auf das alte Thema vom nichtdaseienden Herzen.

M. D. in P. Wir bezweifeln, daß ein Fall, wie der vorgelegte, jemals in eine Amnestie einbegriffen wird, um so mehr als die Flucht aus einem gemeinen Verbrechen resultiert. Die Verjährung tritt so spät ein, daß dem Betreffenden kaum damit gedient ist. Uebrigens möchten wir dem Deserteur raten, sich in dieser ganzen Angelegenheit mit einem Rechtsanwalt in Verbindung zu setzen, der nach ausführlicher Darlegung des Sachverhalts am ehesten in der Lage ist, zu entscheiden. Wir empfehlen den sehr tüchtigen Dr. Fuld in Mainz.

A. S. in T. Die Frage ist in dieser Fassung gar nicht zu beantworten. Es gibt gegenwärtig so viele Elemente, welche je für besondere Verhältnisse den besonderen Vorzug verdienen, daß nur nach Kenntnis jener ein Entscheid möglich ist.

P. in B. Die Mairübe, als solche in den Samenkatalogen verzeichnet, und in dem von Heinemann, Erfurt 1887, sogar abgebildet, ist eine sehr gute Rübe, welche sich noch besonders dadurch empfiehlt, daß man sie gerade in einer Zeit haben kann, Mai, Juni, wo die alten Kartoffeln nachlassen und die neuen noch nicht da sind. Sie ist wohl sicher auf den Berliner Märkten zu haben. Wie Teltowerrübchen bereitet, dann aber ungeschnitten und nur walnußgroß, sind sie, mit Hammelskoteletten oder geräucherter Gansbrust dabei, ebenfalls sehr gut. Ueber Anzucht derselben siehe „Henriette Davidis Gartenbuch“, Iserlohn. Julius Bädecker. — Statt Hotsch-Potsch ist zu lesen Gotsch-Potsch.

A. M. in G. Auch Ihnen die Erklärung, daß es in dem Gutheilschen Gedicht von Heft 9 nicht Veleda, sondern Valeda heißen muß.

Hamburger Abonnent. Ihre Bitte ist bereits im ersten Heft dieser Zeitschrift erfüllt worden, wo die Kehrseite der Bühnenmedaille in Wort und Bild geschildert wurde

Hamborger Jung. Ihre Bemerkung, daß Heft 8 des „Interessanten fast zu viel“ enthalte, hat uns natürlich sehr gefreut. Ueber die Verbreitung des Spiritismus können wir Ihnen nichts Gewisses mitteilen, am ehesten erhalten Sie wohl auf Ihre Frage nach einem spiritistischen Verein in Ihrer Vaterstadt Antwort von dem Redakteur des „Sphinx“, Herrn Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München. Fritze Kulasch finden Sie in diesem Heft.

R. v. D. in San Francisco. Eine Konfiskation Ihres Vermögens haben Sie, soviel uns bekannt, nicht zu erwarten. Dagegen dürften Ihnen 6 Monate bis 2 Jahre blühen. Der Fall scheint uns ernst genug für Sie, um Ihnen zu raten, sich mit einem sächsischen Rechtsanwalt in Verbindung zu setzen.

Export nach allen Ländern.

Chocoladen- & Zuckerwaaren-Fabrik Gebr. Stollwerck, Köln.

Die Fabrik ist brevetirte **Lieferantin** der meisten **europäischen Höfe** und ihre **Fabrikate** wurden durch **31 Ehren-Diplome** goldene und silberne **Medaillen** ausgezeichnet.

General-Agenturen:
für **England:** J. Hartl, London N., 51 & 52 Herbert-Street.
Ver. Staaten von **Nord-Amerika:** Theod. C. Weygandt, New-York, 25 Warren-Street.
Australien: Weiler, Heidepriem & Co., Melbourne, Corner of Queen and Bourke Streets.

Dampf- und Maschinenbetrieb von 550 Pferdekraft.

Beste Rohmaterialien — sorgfältigste Verarbeitung.

Feine
Ess- & Trink-Chocoladen.

CACAO
in Pulver und Tafeln.

Schnelllöslicher
PUDER-Cacao.

Chocoladen *in Phantasiepackungen in der reichsten Auswahl;* ***Marzipane, Bonbons, Confecte*** *etc.* ***Feine Dessert-Bonbons, Dragéee*** *und* ***Zuckerwaaren, conservirte Früchte*** *und* ***Marmeladen.***

Brause-Limonade-Bonbons

mit verschiedenem Geschmack.

Alleinige Fabrikanten von

Dr. Michaelis' Eichel-Cacao.

Als ein tägliches diätetisches Getränk, sowie als ein nährendes Heilmittel bei Brechdurchfall und Diarrhoë von den ersten Autoritäten der medicinischen Wissenschaft empfohlen.

Directer Import chines. Theee

und

japanes. Industrie-Waaren

in Tausenden von Gegenständen.

Stollwerck'sche Chocoladen, Cacao's & Zuckerwaaren

sind allerorts käuflich.

Weltpost.

J. M. in F. Ihr Gedicht, das eine alte, unfertige und triviale Erklärung des rayschen Bildes ist, ruht, wenn Ihnen diese eilen in die Augen kommen, sanft zwischen n Papierspänen, wo es niemand mehr urch seinen Inhalt kränkt. Aber Ihren rief wollen wir als ein Beispiel der Phrasen, it denen „junge Dichter“ alten Redaktionen ahen, an dieser Stelle unsterblich machen. chließlich kann's Ihnen ja gleich sein, ob ie durch das Medium der gebundenen Rede der das der Prosa in die ewigen Gefilde er Unsterblichkeit eingehen. Sie schreiben: Es mag einem Menschen oft leichter werden, was verblümt auszudrücken, als klar und estimmt eine Sache sogleich zu erklären. estatten Sie also, geehrter Herr, daß ich in nem Gleichnisse rede.

Wer wird leugnen wollen, daß dem ogel das Fliegen angeboren ist? (Niemand!) och kann das kleine Vögelchen sogleich iegen? Nein! (Stimmt!) Der erste Flug uß erst gewagt werden; und der kleine chüler wird bei den ersten Uebungen noch on den Eltern begleitet werden. (Wie ührend!)

Aehnlich ist es mit dem Dichter. (Sind Sie auch noch kleiner Schüler? Fast scheint s so.) Ihm wurde wohl die schöpferische Kraft vom Genius als ein Feengeschenk in ie Wiege gelegt (manchmal auch nicht, wie Ihr Gedicht bewies), und wird trotzdem der rste Versuch mit gewisser Zaghaftigkeit unternommen. (Bescheidenheit ist der Jugend Zier.) Die Jugendprodukte zeigen noch immer ie Schülerhaftigkeit (ach wie sehr.), und nur nittels der stützenden Hand des Vaters (seien Sie ja vorsichtig in der Wahl Ihrer Eltern!), ie in diesem Falle ein jeder Musenfreund ns entgegenreichen kann (ob er auch will?), st es uns jungen Dichtern möglich, emporzukommen. Doch wäre es nicht albern, die Frucht zu wünschen, ohne die Blüte abwarten zu wollen? Es ist doch auch der Anblick eines blühenden Baumes herrlich.

Gestatten Sie, geehrter Herr, daß Unterzeichneter die Aufnahme beiliegenden Gedichtes in Ihrer verehrlichen Zeitschrift erbittet. Lassen Sie dem jungen Dichter, der erst (soll wohl heißen: schon?) das neunzehnte Lebensjahr überschritten hat, das Urteil der Menge zu teil werden (danken Sie Ihrem Schöpfer, daß wir es Ihnen aus Barmherzigkeit vorenthalten), so daß in meinem Innern bestimmt wird, ob ich auch ferner mit Lust meinem dichterischen Schaffen („nur immer, nur immer frisch gegraben“) nachkommen darf, oder ob ich mich nur dem schönen Wahne (schön: nein, Wahn: ja) hingab, ein Dichter zu sein. Reichen Sie mir die väterliche Hand, von der ich oben sprach!

Lassen Sie beigelegtes Gedicht „Totenfahrt“ als erste Frucht, die ich am Parnaß pflückte, erscheinen. Es wäre dem Unterzeichneten die Veröffentlichung der Dichtung deshalb angenehm, da sich ein Münchener Komponist (wohl für Drehorgeln) mit meiner Genehmigung erboten hat, die Dichtung in ein Melodrama zu verwandeln. In dieser Beziehung müßte ich Sie ersuchen, alle Rechte vorbehalten zu dürfen. Wenn Sie die Freundlichkeit hätten, die Dichtung in Ihrer Zeitschrift aufnehmen zu wollen, so würde ich Sie ersuchen, die Ballade unter dem Namen „Jos. Ermey“ zu veröffentlichen. Erleichtern Sie einem jungen Dichter das Vorwärtsdringen, der auch für die Zukunft weitere Dichtungen der Schrift zur Verfügung stellen könnte. (Wie gütig, aber — wie gesagt — wir danken diesmal und für die Folge.)

F. Sch. in W. 100 g Tischlerleim, 100 g Dextrin, 100 g Glycerin und 0,8 g schwefelsaures Baryt.

A. F. in A. Wohl das vollständigste derartige Werk ist Brettingers Handelswissenschaft (12 Bände à M. 1. 50).

Ein alter Abonnent in Breslau. Jeder Matador wird gerechnet, also nicht etwa höchstens 4 oder höchstens 8, sondern in Ihrem Falle werden 11 Matadors gerechnet und bezahlt.

Karl F. in Greifswald. Besten Dank. Ihre Skataufgabe wird in einem der nächsten Hefte publiziert werden.

Fritz K. in Königsberg. Uns und gewiß sehr vielen Skatspielern bereits bekannt. Siehe: Hertefelds Illustriertes Skatbuch, Seite 134, Aufgabe 5 und 7.

Dr. Albert B. in Berlin. Ihre Lösung ist nicht richtig. Sie haben eine Bedingung der Aufgabe übersehen.

Richtige Lösungen der Skataufgaben sandten uns:

Franz P. in Aussig. — P. Sch. in Breslau. — Skatklub Berlin S. W. — F. v. Gr. in Magdeburg — Dr. P. in Würzburg.

Weltpost.

A. S. in Misdroy. Die Antwort auf Ihre wiederholte Frage würde, müßte sie so ausführlich beantwortet werden, wie Sie es wünschen, den Rahmen, welcher um die „Weltpost“ gezogen ist, weit überschreiten; wir müssen uns kurz fassen. Wollen Sie sich genau über die botanischen Merkmale der Rosenarten unterrichten, so empfehlen wir Ihnen Lauches „Dendrologie“ (Berlin, Parey). Welcher Art (species) eine gewisse Sorte zugehört, wird Ihnen mancher gewiegte Rosenkenner oft nicht sagen können, denn sie sind meist durch Befruchtung zahlreicher Arten, Spielarten und Sorten entstanden. Ihnen die botanischen und gärtnerischen Merkmale der hauptsächlichsten Spielarten anzugeben, ist, wie Sie sofort sich überzeugen werden, beinahe unmöglich.

Im vorigen Jahre gaben wir Ihnen des Botanikers Gruppierung der Rose; er kennt die Bastarde und Hybriden kaum. Heute wollen Sie mit der Erklärung des Gärtners vorlieb nehmen, der (z. B. J. Wesselhöft in seinem „Rosengarten“) von der Remontantrose (Rosa bifera hybrida Hort.) sagt, daß für sie ein fester, allgemeiner Charakter sich nicht aufstellen läßt; die hierher gehörenden Varietäten sind (durch natürliche oder künstliche Befruchtung entstanden) echte Hybriden von unbestimmter Abstammung, bei der Bourbon-, Centifolien-, Thee-, Bengal-, Noisette- und österblühende Damascener-Rosen mitgewirkt haben. Die Bourbon-, Thee-, Bengal-, Noisetterose sind nach dem einen Botaniker Spielarten der indischen Rose, nach anderen eigene Arten; dasselbe gilt von der Moos-, Remontant-, Pomponrose u. a., die von dem einen (Leunis) als Spielarten der Centifolie aufgestellt werden; der eine nennt die Portlandsrose ein Synonym der Damascener- oder Monatsrose (Damascena L.), während ein anderer (Bosc) sie als Art (Portlandica) betrachtet. Nach Leunis' „Synopsis“ (III. Auflage von A. B. Frank) ist die Provencerrose synonym mit der französischen oder Essigrose (Gallica L.), nach Wildenow eine eigene Art (Provincialis), und Lauche stellt sie (nach K. Koch) als Spielart der Centifolie (Centifolia L.) auf. Die von Ihnen angeführte Gallica L. var. centifolia ist uns unbekannt. Die Merkmale der Theehybride sind mit Sicherheit nicht festzustellen, denn sie entstand aus der Remontant- (s. o.) und der Theerose, hat den Charakter der letzteren im großen ganzen beibehalten, nur daß ihre Knospen lange geschlossen bleiben, was um so besser ist, als sie die Fülle der Remontantrosen noch nicht erreicht haben.

Sie fragen außerdem nach den Merkmalen der Spielarten Thee-, Noisette- und Bourbonrose, die von den meisten Verfassern als Arten aufgestellt sind. Hier sind sie: die Theerose (nach Lauche R. fragrans Red., eine Spielart von Chinensis Jacq.) hat immergrüne, nicht abfallende glänzende Blättchen, aufrechte oder schlank zurückgebogene Zweige mit wenigen, zerstreut stehenden Stacheln, rosenrote, gelbe, wohlriechende und sehr große Blüten auf meist schlanken Stielen. Blättchen drei oder fünf, völlig unbehaart, Haberblätter sehr schmal, pfriemenförmig, mit Drüsen und Haaren besetzt. Die Noisetterose (Noisetteana Th. et R.) ist ein Bastard von Moschata Mill. und Chinensis Jacq., nach Seringe eine Spielart von Indica L. (Chinensis Jacq.) und entwickelt aufrechte Stengel mit schwachen Aesten und Zweigen, welche mit gekrümmten roten Stacheln besetzt sind; Blättchen fünf oder sieben, länglich lanzettförmig, unterseits heller, einfach gezähnt; Blattstiele behaart, meist mit feinen Stacheln besetzt; Blütenstand mehrfach zusammengesetzt, Blüten rosenfarbig. Die Bourbonrose (R. indica L. var. borbonica) ist ein Bastard der indischen oder Chineserrose und der Damascener- oder Monatsrose (Damascena L.) und zeichnet sich durch schön gebaute, feurige und große Blumen aus. Die Haltung der Pflanze ist meist kräftig, die Zweige sind kurz und dicker als bei anderen Spielarten der Indica und endigen in einer größeren oder geringeren Anzahl von Blumen, die sich dolden- oder büschelartig vereinigen. Die Rinde ist glatt, die Stacheln sind kurz, unten breit, oben gekrümmt. Die Blättchen, drei, fünf oder sieben an einem Blattstiel, sind dunkelgrün, glänzend, oval, abgerundet, gezähnt. Der Fruchtknoten ist rund, oft kurz und angeschwollen. O. H.

P. in B. Die Liebenswürdigkeit ist auch nicht Ihre stärkste Seite. Die Anfrage mußte erst an die Verfasser geschickt werden und konnte deshalb nicht mit der von Ihnen gewünschten Schnelligkeit an dieser Stelle beantwortet werden. Sie finden sie an anderer Stelle.

Weltpost.

F. Sch. in Hannover. Wir kennen keine Wege, die so ohne weiteres zur Erlangung einer Bibliothekarstelle führen, und das Inserat erscheint uns für diesen Zweck nicht ganz das geeignete Mittel. Sollten Sie ein solches aber doch für zweckentsprechend erachten, so empfehlen wir Ihnen das bei Harassowitz in Leipzig erscheinende Zentralblatt für Bibliothekwesen.

F. H. in H. Daß einem am Ufer der Alster so miserable Poesien einfallen könnten, hätten wir auch nicht gedacht. Ihr „Schifferknabe“ ist eine Mißgeburt ersten Ranges, die, wenn sie so komisch wie erbärmlich wäre, up ewig ungedeelt in den Spiritus der Weltpost gesetzt werden müßte. Wir begnügen uns mit den nachfolgenden Proben:

Er schaut so freudig hinaus in die Ferne,
Er hat das Meer so gerne, so gerne.

Mit starker Hand ergreift er die Schnur (?),
Hinaus geht's in die Flutenflur.

Sie haben die Poesie viermal verleugnet, nun gehen Sie hinaus aus ihrem Tempel und weinen Sie bitterlich.

Besorgte Mutter. Sie scheinen nicht nur eine besorgte, sondern auch resolute Mutter, daß Sie das Kind gleich hinter ein Gefängnisgitter setzen. Aber amüsiert hat uns die gelungene Zeichnung trotzdem.

W. T. in D. Für uns leider nicht verwendbar.

E. M. in St. Ihr Gedicht steht durch warme Empfindung, die sich in ihm ausspricht, bedeutend über den sonst für die Weltpost uns vorgelegten Gedichten.

H. B. in D. Ihre versifizierte Maid hat uns nicht zu begeistern vermocht, und wir waren froh, als wir endlich bei ihrer Vergeisterung angekommen waren.

H. St. in C.-H. Unser Kaiserbild hat auch anderen gefallen; niemand aber hat diesem Gefallen so goldigen Ausdruck gegeben wie Sie.

15jähriger in Br. Wir zweifeln nicht daran, daß Ihre Freundschaftsgefühle dem Alter entsprechende echte sind. Muß das aber durchaus und grausamerweise in so stümperhafte Verse gebracht werden? Ehren Sie künftig Ihre Freundin dadurch, daß Sie es unterlassen, ihrer zugleich mit solchen Reimen zu gedenken.

K. in L. Ein derartiges Buch existiert nicht, da müßten Sie schon versuchen, auf irgend einem Militärbureau Auskunft zu erhalten.

Heiligenblut (S. 838).

Eine Besteigung des Großglockners.

Von

Paul Nerrlich.

Im Jahre 1859 veröffentlichte eine der damals besten und verbreitetsten Zeitschriften die Schilderung einer zwei Jahre vorher unternommenen Glocknerbesteigung, welche freilich, ebenso wie die beiden sie begleitenden Illustrationen, kaum jemand den Mut zur Nacheiferung geweckt haben dürfte. Der Reisende berichtete, wie er beim Anstieg immer nach drei oder vier Schritten stehen bleiben mußte, um Atem zu schöpfen, und wie er bereits auf dem Kleinglockner vom Schwindel ergriffen worden sei; das eine der Bilder vollends zeigt, wie er beim Traversieren der Scharte, trotz der wirksamsten Unterstützung von drei, sage drei Führern, angstvoll auf Händen und Füßen dahinkriecht und dabei krampfhaft auf das nur wenige Zoll von seinem Gesicht entfernte Eis blickt. Aus dieser Schilderung erfuhr ich das erste Mal, soviel ich mich entsinne, Genaueres über den Glockner; seine Schrecknisse hatten sich mir so tief eingeprägt, daß ich den Wunsch, auch meinen Fuß dereinst auf diesen stolzen Gipfel setzen zu können, vorerst als vermessen zurückdrängte. Doch l'appetit vient en mangeant. Wenn ich späterhin Freunden von meinen sonstigen Touren erzählte, von den Wanderungen über den Col du Géant und das Neue Weißthor, von den Besteigungen der Weißkugel und Wildspitze, so meinten sie, dann könne ich auch getrost den Glockner wagen; überdies sei in der letzten Zeit durch ein zweites Drahtseil selbst der Schartenübergang so erleichtert, daß der Berg auch Damen, natürlich nur solchen, die in den Alpen heimisch seien, empfohlen werden könne. Ich trug also kein Bedenken, eine Glocknerbesteigung in das Programm meiner Ferienreise aufzunehmen, und sah mich auch, als die Kunde von dem Schicksal Pallavicinis erscholl, nicht zu einem Aufgeben des Planes veranlaßt. Denn Pallavicini war ja gar nicht auf dem allgemein üblichen Wege verunglückt, sondern bei einem ungewöhnlichen Wagnis an der sonst von den Touristen überhaupt nicht betretenen Glocknerwand.

Am Sonntag den 18. Juli 1886 war ich bei prachtvollstem Wetter aus dem Zillerthale über den Schwarzenstein nach Taufers gekommen; das Barometer stieg ununterbrochen, es galt also, keine Zeit zu verlieren, und so fuhr ich denn bereits am Dienstag morgens auch nicht vom leisesten Wölkchen am tiefblauen Himmel

beunruhigt, hochoben auf dem Verdeck des Postwagens hinaus gen Bruneck zur Pusterthalbahn. Soviel des Interessanten während der 3 1/2 Stunden währenden Fahrt nach Lienz, meinem nächsten Ziele, der Blick nach Süden hin auf die Dolomiten mit ihren schroffen und bizarren Gipfeln bot, so wenig ließen die unscheinbaren und langweiligen Hügel zur Linken ahnen, daß hinter ihnen, nur wenige Meilen nördlich von der Bahn, die stolzen Eisriesen der Hohen Tauern in fast ununterbrochener Kette ihre Häupter erheben; nur ein einziges Mal, an der Mündung des Antholzer Thales, öffnete sich der Blick auf die Gipfel der Rieserfernergruppe. Ich beabsichtigte, am ersten Tage das Iselthal hinauf bis Huben, dann weiter nach Kals zu gelangen, sicherte mir demnach sobald als möglich in Lienz ein Wägelchen; so fröhlich ich vor einigen Jahren, nach der Rückkehr vom Großvenediger, das freundliche Städtchen als behaglichen und sicheren Port begrüßt hatte, so erwartungsvoll sehnte ich mich jetzt hinauf in die Berge.

Kaum hatten wir die letzten Häuser von Lienz hinter uns, so zeigte sich auch schon zur Linken auf einem Fichtenhügel das stattliche Schloß Bruck mit seinen Zinnen und Schießscharten und seinem viereckigen Thurme. Einst war es der Sitz eines mächtigen Grafengeschlechtes, jetzt ist es in eine Bierbrauerei umgewandelt, und es haben sich nur noch in den Fresken der Kapelle Spuren der alten Herrlichkeit erhalten. Ja, wer einmal einen Abend auf der Schloßterrasse verlebt und hinabgeschaut hat auf die gesegneten Fluren und grünen Wälder, wer von hier aus die Kreuzkofelgruppe im Süden in den Strahlen der untergehenden Sonne erglühen sah, der verlangt gar nicht mehr nach der entschwundenen Herrlichkeit und preist das Geschick, welches dem Reisenden den malerischten Punkt des ganzen langen Thales mühelos zugänglich gemacht hat. Nachdem wir nun hinter Bruck die wildtosende Isel, welche hauptsächlich von den Gletschern des Venedigers und Glockners gespeist wird und sich bei Lienz mit der dreimal schwächeren Drau verbindet, auf einer Holzbrücke passiert hatten, führte uns der Weg am linken Ufer entlang, immer nur in kaum merkbarer Steigung, über einen Alluvialkegel, welcher der Sage nach die Stadt Luenzina bedeckt. Hoch oben zur Rechten thront im einsamen Waldesdunkel ein Kirchlein mit fernhinleuchtendem Turme, welches zur Erinnerung an Luenzina erbaut sein soll; den Thalschluß vor uns bildet die abgestumpfte Pyramide des Eicham mit dem Maurerkees; besonders fesselnd aber sind die Rückblicke auf die Lienzer Dolomiten. Bald wird die Thalsohle breiter, und Erlengebüsch oder Reste von Fichtenwald nehmen uns auf; das Dörflein Ainet erinnert daran, daß auch diesen friedlichen Thalbewohnern dereinst schwere Zeiten beschieden waren. Im Dezember 1809 wurde die Gemeinde während des Gottesdienstes von Franzosen überfallen; es gelang ihr zwar, unter Führung des Wirtes Oblasser sie wieder bis Lienz zurückzudrängen, kurz darauf jedoch kehrte der Feind mit verstärkter Macht zurück, Oblasser wurde erschossen und dann aufgehenkt. Bei St. Johann im Wald, etwa halbwegs zwischen Lienz und Windisch-Matrei, wendet sich die Straße wieder auf das rechte Ufer; ich hätte dieselbe bereits hier verlassen und, jenseits zu Fuß weiter wandernd, den nach Kals später rechtsab führenden Fußweg in kürzerer Zeit erreichen können. Allein das treffliche, oberhalb St. Johanns im Iselthale gelegene Gasthaus „In der Huben“ stand mir von früher her noch in viel zu lebhafter Erinnerung, als daß ich nicht, zumal mit bequemem Gefährt, den kleinen Umweg vorgezogen hätte; überdies konnte ich nur dort mit Sicherheit auf einen Träger für mein Gepäck rechnen. So fuhr ich denn, an der malerischen Ruine Kienburg und dem sich links öffnenden, von den Rieserfernern herkommenden Defreggenthale vorbei, noch eine Strecke in derselben Richtung weiter. Etwa gegen vier Uhr trat ich wohlgemut meine Wanderung nach Kals an; über die anfängliche Schweigsamkeit und die seltsamen Antworten meines Trägers wurde ich erst zuletzt aufgeklärt, als er mir sagte, daß er ein Italiener sei und erst seit kurzem sich in der Huben als Knecht verdungen habe. Wohl eine halbe Stunde lang gingen wir in prächtigem Hochwalde am linken Ufer wieder stromabwärts, bis dahin, wo aus enger, unzugänglicher Waldschlucht der vom Glockner herkommende Kalserbach sich in die Isel ergießt. In einer zweiten halben Stunde waren die ersten Gehöfte des hochgelegenen und an steiler Berglehne sich hinbreitenden Dorfes Oberpeischlag erreicht; hier verlor sich allmählich der anfangs noch für leichte Fuhrwerke passierbare Weg in einen bequemen, fast eben sich hinziehenden Fußweg. Wie so oft an der Mündung von Thälern waren auch hier die Bergwände zu beiden Seiten klammartig dicht aneinander gerückt, nur dem tief unten dahinbrausenden Bache Raum gebend. Auch jetzt noch wölbte sich wie am Morgen ein tiefblauer, wolkenloser Himmel über mir; ein leiser Lufthauch bewegte die sich dicht drängenden Wipfel der majestätischen Fichten und Lärchen; nur selten drang der Blick hinunter bis auf den Grund der düsteren Schlucht. Da öffnete sich plötzlich, noch ehe ich das Dorf Staniska erreicht, vor mir ein Bild von überwältigender Pracht: bei einer Wegbiegung erschien im Hintergrunde des Thales die gewaltige Pyramide des Glockner, links von ihm die Glocknerwand. Während wir von Heiligenblut oder von der Franz-Josephshöhe (S. 841) aus den leuchtenden Schneemantel und den wie eine scharf zugespitzte Nadel in die Lüfte sich erhebenden Gipfel des Berges bewundern, imponiert der Glockner vom Kalserthale aus vor allem durch die breit hingelagerten und doch auch wieder in erschreckender Steilheit emporstrebenden Felsmassen. Auch auf dieser Seite fehlten die im reinsten Weiß leuchtenden Firnfelder nicht, und schon jetzt konnte ich bemerken, daß Flächen, welche den Bildern nach sonst blanker Fels waren, infolge der reichlichen Schneefälle des Winters und noch der letzten Wochen mit einer blendenden Schneedecke bekleidet waren; trotzdem dominierte hier ähnlich wie beim Matterhorn der Felsen; ich wüßte den Glockner von dieser Seite aus überhaupt nur noch mit dem Matterhorn, nicht wie man es von Zermatt aus, sondern auf dem Wege zum Cima di Jazzi erblickt, zu vergleichen. Von hier aus erscheint

auch der Gipfel breiter und gewölbter, und man begreift, wie der Berg zu seinem Namen gekommen ist. Hinter Staniska senkte sich der Weg zum Flusse hinab, und damit verschwand das prächtige Bild vor mir so rasch, wie es erschienen war; ein kleiner Ersatz bot sich, als jenseits des Flusses auf kurze Zeit der eisgepanzerte Gipfel des Glödis sich zeigte, und als einer jener mächtigen, nur den Ostalpen eigenen Wasserfälle die Bergwand herabrauschte. Je mehr wir uns Kals näherten, desto breiter wurde das Thal, desto furchtbarer aber zeigten sich auch die Folgen der erbärmlichen Waldwirtschaft Tirols. Der Kalser Bach und seine Zuflüsse hatten aus den oberen, waldentblößten Regionen so viel Schutt und Geschiebe herabgeführt, daß weite Landstrecken für immer der Kultur entrissen sind und sich dort öde, wüste Steinhaufen erheben, wo früher saftige Wiesen und dunkle Wälder unser Auge labten. So viel auch schon über die Waldfrage in den Alpen geschrieben worden ist, den entscheidenden Punkt hat meines Wissens noch niemand hervorgehoben: nur dann können die Alpen vor dem Schicksale der spanischen, griechischen und zum Teil auch der italienischen Gebirge bewahrt bleiben, wenn die oberen Regionen dem Privatbesitze allmählich vollständig entzogen und Eigentum des Staates werden. — Kurz vor Kals führte der Weg quer über ein solches Schuttfeld hinüber; nur wenige Schritte noch, und das untere Wirtshaus von Kals, mein heutiges Ziel, taucht vor mir auf.

Vor demselben stehen zwei Männer in eifriger Unterhaltung. Der eine ist ein städtisch gekleideter, etwa in den letzten vierziger Jahren stehender Herr, mittelgroß, schlank, mit schwarzem Haar und schwarzem Schnurrbart, der andere, eine Hünengestalt, scheint ein Bewohner des Dorfes zu sein; er trägt eine Lodenjoppe, schwarze Kniehosen und blaue, bis an die Knice reichende Strümpfe. Ein dichter, dunkelblonder Vollbart umrahmt sein Gesicht, er hält sich etwas gebückt, überragt aber immer noch um Hauptes länge den anderen. Es ist dies Thomas Groder, auch Thomele genannt, das Haupt der berühmten Führerfamilie gleichen Namens und einst selbst einer der ausgezeichnetsten Glocknerführer, jetzt Besitzer des Unteren Wirtshauses. Der andere ist der Kaufmann Johann Stüdl aus Prag, ein Mann, dessen Namen nicht nur mit Kals und dem Großglockner für immer verknüpft ist, sondern der auch als Vorstand der Prager Alpenvereinssektion in den ersten Reihen derjenigen zu nennen ist, welche uns wichtige Gebiete der deutschen Alpen überhaupt erst erschlossen haben. Auf meine an Thomele gerichtete Frage, ob ich wohl am nächsten Tage einen der Groder zum Führer auf den Glockner erhalten könne, wurde mir der wenig erfreuliche Bescheid, daß infolge der andauernd schönen Witterung kein einziger Führer mehr frei sei; ich solle mit einem Knecht nach der Stüdlhütte gehen und entweder dort oder unterwegs einen der zurückkehrenden Führer engagieren. Herr Stüdl tröstete jedoch, der Glockner zähle hier gar nicht zu den schwierigen Touren, heuer sei er des vielen Schnees wegen noch dazu ganz besonders leicht; ich könne also den Weg getrost mit dem ersten besten der konzessionierten Führer wagen. Die Scharte solle ich mir nicht zu schlimm vorstellen; es sei noch ein jeder hinübergekommen. Das „Wie?" hinge freilich von der jeweiligen Geschicklichkeit und Schwindelfreiheit des Touristen ab. Die Kalser, erfuhr ich später, brauchen für eine gewisse Sorte von Reisenden das höchst bezeichnende Wort „geliefert werden". Wer nicht als freier Mann den Uebergang wage, der werde eben als Gepäckstück expediert — ich erinnerte mich an das Bild aus dem Jahre 1859 —; jenseits der Scharte ziehe ein Führer vom sicheren Standpunkte aus am Seile, unmittelbar hinter dem Schlachtopfer sorge der zweite Führer als Reserve für das Nötige, und so sei denn für niemand etwas zu fürchten. Ich verbrachte den Abend angenehm im Gespräche mit dem Thomele, Herrn Stüdl und dem kurz vorher vom Glockner zurückgekehrten Herrn Dr. Hans Bischoff aus Berlin. Letzterer war merkwürdigerweise außer mir der einzige Hochtourist, welchen an diesem Abende das Untere Wirtshaus beherbergte. Die übrigen Gäste begnügten sich mit bescheideneren Zielen oder dachten, zumal Küche und Keller der Frau Groder sich mit Recht eines vortrefflichen Rufes erfreuen, vorerst überhaupt nicht daran, dem freundlichen Thale den Rücken zu wenden.

Am Morgen des folgenden Tages überraschte mich Thomas Groder zu meiner übergroßen Freude mit der Nachricht, daß er selbst mich auf den Glockner führen wolle; er werde am Vormittage mit Herrn Stüdl, welcher daselbst einiges anzuordnen und zu revidieren habe, nach der Hütte gehen; ich möge nachmittags mit seinem Knechte, einem der Huter, der sich schon neunmal als Glocknerführer bewährt habe, nachkommen. Dies war mehr, als ich zu hoffen gewagt, und ich erblickte darin das beste Omen. Den größten Teil des Vormittags brachte ich außen vor dem Hause auf einer Bank zu und las im Fremdenbuche und dem trefflichen Glocknerführer von Rabl, dem ich vieles verdanke; beide führten mich in die vergangenen Jahre zurück.

So gewiß Kals der für einen Glocknerbesteiger allein zu empfehlende Ausgangspunkt ist, so begreiflich ist es, daß Heiligenblut ihm so lange den Rang streitig machen konnte und auch jetzt noch eine für viele ungleich größere Anziehungskraft besitzt. Während Heiligenblut (S. 833) mit seiner Kirche und seinem schlanken, zierlichen Turme, vor allem aber mit dem schneeschimmernden Glockner im Hintergrund zu den schönstgelegenen Orten der Ostalpen gehört, und während es auf bequemer Fahrstraße zu erreichen ist, erblickt man von Kals aus nicht nur nichts vom Glockner, sondern auch das Thal selbst ist im ganzen reizlos; kein einziger der Berge fesselt durch besondere Schönheit; am Fuße zwar werden einige von Wäldern geschmückt, nur zu schnell aber beginnt nach kurzer Uebergangsstufe saftiger Matten das Reich des öden, unfruchtbaren Gerölls. Dazu kommt, daß Kals weit schwerer zugänglich ist. Von Norden her, aus dem Pinzgau, führt ein lohnender, aber beschwerlicher Uebergang über den Kalser Tauern durch das Dorferthal; der von Westen Kommende hat das Kals-Matreier Thörl zu überschreiten; nach Osten, nach Heiligenblut zu, erhebt sich das 2700 m hohe Berger Thörl. Am bequemsten ist der Zugang von Süden, vom Iselthale her; eine

Fahrstraße ließe sich hier, da keine erheblichen Terrainschwierigkeiten zu überwinden sind, herstellen, allein vor der Hand fehlt sie eben noch; offenbar mangelt es an den nötigen Mitteln. Die Geschichte der Glocknerbesteigungen und damit die von Heiligenblut und Kals ist schnell erzählt.

Am 1. und 2. August 1787 hatte Benedikt v. Saussure, begleitet von einem Diener und 18 Führern, die seine physikalischen Instrumente und das Gepäck trugen, die erste wissenschaftliche Expedition auf den Gipfel des Montblanc unternommen, nachdem bereits im Jahre vorher dem Führer Jacques Balmat die erste Besteigung dieses Berges geglückt war. Hierdurch war in dem Fürstbischofe von Gurk, Franz, Altgraf v. Salm-Reifferscheid, der Gedanke an eine ähnliche Expedition auf den bis dahin noch unerstiegenen Glockner erwacht. Seine Visitationsreisen hatten ihn öfters nach Heiligenblut geführt; ebenso hatten sein Generalvikar Sigismund Graf Hohenwart, derselbe, welcher später Bischof von Linz wurde, sowie die Botaniker Dr. Hoppe aus Regensburg und Freiherr von Wulffen, angeregt durch die 1787 von Haquet veröffentlichte Schilderung seiner wissenschaftlichen, sich bis zum Glockner erstreckenden Reise die Umgebung Heiligenbluts fleißig durchforscht und die Resultate ihrer Studien publiziert. Da beauftragte der Fürstbischof im Jahre 1799 einige Heiligenbluter Bauern, einen Weg nach dem Glockner ausfindig zu machen und dann etwa auf halber Höhe ein Unterkunftshaus zu bauen. Im Juni erreichten sie eine beträchtliche Höhe und schritten dann auch sofort zum Baue der Hütte. Sie erhob sich auf einer Felsplatte am Ende des Leitergletschers und entsprach, trotzdem die Herbeischaffung des Materials nicht geringe Schwierigkeiten bereitete, allen Anforderungen: sie enthielt drei Zimmer und eine Küche und war mit einem soliden Dach, sogar mit einem Blitzableiter versehen. So konnte denn der Fürstbischof am 19. August die Expedition wagen. Die Karawane zählte nicht weniger als 30 Köpfe, mehr als die Hälfte waren Bauern, einige waren beritten; überdies begleiteten drei Packpferde den Zug; auch der fürstliche Koch durfte nicht fehlen. Schlechtes Wetter nötigte jedoch die Gesellschaft, nachdem sie ein paar Tage in der Hütte gewartet und einige den Aufstieg vergeblich versucht hatten, zur Rückkehr nach Heiligenblut. Kaum waren sie da angelangt, so klärte sich der Himmel; ein Teil der Gesellschaft machte sich daher sofort wieder auf den Weg und diesmal — es war am 25. August — gelang denn auch die Besteigung des ersten, damals noch für den höchsten gehaltenen Gipfels, des Kleinglockners. Während man daselbst ein eisernes Kreuz errichtete, ertönten in Heiligenblut, von wo man mit Fernröhren ihren Weg verfolgt hatte, Freudenschüsse. Später wurde zur Erinnerung eine Denkmünze geprägt; die eine Seite derselben zeigte das Bildnis des Fürsten, die andere berichtete, daß er zuerst den Glockner bestiegen habe. In Wahrheit freilich war der Fürst selbst nicht weiter als bis zur Hütte gekommen und hatte später dem Aufsteigen von Heiligenblut aus zugeschaut; als

Der Kleinglockner von der Erzherzog Johann-Hütte aus (S. 850).

Der Großglockner von der Franz-Josefs-Höhe aus (S. 836).

thatsächlich erster Besteiger dagegen ist der Bauer Martin Klotz, welcher auch den Ehrennamen Glockner erhielt, anzusehen. Dieser ersten Expedition folgte bereits im nächsten Jahre eine zweite, aus 62 Köpfen bestehende; sie war noch reicher als die erste mit Instrumenten zu wissenschaftlichen Beobachtungen ausgerüstet; es fehlten aber auch nicht die edelsten Weine, Champagner, Tokayer, Malaga, sowie Südfrüchte und sonstige Delikatessen. Der Fürst hatte noch eine zweite Hütte, am Glocknerkamme selbst, errichten lassen, die er nach seinem Generalvikar nannte. Bis dahin drang er auch selbst vor; einigen Bauern dagegen, sowie dem Pfarrer Horrasch aus Dellach gelang diesmal die Bezwingung des eigentlichen Gipfels; auch dort wurde ein Kreuz errichtet. Bei einer dritten Expedition gelangte Hohenwart bis auf den Großglockner, der Fürst bis auf die von ihm selbst so genannte Adlersruhe; er kehrte noch zweimal, 1806 und 1818, nach Heiligenblut zurück; aber auch diese beiden Male mußte er auf Erreichung des Gipfels verzichten. Während Salm die Resultate seiner Expeditionen nur in gelehrten Zeitschriften veröffentlichte, lenkte Dr. Schultes aus Wien, welcher die beiden ungarischen Grafen Apponyi auf ihrer Reise durch Kärnten und Steiermark als Arzt begleitet hatte, durch die 1804 erschienene Beschreibung seiner Glocknerersteigung die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den Berg. Diese Schilderung mutet uns mit ihren aus dem sogenannten klassischen Altertume bei den Haaren herbeigezogenen Citaten recht altfränkisch an; so redet Schultes z. B. davon, daß der Kirchenfürst dem Jupiter sospes einen Tempel erbaut habe; allein dergleichen Geschmacklosigkeiten wurden damals als „blühende, elegante Schreibart“ gerühmt und verschafften dem Buche sehr viele Freunde. Doch die Zeitläufte waren viel zu ungünstig, als daß diesen ersten Untersuchungen so bald andere gefolgt wären; die von Salm erbauten Hütten gerieten allmählich in Verfall, und erst 1818 trat ein Umschwung ein. Es verging jetzt fast kein Jahr, ohne daß nicht der Glockner zu besteigen zum wenigsten versucht worden wäre; 1834, nach dem zweiten Aufenthalte des Erzherzogs Johann, erreichte die Frequenz von Heiligenblut eine bis dahin unerhörte Höhe: sie stieg bis 129, 1857 vollends, nachdem im Jahre vorher der Kaiser Franz Joseph, seine Gemahlin und zahlreiches Gefolge erschienen waren, bis 339. Unter den Glocknerbesteigern finden sich Namen wie die Gebrüder Schlagintweit, A. von Gräfe, Georg Schweinfurth, Paul Grohmann, A. von Ruthner, K. von Sonklar, Paul Güßfeldt; 1857 wurde der höchste Gipfel zum erstenmal von einer Frau aus der Heiligenbluter Gemeinde, 1868 der Kleinglockner von einer Touristin erstiegen. Doch inzwischen hatte ein Artikel der Wiener Zeitung auf das lebhafteste für Kals als Glocknerstation plaidiert; 1863 eröffnete Julius Payer mit einem ausführlichen Berichte seiner Besteigung das von ihm gestiftete Kalser Glocknerbuch; von dieser Zeit an trat Heiligenblut immer mehr und mehr in den Hintergrund. Der Ruhm, zum erstenmale, im Jahre 1853, eine Glocknerbesteigung von Kals aus versucht zu haben, gebührt dem Lienzer Joseph Mayr, welcher damals in Innsbruck die Rechte studierte. Zuerst versuchte er es auf dem von Stüdl 16 Jahre später erschlossenen und nach diesem benannten Wege über den

Felsgrat zwischen Teischnitz- und Ködnitzkees; ein zweites Mal überschritt er den letztgenannten Gletscher, gelangte, allerdings auf einem heute aufgegebenen Umwege, zur Adlersruhe und entdeckte damit den im wesentlichen noch heute innegehaltenen Weg.

Wahrhaft epochemachend jedoch für Kals wurde erst das Jahr 1868. Da nämlich ließ Johann Stüdl auf der 2800 m hoch gelegenen Vanitscharte, etwa 1/2 Stunde unterhalb des westlichen Endes des Ködnitzgletschers, aus eigenen Mitteln eine Hütte erbauen; da sie von Kals aus in 4 1/2 Stunden erreichbar ist, von ihr aus bis zum Gipfel aber auch nur etwa vier Stunden erforderlich sind, so leuchtet ein, mit wie großem Rechte jeder Kalser in Herrn Stüdl den größten Wohlthäter des Ortes verehrt. Er begnügte sich jedoch mit dieser einen That nicht. 1865 war es dem Ingenieur Pegger aus Lienz gelungen, auf dem bereits von Joseph Mayr versuchten Wege über den Felsgrat bis zum Gipfel emporzudringen. Stüdl beschloß, diesen Weg auf seine Kosten allgemein zugänglich zu machen, und so schritten denn unter Peggers Oberleitung Thomas Groder und zwei andere Groder im Frühjahr 1869 ans Werk. Die Schwierigkeiten waren außergewöhnliche; dazu kam die Ungunst des Wetters, furchtbare Stürme, Kälte, Schneegestöber; mutig aber harrten die Männer aus; nach einer Arbeit von mehreren Wochen, wobei 150 eiserne Stifte eingeschlagen und 380 m Eisendraht angebracht waren, wurde der neue Weg am 5. August feierlich eröffnet. Auf ihm kann der Gipfel in 2 1/2 Stunden erreicht werden; überdies wird, da er direkt, ohne den Kleinglockner zu berühren, hinaufführt, der gefürchtete Schartenübergang vermieden. Trotz dieser unleugbaren Vorteile ist er jedoch in den letzten Jahren wenig benutzt worden, da er nur bei schneefreiem Sommer passierbar ist. Die Zahl der nach dem Glockner pilgernden Touristen wuchs jetzt fast mit jedem Jahre; das Jahr 1869 hat 35, mehrere der folgenden Jahre haben über 100 Besteigungen zu verzeichnen. Das eine Mal befanden sich zu gleicher Zeit 34 Personen auf dem Gipfel; auch Damen, merkwürdigerweise, wenigstens dem Kalser Glocknerbuche zufolge, fast alle der hohen Aristokratie angehörig, haben ihn erreicht. Von sonstigen Ersteigern wäre ein 64jähriger Sanitätsrat aus Innsbruck, ferner Erzherzog Rainer, eine Zeitlang Protektor des österreichischen Alpenvereins, zu nennen. Daß in der langen Reihe von Jahren der Berg nur ein einziges Opfer, den jugendlichen Emanuel Klumpner, gefordert hat, ist wohl vornehmlich den ausgezeichneten Führern zu verdanken; auch Klumpner aber ist gar nicht eigentlich verunglückt, sondern an Entkräftung gestorben. Er war zu leicht bekleidet, hatte seinen Körper nicht vorher durch kleinere Touren gestählt und begnügte sich trotzdem nicht mit dem gewöhnlichen Wege, sondern versuchte den Stüdlweg. Mag man übrigens über seine eigene Verschuldung denken, wie man wolle, jedenfalls verraten die Anklagen im Glocknerbuche einen nicht geringen Grad von Taktlosigkeit, um nicht ein stärkeres Wort zu brauchen. Außer jenen beiden vorher erwähnten Wegen sind noch drei andere entdeckt worden. 1869 war es Karl Hoffmann, dem mit Stüdl eng befreundeten Sohne eines Münchner Universitätsprofessors, gelungen, nachdem er bereits mehrere epochemachende Touren in der Glocknergruppe unternommen hatte, unter Führung von Thomas Groder und Joseph Kerer einen direkten Abstieg von der Adlersruhe auf die Pasterze zu finden. Dieser Weg, nach Hoffmann benannt, gehört zu den großartigsten und interessantesten Gletschertouren, ist aber leider ebenso wie der Stüdlweg nicht jedes Jahr passierbar; der vielen Spalten wegen ist er, umgekehrt wie jener, nur in besonders schneereichen Sommern zu empfehlen. Hoffmann hat sich auch sonst durch seine Alpenwanderungen unvergänglichen Lorbeer erworben; um so erschütternder wirkte 1870 die Nachricht, daß der 23jährige Jüngling den bei Sedan nach heldenmütigem Kampfe erhaltenen Wunden erlegen sei. Die Besucher der Franz-Josephshöhe werden durch eine sein Andenken ehrende Marmortafel an seine Verdienste erinnert; auch die an der Pasterze, oberhalb der Franz-Josephshöhe gelegene Hütte trägt seinen Namen. Die Entdecker der beiden anderen Wege haben, so viel ich weiß, bis jetzt noch niemand gefunden, der ihren Spuren gefolgt wäre; 1879 drang G. Gröger aus Wien mit Christian Ranggetiner, demselben, welcher vor kurzem mit Pallavicini den Tod fand, über den Nordwestgrat von der unteren Glocknerscharte aus bis zum Gipfel vor. Drei Jahre vorher war dem Markgrafen Alfred Pallavicini mit drei Führern von Heiligenblut aus der Aufstieg durch die Eisrinnen zwischen den beiden Gletscherspitzen gelungen; über 2000 Stufen mußten geschlagen werden; die Tour erforderte von der Wallnerhütte aus 8 1/2 Stunden. Daß diese kühnen Wanderer keine Nachfolger gefunden, schmälert ihr Verdienst nicht; ihre Thaten haben von neuem glänzendes Zeugnis dafür abgelegt, daß der menschliche Geist zur Herrschaft über die Natur berufen und befähigt ist, und daß er selbst vor den schwierigsten Problemen nicht zurückschrecken darf.

Doch zurück jetzt aus der Vergangenheit in die Gegenwart! Thomele war bereits am Morgen, nachdem er die nach der Huben wandernde Botenfrau expediert hatte — denn er ist ja zugleich Postmeister — mit Herrn Stüdl auf die Hütte gegangen; jetzt war auch für mich und den zweiten Führer die Zeit des Aufbruches gekommen. Eine Strecke fällt der Weg mit dem über das Berger Thörl zusammen; erst geht es steil zur Kalser Kirche hinan, dann beim „Oberwirt Bergerweiß zum Alpenverein“ vorbei rechts ins Ködnitzthal. Da sich die Berglehne nach Süden wendet, wechseln hier noch vielfach, trotzdem wir uns sehr bald über 1500 m hoch befinden, Getreidefelder mit Wiesen. Hin und wieder passierten wir ein einzelnes Gehöft, tief unten aber, am Ködnitzbache, fesseln malerisch gelegene Mühlen unsere Aufmerksamkeit. Die jenseitige Bergwand ist mit dunklem Walde geschmückt; auf dem rechten Ufer des Baches haben sich als Reste entschwundener Herrlichkeit nur einzeln stehende oder zu Gruppen vereinigte prächtige Exemplare von Lärchen erhalten. Bald aber umfängt auch uns der kühlende Waldesschatten; als er, etwa zehn Minuten, nachdem sich der Weg zum Berger Thörl rechts abgezweigt hat, schwindet, werden wir durch ein Bild entschädigt, welches, ähnlich wie das vor Staniska, mich zur höchsten Bewunderung hinriß. Da ist er auf ein-

Der Großglockner vom Kleinglockner aus gesehen (S. 852).

mal wieder, der Großglockner mit seinen Trabanten zur Linken und Rechten! Er wendet uns dieselbe Seite zu wie im Thale vor Kals, und doch zeigt das Bild einen anderen Charakter. Wir sind wie mit einem Schlage in die großartigste Hochgebirgsscenerie versetzt. Vor uns erstreckt sich ein weiter, ebener Wiesenplan, am Ende desselben erblicken wir vereinzelte Fichten und einige Sennhütten. Zur Rechten und Linken steigen coulissenartig schroffe, zum Teil furchtbar zerklüftete und kahle, zum Teil mit Rasen bedeckte Felswände in die Höhe. Im Hintergrunde erhebt sich zunächst eine breite, vom prachtvollen Ködnitzgletscher gekrönte Felswand, über diesem steigt dann links die Glocknerwand empor, in der Mitte die Fels- und Schneepyramide des Glockners, dann ein steiles, nach oben hin immer breiter werdendes Schneefeld, rechts endlich von diesem ragen aus dem Gletscher die schroffen und dunklen Felszacken der Adlersruhe in die Lüfte. Als wir die nur mäßig ansteigende Fläche durchschritten hatten, führte der Weg auf einem ziemlich steilen und schmalen Felsgrat zu einer neuen Thalstufe, einem mit Geröll bedeckten engeren Felscirkus empor. Dort rasteten wir einige Minuten in der aus Stein erbauten Lucknerhütte, welche ehedem den Glocknerbesteigern als Nachtquartier diente; mich fesselte hierbei besonders der Blick auf die im Süden alle übrigen Berge weit überragenden Schneefelder des Hochschobers. Hierauf ging es in dem engen Thale, welches von der Freiwand zur Linken und der fast 1000 m steil in die Höhe strebenden Langen Wand zur Rechten gebildet wird, eine Zeitlang in der bisherigen Richtung, also direkt nach Norden und auf den Glockner zu, weiter; als sich der Weg nach links umbog, nach dem Felskamm der Vanitscharte, hatten wir zum erstenmal Schnee zu überschreiten. Derselbe war vom Frühjahr her in der Thalmulde liegen geblieben, die Einwirkungen der Sonnenstrahlen waren jedoch so stark, daß ohne Zweifel die Wanderer der nächsten Wochen kaum noch Spuren davon angetroffen haben dürften. Kurz nach 5 Uhr langten wir auf der Stüdlhütte an, ich hatte meinen Hut mit einem Sträußchen des nur in den höchsten Regionen wachsenden und darum besonders geschätzten Speik geschmückt, welcher in reicher Fülle den Abhang der Vanitscharte bedeckt. Alpenrosen entsinne ich mich auf dem ganzen Wege von der Huben nicht angetroffen zu haben, dagegen gewahrte ich auf der Wiese vor der Lucknerhütte einen reichen Flor der so aromatisch duftenden Prünellen. Die unmittelbare Umgebung der Stüdlhütte ist weniger großartig als die vieler anderer in gleich hoher Lage, besonders vermißt man schmerzlich den Blick auf den Glocknergipfel. Dagegen überrascht der Blick nach Süden, welcher sich erst mit dem Momente erschließt, wo man die Hütte erreicht, außerordentlich. In weitem Bogen dehnt sich die ganze Kette der Dolomiten vor uns aus; die Luft ist so rein und klar, daß sich alle die stolzen Gipfel, Antelao, Monte Cristallo, besonders die 12 Meilen entfernte Marmolata und noch viele andere in scharfen Umrissen

Der Kleinglockner und Teil der Scharte vom Großglockner aus (S. 851 f.).

vom Himmel abheben. Als ich später noch ein Stück über die Felsen der Freiwand hinankletterte, tauchte auch der Glocknergipfel auf; ich konnte nicht nur ganz deutlich die Scharte erblicken, sondern auch, einem schmalen Bande vergleichbar, hoch oben, dicht unter dem Gipfel des Kleinglockners die tief eingetretenen Fußspuren der letzten Besteiger. Hierbei gewahrte ich auch eine interessante optische Täuschung. Ich sah, nicht allzuweit von der Hütte entfernt, einige Führer, die Wasser holen wollten, quer über ein scheinbar senkrechtes Schneefeld völlig sicher und gemächlich wandern und staunte über ihre Geschicklichkeit. Als ich jedoch später in die Nähe dieses Schneefeldes kam, bemerkte ich, daß es sich ganz sanft und allmählich senkte, so daß auch ein Ungeübter es ohne weiteres passiert haben würde. Die Temperatur war so mild, daß ich ohne Plaid bis Sonnenuntergang im Freien zubringen konnte; nur auf kurze Zeit hatte mich die Sorge um eine bequeme Schlafstelle und um die Abendmahlzeit im Innern festgehalten. Die Hütte gehört zu den besteingerichteten und geräumigsten. Sie ist ihrer Länge nach in zwei Abteilungen geteilt. In der Mitte der ersten, vordersten, befindet sich ein quadratischer Vorraum, rechts von demselben die Vorrats- und Speisekammer, links der für die Touristen bestimmte Raum, welcher natürlich auch hier zugleich als Salon, Speisesaal und Küche dient. Die zweite, hintere Abteilung ist lediglich zum Schlafen bestimmt. Sie ist durch eine

größere und kleinere, eventuell für Damen und ihre Begleiter bestimmte Abteilung geschieden; jeder Raum enthält eine einzige, von Wand zu Wand reichende Pritsche, auf welcher die sauberen und elastischen Matrazen, sowie die zu einer jeden gehörigen wollenen Decken unmittelbar neben einander liegen. Da ich als einer der ersten in der Hütte erschien, konnte ich mir auch einen der besten Schlafplätze reservieren; weniger günstig gestalteten sich die Aussichten für das Abendessen. Inzwischen nämlich war eine Anzahl von Führern erschienen; für diese wurde zuerst gesorgt. Sie scharten sich draußen vor der Hütte um einen von mächtigen Felsplatten gebildeten Tisch: es war, einzelne wenige abgerechnet, eine Reihe prächtiger, eigenartiger Gestalten. Ruthner entscheidet sich in seinen allerdings vor mehr als 20 Jahren veröffentlichten „Berg- und Gletscher-Reisen“, als er die Vorzüge von Heiligenblut und Kals miteinander abwägt, doch mehr für ersteres und meint, noch fehle es in Kals an erfahrenen und zuverlässigen Führern. Nun, der hier versammelten Schar gegenüber wird auch das leiseste Bedenken schwinden; von Thomele habe ich bereits geredet, aber auch Männer wie der berühmte Josef Kerer, ein Charakterkopf ersten Ranges, oder wie der eine der Huter, ich meine den mit dem prächtigen, einer Löwenmähne vergleichbaren blonden Vollbarte, flößen unbedingtes Vertrauen ein. Den Führern folgten später die Touristen; als wir sie mühsam über den Schnee wandern sahen, prognosticierte Herr Stüdl einigen, daß diese entweder „geliefert“ werden würden oder überhaupt nur bis zur Adlersruhe gelangen. Alle diese stürmten nun, hungrig wie sie waren, mit einemmal auf die brave und hilfebereite, aber etwas unbehilfliche Frau ein, welcher die Wirtschaft in der Hütte anvertraut ist; sie wußte nicht, wen sie auf dem schmalen Kochherde zuerst bedienen sollte, und so verrann Viertelstunde auf Viertelstunde. Da griff ich zu einem sehr einfachen Mittel: ich legte selbst Hand ans Werk, zerschnitt mir ein Stück Erbswurst, warf es ins brodelnde Wasser, wählte mir aus den in der Vorratskammer aufgestapelten Konserven eine Büchse mit Kalbsbraten, that mit dieser ein gleiches, und siehe da, in wenigen Minuten war mein Mahl bereitet, und ich eilte mit ihm hinaus aus dem dunstigen, heißen Raume und setzte mich geruhig auf die Bank vor der Hütte. Selbstverständlich suchten alle so zeitig als nur möglich ihr Lager auf, und so herrschte denn bereits nach neun Uhr eine tiefe, nur von den regelmäßigen Atemzügen derer, die so glücklich waren schlafen zu können, unterbrochene Stille. Ich selbst gehörte leider auch diesmal, wie so oft schon in den letzten Jahren, wenn es sich um ein Hüttenquartier handelte, nicht zu diesen Glücklichen; die Ursache erblicke ich in der dünnen Luft und in Nervosität. Das Lager selbst ließ nicht das mindeste zu wünschen übrig; nichtsdestoweniger blieb ich unausgesetzt wach, so lange, bis sich plötzlich die Thür öffnete und einer der Führer mit einem Lichte in der Hand eintrat, um zum Aufbruch zu mahnen. Es war dies eine halbe Stunde nach Mitternacht. Ich stand sofort auf den Füßen, war aber, da ich am Abende nicht noch Zeit gehabt, den für den Aufstieg bestimmten Thee zu bereiten, erst um 1/4 2 Uhr marschfertig. Als ich hinaustrat, bot sich mir eine unliebsame Ueberraschung. Dem prächtigen Abende entsprach nicht der Morgen; wohl waren sämtliche Bergspitzen, soweit sie erkennbar, wolkenfrei, doch es zeigten sich in den obersten Luftregionen verdächtige, die Sterne nur hin und wieder freilassende Wolkenstreifen. Die Führer erklärten jedoch, wir hätten zum wenigsten für den Vormittag nichts zu befürchten. „Mit Gott,“ sagte Thomele, als wir die Hütte verließen, und schweigsam und erwartungsvoll stiegen wir nun auf wohlausgetretenem, aber wegen der vielen Steine und auch der Steilheit, zumal im Dunkeln, nicht besonders angenehmen Wege zum Ködnitzgletscher hinan. Die Wanderung über denselben bis zum Fuße des Kammes, auf welchem sich die Adlersruhe erhebt, war ein angenehmer, müheloser Spaziergang, die Steigung eine kaum merkliche, der Schnee natürlich hart gefroren. Von Spalten war, für den Laien wenigstens, nichts zu erblicken; minder erfahrene Führer hätten daher vielleicht hier noch auf das Seil verzichtet. Mühsamer war das Hinaufsteigen zu den Felsen der Adlersruhe, denn die Steilheit nahm mit jedem Schritte zu, ich möchte die letzte Strecke mit dem Anstiege zum Mitterkarjoch auf dem Wege zur Wildspitze vergleichen. Als gewissenhafter Chronist muß ich bekennen, daß ich erst um vier Uhr auf der Adlersruhe ankam, also 3/4 Stunden über die übliche Zeit hinaus brauchte; berichte ich jedoch, daß mir von einer Typhuserkrankung des vorigen Jahres, deren Folgen mir noch im Winter das Treppensteigen erschwert hatten, eine lästige Atemnot zurückgeblieben war, so wird dies ebensowenig verwunderlich erscheinen, als daß ich auch auf dem Gipfel später als die übrigen ankam. 1880 hat der Alpenklub „Oesterreich“ auf der Adlersruhe durch Thomas Groder eine Schutzhütte errichten lassen, welche nach dem Erzherzoge Johann (S. 839) benannt wurde; sie ist natürlich bei weitem kleiner als die Stüdlhütte, aber ebenfalls mit Matratzen, Decken und einem Kochherde versehen. Bestiege ich den Glockner noch einmal, so würde ich am ersten Tage von Kals aus die Adlersruhe zu erreichen suchen, denn die Vorteile dieses an die Hütte auf den Grands Mulets, sowie an die auf dem Theodulpaß erinnernden Nachtquartiers liegen auf der Hand. Einmal nämlich kann der Tourist dann ohne jegliche Anstrengung noch vor Sonnenaufgang die Spitze des Großglockners erreichen, sodann aber ist die Aussicht bereits auf der Adlersruhe so überraschend großartig, daß die Gelegenheit, auf dieser Höhe einen Abend zu verleben und dabei sich in aller Ruhe den wundersamen Eindrücken hinzugeben, mit Freuden ergriffen werden muß. Nach Osten und Norden bleibt der Blick nur wenig hinter dem vom Glockner sich bietenden zurück; doch es schien ratsam, nicht länger als etliche Minuten zu rasten. Einige aus dem Thale in der Gegend des Wiesbachhornes auffliegende Nebel zerflossen zwar schnell wieder, doch immer noch war ein Teil des Himmels mit breiten und schweren Wolkenstreifen bedeckt; sie leuchteten zwar im Osten in purpurroter Glut, verhüllten aber zu meinem Leidwesen die aufgehende Sonne und ließen von der Zukunft nur wenig Gutes hoffen. Zu meiner Ver-

wunderung nahmen die Führer, die bis dahin ohne Eispickel und Steigeisen gegangen waren, auch jetzt nichts von den in der Hütte deponierten Vorräten mit; die Schneeverhältnisse mußten also, sagte ich mir, in der That günstiger als je sein. Anfänglich ging es auf breitem und auch nicht allzu steil ansteigendem Schneefelde vorwärts. Da, wo der eigentliche Gipfel des Kleinglockners ansteigt, verursacht sonst wohl die denselben umgürtende Randspalte Schwierigkeiten; des vielen Schnees wegen war jedoch hier so wenig etwas von einer solchen Kluft zu erblicken als unterhalb, da wo sich am Ende des Ködnitzgletschers die zur Adlersruhe ansteigende steile Schneewand erhebt. Derartige Randspalten gehören sonst zu den unangenehmen Hindernissen einer Bergbesteigung, denn die über sie führenden Schneebrücken sind nur zu oft ein trügerischer, heimtückischer Boden.

Am Piz Buin z. B. trafen wir die Brücke so schwach, daß wir uns vor derselben auf den Schnee setzen mußten und dann mit einem mächtigen Ruck von dem jenseits stehenden Führer am Seile hinübergezogen wurden. Nach Rabl verursacht bereits der Aufstieg zum Kleinglockner nicht unerhebliche Schwierigkeiten. In der That nimmt nicht nur die Steilheit fortlaufend zu, sondern der Weg wird auch immer schmaler und schmaler, so daß er zuletzt auf einem nach beiden Seiten schroff abfallenden Grat endigt. Allein schon hier erkannte ich, was mir vorher noch nie mit solcher Evidenz vor Augen gestanden hatte, und was mir später, bei der Scharte, zum Axiom wurde, auf welches ich freilich die wahren Kenner des Hochgebirges nicht erst aufmerksam zu machen brauche. Es kann, meine ich, eigentlich von keinem der hohen Berge schlechtweg behauptet werden, er sei leicht oder schwer, sondern es kommt alles auf die jeweiligen Schneeverhältnisse an. Es ist kaum glaublich, wie verschieden ein und derselbe Gipfel in einem schneereichen und einem schneearmen Jahre sein kann. Eishänge, die sonst nur mit großer Vorsicht und mühseligem, ununterbrochenem Stufenhauen passiert werden können, verursachen in einem schneereichen Jahre nicht die mindeste Schwierigkeit; umgekehrt können Felsen, welche sonst willkommene natürliche Stufen bieten, in eben diesem Jahre kaum erstiegen werden.

Zu meiner Ueberraschung erblickte ich beim Aufstiege auf den Kleinglockner plötzlich mitten im Schnee ein Stück Drahtseil (S. 847). Welche Mühe muß sonst diese Stelle bereiten! Diesmal hatte ich nichts weiter zu thun, als in die vom Führer getretenen Fußstapfen zu treten, und so stieg ich denn, als ginge es eine Treppe oder Leiter hinan, langsam, aber ohne eine andere Hilfe als die des Stockes, empor. Ehe wir die Höhe erreichten, ging der Weg eine Strecke in wagrechter Richtung: es war dies die Stelle, welche ich bereits von der Stüdlhütte aus erblickt hatte. Sie gilt, wie mir auch Thomele versicherte, wohlweislich aber erst, nachdem wir sie auf dem Rückwege passiert hatten, für die gefährlichste der ganzen Tour. Die Neigung beträgt nämlich 60^0, es wäre also nicht nur, wenn einer der Wanderer ausglitte, den übrigen schwer, ihn zu halten, sondern es wäre auch denkbar, daß sich bei weichem Schnee unter der Last der darüber Hinwandelnden die ganze Fläche in Bewegung setzte und alle mit sich hinabrisse.

Um $^3/_4$6 Uhr stand ich auf der Spitze des Kleinglockners (S. 845). Nach Bädeker ist der 6—8 m lange äußerst steile und dabei schmale Abstieg zur Scharte durch Drahtseil und Eisenstifte erleichtert, ebenso sollen sich auf der gewöhnlich 10 m langen und rechts zur Pasterze, links zum Ködnitzgletscher abfallenden, $^1/_3$ bis $^1/_2$ m breiten Scharte zwei Drahtseile übereinander befinden. Der ebenso steile Aufstieg zum Großglockner endlich soll in gleicher Weise durch Stifte und Drähte gesichert sein (S. 847). Von alledem konnte ich zunächst nicht das mindeste entdecken. Ich sah nur Schnee und nichts als Schnee, in diesem aber tief ausgetretene, also sichere Fußspuren. Bis dahin wußte ich nicht recht, trotzdem ich den von der ersten Spitze der Weißkugel zur zweiten führenden Grat, allerdings nach einigem Zögern, glücklich passiert hatte, ob ich schwindelfrei sei. Nachdem ich aber bis zur Scharte gelangt war, ohne von einem der Führer irgendwie unterstützt worden zu sein, durfte ich dies wohl annehmen. Die Scharte selbst schätzte ich etwa zwei Alpenstöcke lang. Es war an der dem Ködnitzgletscher zugewendeten Seite, etwa halbe Manneshöhe vom oberen Rande, ein Weg ausgetreten; es wurde also auch die Scharte — an einer einzigen Stelle erblickte ich ein kurzes Stück Drahtseil — ohne Zaudern und Hilfe passiert. Ebenso gelang der Aufstieg zum letzten Gipfel; ich erreichte ihn 5 Minuten nach 6 Uhr und begriff jetzt vollkommen, wie Stüdl die ganze Strecke vom Kleinglockner an dereinst in 7 Minuten zurücklegen konnte. Es kamen noch einige Herren unmittelbar nach mir an, welche von Heiligenblut aus aufgestiegen waren, der Gipfel bot aber Raum genug für uns alle; die Sonne war noch nicht von Wolken befreit, der Schnee hielt also noch für den Abstieg, die Temperatur endlich war mild und angenehm; so konnte ich denn $^1/_2$ Stunde verweilen.

Die Hauptmasse des Glockners besteht aus blaserigem Chloritschiefer, nach der barometrischen Messung der Gebrüder Schlagintweit, wonach sein Gipfel den des Ortlers um 144 Fuß überrage, galt er eine Zeitlang für den höchsten Berg Deutschlands, Sonklar dagegen bestimmte die Höhe auf 12008 W. F.; danach ist er um 340 W. F. niedriger als der Ortler. Seit 1880 ziert ihn, wenn anders dies eine Zierde zu nennen ist, ein vom Alpenklub Oesterreich errichtetes, cirka 2 m hohes, eisernes Kreuz; die goldene Inschrift des Querbalkens gibt den etwas seltsamen Anlaß zu seiner Errichtung an: das 25jährige Ehejubiläum des österreichischen Kaiserpaares. Ich fand das Kreuz bis unmittelbar unterhalb des Querbalkens im Schnee vergraben; an der Rückseite befindet sich ein kleines, eisernes Kästchen zur Aufbewahrung der Visitenkarten.

Soll ich nun über die Aussicht berichten, so muß ich zunächst allerdings offen bekennen, daß ich ein wenig enttäuscht war; ich kam vorerst nicht über den Gedanken hinweg, daß die vom Venediger den Vorzug verdiene. Es können ja psychologische Gründe bei diesem Urteile in die Wagschale fallen. Der Venediger war der erste hohe Berg, den ich bestiegen: mit um so

größerer Macht wirkte eine Scenerie, der ich bis dahin nichts Aehnlicheres an die Seite stellen konnte. Damals ferner trübte kein Wölkchen den Himmel; auch vom Glockner aus war zwar das fernste Spitzchen erkennbar, es fehlte aber diesmal der alles verklärende Sonnenglanz. Meine Erwartungen endlich waren durch die enthusiastischen und sicher vielfach übertriebenen Berichte mancher Glocknerbesteiger — Ruthner nennt sie treffend Fernsichts-Sanguiniker — derartig gespannt, daß eine Art von Enttäuschung eigentlich unvermeidlich war. Vielleicht liegen derselben aber auch objektive, für alle giltige Thatsachen zu Grunde. Einerseits nämlich ist die Vergletscherung der Venedigergruppe eine bei weitem stärkere. Während diese 10 primäre und 79 sekundäre Gletscher aufzuweisen hat, finden wir beim Glockner nur 3 primäre und 42 sekundäre Gletscher. Andererseits, und dies dürfte das Wichtigste sein, wie der Montblanc zu weit westlich, nicht mitten inne, sondern am äußersten Ende einer langen Kette vom Eisriesen liegt, so ist der Glockner zu weit nach Osten vorgeschoben, während den großartigsten Gruppen der Venediger näher gerückt ist. Doch ich war nicht so thöricht, dieser Vergleichung länger als nur für den ersten Augenblick Einfluß zu gestatten; bald wieder überließ ich mich unbefangen den überwältigenden Eindrücken.

In der unmittelbaren Umgebung wird in erster Linie unser Blick natürlich von dem in entsetzlicher Tiefe sich am Ostrande des Glockners hinziehenden Pasterzengletscher gefesselt. In prachtvollen, blaugrünen Eisbrüchen senkt er sich, in den Ostalpen an Länge nur dem Gepatschferner nachstehend, hinab; an seinem Ende schmiegt sich, wie einer Spielzeugschachtel entnommen, das Glocknerhaus an die Felsen. Weiter abwärts leuchtet aus Waldes- und Mattengrün der schlanke Kirchturm von Heiligenblut; in derselben Richtung fort gewahren wir den in mannigfachen Windungen und in tiefeingeschnittenem Thale sich dahinschlängelnden Möllfluß. Nördlich und östlich vom Johannisberge erheben sich alle die Schneegipfel, welche auch den Besucher des Moserbodens im Kaprunerthale oder der Schmittenhöhe bei Zell in Entzücken versetzen; ich hebe nur das Kitzsteinhorn, die hohe Riffl, die Glockerin, vor allem aber den König dieser ganzen Gruppe, das mächtige Wiesbachhorn, hervor. Ueber die Pasterze hinweg erblicken wir die den Pfandelschartenwanderern wohlbekannten Berge des Ferleitener Thales, vor uns im Osten die Gasteinerberge, namentlich den Hochnarr und Ankogl. Gerade im Süden steigt, nur durch wenige Thäler und Vorberge getrennt, die Hochschobergruppe auf; von Kals ist nichts zu erblicken, wohl aber entsendet uns aus dem Thale das freundliche Staniska seine Grüße. Nach Westen hat der Glockner in unmittelbarer Nähe nichts aufzuweisen, was auch nur entfernt mit der Pasterze und ihrer Umgebung verglichen werden könnte, dafür aber ragen dort gerade, allerdings in größerer Entfernung, die berühmtesten und gewaltigsten Schneegipfel in die Lüfte. Vorerst also der Venediger. Ein Genie kann bekanntlich in seiner wahren Größe nur von dem ihm Kongenialen verstanden werden; so kann auch einen Bergriesen am wenigsten derjenige würdigen, welcher ihn vom Thale oder einer Mittelhöhe aus betrachtet. Der Blick vom Glockner auf den Venediger ist eine neue Bestätigung dieses Satzes; zum erstenmal ist er mir klar geworden, als ich dem Montblanc auf dem Brévent gegenüberstand. Der Venediger imponiert von der hohen Salve oder vom Kitzbüchlerhorn ohne alle Frage; was aber ist dieser Blick gegen den vom Glockner! Hier erst, wo wir ihn nicht mehr von einem tieferen Standpunkte aus, so daß das Höhere zurücktritt und vom Niederen verdeckt wird, erblicken, begreifen wir, welcher Rang dem Venediger in den deutschen Alpen zukommt. Südlich von ihm erhebt sich die Rieserfernergruppe mit dem Hochgall; sie ist, weil sie sich fast überall hinter Vorbergen verbirgt, weniger bekannt, und doch erscheint sie vom Glockner aus selbst neben einem so stolzen Nachbar außerordentlich großartig; da sie mitten zwischen den Hohen Tauern und Dolomiten liegt, dürften ihre Gipfel zu den Aussichtspunkten ersten Ranges gehören. Unmittelbar endlich hinter diesen beiden Gruppen gewahren wir den Zillerthalerkamm; ich begrüßte ihn mit um so lebhafterem Interesse, als ich ihn erst vor wenigen Tagen von der entgegengesetzten Seite, vom Riffler aus, erblickt und nachher einen seiner Gipfel, den Schwarzenstein, bestiegen hatte. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß alle die bisher von mir genannten Berge und Thäler, unbeschadet ihrer Verschiedenheit, als eine einzige gewaltige Gruppe angesehen werden können, welche von drei großen Thälern und zugleich von drei Eisenbahnen umgürtet wird: im Norden von der Giselabahn, im Westen von der Brenner-, im Süden von der Pusterthalbahn. In weitem Bogen wird diese Gebirgsmasse von den ferner liegenden Gruppen und Gipfeln umzogen. Im äußersten Südwesten erhebt sich die Adamellogruppe, hieran schließen sich nördlich der Ortler und weiter die Oetzthaleralpen. Jenseits des Innthales werden wir vom Wettersteingebirge und der Zugspitze gefesselt, weiter nach Osten vom Kaisergebirge, den Loferer Steinbergen, der dunklen, majestätischen Pyramide des Watzmanns, dem Tännengebirge, vor allem aber, im äußersten Nordosten, vom Dachstein. Auch im Südosten ragte eine dem Dachstein vergleichbare, einsame Gruppe über die bescheideneren Berge ihrer Umgebung mächtig empor: der Triglav, welcher bereits früher vom Venediger aus meine Aufmerksamkeit erregt hatte; weiter nach rechts endlich beginnt die fast bis an den Adamello reichende Kette der Dolomiten; diese hatte ich ja aber bereits am Tage vorher mit größerer Muße betrachten können.

Es ist zu bedauern, daß von dem großen Pernhartschen Glocknerpanorama, dem Resultate von acht Glocknerbesteigungen, keine dem Publikum zugängliche Kopie oder sonst irgend ein Glocknerpanorama existiert; es bleibt hier, zumal auch die besten Führer immer nur im allgemeinen Bescheid zu geben wissen, dem Alpenverein eine überaus wichtige Aufgabe zu lösen.

Inzwischen war es der Sonne gelungen, sich von den verhüllenden Wolken zu befreien. Wäre es nach mir selbst gegangen, so hätte ich noch stundenlang, zumal wir jetzt allein waren, auf dem Glockner verweilt, allein die Führer drängten zur Rückkehr. Der Abstieg

ging zwar wie der Aufstieg — jetzt erst holten wir unsere Brillen hervor — ohne jegliche Fährlichkeit von statten; die Gefahr aber war entschieden größer. Thomas Groder gestattete nicht, daß ich auch nur einen Augenblick, ehe wir die Adlersruhe erreicht hatten, stehen blieb; offenbar fürchtete er, daß der weichwerdende Schnee seine Tragfähigkeit verlieren und unter unseren Füßen ins Gleiten geraten könne: er fürchtete mit einem Worte Lawinengefahr. Wir begegneten, nicht mehr allzufern von der Erzherzog-Johann-Hütte, einem Engländer, welcher von der anderen Seite her den Aufstieg unternommen und sich ungewöhnlich verspätet hatte. Trotz des Abmahnens seiner eigenen Führer beharrte er darauf, weiter zu steigen. Thomele meinte: sie werden nicht weit kommen; in der That, nach etwa einer Viertelstunde konnten wir sie auf dem Rückwege erblicken. Ueber meinen eigenen Rückweg ist nichts Erhebliches zu berichten. Als ich nach mehrstündiger Rast in der Stüdlhütte nachmittags die Lucknerhütte erreichte, gewahrte ich den Glockner nur durch einen feinen Regenschleier hindurchschimmernd; der nächste Morgen war den Besteigern noch hold, als ich aber gegen Abend nach Bruneck zurückfuhr, tobte bereits ein entsetzliches Unwetter. (Die Photographie, welche unseren Abbildungen als Vorlage diente, verdanken wir zum einen Teil [S. 833 u. 841] Herrn Würthel u. Spinnhirn, zum andern Herrn J. Beck in Straßburg, der als einfacher Dilettant circa 1000 Bilder aus höheren Alpenregionen aufgenommen hat und Liebhabern zur Verfügung stellt. D. R.)

Die Furcht vor dem Leben.

Von

Emil Peschkau.

Im vergangenen Sommer nötigte mich meine angegriffene Gesundheit, ein paar Monate auf dem Lande zu verleben, und als ich mich nach einem hübsch gelegenen und einsamen Orte, in dem man doch nicht alle städtischen Bequemlichkeiten entbehren mußte, erkundigte, empfahl man mir Moosbrunn. Das Dörfchen — ich kann es nicht anders nennen, obwohl an dem ersten und letzten Hause Tafeln angebracht sind, auf welchen die stolze Inschrift „Stadt Moosbrunn" prangt — entsprach meinen Wünschen ganz und gar. Schon wenn man auf der Terrasse der Bahnstation steht, empfängt man den freundlichsten Eindruck und dieser steigert sich nur, wenn man sich dem Dorfe nähert, dessen weiße Häusergruppen sich dicht an den Fuß einer mit Buchen und Fichten bewaldeten Hügelkette schmiegen. Da hat man Stille, Einsamkeit, würzige Luft und reizende, landschaftliche Bilder, und daneben fehlt es weder an guten, bequemen Wohnungen, noch an einem Gasthause mit einer menschenwürdigen Köchin. Ein unternehmungslustiger Bürger Moosbrunns hat sogar mitten in einem baumreichen Park ein Miniatur-Kurhaus gebaut, in dem es Bäder, Kaffee und in der hohen Saison ein Wiener und ein Berliner Journal gibt, und wenn man eine Wanderung durch die Hauptstraße der „Stadt" unternimmt und Schaufenster und Firmentafeln besichtigt, empfängt man die beruhigende Gewißheit, daß man da alles haben kann, was zum Leben nötig ist, und sogar einiges mehr. Trotz dieser Vorzüge Moosbrunns begegnet man keinen Pariser Toiletten und keinen englisch gekleideten Dandys, man braucht keine Kurmusik zu hören und hat keine Kurtaxe zu bezahlen. Die Bewohner einiger villenartiger Häuser und ein viertelhundert stiller Leute aus den benachbarten Städten, das sind die einzigen Sommergäste, und nur an Sonntagen, wenn die Lokalzüge Ausflügler bringen, wird es lebendig in den Straßen und im Walde, und man wird daran erinnert, daß es noch ein anderes Leben gibt, als dieses heimliche, friedliche Idyll.

Ein Zufall sollte mir übrigens dieses andere Leben schon in den ersten meiner Moosbrunner Wochen ins Gedächtnis rufen. Wenn man auf die Veranda des Gasthofs tritt, in dem ich zu Mittag aß, so sieht man Turm und Dach der Kapelle, welche eine Erhebung des Hügelzuges krönt, und gerade darunter, am Fuß des Berges, etwa dreihundert Schritt vom letzten Dorfhause entfernt, eine kleine, einsame Villa. Es ist ein Häuschen im alten Stile — weiße Wände, grüne Fensterläden, hohes, graues Mansardendach, ein großer, auf Holzsäulen ruhender, von blühendem Geißblatt umsponnener Balkon. Das Haus war mir schon einmal, als mich ein Spaziergang dort vorüberführte, besonders aufgefallen. Ohne daß ich recht wußte, warum, erweckte es doch ein leises wehmütiges Gefühl in mir. Alles war nett, sorgsam gepflegt. Das Haus war frisch getüncht, die Wege davor mit weißem Kies bestreut und ein reicher Flor von Rosen aller Arten blühte aus den grünen Grasbeeten empor. Trotzdem wich die bange Stimmung, die mich plötzlich überfallen hatte, erst, als ein kleiner Knirps mit großen, fröhlichen Kinderaugen und glänzend braunen Locken aus dem Thor gesprungen kam und seine Allotria zu treiben begann. Er hatte aber kaum eine Minute lang gespielt, als er auch schon auf die Nase fiel, und nun stürzte eine Frau, die bisher hinter einem Busche verborgen gewesen sein mußte, auf ihn zu und fragte ihn mit ängstlicher Stimme, ob er sich weh gethan habe. Die Frau mußte die Mutter des Knaben sein. Sie war noch jung, von ungewöhnlicher Schönheit, aber trotz ihrer rosig überhauchten Wangen

und ihrer vollen Gestalt machte sie den Eindruck einer Leidenden. Vielleicht war sie eine Genesende — vielleicht auch eine Trauernde. Auf diesen Gedanken brachte mich das schwarze Kleid, das sie trug, und als mich plötzlich ihr Blick traf, wurde ich in dieser Meinung bestärkt. Um ihre Augen lag es wie ein Schatten und so tief und ernst, wie aus einer fremden Welt kommend war dieser Blick, daß ich verwirrt wurde, rasch nach dem Hute griff und mich dann eiligst entfernte, ohne mich noch einmal umzuwenden. Als ich dann im Gasthause beim Mittagstische saß und das Häuschen aus der Ferne wieder sah, konnte ich meine Neugierde nicht überwinden und fragte den Wirt, wer denn dort oben am Walde wohne.

Seine Antwort war ein Achselzucken. Dann sah er mich einen Augenblick lang forschend an und endlich lächelte er.

„Die Menschen stecken einen wahrhaftig an," sagte er. „Wissen Sie, daß ich jetzt gedacht habe, ob Sie am Ende nicht einer von der Polizei sind? Ja, ja, 's ist toll, aber wenn man immer und immer das Gerede hört, da fragt man sich am Ende doch, ob nicht etwas dahinter steckt."

„So, spricht man also von den Leuten da oben viel?"

„O du mein Gott — und wie viel!"

Dann sah er sich um, beugte sich ein wenig zu mir nieder und sagte halblaut: „Wissen Sie, Herr Doktor, ich hab' auch schon meine Sachen erlebt. Ich weiß nicht, wie es anderswo ist, aber bei uns ist es so: wer nicht alles auf dem Marktplatz thut, dem trau'n die Leut' nicht. Und je mehr man ihnen aus dem Weg geht, desto mehr gehn sie einem nach. So ist es, aber mit denen da oben muß es einen Haken haben. 's ist ganz wunderlich, ganz wunderlich."

„Die Frau scheint mir zu trauern. Hat sie keinen Mann mehr?"

„O doch — o doch! Und was für einen! Wissen Sie, so recht betrachtet, ist's eigentlich eine Freud', wie die zwei sich lieb haben. Grad wie ein paar Tauben leben sie zusammen. Eins hätschelt und tätschelt das andere, als könnt' es ihm jeden Augenblick verloren gehn wie eine Stecknadel, und kein böses Wort — kein böses Wort das ganze Jahr hindurch. Na wissen Sie — sie haben eine Dienstmagd, und da weiß natürlich die ganze Stadt, wie's in dem Haus zugeht. Erst hat man gemeint, weil sie sich gar so lieb haben, sind sie gewiß nicht verheiratet. Aber wie das Kind auf die Welt gekommen ist, da hat der Mann auf dem Standesamt seinen Trauschein vorlegen müssen und der war in Ordnung und Richtigkeit. Dann hat sich wieder alles den Kopf zerbrochen, ob sie Geld haben oder nicht. Gearbeitet wird nicht, das ist sicher, denn wenn sie nicht beisammen sind, liest der Mann Bücher oder schreibt. Wenn sie aber Geld haben, warum sind sie dann grad so wie unsereins? Da wird nicht mehr gekocht als beim Schullehrer, da gibt's keine Gäste, und wenn man die Frau sieht, hat sie nie einen Schmuck an und immer dasselbe Kleid, als ob sie keines zum wechseln hätt'. Na, ich denk' mir, 's hat jeder Mensch eine Art — vielleicht ist das auch eine. Aber das ist schon mehr kurios, daß sie gerade so leben, als ob es sonst keine anderen Menschen geben thät'. Moosbrunn ist ja kein Bauerndorf, Herr Doktor, das wissen Sie so gut wie ich. Da ist der Herr Drill, der Kapselfabrikant, Herr Pappel, der Kurhausbesitzer, dann der Gemischtwarenhändler Herr Mengewein, der Apotheker Herr Schmiedel — sogar eine Rentière haben wir da, Frl. Wörnle, und noch viele andere — lauter feine Familien. Glauben Sie, daß die von oben irgendwo Besuch gemacht haben? Keine Spur. Und wenn bei mir Konzert oder Ball oder Zaubervorstellung ist — niemand fehlt von der ganzen Stadt, nur die von oben lassen sich nicht sehen. Glauben Sie mir, bei uns ist es gar nicht so übel, auch im Winter nicht. Die Weibsleute sind jeden Nachmittag wo anders beim Kaffee und die Männer, da haben wir den Wahlverein, den Jagdklub, den Frühschoppen in meiner Wirtschaft oder beim Bause wegen der Konkurrenz. Aber die von oben — keine Spur. Die sitzen im Winter zu Haus und 's ist wirklich wunderlich, was sie den ganzen lieben Tag machen. Wenn sie einem begegnen — ein sehr höflicher Gruß, aber kein Wort, und 's gibt doch so mancherlei zu reden. Und wenn sie spazieren gehen — just auf die schlechtesten Weg', damit sie nur ja keinem begegnen! 's ist wirklich, als ob sie sich verstecken möchten, und deswegen spricht man auch Unterschiedliches. Vielleicht, daß der Mann ein Defraudant ist oder sonst dergleichen. Gethan hat er was, das glaubt jeder in der Stadt, und es sind schon recht arge Sachen da herumgekommen, erst gestern wieder hat meine Alte von der Frau Kapselfabrikant so etwas mitgebracht — ich will es nicht sagen, ich glaub' es nicht. Ich bin freisinnig, das wissen Sie, Herr Doktor, und da hab' ich auch schon manches erdulden müssen. Aber das sag' ich selber, wenn ich nur meinen eigenen Augen trau' und alles zusammen nimm — die fürchten sich vor etwas, die fürchten sich vor etwas!"

Er schwieg und ich sah ihn nachdenklich an.

„Vielleicht fürchten sie sich vor dem Leben."

„Vor dem Leben — wie meinen Sie das? Das ist mir zu hoch, Herr Doktor."

„Nun, es thut ja auch nichts zur Sache. Es liegt etwas in den Augen der Frau — ich werde diesen Blick nie vergessen. Aber den Mann möchte ich doch kennen lernen."

„Das ist nicht so schwer. Sie müssen nur auf den versteckten Fußwegen hinter dem Haus auf und ab klettern. Aber nur nicht am Sonntag. Da bleiben sie zu Hause, seitdem sich die Bauernburschen den Spaß machen und dort herumlungern."

„Ich werde Ihren Rat befolgen."

„Und wenn Sie etwas auskundschaften —"

„Dann erfahren Sie's natürlich sofort, damit Ihre Frau Gemahlin der Frau Kapselfabrikant die Schuld zurückzahlen kann."

„Sie sind ein Sakerlot, Herr Doktor! Aber ich nehm' Sie beim Wort." —

Damit war unser Gespräch zu Ende. Es hatte mein Interesse an dem einsamen Hause natürlich nur gesteigert und noch am selben Tage machte ich mich auf den Weg nach dem Kapellenberge. Halbwegs aber kehrte ich wieder um. Immer lebhafter und lebhafter rief es in

mir: „Was kümmern dich diese Leute! Mit welchem Recht drängst du dich in ihren Kreis?“ — und diese Stimme gewann endlich so sehr Gewalt über mich, daß ich beschämt mein Unternehmen aufgab. Indes ließ mich die Sache nicht ruhen. Es kamen Augenblicke, wo mir ein solches „Eindrängen“ ganz harmlos erschien und wo ich das Benehmen der braven Frauen von Moosbrunn, die Verdächtigungen von Kapselfabrikant und Compagnie zu entschuldigen begann. Dann sagte ich mir, daß von einem Eindrängen überhaupt gar keine Rede sein könne, daß ich nichts als einen gewiß interessanten Menschen sehen und daß nicht gemeine Neugierde, sondern nur der Wissensdurst des Psychologen mich bewege. Ich that kurz und gut alles, was ein Mensch zu thun pflegt, um sein Gewissen einzuschläfern, und so kam denn ein Tag, wo ich richtig in dem Wäldchen hinter der Villa auf der Lauer lag.

Ich hatte es gut getroffen, denn ich brauchte nicht lange zu warten und das Hinterpförtchen, das von dem Garten in den Wald führte, wurde aufgeschlossen — der braunlockige Knabe und ein Mann traten heraus. Ich konnte gerade noch sehen, wie der Mann das Pförtchen wieder schloß und den Schlüssel zu sich steckte, dann sprang ich ein paar Schritte weiter in das Dickicht und lagerte mich dort im Moose.

Eine Minute später kam der Mann unten auf dem Fußpfade vorbei und ich erschrak bei seinem Anblick so sehr, als hätte ich plötzlich einen Räuber mit geschwungener Waffe aus dem Busch treten sehen.

Er war längst vorüber, aber noch hafteten meine Augen wie gebannt auf dem Pfade und ich fühlte, daß mein Herz schneller schlug. Erst nach einer Weile ermannte ich mich so weit, um mich zu fragen: „War er es wirklich oder war alles Täuschung?“

Ich sah ihn nur im Profil, aber gerade so hatte ich ihn auch damals in dem roten Lichtschein der Laterne gesehen. Und als er vorüberging, fiel das rötliche Licht der von feuchten Schleiern umzogenen Abendsonne durch die Buchenwipfel.

Es war mir, als stünde er noch immer dort unten, ich hätte ihn auf der Stelle abzeichnen können, wie man nach dem Schatten eine Silhouette nimmt. Und ich sagte mir jetzt, daß ich mich nicht getäuscht haben konnte, denn ein Gesicht, das man in einem so furchtbaren Augenblicke sieht, vergißt man nie, nie mehr. Die ungewöhnlich kräftig gemeißelte Augenpartie, die starke Nase mit den tief eingeschnittenen Flügeln, der leidenschaftliche Zug um die vollen, von einem weichen, dunklen Schnurrbart beschatteten Lippen, das runde, fast weiblich zarte Kinn — gewiß, ich hätte das alles malen können. Und dann war auch die Erscheinung dieselbe, die schlanke, aber kräftige und wohlgebaute Gestalt und die nichts weniger als „stramme“, eher etwas gedrückte Haltung. Wenn mich meine Erinnerung nicht ganz im Stiche ließ und kein Phantasiebild meine Augen irre führte, dann war der Vater des braunlockigen Knaben derselbe Mann, den ich vor soviel Jahren von einer finsteren That zurückhielt, dessen vielleicht schon dem Tode verfallenes Leben ich gerettet hatte.

Es war in einer stillen, schweigsamen Herbstnacht, weit draußen, am Ende der Stadt, wo die Eisenbahnbrücke über den Fluß geht. Neben den Trägern für die Geleise läuft ein schmaler, auf Konsolen ruhender Fußsteg, der sich in der Mitte des Stegs zu einem mit Bänken versehenen Ruheplatz erweitert. Ich hatte mich eines Abends im Walde verspätet, und es war bereits vollständig Nacht, als ich die Brücke erreichte. Der Himmel war bewölkt, man sah weder Mond noch Sterne, und hätte ich den Weg durch die Aecker und Felder nicht so gut gekannt, ich hätte mich sicher verirrt. So aber tappte ich rüstig weiter, ohne den Pfad zu verlieren, und bald sah ich die lange Reihe heller Punkte am jenseitigen Flußufer und die Laternen der Brücke. Die Punkte wurden größer, die Laternen leuchteten heller, endlich betrat ich den Steg. Das dumpfe Gelärm der großen Stadt drang bereits herüber, auf den Kirchtürmen begann man das Ave Maria zu läuten. Ohne um mich zu blicken, schritt ich vorwärts; aber plötzlich schreckte mich etwas aus meinen Gedanken auf, und nun war es mir, als hinge in der Mitte der Brücke ein dunkler Gegenstand über das Geländer hinaus. In demselben Augenblick begann er sich aber zu bewegen, und mir fiel eine Last vom Herzen, als ich bei dem Laternenscheine sah, wie ein Mann von dem Ruheplatz nach dem Steg zurücktrat und sehr rasch nach der Stadt zu weiterschritt. Ich folgte ihm langsam fast bis an das Ende der Brücke — da blieb er wieder stehen. Und wieder lehnte er sich über das Geländer hinaus — weiter und weiter — ein Schauder überlief mich, und dann drängte mir alles nach dem Kopf — mit ein paar Sprüngen stand ich neben ihm und schrie: „Zurück!“ Der Mann folgte dem Ruf wie einem Befehle, aber der Blick seiner Augen, als er sich mir jetzt zuwandte, dieser verzweifelte, jammervolle Blick bewies mir, daß ich doch recht gehabt hatte, daß einen Augenblick später der Strom da unten einen Selbstmörder in seinen Armen gehalten hätte. Nur ein paar Sekunden lang hing sein Blick an mir, dann sagte er dumpf, seufzend, ganz verloren in sein Elend: „Ja, ja — ich darf ja nicht!“ Und dann trafen unsere Augen nochmals zusammen, und er machte eine krampfhafte Bewegung, als ob er mir die Hand reichen wollte. Aber plötzlich mußte er sich anders besonnen haben, blitzschnell wandte er sich nach den Stufen, die neben dem Bahndamm hinab zur Quaimauer führen, und ehe ich noch einen Schritt gethan hatte, war er in dem Dunkel verschwunden.

Ich war tief erregt, und erst das Brausen des über die Brücke rollenden Schnellzugs entriß mich meiner Erstarrung. Das alles war wie ein Traumbild gekommen und wie ein Traumbild geschwunden, aber ich sah den Unglücklichen noch immer vor mir, erst wie ich mit dem Rufe „Zurück!“ an ihn herantrat, und dann, wie er sich zu mir wandte, wie er mir das verstörte Gesicht voll zukehrte und die schmerzlich verzerrten Lippen zu den Worten öffnete: „Ja, ja — ich darf ja nicht!“ In dem Tone, mit dem er das sagte, lag ein so schneidendes Weh, daß ich sofort überzeugt war, der Mann gehörte zu jenen Aermsten, denen der Tod wirklich die Erlösung von den bittersten Qualen ist. Sterben war Seligkeit, Befreiung für ihn — aber er

durfte nicht sterben — er mußte leben — für etwas anderes leben — das war der furchtbare Kampf, den er gekämpft hatte, der ihn zögern und zögern ließ, und deshalb folgte er so rasch meinem Rufe. Er hörte eine andere Stimme — das Pflichtgefühl — oder die Stimme eines teuren Geschöpfes — die Stimme einer Mutter, eines Kindes, einer Geliebten — den Hilferuf eines Wesens, das ihn an ein Leben voll Elend kettete. Und diese Stimme entriß ihn dem süßen Traum, daß es schon zu Ende — daß es gleich zu Ende sein müßte.

Warum war er nicht geblieben, warum hatte er sich mir nicht anvertraut? Für wie vieles in der Welt gäbe es Rettung, blieben die Lippen nicht verschlossen in Stolz oder Verzweiflung! Aber dieser Mann gehörte der besseren Gesellschaft an, er war gut gekleidet und verriet den Gebildeten. Was für finstere Ereignisse mochten in sein Leben gegriffen haben, was für schwere Lasten mochten ihm aufgebürdet sein!

Jetzt drängte es mich plötzlich, ihm nachzueilen, ihm meine Hilfe aufzudrängen und ihn an einer Wiederholung des verzweifelten Entschlusses zu verhindern. Ich eilte die Treppe hinab, ging erst ein Stück die Quaimauer entlang, dann wieder zurück nach dem am Fuße des Dammes hinführenden Wege und spähte nach allen Seiten, aber umsonst. Ich sah nichts und hörte nichts, was mir den Armen verraten hätte, und so gab ich endlich mein Vorhaben auf und setzte meinen Weg nach der Stadt fort.

Und nun war ich dem Manne so unerwartet wieder begegnet, und alles deutete darauf hin, daß er in glücklichen Verhältnissen lebte. Aber vielleicht täuschte ich mich doch, und es lag hier eine jener wunderlichen Aehnlichkeiten vor, wie sie nicht bloß in Romanen, sondern mitunter auch im Leben zu finden sind.

Wenn ich ihm in den Weg trat? — Der Gedanke ließ mich nicht ruhen, und alles, was sich ihm widersetzte, war rasch überwunden. Es gibt Rätsel, die sich einem so tief ins Gehirn bohren, daß man sie lösen muß, und Tausende haben schon ihr Leben aufs Spiel gesetzt, in dem stürmischen Drange, sich des Rätsels zu bemächtigen. So überlegte ich nicht lange und sprang auf, kaum daß mir der Einfall gekommen war. Nach dem Pförtchen führte nur dieser eine Weg, und wenn ich ihn nicht verließ, dann mußten wir uns begegnen. Und wollte es der Zufall, daß er sich nach der Straße wandte und durch den Haupteingang des Gartens zurückkehrte, dann —

Nein. In sein Haus konnte ich mich nicht drängen — ich durfte es der Frau wegen nicht, die von unserem Zusammentreffen gewiß nichts wußte. Traf ich ihn nicht, dann mußte der Versuch morgen noch einmal gemacht werden, wenn ich bis dahin nicht anderer Meinung geworden war. Fühlte ich doch das Feuer bereits erkalten, den Mut bereits schwinden. Was mußte diese jähe Begegnung in dem Herzen des Mannes aufrühren!

Ich ging langsam ein Stück weiter und ließ mich endlich, überlegend, auf einem Bänkchen nieder. Ich saß aber kaum eine Sekunde, da hörte ich Stimmen, und fröhlich schwatzend sprang der Knabe aus einem durch Buschwerk verborgenen Seitenpfade hervor. Als er mich erblickte, blieb er erschrocken stehen und wandte sich nach dem Vater, der ihm auf dem Fuße folgte und nun um die Ecke bog. Seine Augen trafen mit den meinen zusammen — er erblaßte und stand still.

Ich hatte doch gut gesehen — er war es. Und nun stand er auch schon neben mir, faßte meine Hand und drückte sie heftig.

„Sie sind es — nicht wahr, Sie sind es?“

Seine Stimme zitterte, seine Augen glänzten, sein ganzes Wesen war freudige Erregung.

Ich nickte nur mit dem Kopfe, und er setzte sich neben mich, ohne meine Hand frei zu geben.

„Wie oft habe ich gebetet, daß Ihnen Gott danke, was Sie an mir gethan haben. Und nun sind Sie da! Kann ich Ihnen helfen, kann ich Ihnen irgend etwas thun? Wenn Sie fühlen könnten, was in mir lebt! Herr, ich weiß nicht, wie Sie heißen, wer Sie sind — aber ich habe immer an Sie gedacht — Ihr Bild ist immer vor mir gestanden. Haben Sie etwas nötig, gibt es nichts, womit ich Ihnen danken kann? Sprechen Sie, sagen Sie, daß Sie gekommen sind, an meine Schuld zu mahnen —“

Er drückte wieder meine Hand, und ich erwiderte den Druck aufs herzlichste.

„Der Zufall hat mich hierhergeführt. Ich habe auch, Gott sei Dank, nichts nötig, es geht mir gut. Aber ich bin doch im Innersten froh, daß wir uns begegnet sind, daß ich Sie wiedergefunden habe und — glücklich.“

„Ja, glücklich — o so glücklich! Und wenn Sie damals nicht gekommen wären — man sollte an Vorsehung, Fügung des Himmels denken! Wenn Sie damals — Sie können nicht ahnen, wie ich rang, wie ich kämpfte, was für entsetzliche Schmerzen ich ertrug! Alles verloren, alles! Das ganze Leben verpfuscht, die schönsten, besten Jahre in stumpfer Entsagung hingeschleppt für einen Wahn und dann eine Kette von Martern, die so bald kein Mensch erträgt. Die Vergangenheit Reue, die Gegenwart Verzweiflung, die Zukunft — ach mir graute davor, wie einem Verbrecher vor dem Schwert der Gerechtigkeit. Und doch durfte ich nicht sterben — eines Wahnes wegen — einer thörichten Hoffnung wegen — mit der man mich vielleicht nur trösten wollte und die nun doch einmal lebte. Der Tod war der Traum aller meiner Stunden, der einzige Wonneaugenblick, den es für mich gab. Und doch durfte ich nicht, denn es wäre zu entsetzlich, es wäre unerhört gewesen, wenn jene Hoffnung doch in Erfüllung ging. Welche rasende Pein, welches wühlende Feuer in mir war — Sie können sich das nicht vorstellen, Herr. Es gab kein Vergessen, kein Auslöschen, auch nur für eine Stunde, denn wenn der müde Körper nicht mehr gehorchen wollte, dann jagte all das Furchtbare durch meinen Schlaf. Und dabei war es, als ob alles in mir von Tag zu Tag hellsehender, geistiger wurde. Mein Gesicht, mein Gehör, meine Erinnerung, alles schärfte sich, immer tiefer faßte mich, was um mich vorging, und Kleines, Unbedeutendes trat sofort in Beziehung zu mir. Was hinter mir lag — statt daß die Zeit einen Schleier darüber breitete, rückte es mir immer näher; ich sah das Tote, als ob es lebte, hörte verschollene

Stimmen wieder, und Ereignisse, denen ich fern stand, spielten sich vor mir ab, als ob ich dabei gewesen wäre. Es war mir, als ob ich immer blind und dumm gewesen und nun erst ein Gehirn empfangen hätte. Mein Gott — Sie können das ja nicht mit mir fühlen, und ich wünsche es Ihnen nicht. Ich kam endlich so weit, daß ich meine Tage nur mehr am Flußufer verbrachte, und in dieser Stunde — ja, da war der Kampf entschieden. Sie hielten mich zurück — Sie allein. All die Jahre hindurch hat Ihre Stimme in meiner Brust geklungen — und damals hatte sie etwas Ueberirdisches — sie klang mir nicht wie eine Menschenstimme. Und nicht bloß zurückgerissen hat sie mich — ich wurde auch ruhiger und ertrug das Leben um ein weniges leichter. Diese Stimme sagte mir immer, daß es Menschenlos sei zu tragen, daß ich ja auch nicht frei von Schuld und deshalb die Sühne hinnehmen müsse, wenn sie auch riesengroß gegenüber meinem Vergehen. Immer wieder, wenn die Verzweiflung von neuem aufwallte, sänftigte mich diese Stimme, und nicht bloß einmal, hundertmal haben Sie mich gerettet. Und wie kam es, wie wunderbar kam es! Die Hoffnung erfüllte sich, und was ich so glühend begehrt hatte, wurde mein — die Mutter dieses Kindes, mein Weib, meine Gabriele, das Glück! Herr, wie werde ich Ihnen das je danken können!"

„Sie vergrößern meine That — wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann. Was ich gethan, das hätte jeder gethan, jedem gegenüber — oder wer wird ruhig zusehen, wenn ein andrer ins Grab springen will? Ich sah Sie auf der Brücke stehen, in der offenbaren Absicht, sich über das Geländer hinabsinken zu lassen — war es nicht die selbstverständlichste Handlung der Welt, wenn ich Sie zur Besinnung rief?"

„Sie haben recht, aber das kann an meinem Gefühl der Dankbarkeit nichts ändern. Ich bin Ihnen zum mindesten Aufklärung schuldig und dann — Sie leben hier — zur Erholung — nicht wahr? Sie müssen unser Gast sein — gewiß müssen Sie das. Wir sind freilich auf Gäste nicht eingerichtet — und Gabriele — sie wird sich wundern — aber das thut nichts zur Sache — Sie müssen bei uns wohnen — wenn wir auch sonst ganz zurückgezogen — wir leben wie Einsiedler —"

Ich verstand ihn besser, als er dachte. Ich kannte ja seine Lebensweise schon, und das Zögernde seiner Worte, der Kampf in seinen Gesichtszügen verrieten mir deutlich genug, was sich in seiner Seele gegen all die Herzlichkeit, die er mir nun so beweisen wollte, auflehnte. Hatte ich ihn auch dem Tode entrissen, fühlte er sich auch mächtig zu mir hingezogen; ich war doch ein Mensch, ein Stück dieses Lebens, das er fürchten gelernt hatte, und das Mißtrauen wurde in dem Augenblicke wach, als er mich einlud, sein Haus zu betreten.

Ich drückte seine Hand und machte eine ablehnende Bewegung.

„Nein, nein," sagte ich, „Sie haben ganz recht. Ein Fremder würde Sie in Ihrem Glücke stören, Ihrer Frau Unbequemlichkeiten machen, den ganzen Tag trübe Erinnerungen vor Ihnen aufleben lassen."

„Und das sollte ich nicht gerne ertragen — Ihnen gegenüber?"

„Und wenn auch — ich gestehe, daß ich selbst am liebsten mich ganz frei bewege und mich nicht gerne in einen fremden Kreis füge, wenn es nicht gerade nötig ist. Wollen Sie mir aber hie und da ein Stündchen schenken, so wird mich das sehr freuen. Ich habe bisher keinen Umgang mit den hiesigen Sommerfrischlern gesucht, denn die Einsamkeit war mir Bedürfnis. Aber jetzt fühle ich doch schon wieder die Lust in mir, mit einem verständigen Menschen über dies und das zu sprechen. Und dann — das will ich Ihnen nicht verbergen — ein wenig neugierig haben Sie mich gemacht. Wenn Sie mir erzählen können, was Sie so weit trieb — ich würde es gerne hören. Wenn man die Leiden hinter sich hat, da erzählt es sich ja leicht."

„Doch nicht ganz so, wie Sie denken. Es lebt in mir alles wieder auf, wenn ich erzähle — das habe ich erfahren, als ich die Geschichte niederschrieb. Seitdem wir hier so ganz in der Stille leben, ist auch der alte Trieb, meine Gedanken hie und da dem Papier anzuvertrauen, wieder in mir erwacht, und zwar viel lebhafter als je, so daß ich heute schon ein halber Litterat bin. Ich arbeite an einem Buche über das Seelenleben bei Shakespeare, und ich gestehe, daß ich schon manchmal die Lust gefühlt habe, es nach Vollendung drucken zu lassen. Wenn man soviel innerlich durchgemacht hat, wie ich, dann versteht man erst solch einen Genius ganz, und es ist vielleicht nicht ohne Nutzen, dieses Verständnis, soweit man es vermag, auch andern zu eröffnen. Doch das nebenbei. Ich habe, wie gesagt, meine Geschichte niedergeschrieben, und ich werde sie Ihnen geben. Sie wollen also wenigstens flüchtige Einkehr halten bei mir?"

„Nein — auch das nicht. Es ist mir lieber, wenn wir sonst irgendwie zusammentreffen. Kommen Sie doch heute abend in die ‚Krone' — das ist der Gasthof, in dem ich speise."

„Wenn Sie wollen, so sei es so. Ich denke nur, daß man da nicht ungestört ist, kein Wort sprechen kann, ohne daß Horcher —"

„Seien Sie ganz unbesorgt. Ich lasse die Laube für uns reservieren — die liegt auf einem Hügel in der äußersten Ecke des Gartens — dort können wir nach Herzenslust plaudern. Sie kommen also?"

„Ich komme."

Nun rief er den Knaben herbei, der inzwischen einen großen Strauß blauer Glockenblumen gepflückt hatte, und jetzt scheu und zögernd näher trat. Es war das liebliche, schöne Gesicht der Mutter — nur die Augen waren so ganz anders. Er hatte mir endlich willig das Händchen gereicht, war aber sichtlich froh, als ich ihn wieder losließ und der Vater sich erhob. Noch ein Händedruck, ein freundliches Kopfnicken und dann schritt er, das Kind an der Hand haltend, den Fußpfad hinab. Auch ich stand auf und wanderte, in Gedanken versunken, nach der entgegengesetzten Seite weiter. —

Am Abend zur bestimmten Stunde kam er wirklich die Straße herab nach der „Krone" geschritten.

„Ei seht doch — das ist ja Herr Nolten," rief der Wirt verwundert, der neben mir unter dem Thore stand. „Der thut ja gerade, als wollte er einmal einen Schoppen bei uns trinken."

„Das wird er auch,“ erwiderte ich lächelnd. „Herr Nolten ist mein Gast.“

Der Wirt riß die Augen weit auf und maß mich vom Kopf bis zu den Füßen. Inzwischen aber war Nolten näher gekommen und grüßte und damit war unser Gespräch auch abgeschnitten. Mir war aber in diesem Augenblick ein Einfall gekommen, wie ich den Menschen in ihrer Einsiedelei da oben vielleicht einen Dienst erweisen konnte. Wenn ich dem Wirt irgend eine Geschichte erzählte, die geeignet war, Herrn Nolten bei der Frau Kapselfabrikant und den übrigen Honoratioren in günstiges Licht zu setzen, dann that ich gewiß etwas Gutes — wenn die Geschichte auch erlogen war. Eigene Pfade suchen ist nur die Sache weniger Menschen. Die meisten traben auf der Straße weiter, auf die man sie setzt, und hat man ihnen eine Melodie nur verständlich genug ins Ohr geblasen, dann glauben sie auch an die Trefflichkeit derselben und meinen es sei ihre eigene. Wenn ich um die Noltensche Familie etwas Glorienschein wob, dann war alles aus dem Wege geräumt, was einst vielleicht doch störend in ihr Idyll greifen konnte. Es handelte sich nur darum, etwas zu finden, das für die „Gesellschaft“ von Moosbrunn auch wirklich Glorienschein war, und das ging nicht so leicht. Nun — vielleicht brachte mich die Geschichte des Mannes auf die richtige Fährte. Denn die Geschichte eines Verbrechers — nein, das war es kaum, was ich heute zu lesen bekommen würde.

Wir saßen fast zwei Stunden lang in der prächtigen Abendkühle beim Glase Wein und diese zwei Stunden brachten uns einander so nahe, wie ich mir nicht hätte träumen lassen. Ich hatte mir Nolten als einen Mann gedacht, dem herbe Schicksale eine harte Rinde um das Herz gezogen hatten, als einen verschlossenen, verbitterten Menschen, aber ich hatte mich gründlich getäuscht. Ich fand nur Scheu, eine gewisse Furcht, aber keine Spur von Bitterkeit, von Menschenhaß, ich fand keine verschlossene Natur, deren Glut sich nur gewaltsam, wie Lava den Stein durchbricht, hervordrängt, sondern einen offenen, beständig warmen und überquellenden und doch tief empfindenden Menschen. Weder seine Schicksale noch seine Einsamkeit hatten ihn verhärtet, und wenn er die Menschen scheute, so war ihm der Mensch doch teuer geblieben und er war über das Fortschreiten der Welt besser unterrichtet und nahm innigeren Anteil daran, als Tausende und Tausende, die mitten in dem brausenden Strom stehen.

Das machte mich nur noch mehr gespannt auf das Manuskript, das er mir versprochen hatte, und das er mir beim Abschied in die Hand drückte. Dabei waren seine Augen feucht und seine Hände zitterten und seine Stimme klang noch weicher und wärmer, als er mir zuflüsterte: „Wenn Sie lesen, denken Sie immer dabei, daß ich jetzt glücklich — so glücklich bin!“

Als wir uns getrennt hatten, schritt ich so rasch, als ich konnte, nach meiner Wohnung. Ich stürzte die Treppe hinauf, verriegelte die Thür hinter mir, zündete meine Lampe an und nahm das Manuskript vor. Meine Hausfrau fragte an, ob sie mich noch sprechen könne, aber ich antwortete „nein“, ich sei dringend beschäftigt. Die Briefe, die auf meinem Tische lagen, besah ich nur flüchtig, ich war nicht imstande, meine Ungeduld nach der Lektüre zu bezähmen. Und dann las ich mit fieberhafter Hast, die ersten Seiten überspringend, wie eine Frau, der die „Geschichte“ nie schnell genug anfangen kann.

Was ich las, soll hier wortgetreu verzeichnet sein. Es bedarf keiner Korrektur und noch weniger eines Kommentars. Jeder, dem das Schicksal Wunden schlug, wird es miterleben und den andern wird es doch wie ein Hauch aus den Abgründen der Welt entgegenwehen, an denen wir alle dahinschreiten, meist ohne eine Ahnung von den Gefahren zu haben, denen wir entgangen sind.

Und nun mag der Freund, denn das ist mir Nolten heute, selber sprechen — wie er es will.

* * *

Es sind jetzt zwölf Jahre her — so beginnt das Manuskript — daß ich mich zum erstenmal vermählte. Die Heirat war, wie man zu sagen pflegt, eine Liebesheirat. Ich hatte Josepha auf einem Balle kennen gelernt und mein leichtentzündliches Wesen faßte sofort Feuer für sie. Die Reize ihrer Gestalt, die durch die Balltoilette in das günstigste Licht gesetzt wurden, ihre freundlichen Blicke, ihr Lächeln, die Aufmerksamkeit, die sie mir bewies, und dazu das ganze aufregende Gewirre, dieses Gewoge von knisternder Seide, duftenden Haarlocken und schimmernden Nacken, das Strahlen der Lustres, die lockenden Walzerklänge, die heiße, berauschende, von Fächern bewegte Luft — wie sollte ein zwanzigjähriger junger Mensch und dazu ein Mensch meiner Art, dem das Blut wie Blitze durch die Adern schoß, all dem widerstehen! Ich erklärte mich noch an demselben Abend, fand Gehör und dann wurde stürmisch die Heirat betrieben.

Josepha war die Tochter eines höheren Staatsbeamten, der seiner Witwe nichts hinterlassen hatte, als seine Pension und — Schulden. Die Mutter war deshalb frühzeitig darauf bedacht gewesen, ihr Kind zur Braut zu erziehen, das heißt, ihr alles auf den Weg zu geben, womit man einem Mädchen die Aussicht auf eine „gute Partie“ zu eröffnen meint. Josepha sprach ein wenig französisch, sie war imstande, die neuesten Operetten-Potpourris zu spielen, sie zeichnete ganz allerliebst und sie wußte selbst dann etwas zu sagen, wenn man von Darwin, Kant oder Schopenhauer sprach. Dazu war sie eine Virtuosin in der Auswahl ihrer Toiletten und eine Meisterin in jenen kleinen Künsten, durch welche auch weniger von der Natur begünstigte Mädchen anzuziehen und zu fesseln verstehen. Diese Erziehung kostete natürlich viel Geld, und um sich die Sache zu erleichtern, hatte Frau von W. ihre zweite Tochter, die um sechs Jahre jünger war als Josepha, zu einer alten kränklichen Tante gegeben, die auf dem Lande wohnte. So war für die beiden Mädchen gesorgt und beiden konnte es einmal an einem Bräutigam nicht fehlen. Josepha hatte ihre „Erziehung“ und Gabriele die kleine Erbschaft, die ihr sicher zufallen mußte, wenn sie bei der alten Frau bis zu ihrem Ende wacker aushielt.

Unsere Ehe ließ sich zunächst ganz gut an. Ich

war in meine Frau bis über die Ohren verliebt und beständig in einer Naserei ohnegleichen. Stundenlang konnte ich neben ihr sitzen, mit ihren goldflimmernden Stirnlocken spielen, ihre schlanken weißen Hände an meine Lippen pressen, ihre Wangen, ihren Nacken streicheln, und dieses Spiel hätte gewiß stets länger als Stunden gewährt, hätte nicht immer sie mich daran gemahnt, daß wir wichtigere Dinge zu thun hatten als Küssen und Kosen. Bald war ein neuer Hut zu kaufen, bald eine musikalische Matinée zu besuchen, bald für die Gäste zu sorgen, die wir mittags oder abends hatten, bald war der Schauplatz eines Unglücks zu besichtigen und bald gab es eine interessante Gerichtsverhandlung. Es kamen endlich Tage, an denen ich keine halbe Stunde mit Josepha allein war, und als ich das einmal leise grollend bemerkte, erwiderte sie lächelnd: „Närrchen — hast du mich denn nicht den ganzen Tag? Begleitest du mich nicht überall hin wie ein Wächter? Ah — ich weiß. Oeffentlich kannst du mich ja nicht küssen, nicht wahr? Aber sage doch — wird dir das ewige Küssen denn nicht langweilig? Wir wissen doch, daß wir uns lieben! Es wäre aber bei dir fast nötig, daß ich mir eine Friseuse für den ganzen Tag hielte." Ich sah sie verwundert an und sagte, mehr um nur etwas zu sagen, als in der Absicht, sie von neuem herauszufordern: „Aber man küßt doch nicht immer. Man spricht, man unterhält sich . . ." Sie unterbrach mich lachend. „Mann und Frau! Haben wir uns denn so viel Neues zu erzählen? Amüsierst du dich nicht viel besser in Gesellschaft?" — Nun schwieg ich, denn ich fühlte schmerzlich, daß etwas Fremdes zwischen uns empor stieg, daß der ideale Schimmer, in den das Goldköpfchen gehüllt war, ein wenig zu schwinden begann.

Andere Dinge kamen bald dazu. Ich besaß soviel Vermögen, daß ich unabhängig leben konnte, aber nicht soviel, um in diesem Stil zu leben. Josepha schien von dem Wert des Geldes keine Ahnung zu haben. Ich war damals noch nicht so reif, daß ich diesen Wert ganz begriffen hätte. Ich war immer frei und unumschränkt gewesen und soweit dachte ich noch nicht, daß es im Grunde genommen das Geld allein ist, das uns unsere Freiheit wahrt, das uns in den Stand setzt, ganz dem Guten und Schönen zu leben. Ich dachte damals, wie gesagt, über solche Dinge noch nicht nach, ich befand mich noch auf dem Standpunkt jener Leute, die, obwohl ihr ganzes Thun danach geht, ihre Kasse zu füllen, doch von dem Geld in verächtlichem Tone sprechen, als sei es das Widerspiel aller Poesie, die verkörperte Gemeinheit. Deshalb warnte ich Josepha selbst dann noch nicht, als ich klar erkannte, wohin dieses Treiben führen mußte, aber umsomehr wurde die Wand, die sich zwischen uns emporrichtete, verstärkt. Wenn ich auch schwieg, so litt ich doch dabei nicht wenig, wenn ich sah, wie gedankenlos sie unsere Habe vergeudete. Nicht daß sie darauf ausgegangen wäre, sich besonders kostspielige Genüsse zu verschaffen, die doch immerhin Genüsse gewesen wären. Es schien vielmehr, als wäre sie, seitdem sie Geld in Händen hatte, von einem Fieber ergriffen worden, das sie trieb, dasselbe nur so rasch als möglich auszugeben. Eine krankhafte Kauflust veranlaßte sie, alles zu kaufen, was ihr nur irgend in die Augen fiel, und unsere Wohnung glich bald einem Museum aller möglichen zwecklosen und unschönen Dinge. Und verwandte Triebe beherrschten sie auch sonst. Das langweiligste Konzert mußte besucht werden, wenn es etwa von einer Freundin erwähnt worden war, die albernste Farce mußte mit angesehen werden, wenn man davon sprach, und es gab keine noch so unsinnige Mode, für die sie nicht schwärmte.

So enthüllte sich mir ihr oberflächliches Wesen von Tag zu Tag mehr. Ich sah immer tiefer durch den Flitter ihrer sogenannten Bildung und erschrak über die Nichtigkeit ihres Denkens und dem Mangel an jeglichem Bildungstrieb. Sie warf manchmal ganz verwirrend naturwissenschaftliche und kunstgeschichtliche Thatsachen, die mir selbst fremd geblieben waren, ins Gespräch, aber nur den „Hamlet" oder den „Lear" im Theater zu sehen, das langweilte sie schon. Es gab fast nichts, woran sie nicht ein flüchtiges Interesse nahm, und nichts, was ihr ein tieferes erweckte. Sie war unruhig, aufgeregt, nervös, und in mir wogte die Leidenschaft. Sie war Strohfeuer, während mein ganzes Wesen nach Wärme verlangte.

Das alles erkannte ich damals nicht so scharf und nur in einzelnen Stunden stand die Wand zwischen uns da und es war gerade als ob sich die Liebe in Abneigung verwandelt hätte. Wenn sie aber dann heiter, gut gelaunt neben mir saß, wenn sich meine Augen an dem pikanten, blassen Gesichtchen und den anmutigen, runden Linien ihrer zierlichen Gestalt erfreuten, dann war aller Verdruß überwunden und ich vergaß, was in anderen Stunden durch meinen Kopf gegangen war. Zudem erfüllte ich ja immer noch alle ihre Wünsche und sie hatte keine Ursache anders als liebenswürdig gegen mich zu sein.

Aber es sollte anders kommen, schneller als es den Anschein hatte. Es kam ein Tag, an dem es mir war, als müßte die Scheidewand zwischen uns nun wieder niedergerissen werden. Ich hielt ein Kind in meinem Arme — ein kleines Geschöpf, das mich selig machte und das die Mutter zu verwandeln schien. Der einzige Quell, der tief aus ihrem Herzen ging, war aufgeschlossen worden, und so gab es doch einen Punkt, an dem sich unsere Naturen fanden. Aber das Kind starb. Der Arzt, den wir damals hatten, war ebenso berühmt, als rauh und offen. „Danken Sie Gott," sagte er zu mir, „es ist besser so. Besser für Sie und für das arme Geschöpf, das der Welt doch nur zum Unheil geworden wäre. Sie haben eine moderne ‚Dame' zur Frau, die Blüte unserer gesellschaftlichen Verhältnisse. Das gibt immer Kinder, die besser sterben. Haben kein Blut — nichts als Nerven, Nerven und wieder Nerven. Danken Sie Gott und verhätscheln Sie die Frau nicht, wappnen Sie sich mit Grobheit." Heute sage ich mir, daß der Mann vielleicht nicht ganz unrecht hatte, damals war ich empört über ihn, im Innersten entrüstet, und als Josepha später einen andern Arzt verlangte, gab ich gerne nach. Der berühmte Name hatte sie so lange alle Unhöflichkeiten des Professors erdulden lassen, Worte, die,

wären sie ihr von einem andern gesagt worden, sie sofort zu seiner Totfeindin gemacht hätten. Aber endlich war auch der Name des Arztes nicht mehr imstande, Josephas Groll zu überwinden, und ich verabschiedete ihn. Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß das der Knotenpunkt meines Schicksals werden sollte.

Durch die langen Leiden ohnehin geschwächt, hatte sie der Tod des Kindes schwer getroffen. Sie wurde nicht mehr gesund, sie kränkelte beständig und ihre Reize verblühten rasch. Ich erlebte an meiner Ehe das traurige Beispiel jener Verbindungen, deren Kitt nur äußere Vorzüge sind. Eine Liebesehe, die zu einem schlimmeren Ende führen muß, als die nüchternste Verstandesheirat. Wenn sie in Gesellschaft ging oder Besuche empfing, dann wußte sie durch Toilettenmittel ja noch immer das Geschwundene bis zu einem gewissen Grade wieder herzustellen und dann flammten auch ihre Lebensgeister wieder für kurze Zeit auf und sie entwickelte eine prickelnde Liebenswürdigkeit, die genug Bewunderer fand. Aber mich empörte diese Lüge und wenn wir allein waren, dann gab sie sich ja auch gar keine Mühe, die Lüge fortzusetzen, dann war sie die reizlose, abgespannte, mißgestimmte Frau, die nicht die mindeste Lust empfand, ihren Mann zu erobern. Es schien im Gegenteil, als betrachtete sie diesen nur als eine willkommene Beute für ihre Launen. Sie liebte es, beständig zu seufzen und zu jammern und mich für alles Unangenehme verantwortlich zu machen. Entgegnete ich nur ein Wort, so brach sie in Thränen aus oder bekam gar Krämpfe und Ohnmachten. Das Unbedeutendste, was ich sprach, reizte sie zur Widerrede, und schwieg ich, so brach sie irgend etwas vom Zaune, das zu Erregungen führen mußte. Ich konnte mich manchmal des Gedankens nicht erwehren, daß mich dieses Weib haßte, obwohl ich mich da sicher irrte. Das alles war kaum etwas anderes als die Folge ihres krankhaften Zustandes und der Erkenntnis der Verschiedenheit unserer Naturen, der Gewißheit, daß sie mich nicht glücklich machte und mit mir nicht glücklich sein konnte.

Ich litt unsäglich, denn ich entbehrte alles, wonach mein Herz lechzte. Man kann Krankheit, Sorge und Elend vergessen, man kann ohne Thränen die Schönheit eines Weibes verblühen sehen und die Verständnislosigkeit ertragen, wenn nur das Gemüt seine Zauber spinnt, wenn nur die Herzlichkeit nicht fehlt. Aber Josepha war kalt und stumpf, sie war keiner zärtlichen Regung fähig und fand nie ein warmes Wort. In meiner Brust drängte und wogte es beständig, ich durstete nach Liebe, ein Frühling voll quellender Knospen war in mir, aber ich sah nichts als Schnee und Eis — und ich besaß eine Frau, die ich aus Liebe geheiratet hatte!

Ich war nicht so hart und so blind, sie allein anzuklagen. Ich bemühte mich wohl, ihr alles nach Wunsch zu thun, aber ich war doch kaum imstande, mich in ihre Seele hineinzudenken, und sie litt vielleicht nicht weniger als ich. Der größere Teil der Schuld lag an mir — warum hatte ich um sie geworben! Und auch der Rest von Schuld — war das nicht die Schuld ihrer Eltern? Hatten sie sie nicht zu einer Kranken erzogen? Es gab Stunden, in denen ich an Trennung dachte. Aber durfte ich sie verlassen? Machte sie sich eines Vergehens schuldig, das eine Trennung rechtfertigen konnte? Nein, — hundertmal sagte ich mir nein — es gab kein Entrinnen, ich mußte tragen, was ich mir selber aufgebürdet hatte.

Und diese Last wuchs plötzlich zu einer furchtbaren, erdrückenden an, als Josephas Schwester in unser Haus kam. Ich hatte Gabriele nur zweimal gesehen. Bei unserer Hochzeit — da war sie ein dreizehnjähriges Kind — und dann, ein Jahr später, bei dem Begräbnis der Mutter. Und nun kam sie mit dem Frühling ihrer achtzehn Jahre, voll aufgeblüht und taufrisch wie eine junge Rose. Und alles, alles, was in meiner Seele war, klang in dieser wieder; was eines sprach, hatte das andere gedacht, und was mich im Innersten bewegte, das lockte auch ihr die Thränen in die Augen oder ein Lächeln auf die Lippen. Ich lebte plötzlich wie in einer Märchenwelt. Ich hatte ein Geschöpf gefunden, das sich mit mir begeisterte und mit mir empörte, das sich mit mir langweilte und mit mir freute. Ein Weib wandelte an meiner Seite, dem alles Tand war, woran Josepha hing, und die noch wärmer und inniger sich in Hohes und Schönes versenkte, als ich. Wenn wir so beisammen saßen und plauderten — über Dinge, die seit Jahren nicht mehr über meine Lippen gekommen waren — und wenn ich sah, wie dabei ihre Wangen sich höher färbten, wie ihre dunkelblauen, herrlichen Augen aufleuchteten, wie ihr Busen sich hob, wie ihr ganzes Wesen erglühte — da fragte ich mich, ob ich denn nicht träume, ob es denn möglich sei, daß zwei Geschöpfe sich so zu einander finden können. Ich war ein neuer Mensch geworden, ich empfand wieder mit Wonne das Gefühl zu leben, die ganze Welt verjüngte sich mir und alles wurde mir Farbe, Duft und Klang. Erstorbenes lebte plötzlich wieder auf, ich hörte wieder Musik, wenn ich in einem Konzerte war, und konnte bei Schiller und Shakespeare schwärmen, wie ich einst als Student geschwärmt hatte. Wo ich stand und ging, begleiteten mich diese großen, tiefen Veilchenaugen, in denen ein unendliches Gemüt dämmerte, und oft bebte und zitterte ich und es war mir, als hätten ihre braunen Locken meine Wange gestreift. Kein Augenblick, der mir das Verhängnisvolle dieses Zustands zum Bewußtsein gebracht hätte, ich lebte im Traum und dachte weder daran, daß ich verheiratet war, noch daß ich dieses Mädchen liebte. Wer so glühenden Durst empfindet, der trinkt und fragt nicht erst, ob der blinkende Quell vielleicht Gift mit sich führt. Und dann war kein Begehren, kein Wunsch in meiner Seele. Gabriele war bei mir, Tag um Tag, fast Stunde um Stunde. Ich zeigte ihr die Stadt, fuhr mit ihr in die Museen, in die Theater, nach den schönen Punkten der Umgebung. Wir sprachen und schwärmten zusammen, unsere Seelen gehörten sich ganz, wir lebten ein Traumleben und ich mußte daraus erst erwachen, um wieder ganz Mensch zu sein.

Vierzehn Tage blieb Gabriele bei uns, dann mußte sie zurück zu der alten Frau. Josepha, die in der letzten Zeit, wenn sie nicht in Gesellschaft ging, am liebsten auf ihrer Chaiselongue lag, Süßigkeiten knusperte und französische Romane las, riß sich aus ihrer Trägheit

empor und begleitete gemeinsam mit mir die Schwester nach dem Bahnhof. Als wir dann in demselben Wagen allein zurückfuhren, war es mir, als ob man mir das Liebste in das Grab gesenkt hätte, und ich fragte mich schaudernd, ob es mir nun noch gelingen werde, so weiter zu leben wie bisher. Ich hatte das Gefühl eines Menschen, der am Strande steht, halb sinnlos, fiebernd dem Schiffe nachblickt, das ihm alle seine Güter entführt, und dann erst zum Bewußtsein, zur vollen Erkenntnis seiner Lage kommt, wenn plötzlich das Segel hinter dem Vorgebirge verschwindet und er nichts mehr sieht als die trostlose, erdrückende Einsamkeit der in der Ferne verdämmernden Flut. Unser Abschied war kurz gewesen, stumm, fast kalt. Eine seltsame Beklemmung lag auf mir, ich war nicht imstande, ihr in die Augen zu sehen, und als sie mir ihre Hand reichte, floß es wie ein Eisstrom über meinen Körper. Sie entzog sie mir rasch, ehe es mir eingefallen war, sie zu drücken. Und nun begann es plötzlich in meiner Brust wild zu hämmern, alles drängte fieberheiß nach meinem Kopfe und vor meinen Augen wallte es wie glühende Nebel. Das letzte Signal ertönte, die Lokomotive pfiff, und hätte mich Josepha nicht am Arme gefaßt, das Trittbrett hätte mich vielleicht mitgerissen und unter die Räder geschleift. Und dann saßen wir in der Kutsche, die mir jetzt wie ein Gefängnis erschien. Der Platz Gabrielens war leer — das Märchen war zerflattert — alles war wie entzaubert und der krystallene blaue Himmel, die linde Frühlingsluft, der helle Sonnenschein, der auf den Straßen lag, alles verdroß mich und schmerzte mich wie Geißelhiebe.

Josepha unterbrach zuerst das Schweigen.

„Dir scheint der Besuch nicht viel Freude gemacht zu haben," sagte sie nicht ganz ohne Spitze. „Galanterie ist deine Sache nicht — ich weiß. Es mag dir recht langweilig gewesen sein, den Backfisch überall herumzuschleppen, aber man konnte ihr den Wunsch nicht abschlagen, sie ist doch meine Schwester."

„Die Landluft scheint ihr ganz gut anzuschlagen," erwiderte ich, als sie mich, wahrscheinlich verwundert über meine verlorene Miene, fragend ansah.

„Eigentlich zu gut. Sie hat Wangen wie ein Bauernmädchen und das sieht abscheulich aus. Und sonst wäre sie gar nicht so übel — findest du nicht?"

„Eine schöne Erscheinung."

„Nur zu robust, alles zu gesund. Und dann weiß sie gar nichts aus sich zu machen. Alles so provinzmäßig, unmodern, und ihre Kleider sitzen, als ob sie gar nicht für sie gemacht wären. Sie hat keinen Chik. Und auch die Haltung, der Gang, sie hat so etwas Täppisches. Wenn sie sich mehr Tournüre geben und ihre Haare über der Stirne abschneiden möchte und wenn sie dann noch etwas Puder auflegt — ich sage dir, George, sie ist gar nicht so übel."

„Ich bin ganz deiner Meinung."

„Es ist doch riesig, was so eine Landerziehung macht. Sie ist doch nicht dumm, aber was gibt sie für Naivetäten zum besten! Man sollte nicht glauben, daß wir Schwestern sind. Habe ich nicht recht, George?"

„Gewiß."

„Wenn sie deine Frau geworden wäre! — O, ich weiß, was du sagen willst — wozu denn lügen? Ich weiß recht gut, was du an mir auszusetzen hast. Ich bin dir nicht gescheit genug, ich habe kein Verständnis für deine hohen Gedanken. Nun — und wenn du Gabriele bekommen hättest! Armer George, was hättest du erst mit der Landpomeranze gemacht!"

Josepha war lange nicht bei so guter Laune gewesen. Der Vergleich mit ihrer Schwester that ihr offenbar wohl und heiterte sie auf. Sie lächelte und sah mich fast mitleidig an.

„Armer George! Stelle dir nur eine solche Frau vor und dann wirst du dir selber nicht mehr so zürnen, daß du mich genommen hast."

„Wann habe ich dir je so etwas gesagt?" fuhr ich auf. „Mache ich dir vielleicht Vorwürfe oder Szenen?"

Sie seufzte. „Mein Gott — als ob es der Vorwürfe bedürfte! Ich weiß, daß du nicht glücklich bist. Glücklich — ach, wer ist es denn? Gibt es ein Glück, das Dauer hat? Was ist das Menschenleben?"

„Du sprichst ja heute wie ein halber Philosoph."

„O ich lese jetzt viel und dabei gehen mir über manches die Augen auf. Und ist es nicht so, ist es denn anders? Was ist Glück, wie kann man es sich verschaffen? Ich denke, daß es ein Rausch ist, daß man alles vergessen, sich hineinstürzen muß — daß es eine Art Wahnsinn ist — ach, was schwätzen wir da und ich wollte doch noch einen Besuch bei der Frau von Tepsa machen. Gehst du mit, George?"

„Nein, ich danke. Ich glaube, daß deine Freundin kaum viel Freude an mir hätte."

„Du kannst sie nicht leiden."

„Weil diese krankhaft überreizte Person kein Umgang für dich ist."

„Sage lieber, weil du ein Frauenfeind bist. Weil du besser ins Kloster gepaßt hättest — ja, ja. Du hättest gar nicht heiraten sollen, oder höchstens einen Blaustrumpf. Und die schmähst du ja auch. Wie soll man es dir eigentlich recht machen? Die einen sind dir zu gescheit, ich bin es zu wenig. Melanie ist eine krankhaft überreizte Person und Gabriele ist eine Landpomeranze —"

„Du vergißt, daß ich kein Wort über deine Schwester —"

„Aber du denkst dir's. Ich kenne dich. Du bist ungalant, du bist ein Frauenfeind — o, ich könnte dir alles sagen, was du denkst. Willst du hier aussteigen oder soll ich den Kutscher —"

„Nein, ich steige aus. Adieu."

„Adieu. Du könntest auch — nein, aber höre. Wir werden den Doktor Martineau auszahlen, ich glaube, er versteht auch nicht viel. Melanie hat einen ausgezeichneten Arzt, Dr. Barde; ich fühle, daß der mich kurieren wird, ich sprach schon ein paarmal mit ihm, es ist ganz etwas Anderes."

„Wie du willst."

„Nun dann ist es gut — wenn es dir nur recht ist. Adieu!"

„Adieu!" — —

Vier Wochen später war Gabriele wieder in der Stadt und die Wogen schlugen über mir zusammen. Armes Mädchen! Was für furchtbare Dinge hast du

erdulden müssen! Und wie hat das Leben sich vor mir erschlossen, daß ich heute noch mich der Schauder nicht zu erwehren vermag und noch in der Erinnerung zurückbange vor diesen Untiefen und Klippen, vor diesen Fußangeln und Fallstricken.

Es war an einem Sonntage, ich war allein zu Hause, als das Dienstmädchen plötzlich die Thüre meines Arbeitszimmers öffnete und meldete: „Fräulein Gabriele."

Träumte ich denn noch immer? Ich rührte mich nicht und sah das Mädchen starr an, als zweifelte ich auch an ihrer Wirklichkeit.

„Fräulein Gabriele," wiederholte sie, und nun sprang ich auf und eilte hinüber in den Salon.

Da saß sie leibhaftig und als sie mir die Hand reichte, konnte ich nicht anders als verlegen stottern: „Sind Sie es denn wirklich, Gabriele?"

„Ich bin es wirklich," antwortete sie lächelnd. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie störe."

„Stören — das ist ja unmöglich!" flammte es auf in mir.

Wie schön erschien sie mir, wie wunderschön! Ich hätte sie nur gleich in meine Arme reißen und an mein Herz drücken mögen.

Sie hatte errötend die Augen gesenkt und als sie wieder aufsah, war das Lächeln von ihren Lippen geschwunden und ich bemerkte einen schmerzlichen Zug in ihrem Gesichte, den nur die letzten Wochen in dasselbe gegraben haben konnten.

„Ich werde nicht lange bleiben," sagte sie, ohne mich anzublicken. „Eine Freundin von mir, Christine Barde, wird nächstens ihre Hochzeit haben. Sie heiratet einen Professor Klausner von hier und bat mich, sie bei ihren Einkäufen zu begleiten. Wir kehren übermorgen wieder zurück, ich kann aber nicht gehen, ohne euch aufgesucht zu haben."

„Das hätte Ihnen Josepha gewiß übelgenommen, Gabriele. Und ich —"

„Ah, da bist du ja!"

Josepha rauschte herein und die beiden umarmten sich. Und während meine Augen sich auf die beiden Frauen hefteten, glaubte ich meine Brust müsse zerspringen und ich sagte mir: Lieber eine Kugel in den Kopf, als so weiter leben!

Ich bin kein Held. Ich habe nichts von diesem furchtbaren Willen, von dieser Riesenkraft, von diesem unendlichen Entsagungsmut. Aber was ich an Kraft in mir hatte, das bot ich auf und ich war schon so weit, daß ich alle Hoffnungen von mir wies, alle tollen Entschlüsse zurückdrängte und sagte: „Dulde, dulde! Du trägst nicht mehr, als du dir aufgebürdet hast."

Aber jetzt war das alles verweht, vergessen. Die Leidenschaft raste in mir, jede Fiber zuckte, in jeder Ader hämmerte und pochte es. Nur gewaltsam hielt ich mich noch zurück, sonst wäre ich neben der Schwester hingestürzt, neben meinem Weibe, und hätte meine Hände zu dem süßen Geschöpf erhoben. Ich verglich nun nicht mehr, ich wog keine Vorzüge und Schwächen mehr ab, ich dachte nicht mehr an die Stunden, in denen sich unsere Seelen gefunden hatten, ich wußte nichts mehr von dem Gleichklang unserer Naturen — ich sah nur mehr dieses rosige, blühende Gesicht, diesen weißen Hals, diese langen, dunklen Wimpern, die leise Schatten auf die Wangen warfen, und wie mit magischer Gewalt zog es mich näher und näher, bis ich endlich, mich bezwingend, die Augen schloß und die Hände krampfhaft in eine Stuhllehne bohrte.

Ich war ein Verbrecher damals, ich weiß es. Es gibt kein Recht der Leidenschaft, es darf keines geben, ich habe mich nie darüber getäuscht. Aber kann diese Erkenntnis die Leidenschaft selbst aus der Welt schaffen? Nein. Wohl dem Starken, der sie zu bändigen vermag. Der Schwache unterliegt, aber er findet das Glück nicht in dem brausenden Strom — nur den Kampf. Und wie habe ich gekämpft — was für eine Sühne wurde mir auferlegt! Ihr glaubt nicht mehr an eine Gerechtigkeit und sagt: das Böse siegt und das Gute unterliegt. Aber eines ist Märchen wie das andere. Es gibt nur wenig ganz Schlechte, nur wenig Böses, das nicht die Leidenschaft gebiert. Wer sich aber nur fortreißen laßt von den Dämonen in seiner Brust, der leidet unter den Folgen seiner That, denen er sich nicht entziehen kann, vor denen es keine Flucht gibt. Jahrelang habe ich gelitten, jeden Tag mir tausendmal den Tod herbeigesehnt, aber ich durfte nicht sterben, nicht einmal der Tod war mir gegönnt. Er lag in meiner Hand, niemand hinderte mich daran, ein Ende zu machen. Aber verzweifelnd, ohne an jenen Hoffnungsschimmer zu glauben, gemartert von allen Dämonen der Hölle, hielt ich doch aus. Ich weiß nicht was für eine finstere oder göttliche Macht es war, die mich so bezwang. War es noch Leidenschaft — war es die Pflicht? Ich bin glücklich geworden, all dieses entsetzliche Ringen liegt weit hinter mir. Aber wenn ich mich ganz in den Wirbel jener Tage versenke, dann öffnen sich alle Abgründe wieder, die Geister des Wahnsinns und des Verbrechens umkreisen mich im tollen Tanze. Ich schaudere zurück vor dem häßlichen Spuk und vermag die verwirrten und verlorenen Fäden kaum wiederzufinden.

Gabriele! An ihrem Bild raffe ich mich wieder auf und die ganze Glut, die damals durch meine Adern rollte, empfinde ich wieder. Meine Blicke hefteten sich mit immer heißerem Verlangen auf die herrlichen, kräftigen und doch weichen Linien ihrer Gestalt, jedes ihrer Worte brauste wie ein blütenweckender Frühlingssturm durch meine Brust, und als sie sich dann wieder zu mir wandte und ihre großen seelenvollen Augen in die meinen leuchteten, da glaubte ich, jetzt und jetzt müßten mir die Sinne schwinden. Ich weiß nicht mehr, was gesprochen wurde, was ich sprach. Es müssen gleichgültige Dinge gewesen sein, denn jedes andere Wort hätte sich wie flammende Eisen in meine Erinnerung gebrannt. Ich weiß nur mehr, daß Gabriele meiner Frau versprach, für den Rest des Tages unser Gast zu sein, und daß mich Josepha, als wir beim Mittagessen saßen, fragte, ob ich krank sei.

Ich war nicht krank, aber ich war verloren, ich konnte keinen Halt mehr finden. Immer an ihrer Seite und jeder Blick, jeder Ton drang in die Tiefen meines Wesens und fachte die Gluten von neuem an! Und immer rosiger blühten ihre Wangen, immer feuchter schimmerten ihre Augen, mit jeder Minute

wurde sie schöner und nie hatte sie sich mir so freundlich, mit solch verwirrender Herzlichkeit zugeneigt, als in diesen leise herandämmernden Abendstunden. Von all dem was gesprochen wurde weiß ich nur wenig, und darunter ist kein einziges Wort meiner Frau. Mir ist es, als wären wir allein gewesen, und doch war dem nicht so, denn ich erinnere mich, wie Josepha plötzlich aufstand und uns mit dem Bemerken verließ, sie wolle nach den Dienstboten sehen. Und dann erinnere ich mich, daß meine Augen mit denen Gabrielens zusammentrafen, daß sie, wie von einem plötzlichen Schmerz getroffen, ihre Hand an den Busen preßte und tief aufseufzte, und daß ich sie starr und stumm ansah, bis sie ihre Lider senkte.

Aber kaum eine Minute lang saß sie so da, dann sprang sie mit einer jähen Bewegung auf und trat ans Fenster.

„Wie schön es heute ist,“ sagte sie leise und dabei zitterte ihre Stimme, daß ich den Rest meines Bewußtseins verlor.

Ich war ihr gefolgt und stand nun neben ihr. Die warme Frühlingsluft trug den Duft von Rosen und Jasmin herüber, an dem blaßblauen Himmel schimmerte der Abendstern. Die Wipfel der Bäume rauschten leise, der Wechselgesang zweier Amseln tönte hell herauf.

Sie sagte nichts mehr und atmete nur heftig. Aber kaum war ich neben ihr, so wandte sie sich schon wieder ab und trotz ihrer schnellen Bewegung sah ich doch, daß sie weinte.

Und ehe sie noch einen Schritt weiter thun konnte, lag ich vor ihr und umklammerte ihren Leib mit meinen Armen.

„Um Gotteswillen!“ stammelte sie, „was thun Sie!“

„Gabriele — du hast mich lieb!“

„Nie — nie — o woran denken Sie. Stehen Sie auf, George — stehen Sie auf.“

Sie suchte sich mit Gewalt von mir loszulösen, aber der dunkle Purpur auf ihren Wangen, ihr wildes Atmen, der heiße Glanz ihrer Augen berauschte mich nur mehr.

„Du liebst mich, Gabriele — so glühend, wie ich dich liebe — du wirst mein sein —“

„Nie — nie. Was haben Sie in mir aufgejagt, George! Ich habe geträumt, ich war blind! Mein Gott — sagt Ihnen denn nichts, nichts, daß wir ein Verbrechen — o lassen Sie mich, George, lassen Sie mich, oder ich rufe Josepha. Ich kann nie die Ihre sein — niemals — niemals —“

„Das wirst du mir schwören,“ antwortete eine schneidende, zornbebende Stimme.

Ich sprang auf, Josepha stand vor uns. Sie hatte die Thür des Nebenzimmers geöffnet und sah verächtlich, höhnisch auf ihre Schwester, während ihre ganze Gestalt zitterte.

Gabriele hatte sich hoch aufgerichtet und ihre Augen flammten. Aber plötzlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und schüttelte leidenschaftlich den Kopf.

„Meine Schwester — du bist also meine Schwester!“ stammelte Josepha. „Kannst du nicht wenigstens warten, bis ich in der Grube liege? Oder war es doch die Wahrheit? du willst ihn nicht — nie — nie?“

Sie war mit zwei Schritten neben das Mädchen getreten und ich schrak zurück vor dem wilden Hasse, der aus ihren Augen loderte.

„Du — meine Schwester —“

Und wieder war es, als ob sich etwas wild aufbäumte in Gabrielens Brust. Sie warf den Kopf in die Höhe, ein trotziger Ausdruck schwebte um ihre Lippen und auch in ihren Augen war jetzt etwas wie Haß.

„Du liebst George?“ rief sie in fast drohendem Tone.

„Hätte ich ihn sonst geheiratet?“

Nun sank sie wieder zusammen und barg die Augen wieder in der Hand.

„Du liebst ihn — und ich bin deine Schwester — o Gott — o Gott!“

„Du willst ihn nie — ?“

„Wenn du ihn liebst — und ich bin ja deine Schwester — o mach' ein Ende — laß mich fort — nie, nie wird es sein — ich schwöre dir —“

„Du schwörst — ?“

„Ich schwöre dir — o warum bin ich hierhergekommen, warum mußte das geschehen, warum war ich denn blind! Leben Sie wohl, George — adieu, meine arme Schwester — verzeih!“

Josepha nahm ihre Hand und warf mir einen verächtlichen Blick zu.

„Tröste dich, das hast du in einer Woche vergessen. Geh Kind, geh, und suche dir einen Mann, der nicht der Jugend nachläuft, ein paar frischen Wangen. Das ist keine wirkliche Liebe —“

„Josepha —!“ schrie ich auf.

Aber sie wandte sich nicht einmal um nach mir und führte das Mädchen hinaus.

Ich that keinen Schritt, ich war keines klaren Gedankens mehr fähig, alles wirbelte vor mir auf und nieder. Was war denn geschehen? war ich wahnsinnig geworden — träumte ich nur — oder was war denn? Wie ein beschämter, gedemütigter Knabe stand ich da und nun sank ich gebrochen auf einen Stuhl und schlug mir die Faust vor die Stirne. Was war denn geschehen — was hatte ich gethan? Alles verscherzt und verspielt in einem Augenblick der Tollheit — alles verloren, alles! Und wieviel war das, wieviel! Sie liebte mich — heiß, glühend, wie ich sie liebte — ich konnte nicht mehr daran zweifeln. Dieses Geschöpf, in dem alles lag, wonach meine Seele lechzte, war mein! Inmitten meines Schmerzes überkamen mich die süßen Schauder, ich hörte ihre bebende Stimme, ihren wilden Atem, ihr pochendes Herz, und ich sah ihre Augen, in denen das Bekenntnis brannte, daß wir einander angehörten. Plötzlich war es mir, als sähe ich leuchtende Regenbogen durch das Gewitter glänzen und die Sonne um die brauenden Nebel spielen. Bunte Falter tanzten vor mir, die Blumen dufteten, und eine Musik, die wie leise, ferne Jubelhymnen klang, umschmeichelte mein Ohr. Sie liebte mich und ich konnte der glücklichste Mensch der Welt sein — o, und da war die Nacht wieder da und Donner und Sturm und ich

wußte wieder, wie elend ich war, daß ich hilflos zerschmettert dalag, ein Himmelsstürmer, der zurückgeschleudert worden in die Hölle. Was sollte ich thun — was konnte ich thun? In die Welt gehen — aber würde sie mit mir gehen? Und sterben — sterben — mit dem Bewußtsein sterben, daß das Glück blühte und daß vielleicht doch noch eine Stunde kam, wo man die Hand danach ausstrecken durfte? Als mir der Gedanke durch den Kopf fuhr — da schwebte wohl wieder ein Lächeln auf meinen Lippen. Fand ich auch keinen Ausweg aus diesen Wirrnissen — zum Sterben fühlte ich nicht die geringste Lust. Ich liebte Gabriele und ich wußte, daß sie mich wieder liebe, und das stählte mich und hielt die äußerste Verzweiflung von mir ferne. Immer wieder sah ich den Regenbogen und das Goldgeflimmer der Sonnenstrahlen hinter dem schwarzen Gewölk.

Und in derselben Stimmung verrann mir dann die Zeit. Dumpf in meinem Schmerz verloren und dann wieder dem Traumbild meines Glückes nachhängend, selig in dem Gefühl, daß unsere Herzen untrennbar waren, daß es ein Wesen gab mit derselben leidenschaftlichen Innigkeit, die in mir lebte, und daß dieses Wesen mit dem meinen für ewig verbunden sein mußte — was auch zwischen uns lag. So zog alles an mir vorüber wie Schattenbilder, ich lebte nicht mehr in der Welt, die mich umgab, ich versank jeden Tag tiefer in meine Träume, und dies um so mehr, als zwischen mir und Josepha kein Band mehr bestand, als wir fremder an einander vorüber gingen als fremde Menschen.

Noch an demselben Abend hatte sie eine Szene herbeigeführt, die auch das Mitleid, das in meiner Brust noch für sie aufkeimte, tötete. Von da an kettete mich kein zarteres Gefühl mehr an sie und wenn ich nicht ein gewaltsames Ende herbeiführte, so war vielleicht daran noch mehr meine Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen, entschieden zu handeln, schuld, als die dumpfe Grabesstimme der Pflicht, die mir freilich auch jetzt noch immer zurief: „Dulde und trage, was du dir aufgebürdet hast.“

Ich bin nicht imstande zu sagen, was Josepha vor jenem Tage für mich fühlte. Es gibt ja verschiedene Arten von Liebe, vielleicht empfand sie eine Art dünner, kümmerlicher Anhänglichkeit an mich, die innerhalb des so viel umspannenden Begriffs ehelicher Liebe noch ihr Plätzchen finden kann. Von diesem Tage an aber haßte und verabscheute sie mich. Nicht aus moralischer Entrüstung oder aus Eifersucht — nein, ich durchschaute sie sofort. Sie war **beleidigt**, aufs empfindlichste beleidigt, weil ich ihr ein Mädchen vorzog, das, wie sie meinte, tief unter ihr stand. Sie war empört, weil sie plötzlich erkannte, daß all ihre eingebildeten Vorzüge in meinen Augen keine Vorzüge sein mußten. Hätte ich einer Weltdame den Hof gemacht, so hätte sie vielleicht gleichmütig gelächelt oder hätte mich mit ein wenig Eifersucht gequält. Daß ich ihr aber dieses ungeschliffene Landmädchen vorzog, das drang bis auf den Grund ihres Herzens und jagte die Dämonen der Eitelkeit empor. Ich hatte den Kern ihres Wesens verletzt und sie mußte mich kraft jenes Instinktes hassen, mit dem jedes Geschöpf das auf Vernichtung seiner Art ausgehende haßt. Was sie bisher über unser Verhältnis auch denken mochte, sie mußte doch immer in dem Glauben sein, durch ihre Vorzüge eine gewisse Macht über mich zu besitzen. Sie war die vornehme Dame, die sich an Bildung, gesellschaftlichem Schick und Geschmack in der Wahl ihrer Toiletten allen gewachsen fühlte, die nichts anderes zu hören bekam, als Komplimente und Galanterien und die sehr gut wußte, daß es nur von ihrem Willen abhing, um sofort ein Dutzend Liebhaber vor ihren Füßen zu finden. Und nun war da einer, der ihr plötzlich gezeigt hatte, daß sie gar keine Macht über ihn hatte, weil er keine Empfindung besaß für die Vorzüge, die andere an ihr bewunderten. Sie mußte das Gefühl eines Menschen haben, der, zum Kampf ausschreitend, die Entdeckung macht, daß seine Waffen wertlos sind. Der Degen blitzt in seiner Hand und sein Gürtel ist mit Pistolen besetzt — aber an dem Panzer des Ungetüms bricht der Stahl und prallen die Kugeln ab. Ich war ein solches Ungetüm, und die Wut, die sie darüber empfand, verzerrte ihr Gesicht, daß es in all seiner Zierlichkeit etwas Raubtierartiges bekam und mir häßlich und widerlich erschien, wie die Fratze einer Hyäne.

Ich ließ den Sturm ihrer Anschuldigungen über mich ergehen, ohne ein Wort zu erwidern. Sie war nicht imstande, mich zu reizen oder zu erzürnen, denn mit jedem Wutausbruch entkräftete sie die Vorwürfe, die ich mir selber machte. Statt ihre Blößen zu decken, riß sie sich die letzten Fetzen vom Leibe, eine dämonische Lust, sich ganz zu enthüllen, schien sie erfaßt zu haben, und damit erstarb der Rest von Mitleid in mir, ich vergaß ihre Krankheit, vergaß, was an ihr gesündigt worden, und grausam, herzlos, kalt unterbrach ich sie endlich mit den Worten:

„Wir sind ja nicht aneinander geschmiedet. Eine Ehe kann geschieden werden, und das wird in unserem Falle auch das beste sein.“

Nun schwieg sie und holte tief Atem. Ein Blick traf mich, den ich nie vergessen werde, ein Blick, der mich gewiß zerschmettert hätte, wenn Blicke das könnten. Aber es gelang ihm wenigstens, mich zu demütigen, mich zu beschämen, denn er verriet mir ihre Gedanken und sagte mir sofort, was einen Augenblick später über ihre Lippen floß:

„Damit du der anderen nachlaufen kannst, nicht wahr? O pfui — pfui über euch! Du meinst, weil sie mir geschworen hat, nie die deine zu werden, bin ich nun blind? Wer hält denn solche Schwüre, wer gibt denn etwas darauf? O, ich kenne mich besser aus. Ich will euch den Spaß verderben, ich werde nicht aus deinem Hause weichen.“

„So willst du lieber im Haß neben mir leben?“

„Ja — und wenn auch in Haß. Und du — du — du kannst gleich von Scheiden sprechen? Ich würde mich schämen, nur daran zu denken. Das gäbe ja einen recht netten Skandal, ich würde mich nicht mehr auf die Straße trauen. Und wenn die Schuld auch auf deiner Seite ist, glaubst du, daß ich mich nicht schämen würde, wenn man überall davon spricht, wenn man mich auslacht, bespöttelt, bemitleidet? Nein, ich habe Ehrgefühl, ich will keinen Skandal, ich will keine geschiedene Frau sein.“

„Und wenn ich mich um deinen Willen nicht kümmere — wenn ich gehe —“

Sie trat dicht an mich heran und ihre Augen ruhten verächtlich auf mir.

„Das wirst du nicht thun — ich weiß es, weil ich dich kenne. Man ist doch klüger als ihr meint, und dich kenne ich jetzt durch und durch — ja, ich kenne dich besser als du mich kennst, wenn du es auch nicht glaubst. Ich sage dir, daß du den Skandal fürchtest und ihn scheust wie ich. Wenn du dich auch darüber ärgerst, hast du doch nicht die Courage, Trotz zu bieten. Ja, ja, Herr Hasenfuß. Und du wirst auch mit keinem Mädchen davon laufen, weil du nicht eine Spur von Galanterie in dir hast, weil du zum Liebhaber nicht taugst, weil du ein rechter Spießbürger bist, der von Frauenherzen nicht so viel versteht. Es wundert mich nur, was das dumme Ding an dir gefunden hat. Man merkt ihr's an, daß sie unter Bauern aufgewachsen ist.“

Ich würgte hinunter, was in mir ausbrechen wollte und sprang auf.

„Wir werden also fürs nächste so weiter leben,“ sagte ich mit erzwungener Kälte. „Was die Zukunft betrifft, so kannst du ja darüber nachdenken, und auch ich werde mir die Sache überlegen.“

Und damit verließ ich das Zimmer, ohne ihr noch einen Blick zuzuwerfen, ohne auf ihre Entgegnung zu hören. — —

Hatte sie recht gehabt mit ihren Vorwürfen? Ich gab ihr nicht unrecht. Es war etwas schwach in mir, ich hatte nicht die Kraft zu entschiedenem Handeln. Ich träumte leidenschaftlich, aber ich war immer ein Träumer. Ich konnte, wenn der Traum lebhaft und stark genug war, zum Handeln hingerissen werden, und ich glaube, daß ich in diesem Zustande die größten Heldenthaten hätte vollbringen können. Aber aus dem Traum gerissen war ich kein Held mehr, ich fand nicht mehr den Mut zum Handeln und wurde das Opfer des beständigen Widerstreits der Gefühle und Gedanken. Naturen wie Josepha haben keinen Blick für das Große, aber sie haben einen wunderbaren Scharfblick für die Schwäche. Deshalb können sie mit keinem Menschen empfinden und sie vermögen es nicht, sich in ein Kunstwerk genießend zu versenken, sie klatschen nur oder kritisieren. Sie sehen die Sonne nicht, aber die Flecken sehen sie doppelt scharf, und auch Josepha, so stumpf sie gegen alles Gute war, das in mir lebte, über meine Schwäche hatte sie sich nicht getäuscht. Wie sie es prophezeite, so kam es. Ich unternahm nichts, was dem unseligen Verhältnisse ein Ende machen konnte, ich vegetierte weiter, träumte, baute ein Luftschloß nach dem anderen, bis eines Tages der Blitz in dieses dumpfe Brüten schlug und die Wetter von allen Seiten herantobten.

Josepha erkrankte plötzlich, und als ich an ihr Lager trat, war sie im Sterben. Eine leidenschaftliche Bewegung nach mir — wie ich sie nie, nie an ihr gesehen — ein paar Worte, die nur mehr wie ein Hauch durchs Zimmer klangen — „George, sei wieder gut!“ — dann war sie tot.

Es war ein seltsames Ende, hinter dem ein Rätsel zu liegen schien, das mich aufs neue verwirrte. Es kam so jäh — und doch kein Gift — keine Pistolenkugel — kein Mord. Aber etwas Dunkles spann sich um diesen Tod, das ich nicht zu erraten vermochte, und was für Schauer ich auch empfand, ich hatte doch keine Ahnung von dem furchtbaren Kampf dieser Stunden. Ja, es muß ein entsetzlicher Kampf gewesen sein, und er löscht vieles aus, er sühnt alles, und so schmerzlich es in mir auch gewühlt hat, mein Lebensmut ist doch wieder gekräftigt worden von dem Gedanken, daß sich das Göttliche im Menschen nie ganz tilgen läßt.

Ich war am Vormittage zu einem Freunde, der in unserem Nachbarstädtchen wohnte, gereist und beabsichtigte, erst mit dem letzten Nachtzuge zurückzukehren. Den Abend wollten wir in einem Vereine verbringen, dessen Angelegenheiten uns miteinander bekannt gemacht hatten, als wir aber im Begriffe waren, fortzugehen, kam der Telegraphenbote und brachte mir eine Depesche. Sie war von Mary, dem Kammermädchen Josephas. und berichtete mir, daß meine Frau gefährlich erkrankt sei. Ich verabschiedete mich natürlich sofort und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Hause.

Es war ein kalter, regnerischer Junitag, ein Tag wie im Herbst. Als ich in der Stadt ankam, schoß das Wasser in Strömen nieder, und der heulende Nordost schlug es so heftig an das Kutschenfenster, daß ich ganz durchnäßt wurde. Dabei erfüllte mich eine solche Ungeduld, daß mir der Schweiß von der Stirne rann. „Ich werde selbst krank ankommen,“ dachte ich und gleichzeitig erfaßte es mich wie Sehnsucht nach der Krankheit, nach dem Einschlafen, dem Fiebern — dem Vergessen.

Endlich hielt der Wagen, ich sprang die Treppe hinauf und sah Mary, die mir entgegen kam.

„Nur schnell, Herr Nolten,“ stammelte sie unter Thränen, „nur schnell.“

„Es ist doch nicht so schlimm?“

Ich kannte meine Frau zu gut, um an eine ernstliche Gefahr zu glauben.

„O Gott ja. Kommen Sie nur — sonst stirbt sie. Ich fürchte mich so — ich habe noch nie jemand sterben gesehen.“

„Dr. Barde ist bei ihr?“

„Nein.“

„Kein Arzt?“

„Doch. Herr Dr. Keller von daneben. Sie wollte wieder einen anderen, und da haben wir ihn geholt wegen der Nähe.“ —

Ich trat in das Krankenzimmer, das halbdunkel und von einer beklemmenden Luft erfüllt war. Der Doktor, der neben dem Krankenbette saß, stand auf und kam auf mich zu. Ich konnte Josepha nicht sehen, aber ein dumpfes Röcheln, das mich erschreckte, drang an mein Ohr.

„Fassen Sie Mut!“ sagte der Arzt, und seine Miene ließ mich erkennen, daß es keine Rettung mehr gab. Trotz allem, was uns trennte, trotz all der Bitterkeit, die in meinem Herzen angehäuft war, drangen mir plötzlich die Thränen in die Augen, und ich mußte mich an einem Stuhl halten, um nicht umzusinken.

„Mut — Mut — und wenn sie Sie erkennt — zeigen Sie Festigkeit —“

Er hatte mir die Hand gereicht und zog mich nach

dem Lager. Und von neuem kam es über mich, und ich umklammerte seinen Arm, sonst hätte mich der Rest meiner Kräfte verlassen.

Josepha lag da wie eine Leiche. Ihre Wangen waren bläulich überhaucht, ihre Lippen fast weiß und entzündet. Die Knochen traten spitz hervor, ihre Augen waren weit geöffnet und leuchteten fieberisch. Auf ihrer Stirn perlte der Schweiß, und der Atem drang in kurzen, rauhen Stößen aus ihrer Brust.

Trotzdem ihre Augen auf mich gerichtet waren, schien sie mich nicht zu sehen. Manchmal bewegte sie die Lippen, als ob sie sprechen wollte, und dann kam wieder ein krampfartiger Husten über sie, der ihre Züge entsetzlich verzerrte.

Nach einer Weile zog mich der Arzt wieder zurück.

„Fassen Sie Mut," sagte er halblaut, „in Unvermeidliches muß man sich fügen. Es ist eine Lungenentzündung, die einen rapiden Verlauf genommen hat. Kein Wunder, denn ihr Körper ist sehr geschwächt — Nerven und kein Blut. Sie hat wenig einzusetzen und das verzehrt wie Feuer. Es ist auch unbegreiflich leichtsinnig, ganz unverzeihlich, aus dem geheizten Zimmer auf den Balkon zu gehen und dort sitzen zu bleiben — bei diesem Wetter! Was ist der Frau nur eingefallen? So etwas kann einen Riesen niederschmettern. Sehr leichtsinnig, unbegreiflich leichtsinnig! Und dann hat man mich natürlich wieder recht spät gerufen. Aber es ist geschehen, was geschehen konnte — trösten Sie sich, Herr Nolten, fügen Sie sich in das Unvermeidliche."

„Sie wird also wirklich sterben?" schrie ich auf.

„Fassen Sie sich in Geduld — es soll nichts versäumt werden. Ich will jetzt gehen und dann —"

„Nein, nein — bleiben Sie hier — ich wüßte nicht, was thun — lassen Sie mich nicht allein! Wenn es Ihnen nicht ganz unmöglich ist — bleiben Sie bei ihr!"

Der Doktor blieb und wachte neben mir an dem Bett der Sterbenden. Wir sprachen kein Wort mehr, außer dem Nötigsten, ich starrte nur, in dumpfes Sinnen verloren, auf Josepha.

Plötzlich packte mich der entsetzliche Gedanke an dieses Auslöschen für immer so gewaltig, daß ich aufschrie und aufsprang, als müßte ich sie dem Tod entreißen. Das leise Grau des herandämmernden Morgens, das durch die Spalten der Fensterläden schlich, ernüchterte mich wieder und zusammenschauernd sank ich auf meinen alten Platz.

Und da drang jäh, unheimlich, ein rauher gurgelnder Ton aus ihrer Brust und sie machte einen Ruck, als ob sie sich aufsetzen wollte. Ihre Augen richteten sich nach mir, sie schien mich zu erkennen und streckte beide Arme wie flehend aus.

„George — sei wieder gut!"

Dann sanken die Arme wie Bleigewichte nieder, der Kopf fiel zurück, die Lippen, die mit Blut benetzt waren, öffneten sich weit — ein leises Wimmern — es war vorbei. Ich lag neben dem Bette und weinte wie ein Kind. —

Später rief ich Mary in mein Zimmer und fragte sie, wie denn alles gekommen, was denn geschehen sei.

Sie brach in Thränen aus und beteuerte ihre Schuldlosigkeit.

„Hätte ich gewußt, daß es so kommen kann," fuhr sie schluchzend fort, „dann freilich .... Aber nein, es war ja wieder gut und dann .... die gnädige Frau wollte ja allein sein .... wir ahnten nichts, und erst als ich das Licht bringen wollte .... sie sagte, daß sie keinen Thee trinken wolle .... mein Gott, wer hätte das denken können .... ich fand sie nicht .... und als ich Lotte rief, da fanden wir sie auf dem Balkon .... im Regen .... das Kleid halb offen .... und dann redete sie wieder ganz irr und erkannte uns nicht .... sie muß den Verstand verloren haben, die arme, gnädige Frau ...."

„Willst du nicht der Reihe nach erzählen?" unterbrach ich sie erregt. „Was ist denn vorgegangen, wann bemerktest du eine Veränderung an ihr?"

„Beim Diner war es — oder vorher — ja, sie war schon aufgeregt, als sie mir einen Brief —"

„Einen Brief?" —

„Ja. Ich sollte einen Brief auf die Post tragen. Und dann sagte sie plötzlich: ‚Nein, nein, es ist gut' und zerriß ihn und warf ihn aus dem Fenster."

„Und beim Diner, was war da?"

„Da wollte ihr nichts schmecken, nichts war ihr recht, und so aufgeregt war sie, daß ich ohne Lotte nicht mehr ins Zimmer ging. Dann schimpfte sie uns und fragte, warum wir das Essen nicht gleich vergiftet hätten. Und dann fing sie an zu weinen, und es war, als ob ihre Krämpfe kommen würden. Ich fragte, ob ich nicht den Doktor holen solle, aber da sprang sie wie rasend auf mich los und sie hätte mich gewiß geschlagen, wäre nicht der Fauteuil umgefallen. Das erschreckte sie, sie wurde ganz blaß und begann zu zittern. Sie fiel auf das Sofa und befahl mir, ihren Pelz zu bringen. Dann mußte ich einheizen, und als ich nach einer Weile wieder fragte, ob sie nichts benötige, da gab sie mir ganz verdrehte Antworten, so daß ich von neuem Angst bekam. Dann aber wurde sie wieder gut, sprach von einem Kleide, das sie mir schenken wolle, und sprach auch sonst ganz vernünftig. Zuletzt sagte sie, daß sie allein sein wolle und daß sie keinen Thee trinken werde, und befahl mir, niemand vorzulassen. Ich ging, und so wurde es Abend, und als ich die Lampe bringen wollte und wir sie dann fanden, saß sie draußen im Regen auf einem Stuhl, und der Kopf lag auf dem Balkongeländer. Sie war ganz blau und röchelte, als ob sie sterben wollte, und als wir sie herein trugen, hustete sie, und später kam Blut, und wenn sie hustete war es, als ob es schon zu Ende gehen möchte. Da bekamen wir Angst, und weil sie mir schon am Nachmittag gesagt hat, daß sie es wieder mit einem anderen Doktor probieren will, daß sie den Dr. Barde nicht mehr will, so bin ich zum Herrn Dr. Keller nebenan gegangen. Und dann habe ich telegraphiert, und jetzt ist sie tot, die arme gnädige Frau."

„Also auf dem Balkon — im Regen — und ihr Kleid, hast du gesagt, war offen?"

„Ja. Gerade über der Brust. Sie war ganz naß und doch war sie ganz heiß."

„Das Zimmer war stark geheizt?"

„Ich konnte es nicht aushalten — es war wie in einem Backofen. Deswegen wird sie wohl aufgemacht

haben und hinausgegangen sein. Und draußen hat sie vielleicht Krämpfe bekommen und niemand hat sie gehört. Es ist gräßlich."

„War jemand hier zu Besuch?"

„Nein, niemand. Sie hatte mir auch befohlen, niemand vorzulassen."

„Das war am Nachmittag. Aber am Vormittag."

Das Mädchen schien verlegen zu werden, und ich sah sie scharf an.

„Wer war am Vormittag hier?"

„Mein Gott, Herr Nolten, Sie fragen ja, als ob ich daran schuld wäre. Ich weiß nichts und ich weiß nicht, warum ich jemand verleugnen sollte."

„Es war niemand hier?"

„Nein, außer dem Herrn Doktor und der Frau von Tepsa war niemand da."

„Ah — außer der Frau von Tepsa — und das ist niemand?"

„Sie ist doch die Freundin der gnädigen Frau, sie ist doch immer gekommen."

„Wie lange war sie hier?"

„Höchstens zehn Minuten. Sie schien Eile zu haben."

„Diese Person — ich habe ihr nie getraut.... Aber es ist gut, du kannst jetzt gehen." —

Melanie von Tepsa war die Witwe eines Offiziers, der sich eines Tages eine Kugel durch den Kopf geschossen hatte, ohne daß man je erfuhr warum. Sie hatte das dreißigste Jahr längst hinter sich, kleidete sich aber sehr jugendlich und verbreitete stets eine betäubende Wolke scharfer Parfums. Das machte sie mir vom ersten Augenblick an widerlich, und als ich ihr exaltiertes Wesen kennen lernte, suchte ich die Verbindung zwischen ihr und Josepha abzubrechen. Aber es gelang mir nicht, und die hagere Frau mit dem länglichen, blassen Gesichte und den tiefschwarzen, zugleich schwärmerischen und durchdringenden, aber immer übernächtig aussehenden Augen war fast täglich in der Gesellschaft Josephas. Es war, als ob ein magisches Band sie aneinander kettete, und ich zweifelte nicht, daß das Geheimnis, das sie verband, auch die Ursache des Todes meiner Frau war. Hatte Josepha nun wirklich in einem wahnwitzigen Zustande, aus Unvorsichtigkeit sich das tödliche Leiden zugezogen, oder war sie mit der Absicht auf den Balkon getreten, ihrem Leben ein Ende zu machen — jedenfalls war ihr Tod die Folge irgend eines tief in ihre Seele greifenden Ereignisses, und das konnte nur mit Frau von Tepsa in Zusammenhang stehen.

Ich ließ es natürlich an Nachforschungen nicht fehlen, die aber keinerlei Resultat zu Tage förderten. Die Freundin meiner Frau blieb nach deren Tode ebenso kühl gegen mich wie früher, und ihr Benehmen, als sie die Leiche besuchte und dann bei der Beerdigung, war gerade so, als sähe sie in mir den Mörder Josephas. Dann trafen wir nicht mehr zusammen, ich verlor sie vollständig aus den Augen, und bald gab ich es auch auf, mir den Kopf über die Todesursache meiner Frau zu zerbrechen.

Als ich erst in einer anderen Wohnung war, nichts mehr sah, was mich an die Verstorbene erinnerte, und als dieses kleinliche, erbärmliche Interessengewebe, das sich an einen Todesfall hängt, ganz beseitigt war, da wich auch der Druck von meiner Seele, es war mir, als ob ich plötzlich wieder frische Luft schöpfte. Was ich in diesen Tagen empfunden hatte, das war eben wenig mehr als der Schmerz über den Tod an sich und der Schmerz über den Tod eines Wesens, das mit meinem Leben verknüpft war. Josepha selbst war mir fast aus der Erinnerung geschwunden, ich entbehrte sie nicht, ich hatte sie nicht geliebt. Und als ein paar Wochen vergangen waren, da fiel aller Schmerz wie Schlacken von mir ab, ich begann mich meiner Freiheit zu freuen und faßte Hoffnungen für ein neues Leben, ein Leben, das mich für die Qualen meiner Jugendjahre entschädigen sollte.

Ich war jedoch vorsichtig geworden und beschloß, nichts zu überstürzen. Gabriele hatte der Beerdigung ihrer Schwester beigewohnt und war dann wieder nach Risa zurückgekehrt. Sie sah blaß aus, ernster und gereifter, aber schöner als je. Was sie sprach, war freundlich und kam aus tiefstem Herzen, sie zeigte keine erzwungene Kälte, wie ich erwartet hatte. Sie war ganz die Schwester meiner Frau, und ich glaube fast, daß die traurige Gelegenheit, welche uns zusammenführte, sie ganz vergessen ließ, was zwischen uns vorgefallen war. Nur beim Abschied, als ich ihre Hand unwillkürlich etwas länger in der meinen hielt, als nötig war, flog plötzlich ein leises Rot über ihre Wangen, sie wurde scheu, verschlossen, still. Ich begann rasch ein gleichgültiges Gespräch und hütete mich, auch nur mit einem Worte zu verraten, wie schwer mir ums Herz war.

Ein paar Monate später, im Herbst, starb die Tante. Gabriele bat mich, nach Risa zu kommen, und ihr bei der Ordnung der Angelegenheiten der alten Frau behilflich zu sein, denn sie habe keinen Menschen außer mir, der ihr nahe stehe. Ich erfüllte ihren Wunsch, und wiewohl ich inzwischen mich längst in die süßesten Träume gewiegt hatte, gelang es mir doch, mich völlig zu beherrschen. War Josepha erst ein Jahr tot, dann war nicht bloß den Anforderungen der Gesellschaft genügt, dann konnte meine Werbung sie nicht mehr verletzen, die Liebe mußte Kraft genug gewonnen haben, um den Rest der Scheu zu überwinden. Und daß sie mich liebte, daran hatte ich ja nicht gezweifelt, daran zweifelte ich nicht.

Auch der Brief, den sie mir schrieb, so trocken und förmlich er auch abgefaßt war, verriet er mir doch — was ich eben zwischen den Zeilen lesen wollte. Sie hatte sichtlich einen Kampf gekämpft, ehe sie sich an mich wendete — aber die Liebe hatte gesiegt, ohne daß sie es ahnte. So sagte ich mir wenigstens damals — später wurde ich freilich belehrt, wie sehr ich mich täuschte, und daß es ein ganz anderes Gefühl war, welches sie die Scheu überwinden ließ.

Uebrigens war sie nicht ganz überwunden — das erkannte ich sofort, als sie mir auf dem Bahnhofe in Risa entgegentrat. Sie war ganz anders als damals bei dem Begräbnis Josephas — zurückhaltend — verlegen — verwirrt. Sie hatte den Brief abgesandt — dann aber waren die alten Zweifel aufs neue gekommen — sie hatte es vielleicht längst wieder bereut,

mich gerufen zu haben — und je näher die Zeit meiner Ankunft rückte, desto stärker wurde wohl dieses Gefühl der Reue. Sie war einsilbig, wog ihre Worte mit einer Vorsicht ab, die mir an ihr ganz fremd war, und ein Fernstehender, der uns beobachtete, hätte die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß sie mir mißtraute. Indes benahm ich mich so geschickt, daß ihr Mißtrauen immer mehr und mehr schwand, und plötzlich schien es ihr wie eine Eisrinde vom Herzen zu fallen. Ein einziger Augenblick bewirkte diese merkwürdige Verwandlung. Es war gar nichts Besonderes vorgefallen, da schlug ihre Stimmung mit einmal um, in ihren umwölkten Augen leuchtete es jäh auf wie eine überirdische, himmlische Freude, ihre Stimme klang wärmer als je, und ihr ganzes Wesen wurde so herzlich, daß ich mich nicht genug darüber verwundern konnte. Die Versuchung für mich war stark — aber ich wich keinen Zoll breit von dem Wege ab, den ich mir vorgeschrieben hatte. Es war mein fester Wille, ein Held zu sein, was auch kommen möge, und es gelang mir, den Sturm zu bekämpfen, den das herrliche Geschöpf in meiner Seele wieder aufgejagt hatte.

(Schluß folgt.)

Die Tochter der Herodias.

Brief an eine Freundin über ein Gemälde in Dresden.

Von

August Schmarsow.

Kunstwerke haben eine Seele, sagt man, wie die Menschenkinder. Glauben Sie nicht auch, verehrte Freundin? Wie bei uns, gibt es unter ihnen große und kleine, arme und reiche Seelen, offenherzige und verschlossene, gibt es klare, glückliche, allverständliche Naturen, aber auch unruhige und leidenschaftliche, geheimnisvolle und rätselhafte. Die einen strahlen uns entgegen alles entzückend, alles hinreißend, wie ein sonniger Frühlingstag. Die anderen zwingen uns achtunggebietend, sie als selbständige Wesen außer uns anzuerkennen, und bestimmen uns bald, wie eine machtvolle Persönlichkeit, ihren Gedanken zu folgen, einmal zu fühlen wie sie, mag es auch völlig anders als unsere Gewohnheit, vielleicht gar unserem eigensten Wesen widersprechend sein. Dazwischen aber begegnen uns wundersame Gebilde, die uns anziehen, ohne daß wir wissen, wodurch, die für sich ein Dasein führen, ohne sich zu äußern für jedermann. Sie sind wie jene schweigsamen Blütenknospen, die bei Tageshelle zu träumen scheinen, nur in der Stille des Abends, in wonniger Mondnacht ihren Kelch eröffnen und ihre Seele dem entgegenatmen, der sie liebevoll zu belauschen kommt. — Wer wäre vor Raffaels Meisterwerken gestanden und hätte nicht die leuchtende Offenbarung harmonischer Schönheit erfahren? Wer hätte die gewaltige Persönlichkeit Michelangelos aus seinen Propheten und Sibyllen oder dem Weltenschöpfer und Weltenrichter selbst nicht auf sich wirken lassen? Diese Großen sprechen ja zu allen, und alle glauben zu verstehen: manch einer meint sogar, bei jedem Wiedersehen neue Seiten zu entdecken, jedesmal tiefer in das Innere einzudringen, das jenseits der allverständlichen Außenseite liegt, und schmeichelt sich in diesem löblichen Bestreben wohl am Ende mit dem selbstgemachten Wahn, die Sprache des Genius sei nur ihm allein verständlich und dieser würdige nur ihn als seinesgleichen der rechten Antwort auf so viele Fragen. Gönnen wir diesen Auserwählten ihren Sonderraffael wie ihren Privatmichelangelo; tragen wir doch nach ihrem Hausgoethe auch kein Verlangen, wenn wir nur teilhaben dürfen an alledem, wozu diese Lichter sonst in die Welt gekommen! Aber wer von uns Bescheideneren wäre nicht auch einmal durch den Garten der Dichtung und Tonkunst gewandert, oder durch die Sammelstätten der Bildnerei und Malerei, und dabei auf ein Werk gestoßen, das beim ersten Mal wie ein Buch mit sieben Siegeln nur seine äußere Hülle zeigt, verschlossen und stumm, nur dem sich enträtseln will, der teilnehmend wiederkehrt, und sich treulich bemüht, den Bann zu lösen, der das Geheimnis dieser Seele hütet?

Solch ein Gemälde beschäftigt mich lange, wenn mich mein Weg in die Galerie nach Dresden führt. Ja, es ist für sich allein schon Veranlassung geworden, daß ich nicht vorüberfahren konnte, ohne die Zwiesprach zu erneuen und wieder einmal zu prüfen, was die Erscheinung mir vertrauen möge, und was ihr Antwort gebe in meinem Inneren. Das ist gewiß ein Zeichen magnetischer Anziehungskraft, die wir Raffaels Sixtinischer Madonna wohl zutrauen oder sonst einem der glänzenden Prachtstücke, an denen diese Sammlung so reich ist, nicht aber einem unbekannteren Kleinod, das in dieser Fülle sich leicht dem staunenden Besucher entziehen mag. Und doch ist es nur eine Tafel von mäßigem Umfang, hängt nicht in den großen Sälen, durch die der Fremdenstrom sich hinwälzt, sondern in einem der kleineren Kabinette, wo freilich Tizians Zinsgroschen und Palmas heilige Familie die Blicke auf sich ziehen, doch nur der emsige Kunstfreund oder der wohlvertraute Forscher in längerer Betrachtung auszuharren pflegt.

Mag sein, daß es uns mit diesen Bilderseelen nicht anders geht als mit Menschen, die wir lieben. Sie gewinnen im Verkehr, wir finden immer neue Reize und liebenswürdige Eigenschaften heraus, ohne Rechnung zu machen, ob wir wirklich beobachten oder schon liebkosen, das Spiegelbild in unserem Herzen mit einem Schimmer umweben, der eigentlich uns gehört, und dem geliebten Gegenstande nur andichten, was wir ihm wünschen, weil er uns gefallen hat. Mag sein, daß wir eine Weile schwärmen! Später, wenn wir nüchtern und prosaisch urteilen, dünken wir uns so viel klüger; aber wer bürgt uns dann dafür, daß nicht nur unsere Sinne stumpfer, daß nicht nur wir des nämlichen Eindrucks müde geworden sind, sondern daß auch die Erscheinung selbst dem freundlichen Entgegenkommen nie entsprochen hat? — Nun, in unserem Falle bestätigt die Uebereinstimmung gewiegter Kenner und ernster Forscher die „eigenartige, fast dämonisch bestrickende“ Macht des Bildes, das wir meinen, und der Name „Lionardo da Vinci“, mit dem man es lange Zeit in Verbindung bringen zu müssen geglaubt hat, verbürgt wenigstens soviel von vorn herein, daß wir unsere Aufmerksamkeit nicht an Unwürdiges verschwenden.

Sie kennen das Gemälde: „Die Tochter der Herodias mit dem Haupte des Täufers“. Es wurde im Jahre 1748 aus der Kaiserlichen Galerie zu Prag als Original Lionardos erworben. Die späteren Kataloge der Dresdener Sammlung haben indes anerkannt, daß es „für diesen einzigen Meister doch nicht fest und fein genug durchgearbeitet sei“, und deshalb nur seiner Schule angehören könne. Man hat wohl hin und her geraten, unter welchen Namen es zu bringen wäre. Indessen, das sind Fragen, die völlig zurücktreten, solange der Beschauer

mit offenem Auge und unbefangenem Geist den Eindruck des Werkes auf sich wirken läßt, und sie gewinnen erst wieder Bedeutung, wenn die Gestalt selber ihn längst mit tausend Fäden zauberisch gefangen hält.

Diese Tochter der Herodias, die uns in Halbfigur auf dem Bilde gezeigt wird, erscheint nicht im konventionellen Kostüm der biblischen Geschichte, sondern in der Tracht einer vornehmen Italienerin aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts. Sie trägt ein tiefgrünes Atlaskleid, dessen weite ausgebauschte Aermel unterhalb des Ellenbogens in engere Form aus rotem Samt übergehen. Ein weiter Ausschnitt, der sich vorn in der Mitte zuspitzt, läßt die Büste frei; nur ein Brustlatz aus feingefälteltem Linnen deckt den Busen und erhöht durch sein Weiß die Wirkung der vollen Farbe des Kleides, das rings um den Ausschnitt mit einer breiten Kante aus goldenen Litzen und kleinen Perlen eingefaßt, unter dem Schlitz in der Mitte vorn durch ein Gehänge mit einer großen birnförmigen Perle abgeschlossen wird. Eine lange goldene Kette hängt in doppeltem Bogen von den Schultern bis auf die Taille herab. Diese umfängt jedoch kein Gürtel, sondern das Gewand fließt ungehemmt und ungeteilt um den Körper. Weiße, mit Schwarz gestickte Hemdsäume umrahmen, aus den Aermeln hervorsehend, die kleinen Hände, welche die zinnerne Schüssel mit dem Haupt des Täufers halten. Dies aschgraue Leichenantlitz kontrastiert unheimlich mit dem festlichen Schmuck und vor allem mit dem berückenden Anblick der schönen Trägerin selber. Wie Goldfäden hangen die künstlich gelockten Strähne des blonden Haares auf Brust und Schultern nieder und umgeben den kugeligen Kopf auf dem vollen und doch zart gebauten Halse mit ihrem glänzenden Schimmer, als wollten sie mit Besatz und Geschmeide wetteifern, das ovale Antlitz wie eine Perle zu fassen.

Die Formen dieses Gesichtes haben so weiche Schwellung, die runde Stirn ist unter der zierlich geknoteten Seidenschnur mit einem viereckigen Balasrubin in der Mitte so glatt und klar, daß die Züge zwischen Wangen und Kinn fast kindlich erscheinen. Doch dieser heiteren Unschuld widerstreiten die großen schweren Augen mit ihrer dunkeln Tiefe neben dem emailartigen Schmelz des Weißen. Die wohlgeformte Nase steigt von der Stirnrundung gerade hernieder, springt aber auch kräftig vor und verspricht so ein, wenn auch nicht klassisches oder besonders edles, doch entschiedenes Profil. Der Mund ist nicht eben klein, aber lebendig geschwungen im Umriß, und die blühenden Lippen scheinen des übermütigsten Spieles fähig; nur augenblicklich schieben sie sich geschlossen etwas vor, den Ausdruck der Augenbrauen begleitend, die sich leise in die Höhe ziehen, während die Lider fast müde hangen, als träumte die Seele in Schwermut, ohne Trauer und Schmerz, einer dumpfen Teilnahmlosigkeit entgegen. — Diese Augen sind es hauptsächlich, die der Weichheit des kindlichen Kopfes etwas Junonisches geben, das uns an die kuhäugige Hera des alten Dichters erinnert, und ihr Ausdruck, der mehr animalisches Leben als menschliche Gemütstiefe, ja eine Seelenruhe spiegelt, die von heiterer Klarheit zu brütendem Dämmern und unvermerkt in den Bereich des Brutalen übergehen kann, sie machen das Antlitz zu einem Rätsel.

Auch der Maler hat das Fremdartige dieser romantischen Schönheit empfunden. Es wird durch die marmorne Rundung der Formen und die bleiche, nicht vom warm pulsierenden Blut durchschimmerte Karnation, mit der südländischen, durch ein dunkleres Pigment gedämpften Hautfarbe nur noch gesteigert. Er setzt diese wundervolle Erscheinung in ihrem tiefgrünen Gewande und dem Goldschimmer um das Haupt auf einen braunen Samtvorhang, den er unordentlich und absichtsvoll im Hintergrund aufgehängt. — Alles atmet den Reiz einer bestimmten weiblichen Persönlichkeit, die in feingewähltem Schmuck vor uns hintretend, auch unwillkürlich Reflexe des eigenen Inneren in ihre Umgebung ausstreut, einen Reiz, der auch den Künstler, solange er sich dieser zauberischen Tochter Evas gegenüber befand, magnetisieren mochte. Es ist kein selbsterfundenes Geschöpf seiner Phantasie, wie sich ein Maler der Renaissance die anmutige Maid gedacht, die vor dem Vater ein so blutiges Geschenk ertanzte, sondern — das fühlen wir heute noch heraus — es ist das Bildnis eines lebenden Wesens mit all den nennbaren und unnennbaren Zügen ganz individuellen Daseins, und nur die Schüssel mit dem abgeschlagenen Haupte des Täufers macht daraus das Töchterlein der Herodias. Und doch wieder, als willkürliche Beigabe allein, will uns der Kopf des verstummten Anklägers kaum erscheinen. Ein Anflug von Trübsinn gleitet über ihr blasses Gesicht, und doch vermag man kein Mitleid mit dem Opfer, kein Schaudern vor dem Totenantlitz deutlich darin zu erkennen. Je länger wir sie anschauen, desto stärker empfinden wir eine mystische Beziehung, die diesen Anblick des strahlenden Lebens mit dem Anblick der Todesstarre verbindet, als gehörten sie hier notwendig zu einander. Welch ein Bann hat die Schale mit dem Pfand der Mordthat diesem lockenden jungen Weib in die kleinen Hände gegeben? Durch solchen Siegespreis würde jede andere unnahbar. Wer liebend zu ihr dringen will, muß die Schwelle des Grausens überschreiten, und sie wird ihm entgegenlächeln, als ahne sie nicht, daß im Schatten ihres Lagers ein Würgengel auf den Wonnerausch des Glücklichen lauert. —

Bleiben wir allein, wenn wir so vor dem Bilde träumen? Oder hingen auch andere schon ähnlichen Vorstellungen nach? Ist es unerlaubt zu fragen, was wäre diese Schöne, wenn sie lebendig würde? Drängt nicht all das Anziehende und Ueberraschende, das wir wahrnehmen, darauf hin, zu erforschen, wer sie sei? — „Wie wäre das möglich, werfen Sie mir ein, wenn man nicht einmal weiß, wo das Bild entstanden ist.“ Allerdings, wir kämen mit dieser Vorfrage auf das früher erwähnte Problem zurück. In der neuen photographischen Publikation der Dresdener Galerie — von Adolph Braun u. Co. in Dornach, übrigens eine Musterleistung, die keines lobenden Beiwortes bedarf, — erklärt sich der begleitende Text für einen „Mailänder unter dem Einfluß Lionardo da Vincis“, also hätten wir im Umkreis der Mailändischen Schule in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts Umschau zu halten. „Leider nur ist es bisher nicht möglich gewesen, einen bestimmten Meister mit Sicherheit als Urheber des Bildes zu nennen,“ heißt es weiter. „Wir müssen uns daran genügen lassen, daß es uns im ganzen eine Vorstellung von der Art gibt, wie in Mailand unter dem Einfluß des großen Florentiners gearbeitet wurde.“

Wenn Sie die kurze Beurteilung des Bildes seitens der jetzigen Direktion lesen, so werden Sie wie ich mit Freude begrüßen, daß man von dem wegwerfenden Ausspruch eines russischen Kritikers, der Autor sei „ein schwacher Geselle“, doch so bald zurückgekommen ist. Indessen, ich muß Ihnen gestehen, auch die Erklärung, welche die eigentümlichen Vorzüge so treffend anerkennt, will mich noch nicht befriedigen. Ich halte sie kunsthistorisch für unrichtig. Gewiß können manche Gründe zu Gunsten eines lombardischen Künstlers vorgebracht werden. Die wundervolle Modellierung der Formen, das feine Halbdunkel, das uns dies bleiche Gesicht und diese zarten Hände so lebendig macht und einschmeichelnd nahe bringt,

die sorgfältige Durchführung des lockigen Haares, die übrigens doch nicht liebevoll ins Einzelne geht, des mannigfaltigen Schmuckes und Beiwerks, das doch wieder nicht für sich selber mit Goldschmiedsinteresse gegeben wird, scheinen immer noch nirgend anders als in der Schule Lionardos zu Mailand heimisch. Und doch, schauen wir uns einmal um unter allen unmittelbaren oder mittelbaren Abkömmlingen dieses großen Lehrers der Lombardei, — ist auch nur einer unter ihnen, dem wir eine solche zauberhaft poetische Schöpfung zutrauen könnten? Der Meister selbst hat diese Tafel nicht gemalt, auch nicht einmal erfunden und entworfen wie so viele andere, die seine Schüler ausgeführt. Das wird jeder einräumen, der ihn wirklich kennt. Er malt nicht allein, er denkt und fühlt auch wesentlich anders. Man braucht sich nur einmal daneben seine verheißunglächelnde Gioconda, oder auch nur die sogenannte „belle Ferronière“ in Paris zu vergegenwärtigen. Aber, wenn nicht er selbst, an wen sollen wir nach ihm denken zu Mailand? — Marco d'Oggionno, den man früher genannt, kommt sicher nicht ernstlich in Frage, das ist schon gesagt worden. Der Einzige, an den man bestimmter erinnert wird, wäre vielleicht Gianantonio Boltraffio, der hie und da wohl weibliche Heiligenfiguren mit ihren Attributen ähnlich angeordnet hat und verwandte Idealtypen mit aufgelöstem Lockenhaar in einfacher Stille vor uns hinstellt. Aber, wie völlig harmlos erscheinen sie alle gegen dieses Wesen. Und wo wäre Boltraffio je bei all seiner leuchtenden Farbenpracht ein so ausgemachter Kolorist, wie dieser hier? Seine Farben sind auch zähflüssiger und deshalb mühsamer vertrieben, die Arbeit seines Pinsels doch immer noch befangen gegen diese Bravour, die aus Freiheit und Leichtigkeit des Verfahrens in Gefahr kömmt, stellenweise oberflächlich zu werden. Ja noch mehr, hat denn diese Modellierung wirklich die „Morbidezza“, die man den Mailändern nachrühmt, ist hier das lionardeske Helldunkel, was die Italiener „sfumato“ nennen, in seiner charakteristischen Eigentümlichkeit schwärzlicher Schattentiefe vorhanden? — Beruht nicht die ganze Rechnung dieser Tonmittel auf anderen Voraussetzungen, die wir nicht sowohl um Mailand, als vielmehr gegen Osten hin, gegen Bologna, ja Venedig zu suchen haben? Gehört diese Sicherheit und Eleganz der Farbentechnik nicht in den Umkreis der Schulen eines Giovanni Bellini und eines Lorenzo Costa, viel eher wenigstens, als der sorgsam tastenden Feinfühligkeit Lionardos und der ängstlichen Emailarbeit seiner Nachfahren? — In der That, ich glaube, die Lokalangabe Mailand enthält einen wesentlichen Irrtum; — schon das tiefgrüne Gewand sollte uns in dieser Nuance, denk' ich, eines Besseren belehren. Wo dieses saftige Grün recht eigentlich zu Hause war, ist es nicht das Gebiet von Ferrara? — Und sehen wir daneben dies goldige Haar, diese glitzernden Ketten, den reichen Besatz und dann das Rot der Samtärmel und das Braun des Vorhanges an, die beide einen Stich ins Goldglühende haben, so dürfte auch der Maler bezeichnet sein, der dieses romantische Gedicht mit so vollen Accorden begleitet. Es war kein Stümper, sondern ein ganz genialer Kerl, nur etwas derb zufahrend unterweilen und nicht immer geduldig genug zu gewissenhafter Mühwaltung. Ihre Gedanken schweifen vielleicht noch zu Giorgione hinüber und streifen auf der anderen Seite an den größten Meister des Helldunkels, Correggio; aber senken Sie den Flug nur auf das Centrum, dem wir zusteuern, Ferrara! — Nennen Sie ihn doch, dort gibt es kaum einen Zweiten damals! — Dosso Dossi, das ist schon seit Jahren meine Ueberzeugung, und ich scheue mich nicht, sie heute rundweg auszusprechen. Freilich werden Sie vielleicht ein ungläubiges Gesicht machen, wenn Sie seine Werke, z. B. in Rom und in Modena, nicht im Gedächtnis haben und zunächst in Dresden ihre Umschau halten. Die Galerie ist reich an wirksamen Beispielen seiner Kunst, unter denen das große Kirchenbild mit der Krönung Marias und der rosigfrische Ganymed auf dem tiefgrünen Mantel besonders hervorragen; aber außer der Farbe dürfte kaum eines entscheidende Beweisstücke aufweisen. Es sei denn schon so schlimm bestellt, daß wir schon zur Diagnose der Hände und Ohren unsere Zuflucht nehmen müßten. Gälte es, eine Gesellschaft von Bilderanatomen für unsere Taufe zu gewinnen, so müßten wir freilich versuchen, ein wenig in Chiromantie zu pfuschen, da der Spruch ihres Propheten: „Wer Ohren hat zu sehen, der sehe“ hier beim besten Willen keine Anwendung findet. Der neckische Dosso hat sich diesmal viel zu wenig um die Hauptkriterien gekümmert, selbst von den Händen zeigt er uns kaum mehr als die Vorderfinger. Und trotz alledem ist bei unserer Dame in den kurzen Fingern und ihrer rundlichen, etwas plattgedrückten Form des Nagels eine so auffallende Uebereinstimmung mit den Händen der Kirchenväter auf dem großen Altargemälde, wo Papst Leo X. als St. Gregorius dargestellt ist, und mit denen allegorischer Frauengestalten in derselben Galerie vorhanden, daß diese kleinen Finger schon genügen sollten, die ganze Hand zu nehmen. Es fehlt nur eine Voraussetzung, daß nämlich dieselben Augen, welche diese Hände Dossos bei dem sogenannten „Arzt des Correggio“ herausgefunden, auch diese der Herodiastochter schräg gegenüber im selben Kabinett beachtet hätten. Nun, wir wollen ja auch keinen Beweis nach jenem Rezept erbringen, bei dem ein Bannfluch gegen die Zweifler am Ende immer das Wirksamste ist. Deshalb schreibe ich über die Sache, die mir am Herzen liegt, nur an Sie, verehrte Freundin, nicht einmal als Professor, der vom Lehrstuhle herab seinen jungen Adepten Geringschätzung verdienter Fachgenossen predigt, aber auch nicht als Liebhaber, der die Professoren auffordert, von der Kanzel herunterzusteigen und erst gläubig bei ihm in die Schule zu gehen. Sie lachen, als ob solche Kunstfreunde bei uns unmöglich wären? — Sie haben recht, das Beispiel stammt auch aus der Tartarei, wo man im Jahre des Heils 887 die Kunstkennerschaft mit dem Tamtam betrieben haben soll, nur ist aus den Quellen nicht ersichtlich, ob des Lärmens wegen oder um die Leute zu äffen. — Bei uns will man glücklicherweise Kunstwerken gegenüber noch vor allen Dingen Mensch sein im besten Sinne des Wortes, alle kleinliche Eitelkeit abstreifend und des Herzens Engigkeit ausweitend, sich voll und rein dem Eindruck des Schönen hingeben, das für alle da ist. Und soll denn durchaus Gelehrsamkeit und landfahrende Weisheit dabei sein, da braucht es zwischen uns und den Schöpfungen des Genius noch lange keines unfehlbaren Rechthabers, der sich mit seinem Ich dazwischendrängt, sondern höchstens einmal eines freundlichen Mittlers, der für alles ein Auge und für alles ein Herz hat, was immer nach Ausdruck ringt und Verständnis sucht.

Also, verehrte Freundin, schwingen wir uns mit leichtem Gepäck so einmal aus Dresden nach Ferrara hinüber, so stehen wir bald vor Dossos leider sehr zerstörtem, doch immer noch überwältigend schönem Altarwerk aus St. Andrea, das jetzt eine Wand im letzten Saale der Pinakothek einnimmt. Da haben wir den Meister ungefähr so, wie wir ihn suchen, und vermögen auf einmal dem ganzen Charakter des „lionardesken“ Bildes in Dresden näher zu kommen.

Hier thront in der Mitte hoch über den Heiligen drunten die Madonna mit dem Kinde, zu dessen Füßen der

kleine Täufer verehrend naht. Und in ihr offenbart sich, wenn irgendwo, das Studium des Lionardo da Vinci, während in der lebhaften Bewegung des Kindes und der kühnen Verkürzung seines Kopfes, wie im Reichtum ihres Kostüms, im Ausdruck momentanen Affektes unleugbare Verwandtschaft mit Lorenzo Lotto hervortritt, fast bis zur Vorahnung des Correggio selber. Hier ist die weiche Schwellung der Formen, das zarte Helldunkel, das Wangen und Kinn liebkosend umspielt, wie im Dresdener Bilde, während statt des aufgelösten Haares ein Schleiertuch auf Hals und Schultern gleitet und so einen ähnlichen Anblick der Büste hervorbringt. Dossos eigene Art, die inneren Gesichtsteile, besonders Stirn, Augenhöhlen und Nase in ihrem Zusammenhang zu geben, findet wohl in dem aufwärts schauenden Kopf des Jünglings, rechts hinter Hieronymus, eine schlagende Analogie mit unserem Töchterlein der Herodias. Mund und Kinn sind freilich durch die Hand verdeckt, die sich im begeisterten Staunen darüber legt; aber das verschlägt nichts: wir haben in Dresden ja doch keinen Idealkopf, den der Maler auch anderswo verwerten konnte, sondern ein Portrait vor uns. Suchen wir deshalb nach weiterem Anhalt, so bleibt zum Vergleiche eigentlich nur das abgeschlagene Haupt des Täufers übrig. Dieses aber entspricht so auffallend dem auferstehenden Christus droben im Altargiebel zu Ferrara und kehrt auch, mit äußerlichen, dem Alter und Charakter der Darzustellenden angemessenen Modifikationen, bei dem heiligen Bischof oben links wie drunten bei Hieronymus und Franziskus in den Grundformen wieder. Vielfältig sind daneben die Eigenheiten Dossos, die sich in der Behandlung der Gewänder, in der Anordnung der Draperie, wie in der farbigen Wiedergabe der Stoffe beobachten lassen. Vergleichen Sie z. B. nur die Aermel der Madonna und den Mantel des heiligen Georg, dann die Stahlrüstung dieses Ritters und alle Goldfransen, Troddeln und Besatzstreifen, die auch in anderen Gemälden des Ferraresen so bestimmend mitwirken. Endlich die Nebeneinanderstellung zweier Tonarten, welche im Dresdener Bilde durch die Farben allein schon den Gegensatz zwischen Leben und Tod so eindringlich versinnlicht, — ist sie nicht ganz im Geschmack dieses romantischen Poeten, der die kühnsten Kontraste zusammenzugreifen wagt? Unten das erdfahle Leichenantlitz des Enthaupteten, mit den Todesschatten um Augen und Wange, sogar der Mund geöffnet und die bleckenden Zähne sichtbar, — von dunklem Bart und Seidenhaar umwallt, und zu der aschgrauen Totenfarbe der Bleiglanz der zinnernen Schüssel, dumpf und kalt. Droben der goldumschimmerte Kopf des blühenden jungen Weibes, nicht in rosiger Frische und lachender Heiterkeit, sondern mit einem Anflug von Blässe und Schwermut, aber doch strahlend, mit dem vollen Schmelz des Auges, umrahmt von buntem Zierrat und angewärmt von dem rötlichbraunen Plüsch, der als Folie dahinter hängt, — ein Wesen wie gemacht, in Daseinswonne zu erglühen.

Wieder stehen wir vor der rätselhaften Erscheinung und fragen, wer mag sie sein? Denn, mögen wir auch abziehen, welchen Anteil die Idee des Künstlers und sein Geschmack der Anordnung, der geniale Wurf des Poeten und Koloristen in einer Person, auch an dem Ganzen habe, wie es vor uns steht, — es bleibt doch ein bedeutsamer Rest, ein Individuum als Original übrig, das ihm selbständig entgegentrat, seine Phantasie erregte, seinen malerischen Sinn herausforderte erfinderisch und anempfindend zugleich ein neues, eben dies wunderbare Kunstwerk daraus zu schaffen. Die Schale mit dem Haupte des Täufers ist seine Zuthat. Die Hände zeigen zu viel von den gewohnten Formen des Dosso, um treue Nachahmung eines bestimmten Modells zu sein. Auch das tiefgrüne Atlaskleid konnte in dieser einfachen Haltung leicht ausgeführt werden, ohne daß die Eigentümerin so darin ausharren mußte, um den unteren Teil des Bildes zu vollenden. Selbst der Vorhang ist ein Stück Stoff aus dem Atelier, das nur der Farbe wegen bestimmend war. Aber diesen Kopf, um dessentwillen das Ganze hier erdichtet ward, hat kein Maler aus dem Vorrat seiner Formen und Farben willkürlich zusammengestellt, sondern er ist und bleibt ein Portrait, das Abbild eines wirklichen Wesens in seinem selbstgewählten Schmuck, ja wir dürfen eben danach hinzufügen: aus der vornehmsten Gesellschaft, wenn nicht aus fürstlichen Kreisen, wo der Künstler verkehrte.

Ist aber Dosso Dossi der Maler, wie wir miteinander ausgemacht, so hätten wir das Urbild zunächst in Ferrara zu suchen. Und mit dieser Ortsbestimmung ist, wie ich Ihnen verraten will, wie der Name des Autors, auch der der dargestellten Persönlichkeit so gut wie gewonnen. Giovanni di Niccolo Luteri, — so heißt der ferraresische Künstler eigentlich, den wir gewöhnlich bei seinem Spitznamen Dosso nennen, — lebte in jungen Jahren schon am Hofe der Este. Seine Lehrzeit, die mancherlei auswärtige Studien, nicht bei Lorenzo Costa, seinem Lehrer in Bologna allein umfaßte, fällt in das letzte Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts, während hernach sein leicht erregbar Geist noch von mehreren Seiten Anregungen aufnahm und der Macht bedeutender Eindrücke zeitweilig bis zur Selbstvergessenheit ausgesetzt war. Am meisten Verwandtschaft hat er natürlich mit seinem Zeitgenossen und Landsmann Benvenuto Tisi, Garofalo, aber doch nur in Aeußerlichkeiten; denn im Grunde sind sie völlig verschiedene Charaktere. Man möchte sie in einer Periode gemeinsamer Thätigkeit zu Ferrara am liebsten als gleichstrebende Gefährten denken, die zur Zeit der lebhaftesten Freundschaft ihre Naturen auszutauschen scheinen; denn eine Weile wird der harmonische, klassisch maßvolle, an griechischen Skulpturen wie nur ein Tullio und Antonio Lombardi gebildete Garofalo phantastisch, glutvoll, tieferregt wie Dosso, und der letztere bemüht sich um antike Schönheit, statuarische Haltung und plastische Formgebung, um Maß und Milde, ja um die konventionellen Typen seines Kollegen. Aber diese Annäherung konnte nicht lange währen, gerade in den glücklichsten Jahren des eigenartig begabten, leidenschaftlicher und kühner angelegten Dosso nicht Stand halten. Die glänzenden Vorbilder eines Lionardo und Raffael, eines Giorgione und Lorenzo Lotto, ja Tizians selber brachten seine vielseitigen Talente zur Entfaltung. Bald genügt ihm Garofalos Bemühen nicht mehr, die klassische Reinheit und abgewogene Grazie der Gestalten mit der leuchtenden Farbenfrische zu vereinen; er strebt weiter nach großartigen Lichtwirkungen, kecken Kontrasten der Beleuchtung, voller Freiheit der Bewegung und des Ausdrucks und führt zu den Figuren in glühendem und strahlendem Kolorit noch ein Neues, die Landschaft mit all ihren wechselnden Erscheinungen als bedeutsamen Faktor für die Stimmung seiner Kompositionen ein, die sich damit ebensosehr dem Musikalischen nähern, als sie sich von der plastischen Ruhe und Geschlossenheit entfernen So wird er der Dolmetsch der romantischen Poesie Ariostos und hat gar manchen Einfall seines viel bewunderten Landsmannes in schnell entworfenen, durch und durch phantastischen Gestalten und märchenhaften Farbentönen vorgeführt. Es ist begreiflich, daß der junge Künstler schon früh am herzoglichen Hof erklärter Liebling war.

Im Schloß der Este zu Ferrara, wo der Maler aus und ein ging, begegnete ihm ein weibliches Wesen, das

kein tadelloses Idealbild, keine gebieterische Persönlichkeit von fürstlicher Majestät, doch als Inbegriff heiterer Laune und vornehmen Anstands von hinreißender Anmut, bei ihrem Auftreten jedermann entzückte. Fremd her in das alte Herrscherhaus gekommen, ward die junge Frau gar bald die Seele des höfischen Lebens, nicht nur der Mittelpunkt der Gesellschaft und jeglicher Unterhaltung, sondern der Gegenstand glühender Verehrung, der Abgott aller Poeten und Künstler. „Sie ist von mittlerer Statur," schreibt Cagnolo von Parma, „und graziöser Erscheinung. Ihr Gesicht ist länglich, die Nase vorspringend und schön, die Haare goldig, die Augen glänzend, der Mund ein wenig groß, mit blendend weißen Zähnen, der Hals gerade und weiß, mit angemessener Fülle des Busens ausgestattet. Und im Wesen ist sie stets fröhlich und lächelnd." — „Es war nicht Hoheit, noch klassische Schönheit, — faßt Gregorovius die Urteile der Mitlebenden zusammen —, sondern unbeschreibliche Grazie mit einem Zusatz von etwas Geheimnisvollem und Fremdartigem, wodurch diese merkwürdige Frau die Menschen bezauberte. Anmut und Sanftmut der Erscheinung, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Rede sind die Eigenschaften, die alle Zeitgenossen an ihr gepriesen haben. Wenn man sich dies zartgefärbte, von Geist belebte Antlitz vorstellt, mit großen, klugen Augen und umwallt von dem goldfarbigen Haar, so wird man eine romantische Schönheit vor sich sehen, wie sie vielleicht Shakespeare in Imogen gedacht haben mochte."

Stimmen diese Beschreibungen nicht überraschend genau mit unserem Bilde des Dosso Dossi in Dresden überein? — Hatte nicht die Marchesana von Cotrone recht, wenn sie Francesco Gonzaga schrieb, daß die junge Fürstin streng genommen nicht eigentlich schön sei, aber das besitze, was man „dolce ciera" nennt. Ist dies weiche, sanft gerundete, zart und doch fest modellierte Antlitz nicht im Grunde ein wunderliebliches Kindergesicht, dem ein Lächeln besser ansteht als der momentane Trübsinn? Und diese großen, schweren Augen mit ihrer dunkeln Iris und ihrem weißen Schmelz, wie würden sie erstrahlen, wenn sie lebhaft und fröhlich blickten! Sind sie es nicht, die der Dichter Ercole Strozzi mit der Sonne verglich, die den Allzukühnen, der in sie hineinzuschauen wagte, blendet? Und ein Blick dieser selben Augen versteinere den Geblendeten, wie das Haupt Medusens, — nur der Liebesschmerz lebe auch im Steine noch fort und quelle wohl über in Thränen. Ja, ein andermal singt er von einem marmornen Cupido, der als Sieger über Herkules, auf dem Löwenfell des Helden, mit Keule, Bogen und Köcher neben sich, ausruht: der Liebesgott sei vom Blicke dieser Augen versteinert worden.

Und wer ist die Gefeierte? fragen Sie ungeduldig. — Ein lateinisches Epigramm desselben Dichters auf eine Rose, die er von ihr empfangen, nennt uns den Namen. Es lautet, wenn ich Gregorovius' gelungene Uebersetzung dem Original etwas genauer anschmiegen darf, deutsch etwa:

„Glücklichem Boden entsproßte, von gnädiger Hand mir gepflückte
Rose, woher deine Glut, sprich, so viel schöner als je?
Färbte dich Venus aufs neu? hat eher Lucrezias Lippe
Dir im Kusse so hold schimmernden Purpur verliehn?"

Es ist die junge Gemahlin Alfonsos I. von Ferrara, der sich 1502 mit ihr vermählte und 1505 seinem Vater Ercole in der Regierung folgte: es ist Lucrezia Borgia, deren Bildnis wir vor uns haben. Das wenigstens muß ich Ihnen als meine Ueberzeugung aussprechen, — oder als meinen Glauben, wenn Sie wollen; denn mehr läßt sich kaum sagen, da wir kein anderes gemaltes Portrait von ihr besitzen, das bereits anerkannt wäre!

Nur drei Medaillen könnten zur Vergleichung herangezogen werden. Julius Friedländer hat sie vor Jahren in seiner feinsinnigen und schlichten Weise besprochen und die schönste zuverlässig abbilden lassen. Sie finden sie am besten und bequemsten im dritten Band des Jahrbuchs der Kgl. preußischen Kunstsammlungen. Alle drei Medaillen bieten nur einen und denselben Kopf, vom identischen Modell abgeformt, nur Haartracht und dergleichen sind verändert, — und dieser Kopf erscheint leider in scharfem Profil. Wo die Haare fest anliegend von einem Netz umschlossen und im Nacken zu einem langen Zopf zusammengeflochten sind, ist der Vergleich noch schwieriger. Nur die andere Version, wo Lucrezia das Haar aufgelöst trägt, wie auf unserem Bilde, gewährt einem geübten Auge die Möglichkeit, die Profilansicht in die en face zu übersetzen, und umgekehrt die Uebereinstimmung mit unserem Bilde zu prüfen. Wenn Sie den Lichtdruck im Jahrbuch oder das schwache Kupfer in Gregorovius' Biographie zur Hand nehmen, so werfen Sie auch einen Blick auf die Kehrseite der Medaille. Sie stellt uns Amor mit verbundenen Augen dar, an einen Lorbeerbaum gefesselt, von dem zerbrochen sein Köcher, Bogen und musikalische Instrumente herabhangen. Ein Schrifttäfelchen zwischen dieser Trophäe enthält die Bezeichnung des Künstlers, der den Entwurf gezeichnet, des florentinischen Malers Filippino Lippi, der gerade in Bologna war, wie Lucrezia, schon zweimal die Gattin eines andern gewesen, das eine Mal geschieden, das andere Mal durch ihren Bruder Cesare verwitwet, nun als Braut des Alfonso d'Este nach Ferrara ziehend, in der Stadt der Bentivoglio verweilte. Pietro Bembo scheint nach einem Briefe der Herzogin an ihn diese Allegorie der Rückseite erdacht zu haben und verfaßte auch die Umschrift „Virtuti ac formae pudicitia praeciosissimum". — Ob Ihnen aber der Kopf der jungen Frau sogleich auf den ersten Blick die Aehnlichkeit darthun wird, möchte ich bezweifeln. Ein plastisches Abbild war überhaupt nicht im stande, das Eigentümliche dieses Angesichts wiederzugeben, dessen Schönheit in dem Zauber des Ausdrucks, des Formen- und Farbenspieles bestand. Die scharfe Seitenansicht vollends ist ungünstig. Das Profil der Borgia war nicht klassisch rein geschnitten, die vollen Wangen, die schweren Augen, die runde Stirn laden in lauter Bogenlinien aus, und die vorspringende Nase bildet mit der Stirn einen ziemlichen Winkel, während das Kinn etwas hinter den Lippen zurückbleibt. Aber diese kräftige Nase, mit eben dieser Profillinie, und der etwas große Mund sind durchaus charakteristisch, und der ganze Unterteil des Gesichts erhält dadurch viel Aehnlichkeit mit dem ihres Vaters, Alexander VI. Eine Medaille des Papstes zeigt uns diesen Kopf des Borgia, ein Madonnenbild des Pinturicchio in Valencia mit der knieenden Figur des Stifters bietet ihn noch sprechender. Das Wichtigste sind für uns jedoch die großen, junonischen Augen Lucrezias, die auf der Medaille stark hervortreten, doch natürlich ihres eigensten Lebens entbehren, während sie auf unserem Gemälde in Dresden durch ihren Glanz und ihre Tiefe so wunderbar wirken, daß sie zusammen mit dem blonden Haar — an sich schon eine seltene Vereinigung — nicht verfehlt haben, uns die begeisterten Schilderungen der Zeitgenossen von dieser Tochter des spanischen Papstes und einer römischen Bürgersfrau ins Gedächtnis zu rufen.

Auch die Verschiedenheit der Haartracht lehrt uns etwas, das Ihnen, verehrte Freundin, zur Bestimmung der Persönlichkeit nicht unwichtig erscheinen wird. Die Medaille mit der glattanliegenden Haardecke und dem Zopf im Nacken verrät, daß die goldigen Strähne, die

wir auf der zweiten Medaille und im Bilde entfaltet sehen, nicht von Natur so fein gelockt waren: sie sind zu beiden Seiten des Scheitels bis ans Ohr schlicht und fest, von da ab leicht gewellt oder sichtlich kunstvoll geringelt. Wir blicken in das Toilettengeheimnis einer und derselben Dame, auf deren Reise von Rom nach Ferrara wir durch die Berichte an den Herzog erfahren, daß oftmals zum Mißvergnügen ihrer Begleiter einen ganzen Tag gerastet werden mußte, weil Madonna Lucrezia — „sich den Kopf wusch". Auf der Medaille, die auf der Reise entworfen ist, werden ihre aufgelösten Haare durch einzelne vornab vom Ohre nach hinten genommene und in eine Schleife verschlungene Strähne aus dem Gesicht zurückgehalten. Hier im Bilde trägt sie die sogenannte Lenza, eine zierlich geknotete Seidenschnur mit einem großen Edelstein in der Mitte als Stirnband, das auch die Haare umschließt, da es fest um den Kopf gebunden oder mit einem Latz quer über den Scheitel verbunden war. So schildert ein römischer Berichterstatter, der sich „el Prete" nennt, die Tochter Alexanders VI. bei einer Abendunterhaltung in ihrem Palast vor St. Peter. „Sie trug eine Camorra von schwarzem Samt mit Goldborten und schwarzen Aermeln, die Manschette eng, das übrige nach oben aufgeschnitten, so daß das Hemd sich herausbauschte; die Brust bis zum Halse mit einem goldstreifigen Schleiertuch bedeckt, eine Perlenschnur um den Hals; auf dem Kopf einen grünen Putz und eine Lenza mit Rubin." — So tanzte sie mit Don Ferrante, dem Bruder ihres künftigen Gemahls, oder mit ihrem eigenen Bruder Cesare Borgia.

Ueberhaupt, erzählen dieselben Beobachter, war Lucrezia eine zierliche Tänzerin und zeigte gern ihre Kunst Bei jeder Gelegenheit schreiben die Korrespondenten aus Rom nach Mantua und Ferrara oder aus Ferrara von den Hochzeitsfeierlichkeiten, daß der Papst, weil er sie gern tanzen sah, sie dazu aufgefordert, sich sehen zu lassen, oder daß sie aus eigenem Antrieb von der Tribüne herabstieg, um mit ihren Hofdamen und Gespielinnen römische und spanische Weisen aufzuführen zum Schall des Tamburin und der Kastagnetten. — Ist das nicht wieder die Tochter der Herodias, die den Vater durch einen Tanz ergötzen mußte, und durch den Liebreiz ihrer Bewegungen seine Sinne so umstrickt, daß er ihr das Haupt des Täufers schenkt, als wäre es ein Goldschmuck! — Da ist die muntere Tänzerin, die gern in lächelndem Frohsinn durch das Leben gaukelt: Sie ahnte nicht einmal, was der Auftrag der Mutter und die erbetene Belohnung bedeutet; es ist kein Wunder, wenn sie mitleidig und betrübt oder doch enttäuscht — fast nur in launischem Schmollen die grausige Gabe in den Händen hält.

Hatte doch Lucrezia des Vaters heiteres, immer festlich gestimmtes Wesen als Erbteil empfangen; aber die Sünden ihres Hauses haben auch Macht über sie und senden ihre düsteren Schatten, selbst wo sie sich entronnen glaubt, von Zeit zu Zeit in ihr friedliches Dasein. Als ihr Vater Rodrigo Lansol-Borja noch Kardinal war, schrieb ein Augenzeuge in Rom von ihm: „Er ist wohlgestalt, geht überall mit heiterster Miene und erfreulichem Anblick einher, und die schmuckreiche Rede fließt ihm so honigsüß von den Lippen, daß er die schönen Frauen nur noch leichter zur Liebe verlockt und ganz erstaunlich, stärker als ein Magnet anzieht." Auch seine Tochter Lucrezia besaß diese magische Kraft, der niemand widerstand, selbst wenn er durchaus nicht freundlich gesinnt in ihre Nähe gekommen war. Sind es allein diese Augen, deren dunkle, träumerische Tiefe so wunderbar neben dem glänzenden Schmelz des Weißen hervorblickt? Ist es der Kontrast der goldenen Haarschlangen mit dem spanischen Pigment der Haut, die glatt und weich, grauweiß wie eine Perle schimmert, — oder durchhaucht die ganze Erscheinung dieser Tochter Evas die geheimnisvolle Mitgift der fruchtbaren Natur, die unsere Sinne befängt, wie der Duft der Mutter-Erde im Frühling? —

Erinnern wir uns nun an Lucrezias Vergangenheit, ehe sie aus Rom entrückt in den sicheren Hafen ihrer dritten Ehe nach Ferrara kam; denken wir an die Erzählungen, die ihr vorausgegangen, und die Erfindungen, die auch dort noch weitergedichtet werden mochten, genug an das, was dem Maler über sie bekannt gewesen sein muß! Nehmen wir auch an, daß er unter dem siegreichen Bann ihrer Persönlichkeit, als Künstler vielleicht ganz von ihren Reizen befangen, so milde wie möglich, ja mit der ganzen Freiheit damaliger Anschauungen geurteilt hat, — sollte sie ihm doch nicht zuweilen fast unheimlich erschienen sein, wie die Tochter Raguels, deren Freier nacheinander im Brautgemach dahinsanken, bis es Tobias gelang, den bösen Dämon zu vertreiben? — Können wir uns nicht gerade ihr gegenüber nun wohl erklären, wie der Maler dazu kam, sie als Tochter der Herodias mit dem Haupte des Täufers zu malen, — dem lockenden, jungen Weibe, mit all ihrer eigenartigen Schönheit, das todesbleiche Opfer ihrer Künste in die Hand zu geben. Gewiß nicht hat sie selber geheißen, sie so darzustellen. Vielleicht gar sind die Portraitzüge nicht ganz so bis ins Einzelnste treu, wie sie angesichts des Originales durchgeführt sein würden, vielleicht absichtlich etwas verallgemeinert aus Rücksicht auf die Fürstin, verjüngt für die Rolle, leichthin idealisiert, wenn Sie meinen, dem Kunstwerk als solchem zuliebe. Aber in den Kreisen ihrer Verehrer, unter den Liebhabern und Mäcenen, mit denen Dosso zu rechnen hatte, waren diese Züge gewiß kenntlich und bekannt, und dieser Umstand erhöhte damals den malerischen Kontrast, die Glut der Farben, und breitete darüber den vollen Zauberschein romantischer Poesie. — Liegt nicht das ganze Schicksal der Tochter des Papstes Alexander in diesem Bilde vom Mägdlein der Herodias, — deutet nicht dieser Gedanke, — dies Symbol in ihren Händen, auf einmal die Fäden, die wie eine Fortsetzung ihres Goldhaares durchsichtig und doch fühlbar zwischen dem lieblichen Haupte der Schönen und dem starren Haupte des Toten ausgesponnen sind? Gibt nicht allein der Name Lucrezia Borgia die Erklärung für das Geheimnis dieses Bildes, dem auch andere Augen schon die mystische Beziehung angemerkt?

Blicken Sie noch einmal über das Gewebe, das ich angelegt: ich darf es Ihrer Phantasie überlassen, es fest und fester auszufüllen. Dem Künstler gebührt die Anerkennung, daß sein Bild auch ohne Namen so unwiderstehlich unsere Teilnahme weckt wie an einem Menschenschicksal. Schien es auch verschlossen und rätselhaft, so atmet uns doch ein warmes Leben an, und die Geschichte dieses Lebens wohnt darinnen in ahnungsvoller Tiefe; — das ist des Bildes Seele!

In ein Fremdenbuch.

Von

Alfred Friedmann.

Wie in der Fremde sind wir doch auf Erden,
Und dürfen nie ganz heimisch, sorglos werden.
Doch weißt du, was zur Heimat Fremde macht?
Ein liebend Herz, das für dich sorgt und wacht!
Und kannst solch sorglich Herz du selber sein,
Ist auf der Erde auch der Himmel dein!

Die Tochter des Herodias mit dem Haupte des Täufers. Aus der Dresdener Galerie.
(Nach einer Photographie von A. Braun & Co. in Dornach i. E.)

Holzschnitzerei aus dem Lüneburger Rathaus.

Lüneburg.

Von

A. v. d. Elbe.

Wer heutzutage zufällig von der Stadt Lüneburg hört, wird leicht ein anderes Wort hinzufügen, welches sich im Gedächtnis mit jenem Namen verknüpft hat: „Lüneburgerheide". Diese Bezeichnung der Lage ist jetzt das Hauptsächliche, was man von der im Mittelalter so bedeutenden, an der Unterelbe, im alten Herzogtum Lüneburg-Celle gelegenen Stadt weiß.

Lüneburgs frühere Macht und Größe ist vergessen; verschollen sind die Thaten, die dort geschehen, ins Grab gesunken die stolzen Geschlechter, die für ihre Stadt eintraten! Niemand weiß mehr von den Kämpfen, die innerhalb der alten Mauern tobten, von dem Reichtum, der ein- und ausgezogen ist! Aber diese unbekannte, selten genannte Stadt birgt Schätze der Erinnerung aus der Blütezeit des deutschen Städtewesens, die für die Geschichte stets ihre Bedeutung behalten werden.

Schon unter den Karolingern eine Ansiedelung an ergiebiger Solquelle, geschützt durch das auf mächtigem Kalkberge hochragende Kastell: „die Lunaburg" — ein Mondbild soll hier zu altheidnischen Zeiten angebetet sein — erhielt Lüneburg seine erste Bedeutung durch das Michaeliskloster, welches Hermann Billung nahe dem Kalkberge erbaute. Die Benediktiner, die darin hausten, wußten die günstige Lage zu nutzen, und unter ihrem Einflusse erhob sich der Ort über die bäuerlichen Verhältnisse jener Zeit und entwickelte früh Anfänge städtischen Lebens. Schon 1013 wird Lüneburg von alten Chronisten eine „civitas" genannt, auch eines mächtigen Erdfalls wird erwähnt, der wahrscheinlich in den Solquellen seine Ursache hatte und von dem sich heute noch die Bodensenkung einer Straße herschreibt. Derselbe Chronist erzählt auch von Schutzwehren, die schon damals die Stadt umgaben.

Ein entschiedener Aufschwung im Leben Niedersachsens trat in der Staufenzeit ein. Mächtige Fürstengeschlechter, getrieben durch religiöse und nationale Interessen, unterstützt durch das stille Wirken arbeitsamer Mönchsorden, förderten die Vertiefung der Kultur nach innen, sowie ihre Verbreitung nach außen. Welfen und Schauenburger wetteiferten in der Begünstigung von Städten, die zugleich die Kräfte des Landes in sich vereinigten und den Verkehr mit Nachbarländern vermittelten.

Solange das noch ältere, benachbarte Bardowik den Handel der Unterelbe beherrschte, konnte sich Lüneburg nur zu geringer Bedeutung erheben. Als aber

Lüneburg mit den Kalkbrüchen (S. 922).

Heinrich der Löwe 1189 seine widerspenstige Stadt gezüchtigt hatte, erhielt Lüneburg nicht nur äußeren Zuwachs durch zahlreiche Flüchtlinge aus der zerstörten Nachbarstadt, sondern trat auch in Handel und Verkehr an deren Stelle.

Ueber der Thür des Domes in Bardowik fand man unter dem in Stein gehauenen Löwen die Worte: „Vestigia Leonis“, und in der That hatten die Pranken des Löwen viel niedergeworfen. Modernen Forschungen zufolge soll jedoch diese Inschrift erst im 16. Jahrhundert angebracht und Bardowik nicht vollständig von Heinrich verwüstet worden sein.

„Mons, fons, pons,“ so bezeichnet ein alter Spruch die Hauptquellen des Wohlstandes von Lüneburg. Der Berg lieferte den festen Kalk, gleichzeitig das Material zu schirmenden Bauten und ein Mittel zur Bereicherung. Die Salzquelle gab der Stadt einen höchst einträglichen Handelsartikel. Unter pons verstand man das Kaufhaus, welches — nahe der Brücke über die schiffbare Ilmenau (S. 904), einem Nebenfluß der Elbe, gelegen — den Austausch überseeischer und binnenländischer Waren vermittelte. Dies war ein sehr lebhafter, da der Handel mit Ostindien zu jener Zeit seinen Weg von Venedig über Nürnberg, Braunschweig und Lüneburg nach dem Norden nahm.

Von der Ilmenau (S. 925), die im Osten den natürlichen Schutz bildete, bis zum Kalkberg (s. o.) umschlossen die Stadt Mauern mit festen Thoren, innerhalb deren reichlich Raum zur Vergrößerung blieb, so daß Lüneburg ungleich vielen anderen Orten im Mittelalter, nicht durch äußere Schranken in seinem Wachstum gehemmt war.

Nahe der Ilmenau wurde die erste der Kirchen, die Johanniskapelle erbaut, sie datiert ihren Ursprung aus fernster Zeit. Bald entstanden deren mehrere, und im 13. Jahrhundert besaß die Stadt schon vier Kirchen. Auch für den Bedarf der Familien wurde durch behäbige Bauten gesorgt. Dem geräumigen Wohnhause schlossen sich weite, luftige Höfe mit Durchfahrten zur nächsten Straße, hie und da ein Garten, und Nebengebäude aller Art an. Im Hause selbst bildete die bis in den ersten Stock hinein ragende Diele den Sammelplatz des Verkehrs, hier lagerten Waren, von hier hatten die einzeln verstreuten Gemächer ihren Zugang, die, angehängten Nestern gleich, durch Stufen, Treppchen und Galerien verbunden waren. Darüber befanden sich die Böden, in außen erkennbaren Absätzen der Giebelfaçade. Eine große Winde zum Heben der Frachtgüter zog sich durch alle Stockwerke.

Wasserlauf mit dem Blick auf die Johanniskirche (S. 916).

Nikolaikirche
(S. 906).

Mit dem Wohlstande wuchs auch das Bedürfnis, denselben zu verteidigen. 1289 trat Lüneburg dem Hansabunde bei und bildete mit Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar und Stralsund das wendische Quartier. Es fehlte nicht an Anlässen, die erstarkten Kräfte zu tapferer Gegenwehr gegen innere und äußere Feinde zu gebrauchen.

Ein im Jahre 1371 während des Lüneburger Erbfolgekrieges von den braunschweigischen Rittern des Magnus Torquatus unternommener Ueberfall der Stadt endigte mit völliger Niederlage der Angreifer. Bei dieser Gelegenheit soll ein Bäcker dreißig braunschweigische Herren niedergeschlagen haben, danach heißt die Straße in der er wohnte „Bäckerstraße", und noch heute steht an einem Hause derselben das Steinbild des Mannes mit der Unterschrift: „Pugna pro patria". Eine Gasse, nach dem Thor führend, durch welche die Angreifer sich zurückzogen und in der besonders viel Blut geflossen, heißt die rote Straße.

Dem Landesherren gegenüber wußte die Stadt ihre Rechte und Freiheiten wohl zu wahren und zu mehren. Bis 1381 war nur das Kastell auf dem Kalkberge herzogliches Eigentum gewesen, und als Albrecht von Lüneburg sich ein Schloß in der Stadt bauen wollte, mußte er den Platz dazu käuflich erwerben und sich dem Gebote fügen, keine Küche anzulegen. Dem Sodmeister der Saline — d. h. dem erwählten Ratsherrn der Stadt, welcher Gericht und Polizei der Saline verwaltete — ward die Pflicht, dem Landesherrn bei seinem Verweilen in Lüneburg während einer Woche täglich acht Schüsseln, welche in der Rathausküche, dem herzoglichen Hause gegenüber, zubereitet wurden und vier Stübchen Bier zu liefern. Man wollte lieber die Verbindlichkeit übernehmen, den Herzog acht Tage lang zu speisen, als ihm die Möglichkeit gewähren, sich in der Stadt dauernd festzusetzen. Da er nach dieser Zeit genossener Gastfreundschaft für sich und sein Gefolge keine Verpflegung mehr beschaffen konnte, mußte er natürlich abziehen, und der eifersüchtig über seine Selbstherrschaft wachende Rat hatte seinen Willen und konnte wieder ohne fremde Einmischung regieren.

Die oft wiederkehrende Geldnot der Fürsten nutzten die gewandten Bürger, um sich Handelsprivilegien zu erkaufen. Auch galt es, zollfreie Fahrt auf den Flüssen, Abtretung herzoglicher Schlösser und manche Gerechtsame zu erlangen, die, wenn sie auch Handel und Wandel des Landes hemmten und schädigten, der Stadt große Vorteile brachten. Sie erhielten sogar das Recht eigener Gerichtsbarkeit, bestätigt 1434 durch Kaiser und Papst, so daß nun kein Lüneburger von einem anderen Gerichte, als dem seiner Stadt verurteilt werden konnte. Kurz, die städtische Verwaltung wußte ihre Macht immer mehr auf Kosten der landesherrlichen Gewalt zu vergrößern. Später gewann die Stadt sogar das Recht, erst dann durch Rat und Bürgerschaft den Huldigungseid zu leisten, wenn der Herzog ihnen zuvor mit einem Eide alle Privilegien bestätigt hatte. Auch wurden sie gegen eine jährliche Zahlung von 2000 Gulden von allen anderen Landessteuern frei.

Jene inneren Kämpfe, welche im 15. Jahrhundert die meisten deutschen Städte durchtobten, blieben auch Lüneburg nicht erspart. Der Rat hatte zum Besten des Gemeinwohls große Ausgaben gemacht und verlangte, daß die Geistlichkeit, die aus frommen Schenkungen einen Teil der Salzpfannen besaß und bisher fast steuerfrei ausgegangen war, an der allgemeinen Last in Form einer Abgabe mittrage. Dem widersetzten sich die geistlichen Herren. Ein Teil der Bevölkerung, gewonnen durch den Einfluß der Beichtväter oder dem Rate feindlich gesinnt, trat auf ihre Seite, und der sogenannte „Prälatenkrieg" entbrannte. Man beschickte Kaiser und Papst um Entscheidung, der Rat wurde abgesetzt, viele angesehene Männer mußten flüchten, der Bürgermeister starb im Hungerturm, — bis endlich die öffentliche Meinung zu Gunsten der Stadtverwaltung umschlug, und das Zugeständnis der geforderten Abgabe, sowie die Hinrichtung eines

Kaufhausbrücke
(S. 901).

Prälaten und eines seiner Anhänger auf offenem Markte den Streit beendete.

Diese Unruhen hielten jedoch das stetige Gedeihen der Stadt nicht auf.

Lüneburg bot zu jener Zeit ein Bild großer Wohlhabenheit und regen, öffentlichen Treibens. Die Bevölkerung war zahlreich, und lebhafter Verkehr herrschte auf den Straßen. Da die Häuser noch mangelhaft mit Fenstern versehen waren, so arbeiteten die Handwerker in offenen Verschlägen oder vor ihren Hausthüren; kleines Vieh lief frei umher, der Regen fiel aus den vorspringenden Dachtraufen auf die ungepflasterten Straßen, auf denen es von Fußgängern, Reitern, Karren und leinenüberspannten Frachtwagen wimmelte. Der Handel nahm immer größere Ausdehnungen an, Betriebsamkeit und Gewerbefleiß steigerte sich mehr und mehr; unter den Handwerkern entwickelte sich Kunstsinn; die Fertigkeit im Verarbeiten von Silber und Gold stieg zu hoher Vortrefflichkeit. Feste und Aufzüge erheiterten das Volk, so z. B. das Kopefahren der jungen Patricier, wodurch sie sich die Würde des „Sulfmeisters“ erwarben. Die „Kope“, eine mit Steinen gefüllte Salztonne, rasselte, von feurigen Hengsten gezogen, begleitet von verkleideten, allerhand Tollheiten treibenden Gesellen, unter Geschrei und Musik durch die Straßen, und wurde später vor dem Eingang zum Salinhofe auf großem Scheiterhaufen verbrannt.

Straßenansicht (S. 911).

Die Freude an lärmenden Festen und Gelagen, an Prunk und Aufwand stieg mit dem wachsenden Reichtum so sehr, daß Gesetze gegen den Kleiderluxus hier wie an manchen anderen Orten gegeben werden mußten.

Bei den Patricierhochzeiten entfaltete man öffentlich großen Pomp. Die Braut wurde in einem prächtigen Festzuge aus ihrer Wohnung abgeholt und schritt einher in einem kostbaren, mit Steinen, Gold und Perlen gestickten Familiengewande. Sie trug so viel Schmuck, Ketten und Kleinodien, wie sie irgend fortbewegen konnte. Die männlichen Glieder der Familie folgten, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, in Marderpelzen und gleichfalls mit Ehrenketten behangen, die anderen Frauen im Zuge waren überladen geschmückt mit allem, was sie Kostbares besaßen. Spielleute zogen mit, und viel staunendes Volk schloß sich dem Kirchgange an. Es ward hierbei so viel Reichtum zur Schau gestellt, daß während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine Verordnung erschien, die befahl, die Patriciertrauungen im Hause vorzunehmen, weil man durch jene Schaustellungen die Begehrlichkeit des deutschen Kriegsvolks, das einzeln, um zu tauschen und zu kaufen, in der Stadt erschien, zu reizen fürchtete.

Die Geistlichkeit aber trat gegen die Berechtigung des Rats, die kirchliche Angelegenheit der Trauung nach seinem Gutdünken zu ordnen, auf. Sie fürchtete, eine Haustrauung möchte Privilegium der Patricier werden, und diese dadurch der Kirche nicht den vollen Respekt darbringen, welchen man in jenem prunkhaften Zuge zum Gotteshause an den Tag zu legen meinte.

Die Ratmannen, aus denen sich das Stadtregiment zusammensetzte, gingen aus den „Sülfmeistern“ — d. h. Pfannenbesitzer der Saline —, welche die streng abgeschlossene Kaste der Patricier bildeten, hervor. Die Ehre, „Sulfmeister“ zu werden, wurde streng gegen alle Eindringlinge aus dem Handwerkerstande gewahrt. In späterer Zeit hörte das „Kopefahren“ — also der Akt, durch welchen ein junger Patricier zum Sulfmeister erhoben wurde — auf, als ein reicher Buchdrucker, der Salzpfannen gekauft, sich dazu meldete. Die Brauer und Kagelbrüder — eine Verbindung von Kaufleuten, welche mit Heringen handelten —, so genannt nach einer eigentümlichen Kopfbedeckung, „der Kagel“, standen den Patriciern an Geltung nahe. Die Gilden, Zünfte und Arbeiter rechnete man zum Volk, welches in Aufläufen seine Meinung bethätigte, aber

keine Entscheidung besaß. Zum Waffendienst und zur Verteidigung der Wälle unter erwählten Führern und Hauptleuten wurde jeder Mann herangezogen; eine städtische Rüstkammer befand sich im Rathause.

Die „Reitenden Diener", welche Warenzüge der Stadt durch die unsichere und unwegsame Heide geleiteten, bildeten jedoch in erster Linie die berufenen Verteidiger der Stadt, die den Ratswillen ausführende Kraft! Die letzten Reste dieser Institution haben sich noch bis in unser Jahrhundert erhalten und in feierlichem Aufzuge bei der Bestattung eines Bürgermeisters fungiert.

Auf einer 1852 vom Altertumsforschenden Verein herausgegebenen Ansicht aus dem 15. Jahrhundert zeigt Lüneburg krenelierte, doppelte Stadtmauern, mit hundert Mauer- und Walltürmen; sechs gewölbte, unter dem Stadtwall durchgeführte Thore, deren äußere und innere Eingangsportale durch Statuen, Säulen, Türmchen, Sprüche, Wappen und andere Zieraten reich geschmückt waren; hohe Wälle und einen mit der

Die Rathauslaube (S. 910).

Ilmenau verbundenen, ringsum laufenden Graben. Auf den Wällen standen fünfzig städtische Geschütze, welche wie die Kirchenglocken jener Zeit Namen und Inschriften trugen, z. B.:

„Blaffer bin ich genannt,
Kann besser als alle singen.
Wen ich anschau' unverwandt,
Der vergißt Tanzen und Springen."

Auch Häuser, Bilder und Gerät trugen fromme oder scherzhafte Sprüche.

Die Liebesgaben an silbernem oder goldenem Geschirr, welche in dieser Zeit des Reichtums von den ersten Geschlechtern der Stadt verehrt und auf dem Rathause zum Gebrauch bei festlichen Gelegenheiten bewahrt wurden, sammelten sich, bis die Not des Dreißigjährigen Krieges davon zehrte, auf zweihundert an. Ein Rest derselben, 37 Stück, sind vor wenigen Jahren ins Museum nach Berlin gegangen. Diese herrlichen Pokale, Trinkhörner, Aufsätze, Kästchen und Schüsseln, von Lüneburger Goldschmieden im 15., 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts angefertigt, dienen als Beweise früheren Kunstfleißes sowohl, wie auch der Wohlhabenheit und des Gemeinsinns der Bürger; vielfach tragen sie den Namen des Gebers und niederdeutsche Inschriften. Das merkwürdigste Stück dieser Sammlung ist der sogenannte Bürgereidskrystall. Es ist dies ein reich verziertes Reliquienkästchen mit der Jahreszahl 1444 und über 7 Pfund schwer. Es diente mit seinem heiligen Inhalt zu feierlicher Eidesleistung, und mußte der Schwörende seine Finger auf den Deckel legen. Eine Himmelskönigin mit dem Christuskinde, zwei Fuß hoch, von Silber mit Gold, Emaille und

Perlen, ist auch von herrlicher Arbeit. Ebenso hohe Pokale mit erhaben gearbeiteten Verzierungen, ein großer Elefantenzahn, getragen von silbernen Elefanten, zum Trinkhorn eingerichtet. Ein zwei Fuß langer, über dreizehn Pfund schwerer Löwe als Gießgefäß, dazu ein mächtiges, mit getriebener Arbeit verziertes Waschbecken und verschiedene Konfektschüsseln mit feinem Bildwerk, Wappen, Namen und Sprüchen.

Das Rathaus (S. 899, 907, 9, 11, 12, 15, 17), nach und nach zu einem mächtigen, an vier Straßen grenzenden Häuserkomplex ausgebildet, bewahrt noch einen Reichtum an altertümlichen Sehenswürdigkeiten.

Früher befand sich im Erdgeschoß, rechts vom Haupteingang am Ochsenmarkt, in gewölbten Räumen die alte Ratskapelle. 1247 eingerichtet, hatte sie drei Altäre mit achtzehn dienenden Vikaren. Hier bereiteten sich die Ratsherren im feierlichen Gottesdienst auf ihr Amt vor. Jetzt ist der ehrwürdige Raum anderen Zwecken überantwortet.

Die Rathauslaube (S. 911).

Steigt man die Rathaustreppe empor, so liegt linker Hand vom Eingang der mit fürstlichen Portraits und allegorischen Bildern gezierte Huldigungssaal. Hinter demselben, durch einen Gang getrennt, befindet sich der Traubensaal, welcher feierlichen Gastmälern des Rats diente und durch eine besondere Treppe mit dem Ratsweinkeller in Verbindung stand.

Auf der Rathausflur schließt eine durchbrochene und bemalte Eisenthür (S. 912) aus dem Jahre 1576, die für ein großes Kunstwerk gilt, einen langen halbdunkeln Gang mit Bänken an den Seiten ab, in welchem sich Stadtdiener, die dem Rat für besondere Fälle zur Hand sein mußten, aufhielten.

Nun gelangt man, durch eine Bogenthür, in den schönsten und wichtigsten Bau des ganzen Rathauses, in die Gerichtslaube. Seit die Aeltesten eines Gemeinwesens nicht mehr im laubigen Schatten des Eichenhains zu ihren Beratungen und Rechtssprüchen zusammentraten, wurde der an die Stelle gesetzte Raum in den Hansastädten „Laube“ genannt. Die Lüneburger Rathauslaube, kürzlich in früherer Pracht wiederhergestellt, ist ein weiter, imponierend schöner Saal (S. 907, 909 u. 917). Von dem ehrfurchtgebietenden Eindruck, einer längst vergangenen, großen Zeit hier plötzlich gegenüber zu stehen, wird der Beschauer unwillkürlich ergriffen und das Interesse für alles hier einst Geschehene mächtig angeregt. Die Weihe und der Ernst ihrer Bestimmung treten aus jeder Einzelheit dieses und der angrenzenden Gemächer deutlich hervor.

Die Laube soll im 13. Jahrhundert erbaut worden sein und trägt durchweg den farbenprächtigen Charakter mittelalterlicher Ausstattung. Dem Eingang gegenüber, wenn man den 71 Fuß tiefen Saal hinabblickt,

Brücke, über welche Oberst Stammer Lüneburg verließ (S. 920).

Zum Rathaus gehöriges Gebäude (S. 909).

trifft das Auge auf die 32 Fuß breite Südwand, welche fast ganz aus bunten, allegorisch bemalten Glasfenstern besteht, wie unser Bild S. 910 u. 917 zeigt. Durch diese Farbenherrlichkeit strahlt die Mittagssonne in den weiten, köstlich gezierten Raum. Auch an der östlichen Wand befinden sich vier große bemalte Fenster mit geschnitzten Schränken von herrlicher Arbeit dazwischen, in welchen früher der Ratssilberschatz aufbewahrt wurde. Diesen gegenüber, also mit dem Rücken an der Wand rechts vom Eingange, stehen in langer Reihe die alten Sitze des Rats, abgeteilt durch hölzerne oder steinerne Schranken. Vor den Sitzbänken ist im Fußboden ein Luftheizungskanal angebracht, der von einem unteren Gewölbe aus geheizt wurde. Es soll eine der ersten derartigen Anlagen aus dem Mittelalter sein. Außerdem befindet sich an dieser selben Wand ein reich verzierter Kamin aus späterer Zeit.

Das hölzerne, flache Deckengewölbe der Laube ist mit Bogenrippen, großen vergoldeten Blättern und historisch-symbolischen Malereien reich bedeckt. Die holzbekleideten Wände sind ganz mit bunten Figuren und Arabesken bemalt und außerdem hie und da mit alten Gemälden behängt. Ein mosaikartig zusammengesetzter Gipsestrich bildet den Fußboden. Derselbe besteht aus roten und blauen Steinen, zwischen denen auf weißem Grunde ein blauer Löwe — das kleine Stadtwappen — und ein gotisches Blattkreuz eingelegt sind. Durch eine Fallthür im Fußboden gelangt man auf einer Wendeltreppe zu den alten Gefängnissen und zugleich in den Ratsweinkeller. Einzelne Beschauer meinen, die Farbe sei bei der neuerdings erfolgten Restaurierung zu lebhaft aufgetragen worden, man habe sich früher matterer Farbentöne bedient. Indes muß jedenfalls dem Einfluß der Zeit auf die aus dem Mittelalter erhaltenen Dekorationsarbeiten Rechnung getragen werden.

Eisenbeschlagene Thüre im Rathaus (S. 909).

Wenn man bedenkt, wie viel verblichen sein mag, so wird es wahrscheinlich, daß einst alle Malereien der Laube ebenso frisch und farbenprächtig waren, wie sie

jetzt erscheinen, wo die Gesamtwirkung eine harmonische und hocherfreuliche ist.

Von der Gerichtslaube aus erreicht man durch Wandthüren und tiefe Gänge in der Mauer verschiedene Nebengemächer. Eines derselben, die Köhrkammer (von küren, wählen), in welchem die Bürgermeisterwahl

Michaeliskirche (S. 916).

vorgenommen wurde und alte, wichtige Urkunden aufbewahrt lagen, kann nur durch einen engen, mit Doppelthüren versehenen Gang, der in Stufen und Absätzen emporführt, erreicht werden und gibt nach Lage und Ausstattung einen Begriff von der Wichtigkeit seiner Bestimmung.

Aus der herrlichen, alten Laube zurückkehrend, bleibt noch der größte von allen Rathaussälen, der Fürsten-

saal, zu berücksichtigen. Derselbe ist mit einer Menge älterer, historischer Fürstenbilder geschmückt. Fast die ganze Reihe der braunschweigisch-lüneburgischen Herzöge mit ihren Gemahlinnen befindet sich hier. Vier große, seltsame Lichtkronen, eine bunt bemalte Decke, Wappen, Holzgetäfel und treffliches Schnitzwerk machen auch diesen Raum sehenswert. An der Wand nach Süden stehen zwei Kamine, von denen der eine die in Stein gemeißelte Inschrift trägt:

„Wie das Feuer den Rauch gebiert,
So wird ohn' Steuern die Stadt nicht regiert.
Willst also am Feuer Dich erwärmen,
So darf der Rauch Dich niemals härmen."

Durch die Ratsdienerstube, rechts am Flur, die mit auf Holz gemalten Wappen alter Lüneburger Familien ausgeschlagen ist, gelangt man in die Ratsstube. Dieser große Raum ist mit den vorzüglichsten Holzschnitzereien aus dem 16. Jahrhundert ausgestattet Bildwerke nach biblischen Erzählungen und alten Sagen wechseln mit Arabesken, Blumen, Früchten und seltsamen Menschengesichtern. Besonders an den vier Thüren ist die wohlerhaltene Arbeit bewunderungswürdig. Die andern mannigfachen Gemächer des Rathauses sind weniger bemerkenswert. Seit Wiederherstellung der Laube wird der altertümliche merkwürdige Bau vielfach von Fremden aufgesucht, die sicherlich nicht unbefriedigt davongehen. Eine seltsame, alte Reliquie befindet sich noch im Rathause, über deren Bedeutung eine kaum glaubliche Sage erzählt wird. Es ist dies ein laternenartiger Glaskasten, in demselben steckt etwas Unkenntliches, welches einst ein Schweineschinken gewesen sein soll. Die Sage behauptet nun, dieser Schinken stamme von einer Sau, die vor Urzeiten sich in der Sole gewälzt habe, an ihren Borsten verdunstete das Salzwasser in der Sonne, während die Krystalle hängen blieben, und auf diese Weise sei von der Sau jener Segen der Stadt, die Sole, entdeckt. Zum Danke bewahre man einen ihrer Schinken auf. Vermutlich sind die Salzquellen aber viel früher gekannt und ausgebeutet, als man gläserne Behälter konstruieren konnte, und ehe man so pietätvoll war, einem Schweine dieses Monument der Dankbarkeit zu errichten. Unter den am Markt gelegenen offenen Säulenhallen des Rathauses, „den kleinen Lauben" (S. 915) wurde im Mittelalter öffentlich Gericht gehalten.

Das Rathaus im Jahre 1843 (S. 916).

Viele geschmackvolle Giebelbauten in norddeutscher Backsteingotik, welche noch jetzt die Stadt schmücken, haben dem 15. und 16. Jahrhundert ihre Entstehung zu danken, wie die Straßenbilder (S. 904, 905, 919 u. 923) zeigen, haben sich noch manche derselben erhalten. Die Zahl der Kirchen (S. 903, 13, 21, 26) stieg auf sieben; es gab drei große Männerklöster und verschiedene Stifte. Das Leben der reichen Stadt stand jetzt in jeder Hinsicht auf dem Höhepunkte.

Aber die Jahre der Größe waren gezählt.

Handel und Wandel fanden neue Wege. Die Macht der Fürsten stieg; ein Rückgang der alten städtischen Größe und Selbständigkeit war unausbleiblich.

Die Reformation fand schnellen Eingang in Lüneburg. Eben hatte Tetzel an einer noch jetzt bezeichneten Stelle neben der Johanniskirche (S. 902) seine Ablaßzettel feilgeboten, als Urbanus Regius, der Freund Luthers, in der Kirche für die neue Lehre disputierte. Herzog Ernst der Bekenner, in Wittenberg erzogen und in Celle residierend, förderte als Landesherr den religiösen Umschwung. Einige Mönche wurden vom Volke aus der Stadt getrieben, die Bestimmung der Klöster nach und nach verändert, die Kirchen den protestantischen Predigern geöffnet.

Am hartnäckigsten wehrten sich die Benediktiner des St. Michaelisklosters (S. 913) gegen die neue Lehre. Als endlich im Oktober 1532, nach schriftlichen und mündlichen Disputationen, die Klosterkirche mit Gewalt von den Protestanten in Beschlag genommen, und das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht wurde, erschien der letzte Abt mit den wenigen getreuen Katholiken seines Kapitels und warf mit Zornesworten die Schlüssel des Klosters in die Kirche hinab. Gleich darauf wurde er, infolge der großen Gemütserregung, vom Schlage getroffen und starb.

Später wurde die alte Benediktinerabtei eine

Glasmalerei in der Rathhauslaube.

fürsten, Herzog Christian von Celle, um Verteidigungsmittel zu bitten. Der Herzog erbot sich, fürstliche Landsknechte in die Stadt zu legen. Als die Bürger aber von der Einnahme einer fremden Garnison hörten, empörten sie sich, in ihrem langgehegten Freiheits- und Selbständigkeitsgefühle verletzt. Auch der Rat war nicht gesonnen, des Fürsten Truppen zu verpflegen, und so zerschlug sich der Handel.

Der Herzog von Celle und Lüneburg schwankte lange, ob er sich zu den Schweden oder zum Kaiser halten sollte. Auch Lüneburg suchte sich mit abwehrender Neutralität zu helfen, aber immer wollte diese Art zu lavieren nicht ausreichen. Als im Sommer 1635 wieder ein schwedisches Heer unter Banèr als Feind im Lüneburgischen erschien, — es war eben ein Separatfrieden zwischen Kursachsen und dem Kaiser zu Pirna vereinbart, und die meisten evangelischen Fürsten, auch der Herzog von Celle, beigetreten — mußte Lüneburg mehr denn je an Kontributionen und Proviantlieferungen zahlen. Bald darauf kamen die Kursachsen als Freunde, hausten aber noch schlimmer; neue Kontributionen an Geld und Lebensbedürfnissen aller Art wurden eingefordert, und die ganze Umgegend furchtbar verwüstet. Die Flüchtlinge mehrten sich in der Stadt, und Notstände drohten.

Im nächsten Jahre kam es noch ärger, Banèr belagerte im August die Stadt, die Bürger zogen aus, wie

Erziehungsanstalt für junge Adlige und hat bis vor einigen Jahrzehnten unter dem Namen „die Ritterakademie“ bestanden. Jetzt ist ein Lehrerseminar in dem alten Gebäude eingerichtet.

Inzwischen gingen die wirtschaftlichen Zustände stetig zurück.

Wenn sich auch Lüneburg im Vergleich zu dem Elend, das der Dreißigjährige Krieg über Deutschland verhängte, leidlich unangefochten hielt, wenn auch die Stadt bei dem völligen Darniederliegen des Erwerbs einige Zeit von ihrem Reichtum zehren konnte, so war ein Sinken des Wohlstandes doch unausbleiblich. Die Saline mußte viele Pfannen kalt stehen lassen, weil kein Brennholz — sie verbrauchte nach einem Chronisten jährlich 30 000 Klafter — durch die vom Feinde besetzte Gegend gebracht, und kein Salz abgesetzt werden konnte.

Rings umher sah man die Dörfer brennen, man mußte Flüchtlinge aufnehmen und Kontributionen zahlen, um harter Belagerung zu entgehen.

In dieser Zeit sah sich die Stadt endlich genötigt, ihren Landes-

Lüneburg im Jahre 1654 (S. 919).

„Am Sand“ (S. 916).

in alten Zeiten ihre Wälle zu besetzen, die Angriffsmittel aber waren andere geworden. Einsichtige erkannten, daß die Befestigungen, von denen unser Bild S. 918 aus dem Jahre 1654 einen Begriff gibt, nicht lange zu halten seien.

Man fürchtete das Schicksal Magdeburgs, und Banèr sagte selbst: „Meine euch für Augen stehenden, durstigen Brüder, die alle nicht viel um und an haben, aber alle gerne reich wären, warten nur auf Ordre und wissen die Schlüssel zu den Thoren bald zu finden. Solcher Modus könnte ohne Raub, Plünderung, Mord und Brand nicht daher gehen.“ Man einigte sich also, nach manchen Verhandlungen, daß die Stadt wiederum zahlen und eine schwedische Besatzung der Feste auf dem Kalkberge annehmen sollte. Die städtischen Soldaten wurden für die schwedische Regierung beeidigt, und der Oberst Stammer zog mit 300 Mann auf den Kalkberg. Der Rat mußte jetzt einen Teil seines Silbergeschirrs in Hamburg verkaufen, weil es nicht möglich war, die neue Kontribution aus der geschwächten Stadt zu ziehen. Dem Herzog wurde Bericht erstattet über jene unvermeidlichen Schritte. Er antwortete: es würden sich wohl Mittel finden, die Stadt, ohne sie noch mehr zu ruinieren, aus den schwedischen Händen zu bringen. Darnach hoffte man auf Entsatz von seiten des Fürsten.

Endlich trafen sich brandenburgische und kursächsische Truppen in der Nähe der Stadt, um diese den Schweden zu eigenem Vorteile zu entreißen. Als dann aber auch der Herzog anrückte, griff die Bürgerschaft den Bestimmungen des bedenklichen Rats vor und öffnete dem Landesherrn die Thore. Oberst Stammer glaubte sich auf dem Kalkberge nicht länger halten zu können, schloß mit dem Herzog Georg eine Kapitulation und zog über eine Brücke (S. 912), welche heute noch seinen Namen trägt, ab. Banèr aber empfing Stammer zornig, stellte ihn vor ein Kriegsgericht und ließ ihn erschießen.

Nachdem sich der Rat vielfach unzureichend erwiesen, auch die Kraft und Wohlhabenheit der Stadt gebrochen war, regte sich mehr und mehr ein revolutionärer Geist in den Bürgern. Sie wollten nicht länger ausschließlich von der Kaste der Sülfmeister regiert sein. Der vom Herzog geleistete Beistand und das Schutzbedürfnis des Schwachen trieb zu dauernd nahem Anschluß an die Landesregierung, und im selben Maße, in dem sich der Einfluß des Landesherrn mehrte, nahm die Selbständigkeit der durch die Kriegsläufe geschwächten Stadt ab.

Der Siebenjährige Krieg hat Lüneburg nicht viel Ungemach gebracht; einige Wochen war das Hauptquartier des französischen Heeres unter Richelieu in der Stadt, im nächsten Jahre das des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Von jetzt an, nach dem Verluste des alten Selbstregimentes, teilte Lüneburg die Schicksale des Landes und suchte sich, von alten Ueberlieferungen und Nachbleibseln aus dem Mittelalter zehrend, recht und schlecht durchzubringen. Die herrlichen Befestigungswerke verfielen nach und nach, teils hatten sie ohne rechte Macht und Selbständigkeit der Stadt keinen Wert mehr, teils aber war die Waffenkunst eine andere geworden.

Im 18. Jahrhundert sank Lüneburg zu dem Range einer hannöverischen Landstadt herab. Als solche hatte es unter dem Druck der französischen Occupation schwer zu leiden. 1803—1805 mußte die Stadt des General Mortier Truppen beherbergen und wurde

Kirche in der Heide (S. 916).

Marschall Davoust ward die Beteiligung der Lüneburger an dem Kampfe gegen Morand als Aufruhr gegen den Landesherrn: „Napoleon," angesehen und sollte als solcher bestraft werden. Hundert angesehene Bürger, gefänglich eingezogen, wurden mit Decimierung bedroht. Dörnberg erklärte, Repression an den französischen Gefangenen nehmen zu wollen, die Franzosen mußten weiterziehen, und so ließ man die gefangenen Bürger frei. Etwa fünfzig Jahre lang haben sich, zum Gedächtnis jener Freilassung, die Familien der Bürger zum sogenannten „Hundertbürgerball" am 9. April versammelt. Nach manchen Wechselfällen an Durchzügen, Einquartierungen und Kriegsunruhen konnte im Juli 1814 das Friedensfest gefeiert werden.

Ein kurzer Aufschwung des Handels und der Speditionsgeschäfte ging 1847 durch Anlage der Eisenbahn zu Grunde.

Heute ist Lüneburg eine Mittelstadt und steht trotz seiner großen Vergangenheit, mit einer Zahl von Schöpfungen der Neuzeit, die einer Geschichte und charakteristischer Eigentümlichkeiten entbehren, auf einer Stufe.

Nur die Naturgaben zu seinem ersten Emporkommen sind Lüneburg geblieben: Salz und Kalk. Man hat die Saline verbessert, eine chemische Fabrik zur Steigerung der Erträge daneben angelegt; vor einem anderen Thore ist ein ausgiebiger Kreidebruch (S. 901) die Grundlage einer Cementfabrik geworden.

Die stolzen Befestigungswerke des Mittelalters

auch später durch alle Wechselfälle jener sturmbewegten Zeit empfindlich getroffen.

1809, als Lüneburg zum Königreich Westfalen gehörig, die Hauptstadt des Departements der Niederelbe wurde, huldigte es dem König Jerome, der feierlich empfangen einzog. Aber schon 1811 zum französischen Kaiserreich geschlagen, hatte es unter den Härten und Plackereien der Kontinentalsperre und des französischen Steuersystems empfindlich zu leiden. Nach dem russischen Feldzuge empfing Lüneburg jubelnd die Kosaken als Befreier von der französischen Usurpation.

Im April 1813 fand ein Gefecht zwischen dem französischen General Morand und dem preußischen General Dörnberg vor dem Thore statt, in welchem die Franzosen geschlagen wurden und Morand fiel. Ein Mädchen aus dem Volke, Johanna Stegen, zeichnete sich hierbei durch Unerschrockenheit aus; sie trug in ihrer Schürze aus einem umgeworfenen französischen Pulverwagen den Preußen und Lüneburger Bürgern, die sich an dem Kampfe beteiligten, Munition zu und ist später in verschiedenen Gedichten verherrlicht.

Von dem, Dörnbergs Corps verdrängenden

Aus der Umgebung Lüneburgs. Der Kalkberg (S. 901).

Straßenansicht (S. 916).

sind lange gesunken; die Wälle fallen nach und nach dem Bedürfnisse der Ausbreitung. Von dem landesherrlichen Kastell auf dem Kalkberge sind kaum noch Spuren zu sehen; der Berg selbst wird zu Gunsten der Landeskasse durch Sträflinge abgebrochen. Es läßt sich der Zeitpunkt berechnen, wo von diesem merkwürdigen Natурspiel: dem einzelnen, kahlen Felsen, aus flacher Heidegegend aufragend, keine Spur mehr übrig sein wird.

Aber so viel auch untergehen mag, immer bleibt Lüneburg ein sprechendes Denkmal jener entschwundenen Zeit, welche noch nicht die Fülle individuellen Lebens in die nüchterne Form einer praktischen, aber kahlen Alltäglichkeit zwängte; einer Zeit, in der die Poesie des Mannigfachen, Willkürlichen noch nicht dem Nutzen der zweckmäßigen reizvollen Einfachheit geopfert wurde.

Auf dem Kirchhof in Lüneburg.

Zur Förderung des geographischen Studiums und Unterrichts.

Von

A. Stauber[1]).

Die Geographie gehört zu jener Gruppe von Wissenschaften, welche, infolge gewisser nicht gerade erfreulicher Eigentümlichkeiten in dem Unterrichtssystem und dem Bildungsgange verflossener Jahrhunderte, erst seit ziemlich kurzer Zeit in unseren Schulen und von unseren Gelehrten mit größerer Aufmerksamkeit und Gründlichkeit betrieben, von einem weiteren Publikum allmählich nach ihrem wahren Verdienste geschätzt zu werden beginnen.

Das Jahr 1887 scheint die seit etwa 15 Jahren sehr erfreulich sich mehrenden Bestrebungen zur Förderung des geographischen Studiums in und außer der Schule erheblich unterstützen zu wollen. Fürs erste fangen die Engländer bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria an, eine Gewissenserforschung anzustellen, wie es mit den geographischen Kenntnissen der größten Kolonialmacht der Erde stehe, und sie scheinen mit dem Resultate nicht zufrieden zu sein, wie ein Aufsatz des Professors Heyes vom Magdalen College in Oxford beweist. Man ist aber dort entschieden bemüht, eine Besserung der Dinge anzustreben. Die Universitäten Oxford und Cambridge haben Lehrstühle der Geographie errichtet, Herr Skott Keltie hat im Auftrage der Royal Society of Geography eine Rundreise durch Europa gemacht, um den Stand des geographischen Unterrichtes kennen zu lernen.

Fürs zweite hat in diesem Jahre eine internationale

An der Ilmenau (S. 901). Nikolaikirche (S. 916).

Jury in Brüssel über eine durch allerhöchste Initiative Sr. Majestät des Königs Leopold II. von Belgien für 1885 festgesetzte internationale Preiskonkurrenz über Förderung des geographischen Studiums und Unterrichts ihren Entscheid kundgegeben und den dafür bestimmten Königspreis von 25000 Franken dem besten der eingereichten Werke, welches der Verfasser dieser Zeilen eingesendet hatte, zuerkannt. Zeitungsnotizen und Briefe aus den verschiedensten Teilen der Welt beweisen den regen Anteil, welchen sämtliche Kulturvölker der Welt an diesem Ereignisse nehmen und wie sehr sich die Freunde der Geographie freuen, die Aufmerksamkeit eines so bildungsfreundlichen Monarchen der bisher etwas stiefmütterlich bedachten Wissenschaft zugewendet zu sehen.

Sechzig Arbeiten, in acht Sprachen, aus siebzehn Nationen, waren der Jury zugegangen. Dreiunddreißig derselben entsprachen dem Inhalte oder der Form nach zu wenig den gestellten Bedingungen: dreiundzwanzig erwiesen sich als Arbeiten von anerkennenswerter Bedeutung, ohne aber die Frage vollständig zu erschöpfen. Sechs Arbeiten beschäftigten die Aufmerksamkeit der Kommission in hervorragenderer Weise; fünf davon, zwei deutsche, eine nordamerikanische, zwei belgische fanden ehrenvolle Erwähnung; die sechste wurde mit dem Königspreise ausgezeichnet.

Das Thema des Wettkampfes fragte nach den Mitteln, welche anzuwenden, und nach den Maßregeln, welche zu ergreifen sind, um das Studium der Geographie zu popularisieren und den Unterricht in derselben in den Unterrichtsanstalten aller Grade zu fördern.

Beginnen wir mit dem zweiten Teile der Frage; denn ein guter Schulunterricht in Geographie ist das beste Mittel, ihr selbst zu größerer Geltung und Wertschätzung zu verhelfen und das Studium derselben zu verbreiten.

Dazu müssen die drei Stufen der Schule mitarbeiten: die Volksschule, die Mittelschule und die Hochschule.

In der Volksschule schon bildet die Geographie einen notwendigen Bestandteil des Unterrichts, ein obligates, nicht bloß fakultatives Lehrfach.

[1]) Die Nachricht von der Preiskrönung einer deutschen geographischen Arbeit in Brüssel ist überall mit Genugthuung vernommen worden. Wir glauben daher im Interesse unserer Leser gehandelt zu haben, daß wir den Preisgekrönten selbst veranlaßten, an dieser Stelle sich näher über Zweck und Ziele seiner Arbeit auszusprechen. D. Red.

Hauptgrundsatz muß hier die Anschaulichkeit bilden, welche durch ein in konzentrischen Kreisen nicht bloß erweiterndes, sondern auch vertiefendes Vorgehen vom Bekannten zum Unbekannten, vom Nahen zum Fernen, vom Wesen der Teile zum Wesen des Ganzen vordringt — durch die sogenannte synthetische Methode.

Damit ist schon der Lehrgang selbst vorgezeigt, wie ihn ja die Autoritäten selbst in und außer Deutschland ebenfalls verlangen: die Heimatkunde ist die Vorschule zur eigentlichen Geographie oder Erdbeschreibung. Diese selbst muß schon in der Volksschule in ihrem naturwissenschaftlichen Grundcharakter anerkannt und zur Geltung gebracht werden. Vor Ueberladung des kindlichen Gedächtnisses mit topischem Material ist dringend zu warnen, um nicht die Lust und Liebe zum Gegenstande im Kinde zu ersticken. Der Unterricht in den Elementen der Himmelskunde — ausgehend von den scheinbaren Bewegungen der Gestirne — bildet ein gutes Mittel gegen den im gemeinen Volke oft so verderblich wirkenden Aberglauben.

Auch die Elementarschule bedient sich bereits der verschiedenen Lehrmittel, besonders der Karten, ebenso des Kartenzeichnens, aber letzteres mit Maß und Ziel. In den oberen Klassen der Volksschule ist auch schon der Atlas zu gebrauchen, und es ist hier, wie in allen Schulen, äußerst wünschenswert, daß wenigstens die Schüler derselben Klasse den nämlichen Atlas und nicht eine Anzahl der verschiedensten derselben benutzen. Die Verteilung des Stoffes ist am besten die, daß an das Heimatland Europa und an dieses die übrigen Erdteile sich anschließen.

Noch wichtiger ist der Geographieunterricht und seine fachgemäße Erteilung an den Mittelschulen, an unseren Realschulen und Gymnasien. In letzteren aber ist dieses Fach infolge einer veralteten, überhumanistischen Organisation derselben noch viel zu sehr in den Hintergrund gestellt. Nach dem fünften Studienjahre, nach der Tertia, verabschiedet sich in vielen unserer Lehrprogramme der Schüler auf Nimmerwiedersehen von der Geographie, um leider nur zu oft einer großartigen Unkenntnis darin anheimzufallen; oder wenn sie auch in den oberen Kursen im Lehrprogramme fortgeführt wird, erscheint sie an den Geschichtsunterricht angefesselt und wird hie und da einiger Brosamen gewürdigt, die von dem Tische dieser fallen. Und doch ist die Geographie einer besseren Behandlung würdig, da sie ja den Schauplatz unseres ganzen Lebens und Wirkens nach Entstehen und gegenwärtiger Gestalt schildert und keineswegs nur die Magd der Geschichte ist. Deshalb sind es unsere Unterrichtsleitungen der Erdkunde schuldig, mehr als bisher dafür zu sorgen, daß die Lehrer derselben fachmännisch vorgebildet und daß dieses Fach eben nur durch solche Lehrer gegeben werde.

Die Methode des Unterrichts und die Qualität der benutzten Lehrmittel muß in der Mittelschule abermals eine Stufe höher steigen. Der Lehrer wird, dem höher gerückten geistigen Standpunkte des Schülers sich anschließend, allmählich von der synthetischen Methode zur analytischen übergehen, soweit diese dem Wesen der Sache entspricht. Examinieren und Vortragen teilen sich in die Lehrstunde; zeitweiliges Vorlesen aus geeigneter Litteratur wird sicherlich anregend und belebend auf die Schüler wirken; sehr gut ist es, wenn der Lehrer von eigenen Reisen passend zu erzählen weiß.

Die Hochschulen haben bis auf die jüngste Zeit her der Geographie hochmütig ablehnend gegenübergestanden. Diese Zeit ist vorüber; sie werden sich nicht länger mehr weigern können, dieselbe als „gleichberechtigte Bürgerin in der Republik der Wissenschaften anzuerkennen". Seit 14 Jahren etwa bahnt sich die Aenderung zum Besseren an. Von 21 deutschen Universitäten besitzen 10, und zwar 9 norddeutsche und Straßburg, von 17 italienischen 7, in Frankreich 5, in England 2, in Holland Amsterdam einen Lehrstuhl für dieses Fach. Süddeutschland, Belgien, Griechenland, Schweden, Portugal und Vereinigte Staaten haben an Universitäten noch keinen errichtet.

Der Verfasser der Preisschrift stellte die Forderung auf, daß an jeder „universitas litterarum" die Geographie wenigstens durch eine ordentliche Lehrkraft vertreten sei, damit doch die künftigen Lehrer der Mittelschulen, die Freunde der Geographie, die zukünftigen Erforschungsreisenden Gelegenheit haben, ihre Studien zu machen. Der deutsche Hochschulprofessor aber wird sein Hauptaugenmerk neben dem pädagogischen Teile seiner Aufgabe, den er im Seminare erledigt, in den Vorlesungen selbst nicht bloß der beschreibenden, sondern vor allem auch der tiefwissenschaftlichen Seite seines Faches zuwenden.

Der zweite Hauptteil des Themas beschäftigt sich mit den Mitteln, welche außerhalb der Schule gegeben sind, um das Studium der Geographie zu fördern und zu verbreiten. Als erstes und bestes dieser Mittel aber erscheint eben eine gute und gründliche Schulbildung in Geographie. Hat die Schule ihren Zweck erreicht, so nehmen Tausende eine fruchtbare Liebe zur Erdkunde mit ins Leben hinaus und bilden dann, wenn ich so sagen darf, einen Grundstock der Landesbevölkerung, der wie ein gesunder Sauerteig die übrige Masse durchdringen soll, damit sie sich freiwillig auch ferner den Förderern der Erdkunde entgegenkommend erzeige.

Aus dem belgischen Lande, von seinem Könige, der gewissermaßen die Seele der internationalen Erforschung Afrikas genannt werden kann, ging die Anregung aus, nachzudenken über die Mittel, welche außerhalb der Schule zur Förderung des geographischen Studiums gegeben sind. Diese Mittel unterscheiden sich wohl in solche, welche von Privaten, von Vereinen, von Behörden und Regierungen ausgehen. Wir müssen uns hier mit einer kurzen Aufzählung derselben begnügen.

Aus dem Kreise der Privaten können thätig sein: Gelehrte und Professoren durch Abfassung von streng- und populärwissenschaftlichen Büchern, durch Vorträge, durch Karten und plastische Darstellungen; Buch- und Kunstverleger durch Werke und Karten, durch Ausstellung derselben an ihren Schaufenstern; denn wenn sie Neugierige anziehen, werden manche aus diesen zu Wißbegierigen werden. Schon durch geographische Kinderspiele, durch Anleitung zu verständigem Gebrauche des Briefmarkensports können Kinder mit Sinn für die Erdkunde erfüllt und es können Berg und Thal, See und Meer, Pflanze und Tier, der Mensch und seine Wohnplätze ihrer Phantasie nahegebracht und lieb werden. Großes in ihrer Art leisten für die Erdkunde die Forschungsreisenden und die reichen Freunde der Wissenschaft, welche solche und ähnliche Bestrebungen unterstützen.

An Vereinen kommen hier in Betracht: geographische Vereine mit ernster Liebe zur Sache, auch durch Veranstaltung populärer Vorträge, Kolonisationsvereine und Vereine für geographische Expeditionen; Alpenvereine, ja schon Verschönerungsvereine, welche mit der Liebe zu der Natur und ihren reinen Genüssen zugleich Auge und Urteil für die genauere Kenntnis der Erde verleihen; gewerbliche, Handels- und industrielle Vereine; in hohem Maße auch die meteorologischen Stationen.

Behörden und Regierungen können der Sache nutzen durch Förderung der Landeskunde und Landesvermessung, durch Verbreitung guter und billiger Karten, auch der Generalstabskarten; durch Beförderung einer einheitlichen

Erdvermessung und des Einheitsmeridians; durch Unterstützung der Forschung, besonders der ethnographischen, auch mittelst Heranziehung der Missionäre; durch Bodenkultur, wie durch Kolonisation, durch Anlegung von geographischen Sammlungen und Museen u. a.

Sache der Geographentage endlich wird es sein, all diese Faktoren anzuregen oder durch ihr moralisches Gewicht zu unterstützen, auch alles, was jene gethan, zu registrieren und zur Kenntnis eines größeren Publikums zu bringen. Wollen wir hoffen, daß das Beispiel, das ein König gegeben hat, eine Anregung werde für die weitesten Kreise, das Studium der Erdkunde in und außer der Schule zu befördern und zu entfalten. Alle geeigneten Kräfte müssen zu diesem schönen Ziele zusammenwirken, damit man mit immer mehr Recht von der Erdkunde sagen könne, was Galilei von der Erde selbst gesagt haben soll: E pur si muove.

Zwei Gedichte von Karl Gerok.

Herrgottsbrot.

Herrgottsbrot, Herrgottsbrot,
Blühst im Klee so rund und rot!
Manna wächst auf allen Fluren
Für viel tausend Kreaturen,
Keine leidet Hungersnot!

Bienchen irrt, Mückchen schwirrt,
Bis da satt ein jedes wird,
Falter, der das Feld durchgaukelt,
Käfer, der am Halm sich schaukelt,
Jedes zecht bei seinem Wirt.

Kindelein, greif nur drein,
Dein auch soll dies Blümchen sein,
Läßt dich aus verborgnen Flaschen
Honig schlürfen, Zucker naschen,
Gelt, das schmeckt so wunderfein?

Herrgottsbrot, Herrgottsbrot,
Nein, da hat es keine Not:
Manna wächst auf allen Fluren
Für viel tausend Kreaturen,
Das der Herrgott selber bot.

Wahres Glück.

Dein wahres Glück, o Menschenkind,
O glaube doch mit nichten,
Daß es erfüllte Wünsche sind,
Es sind erfüllte Pflichten!

Der arme Marcel.

Preisgekrönte Novelle von

T. Combe.

(Fortsetzung).

Marcel hatte zwar nur Wasser beim Essen getrunken, aber seine Augen funkelten nichtsdestoweniger wie zwei Sterne. Seine Flöte war ein ausgezeichnetes Instrument von starkem, gleichmäßigem Tone, der in den hohen Lagen mit der Feinheit einer Kristallglocke vibrierte. Dennoch übertönte sie siegreich das Stampfen der derben Füße auf dem rauhen Fußboden — kurz, es war eine Kapitalflöte, die für ein ganzes Bataillon ausgereicht hätte.

Therese setzte keinen einzigen Tanz aus, denn sie hatte keinen Grund, die zahlreichen Tänzer abzuweisen, die sich um das schöne Mädchen drängten. Im Grunde tanzte sie ja auch ganz gern, und bei den seltenen Anlässen, wo sie so recht von Herzen fröhlich war, kostete sie auch das Vergnügen bis zum Ende durch.

Léon Thonin machte sein Recht als Haupttänzer geltend, was weder Therese noch sonst jemand ihm streitig zu machen wagte. So oft sie aber seinem kühnen, triumphierenden Blicke begegnete, erinnerte sie sich der Prophezeiung Margaretens. „Das sind keine braunen Augen," dachte sie, „die sind sogar noch schwärzer als die Nacht."

Unwillkürlich suchte sie nach Augen, auf die das Signalement besser gepaßt hätte, aber da war es schwierig, irgend welche Besonderheit zu entdecken: von den glänzenden Augen, die sie der Reihe nach bewundernd auf sich gerichtet sah, war die Farbe bei drei Vierteln der Burschen braun!

Therese lachte über ihre eigene Kinderei, als sie plötzlich ihren Vater aufrecht in der Thür stehen sah. Nach drei Takten Mazurka stand sie vor ihm, nahm seinen Arm und bat schmeichelnd, daß er jetzt einmal mit ihr tanzen möge.

„I, das böse Mädchen, das nicht einmal die Gicht der alten Tage respektiert! Freue mich genug am Zusehen! Sehe auch, daß man noch nicht ganz eingerostet ist hier unten. Und wie macht denn Marcel seine Sache?"

„So gute Musik hat man noch gar nirgends gehört," riefen die jungen Leute.

„Ach, das glaub' ein anderer! Wundert mich aber! Fast möcht' ich sagen, es freut mich aber gar nicht," sagte der listige Bauer, indem er sich das Haar kraute.

„Warum? Warum?" wurde von allen Seiten gefragt.

Ein beendeter Tanz öffnete den Kreis der Paare, und mehrere derselben traten sogleich heran, um zuzuhören.

„Warum? Dächt' ich doch, das wär' klar wie der Tag!" antwortete Felix Prenel in ärgerlichem Tone. „Dem Viktor hab' ich Marcel aus Gefälligkeit geborgt, aber einmal ist nicht allemal, und ich leid's auch nicht, daß sich mein Knecht daran gewöhnt, der Lustbarkeit nachzulaufen. Und in seiner Musik ist nicht Mark noch Knochen!" schloß er mit verächtlichem Gesicht.

„Im Gegenteil!" hieß es von allen Seiten. „Ihr habt Marcel ja noch gar nicht gehört! Man fliegt nur so, wenn er spielt."

„Der könnt' mit seinem Spielen den Herrn Kaplan zum Tanzen bringen," rief ein kecker Bursche.

Vor anderen spottete Felix Prenel aber niemals über die Obrigkeit, daher rief er jetzt in strengem Ton: „Von der Hochwürdigkeit braucht so ein Gelbschnabel gar nicht zu reden! Und ich sag's noch einmal, wenn sich der Marcel gar so sehr vorgethan hat, so wird es wieder der alte Prenel sein, der den Schaden hat. Meint ihr, einer, der die Nacht durchschwärmt hat, kann am anderen Tag Knechtsarbeit thun? Er ist kein Held! Meiner Treu, wo hab' ich nur meinen Kopf gehabt, mir so einen zum Knecht zu nehmen!"

Therese durchschaute sofort das Spiel ihres Vaters, das sie mit Kummer und Scham erfüllte und ihr das Fest auf einmal verleidete.

„Vater, ich möchte jetzt heim, ich bin müde genug," sagte sie.

„Heim? Läßt du mich nicht erst eine halbe Stunde ausruhen, ehe ich den steilen Berg wieder hinauf soll? Und eueren gerühmten Musikanten will ich auch erst hören; glaube noch nicht, daß seine Musik was taugt!"

Mehrere junge Mädchen, die etwas zu planen schienen, gingen mit geheimnisvollen Gesichtern vor der Gruppe auf und ab.

„Laßt Felix Prenel so arg zanken, als er nur will," flüsterte die eine, „ich geb' keinen Pfannenstiel für sein Reden. Paßt nur auf, ob Marcel bald noch was anderes arbeiten muß, als den Leuten im ganzen Land aufzuspielen. Wir wollen ihn uns doch von César

gleich auf den Freitag bestellen lassen, sonst schnappt ihn uns jemand anders weg."

Da unter der Gesellschaft aber noch mehr Evastöchter waren, denen eine Frucht um so begehrenswerter erschien, je mehr sie verboten war, so konnte man nach jedem Tanz eine Deputation vor der Estrade stehen sehen und jedesmal ziemlich dieselbe Verhandlung hören.

„Wenn du morgen abend zu uns kommen willst, soll's uns recht lieb sein, Marcel. Du weißt ja, wo wir wohnen: Creux-des-Raves, und es ist gar nicht so weit von hier. Die schönsten Mädchen im ganzen Dorf kommen, und wir bezahlen dir für deine Mühe, was du nur verlangst."

„Da müßt ihr mit meinem Herrn reden, das ist seine Sach'."

Felix Prenel war eine Art ländlicher Psychologe; er kannte alle Instinkte der menschlichen Natur, besonders die schlechten, und auf diese konnte er auch ganz sicher spekulieren.

Auf dem Lande dauert ein Tanzvergnügen selten bis zum Morgen, denn die Arbeit, die weder dem Sonntag noch dem Morgen nach einer Hochzeit Zugeständnisse macht, ruft jeden lange vor Sonnenaufgang auf seinen Posten. Man muß seinen Sonntagsstaat ausziehen, steckt den Kopf in den Brunnentrog, um ernüchtert und ermuntert zu werden, und geht an das Melken. Schlimm genug ist es einem dabei zu Mute, denn exemplarische Mäßigkeit ist bei Festen auf dem Lande nicht üblich; je mehr man trinkt, desto größer dünkt einem die Hitze, und je heißer es ist, desto mehr trinkt man.

Da es unserer Ansicht nach aber nicht zu den Pflichten des Erzählers gehört, dem Leser einen Katalog unangenehmer Dinge vorzulegen, so wollen wir auch nicht verraten, wie viele von den jungen Burschen auf ihrem zum Teil weiten Heimwege vom Schwindel ergriffen wurden und sich auf den Grabenrand niedersetzten, um abzuwarten, ob ihr Haus nicht etwa des Weges vorbeikommen werde.

Wir wollen lieber Therese und ihrem Vater folgen, die mit Marcel den Bergpfad langsam hinanstiegen. Léon Thonin ging mit zornigem Gesichte hinterdrein.

„Brauchte sich der Alte dazwischen zu drängen?" dachte er. „Soll ich einmal der Therese ihr Tanzherr sein, so ist es auch mein Recht, sie heimzubegleiten. Ich wollt' ihr schon ihre verdammte Sprödigkeit austreiben! Ist das ein Einfall, daß er selber kommt und sie holt! So schlau er aber ist, ich durchschau' ihn doch! Wie einen Maikäfer hält er mich am Faden und läßt mich bald zappeln, bald laufen. Ihn mag das lustig dünken, ich will aber seinem Spaß bald ein End' machen!"

„Marcel," brach Therese endlich das Stillschweigen, „warum hast du denn nur die erste Polka so schlecht gespielt?"

„Sie haben ja nicht getanzt, Fräulein Therese," antwortete der junge Mensch einfach.

Felix Prenel schien diese Antwort einen Augenblick nach allen Seiten hin zu erwägen.

„Hör' nur einer!" fiel er mit ziemlicher Schärfe ein. „Bildet sich der junge Narr ein, daß der Herrntochter was an seiner Musik gelegen ist?"

„Ihr habt mir das ja gesagt, Herr."

Auf dieser Linie aus dem Felde geschlagen, richtete er seine Batterien sogleich nach einer anderen Seite.

„Soll das heißen, daß du allemal da schlecht spielen wirst, wo Therese nicht dabei ist? Hat man dir die Ehr' angethan und dich wenigstens an vier Orte zum Tanzspielen bestellt, so hast du den Leuten auch deine allerschönste Musik zu machen. So viel Arbeit auf dem Hof, und der Knecht läuft zum Tanz!! Man will aber doch der Jugend auch die Freude gönnen! Sei aber ja nicht wieder so unverschämt und frag danach, ob Fräulein Therese tanzt oder nicht!"

Marcel begriff nicht ganz, worin seine große Anmaßung bestanden habe und hoffte, Therese werde für ihn antworten. Da sie aber still weiterschritt, sagte er mit dem ruhigen, furchtlosen Ton, der ihm eigen war: „Herr, den König darf auch ein Bettelmann ansehen."

Niemand von der kleinen Gesellschaft schien Lust zu weiterer Unterhaltung zu haben, und in tiefem Schweigen ward das Plateau überschritten. Schon war die Anhöhe erreicht, von welcher aus man das Haus erblickte, dessen dunkle Masse sich gegen den hellen Sternhimmel deutlich abhob, als Therese mit einem halbunterdrückten Schreckensruf plötzlich stehen blieb. Ihr Vater schritt unterdes weiter, denn der Weg war jetzt so schmal, daß nicht zwei nebeneinander gehen konnten; daher bemerkte er nicht gleich, daß die übrigen hinter ihm zurückblieben.

„Was gibt's? Haben Sie etwas verloren?" rief Léon Thonin, als er das junge Mädchen sich bücken und auf dem Grase herumtasten sah.

„Mein Armband — ich habe es nimmer!" antwortete Therese erregt. „Was wird mein Vater dazu sagen!"

„Sagen Sie ihm doch nichts davon! Ich gehe wieder zurück, will überall suchen und Ihnen das Armband lebendig oder tot wiederbringen," rief er scherzend, um seine große Freude darunter zu verbergen.

Solche kleine Heimlichkeiten pflegen von Liebenden als starke Bindemittel angesehen zu werden; der nächste Augenblick sollte Léon Thonin aber belehren, wie Therese darüber dachte.

„Ihm nichts davon sagen?" rief sie empört aus. „Er ist kein Werwolf, soviel ich weiß! Finden Sie mein Armband, wird er Ihnen am meisten Dank sagen. Vater!" rief sie laut; „warte doch einen Augenblick, mir ist ein Unglück passiert!"

„Was denn?" rief er umkehrend; „du wirst doch nicht gefallen sein?"

„Das nicht, aber ich vermisse mein Armband. Ich muß es wohl beim Tanzen verloren haben, das Schlößchen ging immer so leicht auf."

„Hätt' ich das Geld dafür doch lieber auf die Bank gethan," zankte Felix Prenel. „An den eisernen Geldschränken gehen die Schlösser wenigstens nicht so leicht auf! Es muß schon heiß kommen, ehe ich dir wieder so ein teueres Stück kaufe!"

„Hier ist es aber nichts weniger als heiß," sagte

Therese, indem sie in der kalten Nachtluft schauerte. „Wir wollen machen, daß wir heimkommen.“

„So, jetzt fehlt bloß noch, daß du dich erkältest und krank wirst,“ antwortete er und zog mit ziemlich rauher Gebärde das Tuch fester um Theresens Schultern zusammen.

„Nun, Léon, rührst du dich bald?“ fuhr er diesen an. „Jetzt kannst du dir die Sporen verdienen! Mach, daß du wieder zu Viktor kommst und such' die Scheune in allen Ecken durch. Sobald Therese im Haus ist, komm' ich nach, und wenn es heller wird, suchen wir miteinander das Gras ab. Ein Armband für zweihundert Franken verliert man nicht nur so wie eine Stecknadel! Ist schon der Mühe wert, danach zu suchen! Du, Marcel ... wo ist denn der hingekommen?“ fragte der Bauer, sich nach allen Seiten umblickend.

Marcel wußte ganz genau, daß Therese ihr Armband nicht beim Tanzen verloren hatte, denn er hatte es im Sternenlicht noch in dem Augenblick an ihrem Arme funkeln sehen, wo die kleine Karawane von der Dorfstraße auf die große Pfarrwiese abbog, welche sich hinter der Wohnung des Geistlichen ausdehnte. Er behielt dies aber für sich.

Während Felix Prenel seine Tochter schalt, war Marcel in großen Sprüngen vorausgeeilt, hatte den Hof in zwei Minuten erreicht, war aber nicht in das Thor desselben eingetreten, sondern außen an der Mauer hingerannt, bis er zur Scheune kam. Sich zusammenduckend, schlüpfte er unter dem Gewölbe der Scheunenbrücke durch und tastete sich nach dem Mauerloch, in welchem der Stallknecht seine Laterne nebst Feuerstahl und -stein zu verstecken pflegte. Trotz der Dunkelheit gelang es Marcel, die Laterne unbeschädigt aus ihrem seltsamen Aufbewahrungsort herauszubringen, und, um seinem Herrn nicht zu begegnen, nahm er in eiligem Lauf einen weiten Umweg nach der Unglücksstelle.

Auf der Höhe angelangt, sah er eine dunkle Gestalt sich in großer Schnelligkeit bergab bewegen: es war Leon Thonin, den nicht nur Felix Prenels Instruktionen, sondern auch ein löblicher Eifer für die gute Sache erfüllte. Marcel lächelte und zündete seine Laterne an.

In diesem hochgelegenen rauhen Thale sind Irrlichter eine unbekannte Erscheinung. Nichtsdestoweniger behaupteten einige Frauen, die noch vor der Sonne und den Lerchen an der Arbeit waren, an diesem Morgen zwischen Zwei und Drei ein Irrlicht gesehen zu haben, das bald vorwärts, bald rückwärts hüpfte, eine Weile ruhig blieb, dann umzukehren schien und sich unten am Berge deutlich hin und her bewegte. Am längsten verweilte es aber da, wo des Herrn Kaplans Wiese anfängt — „es ist ganz wunderbar,“ sagten die Frauen — „aber auf die Pfarrwiese getraute sich der Spukgeist offenbar nicht,“ denn das Irrlicht kehrte um und hüpfte langsam wieder dorthin, wo es hergekommen war. O, was war doch der Herr Kaplan für ein Schutz und für ein Segen für das Dorf!

Darüber konnte auch kein Zweifel bestehen, denn der Geistliche war ein vortrefflicher Mann von barmherzigem Gemüt und stets bereit, mit Rat und That jedem beizustehen. Zu diesen, von Alt und Jung anerkannten guten Eigenschaften kam aber fortan noch d i e hinzu, daß der Herr Pfarrer auch Macht habe, die bösen Geister fernzuhalten.

Kein Wunder, daß sich Marcels Laterne kreuz und quer bewegte, denn es gab Arbeit genug für sie! War doch der Pfad auf beiden Seiten bereits mit hohen, dichten Grasbüscheln bewachsen; dazwischen lagen hie und da Steinblöcke, welche zum Teil halb in die Erde eingesunken, zum Teil aber noch von kleineren Steinen umgeben waren; und in jeder dazwischen liegenden hohlen Stelle war ein guter Schlupfwinkel für ein verlorenes Armband! Meine lieben Leser mögen einmal ihre Erfahrungen über diesen Punkt zusammenstellen, so werden sie wie ich sagen, daß, wenn sich etwas Verlorenes ü b e r h a u p t wiederfindet, es in neunundneunzig unter hundert Fällen an einem Orte liegt, von dem man gar nicht begreifen kann, wie es dahin kam!

Wie dem auch sein mochte, Marcel suchte auf der rechten Wegseite jeden Grasbüschel, jeden Steinhaufen gründlich ab, schüttelte die Zweige jedes Busches durch und leuchtete rings um ihn herum. Unten am Berge angekommen, kehrte er um, um dieselbe Arbeit unverdrossen auf der linken Seite des Pfades vorzunehmen.

Der Himmel erhellte sich im Osten, ein Stern nach dem anderen verschwand, die Hähne tauschten ihre Morgengrüße miteinander — war das nicht auch die Zeit, in der sonst die Irrlichter zu verlöschen pflegen?

Plötzlich sah Marcel etwas im Grase blinken; er bückte sich schnell, um ebenso schnell wieder in die Höhe zu fahren, denn er hatte in ein scharfes Glasstück gegriffen, das ihm eine tiefe Schnittwunde in den Handballen beigebracht hatte.

„Wie gut, daß es nicht die Daumenkuppe ist! Das hätte mich schön am Spielen gehindert,“ sagte Marcel, indem er sein Taschentuch um die starkblutende Wunde band. Bei der Wiederaufnahme des Suchens entfuhr ihm aber ein fröhlicher, triumphierender Ausruf, denn kaum zwei Schritte weit davon lag der blinkende Goldreif unter den großen, wolligen Blättern einer Mehlbeerstaude. Dicht daneben schlief eine kleine grüne Eidechse, im kleinen dem Drachen der Sage gleichend, der einen Schatz bewacht. Und als hätte das Tierchen nur auf den rechtmäßigen Eigentümer gewartet, um den seiner Hut anvertrauten Schatz verlassen zu dürfen, entfloh es eilig ins Gras, als Marcel das Armband berührte.

Er ergriff den kostbaren Gegenstand mit einer Art von Ehrfurcht, löschte seine Laterne aus und trat den Heimweg an. Noch war er aber nicht weit gekommen, als er Schritte hinter sich hörte; ein Mann von gedrungener Gestalt kam hinter ihm hergelaufen und war im Morgengrauen leicht als Léon Thonin zu erkennen. Nachdem er alle Ecken des Hochzeitshauses, des Hofes und der Scheune sorgfältig durchsucht, kehrte er sehr ergrimmt zurück, um Felix Prenel seinen Mißerfolg zu melden; er schimpfte beständig in sich hinein, weil das Tageslicht sich immer noch nicht dazu herbeiließ, sein Suchen auf dem Wege zu begünstigen.

„Was thust du immer noch unterwegs?“ fragte er barsch, als er Marcel erkannte.

„Gerade was du auch thust: ich gehe spazieren.“

„Da führst du wohl deine Laterne spazieren? Einen anderen Schatz kriegst du doch nie ... Was hast du denn da?“ schrie er heftig, als er das Armband in Marcels Hand glänzen sah, die ihren Fund weder bemerklich zu machen, noch zu verbergen suchte. „Hast du dich auch auf die Jagd gemacht?“

„Soviel ich weiß, war das Suchen niemand verboten?“

„Meinst du, ich lass' mir irgend etwas von einem so lumpigen Musikanten, wie du bist, vor der Nase wegschnappen? ... Aber wir wollen uns doch darüber nicht erbosen,“ schloß er, sich zur Ruhe zwingend.

„Ich erbose mich nicht,“ sagte Marcel mit dem größten Gleichmut.

„Nicht? Du Duckmäuser! Ich hab' aber Grund, mich zu erzürnen, und ich thu' es auch!“

„Das seh' ich wohl!“

„Wenn du nicht still bist, gibt's was!“ schrie Léon mit wachsender Heftigkeit. „Dir kann doch das Armband nichts nutzen,“ und er betonte das Wort „dir“ sehr verächtlich, „also gib es mir und schweig davon gegen Fräulein Therese, das ist alles, was ich von dir will. Dabei können wir gute Freunde bleiben.“

„Daran liegt mir nicht viel,“ antwortete Marcel, die verächtliche Rede Léons von vorhin vergeltend.

Die schwarzen Augen seines Gegners schienen aber bei diesen Worten Funken sprühen zu wollen.

„Wie du willst, mein Bursch; du weißt aber wohl noch nicht, daß es besser ist, Léon Thonin zum Freund als zum Feind zu haben? Jetzt ist's aber des Redens genug. Gibst du mir das Armband heraus?“

Anstatt zu antworten, setzte Marcel seinen Weg fort.

„Jetzt seh' ich, wo du hinaus willst,“ fuhr Léon nach einem Augenblick des Schweigens fort. „Dir ist's wohl um ein Trinkgeld? Mir soll noch jemand sagen, daß die Einfältigen sich nicht auch auf ihren Vorteil verstehen! Sind fünf Franken genug, um dir damit die Pfote zu schmieren? Komm, laß mit dir reden; du hast bei der Jagd mehr Glück gehabt als ich, und ich brauch' es, also tritt mir dein Wild ab. Ich dächte, fünf Franken wär' ein schöner Preis!“

„Laß mich in Frieden,“ sagte Marcel, auf die andere Seite des Weges ausweichend. „Ich hab' das Armband gefunden, also bring' ich es auch Fräulein Therese selbst zurück. Du bekommst es weder um Gold, noch um Silber.“

„Also willst du Prügel? Das hättest du nur gleich sagen dürfen; davon hab' ich allezeit Vorrat!“

Dabei sauste seine Faust auch schon mit einem so gewaltigen Schlag auf Marcels Schulter nieder, daß diese krachte. Marcel erbebte unter dem Schlag und blieb stehen.

„Du bist viel stärker als ich; zwingst du mich aber dazu, so schlag' ich mich schon mit dir,“ rief Marcel und maß die kräftige Gestalt seines Gegners mit den Blicken.

Er barg das Armband, für das er jetzt seine Glieder riskieren wollte, sorgfältig in der Tasche und reckte sich in seiner ganzen Länge. Seine Niederlage war aber gewiß, denn seine schlanke Gestalt war mehr geschmeidig als stark, und die immer noch fortblutende Hand war kaum geeignet, die Schläge eines solchen Gegners zu parieren.

„Halt!“ rief Léon, indem er Marcel an den Schultern packte. „Es liegt mir nichts daran, dich braun und blau zu schlagen, wenn's im guten abgemacht werden kann. Treibst du mich aber zum Aeußersten, schlag' ich dich nieder. Noch einmal: gib das Armband her!“

Anstatt einer Antwort machte sich Marcel mit einem plötzlichen Ruck los und sprang zur Seite. Augenblicklich stürzte der Wütende ihm nach und führte einen dröhnenden Schlag nach des Gegners Brust, dann erfaßte er ihn und versuchte ihn unter sich zu bringen. Aber Marcel hatte den Vorteil der Größe für sich und verteidigte sich mit der ungewöhnlichen Kraft, welche die Erregung des Augenblicks oft nervösen Naturen verleiht. Bald aber fühlte er diese Kraft schwinden. Léon bemerkte das und verdoppelte nun die Wucht seiner Hiebe.

Das war ein ungleicher und feiger Kampf, denn wenn der unedle Sieger auch so glücklich gewesen wäre, Marcel das beneidete Armband zu entreißen, so konnte er ihn doch nicht kalt machen, um ihn zu späterem Stillschweigen, wie jetzt zum Unterliegen zu bringen! Ganz vom Zorn beherrscht, versuchte Léon zuletzt, Marcel zum Fallen zu bringen, indem er ihn von der Erde aufhob, als plötzlich eine spöttische Stimme ganz aus der Nähe rief: „Heda, ihr zwei! Ihr macht euch ja recht früh an die Arbeit?“

Bei dem Klang von Felix Prenels Stimme ließen sich die beiden Kämpfer augenblicklich los, blieben aber fest Auge in Auge einander gegenüber stehen, jeden Moment bereit, wieder aufeinander loszustürzen. Léon Thonin konnte sich eines leisen Schamgefühls nicht erwehren, denn der Anlaß zu dieser Schlägerei war nicht zu seinem Ruhme. Daher nahm er sich vor, alles abzuleugnen, was Marcel darüber sagen werde. Marcel sagte aber nichts.

„So, das ist ja schön, Léon! Du machst dich hier in aller Frühe recht vergnügt, während ich in Sorgen um das teuere Armband bin!“

„Ich hab' es gefunden,“ sagte Marcel lakonisch.

Ohne sich etwas dabei zu denken, hatte er das Wort „ich“ stärker betont, und mehr brauchte es nicht, um dem klugen Bauer die Ursache des Streites, den er so zur rechten Zeit unterbrochen, sofort klar zu machen. Indes fragte er nicht; denn aus Princip fragte er niemals. Was ihm überhaupt zu wissen nützlich war, erriet er stets, und über das übrige war er lieber im Dunkeln. Die Unwissenheit über manche Dinge ist überhaupt zuweilen recht bequem: sie kann jemand mühelos den Ruhm eines diskreten Menschen einbringen.

„Bist wirklich ein braver Bursch,“ sagte Felix Prenel, indem er Marcel freundschaftlich auf die Schulter schlug. „Kämst du nicht eben erst von der Hochzeit, müßtest du wirklich ein tüchtiges Glas Wein für deine

Mühe haben. Nun, so gib mir das Armband! Das ist ja genau die Geschichte von den drei Räubern: Zwei von ihnen schlagen sich um den Esel halb tot, und der dritte reitet auf ihm davon."

Dies war die einzige Anspielung, durch welche Felix Prenel verriet, wie völlig er die Lage der Dinge durchschaue.

„Herr, wenn es Euch gleich ist, möchte ich das Armband Fräulein Therese lieber selbst bringen," sagte Marcel.

„Die Bitte kann ich dir nicht abschlagen," entgegnete der Bauer freundlich, sich innerlich beglückwünschend, daß ihn diese Belohnung so gar nichts koste!

Nachdem Léon Thonin sich ohne viel Worte verabschiedet hatte, machte er sich auf den Weg nach dem entfernten Weiler, den er bewohnte.

Therese erwartete in dem großen Zimmer die Rückkehr ihres Vaters.

„Nun?" fragte sie, als er mit Marcel eintrat.

„Nun," antwortete er, indem er Marcel vorschob, „was verloren ist, kommt manchmal wieder zum Vorschein, das bewährt sich heut'. Du wirst mir aber dafür sorgen, daß das Schloß ausgebessert wird."

„O, Marcel, ich danke dir," rief Therese und schüttelte ihm die Hand. „Weißt du, daß man ein solches Armband einen Glücksbringer nennt? Jetzt bist du es aber, der Glück bringt."

„Keine Dummheiten!" fiel der Bauer ein. „Jeder Mensch schafft sich selber Glück oder Unglück, so ist die Sache. — Willst du heut' noch eine Stunde schlafen, Marcel, so mach', daß du ins Bett kommst; bis du wieder aufwachst, wirst du aber wohl vollends braun und blau sein."

„Was ist ihm denn zugestoßen?" rief Therese erstaunt aus, denn in dem schwachen Morgenlicht hatte sie Marcels geschwollene Augen und Lippen noch gar nicht wahrgenommen.

„Ich hab' unterwegs mit einem anderen Burschen etwas gehabt," antwortete Marcel kurz. Es fiel ihm nicht ein, einen Abwesenden anzuschuldigen.

„Ach, Marcel!" rief Therese voller Betrübnis, „ich hätte dich nicht für einen Raufer gehalten! — Aber ich danke dir noch vielmals," setzte sie hinzu, als sie die Züge des Jünglings den früheren traurigen Ausdruck wieder annehmen sah.

Sobald er gegangen war, wandte sich das junge Mädchen zu seinem Vater. „Warum hat er sich geschlagen?" fragte sie.

„Kann ich es wissen? Sie haben mir's nicht anvertraut!"

„Sie? Wer war denn der andere?"

„Ich muß wohl halb schlaftrunken sein, daß ich mich so verplappere," dachte Felix Prenel. „Besser, ich sag' es ihr gleich, denn wenn sie einmal was gemerkt hat, ruht sie doch nicht, bis sie alles weiß. Je eher sie es wieder vergißt, desto besser ist's."

„Kann dir weiter auch nicht viel sagen," antwortete er. „Ich hab' ja nur das Ende mit angesehen. Léon hatte den Marcel arg unter den Fäusten, und wär' ich nicht dazu gekommen, er hätt' ihm den Garaus gemacht. Das ist so die Art, wie Léon einen Streit austrägt! Marcel hat das Armband gefunden, und Léon wollte dir's zurückbringen — so wird es wohl gewesen sein!"

„Und hat sich Marcel gut geschlagen?" fragte Therese lebhaft.

Diese Frage wird viele meiner jungen Leserinnen choquieren, wenn sie nach streng humanitären Principien und ganz „comme il faut" erzogen sind. Therese war aber nur ein einfaches Bauernmädchen, und als solches legte sie hohen Wert auf physischen Mut. Welche von Ihnen, meine Damen, interessierte sich auch wohl für einen Feigling? Und Therese war ganz auf dem Wege dazu, sich für Marcel zu interessieren.

„Er wich und wankte nicht," antwortete Felix Prenel. „Hat er Hiebe bekommen, hat er auch welche ausgeteilt, und verteufelt wohlgezielte, sag' ich dir! In dem Jungen steckt mehr als man ihm zutraut! — Gute Nacht, Therese; vergiß nicht, daß das Schlößchen ausgebessert werden muß!"

„Wieviel läßt du dir für Marcel bezahlen, Vater?" fragte Therese plötzlich mit einem Anflug von Verachtung.

„Zehn Franken den Abend. Wozu fragst du?"

„Ich interessiere mich für deine Geschäfte, darum will ich es wissen. Und wieviel gibst du Marcel davon ab?"

„Wird sich finden. Jetzt laß mich zufrieden mit deiner Neugier, ich will schlafen!"

Bei diesen Worten hatte er die Thür bereits geöffnet und entfernte sich schnell mit der ihm eigenen Geschmeidigkeit der Bewegungen.

„Ganz meine Tochter!" dachte Felix Prenel. „Wo es das Rechnen gilt, da will sie klar sehen! Bequemer wäre es aber doch, wenn sie ein wenig mehr ihrer Mutter nachgeraten wär'! Ob die einmal gewagt hätte, mich nach meinen Geschäften zu fragen! Ein bißchen sehr dumm war sie, meine arme Selige, das ist wahr, während Theresens Kopf hell und klar ist wie Krystall. ‚Alles auf der Welt kann man eben nicht haben,' sagte der Mann mit dem hölzernen Bein, wenn er an das abgeschossene dachte, das ihm doch noch lieber war, als der nützliche Stelzfuß!"

„Armer Marcel!" dachte Therese, als sie die Treppe hinanstieg. „Ich glaube, ich war vorhin hart gegen ihn, will es aber morgen gewiß wieder gut machen! Es freut mich aber doch recht, daß er Mannes genug ist, auch tüchtig dreinzuschlagen, wenn es sein muß! Von Geldangelegenheiten scheint er gar nichts zu verstehen; ich will aber schon darüber wachen, daß ihm kein Unrecht geschieht. Ich glaube, jetzt wird mir mein Armband ganz lieb werden! Bisher lag mir nicht mehr daran, als an all dem anderen Goldflitter; es war mir wohl darum so gleichgültig, weil es noch keine Geschichte hatte. Jetzt hat es aber eine!"

Und diese Geschichte erschien Therese so interessant, daß sie sich vornahm, alle Einzelheiten derselben in Erfahrung zu bringen.

Drittes Kapitel.

Zwei Stunden später wartete Therese mit Ungeduld auf Marcels Erscheinen beim Frühstück. Er

kam aber erst, als die anderen Dienstboten die Küche eben wieder verließen, denn es war ihm nicht sonderlich darum zu thun, die sehr sichtbaren Zeichen seines Abenteuers zur Schau zu stellen.

„Um Himmels willen, Marcel, wie siehst du aus? Du bist ja furchtbar zugerichtet!“ rief Therese, als sie die großen, blutunterlaufenen Wunden auf Marcels Gesicht erblickte. „Dein Kopf muß sehr weh thun?“

„O, es läßt sich aushalten,“ antwortete er und dachte dabei, daß er gerne noch viel mehr Schmerzen ertragen würde, wenn Fräulein Therese Mitleid für ihn hege.

„Ich habe dir recht starken Kaffee gemacht“, sagte Therese, indem sie das Frühstück für Marcel herbeiholte. „Das ist gut für den Kopf nach einer durchwachten Nacht. So lange du ißt und trinkst, will ich still sein, aber dann muß ich dich recht auszanken.“

Außer den beiden jungen Leuten war nur die große Alwine in der Küche; sie betrachtete dieselben mit neugierigem, aber wohlwollendem Gesicht. Stolz auf das Vertrauen, welches ihr die junge Herrin bei jeder Gelegenheit bewies, suchte sie sich für dasselbe durch eine Diskretion dankbar und würdig zu beweisen, die bei ihrer sonst so geschwätzigen Natur doppelt hoch anzuschlagen war. Diese an sich lobenswerte Zurückhaltung war ihr nach und nach sogar so zur Manie geworden, daß sie jeden, der sie auch nur nach Theresens Befinden fragte, sofort mit einem argwöhnischen Blicke maß und mit einer groben Antwort abfertigte.

Daher hätte sie lieber Holz auf sich spalten lassen, als daß sie ein Wort wiedererzählt hätte, das von oder zu Therese in ihrer Gegenwart gesprochen worden war. Doch hörte sie ihr stets aufmerksam zu, seufzte nur manchmal und bewunderte die junge Herrin mit einer naiven Innigkeit. — In diesem Punkte that es ihr Marcel völlig gleich.

„Marcel,“ fing Therese an, während sie fleißig ihrer Küchenarbeit oblag, „ich sollte dich eigentlich recht schelten, es ist mir aber wirklich nicht sehr darum zu thun. Es ist so gut, daß Léon Thonin endlich jemand gefunden hat, der ihn in Schach hält! Wie konntest du dich aber nur mit ihm einlassen? Er ist doch viel stärker als du! Mein Vater sagt aber, daß du ihm keinen Fuß breit gewichen bist. Erzähle mir doch, wie es eigentlich war; willst du?“

„Je nun, Fräulein Therese, da ist nicht viel zu erzählen. Hatt' ich Ihr Armband gefunden, wollt' ich es Ihnen auch bringen und zuerst sehen, wie Sie sich darüber freuten. Léon wollte das aber nicht leiden. Nun, und da haben wir uns eben geprügelt. Wie der Herr kam, tanzten mir aber die Funken nur so vor den Augen!“

Erstaunt über seine eigene, ungewöhnlich lange Rede, hielt Marcel inne.

„Und danach siehst du auch aus!“ rief Alwine, sich von ihrer Arbeit nach ihm umdrehend. „Das Fleisch ist halb von den Backen heruntergehauen, die Augen halb eingeschlagen, deine Nase windschief!“

„Macht nichts aus!“ antwortete Marcel lachend; „ich bin vorher auch nicht sehr schön gewesen.“

„Aber du bist ja sonst gar nicht so häßlich! Hab' ich nicht recht, Fräulein Therese? Was sagen Sie dazu?“

„Ich sage, daß Marcel ausgeruht haben muß, soll er bis heute abend nicht gerade so sein, wie der Geiger gestern. Wollte er in seiner Kammer schlafen, würden ihn die anderen aber ausspotten. Wie machen wir es nur, Alwine?“

„Ich bin gar nicht müde,“ sagte Marcel und erhob sich rasch. „Ich hab' noch ein tüchtiges Stück vom Kartoffelfeld fertig zu hacken, und Holz gibt es im Hof auch noch genug zu spalten.“

„Ist denn in diesen einfältigen Jungen der Arbeitsteufel gefahren?“ rief Alwine und hielt Marcel am Arme fest. „So laß dich nur einmal ordentlich betrachten! Ja, ja, jetzt nur noch ein bißchen Kartoffeln gehackt und nur noch ein bißchen Holz gespalten und solch ein Gesicht nur noch ein paar Tage vernachlässigt und ja erst recht viel Erdstaub und Sägespähne hineinkommen lassen — — so darfst du dann nur gleich ins Spital gehen, wo es immer heißt, daß die Aerzte nur an den Leuten herumschneiden, um ihre schönen, neuen Messer zu probieren! Gleich bleibst du jetzt da sitzen, bis ich ein paar Wegebreitblätter geholt habe; die heilen in drei Tagen alles zu!“

Und ohne ein Wort des Widerspruchs zu dulden, verklebte sie Marcels Gesicht mit einer großen Anzahl der gerühmten, heilkräftigen Blätter.

„Jetzt gehst du zum alten Constant Mattet,“ sagte Therese, „und bringst ihm diesen Kübel Schmalzbutter; er ist ihm so schon diese ganze Woche versprochen. Es ist zwar eine tüchtige Last, aber rückwärts gehst du leer, und ich verbiete dir, vor Mittag wieder heimzukommen. Auf der Weide legst du dich hin und schläfst, so gut du kannst.“

„Das schlag' ich nicht ab, Herrin. Es ist gut von Ihnen, daß Sie daran denken, und ich danke auch schön!“

Mit zwanzig Jahren ist es ein gutes Ding um den Schlaf. Als Marcel mit der leeren Bütte auf dem Rücken wieder über die Weide kam und am Wege so ein recht schönes Plätzchen mit weichem Moose sah, streckte er sich der Länge nach darauf nieder, schob sich den Hut über das Gesicht und schlief auch gleich ein.

Die alten Weiber behaupten, man könne zu jeder Stunde erwachen, wenn man nur mit der großen Zehe an die Bettstelle stoße, und zwar genau so viele Male, als die Stundenzahl beträgt, um die es sich beim Aufstehen handelt.

Diese wichtige Vorsichtsmaßregel mußte Marcel wohl versäumt haben, oder er wußte nicht recht, wie sie in seiner jetzigen Lage durchzuführen sei — kurz, er erwachte erst wieder, als die Sonne ihre Strahlen schräg unter den Hutrand auf sein Gesicht warf. Mit einem Satz sprang der junge Mensch in die Höhe.

„Es muß gewiß schon 4 Uhr sein,“ rief er erschrocken, schwang seine Bütte an den Lederriemen über die Schultern und lief in solcher Hast, daß er ganz außer Atem auf dem Hofe ankam. Ohne Therese hätte er sich aber auch eines schlimmen Empfanges versichert halten dürfen.

„Wo steckt denn dieser große Hans Träumer?“

hatte Felix Prenel gefragt, als er sich zum Mittagessen niedersetzte.

„Ich habe ihn zu Constant Mattet geschickt, Vater," antwortete Therese.

„Wann ist er fort?"

„Bald nach dem Frühstück."

Das junge Mädchen wich einer direkten Frage niemals aus; darin war sie weit weniger eine Prenel, als es ihr Vater zu glauben beliebte.

Er zog die Augenbrauen in die Höhe und schwieg, denn vor den Dienstleuten tadelte er seine Tochter niemals. Nach dem Essen rief er sie aber in die Stube.

„Was sind das für Schliche?" fragte er sie streng. „Will gleich einen Franken wetten, daß du ihm auch noch gesagt hast, ja nicht zu bald wiederzukommen?"

„Ganz recht, Vater! Du kannst gut raten. Ich habe ihm sogar befohlen, sich auf der Weide tüchtig auszuschlafen."

Therese sagte nicht, daß sie Marcel nur bis zum Mittag Erlaubnis gegeben habe; sie hielt es für unwürdig, sich auf seine Kosten weiß zu brennen.

„Er ist nicht stark", fuhr sie mutig fort, „und wenn du ihm nicht bei Tag die Zeit zur Ruhe gönnst, ist er nach ein paar Wochen solcher Nachtarbeit hin wie eine Winterfliege. Dann schreien die Leute mit Recht Zeter über dich, und mit deinem Profit ist es noch dazu vorbei!"

„Meiner Treu! Nicht übel gerechnet für ein Frauenzimmer! Man kann darüber nachdenken," sagte der Bauer, seinen Bart streichend. „Ich will aber nicht, daß du anfängst, Marcel die Stange zu halten. Er ist zwanzig — alt genug, um für sich selber zu sorgen! Hat er einmal bis spät in die Nacht hinein musiziert und der Kopf brummt ihm früh davon — gut, so mag er sich ins Heu legen und schlafen; werd' ihn dann nicht mit dem Peitschenstiel aufjagen! Ich bin doch wahrhaftig kein Unmensch! Aber, Therese, laß dir's im guten gesagt sein: misch' dich ja nicht wieder dahinein!"

„Das wird doch noch nötig sein, Vater. Wieviel behältst du von den zehn Franken, die dir für Marcel bezahlt werden?"

„So, so!" sagte er, mit verschränkten Armen vor Therese hintretend. „Fängt jetzt meine eigene Tochter an, mich zu hofmeistern? Marsch, hinaus in deine Küche! Und wenn du wieder zur Beichte gehst, so sag dem Herrn Kaplan nur auch, wie unverschämt du gegen deinen Vater gewesen bist!"

Erhobenen Hauptes wandte sich Therese zum Gehen, auf der Schwelle traten ihr aber die Thränen in die Augen.

„So hast du noch niemals mit mir geredet, Vater!" rief sie aus.

„Was liegst du mir auch immer in den Ohren mit deinem Gefrage? Ein gutes Mädchen quält seinen Vater nicht mit ‚ich will dies wissen, ich will jenes wissen'. Für was brauchst du überhaupt alles zu wissen? Komm, jetzt gib mir einen Kuß und dann geh an deine Arbeit. Wenn ich morgen nach Morteau komme, sollst du auch ein schönes Band haben!"

Als nun Marcel ganz reumütig über den weitüberschrittenen Urlaub ankam, wurden ihm anstatt des Wetters, auf das er sich gefaßt gemacht, nur ein paar ironische Bemerkungen zu teil. Ohne einen Bissen des versäumten Mittagessens zu berühren, nahm er sein Beil, ging in den Wald und arbeitete bis zum Abend fleißig am Reisigmachen.

Als er um sieben Uhr zurückkam, begegnete er Felix Prenel auf dem Fußpfade.

„Auf was wartest du bis Sieben? Hast kaum noch Zeit, dich anzuziehen, und dann mach, daß du ins Creux-des-Raves kommst. Große Ehr' kannst du mit deinem Aussehen nicht einlegen; wenn sie dich aber gar zu arg beschädigt finden, sollen sie dich mir nur zurückschicken als ‚Probe ohne Wert'!"

Marcel nahm sich nicht Zeit, über den Sinn dieser Rede nachzudenken, beeilte sich aber, sein Kämmerchen zu erreichen, ergriff die Flöte und suchte die Haselhecke auf. Er hatte nicht vergessen, daß Therese zu ihm gesagt hatte: „Du spielst mir jetzt jeden Abend ein wenig, nicht wahr?"

Alles, was das junge Mädchen je zu ihm gesprochen, war sorgfältig in seinem Gedächtnis aufbewahrt, und er wiederholte sich ihre Worte mit einer Art von Andacht. Für sie wollte er jetzt auch spielen.

„Hm! Marcel hält Probe," sagte Felix Prenel, als er die Flöte in der Abendstille erklingen hörte. „Kein schlechter Gedanke! Die Finger müssen hübsch steif sein zum Spielen, wenn man den halben Tag Holz gehackt hat."

Therese aber, die von ihrem Fenster aus zuhörte, wußte ganz genau, daß Marcel nicht zur Probe spielte. Die sanfte, liebliche Weise, die da zu ihr herübertönte, war nicht für einen Tanzboden bestimmt!

Ein freundliches Kopfnicken sprach Marcel ihren Dank aus, als er wieder den Hof betrat.

„Jetzt mußt du aber eilen, daß du fortkommst, und wenn es möglich ist, komm auch nicht gar so spät wieder," rief sie ihm noch zu.

„Weißt du noch, Alwine," fuhr Therese einige Minuten später fort, als jene beim Petersilienabschneiden gerade unter ihrem Fenster kniete, „weißt du noch, wie oft ich früher zu dir gesagt habe, ich wünschte mir einen Bruder? Ich glaube fast, daß mein Wunsch jetzt erfüllt ist."

„Glauben Sie?" fragte Alwine nach einem Augenblick des Nachdenkens. „Ich will den Brüdern gewiß nichts Böses nachreden, Fräulein Therese; ich hab' ja selbst einen und hänge auch sehr an ihm, besonders seit er drüben in Amerika ist. Doch glaub' ich, die Brüder sind zumeist nur dafür gut, daß sie einem Geld abborgen und nie wiedergeben. — Wenn Sie aber vorhin Marcel gemeint haben, so sind Sie auf dem Holzweg, mit Erlaubnis zu sagen. Ein Bruder guckte Sie nicht mit solchen Augen an und thäte auch nicht, was ich Marcel erst gestern habe thun sehen."

„Was denn, Alwine?"

„Sie hatten eine Stecknadel verloren, ohne es zu merken; die hob er auf und steckte sie so sorgfältig in seiner Jacke fest, als wär' es eine heilige Reliquie gegen die Krankheiten. Heute früh war sie noch darin. Aber das war gar nicht wohlgethan," fuhr sie fort, indem

sie nachdenklich den Kopf wiegte, „es war sogar schlimm, denn Nadeln stechen die Freundschaft tot.“

Alwine seufzte tief und fing gleich darauf wieder an: „Sie könnten's mir wohl sagen, wie Sie es eigentlich machen, Fräulein Therese.“

„Wie ich was mache?“

„Wie Sie es anfangen, daß alle in Sie verliebt sind!“

Das junge Mädchen warf den Kopf mit einer stolzen Bewegung zurück und sagte in strengem Tone: „Ich fange es gar nicht darauf an, Alwine. Im Gegentheil! In mich ist übrigens auch keiner verliebt, es ist nur meines Vaters Geld, nach dem sie Augen machen! Was Marcel anbetrifft, so träumst du wohl. Er ist ein großes Kind und denkt nicht mehr an mich als an den Mann im Mond.“

„Der Mann im Mond hebt wenigstens Ihre Stecknadeln nicht auf,“ beharrte Alwine.

Während dem begab sich Marcel schnellen Schrittes nach Creux-des-Raves, wo zwar kein Ball, aber ein Tänzchen stattfinden sollte. Der Pächter dieses Gutes war der glückliche Vater eines Sohnes und fünf sehr hübscher Töchter, deren jeder es nicht an Anbetern fehlte. Sie hatten auch viele gute Freundinnen, die sich durch einen höchst merkwürdigen Zufall jede Woche einmal, bald bei der einen, bald bei der anderen vollzählig zusammenfanden. Noch merkwürdiger war es aber, daß die Burschen dann ihren Abendspaziergang immer nach jener Seite hin zu richten pflegten, an die Fensterläden im Erdgeschoß klopften und ganz bescheidentlich fragten, ob sie „Guten Abend“ sagen und auf eine Minute hereinkommen und ausruhen dürften? Natürlich hatten die jungen Mädchen das Herz viel zu sehr auf dem rechten Flecke, um solche Bitte abschlagen zu können, also ward den armen Reisenden die erbetene Gastfreundschaft bereitwilligst gewährt. Derselbe merkwürdige Zufall brachte es auch mit sich, daß sich Schlag Acht ein Geiger oder Klarinettenbläser einstellte, und alle erklärten, man müsse die Gelegenheit benutzen und geschwind ein paar Touren tanzen. Wie merkwürdig, daß die Mädchen auch immer alle weiße Röcke anhatten! Dies war doch das allerwunderbarste Walten des gütigen Zufalls!

So kam es, daß in jenem kleinen Winkel der Erde soviel Nachfrage nach Musikanten war.

„Wenn man tanzen will, muß man es thun, ehe die Hitze kommt, im Juli hört's dann von selber auf,“ sagten die jungen Burschen. — „Wenn das Heu glücklich herein ist, kann man doch einmal tanzen! — „Man braucht auch andere Bewegung, wenn man den ganzen Tag den Hackenstiel oder die Pflugsterzen in den Händen gehabt hat!“ — „Seine hübschen Schnitterinnen ladet man doch auch einmal für ein bißchen Vergnügen ein, nachdem man wochenlang mit ihnen hart um die Wette gearbeitet hat!“ —

Nun, und dann kommt eine stillere Zeit in der Arbeit, die wird erst recht zum Tanzen benutzt. Und wenn das Jahr herum ist — fängt man eben wieder von vorn an, und zwar so lange fort, bis die Jugendzeit vorbei ist und man von den Jüngeren verdrängt wird.

Der Tanz ist bei den Bergbewohnern oft eine Leidenschaft, denn sie leben immer in hoher, reiner Luft, haben ein heiteres Gemüt, einen geschmeidigen Körper und einen festen Fuß.

Die laute, kleine Gesellschaft, die jetzt in der großen Stube zu Creux-des-Raves versammelt war, war ein wenig gemischt. Die fünf hübschen Schwestern waren durchaus nicht exklusiv: sie fingen in ihren Netzen ebensogut Gründlinge als Karpfen. Gute Tänzer zu sein war ihre einzige, unerläßliche Bedingung; wer diese erfüllte, brauchte nur noch eine frische Blouse und ein paar Sous in der Tasche zu haben für die Bezahlung des Musikanten, um willkommen zu sein.

An Erfrischungen wurden Zwiebäcke und ein stark verdünnter Syruptrank gereicht, höchstens noch ein Glas Halbbier für die Burschen. Die Kosten dieser Tanzvergnügungen beliefen sich also nicht hoch, wie man sieht. Trotz der Einfachheit der Bewirtung amüsierten sich aber die Eingeladenen königlich, und manche Heirat kam dabei zu stande. Ich für mein Teil habe immer geglaubt, daß dieser einzige, wahre Zweck der Bälle ihre Existenzberechtigung in der gebildeten Welt ausmache.

Die fünf Brünetten, wie sie genannt wurden, saßen im Kreise ihrer Freundinnen an den Wänden des großen Zimmers, aus welchem sie alle unnötigen Möbel hinausgeräumt hatten. Die Burschen standen um den Ofen herum, neckten einander und sahen oft nach der Uhr. Einige Minuten vor acht erschien Marcel und wurde mit großem Gelächter von allen Seiten begrüßt.

„Wie du gelegen kommst!“ „Wer schickt dich?“ rief man ihm zu.

„Mein Herr!“

„Ist er nett, dein Herr! Sag ihm auch unseren schönsten Dank!“

„Und jedes von den Mädchen schickt ihm einen Kuß!“

„Pfui! Pfui! Wir wollen deine Soldatenspässe nicht hören!“ —

Nachdem man hierauf den liebenswürdigen Zufall genugsam gepriesen, der so zu rechter Zeit einen Musikanten des Weges geführt — ein Wunder, das sich allwöchentlich wiederholte — ging man zur Tagesordnung über.

„César,“ rief Brünette I, „nimm Marcel mit in die Küche und gib ihm ein tüchtiges Glas Bier, damit er in Zug kommt!“

„Das ist ein vernünftiges Mädchen,“ sagte César, indem er sich beeilte, seine ehrenvolle Mission zu erfüllen; er schenkte aber nicht nur Marcel, sondern auch sich selbst einen Schoppen des schäumenden Getränkes ein, den er, um Marcel Mut zu machen, auf einen Zug leerte.

Als die beiden zurückkehrten, standen die Paare bereits tanzfertig. Die Mädchen waren aber in der Minderzahl, und so standen mehrere übriggebliebene Burschen linkisch und mißvergnügt umher.

„Spielt einstweilen ‚vier Ecken‘,“ rief ihnen ein boshaftes Mädchen zu.

„Tanze mit einem Stuhl, Alfons,“ schrie der übermütige Tänzer der Brünette II.

Dieser Alfons war der Großknecht vom Alisierhofe, ein kühner, gewandter Bursche, der, im Bewußtsein solcher empfehlenden Eigenschaften sich ein größerer Eroberer dünkte als Alexander. Die Leser erinnern sich

vielleicht, seine Bekanntschaft schon bei einer Gelegenheit gemacht zu haben, wo er eine kalte Douche erhielt.

Derjenige, welcher ihm geraten, mit einem Stuhle zu tanzen, war aber mit seinem Scherz übel angekommen!

„Wart' nur erst ab, ob du überhaupt tanzen wirst, mein Lieber," brummte Alfons in den Bart, verließ die dunkle Ecke, in der er bisher gestanden und setzte sich am anderen Ende des Zimmers nieder.

„Kommst du, Marcel?" — „Fang an!" — „Wir warten!" — „Einen recht lustigen!" rief es durcheinander.

„Zum Spielen braucht's zuerst ein Instrument," sagte Marcel, indem er an den Tisch trat. „Hierher hab' ich meine Flöte gelegt; wo habt Ihr sie hingethan?"

„Wer sie versteckt hat, melde sich," rief der Vortänzer ernst. „Keine Dummheiten gemacht, Jungens! Wir wollen tanzen, und da soll keiner solch einen schlechten Witz machen und gleich den Anfang verderben!"

„Wir wollen doch ebensogut tanzen als du!" schrieen alle durcheinander. „Das Orchester ist heilig, und selbst der schlechteste Spaßmacher rührt kein Instrument mit einem Finger an! Kommt, helft suchen! Herbei muß die Flöte!"

Man suchte sie, fand sie aber nicht. Alle Ecken wurden durchstöbert, die Möbel von den Wänden abgerückt, die Kommodenfächer herausgezogen, auf dem Ofen gesucht — aber keine Flöte kam zum Vorschein.

„Ihr könnt suchen bis Weihnachten!" sagte Alfons mit verächtlichem Gesicht. „Seht ihr denn nicht, daß euch euer Musikant am Narrenseil führt? Der hat's ärger hinter den Ohren, als die Leute glauben; ich weiß aber schon lang, daß er so boshaft ist, wie ein Affe! Er hat seine Flöte gar nicht mitgebracht, sag' ich!" —

„Doch!" rief Marcel. „Sie war im Etui, und ihr müßt alle gesehen haben, daß ich es in der Hand hatte, als ich hereinkam. Ich habe es neben meinen Hut hierher auf den Tisch gelegt."

„Fortgeflogen kann es aber doch nicht sein?" sagte César Pointel. „Das ist eine seltsame Geschichte! Wo hast du deine Flöte nur hingethan! Besinn dich, Marcel!"

„Und mach, daß du sie findest," riefen die ungeduldigen Tänzer.

„Macht lieber, daß ihr sie findet," entgegnete Marcel. „Ich bin überzeugt, daß ihr besser wißt als ich, wo sie hingekommen ist."

„Sag's nur heraus!" hieß es. „Heißt das, daß wir Diebe sind?"

„Nicht alle, aber einer," antwortete Marcel ruhig.

Diese unerhört kühne Behauptung rief erst einen Moment starren Erstaunens, dann aber einen Sturm des Unwillens hervor.

„Sagst du das noch einmal, du unverschämter Kerl? Du Lump! Du Garnichts!" und dergleichen unparlamentarische Redensarten mehr flogen um Marcels Ohren.

„Durchgehauen und zur Thür hinausgeschmissen, das gehört ihm," schrie Alfons. „Er hat uns schändlich zum Narren gehalten! Ich geh' heim! Tanzen ohne Musik — da ist kein Vergnügen dabei zu holen!"

„Nichts da! Dageblieben, Alfons!" rief César Pointel und stellte sich vor die Thür. „Ich fang' an zu glauben, daß Marcel recht hat und ein Dieb unter uns ist. Ich hab' so meine Gedanken, will aber niemand ungerecht beschuldigen. Nicht gebrummt, Kameraden! Man muß wissen, woran man sich zu halten hat, das verlangt die Ehre für jeden von euch, so gut als für mich und mein Haus. Und jetzt bedenkt, daß die Mädchen da sind, und betragt euch, wie sich's gehört."

Diese verständige Rede verfehlte nicht, die Gemüter zu beruhigen.

„Es ist wahr," riefen einige, „was hätte Marcel dabei, uns um unser Vergnügen zu bringen?"

„In Reih' und Glied getreten!" kommandierte César Pointel. „Ziert euch nicht, ich suche jetzt jedem von euch die Tasche und die Weste durch. Gefällt's euch nicht, so denkt nur, ihr wäret die Schmuggler und ich der Grünspecht. Das kennen wir ja alle!"

„Durchsuchen willst du uns?" rief Alfons. „Und das wollt ihr euch gefallen lassen, ihr Schlafmützen?"

Und dabei versuchte er an César Pointel vorüberzuschlüpfen und die Thür zu gewinnen. César packte ihn aber mit einem plötzlichen Griff mit einer Hand am Kragen und fuhr mit der anderen blitzschnell über die Brust seines Gefangenen, wo er alsbald einen harten, langen Gegenstand fühlte.

„Dacht' ich's doch! Da steckt die Flöte!" rief er triumphierend aus. Aber Alfons wehrte sich gegen ihn wie ein Wütender.

„Helft mir, Kameraden! Haltet ihn fest!" rief César.

„Zehn gegen einen! Ist das Recht und Gerechtigkeit, ihr feigen Kerle?" brüllte Alfons und schlug mit Händen und Füßen um sich.

„So halt' dich ruhig, dann braucht's ja gar keine Gewalt!" schrieen die anderen.

Ungeachtet dieses weisen Ratschlags trachtete Alfons nur, die Thür zu gewinnen; César hatte schweren Stand, weil er nur eine Hand gebrauchen konnte, während er mit der anderen Alfons immer noch am Kragen hielt. Drei oder vier der jungen Burschen suchten ihn in die Ecke zu drängen, und die übrigen, die nicht ankommen konnten, fuchtelten mit den Fäusten in der Luft herum und ergingen sich in heftigen Ausrufen, um dadurch ihren guten Willen zum Helfen darzuthun.

Die Mädchen standen dicht zusammengedrängt am anderen Ende der Stube; einige stießen zuweilen einen kleinen Schrei aus, andere bedeckten das Gesicht mit den Händen, hielten die Finger aber so gespreizt, daß ihnen nichts von dem interessanten Schauspiel entgehen konnte. Für Alfons, der jetzt hart an die Mauer gedrängt war, gab es keinen Ausweg mehr, und plötzlich hörte man etwas zu Boden fallen und fortrollen.

„Aufgepaßt!" rief César Pointel und bückte sich rasch. „Nun, ihr Burschen, hab' ich recht gehabt?"

Und dabei hielt er mit ausgestrecktem Arm ein braunes Saffianetui in die Höhe, das Marcel sofort öffnete, um zu sehen, ob sein Instrument in dem Kampfe nicht zu Schaden gekommen sei.

„Jetzt wirst du nimmer leugnen, he?" rief es von allen Seiten.

„Warum nicht?" antwortete Alfons keck. „Für

euch ist's freilich sehr bequem, mir die Schuld aufzubürden! Während ihr da auf einem Haufen zusammensteht, kann jeder von euch die Flöte ganz sachte haben heruntergleiten lassen! Warst du es nicht vielleicht selber, César Pointel, der du dich so zum Gendarm aufwirfst? — Macht das unter euch aus!"

Und zwei oder drei der überraschten jungen Leute beiseite stoßend, riß er die Thür auf und verschwand.

Ein Augenblick allgemeiner Bestürzung trat ein.

„Das Wort soll mir der Schuft teuer bezahlen!" rief César Pointel, ballte die Fäuste und wollte dem Verschwundenen nach, als ihn eine seiner hübschen Schwestern am Arm zurückhielt.

„Laß ihn laufen!" bat sie. „Es war wirklich Krawall genug! Die Flöte ist wieder da, und das ist die Hauptsache. Jetzt wollen wir tanzen!

„Ich hoffe, Kameraden, daß keiner unter euch ist, der mich in Verdacht hat? rief César Pointel feierlich.

„Gott bewahr' uns! Das fällt keinem ein!" riefen alle wie aus einem Munde. „Kommt uns aber Alphons wieder in Sicht, dreschen wir ihn windelweich!" —

Diese verheißungsvolle Erklärung diente zur trefflichen Beruhigung der letzten Zorneswogen, und nun traten die Paare an.

Obschon der Abend stürmisch begonnen hatte, war doch sein weiterer Verlauf ein ungetrübt heiterer. Marcel spielte gut und fing an, sich in seiner Rolle zu gefallen. Auch that es ihm wohl, daß alle so freundlich mit ihm sprachen — wohl um ihn vergessen zu machen, daß sie vorhin nahe daran waren, ihm ernste Unbill zuzufügen. Marcel freute sich, lauter frohe Gesichter um sich zu sehen und sein Teil zu ihrer Freude beizutragen.

„Ich habe einen Gedanken!" rief einer der jungen Leute.

„Wenn du nur einen hast, so behalt ihn für dich! Was machst du sonst, wenn du ihn hergegeben hast?" antwortete man ihm.

„So hört doch nur erst, ob er nicht vielleicht zwei von eueren wert ist, ihr Spötter! Könnten wir nicht Marcel unsere Zufriedenheit dadurch bezeigen, daß wir ihn den nächsten Tanz tanzen ließen? Viel kann ich freilich nicht auf der Flöte, aber zu einem Walzer reicht's schon!"

„Dein Gedanke ist wirklich gut! — und was sagst du dazu, Marcel?" —

„Ich kann nicht tanzen."

„Das lernt sich! Man kann doch auch nicht schwimmen, ehe man im Wasser ist! Wer es so fein in den Fingern hat, dem kommt's auch richtig in die Füße! Schnell! Gib François deine Flöte und such dir eine Tänzerin!"

Da Marcel fühlte, daß diese Aufforderung eine herzlichgemeinte war, schwand auch seine Schüchternheit. Er stieg von der improvisierten Estrade herab, blieb einen Augenblick davor stehen und ließ den Blick musternd über die Mädchenschar gleiten.

Wie er so dastand, groß, schlank, das braune Haar von der Stirn zurückwerfend, glich er so wenig dem Marcel von ehemals, daß es allen auffiel.

„Wie vornehm er aussieht!" flüsterte eines der jungen Mädchen seiner Nachbarin zu.

„Das machen die schwarzen Kleider," antwortete jene und dachte dazu: „Käme er doch zu mir! Ich kann ebensogut tanzen wie jede andere."

Als Marcel aber ohne Zögern auf die schönste der fünf Brünetten zuschritt und ihr den Arm bot, klatschten ihm alle Beifall.

„Der versteht seine Augen aufzumachen!" riefen sie. „Achtung! Eins, zwei, drei, tini — ralla, tini — ralla, la, la, la!" —

Und mit diesem vielstimmigen Gesang suchte man das Spiel des guten François zu unterstützen, das in der That nicht weit her war.

Anstatt daß die ihm erzeigte Ehre Marcel verlegen gemacht hätte, übte sie eine fast berauschende Wirkung auf ihn aus. Mit erhobenem Haupte und den Arm um das zierliche Mädchen gelegt, bewegte er sich mutig vorwärts, suchte während der ersten paar Takte nach dem Rhythmus, fand ihn aber bald und hielt ihn wacker inne. Ein Professor der Tanzkunst würde wohl zu bemerken gehabt haben, daß Marcels Schritte ungleich und seine Drehungen zu stürmisch ausgeführt seien, aber da Taktgefühl und Leichtigkeit der Bewegungen vorhanden waren, brauchte es zur Vervollkommnung weiter nichts als Uebung.

„Ich will dir recht gern bald auch die anderen Tänze lehren," sagte das Mädchen, als er ihr dankte und sie an ihren Platz zurückführte. Und mit freundlichem Lächeln fügte sie hinzu: „Es ist eine wahre Freude, mit dir zu tanzen; du begreifst es ganz von selbst!" —

Unter meinen Lesern befinden sich vielleicht manche, die schüchtern und linkisch sind oder es zu sein glauben. Diese wissen, daß ein Lob, selbst wenn es aus gleichgültigem Munde kam, ihnen in dem Augenblicke die Fassung wiedergab, als sie dieselbe verloren hatten. Ein aufmunterndes Lob — wohlverstanden, ich sagte nicht Schmeichelei — ist unter Umständen die größte Gutthat, die wir unserem Nächsten erzeigen können!

Marcel kehrte auf seinen Platz zurück und fühlte zum ersten mal in seinem Leben einen männlichen Stolz in sich. Jetzt war er den anderen gleich: ein junges Mädchen hatte sich auf seinen Arm gestützt und ihm zugelächelt. Wenn Therese gegenwärtig gewesen wäre — würde er wohl gewagt haben, sie aufzufordern? Ich glaube nicht.

Er fing wieder an zu spielen; jetzt war seine Musik aber nicht mehr bloß eine lustige Tanzmelodie, sondern ein wahrer Freudenschrei, der sich bis zum Triumph erhob; ein Jauchzen der Befreiung, dem Gesange der Lerche ähnlich, die über die Nebel empor gestiegen ist und auf einmal die Sonne erblickt!

„Dieser Marcel spielt einem die Seele aus dem Leib!" riefen die elektrisierten Tänzer.

Und Marcel fühlte sich ihnen unaussprechlich dankbar. Jetzt war die Barriere gefallen, die ihn so viele Jahre lang von allen übrigen Menschen abgesperrt hatte! Dieser erste Walzer sollte epochemachend in Marcels Leben werden.

Schlag Mitternacht trennte man sich.

„Hört, Jungens," rief César Pointel, der an alles

dachte, „was meint ihr dazu, wenn wir Marcel ein Stück Wegs begleiteten? Diese Canaille von Alfons ist im stande, noch da in der Nähe herumzuschleichen und über Marcel herzufallen. Der arme Kerl hat wahrhaftig schon Beulen in allen Farben und für acht Tage genug!"

Der junge Mensch war den ganzen Tag beständig über sein Aussehen ausgespottet und aufgezogen worden.

„Du hast recht, César. Wer kein Mädchen heimzubringen hat, geht also mit Marcel bis auf den Alisierhof."

Dagegen verteidigte sich aber Marcel mit einem Eifer, der fast an Indignation grenzte.

„Meint ihr, ich fürchte mich?" rief er. „Laßt mich nur, ich weiß mir schon allein zu helfen." —

Und damit ihm seine Ehrenwache nicht etwa nachsetze, rannte er fast ohne Abschied fort. Césars wohlwollende Vorsichtsmaßregel war auch nicht nötig, denn Marcel erreichte unbehelligt den Hof. Es war ein Uhr morgens.

Alfons war längst zurückgekehrt. Als Großknecht hatte er eine eigene Kammer inne, wo er sich nun ungestört dem Schmieden glühender Rachepläne hingab. Dieser edeln Beschäftigung lag aber noch ein zweiter ob.

Als er in Creux-des-Raves das Feld so plötzlich und ruhmlos räumen mußte, schlich in nächster Nähe des Hauses ein Mann aus dem Dunkeln an ihn heran.

„Wie steht's?" fragte er leise.

„Wie's steht? Einen Heidenlärm hat's gegeben! Wär' ich jetzt sonst wohl hier?"

„Erzähl' wie's zuging!"

„Glatt ging's, wie geschmiert! So fein hatt' ich das Etui beiseite gebracht, daß kein Mensch was davon gemerkt hatte! Wie wir's ausgemacht hatten, hab' ich dann so ein paar Worte fallen lassen. Donnerwetter, haben die gezündet! Und wie sie drauf und dran sind, dem Musikanten einzuheizen, da merkt der einfältige César Pointel was. Wie ein Geier fällt er über mich her und die anderen helfen ihm natürlich. Da hab' ich mit Müh' und Not gerad' noch die verdammte Flöte fallen lassen und mich davonmachen können. Willst du wieder jemand tücken, Léon, so thu' es selber!" —

„Ach was! Mach mir nicht weis, daß du auf einmal Marcels Freund geworden bist! Du hast bloß für deine eigene Rechnung gearbeitet. Komm, wir wollen ein Glas miteinander trinken und dabei was anderes ausdenken, das schon besser glücken soll."

Damit war Alfons sehr einverstanden und tröstete sich über sein mißglücktes Unternehmen, indem er bis zur Polizeistunde trank wie ein Landsknecht.

Der nächste Tag war ein Sonnabend; das pflegt zwar stets und überall ein arbeitsreicher Tag zu sein, aber auf dem Alisierhofe war er es heute ganz besonders. Es mußte alles von der Bleiche herein, die Wäsche zusammengelegt und alles, was scheuerbar war, gescheuert werden. Dann hatte man das ganze Haus für den Sonntag vorzubereiten, für Papa Prenel ein schönes Manschettenhemd zu plätten, nachmittags mußte gebuttert und womöglich auch noch auf den Markt gegangen werden. An solchen Tagen zeigte sich Alwine auf der Höhe der Situation; ihre Arbeitskraft schien sich mit den Anforderungen an dieselbe zu verdoppeln, und sie verdiente sich alsdann im Schweiße ihres Angesichts den Namen, den ihr die etwas moquanten Wäscherinnen beigelegt hatten: „Alwine mit den vier Armen."

„Ich nehm' es auf mich, unsere Waschweiber im Trab zu erhalten," sagte sie früh zu Therese, mit der sie den Feldzugsplan für den Tag entwarf. „Hinter denen muß man tüchtig her sein, denn so oft eine Wäsche fertig ist, probieren sie es von neuem: thun jedesmal jämmerlich und lamentieren, daß sie sich mit der Arbeit halbtot geschunden hätten."

„Ich will auch gar nicht, daß sie mehr arbeiten als recht und billig ist," sagte Therese.

„Dazu ist noch lang keine Gefahr! Wenn Sie ihnen heute abend ihren Lohn auszahlen, geben Sie jeder zehn Sous extra, und Sie werden sehen, wie zufrieden sie sind! — Also Sie stehen für das Mittagessen und das Aufwaschen?"

„Freilich! Ich werde doch nicht allein die Hände in den Schoß legen?"

„Nehmen Sie das Wasser zum Aufwaschen auch nicht zu heiß, es verdirbt Ihnen sonst Ihre schönen Hände," sagte Alwine noch im Hinausgehen.

Das junge Mädchen lächelte und ging ungesäumt an seine Arbeit. Sie kam den ganzen Vormittag nicht eine Minute zum Sitzen: erst machte sie die Betten im ganzen Hause, dann mußte das Essen ans Feuer gesetzt und die Tassen vom Frühstück aufgewaschen werden. Von der Wiese wurde ein Korb Wäsche nach dem anderen hereingebracht, der den guten Duft kräftigen Hausleinens ausströmte, das in der Sonne auf dem Grase getrocknet ist. Therese mußte mit Félicie und Clairette tüchtig schaffen, um die Wäsche so schnell zu legen, als die Körbe wieder leer gebraucht wurden. Dann hieß es, den Leuten auf dem Felde ihr Frühstücksbrod pünktlich schicken, zu welchem Therese Wein[1]), Brot und Käse in einen Korb packte.

„Wann ich eigentlich heute buttern soll, weiß ich wirklich nicht," dachte Therese, als der Zeiger an der Uhr sich der Elf zu bewegte. „Jetzt darf ich nur anfangen, den Tisch zu decken. Man wird heute nicht mit der Arbeit für eine Essenszeit fertig, da kommt einem die nächste schon wieder auf den Hals!"

Und diese kam auch heran, ehe sie noch die Gläser hatte spülen können, die vom Felde hereingebracht worden waren.

„Nun, Töchterchen, rückt die Arbeit vorwärts?" fragte ihr Vater, indem er sie in die Wange kniff. „Thut das Regiment seine Schuldigkeit?"

„Was das Essen und Trinken anbelangt, gewiß!" antwortete Therese und ließ sich erschöpft auf einen Stuhl fallen. „Sieh, da kommen sie schon wieder wie ausgehungert an, und die Uhr hat noch nicht den zwölften Schlag gethan!"

„Ruh dich nach dem Essen ein wenig aus," sagte

---

1) In Frankreich und der Schweiz, wo so viel Weinbau getrieben wird, haben die leichten Sorten roten und weißen Landweins fast den Preis des Bieres. Daher wird man selbst auf dem Mittagstisch des geringsten Handwerkers Wein finden, und die Tagearbeiter und Knechte erhalten täglich ihre 2—3 Schoppen Wein.

Anmerkung des Uebersetzers.

ihr Vater freundlich, während die Dienstboten, Tagelöhner und Wäscherinnen in langer Reihe wie ein Zug Enten in die Küche marschiert kamen.

„Zum Ausruhen habe ich nicht Zeit, Vater. Ich muß nachher gleich das Geschirr aufwaschen und die Butter machen, ehe ich auf den Markt gehen kann. Bis drei Uhr komme ich hoffentlich so weit, und dann brauche ich den Wagen und das Pferd.“

„Hast du's gehört, Alfons?“ rief Felix Prenel.

Nach Tische beeilten sich die Leute, die kurze Mittagsrast auszunutzen, welche ihnen ihr Herr in der Regel gewährte und die sie heute auch redlich verdient hatten; sie streckten sich in den Schatten der Scheunenbrücke und rauchten dazu. Die Waschfrauen eskortierte Alwine aber sogleich wieder ins Waschhaus.

„Heute ist keine Zeit übrig, um sich zu dehnen und zu strecken,“ sagte sie. „Zuerst müssen jetzt die Waschzüber und Wannen gescheuert werden, und dann kommen die Fußböden dran.“

„Ich schicke euch schwarzen Kaffee und einen Tropfen Kirschwasser,“ sagte Therese, als sie die langen Gesichter der Frauen sah. „Ihr seid heute früh fleißig gewesen.“

Dieses Versprechen verfehlte nicht, eine belebende Wirkung auf die Müden auszuüben.

„Fräulein Therese hat ein Herz für die Armen,“ sagte die eine der Getrösteten im Hinausgehen.

„Und sie thut keine Cichorie in den Kaffee,“ setzte eine zweite hinzu.

Nach einer Stunde hatte Therese ihre Küche in Ordnung und begab sich in die Milchkammer.

Es war ein heller, doch kühler Raum, der gewölbt und nach Norden zu gelegen war. Auf schneeweiß-gescheuerten, langen Tischen standen die großen, flachen Milchschüsseln. Der Fußboden bestand aus festgestampftem, grauen Sand, in welchem kein Staub aufkommen konnte; in dem ganzen Raume herrschte eine ausgesuchte Sauberkeit. Die großen Rahmlöffel, die Melkeimer, das Brett, auf welchem die Butter geknetet wurde, die Butterformen — alles das roch so frisch und gut, und ein Aufbau von Tannenholzscheiten, durch welchen die Milch filtriert wurde, wenn sie aus dem Stalle kam, erfüllte alles mit einem gesunden Harzgeruch.

Therese war stolz auf ihre Milchkammer, welche als die einzige in ihrer Art in der ganzen Gegend berühmt war, denn die Mehrzahl unserer Bauern stellen die Milch noch in die Keller, welche zwar kalt, aber dunkel und dumpfig sind und in denen die wünschenswerte Reinlichkeit schwer zu erhalten ist.

In der Mitte der Milchkammer stand das Butterfaß, dessen Kurbel Marcel mit einer wahren Vehemenz drehte.

„Was machst du da?“ rief Therese erstaunt auf der Schwelle stehen bleibend. „Du thust ja meine Arbeit?“

„Die Butter wird gleich zusammengegangen sein, Fräulein Therese,“ sagte Marcel und hielt einen Augenblick inne, um den Schweiß abzuwischen, der ihm in großen Tropfen von der Stirn perlte. „Es ist heute zu heiß für den Rahm, sonst müßte die Arbeit schneller fertig geworden sein.“

„Für dich ist es aber heute auch heiß!“ Warum hast du dich denn nach dem Essen nicht auch ein wenig in den Schatten gelegt wie die anderen?“

„Wenn Sie so müde gearbeitet waren?“

Während dem hatte Therese den Deckel vom Butterfaß genommen und hob den Kopf, um Marcel anzusehen, denn er war größer als sie.

„Wie er sich von Tag zu Tage verändert!“ dachte sie.

Eine achtungsvolle, doch männliche Zärtlichkeit glänzte in Marcels braunen Augen. Wie er so hochaufgerichtet dastand, hätte ihn jedes Mädchen gern als Beschützer angenommen.

„Ich danke dir!“ sagte Therese. „Jetzt mußt du gehen, ich kann nun schon allein fertig werden. Du verwöhnst mich aber, Marcel; das ist nicht gut für mich!“

Marcel lächelte vergnügt und ging ohne Antwort hinaus.

Bei ihren letzten Worten hatte sich Therese aber unwissentlich getäuscht, denn es war gut für sie zu fühlen, daß sie jemand verwöhne, oder sie wenigstens mit Schutz und einer zarten Aufmerksamkeit umgab, deren Tiefe sie freilich nicht ahnte. Therese war nicht sehr dazu angethan, sich anzuschließen, sie lebte ja immer auf der Defensive; aber Marcel gegenüber empfand sie es täglich mehr als Wohlthat, sich nicht mit dem Panzer der Kälte und des Zwanges wappnen zu müssen, den sie sonst jedermann gegenüber trug. Sie wußte wohl, daß Marcel sich nie das Geringste gegen sie herausnehmen und sie in seinen Augen immer „Fräulein Therese“ sein werde!

Es war ihr so froh und leicht ums Herz, daß sie zu singen anfing, während sie den großen Klumpen goldgelber Butter herausnahm und mit geübter Hand im Wasser knetete, um die Butter frisch und fest zu machen. Dann nahm sie die Wage, wog sorgfältig so viel halbe Pfunde ab, als der große Ballen hergab und schwenkte jedes einzelne so lange in einer schalenförmigen, kleinen Mulde, bis es länglich genug geworden war, um in die geschnitzte Tulpenform gedrückt zu werden, die dem Hofe traditionell geworden und nach welcher auf dem Markte stets rege Nachfrage war.

„Ich wollte, es gäbe jetzt schon große, grüne Blätter,“ sagte Therese, indem sie ihre appetitliche Ware in einen breiten Korb auf ein schneeweißes Tuch legte. „Wenn man die Butter in Grün legen kann, hat sie gleich noch ein besseres Aussehen. So, — nun kann ich mich zum Gehen fertig machen. Ohne Marcel wäre ich vor einer Stunde noch nicht fortgekommen. Wie gern er mir die schwere Arbeit abgenommen hat! Wenn ich nur etwas wüßte, womit ich ihm wieder eine Freude machen könnte!“

Therese lief auf den Hof hinaus, um zu sehen, ob Alfons angespannt habe; als sie an ihrem Gärtchen vorbei kam, aus welchem ein ganzer Blumenflor ihr entgegenlachte, blieb sie einen Augenblick stehen: es war ihr ein Gedanke gekommen.

Nachdem sie den Butterkorb in der Tiefe des Wagens sorgfältig in Stroh verpackt hatte, um ihn dadurch vor Stößen zu schützen, ging sie in das Haus,

um ihren Hut aufzusetzen, und kam alsbald mit einer Schere und einer kleinen Thonvase in der Hand zurück. Eilig schnitt sie rechts und links am Wege die schönsten Blumen, die sie erreichen konnte, ab und legte alles, wie es kam, in ihre Schürze.

„Ich mache den Strauß unterwegs," dachte sie, „Coco geht so sicher, daß ich die Zügel nicht zu halten brauche; ich hänge sie nur an den Arm."

Sie schnitt nur noch die einzige, frühe Blüte von ihrer rosa Geranie ab, bestieg den Wagen und schüttelte leicht die Zügel, um Coco begreiflich zu machen, daß man jetzt den Weg antreten müsse.

Auf dem uns wohlbekannten Fußpfade konnte man geraden Weges das Dorf erreichen, der Fahrweg machte aber einen weiten Bogen, um in die Poststraße einzumünden.

„Bis ich an die ersten Häuser komme, werde ich mit meinen Blumen fertig sein," dachte Therese, als sie an der Wiese vorbei kam, wo zwei Frauen die Waschleinen zu einem riesigen Knäuel aufwickelten.

„Glück auf den Weg, Fräulein Therese," rief ihr die eine zu.

„Ihr Wagensitz voll Blumen sieht fast aus, als führen Sie zur Frohnleichnamsprozession," bemerkte die andere.

Diese Bemerkung enthielt zwar eine Frage in diskretester Form, jedoch Therese fand es nicht für nötig, darauf zu antworten. Sie überließ den alten Grauschimmel bald völlig sich selbst; er kannte alle Fahrgeleise auf dem ganzen Wege auswendig — hatte er sie doch selbst gemacht! Noch ehe das Dorf erreicht war, hatte Therese die Blumen auf ihrem Schoße zu einem schönen Strauß geordnet. Am Brunnen stieg sie leichten Fußes ab, füllte die mitgebrachte Vase mit Wasser und stieg die wenigen Stufen hinan, die zum Kirchhofsthore führten.

Einige Bauernweiber folgten ihr mit den Augen, bis sie unter den Fliederbüschen der friedlichen Totenstätte verschwunden war.

„Was ist diese Therese doch für ein gutes Mädchen!" riefen sie aus. „So schön, wie das Grab ihrer Mutter wird doch kein zweites auf dem ganzen Gottesacker gehalten!"

Nicht weit von der Eingangsthür erhob sich eine abgebrochene Säule aus schwarzem Marmor, an deren Fuß in Goldschrift zu lesen war:

„Antoinette Therese Prenel, geb. July."

Das junge Mädchen bekreuzte sich, ging aber vorüber. Was sie heute suchte, war ein frischeres und weit ärmlicheres Grab, und sie fand dasselbe auch bald.

Der kahle Erdhügel trug nur ein dürftiges, schwarzes Holzkreuz und würde selbst das nicht aufzuweisen gehabt haben, wenn es der gutherzige Pfarrer nicht bestellt und aus seiner eigenen Tasche bezahlt hätte. Therese kniete an derselben Stelle nieder, auf welcher Marcel einige Tage zuvor, ganz von Schmerz zerbrochen, hingestreckt lag. Sie stellte ihre Blumen so, daß ihnen der nächste Baum etwas Schatten lieh, und steckte eine lange Epheuranke in die Erde, sie um das Kreuz herumschlingend.

„Marcel wird es sehen, wenn er morgen früh zur Messe kommt," dachte sie.

Darauf kehrte sie eilig zu ihrem Wagen zurück und trieb das Pferd mit der Peitsche an, das, solcher Art von Aufmunterung fast entwöhnt, die Ohren spitzte und in Galopp fiel.

Als Marcel am nächsten Morgen über den Friedhof schritt, erblickte er sogleich den Schmuck, der seiner Mutter Grab zierte. Es kostete ihm nicht viel Nachdenken, um die Hand zu erraten, die denselben dort niedergelegt hatte. Ohne sich um die neugierigen Blicke der übrigen Kirchgänger zu kümmern, beugte er fromm die Knie vor dem schmalen Häuflein Erde und sprach ein Gebet für die Ruhe der armen Seele. Dann löste er vorsichtig ein Blatt von der Epheuranke ab, die das armselige Holzkreuzchen umschlang, legte es in sein Gebetbuch und begab sich darauf in die Kirche.

Therese saß bereits auf ihrem Platze und wartete gespannt auf Marcels Erscheinen: sie war gewiß, in seinen Zügen zu lesen, ob er die Blumen gesehen habe oder nicht.

„Er macht nicht viel Worte, dieser arme Marcel," dachte sie, „aber seine Augen sagen um so mehr!"

Als Marcel eintrat, begegneten sich ihre Blicke. Zwar nur einen Augenblick lang, denn Marcel schritt vorüber nach seiner Bank am anderen Ende des schmalen Kirchenschiffes — aber Therese hatte ihn verstanden.

„Er hat sich darüber gefreut, und ich bin so zufrieden," sagte sie sich, zerstreut in ihrem Gebetbuch hin und her blätternd.

Es gab aber auch außer Therese noch Leute, die ihre Augen offen hatten. Die weibliche Neugierde, die übrigens auch dem starken Geschlecht eigen sein soll, findet auf dem Dorfe wenig Nahrung. Ausgehungert wie sie ist, fällt sie daher über das Wenige, das überhaupt vorkommt, her. Ihr ist alles gut genug dazu. Die Nachbarinnen, welche am vorhergehenden Nachmittag Therese den Friedhof hatten betreten sehen, ermangelten natürlich nicht, den schönen Strauß und die kleine braune Vase mit den Augen zu suchen, als sie zur Messe kamen. Sie waren sehr erstaunt, weder das eine noch das andere am Fuße der schwarzen Marmorsäule, sondern auf der armen Anastasia Grab zu entdecken. Das Wetter war heute so schön, da brauchte man sich gar nicht so zu eilen, um in die Kirche zu kommen! Am Portal derselben standen die Männer zusammen und redeten vom Vieh und der Ernte, und in der Gruppe der Weiber ward über die Zeitung der vergangenen Woche verhandelt — eine Zeitung, die nicht gedruckt zu werden, aber nichtsdestoweniger ihre herkömmliche Einteilung zu haben pflegt und die alle auswendig wissen.

Innerhalb zweier Minuten war denn das weibliche Kontingent des halben Dorfes von der seltsamen Neuigkeit unterrichtet, die noch dazu jedermann mit eigenen Augen bestätigt sehen konnte, ohne weit darum gehen zu müssen.

„Sonderbar ist's und bleibt's aber doch! Was denkt ihr davon? Es ist ja recht, wenn man gut gegen seine Dienstboten ist, und ich red' gewiß nicht dawider! Aber Blumen! Und noch dazu so schöne! Nelken und

gar noch eine Geranie! So viel gönnt sie ihrer eigenen Mutter nicht!"

So wurde der unschuldige Strauß von allem, was das Dorf an ehrenwerten Gevatterinnen aufzuweisen hatte, zerpflückt und zerrupft. Als der Gottesdienst begann, mußte man sich freilich zum Schweigen bequemen, aber auf Therese konnte man seine neugierigen Augen deshalb doch richten! Der einzige Blick, welchen Therese mit Marcel austauschte, wurde zwar nicht verstanden, aber doch im Fluge aufgefangen. Wie viele Bemerkungen wurden darüber hinter den Gebetbüchern von einem Ohr zum anderen geflüstert! An diesem Sonntag hätte der Herr Kaplan reichlich Ursache gehabt, sich über die Unaufmerksamkeit seiner Gemeinde zu beklagen.

Doch da man in derselben bis jetzt einen fast mit Furcht gemischten Respekt vor der unnahbaren Kälte Therese Prenels gehegt hatte, wagte man nicht allzuweit in seinen charitabeln Voraussetzungen zu gehen.

„Die Zwei haben was miteinander, das ist klar wie der Tag! Aber man weiß ja doch, wie sie auf alle Burschen nur so von oben heruntersieht. Man muß abwarten, was daraus wird. . ."

Und da nichts vorhanden war, womit man diesen Gedanken hätte beschließen können, so gab man sich einstweilen damit zufrieden.

Viertes Kapitel.

Und was wurde daraus? Eine stille, doch ernste und treue gegenseitige Neigung, die sich nicht in Worten, sondern mehr in dem Schutze aussprach, den eines dem anderen zu gewähren suchte; in täglichen, kleinen Diensten, im sonnabendlichen Erneuern des Blumenschmuckes zweier Gräber. Und den Abschluß jedes Tages bildete eine Serenade, die Therese von ihrem Fenster aus anhörte, was ihr nach und nach eine so süße Gewohnheit geworden war, daß sie gar nicht mehr gewußt haben würde, wie sie dieselbe entbehren solle.

Man war im Monat Juli. Die Wiesen fingen an, den rötlichen Schimmer der gereiften Gräser anzunehmen und warteten nur auf die Sense; denn in den Bergen macht man erst das Heu, wenn drunten in der Ebene schon die Getreideernte beginnt.

In diesem Jahre nahm Marcel aber weniger als früher an den Erntearbeiten teil, was seinem Körper und Geist sicherlich sehr zum Nachteil war. Das Leben, das er jetzt führte, war weder normal noch gesund; sein Ruf als Musikant hatte sich rasch ausgebreitet, an allen Ecken und Enden des Landes wurde er verlangt, und Felix Prenel sagte niemals nein.

Vier- bis fünfmal die Woche mußte Marcel daher, wenn nicht die ganze, so doch den größten Teil der Nacht hindurch musizieren und hatte dann manchmal noch einen Weg von mehreren Meilen nach Hause. Seine nervöse Organisation half ihm, diese Anstrengungen ertragen, denen ein Kräftigerer bald erlegen wäre. Die einzige Konzession, welche Therese von ihrem Vater erlangen konnte und für welche sie viele harte Worte hören mußte, war, daß Marcel tagsüber schlafen durfte, soviel er Lust dazu hatte.

„Du beutest den armen Jungen aus!" rief sie ihrem Vater zu, als sie Marcel einmal erst am hellen Morgen, bleich und mit tiefen Rändern um die Augen, heimkehren sah.

„Nenne es so, wenn dir's Vergnügen macht," antwortete Felix Prenel ruhig. „Wozu sind denn die Dinge in der Welt da, als zum Ausbeuten? Sind unsere Arbeitsleute, Wälder, Kühe für was anderes da? Meinst du, daß die Händler, die unsere Stämme und unsere Käse kaufen, uns nicht auch ausbeuten? ‚Friß — oder du wirst gefressen,' heißt's auf der Welt. Das ist das Gesetz und die Propheten!"

Und damit ging er.

Die letzten zwei Monate hatten Marcel viele Dinge gelehrt! Hatte er spät begonnen, seine Augen aufzumachen, so that er sie jetzt dafür um so weiter auf, und nichts entging seiner stillen Beobachtung. Seine Harmlosigkeit verließ ihn nicht auf einmal, aber nichtsdestoweniger war diese Phase seiner Entwickelung zuweilen rapid und heftig wie eine Krisis, daher schmerzlich für ihn. Er fand die Früchte vom Baume der Erkenntnis bitter. Früher hatte er die Schlechtigkeit der Menschen nur unklar empfunden, wenn sie ihm Leid zufügte: jetzt lernte er sie erkennen.

Erst ferne, wie durch Nebelschleier, aber nach und nach immer deutlicher begriff Marcel, welchen Plan sein Herr gehabt, indem er ihn dingte. Er sprach sich gegen niemand darüber aus, aber in seinem Kopfe gruppierten sich jetzt gewisse Ideen, er zog seine Schlüsse — mit einem Wort, er kam ganz aus seiner früheren Indifferenz heraus. Die Art, auf welche er diese erste Aeußerung seines Denkens kund gab, mag meinen Lesern wenig poetisch erscheinen; er war aber durchaus kein Wolkengebilde, und die einmal erwachte Intelligenz lernte nun auch die praktischen Notwendigkeiten des Lebens einsehen; er sah sogar stets noch etwas darüber hinaus. „Das ist ein Nachteil", sagen die Sachverständigen. „Wer nach den Sternen sieht, stößt sich an die Kiesel. Um den Weg durch die Welt zu machen, müssen die Augen auch hübsch nach unten sehen." —

An einem Sonnabend, der als der letzte des Monats Zahltag war, wurde Marcel in die große Stube des Erdgeschosses gerufen. Felix Prenel saß vor seinem Bureau, ein offenes Kontobuch vor sich und zählte Thalerrollen durch.

„Hier ist, was dir zukommt", sagte er, Marcel herzuwinkend. „Fünfzehn Franken. Ist's in Ordnung? Du siehst, bei mir stimmt alles aufs Haar. Glatte Rechnung — gute Freunde!"

„Danke", sagte Marcel langsam, ohne daß er aber von einer sehr lebhaften Dankbarkeit durchdrungen zu sein schien. „Und das andere Geld?"

„Was meinst du? Hast du nicht drei Fünffrankenthaler im Monat?"

„Man bezahlt euch aber jede Nacht zehn Franken für meine Musik!"

Felix Prenel erwartete eine so kategorische Reklamation von seiten des „großen Hans Träumers" so wenig, daß er einen Augenblick wie versteinert dasaß.

„Wer hat dir das erzählt?" fuhr er endlich auf.

„Alle Welt!"

„Du hast mit Therese darüber geredet!“ schrie Felix Prenel, den der Verdruß die gewohnte Reserve einmal ganz vergessen ließ. —

„Nie!“ rief Marcel indigniert aus. „Herr, ich weiß wohl, daß Ihr mir unrecht thut, aber zu Eurer Tochter werde ich es nicht sagen.“

„So? Meinst also, ich thu' dir unrecht? So lies unseren Kontrakt nur wieder durch!“

Und dabei zog er ein vierfach zusammengefaltetes Papier, das Marcel sogleich erkannte, aus seiner Brieftasche hervor und breitete es langsam vor sich aus.

„Lies! Du bist in der letzten Zeit so sehr klug geworden, daß du wohl jetzt auch besser als dazumal verstehst, was du da unterschrieben hast.“

Sein Zeigefinger ruhte auf dem folgenden Passus: „Der obengenannte Marcel Auvernet darf niemand, wer er auch sei, irgend eine Dienstleistung erzeigen ohne seines Herrn, Felix Prenels Erlaubnis. Dieser wird auch die etwaige Vergütung dafür bestimmen.“

„Dem Wortlaut nach“, fuhr er fort, „kommt mir also aller Gewinn zu. Teufel auch! Arbeitest du nachts, verschläfst du den Tag! Wenn wir erst mitten in der Heuernte stecken, darf ich noch einen Knecht nehmen, der deine Arbeit thut! Das kostet mich dann wohl nichts? Und dabei bezahle ich dich nebenher, du bist gut genährt und Therese hält dich wie ihren Augapfel. Sie verwöhnt dich sogar; dem will ich aber schon ein Ende machen! Bist du müde, legst du dich hin — meiner Treu, ich wollte, ich hätte es auch so gut! Und dabei bist du noch nicht zufrieden? Gut, Bürschchen, dann geh nur und such dir einen anderen Dienst. Weiter sag' ich nichts!“ —

Diese niederschmetternde Schlußfolgerung hatte Marcel nicht vorausgesehen. Den Alisierhof verlassen hieß Therese nicht mehr sehen! Er fuhr mit der Hand in sein Halstuch, als benehme ihm dasselbe die Luft zum Atmen.

Felix Prenel würde sich aber diesmal wohl nicht gerne beim Wort haben nehmen lassen!

„Ich bin dafür“, nahm er die Rede wieder auf, „daß man sich immer im Guten auseinandersetzt. Warum hast du dir in den Kopf gesetzt, ich wollte dir unrecht thun? Hast du eine Goldflöte, so ist es nur recht und billig, daß du auch davon profitierst! Was läßt du mich vorhin auch nicht ausreden? Hatte dir gerade noch sagen wollen, daß ich am Ende nächsten Monats fünfzig Franken für dich auf der Sparkasse anlegen will.“

Marcel hätte ihm antworten können, daß er ihm bereits mehr als viermal so viel eingebracht habe. That er es nicht, so zeigte er wohl, daß er im kaufmännischen Rechnen noch nicht sehr stark war. Wäre er es aber auch gewesen, so hätte er doch das Glück, mit Therese unter einem Dache zu sein, nicht für alles Gold der Welt verkauft!

Er murmelte einen Dank und ging schnell hinaus, sich glücklich schätzend, daß er zur Strafe für seine Kühnheit nicht fortgeschickt worden war. —

Ein weiser Freund, der gewünscht hätte, Marcel von seiner Menschenscheu zu kurieren, hätte dazu kein besseres Mittel wählen können, als das Leben, in das ihn Felix Prenel gestürzt hatte. Das Mittel wirkte aber beinahe ein wenig zu sehr.

Da Marcel jeden Abend neue Gesichter sah, kam er durch diese nicht mehr um seine Fassung wie früher, wo ihn jede neue Begegnung den Kopf verlieren ließ. Aber die groben Gespräche, die zweideutigen Reden, die Streiche, die in der Weinlaune ausgeführt wurden — glitt das alles von ihm ab, ohne Spuren in seiner Einbildungskraft zu hinterlassen? Mußte er nicht dadurch, daß er gewitzigt wurde, herabgezogen werden?

Gewiß hörte und sah er Dinge genug, die ihm hätten unbekannt bleiben mögen, aber Theresens Bild war oft sein Schutzengel. So kam es ihm gar nie in den Sinn, mit den jungen Schönen zu tändeln, die nichts Besseres verlangt hätten, als sich von dem hübschen Musikanten ein wenig den Hof machen zu lassen. Die Ausgelassensten unter den jungen Leuten hatten sich Marcels Erziehung zur Aufgabe gemacht. Eines Abends hatten sie eine wahre Verschwörung unter sich, um Marcel nur ein einziges Mal zu einem Rausch zu bringen. Alle ihre Manöver scheiterten aber an seiner stereotypen Antwort: „Ich habe keinen Durst mehr.“

„Dummer Junge! Trinkt man denn nur, wenn man Durst hat?“ —

Marcel ließ aber nach seiner vernünftigen Antwort allen Spott über sich ergehen, behielt seine Gedanken für sich und seine „Erziehung“ blieb in diesem Punkte unvollendet.

Indessen war es augenscheinlich, daß Marcel physisch herunterkam. Die gewohnte Feldarbeit und der beständige Aufenthalt in freier Luft fehlten ihm. Abends und besonders gegen Mitternacht war er ungewöhnlich erregt und spielte mit so viel Feuer, daß er alle hinriß; aber am Morgen fühlte er sich gebrochen. Seine tiefliegenden Augen hatten oft einen fieberhaften Glanz. Ging er dann nachmittags aufs Feld, so wunderte er sich, die Sense oder Hacke so schwer zu finden!

„Dieser Marcel schmilzt zusammen wie ein Wachslicht“, sagte Alwine eines Tages. „Ein Wunder ist's gerade nicht, bei solchem Leben drunter und drüber! Abends um zehn Uhr im Bett sein wie ein anderer ehrlicher Christenmensch — wie das ist, weiß er gar nicht mehr! Fräulein Therese, da müßten Sie durchaus mit dem Herrn ein Wort darüber reden!“

„Wie oft habe ich das schon versucht!“ antwortete das junge Mädchen mit einem Seufzer. „Faßt mein Vater erst einen Groll gegen Marcel, dann ist gar kein Halten mehr! — Was meinst du dazu, Alwine? Sollte man ihm nicht lieber raten, unser Haus zu verlassen? — Er wird mir fehlen“, setzte sie einen Augenblick später hinzu, als würde es ihr schwer, das auszusprechen.

„Ich will Ihnen nichts vorschreiben, Fräulein Therese, aber an Ihrer Stelle würd' ich es doch mit dem Herrn versuchen. Sagen Sie ihm, daß man mit seinen Leuten nicht umgeht wie mit Negersklaven, und daß er nicht mehr Herz hat als ein Stein und so weiter. Doch Sie wissen schon besser, wie Sie es ihm beibringen können, nehmen Sie mir's nur nicht übel. Aber auf Sie hört er doch noch am ersten.“

„Gut, Alwine, ich will heute abend noch mit ihm sprechen. Hilft es aber nichts, so wird es wohl besser

sein, wenn Marcel sich jetzt einen anderen Dienst sucht." —

Man war inmitten der Heuernte. Bisher war das Wetter dazu so schön gewesen, als man es nur hätte wünschen können. Vier rüstige Mäher, die seit einer Woche in Arbeit genommen waren, hatten bedeutende Grasflächen niedergelegt, und die Sonne ihrerseits bezeigte so guten Willen, den Menschen ihre Arbeit fördern zu helfen, daß man das Heu in einem Tage hereinbringen konnte.

„Solch ein Heuwetter erlebt man nur alle zehn Jahre einmal!" riefen die entzückten Arbeitsleute.

Der Bauer ist aber niemals zufrieden.

„Ja, ja", sagte Felix Prenel im Tone herablassender Anerkennung, „für ein schönes Heuwetter mag's angehen. Es ist aber gleich, es gibt dies Jahr zu viel Disteln im Heu. Unkraut wächst allemal besser als was Gutes! — He! du Marcel! Könntest deinen Atem zu Gescheiterem aufsparen, als ihn mit Gesinge zu verschwenden!"

Von einem Ende der Wiese zum anderen herrschte Fröhlichkeit; scheint bei solcher Arbeit die Sonne, so sehr sie kann, sind die Mädchen hübsch, die Sensen gut gedengelt und der Wein nicht gar zu schlecht, so läßt es sich ja auf dieser schönen Welt um so besser aushalten!

Die erste der eben genannten Bedingungen zum Glück schien aber plötzlich verschwinden zu wollen. Eines Morgens sank das Barometer so tief, als es stets vor einem kommenden Gewitter zu thun pflegt.

„Ein Wetter im Anzug!" sagte Felix Prenel ärgerlich. „Zu drei Vierteln ist die Bieswiese gemäht, wir müssen machen, daß vor Vier alles unter Dach ist. Geh, Alfons, zieh an der großen Glocke das Eilzeichen und dann marsch, alle ins Heu! Für heute mußt du dich einmal ganz allein behelfen, Therese, die Mägde müssen alle drei gleich mit hinaus!"

Bis mittags blieb der Himmel klar. Die Luft schien merkwürdig durchsichtig und der Horizont sehr nahe zu sein. Am äußersten Ende der Bergkette, die das Plateau begrenzte, stieg ein kleines, weißes Flockwölkchen am Himmel auf.

Als die Leute mittags zum Alisierhofe herabstiegen, zogen einige lange Wolkenstreifen langsam an den Bergen hin, und während des Essens wurde es in der großen Küche nach und nach sehr düster.

„Eilt euch!" rief Felix Prenel ungeduldig. „Wenn's Klöße und Fleisch gibt, ist es allemal, als hätte jeder einen Vorratskasten im Magen, den er noch extra vollstopfen müßte. Drei Wagen müssen eingefahren sein, ehe es losgeht!"

Er trat einen Augenblick vor die Hausthür und besah sich mit Unruhe den Himmel, der allerdings drohend genug aussah. Schwere, weiße Wolkenmassen wälzten sich über den bleifarbenen Himmel, die Tannen sahen unheimlich schwarz aus, und kein Lüftchen regte sich.

„Jetzt ist keine Minute mehr zu verlieren," erklärte Felix Prenel, als er die Küche wieder betrat. „Ihr könnt fertig essen, wenn wir wiederkommen!"

„Ich gehe auch mit," sagte Therese. „Ich kann so gut arbeiten wie jedes andere, wenn's not thut."

Alle erhoben sich sofort und eilten hinaus. Felix Prenel schloß die Hausthür selbst zu, steckte den Schlüssel in seine Tasche und postierte einen Knaben auf die Weide, damit er das Vieh eintreibe, sobald es zu donnern anfinge.

Die hochgelegene Bieswiese war etwa zehn Minuten weit vom Hofe entfernt. Mit großer Eile begannen die Leute das frische, duftende Heu aufzuladen, das ganz von der Sonne durchröstet war, und in kurzer Zeit stand ein stattliches Fuder fertig.

„Ein Jammer wär's, wenn das gute Heu eingeweicht würde," rief Felix Prenel. „Immer flink, ihr schönen Burschen und Mädchen! — Fahrt den Wagen nur gleich ganz hinten in die Scheune und bringt einen leeren aus der Remise mit. — Vorsichtig bergab und bergauf!"

„Wenn ihr einmal beim Komplimentemachen seid, habt ihr wohl noch eines für jemand übrig, der auch ein schöner Bursch ist?" rief Léon Thonin, der unbemerkt den Fußpfad über die Wiese gekommen war und heute ungewöhnlich gut aufgelegt zu sein schien. Er kam vollends heran und sagte: „Vor solch einem Wetter kommen zwei rüstige Arme wohl nicht ungelegen? Ist's erlaubt, daß man hilft?"

„Schönen Dank im voraus, mein Junge! Nimm die Gabel und thu', als wärst du zu Haus!"

„Wer weiß, ob ich das nicht eher hier bin, als ihr denkt?" sagte Léon Thonin halblaut, während er ging, um eine Heugabel zu suchen, mit der er zum nächsten Leiterwagen schritt.

Léons Hilfe war nicht zu verachten, denn das Gewitter zog rasch heran. Einzelne Windstöße zogen durch die Bäume, fegten Heuhalme vor sich her, und ganz in der Ferne ließ sich ein dumpfes Grollen vernehmen; es brauchte das geübte Ohr eines Bauern, um mit Sicherheit sagen zu können, ob dies Geräusch wirklich Donner sei oder nur das Rollen der Räder auf der entfernten Scheunentenne. Von Zeit zu Zeit erhellte ein bläuliches Licht den Horizont, und die Wolken ballten sich immer mehr zusammen.

(Schluß folgt.)

Die Brennhaare der Pflanzen.

Von

W. Detmer.

Alle Organismen haben während ihres Lebens einen mehr oder minder schweren Kampf ums Dasein zu bestehen. Die mannigfaltigsten nachteiligen Einflüsse wirken sowohl auf die Pflanzen als auch auf die Tiere ein, aber es ist zugleich darauf hinzuweisen, daß sie Mittel besitzen, welche ihnen Schutz gewähren können. Diese Mittel sind freilich von außerordentlich verschiedener Art, und sie müssen es auch sein, denn während z. B. die Existenz eines Organismus insbesondere durch ungünstige Witterungsverhältnisse bedroht wird, ist diejenige anderer namentlich durch Feinde aus dem Pflanzen- oder Tierreich gefährdet.

Bei vielen Tieren ist das Gebiß derartig gebaut, daß sie dadurch leicht in den Stand gesetzt werden, anderen Tieren das Leben zu rauben. Diese letzteren suchen sich durch Geschwindigkeit in ihren Bewegungen ihren Verfolgern zu entziehen, oder sie sind wenigstens derartig organisiert, daß ein offener Kampf mit ihren Feinden nicht immer ungünstig für sie verläuft. Das Leben zahlreicher Raupen ist bekanntlich in einem sehr hohen Grade durch andere Tiere gefährdet. Die auf Blättern und an Zweigen existierenden Raupen werden um so besser vor Nachstellungen gesichert sein, je weniger sie ihren Feinden in die Augen fallen, und in der That sucht die Natur den zarten Körper vieler Raupenarten vor Gefahren zu bewahren, indem sie seiner Oberfläche eine Farbe verleiht, die mit derjenigen der Blätter oder Zweige nahezu identisch ist. Die Waffen der Raupen sind also nicht auf einen offenen Kampf, sondern im Gegenteil auf eine Ausschließung desselben berechnet.

Aber nicht allein die Tiere, auch die Pflanzen sind mit Waffen ausgerüstet, die für sie im Kampfe ums Dasein eine große Wichtigkeit besitzen. Die meisten Gewächse haben infolge von Nachstellungen seitens der Tiere viel zu leiden; sie bedürfen daher dieser oder jener Mittel, um einigermaßen vor ihren Feinden geschützt zu sein. In vielen Fällen fungieren Borstenhaare, Stacheln und dornige Bildungen als Schutzmittel der Gewächse, und wir brauchen nur eine Distel, zumal die weit verbreitete Carduus acanthoides, ins Auge zu fassen, um uns sofort von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen. Andere Pflanzen bilden Gifte oder gewisse Stoffe in den Zellen ihrer Gewebe, die bestimmten Tieren infolge ihres schlechten Geschmackes oder Geruches unangenehm sind. So besitzt z. B. der weiße Milchsaft unserer Wolfsmilcharten, der bei jeder Verletzung der Gewächse aus dem Gewebe hervorquillt, einen höchst unangenehmen Geschmack, und die meisten Tiere lassen die genannten Pflanzen daher unberührt stehen. Nur die Wolfsmilchraupen ernähren sich von den Blättern unserer Euphorbien, und man sieht also, was ein besonderes Interesse beansprucht, daß eine Pflanze durch bestimmte Mittel vor dem Angriff gewisser Tiere geschützt sein kann, während dieselben Mittel ihr keinen Schutz vor anderen Feinden gewähren.

Die Brennhaare der Gewächse, welchen in diesem Aufsatze eine speciellere Aufmerksamkeit gewidmet werden soll, sind ohne allen Zweifel ebenfalls als Bildungen zu betrachten, die sich im Kampfe ums Dasein entwickelt haben, um den Organismus vor schädlichen Eingriffen seitens der Tiere zu sichern. Der Schutz, den unsere allbekannten Nesseln durch den Besitz der Brennhaare erfahren, ist sicher ein erheblicher, und wir wissen es ja aus eigener Erfahrung, daß wir uns hüten, eine Brennnessel zu berühren, weil die Strafe auf dem Fuße folgt.

Die Zahl derjenigen Pflanzen, deren oberirdische Organe mit Brennhaaren bedeckt sind, kann freilich nicht als eine große bezeichnet werden, aber keineswegs sind unsere einheimischen Nesseln allein durch den Besitz der in Rede stehenden eigenartigen Gebilde ausgezeichnet. In einigen Tropenländern kommen Laporteaarten vor, die, ebenso wie unsere Brennesseln zu der Familie der Urticaceen gehören, welche infolge des Besitzes von Brennhaaren geradezu als Pflanzen bezeichnet werden müssen, die für den Menschen und die Tiere gefährlich sind. Wenn man ein Laporteablatt mit der Hand berührt, so empfindet man alsbald ein heftiges Schmerzgefühl; es können sogar durch die eingetretene Verletzung bösartige Geschwüre entstehen, und wenn ausgedehntere Körperflächen affiziert worden sind, so sollen unter Umständen sehr schlimme Krankheitserscheinungen nicht ausbleiben. Hat man sich an einer Laportea verbrannt — und dies ereignet sich zuweilen auch bei uns, da die Pflanze oft in den Gewächshäusern der botanischen Gärten kultivirt wird — so ist es zu empfehlen, die verwundeten Hautstellen möglichst bald mit Ammoniakflüssigkeit zu betupfen. Abgesehen von den Urticaceen kommen Brennhaare noch bei verschiedenen Loasaceen und bei Jatopha, die zu den Euphorbiaceen gehört, vor.

Die nachfolgenden Betrachtungen beziehen sich im wesentlichen nur auf die Brennhaare der gewöhnlichen Brennesseln (Urtica), da diese Pflanzen so sehr häufig vorkommen und gerade deshalb ein um so größeres Interesse beanspruchen. Unsere kleine Brennessel (Urtica urens), die auf Gartenland, auf Schutt, sowie an Wegrändern angetroffen wird, besitzt trugdoldig aufgebaute Blütenstände, in denen die männlichen und weiblichen Blüten nebeneinander auftreten. Die große Brennnessel (Urtica dioica) ist zweihäusig, d. h. gewisse Exemplare produzieren ausschließlich männliche, andere nur weibliche Blüten, und sie wächst zumal an Zäunen, Waldrändern und in Gebüschen. In Südeuropa ist noch Urtica pilulifera einheimisch, eine mit unserer Urtica dioica sehr nahe verwandte Pflanze.

Betrachten wir eine Nessel, z. B. Urtica dioica, so beobachten wir, daß die oberirdischen Teile der Pflanze mit kleinen Haaren bedeckt sind. Von den merkwürdigen Eigenschaften dieser letzteren können wir uns indessen nur durch mikroskopische Untersuchung überzeugen, denn die einzelnen Teile der Haare sind so zart ausgebildet, daß sie das unbewaffnete Auge nicht zu erkennen vermag. Jedes einzelne Brennhaar (vgl. Fig. 1) stellt eine lang gestreckte Zelle dar, die im jugendlichen Zustande Protoplasma, sowie einen Zellkern enthält. Das Haar steht im fertigen Zustande nicht unmittelbar auf der Blattfläche, sondern auf einer kleinen aus dieser letzteren hervorgewachsenen Gewebesäule, welcher der kolbenförmig erweiterte, basale Haarteil eingesenkt ist. Nach seiner Spitze zu nimmt das Haar bedeutend an Durchmesser ab, und am Ende ist es zu einem kleinen Knöpfchen angeschwollen. Diese Haarspitze bricht leicht ab, wenn sie mit einem fremden Körper in Kontakt gerät; das Haar kann sich dann in diesen letzteren, z. B. in die Haut der Menschen oder Tiere, einbohren, und in die entstandene Wunde gehen gewisse Inhaltsbestandteile der Haarzelle über, wodurch Hautentzündungen und jenes bekannte schmerzhafte Gefühl verursacht werden, welches wir bei der Berührung einer Brennessel empfinden. Es gewährt nun ein hohes Interesse, die Spitzen der Brennhaare von Urtica genauer ins Auge zu fassen, denn ihr Bau ist in der That in sehr vollkommener Weise dem Zwecke angepaßt, kleine Wunden zu erzeugen. Ferner werden wir feststellen müssen, welche Stoffe in die entstandene Wunde übergehen und das schmerzhafte Gefühl hervorbringen. Diese Verhältnisse sind neuerdings von G. Haberlandt specieller studiert worden, dessen

Fig. 1. Brennhaar von Urtica dioica nebst einem Stück Epidermis. e Gewebesäule, der das Brennhaar aufsitzt, k Köpfchen der Brennhaarspitze. Vergrößerung 60 (nach Strasburger).

Untersuchungsergebnisse wir daher hier zu Grunde legen müssen.

Was zunächst die Organisation der Brennhaare anbelangt, so ist vor allem auf die bereits von Mohl festgestellte Thatsache hinzuweisen, daß der obere Teil derselben stark verkieselte Wände besitzt. Infolge dieser Eigentümlichkeit sind die Haarspitzen in hohem Grade spröde und brechen, wenn sie berührt werden, ungemein leicht ab. Ferner verdient der Umstand Beachtung, daß die Wandungen der Brennhaare dicht unterhalb der knopfartigen Anschwellung an ihrem Ende nicht an allen Stellen gleichmäßig stark verdickt sind, sondern eine schief von oben nach unten verlaufende Wandpartie dünner als die benachbarten Wandteile erscheint. (Vergl. Fig. 2) Haberland spricht sich über die Bedeutung der erwähnten Einrichtung wie folgt aus:

„Man kann sich nun sehr leicht die Gewißheit verschaffen, daß das normale Abbrechen des Köpfchens stets in einer Verbindungslinie dieser dünnwandigen Stellen von statten geht; diese Linie verläuft vom oberen Rande der verdünnten Stelle auf der konvexen Seite schief nach abwärts. Die Abbruchstelle ist demnach nicht bloß durch die Umrißlinien des Haarendes, sondern vor allem durch den Bau der Wand vorgeschrieben. Die in Rede stehende Einrichtung hat aber nicht nur die Aufgabe, das Abbrechen zu erleichtern, sie bezweckt überdies, der in den berührenden Körper eindringenden Haarspitze eine für diesen Zweck möglichst günstige Gestalt zu geben. Dadurch, daß das Abbrechen nicht querüber, sondern stets schief abwärts zu erfolgt, wird zunächst eine überaus scharfe Spitze geschaffen, unterhalb welcher erst in seitlicher Lage die Oeffnung auftritt, aus welcher die brennende Substanz entleert wird. So erscheint die geöffnete Brennhaarspitze nach demselben Modelle konstruiert, wie die sogenannten Einstichkanülen, mit welchen der Mediziner subkutane Injektionen vornimmt, oder wie die Giftzähne der Schlangen."

Fig. 2. Brennhaarspitze von Urtica dioica. Die punktierte Linie a b bezeichnet die Abbruchstelle. Vergrößerung 560 (nach G. Haberlandt).

Fragen wir nach der Natur derjenigen Stoffe, welche aus dem Inneren der Brennhaare in die durch dieselben erzeugten Wunden übergehen und das bekannte schmerzhafte Gefühl verursachen, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß heute in den meisten Hand-, sowie Lehrbüchern der Botanik die Ameisensäure als die das Nesseln bedingende Substanz aufgeführt wird. Vor fast 40 Jahren ist es nämlich Gorup-Besanez gelungen, die Gegenwart von Ameisensäure im Brennesselkraute nachzuweisen, und diese Entdeckung hat in Verbindung mit einigen weiteren Betrachtungen zu der soeben geltend gemachten Annahme geführt. Es lassen sich derselben gegenüber aber von vorn herein einige Bedenken aussprechen.

Bringt man sich mit Hilfe einer Nadel, die in verdünnte Ameisensäure eingetaucht worden ist, kleine Hautverletzungen bei, so daß auf jeden Fall größere Säuremengen in die Wunde übergehen, als diejenigen sind, welche aus einem abgebrochenen Brennhaar, mit dem man sich verletzt hat, austreten, dann ist freilich ein Gefühl des Nesselns zu bemerken; dasselbe bleibt aber nur sehr schwach und verschwindet bald wieder ohne weitere Folgen. Weit intensiver und anhaltender ist der Schmerz, den man nach der Berührung unserer gewöhnlichen Urticaarten empfindet, und über die Giftwirkung eines Exemplars der tropischen Urtica crenulata im botanischen Garten zu Calcutta berichtet Leschenault-de-la-Tour in einem im Jahre 1819 an Jussieu gerichteten Schreiben wie folgt:

„Ich streifte mit der linken Hand, und zwar mit der oberen Fläche der ersten drei Finger nur ganz leise an ein Blatt und fühlte anfangs ein ganz schwaches Brennen, worauf ich nicht achtete. Es war 7 Uhr morgens, der Schmerz nahm immer zu und war in Zeit von einer Stunde schon nicht mehr auszuhalten. Es war nicht anders, als wenn man mit einer glühenden Eisenplatte über die Finger führe. Indessen sah man weder Geschwulst, noch Blattern, noch irgend eine Entzündung. Schnell breitete sich der Schmerz über den ganzen Arm bis unter die Achsel aus. Hierauf mußte ich häufig niesen, und eine Menge Flüssigkeit floß aus den Nasenlöchern, gerade wie bei einem heftigen Schnupfen. Gegen Mittag fühlte ich ein so schmerzhaftes Zusammenziehen in dem hinteren Teile der Kinnladen, daß ich einen Anfall von Starrkrampf fürchten mußte. Ich legte mich nieder in der Hoffnung, daß mir die Ruhe gut thun würde; allein die Schmerzen ließen nicht nach, sondern dauerten die ganze folgende Nacht unaufhörlich fort; bloß das Zusammenziehen der Kinnbacken hatte abends gegen 8 Uhr nachgelassen. Erst den anderen Morgen folgte merkliche Besserung, und ich schlief ein. Die beiden folgenden Tage hatte ich noch viel zu leiden, und die Schmerzen stellten sich augenblicklich in ihrer ganzen Heftigkeit wieder ein, als ich die Hand ins Wasser steckte. Nach und nach wurden sie immer schwächer, verloren sich aber nicht eher gänzlich, als bis den neunten Tag."

Andere Autoren teilen ähnliche Erfahrungen mit, und ich weiß, daß ein Arbeiter, der ein im botanischen Garten zu Jena vorhandenes Exemplar von Laportea berührt hatte, heftige Schmerzen, sowie Hautentzündung davontrug. Bedenken wir ferner, daß Gorup-Besanez die Gegenwart der Ameisensäure nicht direkt in den Brennhaaren von Urtica, sondern nur im allgemeinen im Kraut dieser Pflanze nachwies, so gewinnt die Anschauung, nach welcher eine andere Substanz und nicht die erwähnte Säure als Gift der Urticaceen zu betrachten ist, noch mehr an Wahrscheinlichkeit.

Werden einige Brennhaare von Urtica mit einer Nadel zerdrückt, so daß ein Teil des Haarinhaltes an der Nadelspitze haften bleibt, und bringt man sich mit der inzwischen vollkommen trocken gewordenen Nadelspitze kleine Stiche bei, so tritt nach kurzer Zeit das charakteristische Nesselgefühl, verbunden mit Rötung der Haut, hervor. Das Resultat dieses Experiments lehrt mit Bestimmtheit, daß die Ameisensäure nicht als das Gift der Brennhaare betrachtet werden darf, denn diese Säure ist ja ein flüchtiger Körper, der also beim Eintrocknen des Haarinhaltes an der Nadel mit dem Wasser verdampfen mußte.

Haberlandt hat auch versucht, die Natur des Brennhaargiftes sicher zu ermitteln; indessen kann ich hier auf die bezüglichen Untersuchungen nicht genauer eingehen, da dieselben nur unter Heranziehung vieler chemischer Details verständlich zu machen sind. Nur dies sei bemerkt, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, zu durchaus abschließenden Ergebnissen zu gelangen. Als sicher darf angenommen werden, daß das Gift weder Ameisensäure ist, noch zu den eigentlichen Eiweißstoffen und Alkaloiden gehört. Höchst wahrscheinlich stellt das Brennhaargift von Urtica eine Substanz dar, die sich in Bezug auf manche Eigenschaften den ungeformten Fermenten oder Enzymen anschließt.

Eine Schweizerreise mit Schülern.

Von

Dr. Steinbart.

In den letzten Jahren sind von dem Realgymnasium zu Duisburg regelmäßig während der großen Ferien Gebirgsreisen mit Schülern der oberen Klassen unternommen worden. Das Programm der Anstalt im Jahre 1885 gibt eine genaue Beschreibung der Vorbereitung und Ausführung solcher Reisen.

Im Anschluß an dieses Programm sollen im Nachstehenden die Daten der im letzten Sommer von Lehrern und Schülern der Anstalt ausgeführten, zwölftägigen Schweizerreise gegeben werden.

Für die leitenden Lehrer ist es zunächst von großer Wichtigkeit, sich genaue Kenntnis der Abschnitte zu verschaffen, in welche nach den verschiedenen Eisenbahnverwaltungen und deren Verfahren bei Gewährung von Preisermäßigungen für Schülerfahrten die zu durchfahrende Eisenbahnstrecke zerfällt.

Man ist, mit dieser Kenntnis ausgerüstet, im stande, den nach Billigkeit und Schnelligkeit besten Weg, sowie den genauen Voranschlag der eigentlichen Fahrkosten aus dem Kursbuche zu ermitteln.

Wir fuhren zunächst nach Köln, welches wir um 3 Uhr nachmittags verließen, um über Mainz, Worms, Straßburg, Basel bald nach 10 Uhr des anderen Vormittags nach Luzern zu gelangen. Einschließlich der Kosten für einige in der Schweiz während der Reise und zur Rückfahrt benutzten Eisenbahn- und Dampfschiffstrecken brauchten wir genau entsprechend dem gemachten Voranschlag an reinen Fahrkosten 34,40 Mark pro Person.

Zu diesem ersten Teil der Kosten gesellten sich zweitens die Ausgaben für die Vorbereitung, für Besichtigungen, sowie einige Extraordinaria (Depeschen 2c.) zusammen 3,10 Mark pro Person.

Der wichtigste und schwierigste Teil der Kosten blieb der für die Verpflegung und die Nachtquartiere.

Ja, die Verpflegung und die Nachtquartiere in der Schweiz! Man hat mich ausgelacht, als ich meinte, mit 5 Mark durchschnittlich täglich auskommen zu können und dabei doch auf Rigikulm, auf der Furka, auf dem Faulhorn zu logieren! Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten; es ist doch gelungen! Freilich, als ich etwa drei Wochen vor Beginn der Reise meine Anfragen an die Hotels abgesandt hatte, und erst nach acht Tagen eine, und zwar eine abschlägige Antwort eintraf, ward ich kleinmütig; doch bald folgten die Zusagen, teils bedingungslos, teils mit Bedingungen, auf die wir eingehen konnten, und selbst die eine Ablehnung (Furka) ward nach nochmaligem Angebot zur Zusage.

Es hatten sich nachbenannte Hotels erboten, uns 1. ein reichliches Abendbrot, welches die Stelle des Mittagbrotes ersetzen und mindestens aus Suppe, Braten mit Kartoffeln und Gemüse bestehen sollte, 2. für jeden ein Bett, im Notfall Matratze mit Decke, und 3. am nächsten Morgen Kaffee mit Zuthat zu den nebengesetzten Preisen zu liefern:

1. Rigikulm	3,50	Mark
2. Göschenen, Rößli	3,20	„
3. Furka	4,00	„
4. Guttanen, Bär	2,80	„
5. Rosenlauibad	3,00	„
6. Faulhorn	5,20	„
7. Grindelwald, Hôtel du Glacier	3,00	Mark
8. Lauterbrunn, Staubbachhotel	2,80	„
Summa	27,50	Mark

und 9. Bern, Storch 3,20 Mark.

Unser erstes und letztes Nachtquartier war der Eisenbahnwagen. Warum ich das Nachtquartier im Storch zu Bern besonders setzen ließ und die Summe vorher gezogen habe, will ich sogleich erklären.

Nach unserem ursprünglichen Plane wollten wir von Interlaken nach kurzem Aufenthalt direkt bis Duisburg zurückfahren. Ein Freund jedoch unserer Anstalt und insonderheit unserer Reisen sandte mir einen namhaften Beitrag mit dem Ersuchen, das Geld für einen unbemittelten Schüler oder sonst beliebig für die Reise zu verwenden. Nun waren mir von abgegangenen Schülern, gewesenen Reisegenossen, schon so reichliche Beiträge geschenkt worden, daß ich 4 Schüler halbfrei mitnehmen konnte; ein Bedürfnis zu weiterer gleicher Unterstützung lag nicht vor; wir glaubten im Sinne des freundlichen Gebers, des Herrn Emil Hösch in Düren, zu handeln, wenn wir den anstrengenden Rückweg durch Einlegung eines Tages mit dem Nachtquartier Bern behaglicher machten. An dem Höschtage, wie wir ihn nannten, sollte vom Schänzli in Bern auf das herrliche Oberland zurückgeschaut und abends im Storch in Reden, Dichtungen und Aufführungen ein geistiger Rückblick auf die Erlebnisse der ganzen Reise geworfen werden.

Das Nachtquartier in Bern mit der Verpflegung des vorletzten Tages belastete unseren Etat also nicht.

Zu den Kosten der Nachtquartiere traten nun noch die an Trinkgeld und für Getränk am Abend, dies ergab für Nachtquartiere mit Verpflegung zusammen 34,50 Mark.

Ich will hier gleich mein Urteil abgeben, wie wir es gefunden. Auf der Furka, deren Hotel wegen starken Schneefalls überfüllt war, mußten 7 von uns mit sehr dürftigem Matratzenlager vorlieb nehmen, sonst haben wir überall in ordentlichen Betten prächtig geschlafen. Die uns gewährte Verpflegung war gut, zum Teil vorzüglich; mehrfach erhielten wir 1 ja 2 Gänge mehr, als ausgemacht war, nur im Staubbachhotel zu Lauterbrunn reichte man die spärlich gefüllten Schüsseln nur einmal herum, und es blieb uns nichts anderes übrig, als in einer nahegelegenen Kantine noch Brot und Käse zu fordern, um satt zu werden. Dieses „Striken" trug indessen ungemein zur Heiterkeit bei.

Endlich ist noch die Ausgabe für zweimalige Rast im Laufe eines jeden der 10 Marschtage mit 1,50 Mark pro Tag, also 15 Mark anzusetzen.

Ich rekapituliere:

Vorbereitung, Extraordinaria, Zehrgeld am letzten Tage	3,10	Mark
Eisenbahn und Dampfschiffahrt	34,40	„
Nachtquartiere mit Verpflegung	34,50	„
Verpflegung im Laufe des Tages	15,00	„
Summa	87,00	Mark.

Aus den Namen der Hotels wird jeder Kundige sich unsere Marschroute selbst konstruieren können. Ich gebe indessen die Aufstellung derselben nochmals, um mit derselben die Angabe der Zeit zu verbinden, die wir für die einzelnen Wegstrecken wirklich gebraucht haben. Wo dieselbe die sonst sehr zuverlässigen Angaben von Bädeker übersteigt, liegt es daran, daß wir die Wege unter besonders ungünstigen Verhältnissen zurücklegen mußten, so beispielsweise von der Furka nach der Grimsel im Schnee, oder von Im Hof zu den Reichenbachfällen bei nassem Wetter, das den an sich schon recht schlüpfrigen Pfad sehr schwer passierbar machte.

Unsere Marschroute mit Stundenetat war also folgende:

Tag	Strecke	Zeit	
1. Tag.	Basel—Luzern mit der Eisenbahn,		
	Luzern—Weggis auf dem Dampfschiff,		
	Weggis—Rigikulm	$3\frac{3}{4}$ Std.	
	Summa zu Fuß	$3\frac{3}{4}$ Std.	
2. Tag.	Rigikulm—Vitznau	3 Std.	
	Vitznau—Brunnen auf dem Dampfschiff,		
	Brunnen—Altdorf	3 „	
	Altdorf—Göschenen mit der Bahn,		
	Summa zu Fuß	6 Std.	
3. Tag.	Göschenen—Andermatt	$1\frac{1}{2}$ Std.	
	Andermatt—Hospenthal		40 Min.
	Hospenthal—Realp	1 „	20 „
	Realp—Tiefenbachschirmhaus	2 „	
	Tiefenbachschirmhaus—Furka	$1\frac{1}{2}$ „	
	Summa zu Fuß	7 Std.	
4. Tag.	Furka—Rhonegletscherhotel	$2\frac{1}{2}$ Std.	
	Rhonegletscherhotel—Grimselhospiz	$2\frac{3}{4}$ „	
	Grimselhospiz—Handeckfall	$2\frac{1}{4}$ „	
	Handeckfall—Guttanen	$1\frac{1}{4}$ „	
	Summa zu Fuß	$8\frac{3}{4}$ Std.	
5. Tag.	Guttanen—Im Hof	$2\frac{1}{2}$ Std.	
	Im Hof—Reichenbachfälle	2 „	
	Reichenbachfälle—Rosenlauibad	$1\frac{3}{4}$ „	
	Summa zu Fuß	$6\frac{1}{4}$ Std.	
6. Tag.	Rosenlauibad—Große Scheidegg	$2\frac{3}{4}$ Std.	
	Große Scheidegg—Faulhorn	$4\frac{1}{4}$ „	
	Summa zu Fuß	7 Std	
7. Tag.	(Halber Ruhetag) Faulhorn—Grindelwald	3 Std.	
	Summa zu Fuß	3 Std.	
8. Tag.	Grindelwald—Kleine Scheidegg	$3\frac{1}{4}$ Std	
	Kleine Scheidegg—Lauterbrunn	3 „	
	Summa zu Fuß	$6\frac{1}{4}$ Std	
9. Tag.	(Höschtag) Lauterbrunn—Interlaken	$2\frac{1}{2}$ Std.	
	Interlaken—Därlingen mit der Bahn,		
	Därlingen—Scherzlingen mit der Bahn,		
	Scherzlingen—Bern mit der Bahn,		
	Summa zu Fuß	$2\frac{1}{2}$ Std.	

Alles, was ich bisher mitgeteilt, stand schon mehrere Tage vor unserer Abreise auf dem Papiere fest. Meldungen waren zahlreich eingegangen. Die Maximalzahl der Schüler, 15, war erreicht; aus unserem Kollegium wollten wir unserer 5 teilnehmen, so waren wir zusammen 20, an die sich als 21ster der Onkel eines mitreisenden Schülers mit Rundreisebillet anschloß. Jeder Schüler erhielt der Rangordnung nach eine Nummer, wir Lehrer bezeichneten uns mit α, β, γ, δ, ε, „Onkel Emil" mit ζ.

Es wurden 5 Abteilungen zu je 3 Schülern und einem Lehrer gebildet, die abwechselnd „Dienst" haben sollten.

Die diensthabende Abteilung, oder kurzweg „der Dienst" hat folgende Obliegenheiten zu erfüllen:

Er übernimmt sein Amt mit dem Abmarsch vom Nachtquartier. Er muß genau über den Weg unterrichtet sein; besonders der Leiter des Dienstes muß Bescheid wissen, auch die Raststellen, soweit dies möglich, bestimmt haben.

Ist Mundvorrat mitzunehmen, so hat der Dienst denselben einzukaufen und zu tragen. Wird Rast in einem Wirtshause gemacht, so hat er zu bestellen, auch bei Herbeischaffung des Bestellten Hilfe zu leisten.

Er empfängt die für den betreffenden Tag ausgeworfene Summe und hat den ganzen Tag die Zahlungen zu leisten und die Rechnung zu führen. Der leitende Lehrer zahlt, der älteste Schüler notiert die Ausgaben.

Kommt eine zweifelhafte Wegstelle, so hat der Dienst jemand zur Kundschaft abzuschicken.

Er marschiert, wenn thunlich, in der letzten halben Stunde voraus und verteilt die Reisegesellschaft in die Zimmer. Kommen die übrigen an, so heißt es: Nr. 1, Nr. 2, Nr. 4 in Zimmer 17! α und β in Zimmer 20! u. s. f. Die schlechtesten Zimmer, die unbequemsten Betten hat immer der Dienst für sich zu nehmen. Er ist mit den Ausgaben an den Etat gebunden; es gereicht ihm zu besonderer Ehre, wenn er trotz guter Verpflegung eine Ersparnis abliefern kann.

Bei dem Abmarsch vom Quartier, beim Verlassen des Rastplatzes hat er die Zimmer, bezw. den Lagerplatz nachzusehen, ob nicht etwas liegen geblieben.

Endlich hat er bei der ersten Rast nach Abgabe der Leitung genaue Abrechnung an den Zahlmeister der Gesellschaft abzuliefern.

Dem Leiter des Dienstes liegt während des Tages jede Art von Aufsicht ob, wo dieselbe zu leisten. Insonderheit hat er darauf zu sehen, daß die Schüler ordnungsmäßig zu Bett gehen und nicht noch Lärm in den Schlafzimmern machen.

Es liegt auf der Hand, daß durch diese Anordnung die Kollegen, welche nicht Dienst haben, bedeutend entlastet werden; andererseits hat jeder von uns immer einen besonderen Ehrgeiz darein gesetzt, daß, wenn er Dienst hatte, alles klappte, und jeder mit Verpflegung und Führung wohl zufrieden war. Dieser Wetteifer übertrug sich auch auf die Schüler, so daß man oft hören konnte, wie sie diesen oder jenen Ort mit dem Zusatze priesen: „Da hatten wir auch Dienst."

Für besondere Unterhaltung brauchten wir diesmal am Tage nur selten zu sorgen. Unsere lange Eisenbahnfahrt verging schnell, der Rhein präsentierte sich so prächtig, daß wir den Blick nicht von ihm wenden konnten, und in der Schweiz selber gab es erst recht viel zu sehen, viel zu bewundern, oder, wenn das nicht der Fall, mußten wir so genau zusehen, wo wir den Fuß hinsetzten, daß auch hier auf dem eigentlichen Marsche nie gespielt worden ist.

In den Quartieren haben wir einmal, in Erwartung des Abendbrotes, in 2 Gruppen das Geographiespiel vorgenommen, während eine 3. Gruppe sich an dem Buchstabenspiel ergötzte. (Ich heiße Abraham, komme aus Amsterdam, handle mit Aalen und gehe nach Antwerpen.) Dagegen haben wir auf dem Marsche, sowie besonders nach dem Abendbrot in den Quartieren viel gesungen und gedichtet; letzteres meist nach dem Wechselgesang „Freut euch des Lebens!" In Göschenen und Guttanen wurde Wettreimen abgehalten; jede der 5 Abteilungen mußte auf ein gegebenes Wort binnen 10 Minuten 3 sinnvolle Reimpaare machen. Wir Lehrer bildeten das Schiedsgericht. Einmal hatten wir „Luzern" als Stichreim gegeben; die eine Abteilung dichtete als schlaue captatio benevolentiae: „Hoch leben die 5 edeln Herrn, — Die mit uns zogen gen Luzern!" Eine andere sang: „Seit wir verließen die Stadt Luzern, — Hat uns geleuchtet des Glückes Stern!" — Bei dem nächsten Zwangsreim „Rhone" brachte eine dritte Abteilung ihre geographische Kenntnis zur Geltung: „Wir sahen heute den Gletscher der Rhone, — In die sich in Frankreich ergießet die Saone!"

In Bern ward in 35 Versen die ganze Reise besungen, kein merkenswertes Ereignis ward vergessen. So gab zu vielen Scherzen der Vorfall Veranlassung, daß 2 von uns sich an dem halben Ruhetage in Grindelwald hatten rasieren lassen und dafür $1\frac{1}{2}$ Franken bezahlen sollten, erst nach längerer Unterhandlung konnten wir den Preis auf 1 Franken herunterdrücken. Da hieß es

denn in Bern: „In Grindelwald wird nicht marschiert, Für einen Frank wird man rasiert!" — Daß wir nicht ohne alle Unterbrechung Sonnenschein gehabt, lehrte der Reim: „Von Andermatt zum Furkapaß, — Da wurden wir gehörig naß!" — Die ganz außergewöhnliche Leistung eines warmen Frühstücks bei der ersten Rast am Tage fand die gebührende Anerkennung in den Worten: „In Interlaken zwischen den Seen, — Da schmeckte das warme Frühstück so schön!" und den Eindruck, welchen die Gotthardstraße unseren jungen Gefährten gemacht hatte, bewiesen die Verse: „Die Gotthardbahn, ein Meisterwerk, — Zeugt von des Menschen Geist und Stärk'!"

Auch eine Aufführung veranstalteten wir in Bern. Es galt, unserem liebenswürdigen, stets heiteren und anregenden Musikkollegen (δ) eine Huldigung zu bringen. So stellten wir denn seinen Namen durch die einzelnen Buchstaben, die ihrerseits die Anfangsbuchstaben der Namen bekannter Personen oder Sachen waren, dar, und zwar folgendermaßen:

Huttanen (Quartier im Bären, der alte Rufibach mit seinen Vatermördern).
Rigi (Sonnenaufgang).
Übungsmarsch (ein Vorbereitungsmarsch, welcher vor der Reise bei anhaltendem Regen unternommen ward).
Tanz (auf der großen Scheidegg).
Engländer (ein Prachtexemplar, welches wir vor der Wengernalp mit Glacéhandschuhen auf einem Maultier reitend getroffen und dem wir vergeblich in verschiedenen Sprachen „Guten Morgen" zugerufen).
Rendezvous (beim Aufstieg zum Faulhorn).
Spitze (die Spitze oder Tête, welche von dem Dienste zum Verhüten des Vorauslaufens gegeben wird).

Man sieht, wir waren eine heitere Schar. Nun bitte ich den Leser, e i n e n g a n z e n T a g mit uns zu verleben, den 20. August 1886.

In R o s e n l a u i b a d waren wir sehr gut aufgehoben gewesen. Unsere Schüler hatten am Abend im „Salon" den übrigen Gästen, Engländern und Franzosen, einige Lieder vorgesungen und waren nicht wenig stolz darauf, daß die fremden Damen immer noch ein neues verlangt hatten. Die Zimmer waren sehr behaglich gewesen; leider nutzte die schöne Lage derselben nichts, da ein feiner Nebel am Morgen alles mit dichtem Schleier umhüllte. Die ganze Gesellschaft saß pünktlich um 1/26 Uhr beim Kaffee; allerhand Wetterprognosen wurden angestellt, denn heute sollte der höchste Punkt auf unserer Tour, das Faulhorn, erreicht werden. Hinauf mußten wir, es war alles mit dem Wirte dort oben vereinbart, und wenn es wieder wie auf der Furka fußhohen Schnee gab, wir mußten hinauf!

Wir hatten schon vom Rhonegletscherhotel an einen Führer genommen; die Kosten verteilen sich auf viele, der Vorteil ist für alle vorhanden. Er besteht nicht bloß in der richtigen Wegführung, sondern auch in manchen interessanten Daten, mancher belehrenden Mitteilung über Land und Leute aus dem Munde des kundigen Mannes. Unser „Nägli", das war sein Name und seine Heimat Innertkirchen, machte auch ein bedenkliches Gesicht zum Wetter. Doch unverdrossen schnallte er sich etliche Tornister auf, was eine erkleckliche Einnahme an die Nebenkasse gab, denn die „S c h l e m m e r", welche sich ihren Tornister tragen ließen, mußten pro Wegstunde 15 Centimes Abgabe entrichten.

Der Dienst hatte die Zimmer nachgesehen und zum drittenmal die Cigarrentasche von ε gefunden, auch ein Taschentuch von Nr. 11, das gab wiederum 20 Centimes Strafgelder. Punkt 6 Uhr erscholl das Kommando „Gepäck aufnehmen!", sodann „Nummern abzählen!" Alles war zur Stelle.

Dem schönen Quartiere ward ein Hoch zum Abschied gebracht, und mit einem frohen Liedlein gings hinaus in die neblige Landschaft. Nach wenigen Minuten ward Halt gemacht, ε übergab α den Dienst. Wir hätten, sagte α bei der Uebernahme, schon so viel Glück gehabt, daß wir uns nicht wundern dürften, wenn die Sonne uns heute nicht lächelte, was aber der „Dienst" vermöchte, auch diesen Tag würdig seinen Vorgängern anzureihen, das würde er thun. „Die Gegend mag hier recht schön sein", meinte δ, als die Rede beendet war, und da lachten wir in den Nebel hinein.

Der Weg steigt von Rosenlauibad bis zur Scheidegg beständig, aber allmählich, nur an wenigen Stellen ist er steil und mitunter schlüpfrig. Obwohl wir die Bergriesen nicht sahen, auch nicht weit blicken konnten, so ging es sich doch ganz gemütlich am Reichenbach entlang durch den kühlen Tannenwald; erquickend und duftig war die Luft. Hin und wieder glaubten wir den Donner der Lawinen zu hören, sahen uns aber arg enttäuscht, als auf dem halben Wege zur Scheidegg die quikenden Töne eines Alpenhornes zu uns drangen und uns lehrten, daß wir uns einem Schoerzeuger nahten, dessen Mörser das Donnergetöse hervorbrachte.

Indessen war es nach und nach heller geworden, manche sehr hübsche Scenerie bot sich dem Auge dar; prächtige alte Ahornbäume standen bei der Brücke über dem Gemsbach mit seinem niedlichen Falle, einige recht freundlich dreinschauende Sennhütten passierten wir, und als wir am Schwarzwaldgletschhotel vorbei waren, stieg der Nebel immer höher, und wir konnten die Scheidegg sehen, wenn auch das Wirtshaus noch verborgen blieb.

Das letzte Stück ging's recht steil empor; wir waren ganz froh, daß die Sonne nicht schien. Kurz vor 9 Uhr waren wir oben.

Das Wirtshaus erinnerte von allen Gebirgsherbergen, die wir getroffen, am meisten an eine „Baude" im Riesengebirge, nur die Harfnerinnen fehlten. Ein großer Holzsaal bot uns nebst einigen Amerikanern, die dort übernachtet hatten und eben ihren Früh-lunch zu sich nahmen, hinreichend Platz. Der Dienst bestellte Bouillon und Brot mit Käse.

In Erwartung dieses Genusses wurden die Schnitzwaaren betrachtet, die gerade hier in sehr sauberer Ausführung zu haben waren. Etliche hatten noch Geld genug, Einkäufe zu machen. — Käse und Brot wird ordnungsmäßig vom Dienst in 21 Teile zerschnitten, und als die Bouillon eintraf, setzten wir uns mit dem besten Appetit zu Tisch. Es schmeckte vortrefflich. Erhöht ward das Behagen noch durch die Versicherung des Wirtes, es werde zu Mittag noch klar werden.

Vier Stunden Steigung standen uns noch bevor. Eine Verpflegungsstation befand sich nicht auf dem Wege; Wasser war unterwegs zu haben.

So sorgte denn der Dienst dafür, daß die Zuthaten zu einem einfachen Imbiß mitgenommen wurden. Es war das eine Flasche Rum, eine große Düte Stückenzucker, 1½ Brote, und heimlich steckte sich α selbst noch eine kleine Flasche Honig ein; die Kosten betrugen 4,80 Mk.

Nachdem dieser Einkauf besorgt, die Rechnung bezahlt war, ward herausgetreten. Auf dem Platz hinter dem Hause war eine Tenne zum Tanzen. Die günstige Gelegenheit konnte nicht unbenutzt gelassen werden, und schnell wurden einige Françaisetouren getanzt; dann erst hieß es: „Gepäck aufnehmen!" und als beim Appell

sich alle Nummern als anwesend erwiesen hatten, zogen wir ab.

Nach Bädeker hatten wir noch 720 m in die Höhe zu klettern, also nur 100 m mehr, als wir heute schon gemacht hatten, aber ach! es ging erst eine halbe Stunde bergab in großen Bogen einen schmalen Pfad am Hang der Matten entlang, für dicke Leute die ungemütlichste Art zu gehen. Rechts hatten wir die Berglehne, links Hinabblick in die sich senkenden Wiesen mit manchen Hütten, dahinter im halben Rückblick die Scheidegg selbst. — Zwar sind die Firnen noch nicht frei, doch ist der Rundblick schon großartig. Wenn nur nicht der Weg so schauderhaft wäre! Es sollte aber noch schlimmer kommen!

Nachdem wir die Hintergrindelhütten passiert hatten, erblickten wir genau nach der Angabe von Berneck (weiland Berlepsch) „Herden kapitalen Rindviehes". Nun aber zog das biedere Vieh denselben Weg wie wir hinauf. Erst war es hinter uns, aber es ging schneller als wir, und bald befanden wir uns inmitten der zahlreichen Zweihufer. Wir kletterten zur Seite, um sie vorüber zu lassen, aber da nahte der Bull. Solch ein Bull ist immer eine unangenehme Begegnung, wenn noch dazu, wie hier, die Hirten weit außer Rufweite sind. Unser Bull war aber offenbar in sehr gereizter Stimmung, den Kopf zur Erde gesenkt, in kurzen Pausen anhaltend und mit dem einen Vorderfuß den Boden auffkratzend, grimmig brummend, so kam er uns näher. Was machte ihn so böse? Es war ein roter Regenschirm. Zum Ergötzen aller Reisegenossen hatte δ von Duisburg aus ein seltenes Exemplar der Art, unter welchem eine ganze Familie Platz finden konnte, mitgenommen, er diente ihm zugleich als Alpenstock. Oft hatte das knallrote Institut unseren Witz herausgefordert und Stoff zu einem Verslein gegeben. Sein heiterer Träger bemerkte jetzt die Gefahr; schleunigst wickelte er das corpus delicti in seinen Ueberzieher und verschwand leichtfüßig vor der Spitze. Wir folgten im Eilschritt, aber wir waren grade auf einer Platte faulen, losen Gesteins angelangt, die schräg in die Höhe ging und außerordentlich schwer zu passieren war; α hatte die größte Mühe vorwärts zu kommen, sein Regenschirm, der ihm sonst als Stütze gedient, versagte den Dienst, Nr. 8 reichte ihm den so oft verhöhnten Alpenstock, und mit dessen Hilfe gelangte auch er aus der Nähe des gefürchteten Tieres, nicht ohne große Sorge um den Honigtopf in der Tasche. Aber der Bull folgte immer noch, und erst, nachdem wir einen kleinen Bach übersprungen, blieb er vor diesem Hindernis stehen, uns noch ein „Quos ego!" nachbrummend. — Wir kletterten den Bach entlang etwa 10 Minuten steil in die Höhe.

Die Sonne war mit einmal hervorgebrochen und beleuchtete prächtig die grünen Matten. Wir waren über 2 Stunden von der Scheidegg unterwegs, und alles lud zur Rast ein. Die Männer des Dienstes hatten ihre Vorräte glücklich bis zur Stelle gebracht. So ward denn das Brot in Teile geschnitten, auf jeden Teil eine Portion Honig, dessen Erscheinen freudigst begrüßt worden war, gethan; Wasser wurde aus dem Bache geschöpft und in einem Gläschen mit je drei Stück Zucker und einem Schluck Rum ein kalter Grog für jeden bereitet. Eine Rationenverteilung im Bivouak hätte nicht prompter vor sich gehen können.

Der Dienst bediente sich zuletzt. Die anderen lagerten schon; die meisten lang ausgestreckt, den Tornister unter dem Kopfe, den aufgespannten Regenschirm als Schutzdach gegen die Sonne darübergestellt, ein reizendes Genrebild. Unter den Regenschirmen kräuselten sich hie und da die Wölkchen der Cigarren hervor oder erscholl fröhliches Lachen, das den harmlosen Witzen folgte, die jetzt in Menge sich drängten. Einige wenige dagegen versuchten ein Schläfchen zu machen, doch das ließ der Uebermut der anderen nicht zu; es regnete Geschosse auf sie, der Leiter des Dienstes mußte warnend eintreten, damit nicht die vollen Tornister als Wurfgeschosse gebraucht wurden.

So vertrödelten wir in Behaglichkeit eine Stunde.

Indessen hatte das Wetterhorn schon hin und wieder über die Wolken geguckt, aber von den sonstigen Bergriesen war immer noch nichts zu sehen. Ja, als wir aufbrachen, schien es, als wenn es von neuem etwas regnen wollte.

Wir zogen jetzt wieder am Abhange auf Matten entlang, doch war der Weg bequemer, weil breiter, auch machte uns das kapitale Rindvieh ihn nicht streitig. Wieder ging's im großen Bogen herum und dann etwa 25 Minuten hinab in die Senke des Bachalpsees, vor uns das düstere Simelihorn. Noch immer sahen wir unser Ziel, die Kuppe des Faulhorns, nicht. Der Weg hinauf zum Bachalpsee ist steinig und steil, von Zeit zu Zeit mit Schneestangen versehen, aber „Nägli" versicherte, wir hätten höchstens noch $1\frac{1}{2}$ Stunde zu gehen. In recht ansehnlicher Höhe winkte eine Hütte, die wir im scharfen Steigen in $\frac{3}{4}$ Stunden erreichten, auf der letzten Strecke angezogen durch die Töne eines Alpenhornes, welches dem Simelihorn ein prachtvolles Echo entlockte. Hier erblickten wir auch den Gipfel des Faulhorns, der mit dem gastlichen Wirtshause ganz klar vor uns lag. Als besondere Freudenstiftung mußte der Echomann 2 Mörserschüsse abgeben, dann rückten wir bis zu dem Fuß des eigentlichen Faulhorns vor und nahmen die letzten Windungen mit kräftigen Schritten. So waren wir denn oben. Prächtig lagerte die Sonne auf der Kuppe, kein Lüftchen rührte sich. Von den Unserigen zeigte keiner Ermüdung, war doch das Wetter, gerade wegen des Fehlens der Sonne, überaus günstig für den Marsch gewesen. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich der mit körperlicher Kraftanstrengung erreichten Errungenschaften besonders freut. 2680 m waren wir hoch; zu Fuß, mit dem Ränzel auf dem Rücken, hatten wir diese Höhe erklommen, und wenn auch wieder schlechtes Wetter würde, mit Genugthuung konnte man später sagen: „Ich war auf dem Faulhorn, ich habe im dritthöchsten Gasthofe Europas logiert."

Vater Feuz empfing uns mit freundlichem Willkommengruß. Der Dienst ließ sich die für uns reservierten Zimmer, oder richtiger die Holzkajüten zeigen, die im ersten Stock nebeneinander lagen. Sie wurden verteilt. Es war noch nicht 4 Uhr, eine Tasse Kaffee ohne Zuthat durfte die Kasse als dritten Imbiß leisten. Er schmeckte natürlich sehr gut, besonders dem langen A., der sich heimlich ein großes Stück trockenen Brotes dazu erstanden hatte und dafür als „Schlemmer" besteuert werden sollte.

Unterdessen ward der Blick immer freier. So warm und windstill war es draußen, daß wir ohne Ueberzieher daselbst sitzen konnten. Immer mehr verzog sich das Gewölk nach Süden, und als die Sonne zur Rüste ging, da war der ganze Horizont frei, und in voller Klarheit zeigte sich rings um uns das herrliche Panorama.

Der Nebel und der Regen, den wir beim Aufmarsch gehabt hatten, war als frischer Schnee auf die Häupter der Berge gefallen, und sie glänzten und glitzerten in zauberhafter Pracht. Was uns auf dem Rigi in verheißungsvoller Schönheit aus der Ferne gewinkt, hier hatten wir es zum Greifen nahe vor uns.

Das Wellhorn und das Wetterhorn, das prächtige Schreckhorn, die hohe Pyramide des Finsteraarhorns, am

gewaltigsten in großer Nähe der Eiger, hinter ihm halb versteckt der Mönch und seitlich die hehre Jungfrau, dann links und rechts anschließend ein unendliches, wunderbares Gewirr von weißen Zacken und Spitzen, Kuppen und Kegeln. Die Strahlen der scheidenden Sonne trafen die hohen Massen immer schräger, allmählich bildeten sich mehr und mehr Schattenflächen, während die Gipfel noch hell flimmerten.

Fast großartiger noch war das Schauspiel, das sich unseren Blicken darbot, wenn wir uns nach Nordosten wendeten. Zuerst hatten wir den Brienzer und einen Teil des Thuner Sees tief unter uns erblicken können, und hintereinander gelagert eine große Anzahl Berge mittlerer Höhe, bald aber war alles ein großes, schneeweißes Wolkenmeer geworden, aus dem nur noch die höheren Kuppen hervorragten. Der Führer nannte uns einzelne Namen, auch der Pilatus und der Rigi schauten im Hintergrunde hervor. Wie erstarrt lag die blendende Masse vor uns. Ein Gefühl des Entzückens und doch banger Ehrfurcht erfüllte den Beschauer, jauchzend mochte man rufen: Lobe den Herrn, den mächtigen König der „Ehren!“ und doch mit welch packender Gewalt lehrte zugleich die riesenhafte Gestaltung die Nichtigkeit menschlichen Messens, menschlicher Kraft.

Solch einen Anblick vergißt man nie. Das einzige Bedauern, das wir fühlten, war, daß wir die Lieben aus der Heimat nicht bei uns hatten, damit sie sich mit uns freuen konnten.

Allmählich verschwand auch der letzte Schimmer der Abendröte, die Wolken wurden düsterer, noch leuchteten im Süden die höchsten Schneewipfel, aber höher, weit höher noch als sie erglänzten am Firmamente schon einige Sterne, die hell funkelten und in ihrem intensiven Lichte hin und her zu flackern schienen.

Die Luft war kühler geworden, wir begaben uns ins Haus.

Hier fanden wir zwei neuangekommene Gäste, zwei junge Männer aus Brüssel; vor uns waren schon die Amerikaner, welche auf der großen Scheideck übernachtet hatten, fünf sehr liebenswürdige Herren, eingetroffen, welche mit unseren Schülern, teils englisch, teils deutsch sich verständigend, beim Sonnenuntergang Bekanntschaft gemacht hatten. Der Speisesaal reichte gerade aus, diese 28 Vertreter dreier Nationen zu fassen.

Selten wohl hat eine Mahlzeit solchen Anklang gefunden, als das treffliche Abendbrot des Herrn Feuz. Wir hatten es uns ja redlich verdient, aber nicht allein der Marsch in der frischen Luft hatte uns den Hunger geschärft, auch die geistige Erregung, die Freude über das prächtige Schauspiel, das wir genossen, die Genugthuung, nicht vergeblich dem Nebel getrotzt zu haben, hatten das ihrige gethan, den Appetit zu erhöhen. Immer neue Berge von Bratkartoffeln, immer neue Schüsseln mit Braten erschienen und verschwanden wieder; doch selbst A. war zuletzt satt, und der Dienst fing an zu überlegen, wie er aus dem spärlichen Reste des Etats dem offenbar noch vorhandenen Durste entsprechen könne. Den Wein hatten wir zwar zu $1\frac{1}{2}$ Franken die Flasche uns schon von Duisburg her ausbedungen, aber den Rheinländern wollte die Sorte nicht recht munden; Bier gab es zu 1,60 Franken, das war zu teuer; da verfielen wir wieder auf leichten Grog. Ohne jede Entschädigung lieferte Vater Feuz das warme Wasser, zu 50 Centimes das Pfund Zucker, zu $2\frac{1}{2}$ Franken die Flasche Rum; so waren wir in der Lage, für $9\frac{1}{2}$ Franken das Getränk in hinreichender Menge für 21 Personen zu liefern; es ist uns allen vorzüglich bekommen.

Die Amerikaner baten uns, ihnen doch einige deutsche Volkslieder vorzusingen, besonders wünschten sie die Loreley zu hören. Sie kamen damit unserer Sangeslust entgegen. Sie erfreuten uns ebenfalls durch mehrere Lieder, die sie sehr schön vortrugen, und auch die Brüsseler stimmten auf allgemeines Verlangen ein französisches Lied an.

Doch unsere Gewohnheit ist es, auf dem höchsten Gipfel, den wir erklommen, unserer freudigen Harmonie durch gegenseitiges Lebenlassen Ausdruck zu geben. So ergriff denn γ zuerst das Wort, um in freundlicher Weise α's, als des Hauptverantwortlichen zu gedenken, worauf denn α zunächst seinen Kollegen für die stets bereite Unterstützung dankte, dann aber sich an die Schüler, die sich vortrefflich gemacht hatten, wandte. Er hoffe, sie würden einen dreifachen Gewinn von der Reise haben. Viel Neues und Prachtvolles hätten sie gesehen und ihre Kenntnisse erweitert; sie hätten ferner gelernt, mit Anstrengung ein bestimmtes Ziel zu verfolgen und zu erreichen; sie wären endlich in Gesellschaft ihrer Lehrer gereist, die ihnen, das wünsche er, werte Reisegenossen, liebe Freunde geworden. Wie wir uns ihrer jugendlichen Frische erfreut und gern unserer jungen Gefährten gedenken würden, so möchten auch sie uns nicht vergessen. In das Hoch auf die Schüler stimmten auch unsere ausländischen Tischgenossen wacker ein, sie kamen und stießen mit allen an. Es war eine reizend behagliche Stimmung. Dem allgemeinen Wunsche, welchem δ beredten Ausdruck gab, den Aufbruch zum Nachtlager um eine Stunde zu verschieben, mußte α nachgeben. Manch heiteres und treffendes Wort ward noch geredet, der Lieben zu Hause gedachte β; manch Liedlein ward noch gesungen, doch als der Zeiger der großen Wanduhr $\frac{1}{2}$11 wies, da suchten wir unsere Kajüten auf, und in wenigen Minuten war's mäuschenstill auf dem Faulhorn.

Nur etwa 5 Stunden Schlaf waren uns beschieden; gleich nach 4 Uhr erscholl die große Lärmglocke; ein prächtiger Sonnenaufgang kündigte sich an; auch den bot uns das Faulhorn noch.

Aus vollem Herzen konnten wir beim Abschied danken und sagen, daß uns das Faulhorn unvergeßlich bleiben werde.

Kräftig tönte das Hurra, das wir, als es unseren Blicken entschwand, ihm noch zuriefen.

Unser treuester Gefährte.

Von

Friedrich Knauer.

(Zweiter Artikel[1]).

Zu den eigentlichen Jagdhunden gehören die Blut- und Schweißhunde, die Vorstehhunde und die Dachshunde. Schon der vorgeschichtliche Mensch zog sich im Kampfe gegen die wilden Tiere und zur Jagd auf das Wild große, starke Hunde heran. Ein solcher kräftiger Gehilfe war den alten Deutschen der kräftige Bärenfänger, Bullenbeißer, Bluthund. Schon die Römer bekamen die Gewalt dieser Tiere zu spüren, denn wir lesen in der Geschichte, daß sie nach Besiegung der Kelten harte Kämpfe mit deren Hunden

[1]) Der erste Artikel erschien in Heft 9, S. 590 ff.

zu bestehen hatten, welche dem Feinde den Eintritt in die Häuser verwehrten. Bluthunde waren es, welche, von den spanischen Eroberern in die neue Welt gebracht, Jagd auf die Indianer machten. Noch bis in das vorige Jahrhundert wurden solche Blut- und Schweißhunde auf den Menschen dressiert und deren Zucht mit großer Umsicht betrieben. Die modernen Bluthunde der Engländer und Franzosen sind rostrote, weiß getupfte, ernste, Schmeicheleien unzugängliche Hunde mit sehr langen Ohren, dumpfem kurzen Gebell. Der alte englische und der deutsche Schweißhund sind höchst wahrscheinlich aus dem Bluthund hervorgegangen; heute noch nennt ihn der Engländer Bloodhound. Die heutigen Schweißhunde sind durch fortgesetzte sorgfältige Kreuzung des ausgestorbenen Leithundes mit Bracken und Vorstehhunden erlangt worden; die edelsten Schweißhunde werden in Hannover gezüchtet. Diese deutschen Schweißhunde sind mittelgroß, meist

Wasser-Apporteur vom Chesapeake Namens „Chess“

Llewellin Setter „Gladstone“ (S. 979).

einfarbig gelbbraun, zuweilen dunkel gefleckt. Ihrem Herrn überaus anhänglich, verfolgen sie das Wild, wenn sie dessen Spur aufgefunden haben, anfangs still und geben erst in der Nähe des Wildes einen Laut von sich, verbellen dann das Wild oder treiben es dem Jäger zu. Der englische Hirschhund, schottische Deerhund oder Talbot, wie man meint, aus einer Kreuzung des Windhundes mit dem Bluthunde hervorgegangen, von der Größe eines starken Hühnerhundes, zeigt auf weißem Grunde einen schön braunen Sattel; Kopf und Behänge sind braun. Der Fuchshund (Fox-hound) soll durch Kreuzung des alten englischen Jagdhundes mit dem Windhund entstanden sein; es sind dies meist 64 bis 69 cm hohe, weiße, braungesattelte Hunde, etwas rauhaarig, mit rund abgestuften Behängen. Hierher gehört auch der Hund von Tibet, der edelste, größte, der Löwe unter den Hunden. Er bietet ein prächtiges Bild, dieser riesige Hund mit dem erhöhten Hinterhaupt, den mächtigen hängenden Ohren, den großen Lefzen und den von dem äußeren Augenwinkel zu dem Mundwinkel ziehenden Hautfalten, die ihm ein überaus ernstes Aussehen verleihen. Sein Haar ist lang, die Färbung schwarz mit gelben Abzeichen, seine Stimme ein furchtbares Gebell. An Mut und Kraft kommt er ohne Uebertreibung dem Löwen gleich. Schon die ältesten Schriftsteller wissen von diesem Hundriesen zu erzählen, während wir ihn erst seit einigen Jahrzehnten kennen. Wie verläßlich, mutig, gewaltig und geradezu unschätzbar dieser Hund, geht wohl am besten daraus hervor, daß man ganze Dörfer und deren wehrlose Inwohner, Frauen, Kinder und Greise getrost diesem Hunde zur Bewachung überläßt. Die Vorstehhunde, unentbehrlich für die gesamte Niederjagd, lassen sich in kurz- und langhaarige Spielarten unterscheiden, aus deren Vermischung unter lokalen Einflüssen folgende

Amerikanischer Setter „Lark“ (S. 979).

Stämme hervorgegangen sind: die französischen Vorstehhunde scheiden sich in die großen, kräftigen, rauh- und dichthaarigen, fahlgrauen, dicht schwarz oder braun gefleckten Griffons, die wahrscheinlich vom polnischen Wasserhunde abstammen, in die leicht, aber muskulös gebauten, meist einfarbig braunen kurzhaarigen Braques und die mittelgroßen weißen, braungefleckten langhaarigen Epagneuls. Sorgfältiger gezüchtet sind die englischen Vorstehhunde, die man in langhaarige Setters und kurzhaarige Pointers scheidet. Zu den Setters gehören die weißen, schwarzbraun oder rot gezeichneten englischen Setters[1]), die schwarzen (mit gelbroten Abzeichen) schottischen oder Gordon-Setters[2]), die gelbbraunen (bisweilen an der Brust mit weißen Abzeichen) irischen Setters mit brauner Nase (bei den anderen schwarz). Die Setters (S. 978—986) sind größer als der Wachtelhund, dem sie sehr ähnlich sind; ihr Haar ist weich, lang, Behang mäßig lang, die Lappen hängen nicht über, die Rute ist fahnenartig, die Schnauze abgestumpft, der Kopf wohlgebildet. Die Setters legen sich vor dem aufgefundenen Wilde hin, bis der Jäger anlangt. Die Pointers sind entweder schwere (über 30 kg) oder leichte Pointers (unter 30 kg); sie sind leichte, muskulöse, wohlproportioniert gebaute, fein glänzend, kurzbehaarte Hunde mit edel geschnittenem Kopf, nie gespaltener Nase, nicht überhängenden Lappen, weichem, mäßig langem Behang, gerader, spitz zulaufender Rute; sie sind entweder einfarbig schwarz oder braun oder weiß mit schwarzen und braunen Flecken. Keine andere Hunderasse zeigt ein so ausgebildetes Geruchsvermögen; Blue Belton ist ein englischer Setter mit weißer Grundfarbe und schwarzen Platten und Tupfen, Red Belton ein Setter weiß mit rötlichen Haaren untermischt. Wenn ein Vorstehhund, durch falsche Dressur eingeschüchtert, statt vorzustehen, beim Aufnehmen von Witterung kehrt macht, nennt ihn der Engländer einen Blinker, d. h. heimlich Ausweichenden. Ein Produkt von Setters und Pointers nennt er Drogger. Auch die deutschen Hühnerhunde (S. 978) lassen sich in langhaarige und kurzhaarige unterscheiden. Der altdeutsche Hühnerhund, identisch mit dem spanischen glatthaarigen Hühnerhund, meist groß und ziemlich schwer, mit erhabener Leiste am Hinterhaupt, großen Ohrlappen, meist stark entwickelten Lefzen, vorscheinender roter Bindehaut an den schlaffen Augenlidern, langer dünner Rute, dunkelrotbraun, seltener schwarz oder weiß, oft auf graulichem Grunde braun oder gelb gefleckt. Er stöbert langsam vorgehend das Wild auf, stellt es, bis der Jäger eintrifft, apportiert das geschossene; zur freien Jagd sollte er, um nicht verdorben zu werden, nicht verwendet werden. Damit er bei seinem starken Wedeln das Wild nicht verscheucht, kürzt man ihm die Rute. Durch Kreuzungen dieser Rasse mit dem Pudel ist der wolligkrause, meist einfarbig weiße, rötliche oder graue, aber auch gefleckte Wasserjagdhund entstanden, der sich leicht für die Wasserjagd dressieren läßt. Beagle heißt in England ein sehr niedriger Parforcehund, mit welchem Hasen und Kaninchen von Jägern zu Fuß gejagt werden.

Eine ganz selbständige Rasse stellen die Dachshunde (Basset) vor, welche so scharf ausgeprägt erscheinen, daß man sie fast als eigene Art ansehen könnte. Niedrig, langgestreckt, kräftig gebaut, mit an krankhafte Mißbildung grenzender Krummstellung der Beine, sind sie so recht zu ihrem unterirdischen Jagddienst geschaffen. Der Kopf ist groß und lang, das Hinterhaupt breit,

Gordon Setters „Grouse“ (S. 979).

die Schnauze ziemlich lang; die dünnen, langen und breiten Ohren hängen schlaff herab; der Hals ist kurz

[1]) Die Engländer nennen jeden langhaarigen Hund „Setter“, während wir den langhaarigen englischen Vorstehhund so nennen.

[2]) Eigentlich heißen nur die wenigen aus Zwingern des ehemaligen Lord Gordon hervorgegangenen Hunde so.

und dick; die Brust breit, der Bauch aufgezogen, die Beine kurz und plump; meist sind sie schwarz gefärbt mit braunen Abzeichen, seltener einfarbig gelblich oder bräunlich. Der Biberhund der Bojer und der Canis castorius Xenophons sind unser Dachshund. Die Dächser sind kluge, gelehrige, listige, diebische, im Alter bissige und mürrische, rauflustige, zänkische, neidische Hunde; ihr Gebell ist laut, hell, kläffend. Für die Jagd auf Kaninchen, Füchse, Dachse sind sie überaus geeignet; ihr Geruch ist sehr fein, ihr Gesicht und Gehör weniger scharf. Durch Vermischung des Dachshundes mit anderen Rassen sind dann zahlreiche Spielarten entstanden; so durch Kreuzung mit dem Stöberhund der geradbeinige Dächser; dieses mit dem krummbeinigen, dann mit dem rauhhaarigen Pinscher der schweinsschwänzige und der rauhe Dächser; des krummbeinigen mit dem großen Seidenhund der zottige Dächser; desselben mit dem Pudel der langhaarige, dieses mit dem Schäferhund der Wolldächser, des krummbeinigen mit dem Tigerhund der Domingodächser, desselben mit der Dogge der gestreifte Dächser; mit dem Vorstehhund der gefleckte, mit dem doppelnasigen Bullenbeißer der doppelnasige Dächser. Der durch Kreuzung mit

Amerikanischer Setter „Grousedale" (S. 979).

dem Roquet entstandene kleine bunte Dächser ist zum Stubenhund geworden. Aus der Kreuzung des Dachshundes mit dem Schäferhund ist der Otterhund hervorgegangen. Auch der Brackier- oder Wildbodenhund ist ein Seitenabkömmling des Dachshundes, aber selten in reiner Rasse zu finden. Als Terrier (Erdhund, S. 995—999) bezeichnet der Engländer nicht die eigentlichen, zum Ausgraben des Fuchses und Dachses tauglichen Hunde, vielmehr die Ratten, Mäusen, Iltissen nachstellenden Hunde, die wohl mit unseren Pinschern zusammenfallen. Unser Erdhund, der Tackel, wird von den Engländern den eigentlichen Jagdhunden beigezählt. Die Terriers sind glatthaarige (Skye, S. 998, Bedlington, Dandy, Dinmont, Irish, Yorkshire, S. 997) oder rauhhaarige (Bull Terrier, Airodale, Black and Tan, schottische, weiße englische). Der Fox-Terrier (Fuchs-Erdhund, S. 999) in einer rauh- und einer glatthaarigen Varietät, wurde früher schwarz mit roten Abzeichen gezüchtet; jetzt trifft man ihn meist weiß mit schwarzen oder roten Abzeichen. Retrievers nennt der Engländer nicht nur die das Wild apportierenden Hunde, sondern alle krankgeschossenes Wild hetzenden Hunde. Man unterscheidet kraushaarige und wollhaarige (Curly and wavy coated) Retrievers. Puppiers heißen alle jungen Hunde bis zum vollendeten ersten Lebensjahre.

Damit hätten wir unsere vorliegende Abhandlung über den Hund, der wir noch einige gelungene Abbildungen von Wachtelhunden (S. 987—994) beigeben, erschöpft. Innerhalb so knapper Umrisse wir uns halten mußten, glauben wir doch, manchem Leser, dem bis heute eine umfassendere Beschreibung all der verschiedenen Hunderassen nicht vorgelegen, immerhin deutlich genug gezeigt zu haben, wie allgemein die Heranzie-

Englischer Setter „Harrisons London“ (S. 979).

hung und Zucht des Hundes zu Diensten des Menschen, wie mannigfaltig seine Dienstleistungen, wie außerordentlich verschieden die in den einzelnen Ländern nach und nach aufgetretenen Hunderassen.

Aber welch ein greller Kontrast auch bestehen mag zwischen dem stolzkräftigen Tibethund, der prächtigen Ulmerdogge, dem pfeilschnellen Windhunde einerseits und dem häßlichen Affenpinscher, dem am Boden kriechenden Dachse, dem mißgeformten Mops, dem verkümmerten Bologneserhündchen, und ob sie in wichtigerer oder bescheidenerer Funktion dem Menschen sich dienstbar zu machen suchen, allen gemeinsam ist die schrankenlose Anhänglichkeit, die selbst dem toten Gebieter gegenüber nicht brechende Treue für den Herrn.

Das vielverzärtelte Schoßhündchen und all die zierlichen Damenhunde, die prächtigen stolzen Renommierhunde, die dem Menschen nur Vergnügen bieten sollen, die vielerlei Jagdhunde, die dem Jäger das Wild aufstöbern, zutreiben, bewältigen, die verläßlichen Wächter unseres Hauses, unseres Gutes, die Zughunde der Polarländer, die Lastenschlepper unserer Metzger, die Maschinentreiber im Tretrad, der vorsorgliche Behüter und Treiber unserer Herden, die Ratten- und Mäusefänger, die Aufsucher Verunglückter, die im Dienste der Polizei stehenden Spitzer und Bluthunde, die Retter Schiffbrüchiger, der Trüffelsucher, die Gesundheitsdienste verrichtenden, Aeser vertilgenden Straßenhunde des Orients, die Akteure unserer Hundetheater, die Kämpfer bei den Tierhetzen — und in welch anderer Weise noch der Haushund dem Menschen nützlich und dankbar sich zeigen kann — sie alle, die wieder verwilderten unter ihnen ausgenommen, gehen in dem unermüdlichen Eifer, die Zufriedenheit ihres Herrn zu erlangen, in unwandelbarer Treue zu ihm auf.

Rheinische Schiffsvolksgeschichten.

Von

Konrad Fischer-Sallstein.

Kopf oder Münz?

(Schluß.)

Als Christoph sein Lied beendigt hatte, deutete die Frau Kapitänin nach einem reizenden Dörfchen hinüber, das drüben am Ufer, in lachendem Wiesengrün, am Fuße einer mit Reben bekränzten Höhe, von der großen Landschaftsmalerin Natur hingezaubert worden war.

„Was ist das für ein Dörfchen dort?“ fragte sie den alten Schiffsknecht.

„Weinwinkel,“ gab Christoph zurück.

Schmeichelnd legte die Frau Kapitänin die Hand auf die Schulter ihres Gatten.

„Fahre mit mir ans Land hinüber, lieber Robert,“ bat sie diesen, „ich möchte in dieses herrliche Dörfchen einmal hineingehen.“

Sofort lenkte der Kapitän die Betty dem jenseitigen Ufer zu. Christoph machte zwar ein bedenkliches Gesicht über dieses Verlangen der Frau

Laverack Setter „Emperor fred" (S. 979).

Kapitänin, denn es war sein Wunsch, daß die Betty in Köln vor Anker gehen sollte, wo er heimlich einen Sprung ans Land zu machen gedachte — aber nach einer solchen Mahlzeit kann er der Kapitänin nicht gegen den Strom lavieren wollen — das geht diesmal nicht.

Als die Betty jetzt das jenseitige Ufer erreicht, läßt Christoph den Anker auf die Kiesbank rollen. Die Betty wendet sich nun, treibt noch etwas zu Thal und legt sich dann still und sanft am Land bei. Die Frau Kapitänin war schon inzwischen in die Kajüte hinabgegangen, um sich zu dem Spaziergang ans Land flott zu machen.

Irischer Setter „Lou" (S. 979).

Nun verließ auch der Kapitän das Hinterdeck und ging in die Kajüte.

Christoph machte Taue und Ketten klar. Dann glaubte er etwas Großes zu thun, wenn er den gedeckten Tisch, mitsamt dem Geschirr, der Frau Kapitänin in die Kajüte nachtrage. Lachend empfing ihn das junge Weib an der Kajütenthür und nahm ihm den Tisch ab.

Bald darauf kommt der Kapitän wieder aus der Kajüte. Er trägt seinen neuen blauwollenen Schiffmannswams mit den blanken Perlmutterknöpfen. Dazu die beste Schiffmannsmütze, die er hat. Auf dem breiten, lackierten Sturmband, das rechts und links von zwei goldenen Knöpfen oberhalb dem lackierten Schilde festgehalten wird, spiegelt sich das Sonnenlicht in hundert Farben.

Hinter ihm folgt seine Frau.

„Ho, alles klar, alter Jong?" ruft der Kapitän ihn an. — „Alles klar," gab der Christoph zurück, „die Betty liegt fest vor Anker."

„Wir sind in ein paar Stunden vom Dorfe drüben wieder zurück, halte gute Wacht, Christoph."

„Ich stehe am Steuer, Kapitän! — Wenn du die Frau Kapitänin ins Dorf gelotst hast, dann sieh einmal zu, ob dir nicht ein Pfriemchen Kautabak zu Berg kommt? Haltet es an, ich zahle ein Ländegeld."

„Hab's gehört und werde daran denken, Christoph."

Der alte Schiffsknecht wirft nun geschickt den Steg vom Bord der Betty hinüber ans Ufer. Der Kapitän lotst seine Frau auf den schwankenden Weg und steuert sie mit fester, sicherer Hand hinüber. Bald darauf sind sie im saftigen Grün den Blicken des Christoph entschwunden.

Wachtelhund „Croxthet".

Nun ist Christoph Kapitän — und das sieht man ihm an! — Großthuerisch pflanzt er sich auf dem Hinterdeck auf, brennt sich seinen Gips an und steht nun mit einer Miene da, als möchte er der ganzen Welt zurufen, daß, wenn sie etwas dagegen habe, sie zu ihm herüberkommen soll — er fechte es mit ihr aus. —

Ein kleines, rotstaubiges Schiff, bis über den Ladestrich im Wasser schwimmend, kommt jetzt mit dem Strom zu Thal getrieben.

Es ist ein Steinneckarer, welcher Sandsteine an Bord führt. Hochmütig blickt Christoph von seiner „Höhe" auf das staubige „Steinmarderfahrzeug" herab. Als Gott Vater im Himmel die Schiffsleute für seinen Rheinstrom geschaffen hatte, blieb ihm noch ein Stück Erdenkloß übrig, der zu klein war, um noch einen richtigen Schiffmann daraus zu machen. Da machte nun der Gott Vater aus dem Stück Erdenkloß die Steinneckarer. So lange sie leben, dürfen sie keine andere Thalfracht auf ihren „Schiffel" führen als Tannenholz und Neckarsteine.

Wachtelhund „Meteor".

Jeder Schiffmann weiß das, und wenn ein Neckarer gegen den Willen Gott Vaters verstößt und andere Ladung zu Thal bringt, wird er angehalten; aber bis zur Stunde kam das noch nicht vor — ihre Ladung war immer richtig.

„Ho, Schiffmann," rief der Steinneckarer den Christoph an.

„Ho," gab dieser zurück.

„Wie steht's ha na mit dem Wetter, Schiffmann?"

„Nassauer vor dem Wind!"

„Wir wollen beilegen, 's ischt eini vertrackti Fahrt! — Fritzl, wirf's Anker naus!"

„Kann nieht," sagt Fritzl, der Steinneckarer Schiffsknecht dem Steinneckarer am Steuer zu, steht bockſteif still auf dem Laufdiehl der Ladung.

„Warum kannscht nieht? — Wirf's Anker naus, sag' i, wir treiben ja quer!"

„Ei, 's ischt ja ka Bändl dran!"

„Wirf's nur nei," wütet jetzt der Steinneckarer, „ob ein Bändl dran ischt oder nieht!"

Und Fritzl nahm den nackten Anker, der weder Tau noch Kette um den Hals geschlungen hatte und warf ihn ins Wasser. —

„Halt's Bändl sacht bei, Fritzl! — Streich, streich das Bändl am Querschiff hinten bei." — „Kann nieht, — 's ischt ja ka Bändl dran, Schiffmann!"

Wachtelhund „Bow".

„O du vertrackter Dummkopf, wie kannscht denn 's Anker versaufen lassen? — I jag' dich ha na zum Deiwel! — Ich hätt's wisse könne! — Dei Mutter war schon so dumm und dei Vater isch an derselbigen Krankheit gestorben! — Streich, Fritzl, mit dem großen Riemen, sonst streich' ich dich! Wir treiben ja quer!"

Das kleine Schiff trieb auf den Wogen willenlos umher, wie nur ein Neckarer umhertreiben kann, bis Fritzl den großen Streichriemen ergriff und zu streichen begann, worauf das Fahrzeug wieder ins Fahrwasser geriet.

Rasch trieb der Strom die Schiffleute mit ihrem Fahrzeug an der Betty vorüber, hinab, thalwärts, so daß sie der Christoph bald aus den Augen verlor. Und das war ihm lieb. Hätten sie beilegen wollen an der Betty, er hätte sie abgeschnitten, schon deshalb, weil ein Steinneckarer nicht an der Betty beilegen darf.

Stunden um Stunden vergingen, und noch immer ist der Kapitän nicht zurück. Die Sonne ist nun schon hinter die Berge gegangen. Der Abendnebel steigt drunten zwischen den Sumpfeichen und Weiden auf, und dort das reizende Dörfchen, in dem es dem Kapitän so gut gefällt, daß er heute das Wiederkommen vergißt, verschwimmt und verschwindet nach und nach im lichtblauen Nebelflor.

Es ist Abend geworden. Die Frösche singen Loblieder auf den Neckarer, der unten an der großen Steinkrippe ohne Anker sich festgelegt hat. Die Wildenten lärmen im Schilf, und von oben in der Luft stoßen die Fischreiher in die Flut. Von unten kommt jetzt ein Dampfer mit zwei rauchenden Schloten zu Berg. Das Falkenauge Christophs erkennt den Dampfer sofort.

„Der Matthias Stinnes," ruft er dem Schleppkahn entgegen, stopft sich rasch seinen Gips und brennt ihn an, denn jetzt gilt es, die Betty zu präsentieren! —

Nur langsam kommt der Schleppkahn näher. Es ist ihm das nicht zu verdenken, denn eine lange Kette Frachtschiffe schleppt er hinter sich her.

Jetzt hat das Schiff, gegen das die Betty sich ausnimmt wie eine Maus gegen einen Elefanten, diese erreicht.

„Ho, Kapitän!" ruft Christoph nach dem Matthias Stinnes hinüber.

„Ho, ho," rufen die drüben vom Dampfer.

„Stoppt, Kapitän, stoppt, die Betty!"

„Stopp," hört nun Christoph drüben den Schiffsjungen mit seiner Kinderstimme in den Maschinenraum hinabrufen.

Jetzt hören die Riesenräder des Dampfers auf, die Flut zu peitschen. Die Wogen, die sich schäumend am Bug des Schiffes gebrochen, die sich wütend an seinen Planken entlang gewälzt, besänftigen sich und werden ruhig.

Eine kleine Strecke noch geht der Dampfer still zu Berg, dann rasseln die Riesenanker tobend in die Flut und wühlen sich in den Grund.

Matthias Stinnes war vor Anker gegangen.

Wachtelhund „Bang Bang".

IV.

Es ist beinahe Mitternacht. Noch immer weilt das junge Paar in Weinwinkel und denkt nicht daran, an Bord der Betty zurückzukehren.

Stolz auf die Nachbarschaft des Matthias Stinnes, war Christoph breitspurig mit dampfendem Gips an Bord der Betty auf und ab marschiert, bis er auf einmal die Ebbe in seinem Päckchen Duisburger Rauchtabak gewahr wurde und er sich sagen mußte, daß wenn er so fortfahre, die Betty zu präsentieren dem großen Schleppkahn gegenüber, dann sei er bald ein ruinierter Mann.

Um dieser Möglichkeit vorzubeugen, denn der große Matthias bezahlt's ihm nicht, wenn ihm der Duisburger Rauchtabak draufgegangen ist, gibt er das Promenieren auf, legt den Gips kalt und streckt sich der Länge nach auf die Ruderbank aus.

Drüben auf Deck des Schleppers wird es stiller und stiller. Nach und nach krochen alle Mann in ihre Kojen, denn morgen um Vier macht der Matthias los, und da müssen alle Mann hoch sein.

Nur unten auf den Schiffen, die der Schlepper zu Berg bringen soll, will es nicht zur Ruhe kommen.

Dort schimpft der Oberrheiner mit dem Niederländer, — da singt das Mannemer Bübel Spottlieder auf den Gölnerjong. Da scheuern, waschen und kochen die Kohlenratzen, sie halten Mohrenwäsche. — Schade um die Seife, denkt Christoph, — schwarz bleiben sie doch!

Dazu rauschen und plaudern die Fluten, pustet und keucht die Maschine des Matthias Stinnes wie ein fieberkrank gewordener Elefant. Es knarrt und surrt in dem Mastenwald, es dehnen und rekeln sich

die Ankerketten; es rauscht und flüstert im Laubwerk am Ufer, oft übertönt von einem einsamen Ruf, von einem übermütigen, plötzlich ausgestoßenen Lachen, das die metallische Fläche des Stromes bis an Bord der Betty fortpflanzt.

Auf einmal fallen dem Christoph die Augen zu, und er schläft ein, ob er will oder nicht.

Der Matthias Stinnes liegt zu nahe bei der Betty, als daß der Traumgott, der jetzt den struppigen Kerl in seinen Armen wiegt, nicht hätte den Einfall bekommen sollen, ihn hinüber auf die Kommandobrücke des Dampfers zu schleifen, um ihn dort zum Kapitän zu machen.

Christoph träumt, er sei der Kapitän des Matthias Stinnes!

Wie vom Teufel besessen, rennt er auf der Kommandobrücke umher und flucht, daß sich der Hauptmast des Schleppkahns beugt.

Er schreit dem Steuermann zu, daß er klein beizufahren habe, wenn er nicht verkrümmelt sein wollte. Durchs Sprachrohr ruft er zu den Kohlenratzen hinab:

„Ho hüo, — haltet kurz bei oder ich schneide euch ab!“

Wachtelhund „Maxim“.

Und jetzt kommt ein Steinneckarer zu Thal getrieben. Er hat das Ruder vergessen mit auf die Reise zu nehmen und schwimmt nun wie eine ins Wasser geworfene Katze umher.

Jetzt treibt er quer vor den Matthias Stinnes! „Stoppt, Kapitän, stoppt! — Wir liegen ha na fest am Bug, — 's Schiffel geht unter!“

„Verwünschter Steinmarder,“ wütet Christoph, der Kapitän des Matthias und tobt auf der Kommandobrücke umher, als wolle er mit den Füßen alles in den Grund treten.

„Fahrt ihn nieder, los, los, füran, füran!“

Der Neckarer wird vom großen Matthias in den Grund gefahren.

Entsetzt fährt Christoph aus diesem wilden Traume auf, reibt sich die Augen

Wachtelhund „Donald“.

und blickt umher. Der große Matthias liegt drüben fest und still vor Anker. Ruhig ist's auf dem rußigen Verdeck; nur die Wachen gehen in schläfrigem Schritt und Tritt einher.

Nun wird es dem Christoph erst klar, daß das mit seiner Kapitänschaft nur ein Traum war.

Aber die Ueberzeugung, daß er nur geträumt habe, wird ihm im nächsten Augenblick selber zum Traum. Aber er will nicht schlafen, — er hat's dem Kapitän versprochen, fest am Steuer zu stehen. Wie ein Klumpen Blei liegt er auf der Ruderbank, mit den Fingerspitzen hebt er sich die Augenlider auf und sieht doch den Sternenhimmel nicht; der mohnumkränzte Gott läßt ihn nicht los.

Da hört er jetzt seinen Namen rufen: „Christoph, ho, alter Jong!"

Christoph hört's, ringt wild mit dem Schlafgott und fällt bei diesem Ringen von der Ruderbank herab.

„Ho hüo, alter Jong," schreit er unter der Ruderbank halb wachend, halb schlafend hervor und reibt sich die Augen, daß man meint, sie müßten bluten.

Englischer Toy Terrier (S. 981).

Da sieht er auf einmal eine blaue Teerjacke, wie sie an Bord des Matthias Stinnes dutzendweise zu finden sind, vor sich stehen. Bleich und elend sieht der Geselle aus, Christoph möchte schwören, es sei ein Gespenst. — Und das Gespenst erkennt er jetzt — es ist Franz!

„Wie geht's meinem Bruder Robert und seiner Frau? — Ich kam nur, weil ich noch einmal die Betty sehen wollte. Es ist zum letztenmal, daß ich kam, ich gehe jetzt zu Berg, lebe wohl, Christoph."

Christoph ringt sich in die Knie und klappert mit den Zähnen vor Grausen und Furcht.

„Sie — sie —," stammelt er, „der Kapitän hat sie ans Land gelotst. — Bist du Franz?"

„Kennst du mich nicht mehr, Christoph? — Sage dem Robert, die alten Geschichten wären nun vorbei. Ich sei nun auch glücklich geworden. — Gute Nacht, Christoph, fahre well!"

Christoph bebt am ganzen Leibe. Mit beiden Händen klammert er sich an den aufgerollten Tauen fest, denn ihm ist's, als treibe ihn das Grausen über Bord.

Die Blaujacke geht langsam dem Verdeck entlang, betritt nun den Steg und eilt hinüber ans Land.

Christoph reißt sich jetzt vom Schlafgott los, erhebt sich und steht fest auf den Beinen; — aber die Blaujacke ist verschwunden. — War's wieder nur ein Traum? —

Fragend blickt er zum Himmel auf, der sich, wie in einen Mainachtstraum versunken, über ihm wölbt.

Yorkshire Terriers (S. 981).

geübten Hand durch die Luft gewirbelt, aufs Verdeck.

„Kopf!“ stieß er hervor, „Kopf!“

Einen Augenblick hindurch blickt er mit krassem Blick die Münze an, dann aber wandte er sich entsetzt ab, rannte dem Verdeck entlang, gewann den Laufdiehl, den er selber für den Kapitän ans Land geworfen und flüchtete sich hinüber.

Am Ufer bleibt er nochmals stehen

Er sieht den Rhein hinab und hinauf. Wie von einem bleischweren Schlaf umfangen, ziehen die Wogen still zu Thal. Die Ufer hüben und drüben sind mit vom Mondlicht weißgebleichten Nebeltüchern verhängt, und drüben auf dem Matthias Stinnes ist es so stille, als sei das Riesenschiff ausgestorben.

Und so allein mit seiner Frage, die ihm weder der Himmel noch die Erde beantworten will, ergreift ihn ein Verzagtsein, beschleicht ihn ein Grausen, steigt wieder das Ungetüm seiner Schuld aus den Wogen auf und wälzt sich auf ihn, so daß ihm die Knie schlottern und er stöhnend auf die Ruderbank sinkt.

Eine instinktive Ueberzeugung ruft ihm zu — es war der Franz. — Die unheimlich stille Nacht um ihn her flüstert ihm zu — es war sein Geist. — Und in seinem Inneren entsteht jetzt ein Streit, der ihn hinschleift an den Abgrund der Frage: Sein oder Nichtsein.

Ja, ihr Gewaltigen und Gelehrten dieser Welt, auch Schiffsknechte werden an diesen Abgrund geschleudert!

Dieser Zweifel will den Christoph zerreißen. Da greift er jetzt, ohne den Mut zu haben, zum Himmel aufzusehen, rasch in die Tasche seines Wamses und nimmt den verhängnisvollen kupfernen Kreuzer hervor.

„Münz', dann habe ich geträumt — Kopf, dann war es dem Franz sein Geist!“

Die Münze fiel, von seiner

Skye Terrier: Sandersons „Jim“ (S. 981).

und blickt nach dem Schiffe zurück.

„Lebe wohl, Betty,“ ruft er hinüber, „ich komm' nicht mehr!“

Er wendet sich nun dem Gebüsche zu. Die Weiden schlagen ihm wie Ruten ihre naßkalten Spitzen ins Gesicht. Das von den Wellen ausgewaschene Wurzelwerk am sandigen Boden will ihn an den Beinen festhalten. Wütend arbeitet er sich durch das Dickicht, und dabei ist ihm kein Zweifel, daß das Gespenst des Franz hinter ihm sei — er fühlt die kalte, knöcherne Hand an seinem Kragen — und dieses Gespenst flüstert ihm zu:

„Sage es meinem Bruder Robert — sage es ihm!“

Aber er will verdammt sein, wenn er es sagt — lieber verläßt er die Betty, wühlt sich selber sein Grab am Ufersand, oder geht bei einem Steinneckarer an Bord; — dem armen Kapitän würde es das Leben kosten! — Die Frau Kapitänin, die ihm den hübschen Gips verehrt, und die seit jener Stunde Ankergrund in seiner Brust gefunden hat, würde hinwelken mit ihrem Glück, sobald er es sagen würde; er weiß es und will lieber verdammt sein, ehe er es thut!

Da hört er sich plötzlich angerufen. Es ist die Stimme seines Kapitäns; Christoph erkennt sie:

„Ho, alter Jong, wo willst du hin?“

Wie ein gehetztes Wild war er durchs Gebüsch gedrungen und stand nun auf einem schmalen Wiesenpfad vor dem Kapitän und seiner Frau stille.

„Ho hüo, Kapitän," keuchte er, „ich laß mich von der Betty scheiden!"

„Wie! ist dir der Anker gerissen, Christoph?"

„Kapitän, die Betty kann das Fahrwasser nicht mehr vertragen. Drunten liegt ein Steinneckarer am Ufer bei, ich will zu ihm an Bord — in Dienst."

Christoph wollte sich davonschleichen wie ein Dieb, aber der Kapitän packte ihn am Kragen.

„Halt, alter Bursche, du hast blinde Ladung an Bord! — Heraus mit der Sprache, was hast du vor?"

„Du lieber Himmel, er sieht aus, als ob er krank wäre!" rief die Frau Kapitänin.

Das klang dem Schiffsknecht wie eine schwere Beleidigung! Die Schande, krank zu sein, das hat er noch nie erlebt! Auch von der Frau Kapitänin läßt er sich das nicht gefallen!

Sein abgehärmtes Gesicht nimmt nun einen brutalen Ausdruck an, und rasch holt er den Gips hervor und will ihn der Frau Kapitänin wieder zurückgeben. Es wird ihm das schwer und sauer, aber er kann den Gips nicht behalten, so schwer läßt er sich nicht beleidigen.

Fox-Terrier „Richard Olive" (S. 981).

Aber die Frau Kapitänin bemerkt es gar nicht, daß er ihr den Gips zurückgeben will, sondern reicht ihm mit gewinnendem Lächeln eine Rolle Kautabak hin.

Auf diese Strömung war Christoph nicht vorbereitet. Verwundert staunt er die freundliche Geberin eine Weile an, dann schiebt er verschämt den Gips in die Tasche zurück und greift mit beiden Händen nach dem Pfriemtabak.

„Ho hüo, guter Bergwind, Kapitän," rief er vergnügt, „in drei Tagen sind wir in Holland!"

„Wie steht's mit dem Neckarer, alter Jong?"

„Mag er zu Thal treiben bis in die Ewigkeit, und wenn er quer vor der Betty liegt, fahre ich ihn in den Grund!"

Bei diesen Worten schlich sich der struppige Geselle wieder an Bord der Betty zurück.

Eine ganze Stunde früher wie Matthias Stinnes lichtete am folgenden Morgen die Betty den Anker. Christoph stand an der Seite seines Kapitäns und blickte großthuerisch umher, gesagt hatte er es noch nicht, daß der Geist des Franz bei ihm war.

V.

Schon drei Tage lang treibt die Betty mit dem Strom zu Thal. Köln, Düsseldorf ist längst passiert.

Die Höhen mit ihren verfallenen Ruinen, mit ihren üppigen Rebengeländen, die lachenden Thäler

mit ihrem ewig heiteren Winzervolk, sind lange, lange schon hinter der Betty zurückgeblieben.

Weit, weit kann nun der Christoph vom Bord seines Fahrzeuges aus ins Flachland hineinsehen, das sich in der Ferne mit einem lichten Nebelschleier abgrenzt.

Ein Geruch von Kaffee, Thee, Stockfischen und — echte Zoorten Pfriemtabak kommt von weit drunten mit dem leichten Wind zu Berg. — Das ist holländische Luft — neederlääinder Duft. — Noch eine Tagreise, und dann riecht man schon die Tulpenzwiebeln und den Kaffeesatz.

Breiter und breiter wird der Rhein. Die tiefblaue Flut ist gelb geworden und wälzt sich übelgelaunt zwischen den Uferdämmen hin. Hunderte von Schiffen kommen zu Berg und Hunderte gehen zu Thal.

Befehlshaberisch und selbstbewußt steht Christoph am Steuer und ruft den großen Dampfern zu: „Stoppt, Kapitän, stoppt!“ Die kleinen Schiffe müssen der Betty aus dem Fahrwasser gehen, denn die Betty bringt Wein ins Kaffeeland, und einem Weinfahrer muß ein Vlämländer Dammstreicher immer aus dem Wege gehen, das ist Thalgängerrecht.

Aber ob er's leugnet oder nicht, auf seiner Stirne, in seinem Gesichte steht's geschrieben, daß er nicht mehr der Alte ist. Seit jener Nacht verging keine Stunde des Tages, an dem er nicht wie immer, den Gips zwischen die Zähne geschoben, breitspurig, umherging, aber er rauchte kalt. Schwere Flüche rollten über Bord, er tobte wild auf, wenn ein Bergfahrer störrisch der Betty zu nahe kam, aber sein Fluchen und Toben war nicht mehr so saft- und kraftvoll wie früher.

Der Kapitän mit samt der Frau Kapitänin müßten blind sein, wenn sie es dem Christoph nicht ansehen sollten, daß ein heimlicher Kummer an seinem Herzen nagt.

Wenn es der Dienst erlaubte, dann schlich er sich unter Deck hinab, hockte sich in einen Winkel nieder und stritt mit sich, ob er es ausrichten soll, was ihm der Geist des Franz aufgetragen, oder nicht?

Des Nachts, wenn er einsam am Steuer steht, klappern ihm die Zähne vor Furcht, denn jeden Augenblick kann der Geist des Franz aus den Wellen aufsteigen und ihm zurufen, daß er es ausrichten soll an Robert!

Und doch muß Christoph hoch auf sein, wenn er die Betty würdig präsentieren soll da drunten im Vlämland. Lieber ginge er auf der Stelle über Bord, um sich tief unten auf dem Grunde für alle Zeiten festzulegen, als die Schande ertragen zu müssen, daß auch nur ein einziger Berg- oder Thalgänger es ihm ansehen würde, wie trostlos es in seinem Herzen, in seiner Brust aussehe. Und um die ganze Welt anzulügen, daß er noch der Alte sei und es längst vergessen wäre von jener Nacht, brüllt er den Rhein hinab sein Lieblingslied: „Jan von zu Berg ....“

So verging wieder eine Nacht.

Um sich das Grausen selber wegzuleugnen, hat er so viel gesungen und gepfiffen, daß ihm die Lippen trocken und die Gurgel heiser wurde.

Nun sendet der junge Morgen die ersten Lichtstrahlen am Horizont hinauf.

Christoph stellt das Singen ein. Der junge Tag wälzt ihm einen Alp vom Herzen, denn die Furcht, Franz könnte wiederkommen, liegt nun über Bord; am Tage steigen keine Toten auf.

Er bewundert sich selbst, daß er abermals so stark war und es wieder nicht gesagt hat. Der Kapitän kann ruhig schlafen, er richtet es nicht aus!

Mit dem lachenden Frührotschein steigt aber auch der Nebel in den Niederungen empor, gleitet still über die Saatfelder und setzt sich auf dem Rhein fest.

Mit Unmut sieht Christoph, wie der Nebel der Betty das Fahrwasser absperren will. Still schleicht der Nebel zu Berg. Weiß wie Leichentücher, von unsichtbarer Hand getragen, streift er über die Betty hin.

Nun kommt ein schwüler Wind von unten herauf. Er ist so warm, als komme er direkt aus Indien. Der Nebel wirbelt nun über die Flut hin, als führe er einen Hexentanz auf. Jetzt hebt er sich empor und schiebt sich über der Mastspitze der Betty zu dichten Wolken zusammen. Die Morgensonne geht wieder unter.

Die Flut nimmt die grauschwarze Färbung des Himmels an, der Wind legt sich fest auf das Wasser und treibt die Wellen zu Berg.

Und der Wind wird zum Sturm. Die Betty beginnt unruhig auf den erregten Wellen zu tanzen. Die Wolkenmassen am Himmel mit ihren lichtweißen Rändern blicken finsterer und finsterer auf die Flut herab.

Da zuckt ein Blitz aus den Wolken nieder und überflutet einen Moment lang Himmel und Wasser mit seinem grellen, bläulichen Lichte, dann geht ein erschütterndes Dröhnen, ein dumpfes Rollen einher, bei dem Himmel und Erde erbebt und das sich fortpflanzt mit unheimlicher Gewalt bis in die Ferne hinein.

Einsam steht Christoph am Steuer und blickt zum Himmel auf. Das Grausen kommt wieder mit unheimlicher Gewalt über ihn. Fest schläft noch der Kapitän in seiner Koje. Recht wäre es dem Christoph, wenn er zu ihm kommen würde; — er ist so allein — er fürchtet sich. Das Wetter kam nur deshalb über ihn, weil er es nicht sagt! Und doch sagt er es nicht, und wenn er mitsamt der Betty auf den Grund gehen müßte!

Die kleinen, weißen Möwen — Bäckervögel nennt sie der Schiffmann —, welche bis jetzt friedlich drüben im Schilfe der Sümpfe gewohnt, erheben sich in die Luft und taumeln schreiend vor dem Sturm her. Der Fischreiher wird aus seiner Bahn geworfen und flüchtet sich in seinen Horst.

Die Wogenkämme sträuben sich gegen den Sturm und haben weißen Schaum. Der Sturm peitscht die Flut, so daß sie wütet und die Ufer zerreißen will. Dämone wälzen sich in der Flut und heulen durch die Luft.

Voll Entsetzen lauscht Christoph auf dieses Heulen und Toben, Sturm und Wellen rufen ihm zu, daß er es ausrichten soll an den Kapitän, was der Geist des Franz ihm aufgetragen. Er hört den Ruf des erzürnten Rheingottes, er sieht seinen Dreizack drohend am Himmel leuchten — er schaudert und bebt — und doch richtet er's nicht aus.

Jetzt wird die Betty irr im Fahrwasser. Wie Schlangenleiber drängen sich die empörten Wogen hinüber nach den Ufern. Und sie haben's der Betty angethan. Sie wollen sie aus dem Fahrwasser heraus ans Ufer reißen, damit ihr schlanker Leib sich auf dem Steingeröll zerschellt oder sie sich in den Sand vergräbt.

Christoph sieht die Gefahr. Aber das Steuer ist machtlos geworden in seiner bebenden Hand. Blitze krachen über seinem Haupte. Der Sturm fegt ihm ins Gesicht und reißt ihm das Brusthemd auf, um sich ihm ins Herz hinein zu wühlen, und das alles nur, weil er's nicht sagt.

Schwarzblau und finster liegt's auf dem Strom. Man kann jetzt die Ufer nicht mehr sehen. Der Sturm treibt jetzt die Betty stromaufwärts zu Berg. Dann dreht sie sich um sich selbst, als habe sie ein Strudel erfaßt und würde sie in die Tiefe ziehen. Dazu prasselt ein wolkenbruchgleicher Regen vom Himmel hernieder, so daß der Christoph meint, die Betty sinke und die Flut dringe schon aufs Verdeck.

Zitternd und bebend bricht jetzt Christoph in die Knie. Mit beiden Händen klammert er sich an der Ruderbank fest.

„Kapitän," schreit er jetzt in das Unwetter hinein, „Kapitän, ich will es sagen — ich will's ausrichten vom Franz!"

Robert, durch das plötzlich hereinbrechende Unwetter vom Lager aufgeschreckt, erschien bei dem ersten Ruf des Schiffsknechtes auf dem Verdeck. Mit raschem Blick die Gefahr übersehend, in der sein Schiff schwebte, rief er sofort dem Christoph zu, den Anker auszuwerfen.

„Hilft nichts — hilft nichts, Kapitän — ich muß es erst sagen!"

Jetzt stand der Kapitän vor Christoph.

„Wirf den Anker hinaus," rief er diesem drohend zu.

„Ich will's zuerst ausrichten, sonst ist die Betty verloren! Franz war da — sein Geist. — Ich soll's dir sagen, er wäre zu Berg in den Himmel gegangen und sei nun auch glücklich. Tief unten auf dem Grund liegt er begraben!"

Die Hand des Kapitäns legte sich schwer auf die Schulter des Schiffsknechtes und schien sich dort eingraben zu wollen. Dann zuckte diese Hand und mit einmal war sie von der Stelle verschwunden, als habe sie der Sturm hinweggefegt.

Jetzt sieht er den Kapitän über Deck nach der Kajüte zurücktaumeln. Die Blitze beleuchten sein leichenblasses Gesicht.

Unter der Kajütenthür erschien nun die Frau Kapitänin im Nachtgewande mit losem flatterndem Haar. Mit beiden Armen will sie ihren Mann umfangen, aber er stößt sie zurück.

„Franz ist tot!" rief er ihr zu, und der Wind trägt jedes Wort zu Christoph auf die Ruderbank hin, „wie können wir glücklich sein? Unser Glück durfte ihn das Leben nicht kosten!"

Der Christoph sieht, wie der Kapitän zusammenbricht. Mit einem Aufschrei umklammert ihn die junge Frau mit beiden Armen und drängt ihn in die Kajüte hinein. — Dann wird es dort stille.

Auch die Elemente hatten ausgezürnt. Der Sturm legte sich. Aus weiter Ferne rollte der Donner herüber. Der finstere Wolkenschleier am Himmel löste sich auf, die lachende Morgensonne strahlte hernieder und beschien dem Christoph sein abgehärmtes Gesicht, sein nasses Haar.

Die Betty gewann wieder das Fahrwasser und ging still zu Thal.

In seiner Kajüte lag Robert auf seinem Bette in Fieberträumen.

VI.

Das waren traurige Tage drunten im Hafen zu Rotterdam! Der Kapitän geht an Bord der Betty umher wie eine wandelnde Leiche. Er glaubt an keine Freude mehr auf dieser Welt, man sieht's ihm an. Und das kommt alles von jener fürchterlichen Nacht, in der Christoph es gesagt und ausgerichtet hatte von Franz.

Das Glück der Frau Kapitänin ist auf den Grund gegangen. Sie hat das Lachen verlernt, und dafür sind ihre Augen rotgeweint.

Immer ist sie hinter dem Kapitän her. Immer schlingt sie die Arme um seinen Leib und hält ihn fest, sobald er heimlich über Bord fallen will. Schon zweimal wäre es schier passiert, aber die Frau Kapitänin ist ein guter Anker, sie hält ihn fest, das Tau in ihrem Herzen reißt nie.

Die Betty ist abgedeckt. Ein Dampfkran streckt seinen langen Kettenrüssel in den Frachtraum der Betty hernieder und holt die Weinfässer hervor und bringt sie ans Land.

Christoph sitzt auf den nackten Planken und sieht den Vlämländern zu, wie diese im Laderaum die Weinfässer an den Rüssel des Krans wälzen und die Krampen in die Fässer einhaken.

Sobald das Faß in der Luft schwebt, schreien die Vlämländer „hä, hä!" Christoph kümmert sich heute nichts darum. Sein Auge ist hinüber nach dem Land gerichtet, just direkt auf die schmutzigen Fensterscheiben der Walfischtaverne, hinter der sicherlich ein Vlämländer Bob zu finden ist, mit dem er noch abzurechnen hat von der letzten Hollandfahrt.

Wie gerne möchte er hinüber, um dem Bob nur einmal die Faust auf die Stirne zu setzen. Aber er gewinnt keine fünf Minuten Zeit, um da hinüber zu eilen. Immer ist die Frau Kapitänin hinter ihm und ruft ihm zu: „Christoph, halte alles klar!"

Es ist hart für den Schiffsknecht, sich mit dem Gedanken befreunden zu müssen, von Rotterdam abzureisen, ohne es dem Bob drüben ausgerichtet zu

haben, hart ist's, ins Weinland zurückzukommen und dort jedem sagen zu müssen, daß er diesmal umsonst in Holland war.

Und dabei ist das die letzte Reise gewesen! — Wenn der Kapitän stirbt, stirbt auch er, er weiß es, er fühlt es. Nie wieder kommt er nach Holland — und wo ist der Oberrheiner Jong, der es dem Bob in Vlämland ausrichtet für den Christoph? Ja, die Betty hat schlimme, traurige Tage diesmal im Hafen zu Rotterdam!

Endlich ist die Ladung gelöscht. Am Schleppkahn „Großer Friedrich“ legt die Betty an und läßt sich von diesem zu Berg bringen. Ein paar Mannheimer Tabakfahrer, die die Pfälzer Sorten zu Thal fahren, drei Wochen im Hafen von Rotterdam festliegen und dann wieder ihre Pfälzer Sorten als „echten Maryland“ und „neederländische Zoorten“ zu Berg bringen — legen ebenfalls am Großen Friedrich an.

Zuletzt kommen noch die Floßknechte vom Oberrhein mit zwanzig aneinander gekoppelten Nachen und machen sich hinter der Betty fest. Sie haben ihre Mützen und die Fettstiefel in Holland versetzt, um das Schleppgeld aufzutreiben, und sitzen nun barfuß und barhäuptig in ihrem Nachen.

Endlich lichtet der Schleppkahn die Anker. „Los!“ ruft der Kapitän von der Kommandobrücke, und die Riesenräder greifen in die Flut.

Jetzt geht's zu Berg.

In seiner Kajüte liegt der Kapitän, mit wollenen Decken zugedeckt und sieht aus, bleich und elend, wie ein Mann, der zu Berg gehen will in den Himmel. Christoph schleicht sich an die Kajütentreppe und sieht heimlich hinab. Aber lange kann er dem bleichen Kapitän nicht ins Gesicht sehen, sondern schleicht sich alsbald wieder hinweg und geht wie ein Schatten an der Wand stumm und still auf dem Verdeck einher.

Der Gipsstummel ist vergessen. Der Kautabak vertrocknet in seiner Westentasche. Von Stunde zu Stunde senkt er den Kopf tiefer in die Brust, er wird hohläugig und sein Gesicht hellgelb wie Handschuhleder. Was ihm fehlt? Ho hüo, das sagt er sich selber nicht, viel weniger einem anderen.

„Ho, Barfüßer-Jong,“ rufen ihm die Schiffsknechte von den Nachbarschiffen zu; er hört es nicht und sieht es nicht, wie sie über ihn das Gesicht verziehen. Die Hunde bellen ihn von drüben an; was kümmert's ihn?

Immer wieder schleicht er an die Kajüte, um's gleich heraus zu haben, wenn der Kapitän bei dem Tod vor Anker gegangen ist; damit er gleich ebenfalls sich bei dem Tod festlegen kann; über Bord ist er gleich gesprungen.

So treibt er's ein paar Tage und Nächte fort. Köln kommt wieder in Sicht.

Das Angesicht des kranken Kapitäns hat nach und nach die Farbe der weißen Bettdecke angenommen. Er fragt nicht mehr den Christoph, ob alles klar sei an Bord. Ihm ist's einerlei geworden, ob die Betty zu Berg oder zu Thal geht.

Vornüber gebeugt schleicht Christoph auf dem Deck umher. Seine Gestalt wird krumm, die Backenknochen treten weiter und weiter hervor.

Mit Kummer und Sorgen sieht die Frau Kapitänin auch ihn hinwelken. Wenn sie ihn fragt, was ihm sei, dann schwört der struppige Kerl Stein und Bein zusammen, daß ihm nichts fehle, und um ihr das auf der Stelle zu beweisen, singt er mit hohler Stimme sein Lied: „Jan von zu Berg ....“

Heimlich kocht die Frau Kapitänin auch ihm Kraftsuppe, und heimlich schüttet er sie immer wieder über Bord und freut sich, wenn die Fische danach schnappen.

In Köln bleibt der Große Friedrich liegen und alle Schiffe werden abgeworfen. Nummer „21“, ein alter Schleppkahnkasten, will die abgeworfenen Schiffe ans Tau nehmen und bis Mannheim zu Berg bringen.

Auch die Betty legt sich an den Klapperkasten fest und morgen um Vier geht die Reise weiter.

Es war Abend geworden. Träge liegt das Tau, mit dem die Betty an den Klapperkasten Nr. 21 gekoppelt ist, im Wasser. Müde und krank sitzt Christoph auf der Ruderbank und denkt an das, was er dem Kapitän gesagt hat in jener Nacht; — den Franz hat er vergessen. Er rollt wild die tief in ihren Höhlen liegenden Augen, wenn er darüber nachdenkt, welch ein glücklicher, gesunder Schiffsknecht er heute sein könnte, wenn er nicht damals „Kopf oder Münz'“ gemacht hätte! — Warum kamen die Zwei aber auch zu ihm wegen des Streites um die Dore? —

Der Schatten eines riesigen Schiffes, das langsam zu Thal streicht, fällt jetzt auf das Verdeck der Betty. Christoph ist so in Gedanken versunken, daß er das Schiff erst bemerkt, als dieses jetzt die Anker in die Tiefe rollen läßt.

„Der Matthias Stinnes!“ ruft Christoph und springt auf.

Sofort nimmt er seinen Gipsstummel aus der Tasche, holt all seinen Pfriemtabak hervor und nimmt diesen in den Mund, damit ihm die Backen dicker werden, dann schiebt er den Gips zwischen die Zähne, geht breitspurig einher und ist wieder der Alte wie früher.

Auf einmal stößt drüben vom Matthias Stinnes ein Nachen ab und kommt direkt auf die Betty zugesteuert. Ein einzelner Matrose sitzt in dem Fahrzeug. Dieser legt jetzt bei der Betty an und klettert an Bord empor und geht auf Christoph zu.

„Ho, alter Jong, ist der Kapitän an Bord?“

Christoph darf's nicht sagen, daß der Kapitän krank ist, denn das ist eine Schande! —

„Ich bin der Kapitän, Jong!“

„Ho, Herr Kapitän, ich bin der Pitt vom Matthias Stinnes. Geht wohl zu Berg, Kapitän?“

„Zu Berg,“ sagte Christoph großthuerisch und schob beide Hände in die Hosentaschen.

„Herr Kapitän,“ begann nun wieder der Pitt, „wir haben einen kranken Matrosen an Bord des großen Matthias. Er liegt neben mir in der Koje, und ich will verdammt sein, wenn er mir nicht leid

thut. Nehmt ihn mit zu Berg, Herr Kapitän, er ist am Oberrhein zu Hause. Er fürchtet sich vor dem Spital in Köln. Ihr braucht Euch nicht viel um ihn zu bekümmern, die blonde Fränz' von Nymwegen kocht ihm schon seine Suppe, wenn er eine braucht; aber er braucht keine mehr. —"

„Steht's schlimm mit ihm, Bob?"

„Jo, Herr Kapitän. Er ist abgerefft und liegt auf dem Sand. Die blonde Fränz', die er sich von Nymwegen mitgebracht hat — er liegt bei ihr fest vor Anker — meint, wenn er nach dem Oberrhein käme, wäre er bald wieder hoch. Nun war er im Oberland, aber getraute sich nicht hinüber ans Land zu gehen, weil er mit seinem Bruder im Streit liegt. Er schämt sich, daß er nicht ins Papageienland nach Indien ging, und er hätte es gethan, wenn er bei der Fränz' von Nymwegen nicht vor Anker gegangen wäre. Und sie will ihm treu bleiben bis in den Tod; was kümmert's mich?"

Christoph fühlte das Bedürfnis als Kapitän der Betty etwas Großes zu thun. Er knirschte mit den Zähnen, weil es ihm unbegreiflich erschien, wie ein Matrose krank werden konnte — trotzdem ihm selber die Knie schlotterten und er drein sah, als ob ihn der Tod schon am Kragen habe, — dann sagte er:

„Bringe ihn herüber, Jong, ich nehme ihn mit zu Berg!"

„Dank Euch, Kapitän," rief Pitt und war in einer Minute schon vom Bord verschwunden. Als sich Christoph nach ihm umsah, hockte der Bursche schon in seinem Nachen und steuerte hinüber nach dem großen Matthias.

Dort hatten die Matrosen schon die Falltreppen an der Schiffswand herabgelassen.

„Nun, Pitt," riefen sie diesem von oben herab zu, „wie steht es mit dem Oberländer?"

„Alles gut! Der Kapitän nimmt ihn mit zu Berg."

Bald darauf trugen zwei kräftige Teerjacken einen kranken Kameraden die Falltreppe herab.

Hinter diesen folgte ein hübsches blondes Mädchen, das einen roten Teppich und einige Kleidungsstücke auf dem Arme trug, das blaue Auge voll Angst und Besorgnis auf den Kranken richtend, die Falltreppe hinunter nach.

Pitt nahm den kranken Kameraden in den Nachen auf. Die Fränz' von Nymwegen setzte sich neben diesen auf die Bank, schlang den rechten Arm um seinen Nacken und hielt ihn fest. Pitt setzte die Riemen ein und fort ging's, hinüber zur Betty.

Dort stand Christoph und blickte verwundert vom Deck oben in den Nachen hinab.

„Ho, Jong, zu Zwei?" fragte er den Pitt.

„Zu Zwei, Kapitän, sie thut's nicht anders!"

Pitt deutete hier auf die Fränz' und zuckte mit der Schulter, womit er sagen wollte, daß dagegen nichts zu machen sei.

Nun legte er an der Betty an.

Geschickt klettert die Fränz' von Nymwegen aufs Deck hinauf. Dann reicht Pitt ihr vom Nachen aus den kranken Kameraden empor und sie beugt sich, auf den Knien liegend, mit ausgebreiteten Armen über die Schiffswand heraus, umfängt ihn, den schwerkranken Freund, hält ihn fest und hebt ihn an Bord hinauf.

Der steife, lahme, halbkranke Christoph stand dabei, die Hände faul in die Hosentaschen geschoben, den Gipsstummel zwischen den Zähnen und rührt kein Glied, um der blonden Fränz' beizuspringen.

Sie braucht ihn auch nicht, sie ist stark genug, ihn allein zu tragen.

Jetzt erst sieht sich Christoph großthuerisch den kranken Matrosen an.

Wenn der Mastbaum der Betty plötzlich umgestürzt und dem Christoph auf die harte Stirne gefallen wäre, unmöglich hätte er wilder aufschreien und in die Knie brechen können als bei dem Anblicke des in den Armen der Fränz' ruhenden Kranken.

„Franz!" schrie er auf, „Franz, Franz!"

Der Kranke schlug matt die Augen auf. Ein welkes Rot lag für einen Augenblick auf seinem fahlen Gesichte. Voll Unruhe und Erstaunen blickte er sich alsdann um.

„Ich hab's nicht gewußt, daß man mich an Bord der Betty brachte. — Werde gleich wieder gehen. — Sage meinem Bruder und seiner Dore nichts, daß ich da war."

„Franz, Franz, und du bist nicht zu Berg in den Himmel gegangen?"

Verschämt schüttelte der Kranke den Kopf und schlug vor dem struppigen Schiffsknecht die Augen nieder.

„Verzeih mir's, Christoph. Ich wollte es so halten, wie es ausgemacht war damals beim ‚Kopf oder Münz', — aber in Nymwegen fand ich meine Fränz' — und dann war alles vergessen. — Ich trat auf dem großen Matthias als Matrose ein, — die Fränz' wollte es so haben. In Weinwinkel war ich des Nachts bei dir an Bord! Hast du es ausgerichtet an Robert?"

Aber der Schiffsknecht konnte nicht antworten, weil er — heulte — so laut, daß sie es drüben auf dem Matthias Stinnes hören konnten.

Christoph hält es jetzt nicht mehr aus. Er taumelt auf den Franz zu, nimmt diesen mit beiden Armen vom Schoße der Fränz' hoch, ob diese will oder nicht und trägt ihn wie ein Kind übers Verdeck nach der Kajüte des Kapitäns hin.

Wo der abgemagerte Kerl nur die Kraft hernimmt? — Er taumelt nicht und strauchelt nicht. Kaum kann er durch die Thränen hindurchsehen, die ihm aus den Augen rollen und doch findet er den Weg! —

Jählings fährt der Kapitän von seinem Lager auf, als er den Christoph mit seiner Ladung kommen sieht. Mit einem Freudenschrei sinkt er dann wieder in die Kissen zurück.

Christoph legt den Franz neben den Kapitän ins Bett und deckt sie dann mit einer Decke zu.

So lagen denn die Zwillingsbrüder nebenein-

In den Diamantminen von Kimberley.

ander in einem Bette, gerade wie damals, als sie auf die Welt gekommen waren.

Und gerade so steht Christoph vor ihnen. Er sieht sie an und denkt daran, aber er schüttelt nicht mehr sorgenschwer den Kopf, um damit dem alten Kapitän der Betty zu sagen, mit Zwillingsbrüdern thut's nie gut! — Die schlimme Zeit der Freierei ist jetzt vorbei — und wer es nicht glauben will, der sehe sich's mit an, wie jetzt die Fränz' von Nymwegen bei Franz, und die Dore bei Robert vor Anker geht.

Das Küssen und Herzen in der Kapitänskajüte will Christoph nicht sehen. Was kümmert's ihn? — Er steigt aufs Verdeck hinauf, nimmt dort seinen kupfernen Kreuzer hervor und wirft ihn über Bord; mögen sie da drunten auf dem Grund des Rheines ‚Kopf oder Münz' machen, er hat's nun nicht mehr nötig.

* * *

Im Hause des alten Hollandfahrers Stollmann geht es heute hoch her.

Franz wird mit der Fränz' von Nymwegen getraut.

Wieder wird der Schifferreigen aufgeführt, wieder winden die Dirnen Rosenkränze und knallen die Burschen mit ihren Pistolen, aber Christoph sitzt diesmal nicht draußen auf dem Deck der Betty wie ein Haufen Unglück, gepeinigt von seiner Schuld, sondern er nimmt an der Hochzeitstafel einen Ehrenplatz ein.

Er sitzt zwischen den beiden jungen Frauen, von denen eine jede ihren Ankergrund in seinem Herzen gefunden hat.

Die Hochzeitsgäste wollen den Christoph singen hören.

Um so was läßt er sich nicht zweimal bitten. Rasch nimmt er seinen Gips hervor, steckt ihn zwischen die Zähne und brüllt über die Hochzeitstafel hin sein Lieblingslied:

„Jan von zu Berg . . . . ."

Die südafrikanischen Diamantenfelder.

Von

R. Marloth.

Die Diamantenfelder Südafrikas sind einige neunzig Kilometer nördlich vom Orangeflusse in dem Winkel gelegen, welchen der Vaal- und der Rietfluß bilden. Als ich mich dahin begab — im November 1885 — reichte die Eisenbahn von der Küste aus nur bis zum Orangeflusse, und die Fahrt in der Postkutsche dauerte von dort noch vierzehn Stunden. Wir fuhren über eine öde, weite Ebene, die hin und wieder unterbrochen war von steinigen Hügeln, welche aussahen, als wären die mächtigen, gerundeten Blöcke derselben von irgend einem Riesengeschlechte zusammen getragen worden. Diese Blöcke sind aber nur durch Oberflächenverwitterung aus dem amygdaloidischen Dolerit entstanden, welcher die Grundlage der ganzen Gegend bildet, mit diesen Kuppen und Hügeln aber die ihm aufgelagerten Gesteine durchbricht. Kahl und wüst blieb das Land auf beiden Seiten des Weges. Die Hitze, der Staub, die Trostlosigkeit der Landschaft machten die Reise zur Pein. Doch man mußte aushalten, eingeklemmt von allen Seiten, während der Wagen von den zehn Mauleseln über Fels und Stein gezogen wurde.

Endlich erschien am Horizonte eine weißgraue, flimmernde Fläche. Als wir näher kamen, sah ich, daß es die Eisendächer der Stadt seien, über welchen die heiße Luft zitterte. Wir durchfuhren Beaconsfield, und eine halbe Stunde später war ich in Kimberley, der Stadt der Diamanten, aber auch des Bleches, denn aus Eisenwellblech — corrugated iron — sind die Wände, sind die Dächer der Häuser zusammengesetzt. Ich hatte kaum hundert Schritte nach dem Gasthause zu gehen, aber ich empfand die von den Häusern auf beiden Seiten der Straße ausgestrahlte Glut schon zur Genüge, um froh zu sein, daß mein Weg nicht länger war. Die Stadt erschien ruhig und still, wie ausgestorben. Es war ja Sonntag.

Ich machte am Abend einen Spaziergang durch einige Straßen, deren eine mich an der Kimberleygrube vorbeiführte. Noch in einigen Schritten Entfernung war nur ein weit gähnender, schwarzer Abgrund zu unterscheiden, als ich aber dicht am Rande der Grube stand, sah ich tief unten zahlreiche Fackeln leuchten und hörte an dem Sausen der Drahtseile, daß hier nicht gefeiert wurde. Später verlernte ich es, mich über diese, gerade in einem englischen Lande so auffallende Thatsache zu wundern. Das Wühlen nach Diamanten läßt den Menschen keine Ruhe und duldet keine Unterbrechung. Vom ersten Tage eines neuen Jahres, welches andere Menschen feiernd begrüßen, geht es fort bis zum letzten verklingenden Hauche der Sylvesterglocken, Tag und Nacht, Werktag wie Feiertag.

Ich habe die Grube dann im Lichte des Tages gesehen. Sie bildet ein ungeheures Loch, das mehrere der größten Pyramiden nicht ausfüllen würden, denn die obere Oeffnung ist wohl 600 m weit und die Tiefe beträgt 130 m. Da unten waren mehrere hundert schwarze Kerle beschäftigt, die Wagen mit dem Diamanten führenden Grunde zu füllen. An Drahtseilen eilten die vollen Wagen hinauf, die leeren hinunter, die Luft umher mit Sausen und Pfeifen erfüllend. Auf einem hohen Walle am Rande der Grube stehend, blickte ich hinunter in den Abgrund und konnte mich eines leichten Grausens nicht erwehren, eines Grausens voll Reiz, wie es das Bewußtsein der Gefahr in dem Menschen erzeugt. Es war nicht allein die physische Gefahr, da hinunterzustürzen, sondern noch mehr der Gedanke an den geheimnisvollen Zauber dieser Stelle, welchem schon so viele Tausende verfallen waren.

Doch bevor ich weiter gehe in der Schilderung des fremdartigen Lebens, welches den Ankömmling betäubt und verwirrt, muß ich den Leser um zwei Jahrzehnte in die Vergangenheit zurückführen, damit wir uns

nachher desto besser in dem Wirrwarr der Gegenwart zurechtfinden.

Vor zwanzig Jahren noch war an der Stelle, wo sich heute die Kimberleygrube befindet, ein kleiner Hügel. Auf einem anderen Hügel in der Nähe der jetzigen De Beers-Grube standen einzelne Kameldornbäume, deren schirmförmige Kronen nicht nur die Landschaft verschönten, sondern auch dem müden Reisenden einigen Schatten gewährten. Ringsumher aber, von den 30 km östlich gelegenen Bergen bei Boshof bis weit hin nach Westen über den Vaal hinaus war das Land gleich öde wie das, welches ich vom Orangeflusse aus durchzogen.

Im Jahre 1867 brachte ein Händler ein glänzendes Steinchen nach Colesberg, da ihm aufgefallen war, daß man mit demselben Glas ritzen konnte. Man schickte es an Dr. Atherstone in Grahamstown, welcher antwortete, daß der Stein ein Diamant sei im Werte von 10000 Mark. Nachdem diese Angabe von London aus bestätigt worden war und der damalige Gouverneur der Kapkolonie, Sir Philipp Woodhouse, den Stein gekauft hatte, begann der Händler mit zahlreichen Leuten die Ufer des Orangeflusses unterhalb Hopetown abzusuchen, denn dort hatte er die Kinder eines Bauern mit den Steinchen spielen sehen. Aber die Mühe war vergeblich. Unter den Tausenden glänzender Kiesel, welche man ihm brachte, war kein Diamant. Einige Zeit später fand man einen zweiten Stein unterhalb der Einmündung des Vaal in den Gariep. Die infolgedessen wieder aufgenommenen Nachforschungen brachten jedoch nur einzelne kleinere Steine von den Ufern des Vaal zu Tage. Der Eifer begann schon wieder einzuschlafen, als im Jahre 1869 ein Eingeborener dem oben erwähnten Bauern einen 83 Karat schweren Stein vom reinsten Wasser brachte. Er hatte ihn am Ufer des Vaal gefunden und verkaufte ihn gern, als ihm 8000 Mark geboten wurden. Der schlaue Käufer hatte ein gutes Geschäft gemacht, denn in Hopetown gab man ihm 200000 Mark dafür, was auch noch nicht zu viel war, denn später wurde der Stein für eine halbe Million weiter verkauft. Es ist das derjenige Diamant, welcher als „Stern von Südafrika“ die Aufmerksamkeit der Welt erregte und Tausende von Abenteurern nach dem fernen Afrika führte.

Nicht länger rollte der Vaal seine gelben Fluten ungestört durch das steinige Bett im Griqualande, nicht länger herrschte Ruhe und Frieden im Schatten der mächtigen Weiden, welche seine Ufer schmückten. Von seiner Mündung in den Gariep bis hin zur Grenze des Orange-Freistaates waren überall einzelne oder Gruppen von Menschen thätig, das angeschwemmte Geröll im Flusse zu waschen und rastlos nach den blinkenden Steinen zu durchsuchen. An die 10000 Menschen hatten sich in kurzer Zeit eingefunden, alle geblendet und hierher gelockt von dem Glanze jenes Sternes. Gar viele waren erfolglos und verkamen in dem öden Lande, nachdem ihre Mittel zu Ende gegangen waren. So mancher gab das mühselige, wenig Lohn bringende Handwerk auf und kehrte enttäuscht den Ufern des Vaal den Rücken.

Da wurde durch Zufall gegen Ende des Jahres 1870 auf der Farm Dutoitspan ein Diamant gefunden. Man suchte weiter und fand mehr. Die Nachricht verursachte gewaltiges Aufsehen unter den Suchern am Flusse. Sie verließen in Scharen ihre undankbaren Plätze. In wenigen Tagen waren mehrere tausend Menschen auf der Farm, überall den Boden durchwühlend. Der Besitzer wurde weiter nicht gefragt.

Bisher hatte man geglaubt, daß Diamanten nur in dem Alluvium der Flüsse vorkämen, hier fand man sie mitten in einer Ebene, 40 km von dem Vaal entfernt. Das ermutigte andere. Man begann überall umher den Boden zu durchsuchen, und schon im März 1871 wurde Bultfontein, fast zu gleicher Zeit de Beers entdeckt. Im Juli desselben Jahres folgte die noch viel wichtigere Entdeckung der Kimberleygrube. Man nannte sie erst „the new rush“ — von to rush = drauflosstürzen —, dann nach dem englischen Grafen Kimberley.

Viele Leser werden sich noch der Aufregung erinnern, welche die Gemüter beherrschte, als die Kunde von diesen Funden nach Europa drang. Wie viel größer muß sie hier in der Nähe des Schauplatzes gewesen sein. Bald waren Tausende, ja Zehntausende aus allen Erdteilen herbeigeströmt, um sich einen Anteil an den in dem Boden verborgenen Schätzen Afrikas zu sichern.

Die vier Fundorte bildeten ein unregelmäßiges Viereck von ungefähr 4 qkm Fläche. Man nannte sie Trockengräbereien (dry diggings) im Gegensatz zu den Flußgräbereien (river diggings). Gar bald hatten zahlreiche Grabungen den Umfang jeder einzelnen Fundstätte festgestellt. Durch Uebereinkommen der Grabenden teilte man jede Fläche in Anteile (claims) von gleicher Größe, je 31 Fuß im Quadrat, mit der Bestimmung, daß jeder nur einen Anteil besitzen könne und das auch nur so lange, als er ihn selbst bearbeitete. Ließ der Eigentümer die Arbeit eine Woche ruhen, so verlor er seinen Anspruch darauf und jeder andere hatte das Recht, Besitz davon zu ergreifen. Die Zahl der Anteile reichte jedoch bei weitem nicht aus für die vielen Tausende, und es gab genug der Unzufriedenen. Dazu kamen täglich neue Scharen.

Man hatte Diamanten führenden Grund bisher nur an den vier genannten Stellen gefunden. Das konnten doch nicht die einzigen sein; es waren ganz sicher noch mehr in dem Lande; es handelte sich nur darum, die verborgenen Reichtümer aufzudecken. So trösteten sich die leer Ausgegangenen, die zu spät Gekommenen. Nach allen Richtungen der Windrose zogen die Abteilungen aus, um die übrigen Diamantenlager aufzufinden. Die ganze Gegend, auf viele Meilen um Kimberley herum, legt noch heute, nach fünfzehn Jahren, Zeugnis ab von dem Eifer und der Ausdauer dieser Leute, denn überall trifft man Löcher und Gruben, oft nur wenige Fuß, manchmal aber auch 10 oder 15 m tief. Sie plagten sich aber alle umsonst, denn mit Ausnahme zwei kleinerer Gruben im Freistaate fand man nichts. An diesen beiden Plätzen aber, welche also die dritte Gruppe von Fundstellen bilden, erwies sich der Grund so arm an den edlen Steinen, daß der Ertrag nicht die Kosten der Bearbeitung deckte.

Auf den vier genannten Plätzen der zweiten Gruppe entwickelte sich inzwischen ein immer größerer Verkehr.

Der Diamanten führende Grund, wegen seiner Farbe „blauer Grund" genannt, liegt in großen, trichterförmigen Oeffnungen des Bodens, welche augenscheinlich durch vulkanische Ursachen entstanden sind. Die Oeffnung des Trichters der Kimberleygrube z. B. ist eine Ellipse, deren Durchmesser bei der Entdeckung 300 und 190 m waren, jetzt aber infolge der zahlreichen Nachstürze von den Seiten viel größer sind. Die Wände bestehen bis zu einer Tiefe von 90 m aus ziemlich horizontal streichenden Schiefern, darunter aus hartem Fels. Man ist bis zu 60 m tief in dieses Gestein hinabgegangen, was darunter sein mag, hat man noch nicht erforscht. Die Verengerung des felsigen Schlundes erfolgt in der größeren Tiefe zwar weniger schnell als früher, aber doch immer noch in einem merklichen Grade, so daß alljährlich die Oberfläche des wertvollen Grundes kleiner wird. Wie tief sich derselbe überhaupt erstrecken, wo also der Boden der Grube sein mag, weiß man nicht, denn der tiefste Schacht reicht erst bis zu 200 m.

Der blaue Grund steckt also in diesem Felsentrichter wie ein Pudding in seiner Form. Ja, der Vergleich läßt sich noch weiter führen, denn die Diamanten kann man als die Rosinen dieses Puddings betrachten. Nur schade, daß sie nicht so häufig sind wie diese, und meistens auch nicht so groß, dazu noch gemischt mit allerlei anderen Steinen und Felsblöcken, so daß das Auffinden derselben Mühe und Arbeit genug verursacht.

Die oberste Schicht des Minerals hatte sich bis zu einer Tiefe von 10 oder 12 m zersetzt und seine Farbe in gelb verändert. Man nannte diesen Teil deshalb den gelben Grund. Ueber das Ganze breitete sich die das Land weithin bedeckende Bank von Kalktuff und darüber eine geringe Lage roten Sandbodens.

Bei der Entdeckung der Gruben fand man schon in dem Sande, sowie in dem Kalkkonglomerate einige Diamanten, als man aber den gelben Grund erreichte, mehrten sich die Funde in überraschendem Maße. Jeder Gräber brachte allein oder mit Hilfe von Genossen den Grund aus der Grube herauf und durchsuchte ihn draußen auf Tischen. Man glaubte natürlich allgemein, daß man es auch hier mit alluvialem Geröll zu thun habe, wie in der Nähe des Flusses, und daß daher die Fundstätten in geringer Tiefe erschöpft sein würden. Keiner ahnte, wie tief sich der wertvolle Grund erstrecken könne. So sahen die Ersten, welche beim Tiefergraben auf den blauen Grund stießen, dies als den Boden der Grube an und kehrten ihr den Rücken. Erst einige mehr Beharrliche erkannten den wahren Wert desselben. Noch im Jahre 1872, also 18 Monate nach der Entdeckung der Grube, konnte man z. B. in Bultfontein einen Anteil für 600 oder 300, ja schon für 100 Mark kaufen, während die amtliche Einschätzung von 1879, welche wegen der Heranziehung zu den Steuern jetzt alljährlich erfolgt, dieselben auf je 2000 bis 8000 Mark veranschlagt.

Es ist aber auch erklärlich, daß vielen der Mut bei diesem Suchen sank, denn so mancher mag selbst hier wochenlang gearbeitet haben, ohne etwas zu finden. Enthält doch in der reichsten Grube, der von Kimberley, eine Karrenladung (ungefähr 700 kg) im Durchschnitt nur ein und ein Viertel Karat. In Bultfontein gehören aber schon vier Ladungen zu einem Karat, und da hier verhältnismäßig mehr große Steine gefunden werden, so konnte es leicht vorkommen, daß einer 100 Centner Masse zu durchsuchen hatte, bevor er einen Stein fand. Das war aber nicht so leicht.

Anfangs wurde der Grund in Karren herausgeschafft, zu welchem Zwecke jeder Besitzer einen schmalen Streifen seines Anteiles als Weg für die anderen stehen lassen mußte. Bald aber ging das nicht mehr, denn die Aushöhlungen wurden zu tief. Einige Weiterblickende hatten sich Drahtseile kommen lassen, welche sie von ihrem Anteile aus nach dem Rande der Grube führten. Dort brachten sie zwischen zwei in die Erde getriebenen Pfählen eine Walze an, wozu meist irgend ein Faß dienen mußte, und zogen nun an einer Leine, welche sich bei dem Drehen der Walze aufwickelte, den auf dem Seile entlang gleitenden Eimer mit viel geringerer Mühe herauf. Das Beispiel fand allgemeine Nachahmung, und gar bald war jede Grube mit einem großartigen Spinngewebe überzogen, denn nicht Hunderte, nein Tausende solcher Seile und Leinen waren darüber ausgespannt. Die ganze Fläche der Gruben und ihre Umgebung wimmelte von Menschen, deren zeitweise mindestens zehntausend darin beschäftigt waren. Wie ein Ameisenhaufen sah das Ganze aus, so unermüdlich wurde gearbeitet. Und man bedenke, was es hieß, dort zu arbeiten!

Zwar konnten diejenigen, welche einen guten Griff gethan hatten und einen guten Anteil besaßen, gar bald Arbeiter mieten, denn von allen Seiten strömten die Eingeborenen herbei, um den guten Lohn, welcher gezahlt wurde, zu verdienen; aber dennoch mußte jeder selbst vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang aushalten im Brande ihrer Strahlen. Zu der harten Arbeit gesellten sich die Entbehrungen, viele wurden krank und starben bei dem Mangel jeglicher Pflege.

Inzwischen wühlte man sich immer tiefer in den Boden und vervollkommnete die Ausbeutungsmethoden. Man gab das Aussuchen des Grundes, wie er aus der Grube kam, notgedrungen auf, denn er ward immer härter, je tiefer man gelangte. Man breitete ihn erst längere Zeit zum Verwittern aus und wusch ihn dann in Fässern. Hierbei wurde der Schlamm fortgeführt und nur die Kiesel blieben zurück, zwischen denen die Diamanten viel leichter gefunden werden konnten.

Dabei entstand jedoch eine neue Schwierigkeit. Es fehlte an Wasser. Zwar grub man Brunnen, aber der Ertrag derselben reichte wohl für die Bedürfnisse der Menschen, nicht aber für die Schlämmungsarbeiten aus. Zahlte man doch für eine Tonne voll Wasser zu Zeiten fünf bis zehn Mark, und heute noch, wo großartige Pumpwerke das Wasser des 40 km entfernten Vaalflusses nach den Diamantenfeldern schaffen, kostet ein Faß voll anderthalb Mark.

Die Ansiedelung wurde indessen mehr und mehr eine dauerhafte. Man schaffte Eisenwellblech herbei und baute größere Häuser. Es bildeten sich regelmäßige Straßen. Doch es gab noch keine Obrigkeit.

Als die Entdeckung der Diamanten plötzlich die Aufmerksamkeit auf jene Gegend gezogen hatte, meldeten sich drei Eigentümer des Landes. Der Griquahäuptling Waterboer, der Orange-Freistaat und die englische Regierung, von welcher die Kapkolonie damals noch unmittelbar verwaltet wurde. Der erstere, dem das Land wohl einmal gehört haben mochte, kam natürlich gar nicht in Betracht; der Freistaat aber, welcher scheinbar der am meisten berechtigte Teil war, da sich die Besitzer der betreffenden Farmen als zu ihm gehörig betrachteten, hatte nicht die Macht besessen, diese Besitzer gegen die ihnen von den Diamantengräbern aufgedrungenen Bedingungen zu schützen, und so blieb denn nur die englische Regierung als ernstlicher Bewerber übrig. Sie annektierte das Land und fand auch heraus, daß die Grenze des Freistaates ungefähr 2 km östlich von Dutoitspan verlaufe; Waterboer aber mußte sich mit einer jährlichen Pension begnügen. Das Verfahren der englischen Regierung gründete sich zwar nur auf das Recht des Stärkeren, für das Land selbst war jedoch das Beste, daß eine Hand, welche nicht nur den Willen, sondern auch die Macht dazu besaß, die Verwaltung desselben übernahm. So entstand die neue Provinz Griqualand-West. Allerdings empörten sich nachher mehrere tausend Griquas, obgleich sie wußten, daß sie nichts gegen England ausrichten könnten. Die Verzweiflung trieb sie dazu. Sie erklärten, daß sie lieber durch die Kugeln der Engländer sterben als verhungern wollten, und da man ihnen das Land genommen, so könne man auch noch ihr Leben haben. Der Feldzug nahm denn auch das unvermeidliche Ende, welches die Leute vorausgesehen hatten. Von den englischen Truppen beständig verfolgt, setzten sie sich endlich in den Trümmern der alten Betschuanenstadt Litakun fest. Die Aufforderung, sich zu ergeben, beantworteten sie aus einigen alten Flinten, und die Engländer zögerten dann auch nicht länger, sie bis auf den letzten Mann niederzuschießen.

Auf diese Weise hatte man auf der einen Seite Ruhe geschafft, und um auch auf der anderen das Gleiche zu erreichen, fand man die stets wiederholten Forderungen des Freistaates mit einer einmaligen Zahlung von 180 000 Mark ab.

So befestigten sich die Verhältnisse auf den Diamantenfeldern immer mehr und mehr. Von der ursprünglichen Ansicht, daß es sich hier nur um alluviale Massen handele, war man im Laufe der Jahre zurückgekommen. Mit der zunehmenden Tiefe der Grube mehrten sich zwar die Schwierigkeiten beim Heraufholen des blauen Grundes, doch überwand man dieselben anfangs noch durch verbesserte Einrichtungen und die Einführung von Dampfmaschinen. Schließlich aber erstanden ungeahnte Hindernisse.

Infolge ungleichmäßiger Ausbeutung der verschiedenen Anteile entstanden die größten Unebenheiten des Bodens. Hier arbeitete einer umgeben von 10 oder 20 m tiefen Abgründen, dort stand ein anderer in seinem Loch, stetig bedroht von hohen Wänden. Der blaue Grund ist ziemlich bröcklig, besonders nachdem er der Luft für einige Zeit ausgesetzt gewesen. So geschah es denn gar bald, daß einzelne von herabstürzenden Massen des wertvollen Erdreiches erschlagen wurden, oder mit ihrem eigenen Grund und Boden in einen solchen Abgrund stürzten. Auch brach öfter ein Seil und der herabstürzende Eimer ward den darunter Arbeitenden verderblich.

Im Jahre 1879 war man in der Kimberleygrube, welche wegen des reicheren Ertrages am eifrigsten bearbeitet wurde, bis zu 90 m hinuntergegangen. Die Abstürze der Wände mehrten sich da jedoch in solchem Maße, daß viele Anteile in der Nähe der Grubenwand verlassen wurden, und man einsah, daß es so nicht weiter gehen könne.

Bisher hatten sich nur hier und dort einzelne Nachbarn zusammengethan, um ihren Grund gemeinschaftlich zu bearbeiten. Jetzt begann die Bildung von Aktiengesellschaften, welche die vorhandenen Anteile aufkauften. Kaum war von einigen Seiten dieses Beispiel gegeben, so schossen die Gesellschaften wie Pilze aus der Erde. Allein in den vier erwähnten Gruben der zweiten Gruppe entstanden um das Jahr 1880 57 Diamanten-Aktiengesellschaften (diamond-mining-compagnies).

Es wurden zahlreiche Verbesserungen eingeführt, welche dem Betriebe nach und nach die Gestalt gaben, die er heute noch hat. Am Rande der Gruben stellte man große Dampfmaschinen auf, welche die gefüllten Karren oder Eisenkästen auf Drahtseilen heraufziehen. Auf Schienen wird der Schutt dann an die Abladungsstellen, der blaue Grund aber auf die ausgedehnten Lagerflächen (depositing floors) gebracht, wo er zerkleinert vier bis sechs Monate liegen bleibt. Nach dieser Zeit ist er genügend verwittert, um gewaschen werden zu können. Das Waschen in Fässern gab man auf. Der mürbe und locker gewordene Grund, den man durch einen Rost fallen läßt, um Steine von mehr als 4 cm Durchmesser zurückzuhalten, da so gewaltige Diamanten nicht vorkommen, gelangt in eine durch Dampf getriebene, um ihre Achse rotierende Trommel, deren Wand ein feines Drahtnetz bildet. Das zugeführte Wasser schwemmt alle feineren Teile fort, nur die Steine und Kiesel in der Trommel lassend. Durch das Einschalten mehrere Siebe verschiedener Größe werden diese Steine in drei oder vier Nummern geteilt. Jede Nummer wird dann auf Tischen ausgebreitet und die darin vorhandenen Diamanten werden von Vertrauenspersonen ausgesucht.

Die Vereinfachung des Verfahrens, die viel höhere Leistungsfähigkeit der Maschinen schwellte die Hoffnungen der Beteiligten ins Unendliche. Die Aussichten der Aktionäre waren die großartigsten. Man zahlte den Besitzern ungeheure Preise, nämlich von 2000 bis zu 300 000 Mark für den Anteil von 31 Fuß im Quadrat. Die Zahl der Anteile, welche zu einer Gesellschaft zusammentraten, schwankte von 4 bis zu 130; das Anlagekapital von 600 000 bis zu 10 Millionen Mark. Die kleineren Gesellschaften gaben ihre Aktien meist zu 100 oder 200 Mark, die größeren bis zu 2000 Mark aus.

Ein wahrer Taumel ergriff die Leute. Hunderte, ja Tausende, hier und in Europa, glaubten im Handumdrehen Millionäre werden zu können und legten ihr

oft mühsam erworbenes Geld in Diamantenaktien an. Es konnte ja kein gewinnreicheres Geschäft geben. Die Aktien der De Beers mining company, welche zu 200 Mark ausgegeben worden waren, gingen in kurzer Zeit auf 540, die der Compagnie française von 400 auf 1100, ja die der Central company von 2000 auf 9000 Mark hinauf. Es ist leicht erklärlich, daß Kimberley, daß die Diamantenfelder blühten. Zwar befand man sich mehr als 1000 km weit mitten in einem öden Lande, in das die Eisenbahn erst für eine kurze Strecke hineinführte, zwar lebte man in Blechhäusern und hatte gar viel Hitze und Staub zu ertragen, aber man entschädigte sich und lebte flott. Man hatte ja Geld, Geld wie Heu, und für Geld läßt sich alles haben, selbst mitten in Afrika.

Aller Luxus Europas, die verfeinerten Genüsse der Großstädte wurden importiert. Es entstanden großartige Kaufläden, Gold- und Juweliergeschäfte mit prächtigen Schaufenstern. Theater und Cirkus wurden gebaut, Pferderennen veranstaltet und Bälle abgehalten, wobei die Pracht der Toiletten auch das verwöhnteste Auge befriedigen konnte.

Das Leben war schön, war von einem eigenen Reiz, denn neben der Pracht und Großartigkeit desselben herrschte eine Ungebundenheit und Freiheit des Umganges, wie man dies in Europas alten Kulturplätzen nicht kannte.

Dieser riesige Aufschwung äußerte seine Wirkung auf die ganze Kapkolonie, auf ganz Südafrika. Selbst die Eingebornen, selbst die unabhängigen Kaffern hatten teil an dem Gewinne. Nicht weniger als 104 645 Eingeborne wurden allein im Jahre 1882 in die Meldungslisten eingetragen.

Die Zeiten waren glänzend, aber es konnte nicht immer so bleiben. Mit der reichlicheren Versorgung des europäischen Marktes ging der Wert dieser Edelsteine ganz naturgemäß immer weiter zurück; handelte es sich doch nur um einen Schmuckgegenstand, nicht um einen Verbrauchsartikel. Die Unkosten der Gewinnung gingen aber nicht zurück, sondern stiegen immer weiter, je tiefer man kam.

Die Folgen zeigten sich gar bald. Die Dividenden wurden immer geringer, bald hörten sie bei einigen Gesellschaften ganz auf. Die Ernüchterung kam und zwar gewaltig schnell. Das Jahr 1883 brachte die verhängnisvolle Wendung. Die Aktien fielen; sie erreichten pari. Der Schrecken riß ein. Die Aktien fielen immer weiter. Die Aktien, welche bezüglich zu 200, 400 und 2000 Mark ausgegeben worden waren, und bald darauf 540, 1100 und 9000 gestanden hatten, gingen herunter bis auf 60, 160 und 400, den Besitzern natürlich ungeheure Verluste bringend. Viele andere Gesellschaften wurden bankrott, und heute bestehen von den 57 Gesellschaften des Jahres 1881 nur noch 21.

Freilich mit den Spekulanten litten auch die redlichen Geschäftsleute. Nur allmählich haben sich die Leute von dem Schlage erholt und versuchen nun, durch größeren Fleiß und durch Sparsamkeit wieder vorwärts zu kommen.

Die Gewinnungsweise der Diamanten ist noch die gleiche, wie ich sie oben beschrieben habe, nur daß man durch die häufigen Abstürze der Schuttmassen gezwungen worden ist, das System der Oberflächenbearbeitung des blauen Grundes aufzugeben. Man hat senkrechte Schachte durch das umgebende Gestein oder auch durch den überliegenden Schutt gegraben und dann Querstollen in den blauen Grund getrieben. Nicht mehr mit Hacke und Spaten allein, sondern mit Dynamit geht man demselben zu Leibe und sprengt die Massen los. Die Gänge werden jedoch nicht verschalt, wie das in Europa als notwendig erachtet wird, so lange man in bröckligem Grunde arbeitet. Es ist daher nicht überraschend, daß sich fast täglich Unglücksfälle ereignen, daß monatlich so und so viel Arbeiter erschlagen werden.

Ich habe mich bemüht, etwas Genaueres darüber zu erfahren, aber eine Statistik der Unglücksfälle gibt es wohlweislich nicht. Während der vier Monate meines Aufenthaltes auf den Diamantenfeldern wurden in den Berichten der Zeitungen 19 Tote und 40 Schwerverwundete aufgeführt; wie viele aber während derselben Zeit einfach mit Stillschweigen übergangen worden sind, kann man nur ahnen. Kurze Zeit, nachdem ich Kimberley verlassen hatte, kam die Nachricht, daß eine herabstürzende Wand der Dutoitspangrube 20 Mann erschlagen habe, acht Weiße und zwölf Schwarze. Leichtere Verletzungen, wie das Abquetschen von Zehen oder Fingern sind so an der Tagesordnung, daß kein Mensch davon spricht. Das schreckt natürlich die andern nicht ab, auch ihr Heil auf den Feldern zu versuchen.

Zwar ist die Zahl der dahin Strömenden nicht mehr so groß wie früher. Im Jahre 1885 sind nur 60 000 schwarze Ankömmlinge in die Listen eingetragen worden, dennoch aber sind beständig 20 000 Eingeborene dort. Außer den verschiedenenartigen Eingeborenen Südafrikas stellt die Westküste sowohl wie Zanzibar einen geringen Anteil der farbigen Bevölkerung. Etwas größere Scharen kommen von Asien. So arbeiten ziemlich viele Chinesen in den Gruben.

Zahlreicher noch als die Söhne des himmlischen Reiches treten die Inder auf, der vereinzelten Afghanen, Perser und Araber nicht zu gedenken.

Alle diese Völkerschaften sind am leichtesten auf dem Marktplatze in Kimberley zu beobachten, wo sich in den frühen Morgenstunden ein buntes Treiben entfaltet, welches den Neuling ganz verwirrt. Zwischen den zahlreichen schweren Ochsenwagen der Bauern, welche meistens Holz oder Getreide bringen, drängt sich die geschäftige Menge, denn die Bedürfnisse einer Bevölkerung von ungefähr 30 000 Menschen sind gar groß.

Man sieht fast nur Männer, denn die europäischen Frauen lassen sich hier selten blicken, und von den Schwarzen haben wohl nur die Eingeborenen des Griqualandes ihre Familien bei sich, während die der Zahl nach weit überwiegenden Kaffern als Junggesellen oder Strohwitwer auf die Felder kommen. Nur die Weiber der Inder bringen eine erfreuliche Abwechslung in das Gewimmel.

Eine solche Mischung der verschiedenartigsten Stämme und Rassen ist zwar für den Ethnographen äußerst interessant, für die Ruhe und Ordnung der Felder wird sie aber gar oft bedenklich. Besonders des Sonnabends, wenn der Wochenlohn ausgezahlt und

ein beträchtlicher Teil desselben in Branntwein umgesetzt worden ist, geraten eifersüchtige Stämme, z. B. Zulus und Basutos, gar leicht in Streit. Mit ihren Kerris, kurzen Stöcken mit schwerem Knopfe, bewaffnet, gehen sie zu Hunderten gegeneinander los, einen fürchterlichen Lärm erregend und oft stundenlang kämpfend, bevor es der Polizei gelingt, die Wütenden zu trennen. Natürlich sind gebrochene Glieder oder auch zerschlagene Schädel die Folgen dieser Aufstände. Erst kürzlich hat sich die Regierung entschlossen, ähnliche schwere Auftritte dadurch unmöglich zu machen, daß sie den Kaffern diese unscheinbare aber höchst gefährliche Waffe abnahm.

Wie ich oben erwähnte, sind fast alle Häuser und selbst die Kirchen aus Eisenwellblech errichtet. Nur wenige Gebäude, z. B. die Banken, der Gerichtshof — die Post, sowie einige Privatwohnungen sind aus Stein, eine andere Zahl aus getrockneten Lehmblöcken gebaut. Die Eisenwohnungen sind am billigsten, aber gesund kann man sie nicht nennen, wenn sich auch die innere Einrichtung so geschmackvoll und behaglich gestalten läßt, wie nur irgendwo zu Haus. Die südafrikanische Sonne erhitzt Wände und Dächer manchmal so weit, daß man sie nicht berühren kann, ohne sich die Finger zu verbrennen. War ich doch eines Abends nicht wenig erstaunt, als ich beim Betreten meines Zimmers in dem Gasthause die Kerze geschmolzen fand.

Gar oft zeigte das Thermometer im Zimmer schon morgens um zehn Uhr 26 oder 28° R., während die Lufttemperatur mittags auf 30 bis 32° R. stieg, um erst gegen fünf Uhr schnell abzunehmen. Die kühlen Nächte, welche dem Körper erquickende Ruhe gewähren, sind ein großer Vorzug des Landes, sonst wäre aber wohl auch kein europäischer Körper stark genug, das entnervende Klima für längere Zeit zu ertragen.

Zu der Hitze des Sommers gesellt sich unermeßlicher Staub. Wie London berüchtigt ist seines Nebels wegen, so ist es Kimberley durch den Staub. Turmhohe Massen gelbroten Staubes jagt der Sturmwind über Stadt und Land, manchmal so dick, daß man glauben möchte, es wollte Abend werden. Wenn dann der Regen schließlich losbricht, welcher leider nicht immer diesen Gewitterstürmen folgt, so überschwemmen die plötzlich niedergehenden Wassermassen weite Strecken, verschwinden aber auch ebenso schnell, und am nächsten Morgen ist es so heiß und trocken wie zuvor.

Daß unter solchen Verhältnissen der Gesundheitszustand auf den Feldern nicht der beste sein kann, ist leicht erklärlich, besonders wenn man bedenkt, daß auch die Menschen noch vielfach zur Verschlechterung der Luft, welche sie atmen, beigetragen haben. In den ersten Jahren des wilden Lebens blieben die Abfall- und Auswurfsstoffe der Bevölkerung selbstverständlich in der Nähe der Wohnungen liegen. Später verscharrte man sie dort, und heute stehen zahlreiche Häuser auf dem so verpesteten Boden. Unverantwortlich ist es, daß auch heute noch ein großer Teil dieser gesundheitsschädlichen Stoffe im Inneren der Stadt verbleibt. Als vor zwei Jahren die Pockenpest das Lager überzogen hatte, ging man ihr zwar unter Aufwendung bedeutender Mittel mit Chlorkalk und Karbolsäure zu Leibe, zu gleicher Zeit die Impfung aller Eingeborenen beginnend; daß es aber ebenso notwendig ist, durch hygienische Maßregeln der Wiederkehr so kostspieliger Besuche vorzubeugen, vergessen selbst die Herren vom Gesundheitsrate.

Neben der allgemeinen Tropenkrankheit, der Dysenterie, und einer sehr gefährlichen Lungenentzündung ist es eine besondere Art Fieber, welche alljährlich zahlreiche Opfer fordert. Es heißt „the camp-fever" und ist augenscheinlich auch eine Folge der durch menschliche Trägheit und Nachlässigkeit verpesteten Luft.

Einen großen Fortschritt auch nach dieser Richtung bedeutet die im November 1885 erfolgte Eröffnung der Eisenbahn, welche es dem nur einigermaßen Bemittelten gestattet, der Fieberluft zu entfliehen und nach einer 34stündigen Fahrt die etwa schon aufgenommenen Krankheitskeime an dem Strande des atlantischen oder indischen Oceans zu bekämpfen. Gleichzeitig trägt auch die reichliche Versorgung der Diamantenfelder mit frischem Gemüse und Früchten zur Hebung des allgemeinen Wohlbefindens bei.

Vor zwei Jahren noch wurde selbst in der besten Jahreszeit ein Kohlkopf mit 3 Mark, eine Gurke mit 1 1/2, ein Pfund Trauben mit 1 bis 2, ein Pfund Fisch mit 3 Mark bezahlt, während jetzt alle diese Dinge oft zu denselben Preisen wie in Kapstadt zu haben sind.

Man kann es daher auch leicht verstehen, daß die Kimberleyleute bei Gelegenheit der Eröffnung dieses Verkehrsmittels eine ganze Woche lang Festlichkeiten aller Art veranstalteten. —

Die Schilderung der Diamantenfelder würde nicht vollständig sein, ohne die Erwähnung einer nur hier anzutreffenden, oder wenigstens von hier ausgehenden Menschenklasse. Das sind die J. D. B.'s.[1]

Der Umstand, daß ein so kleines Ding wie ein Diamant so wertvoll ist, daß z. B. schon ein Steinchen von der Größe einer Erbse mehrere tausend Mark vorstellt, reizt zum Diebstahl und erleichtert ihn, da sich das zu stehlende Gut ja leicht verbergen läßt. Die Schwarzen, welche es außerdem noch sozusagen als ihr Recht betrachten, dem weißen Manne zu nehmen, was ihnen erreichbar ist, stahlen daher von Anfang an die Diamanten, wo und wann sich eine Gelegenheit dazu bot. Die Verwertung des gestohlenen Gutes wurde ihnen sehr leicht gemacht, denn gar bald war auf den Feldern eine Schar von Hehlern versammelt, welche den Dieben die Steine abkauften, natürlich nur einen geringen Preis dafür zahlend und einen reichen Gewinn aus ihrem Anlagekapital ziehend.

Durch ununterbrochene Wachsamkeit allein konnten die rechtmäßigen Eigentümer das Ausrauben ihres Grundes verhindern, und durch eine Lynchjustiz suchten sie die ungetreuen Arbeiter abzuschrecken. Wurde ein solcher Spitzbube gefaßt, so zerschlug ihn der Bestohlene entweder so jämmerlich, daß der Gelynchte kaum seine Glieder vom Platze schleppen konnte, oder man teerte und federte ihn, ein auch jetzt noch ziemlich beliebtes Mittel der Volksjustiz. Im ersteren Falle kam es nicht

---

1) Sprich „eidibis", eine nach englischer Sitte abgekürzte Bezeichnung für illicit diamond buyers, d. h. ungesetzliche Diamantenkäufer, im Gegensatz zu licensed diamond buyers, d. h. konzessionierten Diamantenhändlern.

selten vor, daß der Geschlagene seinen Geist aufgab, im letzteren Falle soll es sogar geschehen sein, daß der Dieb, nachdem er also mit Teer bestrichen und mit Federn bestreut worden war, angezündet und so einem qualvollen Tode überliefert wurde.

Diese von dem Grimm und der Wut der Geplünderten eingegebenen Strafwege mußten natürlich verlassen werden, als nach und nach eine geordnete Verwaltung Platz griff, und schließlich wurde im Jahre 1882 ein Gesetz erlassen, the diamond trade act, welches den Handel mit Diamanten so regelt, daß Dieb und Hehler mit harten Strafen belegt werden, sobald man sie überführen kann.

Nach den Bestimmungen dieses Gesetzes muß ein jeder, welcher mit ungeschliffenen Diamanten handeln will, von der Regierung konzessioniert werden, gerade wie in Deutschland z. B. die Pfandleiher. Für diese Erlaubnis (license) zahlt er eine jährliche Abgabe von 1000 Mark und übernimmt die Verpflichtung, regelrecht Buch zu führen über den Ankauf und Verkauf jedes Diamanten im Gewichte von mehr als einem Karat, wobei Farbe, Gestalt und Wert, sowie natürlich Herkommen oder Bestimmung einzutragen sind. Will sonst jemand, z. B. ein Fremder, einen Diamanten kaufen, so hat er vor dem Polizeichef zu erklären, daß er den Stein nicht zum Zwecke des Wiederverkaufs erwerben will, worauf ihm der Erlaubnisschein (permit) zum Ankaufe des darin beschriebenen Diamanten ausgefertigt wird. Erst beim Vorzeigen dieses Scheines ist der betreffende Besitzer desselben, also ein Händler oder eine der Gesellschaften, berechtigt, den Stein zu verkaufen, während der Käufer den Schein aufzubewahren hat, um sich jederzeit über den Erwerb des Diamanten ausweisen zu können.

Die Comptoirs der meisten Gesellschaften und sämtlicher Diamantenhändler, deren Zahl wohl über hundert betragen mag, befinden sich dicht bei der Kimberleygrube in dem Teile der Stadt, welcher der Diamantenmarkt heißt. Thür neben Thür sieht man die Aufschrift licensed diamond buyer, und es ist gerade für den deutschen Besucher auffallend, daß mehr als drei Viertel aller Namen ihm wohl bekannt sind, denn Goldstein, Wolf, Levy, Weil, Rosenthal, Herz u. s. w. treten ihm auf allen Seiten entgegen.

Die Strafbestimmungen des Diamantengesetzes sind äußerst streng. Wird einer beim Stehlen eines Diamanten, oder beim unerlaubten Kaufen erwischt, oder auch nur im Besitze eines so erworbenen Diamanten gefunden, um dessen Vorhandensein er wußte, so sind ihm drei bis sieben Jahre Zwangsarbeit gewiß, in schweren Fällen sogar fünfzehn. Und Zwangsarbeit ist hier in Südafrika für den Europäer noch viel schrecklicher als zu Hause. Die schwarzen Genossen des Verbrechers finden eine teuflische Freude, eine Art Entschädigung für ihre eigene Strafe darin, den sie sonst beherrschenden Weißen zu plagen und zu quälen und ihm mit allerlei tückischen Streichen oder ekelhaften Dingen das Kerkerdasein noch unerträglicher zu machen.

Trotz dieser drakonischen Strafen blüht das J.D.B.-Wesen lustig fort. Es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Zahl derer auf den Feldern, welche unmittelbar oder mittelbar dabei beteiligt sind, auf ein Viertel der Bevölkerung schätzt. Die Versuchung und der lockende Gewinn ist für Leute mit weitem Gewissen gar zu groß, und die Zahl solcher ist auf den Diamantenfeldern bedeutender als irgendwo anders. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier. Es ist statistisch festgestellt, daß in London mehr große Diamanten vom Kap zum Verkauf kommen, als in den Listen auf den Feldern verzeichnet wurden, denn gerade die größeren Steine sind es, welche für die große Gefahr auch einen großen Gewinn gewähren. So ein Kaffer, welcher den Stein glücklich durch das Untersuchungsamt (searching office) geschmuggelt hat, erhält für einen Stein, der etwa 10000 Mark wert ist, kaum 100 Mark, der erste Käufer aber, welcher selten über größere Mittel verfügt und meist nur als Zwischenperson wirkt, bekommt vielleicht 1000 Mark dafür, den Löwenanteil des Gewinnes zieht der große Unternehmer, welcher dann, sobald ein genügendes Päckchen davon zusammen ist, einen seiner Leute damit nach England schickt.

Es geschieht auch öfter, daß mehrere Kleine, deren Mittel einzeln nicht ausreichen, zum Kaufe eines größern Steines eine Art Aktiengesellschaft bilden, auf gemeinschaftliche Kosten einen davon nach England schicken und dann, wenn dieser ein ehrlicher Spitzbube bleibt, den Gewinn teilen.

Bis vor Jahresfrist galt das Diamantengesetz nur in der Provinz Griqualand-West, und hatte ein solcher Läufer (runner) oder Träger (carrier) die Grenze der Provinz im Rücken, so war er mit seinem Stoffe (stuff ist der beliebte Ausdruck für Diamanten) in Sicherheit. Es ist öfter vorgekommen, daß man bei J.D.B.'s, welche infolge telegraphischer Weisung in Kapstadt verhaftet wurden, Diamanten im Werte von mehreren hunderttausend Mark fand, die Herren aber, trotzdem die Steine augenscheinlich gestohlen waren, wieder auf freien Fuß setzen und ihnen die Diamanten zurückgeben mußte. Ja ein solcher Spitzbube klagte sogar nachher gegen die hiesige Polizeiverwaltung auf Zahlung einer bedeutenden Entschädigungssumme für den Abbruch, welchen man seinem guten Rufe durch die ungesetzliche Verhaftung gethan hatte.

Damals wurde in den Hafenstädten der Handel mit dem Stoffe ziemlich offen betrieben. Ist es mir doch selbst begegnet, daß mich ein solcher Läufer auf der Straße fragte, ob ich nicht „krystallisierten Kohlenstoff“, wie er sich ausdrückte, kaufen wolle, und die großen Barone, welche regelmäßig ihre Sendungen von den Feldern erhielten und dann verschifften, waren in Kapstadt und Port Elisabeth wohl bekannt.

Jetzt ist das Diamantengesetz in der ganzen Kolonie in Kraft und so ist dem öffentlichen J. D. B.-Geschäfte so ziemlich ein Ende gemacht. Unter der Oberfläche geht es jedoch flott weiter, und auf den Diamantenfeldern weiß jedes Kind, daß selbst Personen in hohen Vertrauensstellungen diese Sekte unterstützen. Es ist auch nutzlos für die Polizei zu wissen, daß dieser oder jener ein J. D. B. ist, er kann nur bestraft werden, wenn er auf der That ertappt wird. Das ist jedoch nicht leicht, besonders nicht mit den eigentlichen Anstiftern, welche sich wohlweislich zurückhalten, auch

außerdem vermöge ihrer reichlichen Mittel über alle Vorgänge, selbst innerhalb der Polizeiverwaltung, wohl unterrichtet sind.

Das Verfahren, welches die Polizeiverwaltung anwendet, um einen J. D. B. überführen zu können, ist nichts weiter als ein Fallenlegen. Ein gemieteter Bursche wird mit einem Diamanten zu dem verdächtigen J. D. B. geschickt, um ihm den Stein etwa zum halben Werte anzubieten. Manchmal wird das erkorene Opfer mißtrauisch und verschmäht den Köder, gewöhnlich aber sucht der Käufer den Preis herunterzudrücken und nimmt schließlich den Stein. Sobald der gedungene Verkäufer das Geld dafür erhalten hat, gibt er den in der Nähe irgendwo den Vorgang überwachenden Kriminalbeamten das verabredete Zeichen, und diese verhaften den Ueberlisteten, natürlich sofort seine Person und Wohnung durchsuchend.

Eine andere Methode war gerade während meines Aufenthaltes auf den Feldern mit großem Erfolge angewendet worden. Die Polizei hatte in einer unverdächtigen Gegend ein Häuschen gemietet und zwei unter den J. D. B.'s wohl bekannte Leute bestochen. Der eine davon bezog das Haus und wohnte einige Zeit darin, der andere spielte dann den Schlepper und brachte im Laufe einiger Tage ein Dutzend J. D. B.'s, auf welche es gerade abgesehen war, zu seinem Freunde, wo dann in der üblichen Weise der Kauf abgeschlossen wurde. Zwei unter dem Dache verborgene Kriminalbeamte beobachteten durch Löcher in der Decke, — die Decke wird hier, wie schon oben angegeben, meist nur von Leinwand oder dünnen Brettern gebildet — und nahmen, sobald ihre Opfer das Zimmer verlassen hatten, das für die Diamanten gezahlte Geld in Empfang. Wesentlich notwendig bei dem Verfahren, um nachher von dem Gerichtshofe (special court) eine Verurteilung zu erwirken, ist nämlich, daß die Aussagen des Mietlings (trap) und der Kriminalbeamten in Bezug auf die Identität der Person übereinstimmen, und daß der Kauf wirklich abgeschlossen worden ist, was immer nur durch das Zahlen des Geldes als erwiesen erachtet wird.

Vom moralischen Standpunkte aus muß man dieses Verfahren verurteilen, aber in der Praxis ist noch kein anderes Mittel gefunden worden, um wenigstens die ärgsten Spitzbuben unschädlich machen zu können. Zudem muß man bedenken, daß nur auf gewohnheitsmäßige J. D. B.'s in dieser Weise Jagd gemacht wird, daß der Chef der Polizeiverwaltung in jedem einzelnen Falle die Anweisung zum Abfassen eines solchen zu unterzeichnen hat, und daß die Verhaftung in der Regel nicht bei dem ersten Kaufe, sondern nur nachdem das Opfer einen zweiten und dritten Bissen angenommen hat, erfolgt. Die Fälle, wo ein bisher ehrlicher Mensch durch die Hüter des Gesetzes selbst vom Pfade der Tugend abgelockt und der Hand des Rächers überantwortet wird, sind daher selten, ich möchte sagen, fast unwahrscheinlich, obgleich es freilich viele gibt, welche ihr Unglück einer solchen Versuchung zuschreiben.

Auf den Diamantenfeldern verdammt natürlich eine große Partei dieses Vorgehen, denn darin liegt ja die größte Gefahr für alle, welche an dem heimlichen Diamantenhandel ein Interesse haben. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit der Gesinnung die Leute auf den Feldern von diesem Geschäfte reden. Es wird fast allgemein milder beurteilt, als in Deutschland z. B. der Schmuggel, trotzdem es doch weiter nichts ist als ein ganz gewöhnliches Stehlen und Hehlen. Ich habe mich öfter über die Unvorsichtigkeit gewundert, mit welcher man die Bezeichnung J. D. B. gebraucht, denn Leute, welche ich nur ganz oberflächlich kannte, nannten diesen oder jenen so, dessen Namen gerade erwähnt wurde, oder welcher an uns vorüberging. Und doch ist Verleumdung mit Bezug auf ein Verbrechen, das 15 Jahre Zuchthaus eintragen kann, keine leichte Sache. Es weht eben auf den Diamantenfeldern eine ganz andere Luft, nicht nur physisch, sondern auch moralisch, eine Luft, welche dem Ankömmling aus Europa das Atmen gar sehr erschwert, aber dem Beobachter der Menschen ebenso reiches Material bietet, wie das Land und seine mineralischen Schätze.

Zum Schluß will ich einige Zahlen anführen, um dem Leser einen Ueberblick zu geben über die Summen, welche auf diesem kleinen Raum schon gewonnen worden sind. Da es eine genauere Statistik der Diamanten-Produktion erst seit 1883 gibt, so läßt sich die vorher gewonnene Menge nur abschätzen. Sie wird von Sachverständigen auf mindestens 15 Millionen Pfund Sterling angegeben. Im Jahre 1883 wurden 2413954 Karat im Werte von 2742521 £ ausgeführt, 1884 dann 2263686 Karat im Werte von 2807288 £ und 1885 noch 2440788 Karat im Werte von 2492755 £. Wir haben also eine Gesamtsumme von nicht weniger als 23 Millionen Pfund Sterling, oder 460 Millionen Mark. Hierzu kommen noch die heimlich ausgeführten Diamanten, deren Wert mindestens ein Viertel obiger Summe beträgt. Angesichts dieser halben Milliarde ist es wirklich erstaunlich, daß die Diamanten immer noch einen solchen Wert haben, wie es in der That der Fall ist, wenn derselbe auch nur die Hälfte von dem beträgt, was vor der Entdeckung der südafrikanischen Gruben dafür gezahlt wurde.

Was nun die Zukunft dieses interessanten Erdenfleckchens anbetrifft, so sind wohl für die nächsten zehn oder zwanzig Jahre noch keine Befürchtungen begründet, denn vorläufig ist noch blauer Grund genug vorhanden, besonders in den Gruben von Dutoitspan und Bultfontein, welche man erst etwa 60 m tief ausgehöhlt hat. Einmal aber, darüber kann kein Zweifel möglich sein, wird der Boden der Gruben eine solche Tiefe erreicht haben, daß der Betrieb nicht mehr zahlt, und was dann? Ja, dann zerstreut sich die Bevölkerung wieder in alle Winde, nur diejenigen zurücklassend, welche mit dem Handel im Innern Südafrikas zu thun haben. Lange Reihen verfallener Blechhäuser, meilenweite Schuttfelder und vier gähnende Abgründe würden verbleiben, bis im Laufe der Jahrhunderte, der Jahrtausende Wind und Regen diese Zeugnisse menschlicher Thatkraft, menschlicher Ausdauer vernichtet haben werden.

Und warum schaffte der Mensch so Gewaltiges? Ja warum? Doch nur damit einige wenige seines Geschlechtes konnten ihre Eitelkeit in erhöhtem Glanze strahlen lassen.

Der Sammler

Von stacheligen Schönen.

Von

O. Hüttig.

Die Familie der Kakteen hat als Gegenstand der Pflege und Zierde unserer Gärten eine Geschichte, und in derselben gleich vielen anderen Gewächsen, die der Mensch in Pflege genommen, wie Th. Rümpler ungefähr sagt in seinem (Försters) „Handbuch der Kakteenkunde", Leipzig 1885, eine Periode des Aufganges, des höchsten Glanzes und des Niederganges. Die Zeit, in welcher ihr wunderbarer Bau am eifrigsten studiert, die eigentümliche Schönheit ihrer Formen am höchsten geschätzt und ihre Verbreitung mit fast leidenschaftlichem Eifer gefördert wurde, fällt in das dritte und vierte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts und teilweise noch in das fünfte, in die Zeit, in welcher Dr. Pfeiffer die „Beschreibung und Synomik der in deutschen Gärten lebend vorkommenden Kakteen (1837) u. a. m. veröffentlichte, die Zeit, in welcher Männer wie Haworth, De Landolle, Turpin, Link, Otto, Martius, Zuccarini, Scheidweiler, Joseph Fürst von Salm-Dyck u. a. Monographieen der Familie der Kakteen schrieben.

Obgleich seit dem Jahre 1799, wo Willdenow in den „Species plantarum" 29 Arten von Kaktus aufführte, oder seit 1807, wo Prokap deren 32 angab, die Zahl der Arten mit so reichlicher Geschwindigkeit zugenommen hat, daß De Landolle bereits im Jahre 1828 an sicheren Arten 162 kannte, 1837, wo Zuccarini die damals bekannten Arten beschrieb, und daß in den großen Sammlungen jener Zeit zusammen wohl mehr als 500 Arten, 1846, wo „Försters Handbuch der Kakteenkunde" erschien, mehr als 800 Arten in den Gewächshäusern vorhanden waren, und es auch in unserer Zeit an neuen Entdeckungen und Beobachtungen nicht gefehlt hat, so sind wir doch heute noch weit davon entfernt, in der Kenntnis dieser Pflanzenfamilie zum Abschluß gekommen zu sein. Die große Verbreitungsfläche von ungefähr 95 Breitegraden, welche ihr zukommt, behauptet Rümpler, ist nur an den wenigsten Orten in Beziehung auf die Kakteen einigermaßen durchforscht, was um so schwerer ins Gewicht fällt, als man annehmen darf, daß die meisten Arten, mit Ausnahme der zu verschiedenen Zwecken regelmäßig angebauten Opuntien, in ihrem Vorkommen immer nur auf kleine Bezirke beschränkt sind. Alle Reisende, welche das tropische und gemäßigte Amerika besuchten, sprachen von der ungeheuren Menge von Kakteen, die ihnen vorgekommen, aber anstatt uns die Arten zu beschreiben, klagen sie nur im allgemeinen über die Hindernisse, die diese Gewächse ihren Forschungen bereiten, über die Unfruchtbarkeit und Oede der Gegenden, in denen sie vorkommen, und viele, sonst die eifrigsten Sammler, gestehen ganz offen, daß sie dieselben recht eigentlich zu ihren Feinden zählen.

Wir wollen mit diesen Reisenden nicht streiten; hatten wir selbst doch oft genug Gelegenheit, die Gefährlichkeit der den Kakteen zuerteilten Waffen kennen zu lernen, trotz doppelter Lederhandschuhe, mit denen wir sie anzufassen suchten. Wohl aber dürfen wir mit goldenen Lettern in die Annalen der Botanik eintragen, was Fürst Salm-Dyck, Martius, Link, Otto, Engelmann u. a. oben schon genannte Botaniker für die Kenntnisnahme, d. h. Untersuchung und Beschreibung einer Pflanzenfamilie gethan, welche in ihren Formen so verschieden und für eine nähere Betrachtung in den meisten Fällen so gefährlich ist.

Fig. 1. Cereus grandiflorus (Königin der Nacht).

Es ist anzunehmen, daß die Zahl der Kakteen-Arten die Zahl 1000 weiter übersteige; sie verbreiten sich, wie bereits gesagt, über 95 Breitegrade in den warmen und gemäßigten Ländern des amerikanischen Kontinents, vom 49.° n. Br. (Lake of the Woods, der Waldsee) bis ungefähr 45.° südl. Br. am Archipelagus de los Chinos y Huaytecas, wo nach Pöpping noch große Flächen mit Cactus equimbanus Mob., nach Salm-Dyck Cereus oburneus, nach Bertano Cereus peruvianus bestanden sind; in der Nähe des Aequators sind sie bis zur Höhe von 4680 m vom Meeresspiegel gefunden worden. Die Verbreitung der Kakteen im angebauten, verwilderten oder noch zweifelhaft wilden Zustande umfaßt außerdem einen großen Teil der wärmeren Gegenden in Europa, Afrika und Asien. Eine der größten Sammlungen von Kakteen in Arten und Spielarten steht in der rühmlichst bekannten Firma des Hoflieferanten Herrn Chr. Lorenz in Erfurt zur Verfügung der Liebhaber und Sachkundigen.

Was die **wirtschaftliche Bedeutung der Kakteen** betrifft, so ist sie in ihrer Heimat wie im angebauten Zustande nicht gering. Die Indianer Mexikos z. B. bedienen sich zur Herstellung von Verschanzungen und Feldzäunen der Cereen, in Südamerika meist Cereus Swartzii, welche mit ihren aufstrebenden Aesten 3—4 m hoch werden und bis in ihr hohes Alter wehrhaft bleiben. Es gibt indianische Dörfer, in denen alle Wohnstätten mit der ihnen angrenzenden, oft ganz bedeutenden Landfläche von solchen Schutzhecken umgeben sind. — In vielen holzarmen Gegenden, sowie auch auf der Hochebene Mexikos werden die weichlichen unverweslichen Stämme zu Rädern und Thürschwellen und zur Feuerung benutzt. Einige Arten von Cereus in Bolivien, welche bisweilen eine Stärke von 50 cm erreichen, sind in manchen Teilen dieses Landes das einzige Brennholz.

Von den riesigen Kugeln des Echinocactus ingens und seiner Verwandten machen die Schmuggler in Mexiko einen eigentümlichen Gebrauch, indem sie dieselben aushöhlen, dann ihre einzupaschenden Waren, besonders Branntwein, in der Höhlung verbergen und diese durch das abgeschnittene Stück sorgfältig verschließen. Ebenso eigentümlich ist in St. Domingo die Verwendung der großen Kugel-Kakteen zur Herstellung von Mützen, indem man sie in Wasser einweicht und das leichte Zellgewebe abfaulen läßt, worauf man die nun freigewordenen Pflanzenfasern ordnet und zusammenbindet.

In der **Volksmedizin** der Indianer und Neger findet die Kaktusfrucht, eine Beere, als erweichendes Mittel bei Geschwüren vielfache Anwendung, ebenso der Saft. — In wasserarmen Gegenden sind die saftreichen Stämme Wanderern

wie Tieren eine nie versiegende Quelle der Erfrischung, die von Pferden und Maultieren durch ihre Hufe, vom Menschen durch das nie fehlende Messer geöffnet wird. — Der Mensch weiß auch das saftige Fleisch zu würdigen. Die sogen. Flachssprossen der Opuntien werden getrocknet, im Winter mit Fleisch gekocht und gegessen. — Echinocactus Wislicenus, von den Spaniern Visnaga genannt, hat einen fast kugeligen bis 60 cm starken Stamm, dessen eine Hälfte als Küchengeschirr benutzt wird; die kleinen schwarzen Samen werden geröstet, zerstampft und geben eine wohlschmeckende Grütze; das Fleisch, etwas sauer, dient dem Wanderer zur Stillung seines Durstes.

Die wichtigste Rolle spielen die Kakteen als Fruchtpflanzen. Nach Dr. Edw. Palmer in „Report of the Commissioners of Agriculture for the year 1870" steht Cereus giganteus in dieser Beziehung obenan. Die Frucht ist von birnförmiger Gestalt und grünlich-gelber, im Inneren von schön roter Farbe, sehr schmackhaft und voll kleiner schwarzer Samen, die gekaut mitgegessen werden, weil sie sonst unverdaulich sind. Auch wird aus der Frucht ein klarer heller Sirup bereitet, auch Wein, der von den Mexikanern Tiswein genannt wird.

Neben den Früchten des Cereus haben die der Opuntien eine große Bedeutung. Diese sogen. indianischen Feigen werden unter dem Namen Tunas in frischem Zustande von den Indianern in Neu-Mexiko, Arizona, Kalifornien u. a. viel gegessen, für den Wintergebrauch auch getrocknet. Man sammelt sie von Opuntia Engelmanni, comanchica Rafinesquii u. a., die in dürren, aller andern Pflanzen baren Landstrichen in ungeheurer Menge wachsen. Die Samen sind groß, werden aber nicht gegessen. Die Früchte der Opuntien sind auch dort, wo die Pflanzen eingebürgert sind und angebaut werden, in Griechenland, Unter-Italien, Spanien, Portugal, eine beliebte Speise. — Opuntia reticulata wird von den Negern in Westindien als Purgiermittel geschätzt, und wo die Indianerfeige (Opuntia vulgaris) weite Strecken wüsten oder halbwüsten Landes bedeckt, füttert man auf den sogenannten Straußenfarmen die Strauße mit dieser Art der Opuntia.

Fig. 3. Der kammartige Igel-Kerzen-Kaktus (Echinocereus pectinatus).

Die Früchte vieler Arten enthalten einen sehr schönen roten Farbstoff, dem aber die Dauerhaftigkeit fehlt. Eine dauerhafte rote Farbe findet sich dagegen in der Scharlachlaus oder Kochenille (Cocus cacti), die schmarotzend auf mehreren Opuntien, vorzugsweise auf O. coccifera, sich vorfindet. Die Früchte der Peireskia aculeata (Groseilles des Andes, Barbadoes Gooseberry-bush) werden in Westindien, ihrer Heimat, viel gegessen. Die Holländer in Surinam nennen sie Blattfirnen, weil die unteren Kelchblätter unter der Frucht sitzen bleiben.

Der uns zur Verfügung gestellte Raum gestattet uns nicht, auf die Nützlichkeit der Kakteen weiter einzugehen, da es nur noch gestattet ist, einige der schönsten Arten dieser eigentümlichen Familie dem Leser in Wort und Bild vorzuführen; aber wir können nicht unterlassen, schließlich noch auf die wohlschmeckendste aller Früchte von Cereus aufmerksam zu machen. Es ist dies Cereus triangularis Haw., der dreikantige Kaktus aus Westindien. Die Frucht hat die Größe und Form eines Gänse-Eies, ist stachellos und außen wie innen scharlachrot; die Blume dieses „Kerzen-Kaktus" steht der des Grandiflorus (Fig. 1) nicht nach, welche Pflanze in Barbados wegen der Früchte viel angepflanzt wird, indem man die Häuser mit ihr überzieht. Die Blumen dieser unserer Königin der Nacht entwickeln sich nur in der Nacht und sind 25 cm lang und im Durchmesser 20 cm groß; die Blumenkrone ist schneeweiß und mit goldgelben Kelchblättern umgeben; sie duften stark nach Vanille.

Fig. 2. Cereus Spachianus Lem.

Ein anderer schöner Säulen-Kaktus (Cereus Mill.) ist Cereus Spachianus Haw. (Fig. 2), der mit seinem holzigen und unbiegsamen Stamm, wie oben gesagt wurde, zu undurchdringlichen und langdauernden Hecken benutzt wird. Die Blumen sind reizend, wie Kelchgläser geformt.

Eine schon mehr bekannte Art ist der Greisen-Haupthaar-Säulen-Kaktus (Pilocereus senilis Lem. (Fig. 5) aus Mexiko, Guatemala und von den Kordilleren des südlichen Peru, wo er noch in einer Höhe von mehr als 2700 m über dem Meere gefunden wird. Der Stamm ist einfach, cylindrisch, hellgrün, sehr dicht mit zarten, weißen, unter der Oberhaut befindlichen Flecken bestreut und bedeckt sich bei herannahender Fähigkeit zum Blühen auf dem Scheitel mit einem dichtwolligen Schopfe. Die Blätter sind zahlreich, 25—35 mm lang und violettrot. Die Frucht (Beere) ist groß, eiförmig und violett.

Abgezweigte Verwandte des Säulen-Kaktus bilden die Gruppe Igel-Kerzen-Kaktus (Echinocereus Lem.), z. B. Echinocereus caespitosus, der rasenbildende (Fig. 8) und E. pectinatus Engelm., der kammartige Igel-Kerzen-Kaktus (Fig. 3). Ersterer kommt in den Ebenen von Arkansas bis Pultillo vor, der Hauptstadt des früheren mexikanischen Staates Cohahuila, der östlichste Punkt aller Cereus. Seine Blüten sind 5—8 cm lang und breit, von Farbe purpurrot. Der Stamm ist eiförmig und rasenartig. — Pectinatus stammt aus Mexiko von Kalkbergen, kommt aber auch in den Prairien von Texas vor. Der Stamm ist in der Jugend einfach, im höheren Alter sich verzweigend. Die Blüten entsprossen den seitlichen Polstern des Stammes, sind 14—15 cm lang und 11—12 cm im Durchmesser. Die Kelchblätter sind lanzettförmig, grün, an der Spitze bräunlich, die oberen bräunlichgrün, die Kronblätter in zwei Reihen rosenrot mit dunkleren Mittellinien. Es ist dies eine der schönsten Arten dieser Gattung.

Eine dritte Gruppe des Säulen-Kaktus ist der See-Igel-Kaktus (Echinopsis Zucc., Fig. 6), und von diesem eine der schönsten Arten Eyriesii Zucc., nach dem Kakteensammler A. Eris von Havre so genannt. Er stammt von den Laplatastaaten, Buenos-Ayres u. a. Der Stamm ist anfangs plattkugelig, dann kugelrund, endlich länglich, matt dunkelgrün, auf dem Scheitel eingedrückt; er wird 30 cm hoch und höher, bei 20—30 cm Durchmesser, hie und da sprossend. Die Blätter sind 22—25 cm lang, ausgebreitet 7—8 cm im Durchmesser, die Kelchblätter bräunlichgrün und zurückgebogen, die Blumenblätter zweireihig und schneeweiß.

Als Beispiel der so nützlichen Opuntien (Feigenkaktus) geben wir die Art Tuna (Fig. 4) aus Brasilien, dem tropischen Amerika, auch aus Westindien, Kuba u. s. w. Sie blüht im Herbst 8 cm groß auf einem 4 cm langen und 2 cm dicken birnförmigen Fruchtknoten. Die Kelchblätter sind purpurrot, am Rande gelblich, die Kronblätter außen purpurrot, innen citrongelb.

Schließlich geben wir in Fig. 7 noch das Bild einer Gruppe von Kakteen, wie sie jedem Wintergarten zur Zierde gereichen würde, wenn er nicht zu feucht ist. Die hier zusammengestellten Kakteen sind folgende: 1. Cereus grandiflorus Haw.; 2. Cereus Spachiensis; 3. Pilocereus senilis; 4. Echinocactus Cachetianus Lem. aus Texas; 5. Opuntia robusta Wldld. aus Mexiko; 5a. Cereus macrogonus Hort. berol.; 6. Opuntia Dilleni Haw. aus Südamerika, in Ostindien eingebürgert; 7. Echinopsis Eyriesii; 8. Mamillaria elegans DC. aus Mexiko, Provinz Oaxaca; 9. Echinocereus Salm-Dyckianus Scheer; 10. Echinocactus spec.; 11. Echinopsis Zuccariniana Pfr.; 12. Echinocactus horizontalis Lem. aus Mexiko; 13. Stapelia spec. und 14. Echinocactus electrocanth. Lem. aus Mexiko, sämtlich bei Herrn Chr. Lorenz in Erfurt vorrätig. Mit den Vorschlägen zur Behandlung der Kakteen im Garten und Zimmern glauben wir uns heute nicht beschäftigen zu sollen, da wir im Dezemberheft 1884 ausführlich darüber gesprochen; der geneigte Leser wolle deshalb gefälligst dort nachschlagen.

Fig. 5. Greisen-Haupthaar-Säulenkaktus (Pilocereus senilis Lem.)

Fig. 4. Der Einstachel-Feigenkaktus (Opuntia Tuna).

Schiller und die schwedische Madame de Staël.

Eine Zeitgenossin der französischen Madame de Staël war Frau Marianne Ehrenström, die man die „schwedische Madame de Staël" zu nennen pflegt. Frau Ehrenström war die Tochter eines schwedischen Offiziers, des Generals Pollet, der zur Zeit der Geburt seiner Tochter in den Diensten des Herzogs von Zweibrücken stand. Marianne war in noch jugendlichem Alter, als der Vater Deutschland verließ und wieder in schwedische Dienste trat. Nachdem sie mehrere Jahre am schwedischen Hofe gelebt hatte, wurde sie mit einem schwedischen Obersten Namens Ehrenström

verheiratet. Frau Ehrenström stand in lebhaftem brieflichem Verkehr mit mehreren Größen der deutschen Litteratur und machte im Jahre 1798 in Begleitung ihres Bruders eine Reise nach Deutschland zum Besuche ihrer hier lebenden litterarischen Freunde. Es war im Mai des genannten Jahres, als sie die Reise antrat. Ihr nächstes Ziel war Berlin, wo sie eine besonders freundliche Aufnahme bei der Schriftstellerin Fräulein Levi-Robert fand, die sich später mit einem Gelehrten, Herrn von Hagen, verehelichte. Im Hause dieser Dame hatte Frau Ehrenström auch das langersehnte Glück, Friedrich Schiller kennen zu lernen.

Eines Tages, als gerade der Schauspieler Unzelmann dem Fräulein Robert einen Besuch abstattete und viel von Schiller gesprochen wurde, den mehrere anwesende Damen täglich in Berlin erwarteten, trat plötzlich Fräulein Robert, Friedrich Schiller an der Hand führend, mit den Worten vor Marianne Ehrenström hin: „Da haben Sie Ihren Schiller!“ — „Schiller!“ rief diese von ihrem Sitze aufspringend, „Schiller! Wird mir dies Glück gewährt?“ Schiller lächelte freundlich, erfaßte Mariannes Hand und setzte sich neben die Dame. Er begann nun eine interessante Unterhaltung, welche die liebenswürdige Wirtin, der die Vorliebe des Verfassers der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ für die Könige Schwedens und die kriegerische schwedische Nation bekannt war, mit geistreichen Einfällen würzte. — — —

„Wie gerne begleitete ich Sie nach Schweden,“ — wandte Schiller sich an Frau Ehrenström — „wenn nur meine Geschäfte und meine Gesundheit es erlaubten.“ — „Ihre Geschäfte, lieber Professor,“ — entgegnete Frau Ehrenström — „müssen der Gesundheit nachstehen, und letztere wird an unseren schönen Gewässern, an den rauschenden Wasserfällen des Trollhättan, in den grünen Thälern, auf den Bergen des Kinnekulle und unter den tapferen und gastfreien Bewohnern Dalarnes, die einst ihren König und sein Land von dem Joch Christian des Tyrannen befreiten, wieder hergestellt werden.“ — „Ach, wie gerne, — ja wie gerne folgte ich Ihnen, könnte ich nur Jena verlassen, wo mein Amt mich fesselt!“

„Und auch Ihren Verehrer, meinen Freund Leopold, sollen Sie kennen lernen, auf dessen Schreibtisch Ihre schönen Arbeiten aufgeschlagen liegen, von denen er zwei Gedichte: ‚Resignation‘ und ‚An die Freude‘ vorzüglich übersetzt hat.“—„Wie?“ — fragte Schiller — „hat Ihr würdiger Freund sich mit mir beschäftigt? Ach! wie gerne möchte ich diese Uebersetzungen lesen!“ — „Ich kann beide auswendig und mache mir als Deutsche und Schwedin eine Ehre daraus, die berühmtesten Dichter Deutschlands und Schwedens zu vereinen!“

Die Gesellschaft stimmte zu. Frau Ehrenström trug die beiden Gedichte so vorzüglich vor, daß die milden Gesichtszüge Schillers sich belebten, die bleiche Farbe seiner Wangen schwand und er die Vortragende mit Worten des Lobes überhäufte, indem er sie bat, Leopold gegenüber seinem Dank und seiner Bewunderung Ausdruck geben zu wollen. Die Gesellschaft blieb bis Mitternacht in frohester Stimmung beisammen.

Am nächsten Tage machte Schiller der Frau Ehrenström seine Aufwartung in ihrer Wohnung im „Hotel de Russie“ unter den Linden, und wiederholte hier nochmals, wie sehr ihn der Vortrag seiner Gedichte erfreut habe. Frau Ehrenström stellte ihm ihren Bruder vor und sagte ihm, daß derselbe in den Jahren 1789/90 als Adjutant Gustav III. am Feldzuge in Finnland teilgenommen habe, und daß er auf dem Maskenballe am 16. März 1792 seinem geliebten König so nahe gestanden, daß er den Luftdruck des Ankarströmschen Pistolenschusses empfunden habe. Schiller folgte mit gespannter Aufmerksamkeit jedem Worte und jedem Umstande, der sich auf diese Schauernacht bezog; er begehrte auch Aufklärungen über die Familie Wrangel, weil er gerade an seinem „Wallenstein“ arbeitete, in welchem er Wrangel einen so wackeren Charakter verleiht.

Frau Ehrenström schied von Schiller mit den innigsten Wünschen für seine Gesundheit und sein Wohl, aber nicht ohne die Besorgnis, daß er seinem Ende rasch entgegeneile. Schiller selbst gab sich in dieser Beziehung keinen Illusionen hin, denn seine letzten Worte waren: „Meine Lampe wird bald erlöschen! Mögen Sie aber, herrliches Geschwisterpaar, noch recht — recht lange leben.“

Heinrich Martens.

2 3 4 1 9 5
6 5a 8 13 14
7 11 12
10

Fig. 7.
1. Cereus grandiflorus, 2. Cereus Spachiensis, 3. Pilocereus senilis, 4. Echinocactus Cachetianus, 5. Opuntia robusta (Consolea), 5a. Cereus macrogonus, 6. Opuntia Dilleni, 7. Echinopsis Eryesii, 8. Mamillaria elegans, 9. Echinocereus Salm-Dyckianus, 10. Echinocactus spec., 11. Echinopsis Zuccarinianus, 12. Echinocactus horizontalis, 13. Stapelia spec., 14. Echinocactus electrocanthus.

Fig. 6. See-Igel-Kaktus (Echinopsis Eyriesii)

Kehlkopf und Stimmbildung.

Ueber das Verhalten des Kehlkopfes u. s. w. bei der Stimmbildung hat Morell Mackenzie jüngst interessante Untersuchungen angestellt, über die der „Naturforscher“ folgendes berichtet: Man hat zwei Register zu unterscheiden, nämlich Brusttöne, bei denen die Erhöhung des Tones durch zunehmende Spannung und Verlängerung der Stimmbänder erzielt wird, Kopftöne, wobei eine ähnliche Wirkung unter allmählicher Verkürzung der Stimmbänder sich vollzieht, welche gespannt sind, aber weniger als beim Brustregister. Das Falsett entspricht dem Kopfregister der Frauenstimme, dessen Nachbildung es ist. Der hintere knorpelige Teil der Stimmritze ist im allgemeinen offen bei den tiefen und leichtgeschlossen bei den höheren Tönen des Brustregisters; bei der Kopfstimme dagegen ist die Bänderstimmritze, wenigstens ein Teil derselben, fest geschlossen. Die Stärke des anblasenden Luftstroms ist viel geringer bei der Kopf- als bei der Bruststimme. Bei der weiblichen Kopfstimme und im Falsett schwingt nach Mackenzie bloß das vordere Drittel der Stimmbänder, die beiden anderen sind fest geschlossen; das sonst für häufig gehaltene Schwingen des mittleren Drittels soll nach demselben selten sein. Die Annahme, daß beim Falsett die Stimmbänder bloß mit ihren freien Rändern schwingen, bestreitet Mackenzie, wenigstens hält er es für unmöglich, bei der üblichen Entfernung des Untersuchenden vom Kehlkopf irgend welche Vibration an den Stimmbändern sehen zu können. — Die Bruststimme wird im allgemeinen angewandt beim Sopran, andererseits gehören die hohen Töne des Mezzosoprans und Kontraalts der Kopfstimme an. Tenore gebrauchen beide Register, Baß und gewöhnlich auch Baryton die Bruststimme. Im Falsett nähern sich die oberhalb der wahren Stimmbänder gelegenen ligamentösen falschen Stimmbänder beträchtlich.

Die Qualität der Singstimme hängt ab von der Exaktheit, mit der die Stimmbänder sich bewegen, von ihrer Spannung, der Regulierung des Atems, der Stellung und Konfiguration von Gaumen und Rachen, sowie der Lippenbewegung. Demnach kann eine Art Gymnastik der Stimmbildung schon in jungen Jahren, freilich mit Maß, recht wohl geübt werden.

Eine Riesen-Dynamomaschine.

Eine Dynamomaschine von riesigen Dimensionen und entsprechender Kraft ist unlängst auf den Cowles-Schmelzwerken in der Nähe von New York in Betrieb gesetzt worden. Dieselbe erfordert, um in Thätigkeit zu kommen, 380 Pferdekräfte. Ihre Wirkung beim Metallschmelzen ist ungeheuer, wie folgende Versuche zeigen. Ein Schmelzofen war mit 30 k Kupfer, 30 k Korund (kieselsaurer Thonerde) und 15 k grob gepulverter Holzkohle gefüllt; der weitere Raum in demselben war mit gepulverter, überkalkter Holzkohle vollgepackt. Die Mischung enthielt über 16 k Aluminium, indem der Korund etwa 50 % davon abgab. Der von der elektrischen Riesenmaschine erzeugte Strom ging durch den Ofen und schmolz den mit gewöhnlichem Feuer fast unschmelzbaren Korund wie Wachs, wobei derselbe sich in seine Bestandteile, Aluminium und Kieselerde, zerlegte. Aus den Dampflöchern des Ofens entwichen mannshohe, weißglühende, Aluminiumdampf enthaltende Flammen. Der Umwandlungsprozeß dauerte zwei Stunden. Die im Kohlenbett geschmolzene weiße, spröde Metallmasse bestand aus Kupfer und etwa 40 % Aluminium. Zuweilen kommen darin kleine geschmolzene Rubine und Saphire vor, die aus dem Korund stammen. In dem Kohlenbett fanden sich lange Fasern von silberweißem Aluminium vor.

Der gestirnte Himmel im Monat August.

In diesem Monate kulminieren um Mitternacht im Süden der Steinbock und der Wassermann, beim Zenith der Schwan und die Eidechse, und unter dem Pol der große Bär. Von den

Fig. 8. Der rasenbildende Igel-Kaktus (Echinocereus caespitosus).

Planeten ist Merkur in der zweiten Hälfte des Monats als Morgenstern kurze Zeit am Osthimmel zu sehen; er kommt dann ungefähr 1 Stunde vor der Sonne in den Meridian. Venus nähert sich noch mehr der Sonne, zuletzt kulminiert sie weniger als 2 Stunden später als diese und da sie sich gleichzeitig nach Süden wendet, so ist ihre Sichtbarkeit am Abendhimmel auf die Dämmerung beschränkt. Trotzdem wird man sie sehen können, denn am 14 bis 16. erreicht sie ihren größten Glanz. Scharfsichtige Augen haben den Planeten in solcher Lage schon am hellen Tage sehen können. Mars, der in den Zwillingen steht, geht in der zweiten Hälfte der Nacht auf, steht aber der Sonne noch nahe und kann nicht sehr gut beobachtet werden. Jupiter kommt nun schon nachmittags 4 Uhr in den Meridian, er ist also abends im Begriff unterzugehen und höchstens tief am Westhimmel zu sehen. Saturn ist unsichtbar. Am 3. tritt der Vollmond ein, am 12. das letzte Viertel, am 19. der Neumond, am 25. das erste Viertel. Am 3. August tritt eine partielle Mondfinsternis ein, die auch in unserer Gegend beobachtet werden kann. Man wird sie sehen in Australien, Westasien, in Europa und Afrika sowie auf dem Atlantischen Ocean. In Berlin beginnt die Finsternis am 3. August abends 8 Uhr 29 Minuten mittlerer Berliner Zeit, die Mitte ist um 9 Uhr 42 Minuten, das Ende um 10 Uhr 56 Minuten. Es wird jedoch nicht ganz die Hälfte des Monddurchmessers vom Schatten bedeckt. Am 19. August ereignet sich eine totale Sonnenfinsternis, die hauptsächlich in Asien und Osteuropa sichtbar ist. In Deutschland beginnt sie schon ehe die Sonne aufgegangen ist. Auf einer Linie von Wilhelmshafen über Nordhausen und Passau geht die Sonne zur Zeit der Mitte der Finsternis gerade auf. Um die Zeit vom 6. bis 12. August finden aus dem Sternbilde des Perseus Sternschnuppenfälle statt.

Charakter und Handschrift.

Von

H. Amselmann.

VII.

Wir haben in dem vorhergehenden Abschnitt den Unterschied zwischen einfachen und komplizierten Handschriften klar zu machen gesucht, einen Unterschied, für den viele Menschen, die sich nie mit Graphologie beschäftigt haben, sehr empfindlich sind und durch den sie oft einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck von einer Handschrift empfangen, ohne sich über den Grund dieses Eindrucks Rechenschaft ablegen zu können. Von den Zeichen, die man als überflüssige bezeichnen möchte und deren Anwesenheit der Handschrift leicht den Charakter des Einfachen nimmt, sind nun einige speziell für den Graphologen noch sehr interessant, weil sie zur Enthüllung gewisser charakteristischer Züge dienen.

Ein charakteristisches Zeichen für den Egoismus ist das am Ende eines Wortes zurückgebogene Häkchen. Es ist sehr begreiflich, daß der Egoist, der alles sich zuzuwenden geneigt sein muß, am Ende eines Wortes so zu sagen auf sich selbst zurückkommt. Wir führen hier aus der Schrift eines notorischen Egoisten dem Leser eine Reihe von Wörtern vor, deren Ausgang in verschieden starkem Grade das besprochene Zeichen aufweist. In Fig. 37 sieht man kaum den zu einem Pünktchen sich verdichtenden Ansatz zu einer Verbiegung; in Fig. 38 ist zwar diese Biegung selbst noch nicht stärker geworden, wohl aber ist der Zug länger und dicker; Fig. 39 zeigt bereits die ausgesprochene Biegung; Fig. 40 zeigt sie in erheblich stärkerem Grade, und in Fig. 41 und 42 schreitet sie so weit vor, daß beinahe ein Kreis

Fig. 37. Fig. 38.

Fig. 39. Fig. 40.

Fig. 41. Fig. 42.

Fig. 43. Fig. 44. Fig. 45.

entsteht. Ein weiteres Beispiel ist nicht nötig, der Leser wird genug Gelegenheit finden, in dieser Richtung Studien zu machen.

Nicht nur am Ende eines Wortes indessen, wie wir oben sagten, kann sich dieses Zeichen finden, sondern bei einzelnen Buchstaben selbst, also auch in der Mitte eines Wortes. Wir wählen

Fig. 46.

Beispiele aus der nämlichen Schrift: Fig. 43 zeigt das Zeichen in dem Buchstaben D, Fig. 44 und 45 zeigen es in dem zurückgebogenen Schluß von b und B. In der französischen Schrift sind es besonders die großen Buchstaben M, H und J, bei denen sich das Zeichen des Egoismus ausprägt.

Gerade übrigens angesichts dieser zurückgebogenen Finalen muß man sich der doppelten Vorsicht befleißen, wenn man es mit der Handschrift von Kaufleuten und Kanzlisten zu thun hat; denn hier findet man sehr oft dieses Zeichen als Zierde oder wenigstens als vermeintliche Zierde angebracht. Hier entscheidet eben der allgemeine Charakter der Handschrift, und man kann sich darauf verlassen, daß der zurückgebogene Haken bei Schriften, die nicht sog. kalligraphische Schriften sind, durchaus Egoismus bedeutet und nicht etwa als bloß harmlose Zierde auftritt.

In einem früheren Artikel sprachen wir davon, daß neben anderem das graphologische Merkmal des Geizes auch darin bestehe, daß am

Fig. 47.

Ende des Wortes oder auch einzelner Teile des Wortes den Buchstaben der Haarstrich fehlt; das Gegenteil wäre ein langer Haarstrich, der Bedeutung nach das Zeichen der Freigebigkeit. Fig. 47 zeigt einen solchen langen Haarstrich.

Wir bemerken gleich hier, daß, da dieses Zeichen für Freigebigkeit nicht das einzige ist, dasselbe fehlen und die Schrift doch Freigebigkeit anzeigen kann. Auf diese und verwandte Fälle werden wir principiell noch zu sprechen kommen.

Die Finalen können unter Umständen in einer Schrift eintreten, wo sie eine eigentümliche Bedeutung erlangen: es ist eine graphologisch konstatierte Thatsache, daß sehr vorsichtige, mißtrauische Menschen am rechten Rande eines Briefes oder eines Blattes durch Verlängerung der Finale oder des Endstrichs den noch übrigen Raum auszufüllen streben, wie dies aus Fig. 48 deutlich wird. Michon machte die treffende Bemerkung, der Schreiber fülle instinktiv den noch leeren Raum aus, damit ja nicht eine fremde Hand irgend etwas hineinschreiben könne.

Fig. 48.

Wenn bei h oder g oder f oder p der Schlußstrich sich zu einem Schnörkel zurück und abwärts biegt, so ist das ein Zeichen starker Eitelkeit. Wir sehen es bei Fig. 49.

Fig. 49.

Nimmt dieses Zeichen eine häßliche, gröbliche Gestalt an, so kann man auf eine anmaßende Eitelkeit schließen, die sich ohne Rücksicht auf die anderen geltend zu machen und vorzudrängen sucht. Fig. 50 und 51 zeigen dieses Zeichen in ausgesprochenem Maße.

Fig. 50. Fig. 51.

Zur Beurteilung eingegangener Handschriften.

Trio in Bayern. Alle drei Schriften zeigen eine solche Verwandtschaft — freilich sind die Proben sehr klein — daß man beinahe auf die Vermutung kommen könnte, es liege nur ein Schreiber vor. Wir nehmen Familienverwandtschaft an, die sich oft in großer Aehnlichkeit der Schrift dokumentiert. Wir wären sehr dankbar für nähere Mitteilung über den interessanten Fall. 1) Von den drei Schriften die intelligenteste, klar, energisch, scharf, doch ohne jeden kleinlichen Zug, vornehm und selbstbewußt. Duldet keine Götter neben sich. Einfach, ohne Affektation, aber nicht ohne Eitelkeit. Neigung zu Reserve und Mißtrauen. Wir halten die Schrift trotz des anscheinend männlichen Duktus für eine Damenschrift. Speciell von dieser Schrift würden wir gern eine größere Probe erhalten. 2) Von den dreien der gutmütigste, den Freuden der Welt nicht unzugänglich. Dem Gebrauch der Feder nicht zugeneigt, ohne viel litterarische Interessen. Weiß das Geld zu schätzen. Vorurteile, kann unter Umständen massiv werden. 3) Rasch und schneidig, doch von schnell wechselnder Stimmung, zu Jähzorn geneigt, eigensinnig. Befiehlt gern.

Dresden-Altstadt, Abonnent. Mit Ihnen ist nicht gut Kirschen essen! Lebhaft bis zur Aufgeregtheit, scharf, schlau, weiß sich rücksichtslos geltend zu machen, nicht offen.

Ergebenster Abonnent, München. Nr. 1 absolut kalligraphisch und daher graphologisch unbrauchbar. Nr. 2 steht in dieser Beziehung an der Grenze: gut, klar, eitel und Wunsch zu repräsentieren, kein sehr ausgeprägter Charakter.

Zwei Abonnenten, Berlin. L. A. Sie schreiben: „Auch charakterlose Menschen haben eine Handschrift“; charakterlos sind Sie nicht, wohl aber haben Sie noch keinen festen, durchgebildeten Charakter. Sie sind verschlossen und eitel; Mischung von Schärfe und Güte. J. M., Felix. Eitel und gespreizt, flüchtig, doch nicht ohne Gutmütigkeit, wenig Männliches und Bestimmtes.

Berlin, D. 16. Wenig charakteristische und zum Zweck der Beurteilung mit besonderem Aufwand geschriebene Schrift.

„Pipifax“: Intelligent, lebhaft, gut, eitel, nobel. „Kurz und gut“: klein, zierlich, unbedeutend, gesucht. Mutter: Zu kalligraphisch.

Berlin, Elly in Nr. 7. Sollten Sie nicht noch die höhere Töchterschule besuchen? Gutmütig, eitel, Streben nach feinem Auftreten, offen, wenig Energie, kokett.

Innsbruck, Mehrjähriger Abonnent. Die Schrift ist, wenn wirklich unverstellt, in erster Linie sehr gesucht: Streben, etwas Besonderes vorzustellen. Gutmütigkeit und Schwäche, die sich entweder aus Nervosität oder mangelhafter Gesundheit erklärt. Keine besondere Intelligenz. Keine gesunde Schrift. Sie sind jedenfalls ein eigentümlicher Herr.

E. P....r, Leipzig. Sie studieren auf der Hochschule oder beabsichtigen es erst noch zu thun, und zwar Germanistik oder klassische Philologie. Sie sind gut, offen, ziemlich gleichmäßig, etwas eitel.

Merseburg, F. T. und C. T. Probe zu klein.

N. N. W., Glauchau. Offenbar Kaufmannshand. Sehr wenig Phantasie, rührig, strebsam, ehrgeizig. Etwas reizbar und launisch, eigensinnig.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Spruch-Rätsel.

Aus je einem Wort der nachfolgenden 6 Citate ist ein (deutsches) Sprichwort zusammenzustellen:

1. Es geht ein stiller Engel
   Durch dieses Erdenland —
2. Es fällt ein Stern herunter
   Aus seiner funkelnden Höh' —
3. Kein Hauch von Flur und Wald,
   Vom Fluß ein Schimmer nur —
4. Wohl den Meister will ich loben,
   So lang noch mein' Stimm' erschallt —
5. Noch ist die Nacht nicht eingeläutet,
   Noch kehrt vom Feld der Schnitter nicht —
6. Der Himmel ist sein Vaterland,
   Vom lieben Gott ist er gesandt —

Wie heißt das Sprichwort?

Dreisilbige Charade.

Das Erste ist sehr unbestimmt,
Wenn man allein für sich es nimmt.
Um so entschiedner treten auf
Die Zweiten, sei's im ehrnen Lauf,
Sei's vor Gericht im Zwangsverfahren,
Sei es, wo Ballen, Fässer, Waaren
Für Bahn und Schiff verfrachtet werden.
Das Ganze war gewiß auf Erden
Für Viele schon ein Paradies,
Das nichts als Spiel und Lust verhieß;
Doch kommt es zu uns alle Tage,
Dann wird's gewiß zur Last und Plage!

Kreuz-Rätsel.

A A A
A D D
C C C
E E E E E E H H I
I I I L L L O O O
P P R R R R S S S
S S S
T T T
T U U

Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind so zu ordnen, daß die drei wagrechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bekannte Namen ergeben.

Die drei Namen sind: 1. Ein athenischer Redner. 2. Einer der griechischen Helden vor Troja. 3. Ein Nachkomme eines berühmten griechischen Heroen.

Ziffer-Rätsel.

Versuch's, aus 11 Zeichen zu stellen mir her
Ein Tänzchen von Strauß, recht populär:

6. 10. 11. 4 ein Name
Für Rußlands Mägdlein;
8. 10. 3. 4. 5 kennst du
Aus Deutschlands Dichterhain.
Ein Wasser in Italien
Nennt dir 4. 11. 3. 2,
Und drauf ein Schweizerstädtchen
8. 5. 9. 10. 11. 3. —
8. 10. 5 sahst gefangen
Gewiß du schon einmal;
6. 4. 8. 1 beschützt dich
Vor heißem Sonnenstrahl!
1. 11. 7. 5 eilt munter
Der blauen Donau zu,
Und 5. 11. 7. 8 findest
Im fernen Rußland du! —

Logogryph.

Du willst mich erlangen?
Mit Spießen und Stangen
Mich trotzig abfangen!?

Drum will ich dich necken,
Mich kriechend verstecken
In Dornen und Hecken.

Den Kopf duck' ich leise
Und werde zur Speise
In weitestem Kreise.

Nahst du zu durchspüren
Mir Herzen und Nieren, —
Hals — Kopf sich verlieren!

Dann werd ich inzwischen
Ein Ei noch auftischen
Und schwinden mit — Zischen!

Rätsel.

Einer der edelsten Dichter bin ich aller Nationen.
Nimmst du die Krone mir, bin ich ein süddeutscher Fluß.

Skat-Aufgabe Nr. 22.

B (Mittelhand) reizt. A (Vorhand) paßt. C reizt weiter, bis Coeur-Solo. B behält das Spiel und erklärt Treff-Solo

B hat: Pique-Bube, Coeur-Bube, Treff-Dame, Treff-9, Pique-Aß, Pique-7, Coeur-Aß, Carreau-Aß, Carreau-10, Carreau-9.

Die Karten sitzen für B so ungünstig, daß er Schneider wird, obgleich 20 Points im Skat liegen.

A hat in seinen zehn Karten 2 Augen mehr als C.

Wie saßen und wie fielen die Karten?

Rebus.

Lösung der Skat-Aufgabe Nr. 21.

Im Skat liegen Treff-Aß, Treff-10.

A (Vorhand) hat: Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Coeur-9, Coeur-7, Carreau-König, Carreau-Dame, Carreau-9, Carreau-8, Carreau-7.

B hat: Pique-Bube, Coeur-Bube, Treff-7, Pique-10, Pique-Dame, Pique-9, Pique-8, Pique-7, Coeur-10, Carreau-10.

Welche Karte A auch anzieht, C erhält immer den ersten Stich.

Erster Stich: Carreau-9, Carreau-10, Carreau-Aß.

Zweiter Stich: Treff-Bube, Treff-8, Coeur-Bube.

Dritter Stich: Coeur-Aß, Coeur-7, Coeur-10.

Vierter Stich: Treff-König, Treff-9, Treff-7.

Fünfter Stich: Carreau-Bube, Carreau-König, Pique-Bube.

B muß nun Pique bringen. C hat Rest und die Gegner haben nur 8 Points.

Auflösungen zu Heft 10, S. 825.

Rösselsprung-Charade: Winterfreuden. **Rebus:** Champagnerpfropfen. **Homonym:** Trieb. **Buchstabenrätsel:** Dudelsack, Rundschau, Ehrenmann, Hasenfuss, Operntext, Rübenmus, Giesserei, Eisenwein, Leiermann. Drehorgel — Kunstsinn. **Zweisilbige Charade:** Zugluft. **Arithmetische Aufgabe:** 77 und 11. **Rätsel:** Schonzeit, schon Zeit. **Doppelkreis-Rätsel:**

S
E
T I L L Y
M
A

Homonym.

Schäumend peitscht mich Well' und Sturm
Da, wo aus und ein ihr fahrt;
Golden gleiß' ich in dem Turm,
Der des Reiches Schätze wahrt;
Auf mir stählt in froher Lust
Unsre Jugend Arm und Brust.

Schachaufgabe Nr. 37.

Von J. H. Klaar in Innsbruck.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XXIX.

Von Sophie Schett in Unterwaltersdorf.

Weiß: Kh8. Dc2. Tg8. Lb7. Sh2.
Schwarz: Kh3. Tb1, c6. Bc7, d6, e5, f4, f6, g3.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 36.

1. Sf8 — h7	Sb8 — d7
2. c2 - c4 +	Ke6, Kc4
3. Sh7 — g5 ‡.	
1.	Kd5 — e6
2. Lf1 — c4 +	Ke6 — d7
3. Sh7 — f6 ‡.	
1.	c6 — c5
2. Sh7 — f6 +	Kc6, Ke6
3. b4 — b5, Lf1 — c4 ‡.	
1.	Kd5 — e4
2. Sh7 — g5 +	Ke4 — d5
3. c2 — c4 ‡.	
1.	a5 — b4:
2. Sh7 — f6 +	Kc5, Ke6
3. d2 — d4, Lf1 — c4 ‡.	

Lösung von Aufgabe XXVIII.

1. Kg6 — f6	beliebig
2. Sd3 — f2	beliebig
3. Te3 — h3 ‡.	

Lösung von Nr. 32, Heft 4.

(Lösungspreisaufgabe.)

1. Dh2 — d2	Sg1 — f3 (e2)
2. Sc1 — e2 (:)	Kb5 — c6
3. Se2 — d4 ‡.	
2.	Sf3 — d2:
3. Se2 — c3 ‡.	
2.	d3 — e2:
3. Dd2 — d7 ‡.	
1.	Kb5 — a4
2. b4 — b5	beliebig
3. Dd2 — b4 ‡.	

Briefwechsel.

J. K. in Graz. Die Kohtz und Kockelkornsche Aufgabensammlung betitelt sich: „101 ausgewählte Schachaufgaben"; zu dem billigen Preise von 2 Mark zu beziehen von Benno Goeritz, vorm. Goeritz & zu Putlitz in Braunschweig.

S. S. in U. Ihre diesmalige Einsendung ist nicht verwendbar; die Erzeugnisse sind gar zu unbedeutend.

G. K. in Wien. Wenden Sie sich an Adolf Roegners Centralstelle für Schachbedarf, Leipzig, Zeitzerstraße 18, wo Sie alles nur Erdenkliche auf Schach Bezügliche erhalten können.

Neue Erfindungen.

Feststellvorrichtung von Fensterflügeln (Fig. 1 u. 2). So manches Fenster fällt der Willkür des Sturmes deshalb zum Opfer, weil es vergessen worden ist, den Fensterflügel festzustellen oder zu sichern. Dies zu verhindern ist die Einrichtung getroffen, beim Oeffnen eines Fensters diese Feststellung selbstthätig geschehen zu lassen. Fig. 1 stellt die Vor-

Fig. 1. Feststellvorrichtung von Fensterflügeln.

richtung vor und Fig. 2 nach der automatischen Führung dar, der Pfeil zeigt die Richtung, in welcher der Fensterflügel sich bewegen will. Der Haken A wird in das Mauerwerk der Fensteröffnung eingeschlagen, so daß der untere Teil E des Flügelrahmens sich nur um ein geringes darüber befindet. Der Arretierwinkel w, welcher in dem Haken drehbar ist,

Fig. 3. Bügeleisen mit Heizvorrichtung.

trägt eine Arretierfläche n an seinem Absatz a in Gestalt eines Zahnes, gegen welchen sich der mittels Gegengewicht g stets nach oben gedrückte Sperrkegel s, der ebenfalls in dem Schlitz des Eisens A gelagert ist, anlegen kann. Sobald das sich öffnende Fenster in Fig. 1 an den Winkel w stößt, dreht sich derselbe um 90°, in der Stellung Fig. 2 und die Führung ist durch s n geschehen, welche erst durch besonderes Anheben des Gegengewichts g gelöst werden kann. — Kl. 37. Nr. 38117. L. Kolb & E. Freund in Merscheid bei Ohligs (Solingen).

Bügeleisen mit Heizvorrichtung (Fig. 3). Die mühevolle und zeitraubende Arbeit des Plättens wird durch das häufige Heißmachen des Eisens noch langwieriger. Es ist deshalb ein Bügeleisen konstruiert worden, welches sich selbstthätig auf einen regelbaren Grad heizt und keinen Eisenbolzen besitzt. In seinem Inneren ist ein luftdichter Behälter B angeordnet, welcher teilweise mit leicht zu vergasenden Stoffen gefüllt ist. Durch eine kleine Spirituslampe wird zuerst

Fig. 5. Kleiderhaken.

der Behälter erwärmt, bis die Gasentwickelung beginnt. Diese Gase werden durch das Rohr G nach unten in die Brennkammer K unter die durchlochte Platte p' geführt, wo

Fig. 7. Kochherdeinrichtung.

es in schlangenförmigen Mündungen über den Boden des Plätteisens regelmäßig verteilt wird, die Ausströmungsöffnungen sind dabei auf die Bodenplatte s gerichtet. Die zur Verbrennung nötige Luft tritt am hinteren Teil durch ein Zuleitungsrohr ein und wird durch neben dem Gaszuführungsrohre liegende, ebenfalls durchlochte Rohre mit dem aus diesen austretenden Gase innig vermischt und verbrannt. Die weitere Gasentwickelung geschieht nun durch die entstandene Hitze selbstthätig. Der Luft- und Gaszutritt wird durch Hähne geregelt oder zum Auslöschen ganz abgesperrt. Um bei der Vor- und Rückwärtsbewegung des Plätteisens das Eintreten der Flüssigkeit in das Rohr G zu verhindern, ist G entweder mit Asbest gefüllt oder die Schutzzunge z

Fig. 4. Bügelverschluß für Gefäße.

angebracht. — Kl. 34. Nr. 38601. Gottwald Martin in Meißen.

Bügelverschluß für Gefäße (Fig. 4). Für Gefäße, welche zur Aufbewahrung von festen oder flüssigen Substanzen verwendet werden sollen, ist oft eine absolute Abdichtung gegen äußere Einflüsse, gegen Luft oder Feuchtigkeit, oder Verdunsten und vollkommen sicheres Verschließen gegen unbefugtes Oeffnen notwendig. So werden diese Bedingungen für Einmachgläser sehr wünschenswert erscheinen. Es wird hier ein Verschluß beschrieben, welcher dadurch möglichst sicher wirken soll, daß nicht nur eine Abdichtungsfläche, sondern zwei auch drei derartige angewendet werden. Der Pfropfen p sowohl, als der Blechdeckel d schließen durch die Dichtungen a ab, sobald durch Drehung der Schraube s ein Druck auf den Deckel ausgeübt wird, da zwischen Deckel und Pfropfen eine Spiralfeder f eingeschaltet ist. Um noch eine dritte Abdichtungsfläche zu erhalten, werden statt der einen Feder zwei übereinander liegende angewendet und zwischen beiden noch eine Gummischeibe eingelegt, welche sich an dem Halsinneren des Gefäßes anlegt. Um nun noch ein unbefugtes Oeffnen zu verhindern, ist die Schraube s vertieft in dem Bügel b angeordnet und der Zugang zu derselben durch einen abschließbaren Deckel k verhindert. — Kl. 61. Nr. 38738. Felix Brokl in Berlin.

Fig. 8. Bortschneidemaschine.

Sicherheits-Kleiderhalter (Fig. 5 u. 6). Wer einen guten Ueberzieher oder Hut trägt, und in der Lage wird man doch meistens sein, mag wohl auf der Wacht liegen, um sein Eigentum vor einem schlechten Tausch oder vor den Gelüsten der Paletotmarder zu sichern. Mancher wird aber aus trüber Erfahrung wissen, daß die sorgsamste Vorsicht der Kunstfertigkeit dieser Industrieritter nicht gewachsen ist. Darum ist ein Kleiderhalter hergestellt worden, welcher selbst jede Attaque zu schanden macht und das ihm anvertraute Gut nur dem rechtmäßigen Besitzer wieder zurückgibt. Fig. 5 zeigt denselben in offener und Fig. 6 in geschlossener Stellung. Wie man sieht, ist der in einem Kreisbogen gekrümmte Haken S für den Ueberzieher in einer Hülse k geführt und wird durch eine Feder d in die Schlußstellung gedrängt, während auf den Arm H der Hut gehängt, und dieser wiederum durch die Feder b nach oben

Fig. 2. Feststellvorrichtung von Fensterflügeln.

gedrängt wird. Den Federn entgegen wirkt die Nase e und der Schnepper c. Durch einen Schlitz der Arretierung e geht der Draht S hindurch. Hängt man ein Kleidungsstück auf den Haken, so drückt dasselbe auf den Draht f, dieser schiebt die Nase e nach unten und hebt den Schnepper c aus und sofort wirken die Federn, schließen dadurch den Kreis durch F und drücken den Hut an das Dach D über dem Arm H. Nun wird der Schieber g an der Seite hinter S angeschoben und durch ein kleines

Fig. 9. Stiefelknecht.

Schlößchen gesichert und jedes Zurückdrücken von H und S ist unmöglich. — Kl. 34. Nr. 38602. Emil Dittrich in Berlin.

Kochherdeinrichtung (Fig. 7). Durch eine kleine Aenderung an den sonst gleichbleibenden Kochherden soll durch bessere Ausnutzung der Heizgase schnelleres Kochen und Brennmaterialersparnis erreicht werden. Es wird einfach statt der gewöhnlichen Ringe ein Gußkörper A eingesetzt, welcher durch seine beiden Böden a und b ein Hitzreservoir s bildet, welches das auf b gesetzte Gefäß G rascher erwärmt. Außerdem werden die Heizgase durch die bis nahe auf den Rost reichenden Ansätze m länger unter dem Gefäß gehalten und durch Leitung der Wärme nach dem Hitzreservoir der Effekt erhöht. — Kl. 36. Nr. 38688. Friedrich Steffens in Lübeck.

Brotschneidemaschine (Fig. 8). Das ordnungsliebende Auge der Hausfrau wird durch einen gut vorbereiteten Tisch stets erfreut werden; dazu gehören auch die möglichst schön und gleichmäßig abgeschnittenen Brotscheiben. Die schon vielfach hierzu in Haushaltungen angewendeten Brotschneidemaschinen übernehmen diese Arbeit. Es ist an einer solchen von sonst belie-

Fig. 6. Kleiderhaken.

biger Konstruktion eine Neuerung vorgesehen, welche die Arbeit mit derselben bedeutend erleichtern soll. Die Drehachse des Messers w ist zu diesem Zwecke nicht festgelagert, sondern ist in dem Kasten b am Gestell a in Schlitzen geführt und zwar so, daß dieselbe durch eine Spiralfeder oder durch Gummischeiben, welche in dem Kasten eingeschlossen sind, elastisch verschiebbar ist. Beim Gebrauch, also beim Niederdrücken des Messers, weicht dasselbe dadurch etwas von der anfänglichen Bewegung beim Schneiden ab und übt einen kurvenartigen, leichten Schnitt aus. — Kl. 34. Nr. 38461. Wagner & Streckenbach in Ottensen-Hamburg.

Stiefelknecht (Fig. 9). Bei einiger Wohlbeleibtheit ist es mit großen Mühen verknüpft, ohne Hilfsmittel sich seines Schuhwerkes zu entledigen. Die gewöhnlichen Stiefelknechte haben aber den Uebelstand, daß sie beim Gebrauch die Kappe und

Der Priel im Salzkammergut.

auch den Fuß selbst stark zusammendrücken. Die Einrichtung des neuen Stiefelknechtes ist sehr einfach. Auf der Platte b ist etwa in der Mitte derselben der Gegenhalt a, welcher oben mit einer geraden Wulst versehen ist, angeordnet, während vorn die schiefe Fläche c sich befindet. An beiden Seiten ist der Apparat offen. Beim Ausziehen wird der Fuß von der Seite angeschoben, mit dem hinteren Teil des Stiefels an den Gegenhalt a und mit der Spitze an die schiefe Fläche c angelegt, wobei es gleichgültig ist, wie lang oder breit der Stiefel ist. Beim Emporheben des Beines wird durch die Berührung nun an den beiden Punkten eine Pressung des Fußes und eine Beschädigung des Stiefelleders vermieden. Der zweite Fuß hält den Stiefelknecht durch Auftreten auf den hinteren Teil der Platte b am Boden fest. — Kl. 34. Nr. 38463. Dr. H. Book in Gundersheim.

Unsere Beilagen.

Diesem Hefte sind mit Ausnahme der Abbildung der Kimberleyschen Diamantminen keine separaten Vollbilder beigegeben, dagegen finden die Leser als besondere Beilage ein gelungenes Panorama von Luzern. Als Stand des Beschauers ist der auf der westlichen Stadtseite befindliche Aussichtspunkt, der Gütsch, gewählt, der mittelst der Drahtseilbahn zu erreichen, eine prachtvolle Rundsicht ermöglicht. Am meisten fesselt natürlich das Auge der Vierwaldstättersee, über dessen blauem Spiegel sich die Masse des Rigi erhebt, von dem rechts der Gotthard, Titlis, das Stanzer Horn, der Pilatus ꝛc. sichtbar werden und links der Blick weit über gesegnetes Land schweift. Den Vordergrund beherrscht die Stadt, deren bemerkenswerteste Punkte fast sämtlich auf dem Bilde wiederzufinden sind. Denen, die sich der Schönheiten Luzerns zu erfreuen Gelegenheit hatten, wird das Panorama eine freundliche Erinnerung sein, andere mag es locken, die Ferien zu einem Ausflug in die Heimat Tells zu verwenden. — Auf den Seiten 1037, 39 u. 40 findet der Leser hübsche Bildchen aus dem Salzkammergut, die als willkommene Ergänzung der Ruthnerschen Artikel in den Bänden 6 u. 8 unserer Zeitschrift gelten können. Sie bieten charakteristische Einzelheiten der an landschaftlichen Schönheiten so reichen Gegend.

Vulkanische Eruptionen auf Neuseeland.

Die vulkanischen Eruptionen auf Neuseeland, welche im Juni 1886 stattfanden, sind durch die Tagespresse nach ihren Wirkungen eingehend geschildert worden. Nun erst haben sie durch den Geologen J. Hector auch eine wissenschaftliche Untersuchung erfahren, welche höchst interessante Resultate lieferte, insofern sie zeigte, daß die gewaltige Katastrophe lediglich ein lokales Phänomen gewesen ist, das durch die Gewalt hervordrängender Dampfwasser verursacht wurde. Aus der Beschreibung der Eruption und aus den bei der Untersuchung der Gegend in den zugänglichen Entfernungen konstatierten Befunden schließt Herr Hector, daß es sich ausschließlich um ein hydrothermisches Phänomen gehandelt habe, das freilich im gigantischen Maßstabe aufgetreten; ebenso zweifellos aber ist sein lokaler und oberflächlicher Charakter. Die größere Lebhaftigkeit der Geiser und heißen Quellen, welche man vor der Eruption beobachtet und welcher in dieser Gegend seltsame Erderschütterungen vorangegangen waren, wird auf das plötzliche Hereinbrechen starken Regens nach langer Trockenheit zurückgeführt, der um so wirksamer werden konnte, da durch die Erderschütterungen die Zugänge des Drainwassers zu den warmen Herden erleichtert waren. Jedenfalls spricht ganz unwiderleglich für den lokalen Charakter des Phänomens der Umstand, daß zu Rotorua und an anderen nicht viel weiter gelegenen Plätzen keine Störung beobachtet worden, wodurch die heißen Quellen dieser Gegenden sich als von denen der betreffenden Gegend ganz unabhängig erwiesen.

Reisekochapparat.

Für unsere Hausfrauen.

Zuckerstreuer. Hübsche, besonders für die Obstsaison empfehlenswerte Neuheit. Der elegante kleine Apparat ist so eingerichtet, daß er als Zuckerdose dient, und den Streuzucker erst

Zuckerstreuer.

herausläßt, sobald man die kleinen auf der Skizze sichtbaren Füßchen dreht. Dadurch werden am Boden mehrere kleine Löcher geöffnet, aus denen der Zucker herauskommt. Eine zweite, sehr praktische Neuheit ist der vernickelte Flaschenuntersatz mit Federn und Filzeinlage, der die Eigenschaft besitzt, an der Flasche festzusitzen, und dadurch die Tischtücher vor Flecken durch Abtropfen zu schützen. (Preis per Dutzend 12 M.) Eine dritte Neuheit wird gerade jetzt, wo die Reisesaison bevorsteht, Interesse wecken. Es ist ein Universalkochapparat, der allereinfachste Zusammensetzung mit praktischer Einrichtung und solider Ausführung verbindet. Er besteht (wie die Skizze zeigt) aus folgenden Teilen: A Dreifuß mit Spiritussicherheitslampe, große Kasserolle von ca. 1 l Inhalt, C eine zweite kleinere Pfanne von ca. 1/2 l Inhalt (zur Bereitung von Beefsteaks, Koteletten ꝛc.), D Einsatz für Eier, E Kaffeesieb, in welches das Kaffeepulver gethan und dadurch ein Kaffeetrichter erspart wird, F Theesieb, G Spiritusflasche von ca. 1/4 l Inhalt. Sämtliche Teile lassen sich so zusammenlegen, wie es in B gezeigt ist. Der Kochapparat ist in Weißblech (6 M. 50 Pf.) oder fein vernickeltem Metall (12 M.) zu haben. Als weitere Neuigkeit erwähnen wir die Garten- oder Balkon-Lampe mit patentierter Windschutz-Vorrichtung, die ebenso wie die obigen Neuheiten durch Karl Hirsch & Co. in Berlin W, Leipzigerstraße 2, bezogen werden kann. Endlich hat man es dahin gebracht, uns für den Garten oder Balkon eine Lampe zu liefern, die denen behaglicher Wohnräume nichts nachgibt. Die bisher üblichen Leuchter für Kerzen gaben ein viel zu mangelhaftes Licht, andererseits konnte die gewöhnliche Tischlampe im Garten nicht benutzt werden, weil sie beim geringsten Winde flackerte, blakte oder gar erlosch. Die hier abgebildete Lampe ist nun mit einer solchen

Flaschenuntersatz.

Garten- und Balkon-Lampe.

Ochsenwieshöhe bei Ischl (S. 1037).

patentierten Windschutz-Vorrichtung versehen. Bei der Konstruktion mußte in erster Linie berücksichtigt werden, daß die zum Brennen nötige atmosphärische Luft nur in erforderlicher Menge, und diese nicht der Flamme direkt zugeführt werde. — Beim Anzünden der Lampe ist zunächst die Flamme sehr niedrig zu stellen, ungefähr so, daß die Spitze der Flamme nur wenig über der Einschnürung des Cylinders sichtbar wird; der Raum innerhalb der den Brenner umgebenden Glaskugel wird sich nun bald erwärmen, was einen Einfluß auf das Steigen der Flamme ausübt, so daß, wenn nach einer Brennzeit von 10 bis 15 Minuten sich die konstante Wärme entwickelt hat, nur erforderlich bleibt, die Flamme zur normalen Höhe, falls dieselbe noch nicht von selbst errejcht ist, zu regulieren. Die Lampe brennt dann hell leuchtend und gleichmäßig weiter. Die Ausstattung der Lampe ist äußerst elegant, der Fuß im Genre von Cuivre poli galvanisiert, der Windfang oder Schornstein von fein poliertem Messing, die Kugel oder Glocke zur Hälfte matt geschliffen, so daß die Lampe auch auf dem besten Tische ihren Platz finden kann. Preis 15 Mark.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

August.

Champignons-Suppe. Man röste in 125 g Butter drei Eßlöffel feines Mehl langsam dunkelbraun, gieße unter beständigem Rühren und nach und nach 2 l kochendes Wasser daran, füge Salz und Muskatnuß hinzu und lasse es eine Stunde ganz langsam kochen. Unterdessen hat man 1 l geputzte und gewaschene Champignons feinblätterig geschnitten, dämpft sie mit 90 g Butter, Petersilie, Salz und weißem Pfeffer über gutem Feuer, bis ihre Brühe wieder verdampft ist und vermischt sie dann mit der Suppe.

Steinpilz-Pastetchen. Man rechne für jedes Pastetchen einen bis anderthalb große, in gewöhnlicher Weise gereinigte Steinpilze, schneide die Köpfe in 2 cm große Stückchen und hacke die Abfälle und das übrige Pilzfleisch mit etwas Petersilie, Estragon und Pimpinelle fein; dämpfe dann eine sehr fein geschnittene Schalotte in etwas Butter, füge das Gehackte, etwas ganz fein gehackten Luftspeck, etwas in Wasser geweichte und wieder ausgedrückte Weißbrotkrume, abgeriebene Citronenschale, Salz, Pfeffer, Muskatnuß, drei Eßlöffel Bratensüs, einen Eßlöffel guten Rotwein und vier Eier dazu und mische dann die Pilzstückchen darunter. Nun reibe man von feinen Milchbrötchen die äußerste Kruste ab, halbiere sie und nehme die Krume heraus, tauche die Brothälften in etwas, mit einem Ei verquirlte Milch, bestreiche die äußere Seite mit verklopftem Ei und drücke sie in die abgeriebene Rinde; fülle sie mit dem Pilzragout, lege sie auf ein mit Butter bestrichenes Backblech und gebe auf jedes Pastetchen etwas geriebenes Weißbrot, etwas Butter und einige Tropfen Citronensaft, worauf man sie im Ofen (Röhre) bei gelinder Hitze 15 bis 20 Minuten backen läßt und die Schüssel mit gebackener Petersilie garniert.

Herren- oder Steinpilze auf Jägerart. Man reinige sie sorgfältig und ziehe namentlich die braune Haut ab, schneide sie dann so fein wie möglich und dämpfe sie in frischer Butter mit etwas sehr fein gehackter Zwiebel und Citronensaft. Wird meistens als Hors d'oeuvre gegeben.

Gebratene Champignons. Man reinige schöne, möglichst gleiche Champignons und breche die Stiele aus, fülle die Lücken mit einem Stückchen frischer Butter und ganz wenig weißem Pfeffer und brate sie in ein wenig Butter etwa 10 Minuten lang.

Besonders gut zu Hammelskoteletten und gebratenen jungen Hühnern, Feldhühnern und Tauben; erstere werden um die gehäuft angerichteten Champignons gelegt, die anderen damit garniert.

Champignons-Gemüse. Man gebe die gereinigten Champignons in mit Essig gesäuertes Wasser, damit sie weiß bleiben, wasche sie dann heraus und lasse sie ablaufen; thue sie mit etwas Salz und einer Zwiebel in der Mitte in eine Kasserolle und dämpfe sie ohne weitere Zuthat, bis der reichlich austretende Saft beinahe wieder eingedämpft ist und die Champignons auch weich sein werden. Zu einem Suppenteller voll davon füge man nun 90 g frische Butter, sowie eine starke Messerspitze weißen Pfeffer und dann einen Eßlöffel fein gewiegte Petersilie und dämpfe sie ganz langsam und öfters schwingend eine Viertelstunde lang, gieße kurz vor dem Anrichten so viel Bouillon daran, daß sie saftig sind, lasse sie aufkochen und serviere sie als selbständige Schüssel mit Croutons und Spiegeleiern garniert oder mit Koteletten, Schinken, geräuchertem Lachs oder dergleichen dabei. Die Zwiebel wird herausgenommen.

Champignons-Salat. Man dämpfe die geputzten Champignons in feinem Oel, bis die Feuchtigkeit verdampft ist, und lasse sie erkalten, menge sie mit Citronensaft und weißem Pfeffer an und streue nach dem Anrichten Kapern darüber.

Eingelegte Pilze. Man nehme dazu Champignons oder Steinpilze, die sehr frisch sein müssen, putze sie gut und schneide die größeren in Stücke; kann man aber lauter kleine, noch geschlossene Pilze bekommen, so sind solche weit vorzuziehen. Man bringt nun, um sie in Büchsen einzulegen, für jede Büchse besonders, so viel frisches, nur wenig gesalzenes Wasser, als man reichlich für die Büchse zu brauchen gedenkt, zu Feuer, thut, wenn es wallend kocht, die für die Büchse bestimmte Portion Pilze hinein, läßt sie einen Wall thun und nimmt sie dann gleich mit einem Schaumlöffel heraus, legt sie in die Büchse und gießt von dem Wasser, worin sie gekocht worden, kochend darüber, daß noch ein strohhalmbreiter, leerer Raum bleibt, läßt verlöten und eine starke Stunde kochen. Vorzüglich, die beste Art unter vielen mir bekannten.

Recht gut sind sie aber auch, um sie als Pickles zu geben, auf englische Art, in Essig eingemacht; doch darf man dazu nur die ganz kleinen, geschlossenen Champignons nehmen, schneidet die äußere Stielspitze ab und reibt sie dann mit einer Handvoll Salz und ganz wenig Wasser mit den Händen sehr behutsam, damit sie nicht zerbrechen, ab, spült mit Wasser nach und trocknet sie in einem weißen Tuche. Auf 1 l Champignons rechnet man nun 1 l besten Weinessig, 28 g Ingwer, 14 g weiße Pfefferkörner, 3 Blatt Mußkatblüte und eine Prise Cayennepfeffer, bringt dies zu Feuer, gibt, wenn es kocht, die Champignons hinein, läßt sie fast weich kochen und füllt sie, nebst Gewürz und Essig, in Gläser.

Champignons-Extrakt. Die Champignons werden rein verlesen, aber sonst nicht geputzt, mit Salz in einen irdenen Topf gethan (eine Handvoll Salz auf drei Handvoll Champignons) und zerdrückt, welches sich leicht thun läßt, sowie das Salz darunter ist; sind sie nun recht zerdrückt, so kommen einige klein geschnittene Zwiebeln und Schalotten, ein Stückchen Knoblauch, Gewürznelken, Muskatblüte und ziemlich viel Pfefferkörner dazu und man läßt es, wohl zugedeckt, vier bis fünf Tage stehen, kocht es dann bei gelindem Feuer einige Stunden lang, seiht es durch und stellt es bedeckt bis zum anderen Tage hin, wo man es langsam, damit der Satz zurückbleibt, abgießt, in kleine Flaschen füllt und auf jede einen halben Theelöffel Rum gibt, vorsichtig zupfropft und versiegelt. Dieses einfache Extrakt hält sich jahrelang und gibt Saucen und Ragouts den feinsten Wohlgeschmack.

Alm-See im Salzkammergut (S. 1037).

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Ütli. Albis Hochwacht. Rigi Kulm. Rigi Staffel. Rigi First. Triebschen Die Nasen. Niederbauen. Bürgenstock.

Der Gütsch. Badeanstalt. Alte Stadtmauer. Hof- und Stiftskirche. Kaserne. Rathaus. Kapellbrücke. Bahnhof. Vierwaldstättersee. Klosterkirche.

Panorama von Luzern vom Gütsch aus.

Extrabeilage zum Sommerfrische-Heft 1887 von „Vom Fels zum Meer".

Schwarz-Gelbes.

Von

F. v. Hellwald.

Vielleicht der merkwürdigste, jedenfalls aber einer der merkwürdigsten Staaten unseres Erdteiles ist die österreichisch-ungarische Monarchie, welche das südöstliche Gebiet Mitteleuropas einnimmt. Dem benachbarten Deutschen Reiche an Flächenraum um etwa 84000 qkm, sowie an natürlichen Hilfsmitteln aller Art, nicht aber an Bevölkerungszahl überlegen, ist Oesterreich-Ungarn wie kein anderer Staat reich an Gegensätzen seiner Bodengestaltung, naturhistorisch, landschaftlich und klimatisch die herrlichsten Mannigfaltigkeiten in seinen Grenzen vereinigend, in der ethnographischen Zusammensetzung verschiedener Völkergruppen die anziehendsten Bilder gewährend. Stolz schwillt mit Recht des Oesterreichers Brust, blickt er nach der Länder und Reiche herrlichem Kranze, dessen Völker sich scharen um Oesterreich-Ungarns Banner! Von den Zinnen der Alpen mit ihrer zauberhaften Pracht, dem Firnenglanze ihrer Berge, der in dunklen Seen sich spiegelt, schweift das entzückte Auge zur blauen Meeresbucht der Adria oder über waldige Gehänge zum völkerumschlingenden Silberbande des gewaltigen Donaustroms. Dort, in den gesegneten Fluren der altehrwürdigen Ostmark, strebt an seinem Ufer der mächtige Fels empor, auf dem die Wiege des künftigen Donaureiches stand; an seinen Ufern auch erheben sich in der Gegenwart die glänzenden Metropolen, das schöne Wien, die „Kaiserstadt“, die das Volkslied preist, und das majestätische Budapest. Von da an liegt aufgerollt der einstige Meeresgrund, die große magyarische Tiefebene, Steppenland, das nur hie und da, wie aus leichter Brust aufatmend, sich in schwachen Erdwogenzügen hebt. Von der Granitkrone Ungarns, den Centralkarpathen, breiten sich die Gebirgsarme schützend, segnend und festhaltend um das ganze Land; herab rollt der Segen der Berge, der Wälder, der Auen in die Fluten der zahlreichen Flüsse, in die grünlichen Wogen der raschen Donau, bis wo diese den Fuß des Landes säumend und netzend, das Bild eines der herrlichsten Länder der Erde abschließt. Und endlich oben im Norden funkelt als kostbarster Juwel das bergumgürtete Becken der Moldau, Böhmen und die benachbarten Provinzen, das liebliche Mähren und Schlesien, wohlbebaute, gewerbreiche Ebenen und Städte, inmitten aller das alte goldene Prag mit dem hochragenden Hradschin. Der Segen der Natur ist da auf den Bergen, in den Thälern und unter der Erde. So bietet denn wie kein anderer Staat Oesterreich-Ungarn in allen seinen Gauen ein wunderbares Bild reichster Mannigfaltigkeit, im vollsten Maße wert der Liebe seiner Söhne!

Aber auch dem Fremden, insbesondere dem Deutschen, ist Oesterreich-Ungarn ein interessantes Land,

interessant in mehr denn einer Beziehung. Findet er dort doch Gelegenheit, gewissermaßen dicht vor der eigenen Thüre, die merkwürdigsten Gegensätze zu beobachten und zu studieren, sich mit fremden Sitten, Anschauungen und Verhältnissen vertraut zu machen. Auffallenderweise herrscht gerade über österreichische Dinge, im allgemeinen gesprochen, eine tiefe Unkenntnis in dem sonst so erdkundigen Deutschland, und mehr denn einmal war ich überrascht, aus deutschem Munde über Land und Leute im Donaustaate die schiefsten Urteile zu vernehmen, welche lediglich in einer gründlichen Unvertrautheit mit den ethnographischen und geographischen Verhältnissen des Nachbarreiches wurzeln konnten. In der That werden auch bloß wenige Teile der ausgedehnten Monarchie von dem deutschen Touristenstrome aufgesucht: einige begünstigte Striche in den Tiroler und Salzburger Alpen, wo heilkräftige Quellen oder klimatische Kurorte winken, dann etwa das glänzende Wien und, wenn es hochkommt, Budapest, wo man einen Einblick in die ungarische Welt gewinnen zu können vermeint. Die Wenigsten ahnen auch nur die Fülle ihnen völlig unbekannter Schätze an großartigen Naturschönheiten, an spannenden Scenen fremden Volkslebens, fesselndem Menschenthun und -treiben, welche der ganze weite unbesuchte Rest des Staates in sich birgt. Von Bojken, Huzulen oder Bunjevazen weiß die Außenwelt vollends nicht einmal die Existenz, und nur wen etwa Berufsgeschäfte in die Heimstätten dieser Stämme geführt, kennt ihre Namen und die Vorzüge ihres Landes.

Baumkrazeln (S. 1057).

Schuld an dieser bedauerlichen Unkenntnis Oesterreich-Ungarns mag unter anderem zu nicht geringem Teile der Umstand tragen, daß es bislang an einer erschöpfenden, auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhenden und in ihrer Fassung doch auf das große gebildete Laienpublikum berechneten Schilderung des alten Kaiserstaates gebrach. Was selbst in den ausführlichsten Handbüchern der Erdkunde darüber zu lesen ist, reicht bei weitem nicht aus, um von der Fülle des Eigenartigen auch nur einen annähernden Begriff zu haben. Deshalb kann auch außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle — des bin ich überzeugt — nur mit Freuden ein Werk begrüßt werden, welches in großartigster Weise dem bisherigen Mangel abzuhelfen unternimmt. Ich sage: „in großartigster Weise“ mit gutem Vorbedacht, denn meines Wissens besitzt kein anderer Staat Europas eine nach jeder Richtung hin so planvolle, umständliche Darstellung, als es nach seiner Vollendung das seit 1886 im Erscheinen begriffene Prachtwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ (Wien, Alfred Hölder, dem wir die Möglichkeit, eine Reihe zum Teil noch nicht veröffentlichter Illustrationen unsern Lesern vorzuführen, verdanken) sein wird. Der Gedanke, solch ein großes, gemeinschaftliches, auf dem dermaligen Stande der Forschung beruhendes Werk ins Leben zu rufen, worin ein Gesamtbild der österreichisch-ungarischen Monarchie und der dieselbe bewohnenden Völker geboten wird, ging von keinem geringeren als von dem Thronerben Oesterreich-Ungarns, Kronprinz Erzherzog Rudolf aus, und der federgewandte Prinz begnügt sich nicht, dem Unternehmen seinen besonderen Schutz angedeihen zu lassen, sondern verschmäht es nicht, dasselbe mit eigenen Beiträgen zu schmücken, welche zu dem Besten und Gediegensten gehören, was man lesen kann. Gleich die aus der prinzlichen Feder herrührende Einleitung ist ein kleines Meisterstück. So werden denn in etwa 14—15 Bänden Land und Leute geschildert werden, die geschichtliche Entwickelung jedes Volksstammes, seine Sprache, seine Lebensäußerungen in Kunst und Wissenschaft, in Arbeit, Handel und Gewerbe, seine Eigentümlichkeiten in Sitten und Bräuchen mit aller Treue dargestellt und das in Worten Gezeichnete durch eine große Anzahl wahrhaft künstlerisch ausgeführter Illustrationen veranschaulicht.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, den bisher erschienenen und prächtig ausgestatteten Lieferungen in ihrem Inhalte auf Schritt und Tritt zu folgen; ich muß mich begnügen, einiges nur daraus hervorzuheben, um in knappem Rahmen auf die Reichhaltigkeit des Werkes hinzuweisen. Ich will nicht verweilen bei der grauen Vorzeit, als Menschen der Steinperiode, bronze-

Das Hirtensingen (S. 1057).

kundige Kelten und endlich die welterobernden Römer auf dem Boden der heutigen Monarchie sich bewegten, dort in Geräten aller Art die Spuren ihrer Anwesenheit zurücklassend. Viele dieser Fundstücke werden uns in Abbildung vorgeführt (S. 1069). Ich wende mich vielmehr gleich nach dem Herzen des Reiches, dem von der Donau durchflossenen Erzherzogtume Niederösterreich mit seinem blühenden Acker- und Weinbau. Dort liegen im Thale des Stromes eine Reihe industriereicher Städte und zahlreiche Fabriken tragen zum Wohlstande des Landes bei, welches unter allen Provinzen der westlichen Reichshälfte am dichtesten bevölkert ist. Der vorwiegend katholische, österreichische Volksstamm ist sprach- und stammverwandt mit den benachbarten Bayern, doch ist das Land südlich vom Donaulaufe lange von Slaven bewohnt gewesen, und es haben hier sehr ausgiebige Blutmischungen stattgefunden; kein Wunder also, daß auch die deutsche Sprache des Oesterreichers nicht wenige Slavismen aufgenommen hat. In gewissem Sinne ein Mischling mit deutscher Hülle,

Der Taufgang (S. 1057)

Blick auf die Donau-Auen (S. 1047).

unterscheidet sich der Oesterreicher vom reinen Germanen immerhin in Denkart und Naturell, in welch letzterem große Heiterkeit und Gutmütigkeit, gepaart mit leichtem Hange zu materiellen Freuden und Lebenslust, vorwalten. Alle Charakterzüge des Oesterreichers sind aber am schärfsten ausgeprägt bei dem Bewohner Wiens, der glanzvollen Haupt- und Residenzstadt an der Donau, deren zahlreiche Arme und Inseln grüne, wildreiche Auen in der nächsten Nähe der Metropole bilden (S. 1048). Wien, unter der Regierung des Kaisers Franz Joseph in architektonischer Hinsicht wohl zur schönsten Großstadt Europas herangeblüht, ist nun die Stadt des heißblütigsten Lebens, die Freudenstadt, in welcher den Fremden auf jeden Schritt und Tritt Glanz und Pracht umjauchzen, Witz, schlagender Volkshumor und Lebensgenuß begegnen, als könnte hier niemand sterben und niemand elend sein. Und nicht satt sieht sich der Fremde an dem buntbewegten Treiben des Volkes, wenn er es in seinen verschiedenen Aeußerungen, sei es bei den Belustigungen im „Prater", sei es etwa in den Morgenstunden auf einem Marktplatze, wie z. B. „Am Hof" (S. 1065) belauschen will.

Erbaut zwischen niederen Ausläufern der östlichen Alpen und der vielarmigen Donau, liegt Wien am Rande einer Ebene, welche den wesentlichsten Teil des sogenannten Wiener Beckens ausmacht. Es ist dies das gesegnete, fruchtbare Marchfeld, das sich ostwärts bis an die ungarischen Grenzgebirge erstreckt, zugleich eines der großen Schlachtfelder Deutschlands und Europas. In ein schrecklich schönes Bild verwandelt sich aber die lachende Flur, wenn über sie einer jener Gewitterstürme hinwegbraust, wie sie diesen und auch den ungarischen Niederungen eigen sind (S. 1059). Völlig anderer Art ist das niederösterreichische Hügelland, namentlich das Gebiet der Voralpen. Dort breitet sich am rechten Ufer der Pütten eine Gegend aus, welche der Volksmund die „Bucklige Welt" getauft hat, und dieser Name rechtfertigt sich, wenn man die vielen, mannigfach gewundenen Thalfurchen in Anschlag bringt, von denen dieser Landesteil durchzogen ist. Uralte Kirchdörfer beleben den nördlichen Abschnitt dieses Gebiets, alle durch ihre Namen noch die einfache Denkart der einstigen deutschen Ansiedler verratend. Wir bilden aus jener Gegend die Fernsicht von Schlag bei Lichtenegg ab (S. 1050), so genannt von dem der freien Umsicht offenen Raume, den der Ort einnimmt. Romantischer erscheinen die Thalgründe im Laufe der oberen Ybbs, und das lieblichste Bild in dieser Flucht von Erscheinungen, vielleicht mit keinem anderen vergleichbar, bietet das Dorf Groß-Hollenstein mit seinen schimmernd grünen Matten, den idyllisch gruppierten Häusern und

der harmonisch zu dem Ganzen auf einen Hügel gestellten Kirche (S. 1057). Wer einmal bis hierher gelangt, widersteht nur schwer der Versuchung, tiefer einzudringen in die Geheimnisse der eigentlichen Alpenwelt, welcher ein großer Teil der westösterreichischen Provinzen angehört. Und er braucht nicht weit zu gehen, denn schon in dem Grenzgebirge zwischen Niederösterreich und Steiermark erhebt sich ein gewaltiger Bergriese, der Schneeberg, dessen drei Kalkspitzen wie die Zacken einer Krone schimmern. Die Aussicht von diesem Gipfel ist eine der großartigsten in der östlichen Alpenwelt, denn man übersieht einen Raum von 80 Stunden Durchmesser, einen großen Teil von Ungarn, Mähren und des Hochalpenlandes. Steigt man aber tiefer hinab, um die Welt der Alpenwunder zu durchstreifen, so entrollt sich eine wahre Fülle von großartigen und idyllischen, schauerlichen und lieblichen Landschaftsbildern, wo Natur und Kunst einander den Rang streitig zu machen suchen. Da schaut man hinab in die furchtbaren Risse und Schlünde, welche sich die rasenden Gebirgsbäche in das Gestein gewühlt haben, da sieht man weit ihre Silberbäche in seltsamen Windungen den Ausgang aus den Bergen ins Thal suchen, da sieht man aber auch zugleich den geschäftigen Menschen von der Ebene herein in die Einsamkeit und in die Geheimnisse des Bergwaldes dringen. Hier säet er Getreide, dort weidet er Herden auf grüner Alm, an jener Stelle legt er seinen Obstgarten an und hier am Bache seine Schneidemühle, deren schnarrender Ton Tag und Nacht vernommen wird. Weiter hinein in den Wald wagt sich der Köhler, dessen Meiler hier und dort seine schwarze, duftende Rauchsäule aus dem grünen Walddickicht steigen läßt; ihm nach ziehen die langen Züge der geschwärzten Kohlenbauern mit ihren hochgetürmten Flechtenwagen, um die schwarzen Güter in die Eisenhämmer zu bringen.

Fernsicht von Schlag bei Lichtenegg aus (S. 1048).

Ueber den Dörfern der Waldbauern und noch über den Köhlerhütten hinauf hausen die echten Waldeinsiedler, die Hinterwäldler der Alpen, die sogenannten Holzknechte, welche sich in allen Waldgebirgen Oesterreichs finden; sie sind gewissermaßen die Vorposten der Industrie, durch welche allein die Wälder der schwer zugänglichen Gebirge ausgebeutet werden. Jahraus jahrein liegen sie ihrem müh-

lmhütte auf der
g (S. 1052).

samen und nicht selten gefahrvollen Berufe ob. Auf dem Wege zu ihren Blockhäusern stößt man wohl auch hin und wieder auf eine vereinzelte Almhütte, die nicht immer ein so wohlgefälliges Aeußere zur Schau trägt, wie jene auf der Rax (S. 1049), einem mächtigen Gebirgsstocke in der Nähe des oben genannten Schnee-

Wald im südlichen Ungarn (S. 1058).

bergs. Die Almhütte ist der Aufenthalt der „Almerin", welche über das in den Alpen frei weidende Vieh die Aufsicht führt. Seltener führt sie den anderwärts üblichen Namen „Sennerin", und fast nirgends in Oesterreich trifft es sich, daß die Almerin etwa durch einen „Senn" vertreten wird. Es ist vielmehr dieser Teil

der Alpenwirtschaft ein Geschäft der Weiber, welches sie indes bloß während des Spätfrühlings, im Sommer und bis in die ersten Herbstmonate hinein in Anspruch nimmt. Denn während des Winters herrscht auch in den Alpen ebensogut Stallwirtschaft als wie überall bei jedem Bauern.

Ein Regensturm im Hochgebirge (S. 1057).

Das Leben in den Alpendörfern ist allenthalben, wie begreiflich, ein ziemlich einförmiges. Ist doch der Alpenbauer fast stets ein ungemein derber, höchst prosaischer Mensch, dem allerdings ein kerniges Naturell und eine gewisse urwüchsige Originalität nicht abzusprechen sind. Unbekannt mit den im Sturme sich häufenden, täglich neuen Bedürfnissen der großen Welt, ist der Aelpler genügsam in seinen Lebensansprüchen, ver-

harrt er auch in einer Altherkömmlichkeit der Sitten und Gebräuche, welche einen starken Gegensatz zu den Lebensformen im Flachlande bilden. In seinen Bedürfnissen hängt er sehr wenig von fremder Hilfe, von fremden Erzeugnissen ab. Fleisch, Milch, Käse und Butter liefert ihm der Stall, rauhes schwarzes Brot geben ihm die selbstgebauten Körnerfrüchte, und seine Körperbekleidung webt er selbst. Es gibt Familien in den Bergdörfern, die monatelang nicht das kleinste Geldstück für ihren Lebensunterhalt in die Hand zu nehmen brauchen. Wirtshäuser gibt's in sehr vielen Alpenthälern nicht, und dort ist oft der Mann der Seelenpflege zugleich auch Pfleger der Hunger- und Durstbedürfnisse fremder Wanderer, ist der Weinzapfen und der Käselaib ein Nebenerwerb der kärglich besoldeten Geistlichen. Endlich gibt es eine große Menge von Alpendörfern, in denen die äußerste Einsamkeit und das absoluteste Stillleben sich niedergelassen haben; wohl aber wenige werden vom Rofnerhof am Oetzthaler Ferner in Tirol übertroffen, wo einst Friedrich mit der leeren Tasche, Herzog von Oesterreich und vom Konzil zu Konstanz geächtet, ein verborgenes Unterkommen fand. Die dort miteinander wirtschaftenden Brüder üben alle Handwerke gemeinsam aus, die sie für ihren Lebensbedarf beanspruchen müssen; wie eine robinsonische Kolonie sind sie von allem Verkehr ziemlich abgeschlossen, und der Winter in dieser Höhenlage von mehr als 2000 m über dem Meeresspiegel trennt sie für fast halbjährige Frist von den nächsten Nachbarn. Sie müssen sich mit der Gesellschaft des Alpenmurmeltiers begnügen, welches, „Urament" oder „Parament" genannt, in Tirol häufig noch bei 2000 m Seehöhe auftritt. Die Lüfte belebt aber im ganzen Alpengebiete das durch seinen dreimaligen Saisonkleiderwechsel ganz besonders ausgezeichnete Alpenschneehuhn, stellenweise in großer Individuenzahl. Genügsam mit der spärlichen Vegetation der Schneegrenze, stets angepaßt dem wechselnden Kolorit seines Aufenthaltsortes, verhältnismäßig unbehelligt von der Schar der geflügelten Räuber, lebt das Alpenschneehuhn als typischer Charaktervogel der luftigen Höhen von über 2000 m über dem Meere, und nur selten kommt es tiefer herab in die Region des Krüppelholzes oder der oberen Waldgrenze. Auf diesen Höhen herrscht die längste Zeit des Winters hindurch heftiger Wind, und mit diesem kommt stets die Kälte; Wärme tritt nur bei Windstille ein. Die empfindlichste Kälte kommt für die Höhen aber erst gegen Ausgang des Winters und zu Anfang des Frühlings, wenn unten in den Thälern die Vegetation schon wieder erwacht. Der durchschnittlich heitere Winterhimmel macht dem unruhigen, fast beständig trüben und schneereichen Wetter Platz. Das Frühjahr ist die schlimmste Seite des Höhenklimas mit seinen oft über Nacht hereinbrechenden stürmischen Regen- oder Schneetagen. Solche breiten über alles ihr finsteres, feuchtes Nebel- und Wolkentuch. Der Gesichtskreis ist auf wenige Schritte eingeschränkt, der vom Sturm gepeitschte feine Regen oder Schnee dringt durch jedes Kleidungsstück und macht den Wanderer vor Frost erstarren. Aufschauernd fühlt er seine Ohnmacht, die Hilflosigkeit eines einzigen Menschenlebens hier im freien Reiche der Wolken und der Stürme

Prag.

Hollenstein an der Ybbs (S. 1049).

(S. 1053). Aber selbst noch tiefer unten im Thale, besonders wo Seebecken sich ausbreiten, rast nicht selten der Sturm und gefährdet Mensch und Vieh, die in schwankem Kahne dem aufgewühlten Elemente sich anvertraut haben (S. 1063).

Bei der Abgeschlossenheit seines Thales, bei seiner Unbekanntschaft mit der Außenwelt, ist es nicht zu verwundern, daß der Aelpler in der Großartigkeit seiner Naturumgebungen einfach in seinen Sitten und zäh in seinen Gebräuchen ist. Vielfach wendet sich sein Sinn religiösen Dingen zu, und aus tiefster Ueberzeugung sucht er oft stundenweit das einsame Bergkirchlein auf. Die wichtigen Ereignisse im Menschenleben, Geburt, Hochzeit und Tod umgibt er mit religiöser Weihe, wenn auch nicht immer ein Priester zur Hand ist. Rührend ist das Abschiednehmen von dem Toten (s. die Beilage), einfach und schmucklos der Taufgang (S. 1045). Auch in die Ausübung gewisser Gebräuche, wie z. B. in das „Hirtensingen" (S. 1045) spielen religiöse Motive mit hinüber. Sonst geht es freilich nebenbei auch ganz fröhlich und vergnüglich, wenn gleich nach unseren Begriffen nicht immer ganz sittlich her. Die Kirchweihfeste geben Anlaß zu allerlei Scherz und Kurzweil, worunter das „Baumkraxeln" (S. 1043), das Erklettern von Maibäumen, ein unschuldiges Vergnügen ist. Weniger kann dies von den Raufhändeln gelten, welche gerne mit dem blanken Messer ausgefochten werden, und von der Sitte des „Fensterln", d. h. der Erlaubnis, welche ein lediges Mädchen mit Wissen ihrer Eltern ihrem Liebhaber gibt, sie abends besuchen zu dürfen, eine Sitte, die schon unendlich viel Unheil gestiftet hat, die sich aber schwerlich bannen läßt. — Aber auch die östliche Länderhälfte der österreichisch-ungarischen Monarchie hat, wenngleich weniger gepriesen und weniger gekannt, ihr Schönes, ihr Großartiges! Da ist zuerst das weite Ungarn selbst, das köstliche Becken der mittleren Donau, in welchem die herrliche Landesmetropole Budapest wie eine Perle auf dem Grunde einer geöffneten Muschel schimmert. Die waldreichen Züge der karpathischen Alpen, welche die Zipser Hochebene südwärts in weitem Bogen umspannen, bilden das Quellengebiet der zahlreichen Flüsse, die sich gegen Ost und West, nach links und rechts in Bündeln abzweigen, der Donau oder der Theiß zustreben, welche die ungarische Tiefebene, die weite Mittelfläche des Landes, mit ihrem Geäder umspannen. Waldreichtum überall, gekennzeichnet durch die poetische Laubflora, welche sich bis an den Rand der Karpathen und Alpen, und bis nahe an den Küstensaum des Adriatischen Meeres erstreckt (S. 1052). Die Schätze der Berge, sie rollen und sausen von der Höhe zum Thale, vom Thale zum Flusse, sie schwimmen auf dem Flusse in den Strom, dem Welthandel zu. Dort, wo die Alpen und das Mittelgebirge der Karpathen von vulkanischen Erhebungsmassen durchbrochen sind, welche phantastisch und pittoresk aus dem Waldgebiet mit ihren kahlen Kuppen, Kegeln und Spitzen emporragen, ruht im Schoße der Berge das funkelnde Erz, gleißt die Goldblüte, schimmert der Silberblick, leuchtet rötlich das Eisen und braunrot das Kupfer. Zahlreich weidet das Vieh auf den grünen Waldwiesen der Alpen, immer höher mit der Jahreszeit emporschreitend, bis zu den kahlen Kuppen der Berge, von denen der Blick über das unendliche Meer

der Hochwellen des Gebirges streift. Die Stelle ringsum wird da nur von dem Schreien der Falken, der Schalmei und den melancholischen Liedern der slavischen Hirten und den Schlägen der Axt unterbrochen, welche die dunkle Tanne, die grüne zerflatternde Fichte fällen. Auf den einzelnen Felsen dort, wo die Flüsse ziehen und die Straßen leiten, ragen Ruinen alter Burgen, erheben sich massige Kastelle, die in der Landesgeschichte ihre Rolle gespielt und mitunter noch wohl erhalten sind (S. 1071). Dörfer und Städte, letztere von alten gotischen Domen und Festen bedeutungsvoll verherrlicht, Werke deutscher Baumeister, bilden die Mittelpunkte für die Gaue und Landschaften, in denen die Erzeugnisse der Arbeit und des Fleißes, der Industrie und der Kultur zusammenströmen. Einzelne Edelsitze zaubern durch ihren Reichtum und ihre schöne Zier die Segnungen der Gesittung in diese Landschaften. Das Gebirge läuft, wo es an die ungarische Tiefebene

Ein Gewittersturm in der Ebene (S. 1048).

stößt, in einen grünen Hügelkranz aus, auf welchem der Wein Ungarns wächst, blüht und reift. Das ist der Weinberg des Herrn. Von da an im Tieflande, zwischen Donau und Theiß, wächst, wo die Egge den schwarzen Boden aufgerissen, in der fruchtbaren „Pußta", der Steppe, über mannshoch der Mais, dessen braune und gelbe Kolben aus den schilfartig wogenden Blättern glänzen. Dort umsäumen Akazien, in milden Frühlingsnächten berauschend duftend, die Weiler, die Dörfer und Dorfstädte; dort weiden die Rinder in unzählbaren Scharen auf braungebrannten Flächen des Steppenlandes, auf welchen die hohen Stangen der Ziehbrunnen wegweisend wie Kirchtürme ragen und ein einzelner Baum zum Ereignisse wird.

Wie ganz anders der Charakter dieses Bildes von jenem, welches weiter im Westen die seltsame Karstlandschaft bildet! Im geologischen Sinne erstreckt sich das vorwiegend aus Kalk bestehende Karstgebiet über Strecken von Krain, den größten Teil von Istrien, Kroatien und weit hinab in die Balkanhalbinsel, deren westlichen Saum das Küstenland Dalmatien herstellt. Im allgemeinen versteht man aber in jenen Strichen unter Karst jede unfruchtbare, felsige Gegend. Der Name ist trefflich gewählt. Man stelle sich ein stürmendes Meer vor, das ein Zauberschlag in Fels verwandelte! Das umherschweifende Auge sieht nichts als wellenförmige Hügel, die aus losen größeren und kleineren Kalkblöcken zusammengesetzt sind; große schroffe Kalkfelsen, oft wunderbar durchlöchert, als hätten sie vor

der großen Erdrevolution riesenhaften Bohrmuscheln zum Wohnsitze gedient, steigen zuweilen jählings gleich Klippen aus diesem Steinmeer empor; alle Vegetation erstirbt, nur kümmerliches Buschwerk, und selbst dieses durch die gewaltige Bora (s. u.) darniedergebeugt, wächst aus den Spalten der Felstrümmer, und der Wanderer fühlt sich beengt und unheimlich in dieser Oede! Die Bora ist aber der reißende Nordost, welcher über die

Eine dalmatische Landschaft während der Bora.

Karstländer dahinfegt. Schon die Alten fürchteten die Bora als Boreas, die besonders verheerend im November über den ganzen Karst wütet. Windstöße erschüttern erdbebenartig die Gebäude, schwerbeladene Güterwagen werden von ihr umgestürzt, die Schiffe in den Häfen beschädigt, Obstpflanzungen und Gartenanlagen zerstört und nicht selten die Dächer abgehoben.

Die vorstehenden Andeutungen werden genügen, um von der Mannigfaltigkeit der Bilder, welche der

Die Heimkehr im Sturme. Von Gauermann. (S. 1057.)

weite Rahmen der schwarzgelben Grenzpfähle umspannt, einen schwachen Begriff zu geben. Ein „schwacher Begriff" ist aber nicht genug. Die österreichisch-ungarische Monarchie verdient es vollauf, in all den Eigentümlichkeiten ihrer natürlichen Verhältnisse wie ihrer Bewohner studiert und gekannt zu werden. Möge das glänzende Werk, auf welches durch diese Zeilen hingewiesen wurde, das Seinige beitragen, die Kenntnis des schönen Vaterlandes den weitesten Kreisen zu erschließen!

Die totale Sonnenfinsternis am 19. August 1887.

Von

Hermann J. Klein.

Wenn auch die Zeiten längst vorüber sind, in welchen Sonnenfinsternisse vom Volke als schreckensvolle Erscheinungen betrachtet und gefürchtet wurden, so ist die zeitweise Verdunkelung des leuchtenden Tagesgestirns doch stets ein Ereignis, das den tiefsten Eindruck auf den Menschen hervorbringt. Wer je einmal eine totale Sonnenverfinsterung gesehen, wird das Bild, welches die schwarze, von leuchtendem Ringe umgebene Scheibe am Himmel und die magische Beleuchtung rings auf der Erde erzeugte, niemals gänzlich aus seiner Erinnerung verlieren. Dazu kommt, daß totale Sonnenfinsternisse für einen und denselben Ort der Erdoberfläche außerordentlich seltene Erscheinungen sind. Die Sonnenfinsternis am 28. Juli 1851 war die letzte, welche in einem Teil von Deutschland total wurde, und nach derjenigen vom kommenden 19. August wird Deutschland im gegenwärtigen Jahrhundert keine totale Sonnenfinsternis mehr sehen. Um den Eindruck zu erkennen, welchen eine Naturerscheinung dieser Art auf den Menschen hervorruft, möge hier die Schilderung mitgeteilt werden, welche Arago von der totalen Finsternis am 8. Juli 1842 entwarf, die er in Perpignan am Nordfuße der Pyrenäen beobachtete. „Nur die schwerkranken Personen," sagt er, „waren in den Stuben zurückgeblieben. Die ganze Bevölkerung bedeckte vom frühesten Morgen an die Terrassen und Wälle der Stadt und die außerhalb gelegenen Anhöhen, von denen man hoffen durfte, die Sonne aufgehen zu sehen. Auf der Citadelle hatten wir außer den zahlreichen Gruppen von Bürgern, die auf den Brustwehren standen, auch die Soldaten vor Augen, über die in einem weiten Hofe Musterung gehalten werden sollte. — Die Stunde des Anfangs der

Ein Wiener Marktbild „Am Hof“ (S. 1048).

Finsternis nahte. Gegen zwanzigtausend Menschen betrachteten durch angerußte, in der Hand gehaltene Gläser das strahlende Gestirn, das auf azurblauem Grunde erschien. Kaum hatten wir mit unseren starken Fernröhren begonnen, den kleinen Ausschnitt am westlichen Rande der Sonne wahrzunehmen, als ein ungeheueres Geschrei, ein Gemisch aus zwanzigtausend verschiedenen Rufen uns kund gab, daß wir nur um wenige Sekunden den Beobachtungen vorausgewesen waren, welche zwanzigtausend improvisierte Astronomen, deren erster Versuch dies war, mit bloßen Augen angestellt hatten. Starke Neugierde, Wetteifer und der lebhafte Wunsch, sich von anderen nicht zuvorkommen zu lassen, schienen das Vorrecht gehabt zu haben, dem natürlichen Sehen eine ungewöhliche Schärfe und durchdringende Kraft zu geben. — Von diesem Augenblicke bis zu demjenigen, welcher dem völligen Verschwinden ganz kurz vorherging, bemerkten wir in der Haltung so vieler Zuschauer nichts, was eine Erwähnung verdiente. Als aber die Sonne, auf einen schmalen Streifen reduziert, auf unseren Horizont ein sehr geschwächtes Licht zu werfen begann, bemächtigte sich jedermann eine gewisse Unruhe; ein jeder empfand das Bedürfnis, seine Empfindungen den Umstehenden mitzuteilen, was ein dumpfes Brausen, ähnlich dem des fernen Meeres nach einem Sturme, erzeugte. Das dumpfe Geräusch wurde immer stärker und stärker, je schmäler die Sonnensichel erschien. Endlich verschwand sie; Dunkelheit folgte der Helle, und ein gänzliches Schweigen bezeichnete diese Phase der Finsternis ebenso scharf, wie es das Pendel unserer astronomischen Uhr gethan hatte. Die Erscheinung hatte durch ihre Großartigkeit den Mutwillen der Jugend, die Leichtfertigkeit, welche gewisse Leute für ein Zeichen von Ueberlegenheit halten, und jene lärmende Gleichgültigkeit, welche die Soldaten gewöhnlich äußern, überwunden. Auch in der Luft herrschte eine tiefe Stille; die Vögel hörten auf zu singen.“ Nach einer feierlichen Erwartung von ungefähr zwei Minuten begrüßten einstimmige und unwillkürliche Ausbrüche der Freude und tosendes Beifallklatschen das Wiedererscheinen der ersten Sonnenstrahlen.

Der melancholischen, durch unbestimmbare Gefühle hervorgerufenen Stimmung folgte eine

Marktbrunnen in Salzburg.

lebhafte aufrichtige Freude, deren Ausbrüche zurückzuhalten oder zu mäßigen, niemand in den Sinn kam. Für die Mehrzahl des Publikums war jetzt die Erscheinung zu Ende; die übrigen Phasen der Finsternis hatten außer den eigentlichen Astronomen fast keine aufmerksamen Zuschauer mehr. Sogar diejenigen, welche im Augenblicke des plötzlichen Verschwindens der Sonne am lebhaftesten erregt waren, ergötzten sich am folgenden Tage an der Erzählung des Schreckens, welcher viele Landleute, die übrigens daraus gar keinen Hehl machten, ergriffen hatte. Ich meinesteils fand es ganz natürlich, daß ungebildete Leute, die niemand benachrichtigt hatte, daß am Morgen des 8. Juli eine Sonnenfinsternis eintreten würde, eine große Unruhe gezeigt hatten, als sie plötzlich Finsternis auf Tageshelle folgen sahen. Sicherlich war es nicht die Vorstellung von einer Konvulsion der Natur oder der Gedanke, daß der Augenblick des Untergangs der Welt gekommen sei, was diese unkultivierten und schlichten Menschen bestürzt hatte. Als ich sie nach der wahren Ursache der Bestürzung, die sich ihrer am 8. Juli bemächtigt hatte, fragte, antworteten sie sogleich: „Der Himmel war heiter und doch verminderte sich die Helligkeit des Tages, die Gegenstände verdüsterten sich, und plötzlich befanden wir uns im Dunkeln; wir glaubten erblindet zu sein."

Salzburg.

Ist der Menge der Anblick einer totalen Sonnenfinsternis wegen des äußeren Eindruckes, den dieselbe erzeugt, von größtem Interesse, so sieht der Astronom dem Vorgange mit Spannung entgegen, weil derselbe die einzige und seltene Gelegenheit darbietet, gewisse Erscheinungen zu studieren, welche mit der Natur und Beschaffenheit der Sonne in engster Beziehung stehen. Zwar sind totale Sonnenfinsternisse auch für das Studium der Mondbewegung von großer Wichtigkeit, allein dieser Umstand tritt doch sehr zurück neben den astrophysikalischen Problemen, die in den wenigen Minuten, während deren der Mond die Sonnenscheibe für den Beobachter verdeckt, ihrer Lösung entgegenzuführen sind. Es ist merkwürdig, daß die hellste Lichtquelle, welche uns die Natur bietet, jenes Gestirn, von dem in Gestalt von Wärme fast alle mechanische Kraft hienieden sich herschreibt, bezüglich seiner physischen Beschaffenheit auch heute noch für uns in ein sehr großes Dunkel gehüllt ist. Fernrohr und Spektroskop haben den Blick des Menschen wunderbar erweitert, aber für jedes Problem, das sie uns lösten, tauchten sogleich zehn neue Fragen auf, die der Lösung harren. Wenn die alten griechischen Philosophen, entsprechend dem Standpunkte ihrer Unwissenheit und geistigen Naivetät, der Sonne bald die Größe von einem Fuß, bald eine solche von wenigen Meilen zuschrieben, so hat die moderne Naturwissenschaft nachgewiesen, daß der Sonnenball unsere Erde weit mehr als $1\frac{1}{4}$ millionenmal an Volumen übertrifft, daß die von ihr während eines Jahres ausgestrahlte Wärme groß genug ist, um eine den ganzen Erdball bedeckende Eisschicht von 100 Fuß Höhe zu schmelzen, daß aber die Erde doch nur den dreiundzwanzigtausendsten Teil vom tausendsten Teile eines Prozentes der von der Sonne überhaupt ausgestrahlten Wärme empfängt. Fragt man aber, woher stammt diese ungeheuere Wärmemenge, die in der Sonne aufgespeichert ist, aus welchen Quellen wird seit Millionen Jahren der Wärmeverlust der Sonne ersetzt, so kann die Wissenschaft solche Frage nur durch Vermutungen beantworten. Und ebenso ist es bezüglich der Frage nach dem dermaligen Zustande der Sonnenoberfläche selbst. Unzweifelhaft befindet sich der Sonnenball in einem Zustande sehr hoher Glut, allein wir wissen gegenwärtig nicht mit Bestimmtheit, ob derselbe glühendflüssig oder glühendgasförmig ist, ja selbst über die Natur der dunkeln Sonnenflecke haben sich die Forscher noch nicht zu einigen vermocht. Noch weniger klar ist man über die äußerste Umhüllung der Sonne, und gerade sie ist es, welche, weil sie nur bei totalen Sonnenfinsternissen gesehen werden kann, diese Erscheinungen für den Forscher so überaus wichtig macht. Der helle Kranz nämlich, oder die Corona, die während der totalen Verdeckung der Sonne durch die Mondscheibe letztere umgibt, ist nicht, wie man noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts glaubte, der Atmosphäre des Mondes zuzuschreiben, sondern gehört der Sonne an und bildet den äußersten Teil

einer diese letztere umgebenden Atmosphäre. Allein in welchem Zustande sich dieser äußerste Teil der Sonnenatmosphäre befinde, ist schwer zu sagen. Er ist gewiß zum Teil selbstleuchtend, weil glühend, aber anderseits wirft er auch das Licht des Sonnenkörpers zurück, und dazu muß seine Dichtigkeit so überaus gering sein, daß unsere irdische Luft dagegen als ein sehr dichter Körper erscheint. Bedeutende Forscher haben überhaupt Zweifel ausgedrückt, ob die Sonnencorona gasförmig ist, und neigen zu der Ansicht, sie könne möglicherweise aus staubförmigen Teilchen bestehen. Vielleicht haben sich solche Stäubchen in größerer Menge rings in der Sonnenumgebung angesammelt und werden nur bei totalen Verdeckungen der Sonnenscheibe für uns wahrnehmbar. Vielleicht sind es auch Myriaden von kleinen Meteoren, welche um die Sonne cirkulieren und deren Gesamtheit uns als Corona erscheint. Kurz, die Untersuchung dieses geheimnisvollen Lichtkörpers ist wissenschaftlich vom höchsten Interesse und sie kann leider nur während der kurzen Zeitdauer der Totalität der Sonnenverfinsterung ausgeführt werden. Auch die Beobachtungen der roten, flammenförmigen Hervorragungen, der sogenannten Protuberanzen der Sonne, ist noch immer zur Zeit der totalen Verfinsterung von Wichtigkeit, obgleich diese Gebilde mittelst des Spektroskops ja stets am Sonnenrande gesehen werden können. Daneben giebt es noch andere Phänomene von allerdings geringerer Wichtigkeit, die bei totalen Sonnenfinsternissen wahrgenommen werden und auf welche besonders Laien ihre Aufmerksamkeit richten sollten. So sah man 1842, als die Finsternis eben total wurde, auf einer weißen Fläche zu Perpignan die letzten Strahlen der Sonne heftig undulieren. Die Beobachter vergleichen den Vorgang mit dem Anblick, den die Sonnenstrahlen darbieten, wenn sie von einer bewegten Wasserfläche zurückstrahlen und auf die Decke oder eine Wand fallen. An einem anderen Orte sah man dunkle Schatten und helle Flecken, die sich einander zu jagen schienen, ähnlich den Schatten, welche kleine, an der Sonne vorbeiziehende Wolken erzeugen. Dabei erschienen die hellen Flecken zum Teil farbig, rot, gelb und blau, auch weiß. In Alvis sah man abwechselnd helle und schattige Streifen von großer Länge, parallel und von Westen nach Osten gerichtet. Sie glichen den Falten eines ungeheueren Vorhanges, rollten gewissermaßen wellenartig fort und wurden um so auffallender, je schmäler der sichtbare Teil der Sonne war. Bei der totalen Sonnenfinsternis des Jahres 1851 sah man in Rastenburg, kurz vor dem Verschwinden des letzten Sonnenstrahles, auf einer weißen Wand eine schnelle, von Süden nach Norden gerichtete Bewegung von farblosen, hellen und trüben Streifen. Sie schienen sich wie die Speichen eines Rades um ein auf dem Boden befindliches Centrum zu drehen. Andere Personen bemerkten eine große Anzahl von langen, geraden, hellen und dunkeln Streifen, welche sich schnell über Kornfelder und Landstraße hinbewegten und zwar von Nordwest nach Südost derart, daß sie in der Richtung nach der Sonne hin auf dem Boden ein Centrum zu haben schienen. In Ortelsburg sahen zwei Personen den Schatten einer zolldicken Stange kurz vor der Totalität von farbigen Rändern umgeben.

Bei der Finsternis vom 18. August 1868 sah Pierre von der Höhe eines Berges in der Nähe von Whatonne vor der Totalität elfmal in der Richtung von Nordost zu Ost und einander parallel sieben getrennte Streifen, die sich senkrecht zum Horizont über Meer und Himmel ausbreiteten und nach und nach aus Rot in Purpurviolett übergingen. Die Beobachter zu Manila sahen über ein weißes, auf ebenen Boden gelegtes Papier eine große Zahl von Linien von Ost nach West vorüberziehen.

Wenden wir uns jetzt zu den Sichtbarkeitsverhältnissen der Sonnenfinsternis vom 19. August dieses Jahres, so finden wir, daß dieselbe als teilweise Verdeckung der Sonne

Aus der Bronzezeit (S. 1045).

durch den Mond fast in ganz Asien und dem größten Teil von Europa gesehen werden kann. Nur die großen Sundainseln sowie die Halbinseln Südasiens, in Europa die pyrenäische Halbinsel, das westliche Frankreich sowie Irland sehen nichts von der Erscheinung. Die Finsternis beginnt da, wo der Mondschatten zuerst den Erdboden berührt, bei

Das Kreß der Kastell (S. 1080).

(S. 1080)

Aufgang der Sonne, am 19. August 3 Uhr 55,5 Min. früh nach wahrer Berliner Zeit, an einem Orte in Kleinasien, im Taurusgebirge 33,5° östl. L. von Greenwich und 37,5° n. Br. Sie endigt auf der Erde überhaupt am 19. August um 8 Uhr 49 Min. in 154° östl. L. von Greenwich und 9,8° n. Br. Die totale Finsternis beginnt auf

Das Abschiednehmen von dem Toten. Von A. Greil.

der Erde überhaupt um 5 Uhr 3 Min. wahrer Berliner Zeit nahe bei Wernigerode im Harz und endigt auf der Erde überhaupt um 7 Uhr 42 Min. wahrer Berliner Zeit an einem Punkte im Großen Ocean in 174° östl. L. von Greenwich und 24,7° n. Br. Die Zone, innerhalb welcher die Sonne total verfinstert gesehen wird, ist nur etwa 24 Meilen breit und erstreckt sich vom Harz über Berlin nach Wilna, durchschneidet dann das europäische Rußland und das südliche Sibirien, um an dem oben genannten Punkte im Großen Ocean zu endigen. In Deutschland beginnt die Finsternis schon, wenn die Sonne noch unter dem Horizont ist. Auf der Linie von Wilhelmshaven nach Passau und Agram geht die Sonne zur Zeit der Mitte der Finsternis gerade auf. Alle Orte westlich von dieser Linie, also ganz Nordwest-, West- und Süddeutschland, sehen die Finsternis erst, wenn die Verdeckung der Sonne durch den Mond schon in Abnahme begriffen ist. Für alle Orte östlich von dieser Linie nimmt dagegen die Verfinsterung nach Sonnenaufgang noch zu und dann erst wieder ab. Die Zunahme dauert um so länger, je mehr die betreffenden Orte nach Osten hin liegen. In der Provinz Preußen und in Posen, wo die Sonne am 19. August vor 5 Uhr morgens aufgeht, wird man alsdann die Sonnenscheibe rechts oben wie ausgeschnitten über den Horizont kommen sehen, die Verdeckung nimmt dort mit steigender Sonne mehr und mehr zu, bis endlich die Sonne vollkommen unsichtbar ist. Die Dauer dieser totalen Verfinsterung wird 2 Minuten 20 Sekunden nicht erreichen, in Dirschau wird die Totalität kaum 1 Minute dauern. Während dieser kurzen Momente wird man nur dort, bei heiterem Himmel, die Corona erblicken. Die Astronomen rüsten sich bereits, den Vorgang wissenschaftlich zu beobachten, wozu besonders Stationen im Inneren des europäischen Rußlands sich eignen. Aber auch bei uns wird man interessante Ergebnisse erhalten können, wenn die zahlreichen Photographen und Amateure Aufnahmen der verschiedenen Phasen der Finsternis machen, besonders auf der Linie der Totalität.

Die totale Sonnenfinsternis am 19 August 1887.

An Versuchen hierzu wird es sicherlich nicht fehlen; daß dieselben und überhaupt die Beobachtung der Finsternis durch heiteres Wetter begünstigt sein möge, ist der Wunsch, mit dem wir schließen.

Sinnsprüche.

Von

Otto Ernst.

I.

Niemals durchdringst du einen großen Geist,
Wenn du an seinem kleinen Irrtum dich
Mit überleg'nem Stolze hämisch weidest;
Niemals erschließt sich dir ein edles Herz,
Wenn du von seinen schönen Zügen all'
Jedweden leisen Fehltritt ängstlich scheidest.
Dem Großen öffne gern und ganz den Sinn,
Denn eine reine Stätte will das Reine;
Dann fällt ein Strahl von jenem Geist auf dich,
Und jenes Herzens Flamme wärmt das deine.

II.

Wenn sich ein Herz vor deinem Blick verschließt,
Um dir sein wahres Fühlen zu verhüllen,
Dann sollst du's mit der Wahrheit festem Mut,
Mit ehrlichem Vertrauen ganz erfüllen.
Was dir im eignen Innersten sich regt,
Bekenne frei im Reden und im Handeln,
Und sieh! ein Drang erwacht in jener Brust,
Dir nach der Wahrheit stolzen Pfad zu wandeln.
Bald öffnet sich die Knospe Blatt um Blatt
Und labt sich an der Wahrheit Sonnenscheine,
Und wenn ein ganzer Frühling ihm erblüht,
Schmiegt es sich dankend, liebend an das deine.

Der arme Marcel.

Preisgekrönte Novelle von

T. Combe.

(Schluß).

„Eine Viertelstunde haben wir noch," rief Felix Prenel den Arbeitern zu. „Das Gewitter zieht auf unserer Seite an den Bergen hin, und täuscht mich nicht alles, so wird's ein schweres Wetter! Alwine, warum hast du nicht auf heute deine große Wäsche angestellt? Dann hätt' es bis zum Abend keinen Tropfen Regen gegeben!"

„Es wäre für verschiedenes auf der Welt gut, alles vorher zu wissen; dann kriegte der Fuchs auch nicht halb so viele Hühner zum Zerreißen!"

Und nach dieser mysteriösen Erwiderung, die nicht einmal eine Antwort zu sein schien, wandte Alwine ohne weiteres ihrem Meister den Rücken zu.

Wie Felix Prenel ganz richtig vorausgesehen, zog das Gewitter auf der Nordseite des Thales hin. Die Höhe des Himmelsgewölbes fing plötzlich an, sich aufzuhellen und war von Wolken wie reingefegt, während in dem kleinen Thale ein gelbes, unheimliches Licht herrschte. Die Wolken schienen sich immer schwerer herabzusenken, bis sie die Wipfel der Tannen einhüllten. Im Westen zuckten die Blitze unaufhörlich, und das Grollen des Donners wurde ebenfalls anhaltend.

Nichts ist majestätischer als ein Gewitter in Gebirgsgegenden, mit seiner plötzlich wechselnden Beleuchtung, den jähen Tiefen, die sich oft wie zerrissene Abgründe im Wolkenschoße aufthun, den Bergesgipfeln und Feldern, die sich in dem häufig veränderten Lichte zu beleben und zu beben scheinen.

Unsere fleißigen Heumacher, die über die große Wiese zerstreut waren, hielten sich begreiflicherweise aber nicht damit auf, das Gewitter zu betrachten. Für sie war es ja der Feind, den es zu bekämpfen galt!

Ganz am Ende der Wiese hatte die Notwendigkeit, noch ein Fuder fertig zu bringen, Léon, Marcel und Therese zusammengeführt. Der erstere „lud", während Marcel „langte" — wie es mit dem herkömmlichen technischen Ausdruck heißt, und Therese rechte zusammen. Alle drei arbeiteten stillschweigend nach Kräften, fanden die Situation aber recht peinlich.

„So, das wär' gethan," sagte Léon, indem er das Seil um den Heubaum fester anzog. Dann sprang er zur Erde und ergriff das Pferd am Zügel, um ungesäumt die schwierige Niederfahrt zum Hofe anzutreten. So schritt er neben Therese her, und als Marcel, der kaum zwei Schritte entfernt war, einmal den Kopf erhob, sah er, daß Léons schwarze Augen mit einem Ausdrucke des Mißtrauens und der Rache auf ihn gerichtet waren.

Ein blendender, zackiger Feuerstrahl schien sich in diesem Augenblick ganz in ihrer Nähe in die Erde bohren zu wollen, und ein furchtbarer, betäubender Schlag folgte ihm sofort nach.

„Marcel!" schrie Therese auf und flüchtete sich mit einem Sprung an seine Seite, instinktiv bei ihm Schutz suchend, worüber sie in der nächsten Minute errötete.

„Haben Sie nur keine Angst," antwortete Marcel, indem er sich Gewalt anthat, um Therese nicht in seine Arme zu nehmen und schützend an sich zu ziehen. „Sehen Sie dorthin!"

Kaum zwanzig Schritte davon hatte der Blitz in eine alte, einsame Tanne geschlagen, die vielleicht den Stürmen zweier Jahrhunderte schon standgehalten hatte. Die großen Aeste hingen zersplittert am Stamme herab, an welchem eine breite Furche den Weg des schrecklichen Stromes bezeichnete.

Wie angewurzelt waren alle Arbeiter entsetzt stehen geblieben, einige von ihnen bekreuzten sich.

„Ich hoffe, es ist niemand etwas zugestoßen?" fragte Therese, die anfing, sich von ihrem Schrecken zu erholen.

Ohne daß sie gewagt hätte, Marcel anzusehen, entfernte sie sich von ihm und fühlte sich beschämt, ihm — was? — verraten zu haben. Sie wußte selbst nicht genau, was das war.

Hätte sie Marcel noch einmal angesehen, so würde sie bemerkt haben, daß er noch mehr zitterte als sie. Wie durch ein Wunder war es ihm gelungen, dem plötzlichen Impuls zu widerstehen, der ihn hieß, sie an sein Herz zu drücken und ihr zu sagen, was ihm auf den Lippen brannte. Er glaubte die Berührung noch zu fühlen, die ihn einen Moment nicht mehr als gestreift hatte, und der Ausdruck, mit dem sie seinen Namen gerufen, schien ihm noch in der Luft zu vibrieren. Er fühlte sich wie vom Schwindel ergriffen und floh an das andere Ende der Wiese.

Große Regentropfen und dicke Hagelkörner begannen zu fallen.

„So bringt doch in Sicherheit, was sich noch retten

läßt!" rief Felix Prenel. „Léon, auf was wartest du zum Heimfahren? Es regnet, und du stehst da wie vom Donner gerührt!"

In gewissem Sinn war Léon allerdings wie von dem vernichtenden Strahle getroffen! Das Vorkommnis der letzten Minuten war ihm zu einer plötzlichen Offenbarung geworden, die jäh und blendend über ihn gekommen war. Was er gesehen und begriffen hatte oder sich vielmehr einbildete zu begreifen, lag so völlig außer aller Voraussicht, daß er sprachlos dastand, aus der Fassung gebracht und doch wütend zugleich.

„Da will es also hinaus?" murmelte er und faßte das Pferd am Kopfe, um es den steinigen, steilen Fahrweg hinabzuführen. „Sie muß wohl toll sein! Unter den schönsten Burschen im Land hat sie die Auswahl, von den reichsten nicht einmal zu reden!"

Hier stieg Marcels Bild vor seinen Augen auf, wie er ihn vorhin sich hatte einen Augenblick über Therese neigen sehen, so viel Stolz und innige Zärtlichkeit im Blicke, so völlig verändert in seinem ganzen Wesen, daß selbst die vorurteilsvollen Augen Léons sich dieser Erkenntnis nicht verschließen konnten.

„Ein großes Kind war er, wie er auf den Alisierhof kam, jetzt ist er ein Mann," nahm Léon seinen Monolog wieder auf. „Um so mehr Grund für mich, daß ich ihn in den Schatten dränge. Das wird auch gar nicht sehr schwer sein. Der Vater scheint nichts davon zu ahnen — ich bin begierig zu sehen, wie er diese Liebschaft aufnimmt! Nur darf ich mir den Boden nicht unter den Füßen wegziehen. Erfährt Therese, daß ich es bin, der den Alten gegen sie aufhetzt, dann entschlüpft mir die reiche Erbin auf ewig. Sie würde mir im ganzen Leben nicht verzeihen, denn sie ist ebenso eigensinnig . . . als ich," fügte er in Ermangelung eines noch treffenderen Vergleichs hinzu. „Und was ist dies für ein Prachtgut!" fuhr er fort und ließ seine Augen über die frischgemähten Wiesenflächen, die reifenden Getreidefelder, die ausgedehnten Weiden und Waldungen schweifen. „Es ist wahr, ich hab' nicht einen Sous im Vermögen, aber ich bin jung und der erste Schmuggler landauf und landab. Was wollte Felix Prenel ohne mich anfangen? Ich wart' geduldig bis zum Herbst; wenn aber die große Lieferzeit kommt, und die Käsehändler ihm die Hölle heiß machen, daß er die Frist auf den Tag einhält — dann setze ich ihm die Pistole auf die Brust: ‚Entweder die Tochter — oder Ihr mögt mit Euren Waren nur lieber gleich vors Zollhaus fahren.' — Dann will ich einmal sehen, ob er mir nicht nachläuft und mich um Gottes willen bittet, sein Schwiegersohn zu werden, damit er sich meine Dienste sichert! — Die anderen sind die reinen Marionetten: zieh' ich nicht das Schnürchen, rührt sich keiner, und Papa Prenel sitzt im Leim bis an den Hals. Er dürfte sich vor Spott nirgends mehr sehen lassen, wenn er in seinen alten Tagen noch anfangen müßte, für jedes einzelne Stück Zoll zu bezahlen! — Aber bis dahin darf Marcel nimmer sein Brot auf dem Alisierhof essen! — Bin ich nicht so schnell gefahren, als man nur kann, ohne das Umwerfen zu riskieren, und da fährt Alfons doch schon um die Scheunenecke! Könnt' ich den einholen und ihm ein Wort ins Ohr flüstern, so wär's kein Schaden. Den muß ich vorarbeiten lassen!"

Wie es scheint, mußte Léon Erfolg gehabt haben, als er versuchte, Alfons zum Pionier der guten Sache zu werben; denn als dieser nach einer halben Stunde mit einem leeren Leiterwagen wieder auf der Wiese ankam, zeigte es sich, daß er der Größe seiner Mission völlig gewachsen war.

Aus dem Regen war ein wolkenbruchartiger Guß geworden, der kein Ende nehmen wollte. Während Léon ruhig unter dem Vordach der Scheune saß, seine Pfeife rauchte und dem Strömen der Dachrinnen vergnüglich zusah, suchten die armen Leute droben auf der Wiese sich vor dem Unwetter zu schützen, so gut sie konnten. Rechen und Heugabeln hatten sie bei den halb fertig geladenen Wagen zurückgelassen; Therese und Alwine hatten unter einer halbzerfallenen Steinbrecherhütte Schutz gesucht, einige Männer und die zwei Mägde lehnten an den Bäumen in der Nähe — es hatte keinen Zweck, daß man sich bis auf die Haut durchweichen ließ, wenn man doch einmal nicht verhindern konnte, daß das Heu naß wurde! Der Donner hatte jetzt ganz aufgehört.

Unter einer Buche, deren Zweige einen sehr ungenügenden Regenschirm bildeten, stand Felix Prenel und blickte zornmütig in den Regen hinein, der ihm sein schönes Heu verdarb. Von der anderen Seite des Stammes, wo er bisher gestanden, kam plötzlich sein Oberknecht neben ihn und sagte, wie um das Wechseln seines Standortes zu erklären: „Ich glaub', an dieser Seite sind dichtere Zweige."

„Ist das ein zimperliches Volk, die Bursche von heutzutage! Meint Ihr, daß Ihr von so einem Regen aufweicht und fortfließen werdet?" antwortete der Meister in höchst übler Laune.

Alfons entgegnete nichts, nach einer kleinen Weile fuhr er aber aus seiner geduckten Stellung auf und machte einen so langen Hals, als gälte es, etwas sehr Wichtiges so besser zu sehen.

„Nun, was gibt's da zu gucken?" schrie ihn Felix Prenel an. „Willst wohl ausfinden, ob es diesmal nicht Frösche regnet?"

„Das wär' schon der Mühe wert zu sehen! Ich guckte aber nach etwas, das man bei uns auch noch nicht erlebt hat. Wenn ich recht sehe, ist Marcel Auvernet da drüben, und da dacht' ich, Fräulein Therese könnt' auch nicht weit sein."

Das hieß seine Schiffe kühn hinter sich verbrennen; nach solchem Anfang blieb nichts übrig, als fortzufahren. Und das that Alfons auch nach einem Augenblick, während welchem er vergeblich gewartet hatte, daß sein Herr sprechen werde.

„Ich denk' mir, daß er sie wohl sehr gern haben muß, denn er läuft ihr ja auf Schritt und Tritt nach. Fräulein Therese ist ja auch so gut gegen den armen Schlucker, nach dem noch vor einem Vierteljahr kein Hahn gekräht hat! Er darf auch wohl dankbar sein, und wär's nur für die Blumen, die sie alle Wochen auf der armen Anastasia ihr Grab trägt."

Trotz der erkünstelten Gleichgültigkeit, mit welcher Felix Prenel dies alles angehört hatte, passierte es ihm

doch, daß er bei den letzten Worten von Alfons' Rede jäh in die Höhe fuhr.

„Das habt Ihr noch nicht gewußt, Herr?“ fuhr dieser mit unschuldiger Miene fort. „Aber das ganze Dorf spricht ja von nichts weiter! Alle Leute loben Fräulein Therese über ihre Gutheit und sagen, Marcel müßte der undankbarste Mensch von der Welt sein, wenn er ihr nicht die Hände unter die Füße legen wollte. Das Ständchen, was wir jeden Abend zu hören kriegen, ist seine Manier zu danken; er hat ja wirklich nur Verstand, wenn er die Flöte in den Händen hat! Außerdem ist er ein ganz guter Kamerad . . .“

„He! Holla, Ihr Leute!“ unterbrach Felix Prenel den Redseligen. „Der Regen hört auf! An die Arbeit! Wollen sehen, wie weit sich die verlorene Zeit einbringen läßt!“

Während nun alles um Felix Prenel herum arbeitete, sah Therese mit Befremden, daß ihr Vater selbst minutenweise unthätig war, sich auf den Stiel seiner Heugabel stützte und in Gedanken versunken vor sich hinstarrte.

Alfons erwartete, daß ihn sein Herr in ein scharfes Verhör nehmen werde, und bereitete sich im stillen vor, ihm in derselben sich dumm stellenden Ehrbarkeit zu antworten, die seiner Angeberei von vorhin den Anschein unschuldigen Plauderns hatte geben sollen. Er hatte sich jedoch in seinem Herrn verrechnet: Felix Prenel fragte nicht; er überlegte aber und handelte danach.

Den Rest des Nachmittags über war er schneidend strenge. Alfons redete er nicht an, aber einen Ungeschickten, der seine Heugabel zerbrochen hatte, ließ er hart an; dann zankte er darüber, daß die Heuhaufen schlecht gemacht seien, daß man nicht sorgfältig genug zusammengerecht habe — alle Welt bekam ihr Teil, Marcel und Therese ausgenommen. Gegen diese beiden war er freundlich, fast herzlich, worüber Alfons große Augen machte. Hatte er das mit seiner klugen, langen Rede erreicht? Alfons war aber noch nicht Diplomat genug, um sich in Felix Prenel auszukennen.

Erst als es Abend wurde, kehrte man auf den Alisierhof zurück. Das Abendessen wurde schweigend verzehrt, denn bei solcher Stimmung des Meisters wagte niemand zu reden.

„Du, Marcel!“ rief Felix Prenel ihn zurück, als er eben die Schwelle als letzter überschritten hatte. „Du mußt jetzt gleich mit einem Auftrag ins Dorf hinunter. Gleich, hörst du? — Sei auch so gut und erlasse uns für heute abend die Musik unter den Haselbüschen dort oben, ich hab' die Dudelei übersatt!“

Therese fühlte sich gekränkt, und eine heftige Erwiderung drängte sich ihr auf die Lippen. Ihr Vater ließ ihr aber keine Zeit, sie auszusprechen, denn er ging sofort in seine Stube und schloß die Thür hinter sich ab.

„Was hat nur der Vater?“ sagte Therese zur Großmagd. „Heute früh war er noch so guter Laune, und jetzt ist sie umgeschlagen, ohne daß etwas Schlimmes geschehen ist.“

„Das macht der Regen. Wissen Sie, in der Heuernte wechselt die Laune bei den Bauern allemal mit dem Barometer.“

Felix Prenel saß vor seinem geöffneten Bureau, hielt den Kopf mit den Händen und suchte einen endgültigen Entschluß zu fassen. Er zählte, erwägte und wog die „Für und Wider“; die beiden Reihen wollten aber kein sich gleichstellendes Ergebnis annehmen — die Reihe der „Wider“ war und blieb erheblich länger.

„Therese ist doch sonst so vernünftig in diesem Punkte,“ dachte er. „Sie ist meine Tochter, liest keine Romane, und so schön ist Marcel doch nicht, daß ihr das den Kopf verdreht haben könnte! Kann gar nicht sein, daß da auch nur der Anfang zu einer Liebschaft ist. Aber sie beschäftigt sich zu viel mit ihm, und die Leute reden darüber. Werde dem ein Ende machen! Aber wie?“

Felix Prenel erhob sich und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, als wollte er dadurch seine Haupteigenschaft, die List, erwecken. Diese war übrigens durchaus noch nicht bei ihm eingeschlafen.

„Kommt's arg, kann ich Marcel ja fortschicken; er ist mir aber so nützlich wie dem ewigen Juden seine fünf Sous, nur daß er mir anstatt Sous gleich Thaler in die Tasche zaubert. Wie viel ist's doch gleich, was er mir schon eingebracht hat? . . . Solche Menschen sind doch eine wahre Segnung! Und Marcel hat noch nicht einmal gemerkt, daß ich ihm die Haut über die Ohren zieh', wie Therese sagt; thät' es ihm sehr weh, würd' er schon schreien! Solange es nur irgend geht, behalt' ich ihn. Meine Tochter soll aber einen Denkzettel haben und zwar gleich!“

Er öffnete die Thür und rief in die Küche hinaus: „Therese! Therese!“

„Meine Herrin ist draußen im Hof,“ antwortete Alwine majestätisch.

Es war ein wunderschöner Sommerabend; der Westen zeigte eine blaßgrüne Färbung von großer Zartheit, und die Atmosphäre erschien wie von einem krystallischen Lichte gesättigt, das die Umrisse der Gegenstände noch deutlich erkennen ließ, obschon es bereits neun Uhr war.

Als Felix Prenel den Hof betrat, sah er seine Tochter auf den Stufen der alten Cisterne sitzen, mit einem grünen Büschel Biquette neckend, welche sie in tollen Sprüngen umkreiste und häufig den Kopf dabei senkte, als wollte sie mit ihren schönen Hörnern kokettieren.

„Sieh nur, Vater,“ rief ihm Therese zu. „Diese Ziege ist das schönste Geschenk, was du mir je gemacht hast. Sie kennt mich schon so gut! Man brachte sie von der Wiese herein, wie ich über den Hof kam, und gleich fing sie an, um mich herumzuspringen . . .“

„Joseph!“ unterbrach sie der Bauer, als ein Knecht in Sicht kam. „Marsch, hinein in den Stall mit dem Vieh! Darfst dich zusammennehmen, daß das nicht wieder vorkommt!“

Dann setzte er sich neben Therese auf die Steine. Das junge Mädchen wäre ihm am liebsten entronnen, wagte es aber doch nicht.

Nach einigen Minuten unheimlichen Schweigens fing Felix Prenel an: „Meiner Treu', Therese, ich

muß mich über dich wundern! Wie du fünfzehn Jahre alt warst, hätte man dich, dem Verstand nach, für zwanzig halten können; und jetzt, wo du zwanzig bist, gäbe man dir fünfzehn. Was für Kindereien sind das?"

„Ich habe so wenig Zeit gehabt, ein Kind zu sein," sagte Therese mit einem Seufzer. „Bin ich es jetzt manchmal, so sieh mir's nach, Vater. Es thut so wohl!"

„Unsinn! — Es ist aber nicht nur Marcels Ziege, sondern Marcel selbst, für den du Dummheiten machst."

„Ich möchte wohl wissen, womit?" rief Therese und richtete sich hoch auf.

„Nun, zum Beispiel mit den Blumen, die du auf seiner Mutter Grab trägst."

„Ich vernachlässige doch deshalb meiner Mutter Grab nicht!"

„Einerlei. Du machst dich auffällig damit, und die Leute reden darüber."

„Ueber etwas müssen sie immer schwätzen; laß sie reden!"

„Das will ich eben nicht. Glaubst doch nicht etwa, ich rechne es mir zur Ehre an, wenn die Klatschweiber überhaupt von meiner Tochter reden? Bedanke mich schön dafür, daß die Erbin vom Alisierhof, Therese Prenel, mit Marcel Auvernet zusammen genannt wird!"

Therese erzitterte.

„Ich hoffe nicht, daß man wagt, über uns etwas zu sagen!" rief sie aus.

„Man sagt — man sagt — daß er dir jeden Abend ein Ständchen bringt und du an deinem Fenster stehst und es anhörst. Ist das wahr?"

„Sind doch die Leute dumm! Ja, freilich spielt Marcel jeden Abend ein wenig für mich! Du hast ihm ja selbst schon mit zugehört!"

Felix Prenels Stirne verfinsterte sich. „Also die Blumen gesteht sie ein, die Ständchen auch. Ist ernster, als ich erst glauben wollte," dachte er, fuhr aber in freundlichem Tone fort:

„Nicht so laut, Kind. Hier schwätzt sich's recht gut, aber deshalb müssen wir nicht gerade schreien. Ich hab' noch Wichtigeres mit dir zu reden, Therese: für dich ist's jetzt Zeit zu heiraten."

„Heute?"

„Spaß beiseite. Du bist jetzt zwanzig Jahre alt, und ich denke, deine Aussteuer ist nunmehr fertig?"

„Ganz fertig," antwortete Therese lächelnd.

Man mag immerhin die kalte, stolze Therese Prenel sein — wenn von der Ausstattung gesprochen wird, so lächelt man doch!

„Fehlt also weiter nichts als der Bräutigam," fuhr Felix Prenel fort. „Lange werden wir nicht zu suchen brauchen. — Willst du François Roulier?"

„Nein, danke!"

„Nach unserem hat sein Vater das schönste Gut in der Gegend!"

„Danach frage ich nicht."

„Und doch bist du ein Bauernmädchen bis zu den Fingerspitzen hinaus — das ist das größte Kompliment, was ich dir machen kann. Einen feinen, jungen Herrn im schwarzen Frack willst du doch auch nicht? Keinen Notar oder Fabrikanten?"

„Der würde nicht wissen, was er mit mir anfangen sollte, und ich ebenso mit ihm!"

„Glaub's wohl! — Aber wen willst du eigentlich? — Da ist noch der Witwe Junot ihr Sohn. Der Herr Kaplan nennt ihn ‚einen interessanten, jungen Mann', weil er immer die Nase in die Bücher steckt. Das hat ihn so kurzsichtig gemacht, daß er Eulen ausstopft, Gras und Moos zusammenholt und es in graues Papier legt. Ist also ein Gelehrter. Willst du den?"

„Ich bin keine Gelehrte und hasse die ausgestopften Tiere!"

„Wen willst du denn? Die besten hab' ich dir jetzt der Reihe nach angeboten!"

Therese ließ lange auf eine Antwort warten, stieß mit dem Fuße ein kleines Steinchen die Stufen hinab, dann noch eins — und ein drittes, als wären es ebenso viele abgewiesene Freier.

„Ich will gar niemand, danke!" sagte sie endlich.

„Therese," sagte der Bauer und legte seine Hand auf ihren Arm, denn sie machte eine Bewegung, um sich zu erheben, „sag' mir, hast du irgendwo, nah oder fern — ich sage nicht eine Liebe, denn da bist du zu vernünftig — aber einen Vorzug?"

Er sah nicht, wie sehr Therese errötete, denn es wurde allmählich Nacht; an ihrem Arme fühlte er aber, daß ihr Körper leise zitterte.

„Ja, Vater, ich glaube; ich bin es aber nicht ganz sicher," antwortete sie mit Offenheit. „Laß mir nur Zeit, darüber nachzudenken."

„Denk' lieber nicht viel darüber nach, das taugt nichts für junge Mädchen," sagte er in gutmütigem Tone und stand auf.

Felix Prenel wußte jetzt, was er wissen wollte. Sein Entschluß war gefaßt. In seinem Stolze fühlte er sich so gedemütigt und gegen Therese so ergrimmt, daß er Marcel am liebsten gleich hundert Fuß tief in die Erde hineingestampft hätte. Ungeachtet des in ihm entfesselten Zornessturmes sagte er Therese ruhig Gutenacht, indem er hinzufügte, daß er müde sei und gleich zu Bett gehen wolle.

Das junge Mädchen begab sich ebenfalls bald darauf ins Haus. Sie stieg die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf, setzte sich neben ihr Bett, verbarg das Gesicht in das Kissen und weinte. Warum? Weil sie „nicht ganz sicher" war! Ihr Vater war mit seiner Frage entweder zu früh oder zu spät gekommen. Gestern hätte ihm Therese mit gutem Gewissen „nein" antworten können; heute nach der Scene beim Gewitter konnte sie es nicht mehr. „Ja" zu sagen kam ihr aber zu schwer an.

„Gewiß, ich liebe ihn. Er ist brav und gut und mutig. Sagte ich nicht erst neulich zu Alwine, ich glaubte jetzt einen Bruder zu haben? Das ist es aber nicht, was mein Vater ‚einen Vorzug' nennt!"

Die wegwerfende Art, mit der er „Therese Prenel und Marcel Auvernet" ausgesprochen, kam ihr wieder in den Sinn.

„Die zwei Namen klingen gut zusammen," dachte sie in der ehrlichen Weise, die den Grundzug ihres Charakters bildete. „Mein Name ist nur leider der

einer reichen Erbin. Wahrscheinlich ist es ja daher nicht, daß aus Therese Prenel Therese Auvernet werde, denn ich bin keine Königin, die sich zur Heirat anbieten darf, und Marcel wird nie wagen, seine Augen zu mir aufzuheben!"

Felix Prenel schlief schon lange. Sein Entschluß war ja gefaßt, da brauchte man sich nicht auch noch den Schlaf mit Aerger zu verscheuchen!

„Ah, sie weiß es noch nicht ganz sicher? Um so besser! Werde ihr auch gar nicht Zeit lassen, es sicher zu erfahren! Dieser unverschämte Kerl von Marcel soll aber aus dem Haus! Einen schweren Verlust macht es für mich aus, aber Therese soll ihn mittragen: ich geb' ihr ganz einfach 500 Franken weniger mit als Heiratsgut. Ich leid's einmal nicht, daß meine Tochter den bösen Mäulern zu reden gibt, nachdem sie zwanzig Jahre lang vernünftig gewesen ist. Und um wen zu reden? Um einen Träumer, einen Habenichts . . . („Hat er kein Geld, so ist's freilich nur, weil ich ihm nichts gelassen habe," mußte Felix Prenel denken.) Ist er aber ihre erste Liebe, so soll er auch die letzte sein; bis zum Herbst verheirate ich sie einfach. — Wie macht man's nur, Marcel ohne viel Aufhebens fortzuschicken? Ach was, kommt Zeit, kommt Rat. Gescheite Leute erfinden keine Vorwände, sie warten, bis es sich von selber macht, und dann erst fahren sie zu. Wird sich finden, was morgen sein muß."

Und damit schlief Felix Prenel beruhigt ein.

Fünftes Kapitel.

Therese empfand es am nächsten Morgen dankbar, daß ihr Vater ebenso gegen sie war als sonst. Nachdem ihr das halbe Geständnis ihrer Liebe entschlüpft war, erwartete sie, ihn in hellen Zorn geraten zu sehen, und dann hätte sie ihre Sache und ihr Recht schon verteidigen wollen. Er hütete sich aber wohl, ihr dazu Gelegenheit zu geben. Aus dem Sprichwort: „Durch Aussprechen lernt man sich verstehen" hatte er sich ein ganz anderes gemacht, das seinen Erfahrungen besser entsprach: „Je mehr man sich ausspricht, je weniger versteht man sich".

So hatte Therese nicht die Hilfe lebhaften Widerspruchs, um sich über ihre eigenen Gefühle ganz klar zu werden, und obwohl sie dies Problem den ganzen Tag beschäftigte, so war sie am Abend doch immer noch nicht „ganz sicher". Marcel war ihr so sorgfältig aus dem Wege gehalten worden, daß sie ihn nur beim Mittagessen gesehen hatte, wo sie kein Wort zu ihm sagen konnte. Uebrigens würde sie selbst vermieden haben, ihm zu begegnen, denn ihre gewohnte Zurückhaltung ließ ihr heute das spontane Flüchten an Marcels Seite als so unbegreiflich erscheinen, daß sie darüber errötete.

Der Tag verging langsam und einförmig. Der Himmel hatte sich von neuem umzogen und es regnete nicht in Strömen wie gestern, aber auf die langsame, gleichmäßige Art, die meist tagelang anzuhalten pflegt.

„Morgen wird's noch gerade so sein," sagte Felix Prenel, indem er an das Barometer klopfte, welches trotz dieser freundschaftlichen Ermunterung von seiten des Bauern sich durchaus nicht zum Steigen herbeiließ. „Daß die Leute ja nicht weiter mähen, Alfons; du läßt sie morgen gründlich ausbessern, was an Werkzeugen zerbrochen ist. Ich will die zwei Kälber zum Metzger bringen. Marcel nehme ich mit. Sorge dafür, daß der Wagen morgen früh bei guter Zeit bereit ist und weder an Netz noch an Stricken etwas fehlt."

Es war nicht die allergeringste Notwendigkeit dazu vorhanden, Marcel auf dieser Fahrt mitzunehmen; Felix Prenel hielt dies aber für die sicherste Art, ihn wenigstens für die Dauer seiner Abwesenheit unschädlich zu machen.

Obgleich es am nächsten Morgen Bindfaden regnete, bestiegen die beiden frühzeitig den Wagen, auf welchem sich die beiden dem Tode geweihten Kälber bereits befanden und unter der Plane hervor, die ihnen als Schirm dienen sollte, kläglich in den Regen hinausstarrten.

Die kleine Stadt, in welcher Felix Prenel die meisten Erzeugnisse seines Gutes absetzte, war zwei Stunden von demselben entfernt. Während der ganzen Fahrt wechselten Herr und Knecht nicht ein einziges Wort miteinander. Marcel fühlte sich so müde und zerschlagen; er bemerkte die Seitenblicke wohl, die sein Herr ihm ab und zu mit einem Ausdruck zuwarf, der mehr bedeutete als nur üble Laune. Im Bewußtsein treugethaner Arbeit zerbrach er sich aber nicht weiter den Kopf darüber. In große Tuchmäntel eingehüllt, trotzten die beiden Männer dem Regen und begnügten sich damit, von Zeit zu Zeit ihre Filzhüte abzuschütteln, von deren breiten Rändern es wie von kleinen Dachrinnen rieselte.

An ihrem Bestimmungsorte angekommen, begaben sie sich zuerst zum Fleischer und dann in das Gasthaus, in welchem Felix Prenel ausspannte.

„Komm," richtete er jetzt das Wort zum erstenmal an Marcel, „wir wollen ein Glas trinken und uns trocknen."

Dabei trat er in das große Gastzimmer des Erdgeschosses. Man brachte ihm einen Schoppen Rotwein, den er mit Marcel teilte; er war ein sehr mäßiger Mann und rühmte sich, in dreißig Jahren nur einmal etwas im Kopfe gehabt, dabei aber auch den einzigen schlechten Handel in seinem Leben abgeschlossen zu haben. Jetzt betrachtete er sich Marcel mit Ingrimm und schlürfte seinen Wein dazu in kleinen Schlücken.

„Morgen kriegt er den Laufpaß," dachte er. „Was kann ich aber dagegen thun, wenn es ihm einfällt, in der Nachbarschaft zu bleiben und um den Alisierhof herumzustreichen? Eine wahre Last ist dieser Marcel, hol' ihn der Teufel! Kann sehen, wie ich ihn loswerde; sitzt fest an mir wie eine Klette!"

Er stand auf und suchte Zündhölzchen, um die zu sparen, die er in der Tasche trug. Während er seine Pfeife in Brand setzte, fielen seine Blicke auf einen großen Anschlagzettel an der Wand, den er mechanisch zu lesen anfing.

„Heute abend um acht Uhr wird im großen Saale des Hotels ein Vokal- und Instrumentalkonzert stattfinden, gegeben von der soeben aus Paris kommenden berühmten Harmoniegesellschaft, welche sich auf ausdrückliches Verlangen S. M. des Zaren nach St.

Petersburg begibt. Repertoir ebenso neu als reichhaltig. Nationalkostüme. Mademoiselle Florella, wohlbekannt unter dem Namen der reizenden Andalusierin, wird die Ehre haben, zum erstenmal vor dem geschätzten Publikum dieser Stadt zu erscheinen. Monsieur Bartoldi, der brillante neapolitanische Tenor, sowie andere eminente Künstler haben sich aus allen Teilen Europas um den Direktor geschart. Dieser selbst wird unter Mitwirkung seiner drei Söhne einige Konzertstücke zur Aufführung bringen, welche die Auswahl des Besten aus der klassischen und modernen Musik bieten."

Unter dem nun folgenden Programm stand der Name des ehrenwerten Direktors: Amédée Delalyre.

Felix Prenel hatte das Plakat längst zu Ende gelesen und doch wandte er die Augen nicht davon ab, als wollte er es auswendig lernen. Plötzlich kehrte er sich nach Marcel um, hieß ihn dableiben, bis er wiederkehre und verließ das Zimmer.

Ueber den Vorplatz ging eben ein Stubenmädchen, das er sogleich fragte, ob dieser Herr Delalyre hier im Hause logiere.

„Warum?" war die vorsichtige Antwort der jungen, klugen Person.

„Ich frage, ob er hier wohnt?"

„Ja."

„Wo?"

„Soll ich Sie anmelden?"

„Meinetwegen."

„Also welchen Namen soll ich ihm dann sagen?"

„Welchen Namen? Herr Delalyre kennt mich noch nicht, wird also nicht viel gescheiter sein als vorher, wenn er meinen Namen hört!"

„Ich werde ihm also einen groben, alten Bauer anmelden und hoffe, daß ihm die Thür vor der Nase zugeschlagen wird," murrte sie, indem sie die Treppe hinaufstieg.

Felix Prenel folgte ihr auf dem Fuße, und als sie im dritten Stock in ein Zimmer trat, hielt er sich so nahe an der Thür, daß er hören konnte, wie sie sich ihres Auftrags entledigte.

„Was gibt es?" rief ihr eine männliche Stimme entgegen.

„Ein Mann verlangt Sie zu sprechen."

„So führe ihn herein, mein schönes Kind."

Weiterer Einladung bedurfte es für Felix Prenel nicht; er öffnete die Thür, blieb aber erstaunt auf der Schwelle stehen.

Ein Herr, der etwa ein Fünfziger sein mochte und in einen großgemusterten türkischen Schlafrock gehüllt war, saß in der Attitüde eines Schneiders auf seinem Bette und war damit beschäftigt, die abgeschabten Nähte eines halben Dutzends von Fräcken, die um ihn her ausgebreitet lagen, mit Druckerschwärze zu bestreichen.

„Treten Sie ein, mein Herr, bitte, treten Sie ein! Ich stehe sogleich zu Ihren Diensten. Nur noch eine Minute gestatten Sie mir, um auszubessern, ‚was der Zahn der Zeit unerbittlich benagt hat'! — — Nun ist es geschehen! — Darf ich fragen, was mir die Ehre verschafft?"

Dabei richtete sich Monsieur Delalyre mit dem Oberkörper auf und drapierte sich mit seinem Schlafrock, der Würde eines Sultans entsprechend, der dem ungläubigen Gesandten eines fremden Hofes Audienz gewährt.

Felix Prenel war verlegen und fragte sich, ob sich dieser Herr nicht über ihn lustig mache.

„Herr," fing er endlich an, „ich hab' unten im Gastzimmer gelesen, daß Sie der Direktor einer Truppe von . . . Künstlern sind — nicht wahr, so heißt das Wort? Und da komme ich, Ihnen einen anzubieten."

„Ah! Sehr wohl! Nehmen Sie Platz, mein lieber Herr! Bitte, keine Komplimente!"

In großer Lebhaftigkeit war er dabei von seinem Bette herabgehüpft, warf einen Haufen Zeitungen vom Stuhle auf den Fußboden herab und lud Felix Prenel zum Niedersitzen ein. Er selbst schwang sich auf einen Koffer, dessen hochgewölbter Deckel ein schwer zu behauptender Ruheplatz sein mochte.

„Wir sagten also, mein Herr?"

Die Zwanglosigkeit des Direktors brachte Felix Prenel ganz aus seiner gewohnten Sicherheit.

„Noch sagten wir gar nicht viel," antwortete er und bemühte sich, seine Gedanken zu sammeln. „Ich habe da einen jungen Menschen bei mir, der ein ziemlich guter Musiker ist, das heißt sogar ein sehr guter, ausgezeichneter. Er braucht eine Veränderung, und da dachte ich, Sie könnten ihn eine Zeitlang mit sich auf die Reise nehmen."

„Ist es Ihr Sohn?"

„Nein, es ist . . . ein Pflegebefohlener."

„Ah! Wohl. Sehr wohl! Und was für ein Instrument spielt er?"

„Die Flöte."

In dieser einfachen Antwort mußte etwas sehr Frappierendes für den Direktor liegen, denn er sprang mit einem Satz von seinem Koffer herab.

„Edgar!" rief er.

Die Thür des anstoßenden Zimmers öffnete sich sofort, und der Träger dieses romantischen Namens zeigte sich auf der Schwelle. Es war ein kleiner, junger Mann, blaß und mit hohlen Wangen, der eben seine Krawatte mit einem so melancholischen Gesicht knüpfte, als beabsichtigte er, sich vermittelst dieses unschuldigen Toilettenartikels ins Jenseits zu befördern.

„Was wünschest du, Papa?" fragte er und fixierte den frühen Besucher mit seinen matten Augen.

„In der That, ich weiß nicht, warum ich dich eigentlich rief, Edgar. Ich habe wohl nur laut gedacht; das ist alles, mein Sohn."

„Das passiert dir oft, Papa."

Und der kleine, bleiche, junge Mann kehrte darauf in sein Zimmer zurück.

„Dies ist mein Erstgeborener, der Stern unseres Quartetts," fuhr Herr Delalyre mit gedämpfter Stimme fort. „Er ist ein wahres Genie, aber der starke Geist zehrt den schwachen Körper auf. Sie sehen, daß ihm die Schwindsucht droht. Er brauchte Ruhe und das milde Klima des Südens, während wir armen Nomaden nach St. Petersburg ziehen, da der Kaiser aller Reußen geruht hat, diesen Wunsch auszusprechen, den als Befehl zu betrachten wir uns zur hohen Ehre rechnen. Durch Edgars Leiden ist unser Quartett zerrissen. Der

Arzt verlangt auch, daß er das Spielen von Blasinstrumenten ganz aufgibt, da diese seine Respirationsorgane zu stark angreifen."

Felix Prenel fing an, ungeduldig zu werden; sobald daher der mitteilsame kleine Herr Atem schöpfte, beeilte er sich zu sagen:

„Herr Direktor, Sie sind ein Freund von langen Worten und ich von kurzen. Also jedem sein Teil. Ich möchte, daß wir uns über den jungen Musikanten einigen."

Und als wollte er den Vorteil benutzen, dem geschwätzigen Direktor gegenüber überhaupt zum Reden gekommen zu sein, fuhr er sogleich fort:

„Ist's Ihnen also recht, ihn für ein paar Monate mitzunehmen? Ich wünsche, daß er etwas von der Welt sieht; es wäre gut für ihn. Ein wenig querköpfig ist er in manchen Sachen, aber dafür spielt er so gut, als Sie es nur wünschen können."

„Führen Sie mir ihn zu, damit ich ihn hören kann," antwortete der Direktor, der in wichtigen Momenten auch kurz sein konnte.

„Geben Sie mir erst Ihr Wort, daß Sie ihn nehmen wollen, wenn Sie seine Musik irgend brauchbar finden. Ich will ihm das alles nicht so auseinandersetzen, wissen Sie, sonst kommt man zu keinem Ende mit ihm."

„Ist er mündig?"

„Wird nächstens einundzwanzig und geht aus freien Stücken gern mit Ihnen."

„Welche Entschädigung verlangen Sie für ihn?"

Um ein Haar hätte Felix Prenel geantwortet „gar keine", so sehr lag ihm daran, Marcel loszuwerden. Er besann sich aber eines Besseren.

„Hundert Franken zahlen Sie mir jetzt, damit ich die Rückreisekosten habe, wenn sich's etwa nicht für lange machen sollte, und hundert Franken geben sie ihm selber nach drei Monaten."

„Schön! Wir wollen das auf Stempelpapier schreiben. Ach, ich vergesse! In der Schweiz haben sie ja kein Stempelpapier! Ja, die Freiheit, mein Herr, die Freiheit!"

„So? Glauben Sie etwa, wir hätten dafür nicht Zölle und schwere Abgaben und Steuern?"

„Die müssen auch sein, mein lieber Herr! Wie sollte denn sonst das Gouvernement bestehen? Doch lassen Sie uns nicht auf die Politik kommen, gehen Sie lieber und holen Sie Ihr Phänomen herbei!"

Felix Prenel stieg eilig die Treppen wieder hinab und fand Marcel gehorsam noch an derselben Stelle sitzen. Sein Feldzugsplan war fertig. Er nahm den jungen Mann am Arme und führte ihn in eine tiefe Fensternische, wo man sprechen konnte, ohne gehört oder gestört zu werden.

„Marcel!" begann Felix Prenel in einem feierlichen und doch so herzlichen Tone, daß jener verwundert aufschaute. „Hast wohl seither gemerkt, daß mir was im Kopf herumgeht, das mich verdrießt, ja bekümmert. Willst du wissen was? Meine Tochter Therese ist gut gegen dich gewesen. Du bist ihr dankbar dafür und hast das wohl ein wenig zu sehr gezeigt, denn die Leute haben's gemerkt. Sie reden von weiter nichts als von dir, sagen wohl auch viel, was gar nicht wahr ist, denn ich kenne meine Therese! Genug, du hast sie ins Gerede gebracht. Verstehst du?"

„Ja, ich glaube," antwortete Marcel wie im Traume.

Marcel fügte kein Wort zu seiner Verteidigung hinzu, denn er fühlte sich schuldig. Hatte er im Geiste nicht oft genug versucht, die Schranke zu übersteigen, die ihn, den armen Knecht, von der reichen Herrentochter trennte? Ja, war er nicht nahe daran gewesen, sie an jenem Gewitternachmittage zu umarmen und ihr alles zu sagen, was sein Herz erfüllte? Da er immer noch schweigend und mit gesenktem Kopfe dastand, fuhr Felix Prenel fort:

„Ja, ja, Marcel; 's ist ein großer Kummer und eine Schande für mich. Therese sagt nichts — du weißt, wie stolz sie ist. Aber sie fühlt sich deinetwegen gedemütigt, zum erstenmal in ihrem Leben gedemütigt."

„Gedemütigt?" wiederholte Marcel, „darum, daß ich durchs Wasser und Feuer für sie ginge? Deshalb braucht sich kein Mensch auf der Welt gedemütigt zu fühlen."

„Keine Zeit jetzt zum Haarspalten," unterbrach ihn der Bauer. „Was ich dir sagen will, ist dies: für das Leid, das du ihr zugefügt hast, gibt's nur ein Mittel zum Gutmachen; du mußt für eine Zeit fort aus dem Haus und fort aus dem Land."

„Herr!" rief Marcel flehend aus.

„Mach' keinen Lärm, man hört uns sonst."

„Was kümmert mich das! Ich will nimmer mit Fräulein Therese reden, will ihr überall aus dem Weg gehen, aber schickt mich nicht fort, Herr! Ich war vorher nur ein armer, verlassener Mensch, nach dem niemand gefragt hat — Ihr wißt es ja, Meister! Aber Ihr wißt nicht, wie unglücklich ich war! Sie hat erst einen richtigen Menschen aus mir gemacht. Soll ich sie nimmer sehen, so glaub' ich, ich muß wieder werden, was ich vorher war!"

„Glaub's nicht; kein Hühnchen kann wieder in seine Eierschale hineinkriechen, wenn's auch wollte. Sei also vernünftig, Marcel. Hätte dir gar nicht zugetraut, daß du an niemand weiter denkst als an dich selber! Vergiltst du so, was Therese an dir gethan hat? Gingst du für ein paar Monate fort, recht weit fort, so könntest du ihr viel Kümmernis ersparen. Willst du aber nicht — gut, so bleibe da. Dann wirst du sie weinen sehen, das Gerede der Leute wird noch ärger werden, und wir alle miteinander werden den Tag verfluchen, an dem du in unser Haus gekommen bist."

Felix Prenel hatte sich in eine Heftigkeit hineingeredet, die halb wahr, halb erkünstelt war; es dürfte für ihn selbst schwer gewesen sein zu sagen, wo seine Rolle anfing.

„Du wirst sie weinen sehen" — diese Worte hatten den armen Marcel bis ins Herz getroffen.

„Ihr habt recht, Herr," sagte er nach einigen Augenblicken inneren Kampfes. „Ich habe freilich nur an mich gedacht; jetzt will ich thun, was Ihr von mir verlangt."

Und sein Gesicht nahm den Ausdruck stumpfer Gleichgültigkeit an, der es früher verdüstert hatte.

„Der Sieg ist gewonnen", sagte sich Felix Prenel, hütete sich aber, eine triumphierende Miene zu zeigen.

„Mein armer Junge, du wirst mir fehlen," sagte er. „Aber wir werden uns wiedersehen, deine Bußzeit wird nicht ewig dauern."

„Also darf ich wiederkommen?" rief Marcel.

„Ja freilich!" (Halt, dachte er, wann sag' ich gleich? Bis zum Herbst muß Therese verheiratet sein, also . . .) „Komm im Frühjahr wieder, Marcel. Bis dahin werden die bösen Mäuler hoffentlich was anderes zu reden gefunden haben. Im April oder Mai nehm' ich dich recht gern wieder, ich geb' dir mein Ehrenwort darauf."

„Euer Ehrenwort? Welches?"

„Das allerbeste," antwortete Felix Prenel, der so froh war, Marcel herumgebracht zu haben, daß er seine Frage gar nicht übelnahm. „Marcel, du weißt aber noch gar nicht, daß ich schon eine andere Stelle für dich habe! Sollst nicht auf der Straße liegen bleiben, wenn du von mir fortgehst!"

„Das ist mir einerlei!"

„Mir aber nicht! Willst du bis zum Frühjahr leben bleiben und wiederkommen, mußt du alle Tage essen und trinken! Jetzt hör' zu!"

Und mit wenigen Worten machte er ihm klar, welche Pläne er mit ihm habe und wie bereit Monsieur Delalyre sei, darauf einzugehen.

„Du kommst in feine Gesellschaft, hörst Musik vom Morgen bis zum Abend und siehst die Welt, ohne daß es dich etwas kostet. Besser kann man sich's wahrlich nicht wünschen."

Marcel schien ihn nicht zu hören.

„Stehst du nicht da wie ein Stock?" rief der Herr, ungeduldig werdend. — „Willigst du ein?"

„Mir ist alles gleich, ich will thun, was Ihr verlangt," wiederholte er.

„Gut; so komm mit hinauf. Dein Direktor will dich sehen und hören. Hast du die Flöte mit?"

„Nein."

„Thut nichts; sie werden dir wohl eine leihen können, denk' ich. Deshalb können wir immer hinaufgehen."

Marcel folgte seinem Meister die drei Treppen hinauf und trat nach ihm in das Zimmer, das ihnen artig geöffnet wurde, ein, ohne recht zu wissen, was mit ihm vorging. Er litt innerlich, das war alles, was ihm klar war.

„Nun, da bringen Sie ja unseren jungen Dilettanten!" rief der liebenswürdige Direktor, der inzwischen den Schlafrock mit einem ceremonielleren Anzug vertauscht hatte. „Bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr . . . verzeihen Sie, ich erinnere mich Ihres Namens nicht mehr ganz sicher."

„Marcel Auvernet," antwortete der Bauer für diesen.

„Marcel, das ist ja völlig chic, das wird sich sehr gut auf dem Programme ausnehmen! Aber unser junger Freund sieht gar nicht sehr froh aus, er ist beinahe so melancholisch wie mein Edgar."

„Abschiedsschmerz, wissen Sie. In ein paar Tagen ist das vorbei."

„Gehen Sie auch ganz freiwillig und gern mit uns, junger Mann? Wir würden glücklich sein, ein fröhlicheres Gesicht an Ihnen zu sehen, wenn es möglich wäre."

Dabei nahm er die Hand des Betrübten in herzlicher Güte und suchte mit seinen lebhaften Augen Marcels Blick zu begegnen.

„Geben Sie uns eine Probe Ihres Talents! Uebrigens ist ja auch noch gar keine Entscheidung getroffen," sagte der kleine Herr so freundlich, als wolle er Marcel das noch offene Ausgangsthürchen zum Troste zeigen.

„Ich habe meine Flöte nicht mit hier," entschloß sich Marcel endlich zu sagen.

„O, dem Mangel ist abzuhelfen!" Und dabei öffnete der Direktor schon einen Kasten, in welchem Instrumente aller Art wohlverwahrt nebeneinanderlagen.

„Sie sehen, unser Arsenal ist in gutem Stande," fuhr er fort, indem er die Teile einer feinen Ebenholzflöte zusammenschraubte. „Wollte Gott, es gäbe keine anderen Arsenale, als solche in Europa! Ich bin für den Frieden, mein Herr, und Sie?"

Es war bequem, daß der Direktor die Antwort auf seine Fragen niemals abwartete. Er setzte seine Fragezeichen aus purer Höflichkeit und verlangte gar nicht, daß man dieselben beachte.

„Hier, junger Freund," fuhr er fort, Marcel ein Blatt aus einer Partitur hinreichend, welche mit sehr schöner Schrift kopiert war. „Lesen Sie mir dies, es ist nicht schwer."

„Notenschrift kann ich nicht lesen, Herr Direktor," sagte Marcel offen.

Seltsam! ihm, dem Schweigsamen, fing der redselige Mann an sympathisch zu werden.

„Wie? Aber die Noten kennen Sie doch wohl?"

„In der Schule habe ich sie gelernt, aber das ist schon lange her. Die vielen kleinen Dinger da und die Haken und Striche durcheinander verschwimmen mir aber vor den Augen, das macht mich ganz verwirrt."

Ein Moment peinlichen Schweigens trat ein, während welchem sich Felix Prenel zusammennehmen mußte, um seinen aufwallenden Zorn über Marcel zu bemeistern, der ihm zuguterletzt noch alles verderben zu wollen schien!

„Was spielen Sie denn eigentlich?"

„Was mir in den Sinn kommt."

„Ah! Sehr wohl! Sehr wohl!" sagte der Direktor langsam. „Jetzt verstehe ich. — Spielen Sie, mein Kind!"

Und ohne anderweitige Versicherung fühlte Marcel plötzlich, daß er wirklich verstanden, begriffen werde.

Er spielte den einfachen Tanz und die von ihm darüber komponierten Variationen, welche er an jenem ersten Abend auf dem Alisierhofe gespielt. Therese hatte diese Melodien zuerst gehört und liebte sie; sie jetzt wiederholen, hieß für ihn, an sie denken. Und für den Augenblick vergaß Marcel seinen Kummer so vollständig, daß es ihm war, als sei er wirklich droben unter den Haselbüschen, daher spielte er auch wie dort oben.

Ohne daß er es bemerkte, öffneten sich die Thüren der beiden anstoßenden Zimmer ein wenig. Man sah

niemand, als aber der letzte Ton verklang, erscholl von beiden Seiten ein lebhaftes Beifallklatschen, in das der Direktor mit Enthusiasmus einstimmte.

„Wäre unsere Bekanntschaft nicht so neuen Datums, bäte ich um die Erlaubnis, Sie umarmen zu dürfen!“ rief er aus. „Sie können keine Noten lesen? Was thut das? Dafür können Sie, was sich weder lehren noch lernen läßt! Ihr Fingersatz ist nicht regelrecht, aber dafür haben Sie eine Sicherheit im Rhythmus, eine Reinheit, eine Weichheit des Ausdruckes, eine Originalität! Unser gewöhnliches Publikum wird leider diese Eigenschaften nicht zu schätzen wissen, aber wir wollen Sie schon höher steigen machen! — Das ist einmal meine Bestimmung,“ fuhr der Direktor mit einem Anflug von Melancholie fort, „ich habe vielen schon zum Piedestal gedient! — Edgar, Flora, Conradin, Raoul! Kommt doch herein, Kinder!“

Wie auf dem Theater öffneten sich gleichzeitig die Thüren, und drei junge Leute von der einen und ihre Fräulein Schwester von der anderen Seite überschwemmten das väterliche kleine Zimmer. Erstaunt blieben sie stehen, als sie bemerkten, daß der junge Mann, der die Wunderflöte noch in der Hand hielt, eine blaue Bluse und grobes Schuhwerk trug.

„Dies ist ein junger Landmann, ein ungeschliffener Diamant, ein . . . Edgar, mein Sohn, du stehst im Zuge!“

Dieser feierliche und zugleich joviale Direktor war zweifelsohne nur ein fahrender Künstler, ein gestrandeter Konservatorist, der durch allzuvieles Sichgehenlassen sein Leben verfehlt hatte; er war aber ein braver Mann und Musiker mit Leib und Seele. Er liebte seine Kinder, die ihn von Herzen wieder liebten. „Wir fünf halten treulich zusammen,“ pflegte er zu sagen. Marcel hätte in schlimmere Hände als diese fallen können.

„Macht Bekanntschaft!“ rief er und schob seine Kinder alle auf einmal in die Mitte des Zimmers hinein. „Ich will indessen das Geschäftliche regeln.“

Er trat an einen alten Sekretär, dessen schlechtschließendes Schloß Dieben keinen großen Widerstand hätte zu leisten vermögen.

„Ich werde sofort unseren Kontrakt in Ordnung bringen.“

Und mit offenbar kundiger Hand schrieb er einige wenige Zeilen nieder, fertigte ein Duplikat aus, datierte, untersiegelte und unterschrieb es und legte beides Marcel vor, damit er seinen Namen daruntersetze.

„Nicht wahr, Sie treten auch ganz aus freiem Willen mit uns in Verbindung?“ fragte der Direktor und legte seine Hand auf Marcels Schulter. „Wir wollen suchen, Ihnen unsere Gesellschaft so angenehm als möglich zu machen, werden Ihnen Musikunterricht geben und Ihnen den Fingersatz bald beibringen!“

„Jetzt geh' ich aber mit Euch,“ wandte sich Marcel an seinen Herrn. „Ich muß doch meine Kleider und Wäsche und alle meine Sachen holen!“

„Die schickt man dir bis heute abend,“ antwortete Felix Prenel in einem Tone, der keinen Widerspruch aufkommen ließ. „Für dich ist's viel besser, jetzt gleich dazubleiben. Du weißt auch, warum, nicht?“

Marcel senkte den Kopf; das Schmerzgefühl, das er vorhin empfunden, kam mit erneuter Stärke über ihn.

„Wenn Alwine meine Sachen zusammenpackt, so sagt ihr, daß sie ja mein Gebetbuch nicht vergißt; es liegt auf dem Eckbrett am Fenster.“

Denjenigen, denen Marcels Bitte erbaulich scheinen möchte, muß ich aber eingestehen, daß es ihm nicht so sehr um das Gebetbuch, als um ein Epheublatt zu thun war, das darin lag.

„Gut; dein Auftrag soll nicht vergessen werden,“ antwortete der Bauer. „Adieu, mein Bursch! Wenn du im Frühjahr wieder kommst, sollst du uns also schön willkommen sein. Hier wird dir's derweil nicht schlecht gehen.“

Er streckte Marcel die Hand hin, was dieser aber nicht zu bemerken schien.

„Lebt wohl, Meister,“ sagte er und wandte sich ab.

Die Zeugen dieses wenig liebevollen Abschieds warfen sich erstaunte Blicke zu.

„Nehmt Marcel mit in euer Zimmer und laßt ihn ein wenig allein,“ flüsterte Amédée Delalyre seinen Söhnen zu, und mit einer Verbeugung zu Felix Prenel gewandt, fuhr er fort:

„Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich mir die Ehre gebe, Sie hinauszubegleiten,“ und dabei öffnete er die Thür weit. „Wenn Sie heute abend unseres Freundes Garderobe senden, werde ich Ihrem Boten die Summe einhändigen, die wir stipuliert haben. Adieu, mein Herr, ich bin Ihnen in der That sehr verbunden!“ —

Felix Prenel ging und wähnte, sich im siebenten Himmel zu befinden.

„Einen argen Krawall wird's schon geben, wenn ich heimkomm'; obwohl man sich bei Therese nicht viel über dergleichen beklagen kann. Wär' mir auch gleich, bin ich doch Marcel losgeworden!“

Armer Marcel! Allein in dem großen Zimmer, wo hunderterlei seltsame Dinge auf Tischen, Stühlen und dem Fußboden umherlagen, wo alles das abenteuerliche Wanderleben der Bewohner verriet, da saß Marcel in Schmerz versunken und verbarg sein Gesicht in beiden Händen.

Um Theresens willen verließ er jetzt alles, was ihm je teuer gewesen, das kleine Fleckchen Erde, auf dem er aufgewachsen war, den Wald, *seinen* Wald, in dem er jeden Pfad, ja, fast jeden Baum kannte, das Dorf mit der kleinen Kirche und dem stillen Friedhofe, und alle Gewohnheiten, die zwanzig lange Jahre in ihm gebildet hatten. Therese, seinen Augentrost, den er mit der Verehrung eines Kindes und mit der Leidenschaft des starken Mannes liebte, hatte er am frühen Morgen zum letzten Mal gesehen. Marcel fühlte sich „entwurzelt“. Kein Ausdruck könnte besser das schneidende Weh bezeichnen, das er empfand. Es sollte also wieder einsam um ihn werden. Man hatte ihn nur aus der Verlassenheit gezogen, um ihn wieder in dieselbe zurückzustoßen.

Marcel maß niemand Schuld bei, als sich selbst. Er hatte sich erkühnt, seine Augen zu Therese aufzuheben — dafür mußte er sie nun verlieren.

Lange, lange saß Marcel regungslos in der tiefen

Fensternische, in welche er sich geflüchtet, um seinen Kummer vor aller Augen zu verbergen. Ohne daß er es bemerkt hatte, war die Thür zwei- oder dreimal leise auf- und wieder zugemacht worden. Endlich aber kam jemand herein.

Es war Edgard Delalyre, dessen melancholisches Gesicht nicht sehr wie das eines Trösters aussah.

„Das Leben ist hart, nicht wahr?“ sagte er leise und mit einem tiefen Seufzer, indem er zu Marcel in die Nische trat. „Ich forsche nicht, ob es möglich ist, daß Sie Kummer haben, da Sie doch Gesundheit und Talent besitzen. Ich habe weder das eine, noch das andere, darum sage ich, das Leben ist hart. Ich weiß, was es heißt, zu leiden, darum thut es mir wirklich sehr leid für Sie.“

Diese Worte waren in bezug auf Beredsamkeit nichts weniger als merkwürdig; ja, sie waren sogar ziemlich unzusammenhängend; dennoch thaten sie Marcel wohl, und er erhob den Kopf.

„Ich werde gleich mutiger sein; wissen Sie, es ist nur im Anfang, daß es so hart ist.“

Die Stimme versagte ihm, und er machte eine gewaltsame Anstrengung, die aufsteigende Bewegung niederzukämpfen.

Edgar that keine einzige Frage, fuhr aber in herzlichem Mitleid fort: „Vielleicht thäte es Ihnen gut, wenn Sie versuchten, an etwas anderes zu denken? Soll ich Ihnen Ihre erste Musikstunde geben? Sie verstehen mehr davon als ich, denn Sie sind ein geborener Künstler. Aber ein bißchen Theorie kann ich Ihnen schon lehren.“

Marcels Gedanken waren freilich weit weg, doch wollte er dies freundliche Anerbieten nicht abschlagen. Er betrachtete das Notenblatt, das ihm Edgar vorlegte, hörte seine Erklärungen, und es dauerte nicht lange, so fingen diese an, ihn zu interessieren. Nach einer Viertelstunde las er fast ohne Anstoß einen Takt nach dem anderen, denn sein außerordentliches Gefühl für Harmonie ließ ihn das Kommende auf dem Instrumente sicher ahnend bestimmen, ehe noch die Augen mit dem sichtbaren Zeichen dafür auf dem Papiere vertraut waren. Edgar war entzückt von seinem Schüler.

„Es dauert keine acht Tage, so können Sie in unserem Quartett mitspielen! Dasselbe gewinnt, wenn Sie an meine Stelle treten, denn ich habe niemals genug Atem gehabt. O,“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß Marcel über die kurze Frist erschrak, „lassen Sie sich nicht bange sein, wir werden Sie nicht in die gelehrte Musik stürzen! Die wäre nicht angewandt bei einem Publikum, wie wir es für gewöhnlich haben — ein Publikum, das während des Konzerts Domino oder Karten spielt und Absinth trinkt! Ein paar Quadrillen und zwei oder drei Ouverturen sind ausreichend für das, was man auf dem Programm ‚das Vorzüglichste aus der modernen Musik‘ nennt. Meine Schwester singt den ‚Maultiertreiber von Sevilla‘, und obschon man sie die reizende Andalusierin nennt, hat sie doch auch einige Tirolerlieder auf ihrem Repertoir. Signor Bartoldi, unser Tenor, ist gerade so sehr Italiener, als meine Schwester Andalusierin. — Wir leben von der Reklame, sehen Sie.“

Edgar hatte kein frohes Gemüt; das ist auch schwer von einem armen Jungen zu verlangen, dem die Schwindsucht ein leidensvolles Leben bereitet!

Marcel betrachtete ihn mit der Sympathie, die schnell bei Menschen erweckt ist, welche selbst leiden.

„Wir sind alle zwei nicht sehr glücklich,“ sagte er. „Aber wir sind Männer, wir wollen wieder Mut fassen.“

Und es kam ihm ein Lächeln an, als es ihm bewußt ward, daß er jetzt der Tröstende sei.

Um zwölf Uhr, zu der Zeit, wo man auf dem Alisierhofe zu Mittag aß, stieg Marcel mit seinen neuen Gefährten hinab in den Speisesaal, um zu frühstücken. Er konnte aber nichts herunterbringen. Diese Table d'hote mit unechtem Krystall und imitiertem Silberzeug schüchterte ihn ein. Er mußte an die große Küche denken, in der er noch gestern um diese Zeit gesessen, an den langen Tisch mit dem groben Tischtuch, das aber viel reiner war als das, was jetzt vor ihm lag, an den großen, braunen Geschirrschrank mit den glänzenden Zinntellern, an die lustigen Kameraden, die einen so herrlichen Appetit mitbrachten! Auch sagte er sich, daß er mit seinem sonnenverbrannten Gesichte, seiner blauen Leinenbluse, seinen groben Arbeitshänden gegen die übrige Gesellschaft sehr abstechen müsse, die, wenn auch nicht gerade distinguiert, so doch in Kleidung und Manieren städtisch war.

Jedoch fiel es niemand ein, Marcel durch herablassenden Ton oder Beschützermienen zu demütigen. Die Künstler sind in diesem Punkte großherziger als andere Sterbliche. In ihrem Leben, das meist nicht lange eine bleibende Stätte kennt, sehen sie die Welt im Vogelfluge, daher dünken ihnen die Schranken der Kasten weder so hoch, noch so geheiligt, als die chinesische Mauer. Ueberdies, da sie selbst vom Talent leben, wissen sie dasselbe auch an anderen zu schätzen, gleichviel, ob es ihnen in der Leinwandbluse oder im schwarzen Frack mit einem Bändchen im Knopfloch entgegenträte.

Außerdem hatten Amédée Delalyre und seine Kinder das Herz auf dem rechten Flecke; da sie sahen, daß Marcel ganz niedergeschlagen war, kamen sie ihm mit viel Herzlichkeit, ja, mit einer gewissen Delikatesse entgegen. Daher fühlte sich Marcel bald weniger bedrückt unter ihnen.

Man sprach von Musik. Diese fesselte Marcel stets, er fühlte sich aber beschämt durch seine Unwissenheit.

„Wie schade, daß wir jetzt eben erst von Paris kommen,“ sagte der Direktor, „ich würde mir eine Freude daraus gemacht haben, Sie in die Oper zu führen. Nun, es thut nichts, später kehren wir doch dahin zurück.“

„Wenn wir von St. Petersburg kommen?“ fragte Marcel.

Alle fingen an zu lachen.

„Unser junger Freund glaubt an die Druckerschwärze! rief Amédée Delalyre. „Er glaubt, was auf dem Programm steht! Zerstören wir seine naiven Anschauungen nicht, er wird sie ohnehin bald genug verlieren!“

Marcel mußte an Edgars Wort denken: „Wir

leben von der Reklame". Er betrachtete die schöne Andalusierin, die recht wohl den Fuß einer Spanierin hatte, aber deren Gesicht dem einer Pariserin so ähnlich als möglich war; der Signor Bartoldi vergaß manchmal seinen italienischen Accent und fiel in den der Franche Comté und zwar so sehr, daß man ihn für einen echten Sohn jener Gegend hätte halten mögen. Trotz seiner natürlichen Schüchternheit und seines Kummers fühlte sich Marcel von solchen Beobachtungen ergötzt; er liebte es, stillschweigend zu beobachten und ging nicht leicht dabei fehl.

Nachmittags gab ihm Edgar eine zweite Musikstunde. Er wurde freundlich aufgefordert, dem Konzert am Abend beizuwohnen; aber da er dazu noch keine präsentablen Kleider hatte und geliehene nicht annehmen wollte, blieb er lieber droben allein. Hie und da drangen einzelne Klänge bis zum dritten Stock hinauf, wo er mit beiden Ellenbogen auf dem Tische vor einem Blatt Aufgaben saß, auf die er zerstreut niederstarrte.

„Im Frühjahr!" sprach es in ihm.

Und die Blumen und Fliedersträucher stiegen vor seinen Gedanken auf, die vielen Schwalben, die unter dem breiten Vordach des Alisierhofes hin und her flogen, das zarte Grün der Buchen im Walde — und seine Einbildungskraft zeigte ihm einen ermüdeten, doch frohen Wanderer, der auf der Höhe des Plateaus anhielt und seine Heimkehr durch die klaren Töne einer Melodie ankündigte, die Therese augenblicklich erkennen würde.

„Neun oder zehn Monate!" dachte er. „Beinah ein ganzes Jahr. Aber nur Mut, es ist ja für sie. Abschied hätt' ich aber doch von ihr nehmen mögen . . . Wie wär's, wenn ich ihr schriebe? Dabei ist nichts Unrechtes, denk' ich."

Das war für Marcel ein großer Gedanke, denn er hatte in seinem Leben noch keinen Brief geschrieben.

Edgar, der in der Pause heraufkam, um nach dem Einsamen zu sehen, gab ihm Feder, Tinte, Papier und eine Briefmarke, an welche Marcel nicht gedacht haben würde. Sein Brief erfüllte ihn aber so vollkommen, daß er in einem Zuge folgendes niederschrieb:

„Fräulein Therese!

Ich weiß, daß ich Sie gekränkt habe und daß Sie jetzt deshalb betrübt sein müssen. Ich wünsche weiter nichts, als die Strafe dafür allein zu tragen; es ist nicht gerecht, daß Sie dafür leiden sollen, weil Sie so gut gegen mich gewesen sind. Wenn Sie können, so verzeihen Sie mir und lassen Sie mich im Frühjahr zurückkommen. Ich weiß nicht recht, wohin wir gehen, aber ich werde überall an Sie denken.

Marcel Auvernet."

Darauf couvertierte er seinen Brief und ging aus, um ihn in den ersten besten Briefkasten zu werfen.

Die Straße war dunkel; der Wind trieb die Flämmchen der Straßenlaternen so hin und her, daß ihr Flackern nur ein unsicheres Licht auf das Trottoir warf. Daher bemerkte Marcel auch nicht, daß ein Mann von sehr geschmeidigen Bewegungen, der dicht an den Häusern entlang geschlüpft war, im selben Augenbick in das Hotel eintrat, wo er dasselbe verlassen hatte, daß der Mann einen Augenblick wartete und ihm dann geräuschlos folgte. Dieser Mann war Felix Prenel.

Sechstes Kapitel.

Damit Marcels Fehlen am Tische Therese nicht auffallen möge, war Felix Prenel erst nachmittags zurückgekehrt und hatte sich sofort auf das Feld begeben, wo er bis zum Abend blieb. Im Hofe begegnete er seiner Tochter; mit einem kurzen Gruße schritt er an ihr vorbei und ging in Marcels Kammer, um dessen wenige Habseligkeiten selbst zusammenzupacken. Als er die schwarze Sonntagsweste zusammenlegte, ließ er einen Fünffrankenthaler in die Tasche derselben gleiten — weniger aus Güte als aus einer Art von Gewissensbissen. Er vergaß weder des armen Jungen Gebetbuch, noch seine Flöte, noch seinen Heimatschein, machte aus allem ein großes Paket und ging in den Hof, um das Pferd selbst anzuschirren. Um niemand im Hause aufmerksam zu machen, führte er das Tier vorsichtig über das Pflaster. Als er aber ungesehen zum Hofe hinausgekommen war, stieg er auf und fuhr im schnellsten Trabe davon. Felix Prenel liebte es nicht, über sein Kommen und Gehen gefragt zu werden; er gab nichts auf Geheimnisse, um welche zwei Personen wissen; auch wollte er die ausbedungenen hundert Franken lieber in seine eigene Hand gelegt wissen, als in die eines Boten.

Es war neun Uhr, als er wieder in den Gasthof kam. — Monsieur Delalyre dirigiere jetzt sein Konzert und könne den Saal keinen Augenblick verlassen, sagte man ihm; ob er eintreten wolle?

Anstatt einer Antwort wandte sich Felix Prenel ärgerlich der Thür zu und ging eine Weile auf der Straße auf und ab. Eben wollte er wieder nachsehen, ob das Konzert noch nicht bald zu Ende sei, als Marcel Auvernet aus dem Thore des Gasthofes trat.

„Wohin geht er so spät?" fragte sich Felix Prenel und kehrte in der nächsten Minute um, um dem jungen Mann leise zu folgen.

Er brauchte nicht weit zu gehen, denn am nächsten Briefkasten stand Marcel still und ließ seine Botschaft in den Kasten gleiten.

„So, so, ein Brief? An wen hat er denn zu schreiben? Will nicht hoffen, daß er sich herausgenommen hat, an Therese zu schreiben! Unmöglich wär's nicht; werde den Briefträger abpassen. Meine Tochter soll keine heimlichen Briefe haben! Ist das ein Umstand! Hoffentlich sind wir aber jetzt mit all diesen Geschichten am Ende!"

Nach einer Viertelstunde kehrte Felix Prenel in das Hotel zurück, war diesmal so glücklich, den geschäftigen Direktor im Fluge zu erwischen, gab das Paket ab, empfing sein Geld und trat in großer Eile die Heimfahrt an.

„Nun ist die Brücke abgebrochen," sagte er fast laut.

Am anderen Morgen kam Therese mit ernstem Gesicht zu ihrem Vater.

„Was bedeutet das nur?" fragte sie ihn. „Alfons behauptet, daß Marcel die ganze Nacht über nicht heimgekommen sei!"

„Ist möglich; wundere mich gar nicht so sehr darüber.“

„So weißt du, wo er ist?“

„Auf die Reise ist er gegangen, noch dazu zu seinem Vergnügen.“

Damit drehte sich Felix Prenel pfeifend auf dem Absatz herum und schritt der Thür zu. Therese hielt ihn aber am Arme zurück.

„Was hast du mit Marcel gemacht?“ rief sie.

„Gar nichts! Pfui, wie siehst du aus? Gerade wie eine Truthenne! — Hab' dir's ja schon gesagt, daß Marcel eine Reise macht! Es ist sehr vernünftig von ihm, daß er uns eine Zeit lang aus den Augen geht. Jetzt sieht er sich die Welt an, macht eine Tour um Frankreich herum, oder in die Schweiz, oder wohin man sonst will.“

„Vater!“ bat Therese jetzt mit ruhigerem und eindringlichem Tone. „Ich bitte dich, antworte mir geradeaus! Wo ist Marcel? Und wann kommt er wieder?“

„Wo er in diesem Augenblick ist, kann ich dir mit dem besten Willen nicht sagen; wahrscheinlich in einem Eisenbahnwagen. Ich bin nicht neugierig, hab' auch seinen Reisepaß nicht zu sehen verlangt. — Wann er wiederkommt? Sobald du verheiratet bist, mein Töchterchen.“

Ein tiefes Rot der Entrüstung stieg in Theresens Wangen.

„O Vater! für was hältst du mich, daß du den armen Menschen meinetwegen fortthust?“

„Für was ich dich halte? Für ein thörichtes junges Mädchen, das froh sein sollte, einen Vater zu haben, der klüger ist, als sie selber.“

Therese schwoll das Herz, ihre Augen füllten sich mit Thränen, aber sie wollte nicht weinen. Zu anderer Zeit hätte sie nur auf ihren Stolz gehört und wäre ohne ein Wort hinausgegangen, jetzt aber demütigte sie sich lieber, um etwas Genaueres über Marcels Schicksal zu erfahren.

„So sage mir wenigstens, was er jetzt eigentlich treibt und bei was für einer Art von Leuten du ihn zurückgelassen hast?“

„Ist denn dieser große Marcel, dem ich kaum bis an die Schultern reiche, ein Kind, um das man sich abängstigen muß? — Seinen Weg durch die Welt wird er machen, wie tausend andere auch! — Er ist auch in guten Händen, darüber kannst du ruhig sein, auch in vornehmerer Gesellschaft, als wir sind. Es ist ein Musikdirektor, der ihn mitgenommen hat, ein Mann, der Konzerte gibt, verstehst du? Ein sehr gelehrter Herr, der schöne Reden mit ellenlangen Wörtern hält.“

„Ist es auch ein honetter Mann?“

„Gewiß; denn er hat mich in barem Gelde ausgezahlt . . .“

Felix Prenel hielt plötzlich inne und verwünschte es, daß er sich diese Worte hatte entschlüpfen lassen.

„Ah, so steht es?“ sagte Therese langsam. „Also hast du Marcel verkauft?“

Sie wartete die etwaige Antwort gar nicht ab, sondern verließ schnell die Küche. Ihr Zorn war vorbei; aber droben in der Einsamkeit ihres Stübchens weinte sie, als sollte ihr das Herz brechen.

Alwine wartete eine Glockenstunde auf die gewöhnlichen Morgenbefehle ihrer Herrin, da diese aber nicht erschien, stieg sie endlich die Treppe hinauf und klopfte leise an Theresens Thür.

„Komm herein, Alwine!“ rief Therese, welcher beim Anblick der treuen Magd plötzlich ein tröstlicher Einfall kam. „Mein Vater hat Marcel gestern dort unten gelassen, und ich kann nicht erfahren, wo er jetzt ist. Geh, Alwine, lauf was du kannst, und erkundige dich überall nach einem Musikdirektor, einem Mann, der Konzerte gibt, solche gibt s ja nicht dutzendweise. Wenn du ihn gefunden hast, so sprich mit Marcel, sage ihm, er möge sich nicht ängstigen, ich würde ganz gewiß noch ein Mittel finden, ihn wieder heimzubringen, denn ich liebte ihn sehr. Begreifst du, warum ich dich schicke, anstatt selbst zu gehen? Weil ich ihm das alles nicht so sagen könnte, wie dir jetzt. Geh, Alwine, gehe gleich!“

Alwine hatte währenddem das thränenüberströmte Gesicht ihrer schönen Herrin bestürzt angestarrt, jetzt raffte sie sich auf und machte sich auf den Weg, wie sie ging und stand. In der Stadt hatte sie viele Mühe, etwas zu erfahren; die Leute lachten ihr ins Gesicht, wenn sie nach einem Musikdirektor fragte, dessen Namen sie nicht einmal kannte! Endlich gelang es ihr, in Erfahrung zu bringen, daß eine Truppe durchreisender Künstler am vorigen Abend im Hotel zur Sonne ein Konzert gegeben habe. Dort erfuhr sie, daß die Gesuchten früh mit dem ersten Zuge weitergereist seien — wohin, das wußte niemand zu sagen.

Therese hörte diesen niederschlagenden Bericht an, ohne etwas darauf zu erwidern; sie hoffte im stillen, daß Marcel ihr auf irgend eine Weise ein Lebenszeichen geben werde. Felix Prenel hatte aber dafür gesorgt, daß dieses nicht geschah.

„Ein Brief, der gestern abend aufgegeben ist, muß heute mittag hier ankommen,“ rechnete er.

Daher ging er um diese Zeit ins Dorf, machte beim Schmied eine Bestellung und erwartete die Ankunft des Postwagens.

„Etwas für mich dabei?“ fragte er den Beamten, der den Briefsack öffnete.

„Nein, aber ein Brief für Fräulein Therese.“

„Kommt auf eines heraus, geben Sie immer her! Wie gut, daß ich gerade da bin, da wird dem armen Postboten der steile Weg erspart.“

Unterwegs riß er das Couvert auf. — „Kurz und gut, das muß man sagen,“ sprach er und überlas die wenigen Zeilen noch einmal, in welche Marcel sein ganzes Herz gelegt hatte. „Meine Pfeife ist aus, da kommt das schöne Papierchen ganz gelegen.“

Er drehte den Brief zusammen, zündete ihn an und setzte sein abscheuliches Kraut damit wieder in Brand.

Das war ein trauriger Tag für Therese und doch nur der erste von einer langen Reihe von traurigen Tagen. Bleich und still ging sie ihrer Arbeit nach, fragte nichts, sagte nichts, aber vermied ihren Vater, denn es war ihr unmöglich, wie früher mit ihm zu verkehren. Ihm selber war es nicht ganz wohl in ihrer

Gegenwart zu Mute; die Frage seiner Tochter: „Du hast ihn also verkauft?“ klang ihm auf höchst unangenehme Weise in den Ohren.

Nicht genug damit — von außen her gingen die Unannehmlichkeiten für Felix Prenel jetzt erst an. Alle Welt hatte Marcel gekannt, von nah und fern wurde er zum Tanzspielen begehrt, und es verging kein Tag, an welchem nicht eine Deputation kam, die sich ihn mit vielen guten Worten und für viel gutes Geld von seinem Herrn erbitten wollte.

„Laßt mich in Ruh'!“ fuhr er dann wohl die Leute an. „Ich bin nimmer sein Herr, er ist fort!“

„Fort? Aber warum? Wohin ist er? Ihr durftet ihn nicht fortlassen!“

Und nun bekamen die Zungen Arbeit. Das hatte Felix Prenel nicht vorausgesehen! So lange Marcel auf dem Alisierhofe gewesen war, war geschwätzt worden, nun er nicht mehr da war, wurde erst recht geschwätzt.

„Wißt Ihr's schon? Therese muß wohl ihr Herz an ihn gehängt haben. Das arme Mädchen! Sie magert ganz ab und ist nicht mehr halb so schön als früher!“

„Aber warum ist der dumme Marcel auch fortgelaufen? Wenn ihm die Tochter wirklich gut ist, so war's jetzt gerade die rechte Zeit zum Dableiben.“

„Fortgelaufen, sagt Ihr? Ach, geht mir doch, das glaubt Ihr selber nicht! Der Alte hat ihn verschwinden lassen, so wird's sein! Eines schönen Morgens findet man den armen Marcel tot im schwarzen Loch, das sag' ich Euch voraus! Wer ihn hineingestoßen hat, weiß man freilich nicht. Aber gehört hat niemand von ihm, soviel ist sicher. Die Mädchen im ganzen Land sind wütend, daß sie ihren schönen Musikanten verloren haben.“

„Schön war er, das muß jeder sagen, der Augen hat! Und so geschickt! Jahrelang hat man ihn für gar nichts geachtet, seit er aber an den rechten Platz gestellt ward, zeigte sich's, daß ihm die Gescheitheit bis in die Fingerspitzen geht. Man hat dem armen Jungen doch schwer unrecht gethan! Soviel ist aber ausgemacht: Felix Prenel ist ein alter Seelenverkäufer!“ —

In diesem Punkte herrschte auf viele Meilen im Umkreise bei Rock- und Blusenträgern absolute Uebereinstimmung der Meinungen.

Der Erntemonat August und der klare September vergingen für den Herrn und die Herrin des Alisierhofes langsam und peinlich. Ein fühlbarer Zwang beherrschte ihren täglichen Verkehr. Therese nahm sich zwar zusammen, niemals entfuhr ihr ein heftiges oder unehrerbietiges Wort, sie war nur traurig — das war alles.

Marcels Ergehen machte ihr Sorge, und die beständige Angst um ihn verzehrte sie. Die quälende Ungewißheit — die schlimmste aller Prüfungen — ließ ihrem Geiste weder Ruhe noch Rast.

„Vielleicht ist er krank?“ dachte sie oft. „Die Landluft muß ihm so fehlen! Und ich bin gewiß, daß er Heimweh hat, besonders abends! Ob er auch nur einen Menschen hat, der seine schöne Musik hört und der sie so versteht, wie ich sie verstand?“ —

Felix Prenel ahnte, was im Herzen seiner Tochter vorging. „Meiner Treu',“ sagte er oft zu sich, „ich gäb' selber was drum, wenn ich ihr einmal sagen könnte: ‚Es geht deinem Marcel gut, ich habe Nachricht von ihm gehabt.‘ Heißt's nicht von je her im Sprichwort: ‚Aus den Augen, aus dem Sinn?‘ Weiß nicht, mir scheint beinah, als wäre sogar auf Sprichwörter kein Verlaß mehr in der Welt!“

Zwei Menschen gab es aber, die sich durch das plötzliche Verschwinden Marcels in dulce jubilo versetzt fühlten: der Großknecht Alfons und Léon Thonin. Für ersteren war es nur eine kostenlose Befriedigung gemeiner Rachsucht und er rühmte sich gewaltig damit, den unbequemen Neuling auf seine Hörner genommen und so lange mit Aufspießen bedroht zu haben, bis dieser für rätlich fand, den Platz zu räumen.

Léon Thonin hingegen war von einem Rivalen befreit. Und der beste Beweis für die Achtung, welche sich Marcel im Lande erworben hatte, war der, daß man ihn mit dem kühnen Schmuggler in eine Linie stellte.

„Aufgepaßt im Oktober,“ sagte dieser sich oft. „Wer weiß, ob mich Therese jetzt nicht aus Zorn darüber nimmt, daß sie ihr schöner Marcel hat sitzen lassen? Wenigstens darf sie sich jetzt nimmer als heilige Katharina aufspielen.“

Felix Prenel sagte sich dasselbe, nur war es nicht Léon, in welchem er Theresens Tröster zu erblicken wünschte.

„Hohe Zeit, daß ich Ernst damit mache, sie zu verheiraten,“ dachte er an einem schönen Septemberabend, wo er sein Abendbrot später als die anderen und einsam verzehrte. „Sie sieht wirklich abgehärmt aus, ihr Gesicht und ihre Hände sind weiß wie Wachs. Sonst um diese Zeit kam sie immer und setzte sich zum Plaudern zu mir, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig war; meiner Treu, ich wollt', sie thäte das einmal wieder! — Therese!“

Das junge Mädchen fuhr bei dem Anruf zusammen.

„Brauchst du etwas, Vater?“

„Hol' deinen Hut und komm mit nach der Bieswiese. Willst du? Muß durchaus nachsehen, wie das Grummet steht; bin die ganze Woche nicht droben gewesen.“

„Ja, Vater.“

„Man kann wenigstens nicht sagen, daß sie trotzt,“ dachte der Bauer. „Es ist was anderes, das sie gar so schweigsam macht.“

Er wußte wohl, was es war!

Beide stiegen schweigend den Pfad zur Bieswiese hinan. Der Abend war schön und heiter. Kleine, rote Wölkchen segelten am Himmel hin, drunten im Dorfe stiegen die Rauchsäulen in langsamen Spiralen in die Höhe; Kinder spielten im Grünen und jagten widerspenstige Ziegen herum, die sich nicht heimtreiben lassen wollten; die Gipfel der Berge waren noch von einem letzten Sonnenstrahl vergoldet, der jetzt langsam verblich. Ueberall auf der schönen Erde schien Ruhe und Frieden zu wohnen, nur nicht im Herzen der armen Therese. Ob es in demjenigen ihres Vaters wohl ganz ruhig und friedlich aussah?

Das junge Mädchen hatte den Kopf seitwärts gewandt. Sie dachte an einen gleich stillen Abend im Mai, wo sie zum erstenmal eine seltsame Musik gehört hatte, die nicht nur aus Tönen, sondern aus Seele und Poesie zu bestehen schien. Sie fragte sich, wie es möglich gewesen sei, nach jenem ersten Abend in Zweifel darüber zu sein, daß es nicht nur die Musik allein war, die sie liebte, sondern auch der Musiker.

„Therese!" begann ihr Vater und nahm sie bei der Hand.

Sie erschrak, wagte aber nicht, ihre Hand zurückzuziehen.

„Kind, du bist seit einiger Zeit so verändert und traurig. Weißt du, was gut für dich wäre? Eine kleine Zerstreuung. Habe dir's schon oft gesagt: ‚du mußt heiraten.'"

Das nannte ihr Vater eine kleine Zerstreuung? Therese konnte nicht umhin zu lächeln.

„Siehst du? Der bloße Gedanke daran macht dir schon Freude! Hab' dir auch eine ausgezeichnete Partie anzubieten, der Sohn von . . ."

„Vater," unterbrach ihn Therese stehenbleibend, „es ist vergeblich. Ich sage nicht, daß ich gar nicht heiraten wollte, ja, ich möchte mich sogar lieber verheiraten als nicht. Soll ich aber je meinen Namen ändern, so will ich — — weißt du, wie ich dann heißen will?"

„Sag's nicht!" rief er. „Ich brauch's nicht zu wissen!"

Er schien fast zu fürchten, daß der einmal laut ausgesprochene Name einen zwingenden Einfluß auf die Verhältnisse üben könne.

„Therese Auvernet will ich heißen. Ich liebe Marcel, ich weiß es jetzt sicher."

„Du bist nicht bei Trost," antwortete er.

Aber er sagte weiter nichts, es lag nicht in seiner Gewohnheit, über irgend einen Punkt zu disputieren. Und stillschweigend, wie sie gekommen, stiegen Vater und Tochter den Weg zum Hofe wieder hinab, ohne einen einzigen Blick auf das Grummet gethan zu haben, um dessenwillen sie gekommen waren.

Für Léon Thonin war die Zeit gekommen, alle seine Batterien spielen zu lassen, wie er es sich vorgenommen hatte. Es war Anfang Oktober, und Felix Prenel begann den Herbstfeldzug zu organisieren, d. h. eine ganze Reihe von Expeditionen ins Werk zu setzen, welche die in den großen Kellern aufgestapelten Käse über die Grenze schmuggeln sollten.

Auf einen Donnerstagabend hatte er die Vor- und Nachhut seiner „Heuhüpfer" auf den Alisierhof zusammenbestellt. Am Morgen erschien Léon Thonin daselbst.

„Welcher Eifer!" rief ihm Felix Prenel zu, der die Vermessungen zu einer Reparatur der Hofmauer machte. „Du bist früh auf den Beinen. Sei gegrüßt! Geh hinein und laß dir ein Glas Wein geben!"

„Erst hab' ich mit Euch zu reden."

Das mußte man an Léon Thonin anerkennen, daß er meistens gerade auf sein Ziel losging.

„Nun, so rede!"

„Meister, heute muß es endlich zwischen uns klar werden, länger geht's so nicht mehr. Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt und will mich selbständig machen. Ihr wißt lange, daß ich Fräulein Therese liebe — wollt Ihr mir sie geben?"

Ein Augenblick des Schweigens trat ein. Léon Thonin war ihm mit seiner Werbung so urplötzlich über den Hals gekommen, daß selbst der schlaue Felix Prenel keinen Ausweg sah, solch kategorisch gestellter Frage auszuweichen.

„Du setzest einem ja das Messer an die Kehle!" sagte er, sich zum Lachen zwingend.

„Genau so. Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Ich will genau wissen, woran ich bin."

„Nun, nur gemach, mein Junge. Man wird darüber nachdenken."

„Nicht gar zu lang, wenn's Euch beliebt. Von dem Augenblick an, wo ich Euch als Schwiegersohn nicht anstehe, könnt Ihr Euch nur auch gleich einen anderen Hauptmann für Euere Heuhüpfer suchen, der für Nachtwachen und halsbrechende Wege, Lebensgefahren und den ganzen übrigen Kram gut genug ist."

Das hieß über das Ziel hinausschießen. Felix Prenel richtete sich von seiner Arbeit auf.

„Wenn du den Ton gegen mich anschlägst, mein Bursch, so brauchst du nicht bis morgen früh auf eine Antwort zu warten. Meiner Treu, du wärst ein herrischer Schwiegersohn! Ich habe nicht vor, mich in meinem eigenen Hause zur Thür hinausthun zu lassen, mit deiner Erlaubnis bleib' ich drin. — Was das übrige anbelangt, so hab' ich mich seiner Zeit auch ganz gut auf das Handwerk verstanden und ich glaub', ich verstehe mich auch noch jetzt darauf, wenn's sein muß. — Also Glück auf den Weg, mein Freund!"

„Ihr werdet's noch bereuen," sagte Léon Thonin im Fortgehen.

Felix Prenel war innerlich wütend, obwohl er sich mit Besorgnis bewußt ward, daß er mit Léon Thonin seine rechte Hand verliere. Aber dieser hatte entschieden einen zu hohen Preis auf seine Dienste gesetzt.

„Ihm meine Tochter geben?" sagte der Herr des Alisierhofes. „Das gäb' einen schönen Hausstand! Ehe es dazu kommt, will ich lieber anfangen, Zoll zu zahlen, wenn's sein muß!"

Als es Nacht war, kamen einzeln und von verschiedenen Seiten her neun stämmige Burschen an, welche Felix Prenel selbst in die große Küche einließ. Die Dienstboten waren schon für die Nacht auf ihre Kammern geschickt, und Therese befand sich ebenfalls bereits in ihrem Zimmer, dennoch wurden die Verhandlungen vorsichtshalber im Flüstertone geführt.

„Also nächste Woche schon?"

„Nicht später."

„Wieviel gebt Ihr, Meister?"

„Zwanzig Sous mehr per Mann, weil alles im Preis so aufgeschlagen ist."

„Schönen Dank, Meister, Ihr sollt schon auch gute Arbeit dafür haben."

„Das trau' ich euch auch zu. Setzen wir gleich einen Tag fest."

„Ja, da muß man warten, bis Léon kommt, eher kann man nichts ausmachen."

„Der kommt heute nicht. Will's euch lieber gleich

sagen, obwohl ich mich bis ins Herz hinein für ihn schäme. Er springt ab. Will ordentlich werden."

„Léon? Was Ihr nicht sagt! Das kann ja gar nicht wahr sein!"

„Im Gegenteil, sehr wahr! Sind ihm auf einmal Bedenken gekommen, er will von jetzt an für sein Seelenheil sorgen."

„Hat ihm etwa der Herr Kaplan eingeheizt?"

„Weiß nicht. Wohl bekomm's ihm, aber laßt uns darüber nicht unsere Zeit verlieren. Wer will an seine Stelle treten?"

Ein tiefes Schweigen trat ein.

„So sprecht nur nicht alle auf einmal!" rief Felix Prenel spöttisch.

„Ihr habt gut lachen, Meister, aber 's ist kein Spaß, die Verantwortung auf sich zu nehmen. Léon hat einen sicheren Fuß und ebenso guten Kopf, er kennt alle Schliche, und wenn die alten nimmer ausreichen, erfindet er neue. Kann kommen, was will, er weiß Rat! Um ein braver Soldat zu sein, dazu hat man Mut genug — aber General — das ist nicht jedermanns Sache."

„Gut," sagte Felix Prenel. „Hab' auch einmal einen sicheren Fuß nnd einen guten Kopf gehabt. Man wird sehen, ob noch was davon übrig geblieben ist."

Bei dieser Erklärung warfen sich die Burschen erstaunte Blicke zu. Nahm der Meister die Verantwortung auf seine eigenen Schultern, so ließ sich nichts dagegen einwenden. Man schüttelte aber den Kopf und dachte: „Das geht schlimm aus; er ist nicht mehr jung genug und kennt die Schliche nicht so, wie Léon."

Nichtsdestoweniger wurde der Tag oder vielmehr die Nacht der Expedition, die Stunde derselben und alle Einzelheiten genau bestimmt. Um den Enthusiasmus der Versammelten zu erhöhen, holte Felix Prenel selbst einige Flaschen alten Burgunders herbei, von dem er nur bei solchen Gelegenheiten spendierte. Man trank, lachte, spielte Karten und trennte sich erst ziemlich spät.

„Wer weiß," hieß es auf dem Heimwege, „ob der Alte nicht seine Sache besser versteht, als wir alle miteinander? Ehe man aber glaubt, daß Léon ‚ordentlich werden' will, darf man's noch eher glauben, wenn der Teufel sagt, er werde Kapuziner! Dahinter steckt was! Das ist schon damit bewiesen, daß der Alte unverlangt mehr Lohn gibt!" — —

* * *

Währenddem war Marcel immer auf der Reise, wenn dieselbe auch nicht gerade nach Petersburg führte. Die berühmte Harmoniegesellschaft besuchte die meisten Städte der romanischen Schweiz und kehrte dann auf derselben Tour mit der Absicht zurück, in Besançon zu Anfang des Winters zu konzertieren.

Der Tenorist Bartoldi und Marcel waren die Hauptpersonen der Gesellschaft. Ersterer hatte eine außerordentliche Stimme, mit welcher er, bei fleißigem Studium, sein Glück an der Großen Oper hätte machen können. An Ruhm lag ihm aber nichts und zum studieren war er zu bequem, da ihn dies in seinen Gewohnheiten gestört haben würde. War er gerade bei Laune, so sang er gut, wenn nicht — nun dann war es eben um so schlimmer für das Publikum. „Hat man je ein tagelöhnermäßigeres Talent gesehen?" rief Amédée Delalyre oft seufzend aus. „Ist es für einen Direktor nicht ein Jammer, solche glänzende Anlagen brach liegen, solche Schätze ungehoben lassen zu müssen? Von den Menschen, die ihren Beruf für den schwierigsten halten, sollte jeder nur erst einmal eine Truppe von Musikern dirigieren! Es sollte mich Wunder nehmen, wie schnell er mit seinem Leben zufrieden sein würde!"

Marcel hingegen arbeitete tüchtig. Da er es bald müde war, immer und überall dieselben Quadrillen und Ouverturen herunterzuspielen, drang er in den Direktor, mehr Abwechselung in das Programm zu bringen.

„Man muß Ihnen Solos geben, ehrgeiziger, junger Mann," rief der entzückte Amédée Delalyre. „Sie haben in der letzten Zeit einen solchen Aufschwung genommen, daß von den übrigen Gliedern des Quartetts keines Ihnen zu folgen vermag."

Bald wurden die Duos für Flöte und Klavier der Glanzpunkt der Konzerte. Der Musikreferent einer weitverbreiteten Zeitung sprach in sehr schmeichelhaften Ausdrücken von dem bescheidenen jungen Talent. Jedermann wollte nun dasselbe hören, und da der erste Schlag an die Glocke einmal geschehen war, ertönte das Lobgeläute bald allerorts. Das Niveau der Konzerte Delalyre hob sich zusehends. Marcels Auditorium, welches früher aus dem lärmenden und wenig ästhetischen Publikum der Cafés chantants bestanden hatte, war bald aus der besten Gesellschaft zusammengesetzt.

„Wenn erst die Saison der Soiréen kommt, reißen sich die Salons um unseren jungen Künstler," dachte Amédée Delalyre.

Diese völlig veränderte Sphäre war eine unaussprechliche Erleichterung für Marcels feinfühliges Gemüt. Unter Gläserklirren und Weinlaunen spielen zu müssen, war ihm eine Marter gewesen, denn er empfand es als eine Entheiligung der Kunst.

Was ihn aber stets tief und bis in das Innerste hinein demütigte, das war die Kollekte. Er mußte mitten durch die Sitzreihen mit der schönen Andalusierin am Arme, die ein Samtmieder und ein kurzes spanisches Röckchen trug, ihren Sammelteller nach rechts und links hielt und jedem durch ein bezauberndes Lächeln dankte. Immer war es Marcel, dem sie das Privilegium oktroyierte, sie auf ihren Rundgängen durch den Saal zu begleiten; er hätte diese Ehre gern jedem anderen abgetreten! Mademoiselle Florella bezeigte ihm damit eine sehr schmeichelhafte Vorliebe, ohne Zweifel deshalb, weil er ihr so wenig davon zu teil werden ließ.

Uebrigens waren alle liebenswürdig gegen ihn; er war der Stern des Augenblickes und im bevorstehenden Winter konnte er das Glück der ganzen Gesellschaft machen. Die Einnahmen fingen an, verhältnismäßig brillant zu werden, seit Kasinokonzerte mit numerierten Plätzen an Stelle der Konzerte gegen „Entrée nach Belieben" getreten waren. Mademoiselle Florella ging von den kurzen, tausendfaltigen Röckchen zu den Toiletten der eleganten Dame über und entfaltete als solche die Grazie der geborenen Pariserin. Sie betrieb fleißig Gesangsstudien, um sich zur höchsten Höhe ihrer gesellschaftlichen Stellung aufzuschwingen, und eine

Waldeinsamkeit.

Anzahl berühmter Duette für Sopran und Tenor bereicherten das Repertoir.

Im ganzen genommen war Marcel nicht zu unglücklich. Mitten im Konzert mußte er sich aber manchmal fragen, ob er das eigentlich sei? Er, der mit Ungezwungenheit einen Frack zu tragen, mit sicherem Schritte seinen Weg bis zum Rande der Estrade zu machen, und sich vor dem eleganten Publikum tadellos zu verneigen gelernt hatte! Der Direktor wollte ihm sogar lehren, eine Locke seines schönen Stirnhaares mit einer Kopfbewegung zurückzuwerfen, die von jedem großen Künstler untrennbar sei, wie er sagte; aber in diesem Punkte zeigte sich Marcel eigensinnig. Es kam ihn oft eine fast unbezwingliche Lust an, auf und davonzugehen und zu laufen, bis er in einen Wald käme. Dann pflegte er vor sich hin zu sagen: „Wieviel habe ich ihr im Frühjahr zu erzählen" — und faßte aufs neue Geduld.

Marcel fühlte, daß er der ganzen Gesellschaft von Nutzen sei und hatte seine Gefährten lieben gelernt, obschon er sie zuweilen seltsam fand. Monsieur Delalyre brauchte keine abgeschabten Fräcke mehr zu schwärzen, denn er hatte längst für die ganze Gesellschaft neue anschaffen können. Edgar befand sich viel besser, seit er, anstatt Flöte zu blasen, die Funktionen des Regisseurs übernommen hatte; er hustete weniger, und seine Melancholie war um einen Grad lichter geworden.

Auch Marcel hatte Vorteile aus seinem neuen Leben gezogen: vor allen Dingen war sein Talent zur Entwickelung gekommen. Der junge Musiker hatte seine bäuerliche Spielweise abgelegt, und der spätgelegte Grund ordentlichen Unterrichts brachte einen großen Umschwung in seinem Spiele hervor. Zwei Monate systematischen Studiums hatten ihn gelehrt, die Finger weicher und geläufiger anzuwenden; er hatte eine große Fertigkeit darin erlangt, vom Blatt zu spielen, und sein Direktor hatte ihm versprochen, ihn in der Harmonielehre zu unterrichten. In Genf war er zum erstenmal in die Oper geführt worden, in einer anderen Stadt hatte er Rubinstein gehört; sein Geschmack bildete sich, ohne daß er an musikalischer Originalität verloren hätte. Nur ein einziges Ding fehlte ihm, um ein berühmter Künstler zu werden: der Ehrgeiz.

„Er hat nicht ein Körnchen davon," sagte Amédée seufzend zu seinen Söhnen. „Im Gegenteil, er sehnt sich innerlich nach dem Hinabsteigen, wie der Dichter sagt. Ihr werdet sehen, daß er uns eines schönen Tages im Stiche läßt, um in seine heimatliche Hütte zurückzukehren!"

Ob Haus oder Hütte, so war es gewiß, daß Marcel in der That Tag und Nacht an den Alisierhof dachte, und daß die düstere Prophezeiung des Direktors ihrer Verwirklichung entgegeneilte.

Auf ihrem Wege von Stadt zu Stadt hatte sich die kleine Truppe der französischen Grenze wieder genähert und war bereits an ihrem Ausgangspunkte wieder angekommen. Indessen wurde in der Stadt, wo der Direktor Marcel engagiert hatte, diesmal kein Aufenthalt gemacht, sondern die Gesellschaft bestieg sogleich zwei Wagen, die sie nach einem ziemlich entfernten Schlosse bringen sollten, dessen Besitzer seinen Gästen das Vergnügen einer Serenade bereiten wollte.

Obwohl es Anfang Oktober war, so war doch die Jahreszeit noch schön und die Nächte lau. Von der großen Terrasse vor dem Herrenhause konnte der Blick über ein weites Gebiet schweifen, das im Morgensonnenschein oder im roten Abendlichte die reizendste Landschaft war, aber jetzt geheimnisvoll im Sternenschein dalag. und wie in einem bläulichen, durchsichtigen Dunstkreis verwebt schien. Mitten durch die Landschaft schlängelte sich der Fluß, dessen Krümmungen matt glitzerten, und an seinen Ufern glänzten die Lichter in den Dörfern. Die Dächer des nächsten Dorfes, sowie seinen wunderschönen, schlanken Kirchturm konnte man ganz deutlich unterscheiden. Zu allen Seiten stiegen schwarze, imposante Berge auf, einen ernsten Rahmen zu dem nächtlichen Gemälde bildend.

Während die Gesellschaft auf der Terrasse promenierte, ertönten plötzlich die erst brillanten, dann aber träumerischen Klänge einer Serenade von Beethoven durch die Stille der Nacht. Die Musiker waren hinter einer etwas entfernten Gruppe großer Bäume verborgen, es sah sie vom Schlosse aus niemand, und auch sie konnten niemand sehen; sie konnten sich allein wähnen in der herrlichen Nacht. Marcel verwandte während des Spielens die Augen nicht von einem der Berge, von *seinem* Berge, dessen hohen bewachsenen Gipfel er drei Monate nicht gesehen und hinter welchem der Alisierhof lag.

„Wenn ich den Fußweg ginge, so brauchte ich nicht ganz drei Stunden," dachte er, „ich fürchte nur, es wäre dem Meister nicht recht."

Marcel hatte immer noch die Gewohnheit, Felix Prenel seinen Meister zu nennen.

Die Berge übten einen wahren Zauber auf ihn aus, und er vermochte nicht, die Augen davon abzuwenden. Therese so nahe zu sein, so nahe! Sehen würde er sie nicht, denn dazu war schon jetzt der Abend zu weit vorgerückt, aber er konnte sich ja einen Augenblick im Garten auf die kleine Bank unter ihr Fenster setzen. Ach, wie frisch und gut mußte die Luft da droben sein! Niemand sollte je von seinem Besuche erfahren, dieser würde ihn aber gewiß stärken, die noch übrige Zeit mutiger in seinem Exil auszuhalten. Die Versuchung war zu groß.

Als das Konzert eine Stunde später beendet war, flüsterte Marcel seinem gütigen Direktor einige Worte ins Ohr, verließ den Park und machte sich frohen Herzens und leichten Fußes auf den Weg nach dem geliebten Berge.

Ueber den Kamm desselben ging die Grenze. Auf der französischen Seite kannte Marcel die Pfade wenig, immerhin fand er sich leidlich zurecht, indem er bei beständigem Steigen die Richtung nach Südwesten einzuhalten pflegte. Hatte er nur erst die Höhe gewonnen, so war er sicher, sich besser auszukennen. Von einem nahen Kirchturme hatte es eben elf Uhr geschlagen. Marcel war stehengeblieben, um die Glockenschläge zu zählen, und als der letzte Schlag verhallt war, herrschte wieder tiefes Schweigen um ihn her. Eilig

setzte er seinen Marsch fort — noch zehn Minuten und er konnte den Gipfel erreicht haben!

Plötzlich war es ihm, als ließen sich Stimmen in der Ferne hören, und er glaubte, einen Haltruf deutlich zu vernehmen; gleich darauf schallte ein Peitschenknall durch den Wald. Dichtes Strauchwerk benahm ihm alle Aussicht; die Zweige auseinanderbiegend entdeckte er einen großen Steinbruch, den er wohl kannte, von welchem er sich aber noch entfernter geglaubt hatte. Marcel hörte abermals das Haltrufen, aber diesmal in viel größerer Nähe.

„Halt! Ihr verteufelten Schmuggler!"

Ein Leiterwagen, den zwei kräftige Pferde zogen, erschien jetzt auf der Höhe, und Marcel erkannte sofort Wagen und Pferde als ein Gespann des Alisierhofes. Nach einigen Minuten schon hielt der Wagen kaum zwei Schritte vor Marcels Standort plötzlich an.

„Ladet ab, Jungens!" kommandierte der Mann auf dem Wagen. „Die Pferde können nimmer weiter. Nehmt soviel ihr könnt und versteckt euch, bis sie vorbei sind. Wir haben fünf Minuten Vorsprung."

Ein halbes Dutzend starker Bursche tauchte zu beiden Seiten des Wagens auf; sie schienen bisher hinter demselben hergelaufen zu sein, denn sie waren ganz außer Atem. In der nächsten Minute hatte jeder von ihnen einen Centnerkäse auf der Schulter, und sie verschwanden damit nach rechts und links in den Wald.

„Seht euch vor!" rief der Anführer, der Felix Prenel in eigener Person war. „Versteckt euch! Ich wette, daß sie dumm genug sind, geradewegs hierher zu kommen!"

In dem Augenblicke, wo er die Zügel anzog, entglitt die Peitsche seiner Hand und rollte auf die abschüssige Seite des Fahrweges. Mit einem Satz war Marcel zur Stelle, hob die Peitsche auf und reichte sie dem Bauern.

„Ich bin es, Meister," sagte er.

„Alle Wetter! . . . Nun, wenn du's einmal bist, so steig fix auf; kannst mir im Notfall zur Hand sein."

Der ganze Aufenthalt hatte kaum zwei Minuten gewährt. Die Pferde zogen jetzt scharf an, und da der Wagen um ein Bedeutendes in seinem Gewicht erleichtert war, rasselte er im Galopp weiter.

„Wir sind jetzt in Sicherheit," murmelte Felix Prenel.

„Zum drittenmal: Halt! oder wir schießen!"

Dieser drohende Ruf erscholl auf weniger als fünfzig Schritte Entfernung.

„Fällt mir nicht ein; ich fahr' weiter! Schießt, wenn's euch beliebt!"

Ein gewaltiger Peitschenhieb auf die Pferde war die einzige Antwort. Die Zollbeamten säumten aber mit der ihrigen nicht, denn im nächsten Moment blitzte es auf, und eine Kugel pfiff durch die Luft.

„Bückt Euch, Herr," rief Marcel und gleich darauf fuhr er fort: „Hört Ihr nicht, wie der Hemmschuh nachschleift? Das hält uns auf! Ich will doch sehen, ob ich ihn nicht heraufwinden kann!"

Kaum hatte er aber versucht, quer hinter seinem Herrn weg über den Wagenrand zu reichen, als er schwankte, einen Schmerzenslaut ausstieß und in den Wagen hinabsank.

„Die verdammten Kerle!" rief der Bauer. „Der arme Junge hat die zweite Kugel bekommen! Marcel!"

Und ohne die Zügel zu lockern, erfaßte er Marcels Hand.

„Er ist ohnmächtig, wenn's nichts Schlimmeres ist! Meiner Treu, da heißt's zufahren, daß die Funken stieben, bis ich in ein Dorf komme, wo es einen Doktor gibt!"

Und dabei versuchte er, mit dem einen freien Arme Marcel aufzurichten und gegen seinen eigenen Körper zu lehnen, damit er die Stöße des dahinsausenden Wagens nicht so sehr empfinde.

„Ist das eine Finsternis unter den Bäumen! Ich kann nicht einmal sehen, wo er blutet! Wozu mußte er einem aber auch gerade heute in den Weg kommen, wenn man glaubt, er ist mitten in Rußland drin! Und doch, wär' er jetzt nicht hinter mir gewesen, so säße die Kugel eben in meinem Rücken!"

Ein leichter Schauer überlief ihn bei diesem Gedanken.

„Wollen hoffen, daß der arme Bursch mit dem Leben durchkommt! Aber dann soll mich der Teufel holen, wenn ich ihm noch einmal entgegen bin!"

Marcel rührte sich immer noch nicht. Die andauernde Bewußtlosigkeit war ein Glück für ihn, denn die Stöße des Wagens auf dem holperigen Wege würden ihm furchtbare Schmerzen verursacht haben.

Von seiten der Zollbeamten war längst keine Gefahr mehr zu befürchten; sie hatten die Verfolgung wohl aufgegeben und durchsuchten vielleicht den Wald nach der versteckten Beute. Felix Prenels Gedanken waren zwischen der Angst um Marcels Zustand und ernsten Befürchtungen um das Schicksal seiner Käse geteilt.

„Ist das eine Unglücksnacht!" dachte er. „Wie ist's nur zugegangen, daß uns die Grünspechte auf die Spur gekommen sind? Es ist doch das erste Mal, daß wir den Weg um den Steinbruch genommen haben! Ist es einmal soweit mißglückt, so stöbern sie gewiß auch noch die Burschen im Wald auf. Wer weiß, ob ein einziger Käse gerettet wird! Kann alles konfisziert oder beschädigt sein. Und durch den armen Marcel ist ein Loch geschossen, das wieder zugeflickt werden muß. Doktor, Apotheker, Charpie und Gott weiß was sonst noch, muß bezahlt werden! Und was wird mir Therese erst für einen Auftritt machen! Das ist das ärgste! Meiner Treu, hätt' er nicht die Kugel an meiner Statt aufgefangen, so wollt' ich ihn schön abkanzeln, sobald er nur die Augen wieder aufmacht!"

Bald darauf war ein Dorf erreicht und schweißtriefend und atemlos hielt das Gespann vor der Wohnung des Arztes an. Felix Prenel stieg ab und zog energisch an der Nachtglocke.

„Was gibt's?" rief eine Stimme durch die Jalousien des Erdgeschosses.

„Einen dringenden Fall. Schnell, Herr Doktor! Und ich bitt' auch recht schön, daß Sie mir helfen, meinen Kranken vom Wagen herunterzubringen und ins Haus zu tragen."

Nach wenigen Minuten öffnete der Arzt die Haus=

thür. Vorsichtig hoben die beiden Männer den immer noch leblosen Marcel auf.

„Ihr sagtet mir von einem Kranken, das ist aber ein Verwundeter," sprach der Arzt stirnrunzelnd.

„Eine kleine Schmuggleraffaire, Herr Doktor; ich will's Ihnen nachher auseinandersetzen."

Marcel wurde auf ein Sofa niedergelegt und entkleidet, dann untersuchte der Arzt die Wunde.

„Ist's gefährlich?" fragte Felix Prenel angstvoll.

„Wenn kein schlimmes Fieber dazukommt, so ist es nicht tödlich. Seht her, die Kugel ist gerade unter dem Schulterblatt eingedrungen; zwei Zoll weiter nach links wäre sie in die Wirbelsäule gegangen — und dann war es aus. Ehe unser Patient wieder zum Bewußtsein kommt, will ich aber das Projektil herausholen. Ihr könnt mir die Instrumente zureichen."

Bei der ersten Berührung mit demselben ging ein leises Zittern durch Marcels Körper.

„Ruhig — nur ruhig gehalten," mahnte der Arzt. „Es wird gleich vorbei sein!" Und mit leiserer Stimme fuhr er fort: „Der arme Junge hat einen zu großen Blutverlust gehabt, als daß man ihn chloroformieren könnte. Uebrigens sitzt auch die Kugel nicht sehr tief."

Durch die Heftigkeit des Schmerzes, den das Eindringen des Instrumentes in das Fleisch verursachte, kam Marcel wieder völlig zu Bewußtsein und biß in die Kissen, die ihm unter den Kopf gelegt worden waren, um nicht laut aufzuschreien. Doch war er so schwach, daß er wieder ohnmächtig wurde, ehe noch die Operation beendigt war.

„Da ist sie endlich!" rief der Arzt und hielt Felix Prenel die Zange mit der Kugel hin. „Hebt sie gut für ihn auf, es gibt Leute, die auf solche Art von Andenken Wert legen!"

Dem harten Bauern war in seinem Leben noch kein Anblick so zu Herzen gegangen, und während der Arzt mit Schwämmen und Verbandstücken um den blutenden, totenblassen Marcel beschäftigt war, sagte ihm sein Gewissen: „Von Rechts wegen müßt' ich jetzt da liegen. Wir wollen aber den armen Marcel so gut pflegen, daß er ganz gewiß wieder gesund werden soll, wenn er uns mit seiner Querköpfigkeit nicht was verdirbt. — Also, Herr Doktor, jetzt dürfen wir wohl bald ans Heimfahren denken?"

„Wie weit habt Ihr?"

„Drei Stunden, wenn ich die Pferde im Schritt gehen lassen muß."

„Vom Fahren auf einem Leiterwagen bei Gebirgswegen kann für einen Verwundeten keine Rede sein. Ich will für eine Tragbahre sorgen. Geht Ihr jetzt ins Dorf und sucht vier starke Bursche aufzutreiben, die in der Größe möglichst gleich sind und miteinander abwechseln können. Ist das in Ordnung, so mag in der Morgenfrische der Transport ohne Bedenken unternommen werden." —

Nach einer guten Stunde war alles bereit; im ersten Morgengrauen setzte sich der kleine Zug in Bewegung, und der Arzt versprach, gegen Abend auf den Alisierhof zu kommen, um den Verband zu erneuern.

Bleich und tief erschöpft lag Marcel auf seiner Tragbahre. Er war zu schwach, um sich zu rühren, doch waren seine Gedanken rege: sie eilten den Trägern voraus zu Therese.

Wo der steinige Fahrweg vom Berge her vor dem Dorf in die gebaute Chaussee mündet, begegnete ein Mann der kleinen Gruppe, der Felix Prenel nur um wenige Schritte Entfernung folgte.

„Meister!" sagte der Mann leise, indem er diesen beim Begegnen unmerklich streifte.

Felix Prenel blieb sofort stehen und erkannte trotz des schwachen Morgenlichtes einen seiner Heuhüpfer.

„Alles in Ordnung!" referierte dieser. „Jeder von uns hat seine Last in Sicherheit gebracht bis auf einen, dem sie in den Steinbruch gerollt ist. Jetzt ist alles sicher beim Kaufmann. — Wißt Ihr aber, wie uns die Grünspechte auf den Hals kamen? Léon hat uns verraten."

Felix Prenel fuhr in die Höhe.

„Wir sind vorhin am Doubsufer dem Simon begegnet; vor dem braucht man sich nicht zu genieren, der weiß doch alles. ‚He!' ruft er uns an, ‚ihr seid wohl diesmal kaum mit Haut und Haar durchgekommen? Seht ihr, was falsche Brüder bedeuten? Ich hab' heute vormittag gesehen, wie Léon Thonin mit den Grünspechten heimlich verhandelt hat — halt, sagt' ich mir, das bedeutet was! Wenn Hund und Wolf Freundschaft schließen, dann kommt der Jäger zu Schaden! Ich hab' im Vorbeikommen nur die zwei Worte gehört: Steinbruch und Martinsweide.' — Nun, Meister, was sagt Ihr dazu? Stimmt das nicht? Ich glaub', der Simon hat recht gehört."

„Léon hat ja aber von unseren Plänen gar nichts gewußt," antwortete Felix Prenel noch zweifelnd.

„Das könnte doch sein. Wißt Ihr, wie es entschieden war, daß Ihr selber uns anführen wolltet, da hat man doch auch seinen Rat hören wollen, und da wär' es ja wohl möglich, daß einer oder der andere über Weg, Tag und Stunde ein Wörtchen hat fallen lassen."

„O, über euch alte Klatschweiber!" rief Felix Prenel aus. „Seht ihr, was ihr damit angerichtet habt? Weil ihr nicht schweigen könnt, mußte der arme Marcel halb totgeschossen werden!" —

Felix Prenel konnte sich einer inneren Bewegung nicht erwehren; diese war freilich etwas egoistischer Natur, da er weniger an die Gefahr dachte, in der Marcel noch schwebte, als an diejenige, welcher er selbst glücklich entronnen war.

Die Sonne beschien schon eine Zeit lang die Tannenwipfel, als die kleine Karawane eine Waldlichtung erreichte, von welcher aus man den Alisierhof in geringer Entfernung liegen sah.

„Ich will vorausgehen und Therese vorbereiten, damit sie nicht gar so sehr erschrickt," sagte Felix Prenel.

Therese hatte schon den ganzen Morgen mit Angst auf ihres Vaters Rückkehr gewartet, jetzt war sie eben wieder auf den Hof hinausgelaufen, um nach ihm auszuschauen.

„Da kommst du endlich!" rief sie aus. „Ach, Vater, wie bin ich in Angst um dich gewesen!"

Und in ihrer Freude schlang sie die Arme um seinen

Hals. Diese Liebkosung kam ihm unverhofft — es war lange her, daß ihn seine Tochter nicht mehr umarmt hatte.

„An dem Morgen, wo ich Marcel fortschaffte, hat sie mir zum letztenmal einen Kuß gegeben und heute, wo ich ihn ihr wiederbringe, gibt sie mir zum erstenmal wieder einen!“ so mußte er unwillkürlich denken.

„Ja, da bin ich wieder,“ sagte er, nahm Theresens Arm und führte sie nach der entgegengesetzten Seite des Hofes, damit sie die Männer mit der Tragbahre nicht auf das Haus zukommen sehe. „Wie du siehst, komme ich zwar mit heiler Haut, aber diesmal ist doch nicht alles gut gegangen.“

„Was ist denn geschehen? Sage mir nur, was du für Unglück gehabt hast! Hat man dir den ganzen Wagen weggenommen? O Vater, ich hasse das Schmuggeln! Wenn du es doch endlich lassen wolltest!“

„Konfisziert ist gar nichts, Therese, weder Wagen noch Ladung; es ist aber jemand verwundet worden und noch dazu jemand, von dem ich nie geglaubt hätte, ihn jemals selber wieder in unser Haus zu bringen.“

Therese öffnete die Augen weit und erbleichte. Ihr Vater verstand die Frage, die ihr Blick enthielt.

„Ja,“ fuhr er fort, „er ist's; es ist Marcel.“

„Er ist tot,“ schrie sie und lehnte sich an die Mauer.

„Nun, ganz so schlimm steht's nicht, wir wollen ihn schon gut pflegen . . .“

Aber sie hörte ihn schon nicht mehr, denn soeben betraten die Träger den Hof. Therese ging auf sie zu, bezwang gewaltsam ihre Bewegung und beugte sich über die Bahre.

„Mein armer Marcel!“

Er lächelte.

„O, Fräulein Therese, es thut wohl, wieder heimzukommen,“ sagte er mit schwacher Stimme. „Doch wollte ich, man hätte mich nicht getragen bringen müssen.“

Alwine kam mit lauten Erstaunensrufen herbeigelaufen.

„War er im Krieg?“ rief sie.

„Still!“ antwortete Therese, „keinen Lärm, Alwine. Komm, wir wollen geschwind in der großen Schrankstube ein Bett aufschlagen, da ist es schön kühl!“

Es dauerte nicht lange, bis Marcel in das große, stille Zimmer gebracht werden konnte, in dem die Laden halb geschlossen waren und das von dem feinen Lavendelduft aus den Wäscheschränken erfüllt war. Etwas später kam Therese wieder, um nachzusehen, ob Marcel ganz gewiß wohlversorgt sei, ob er Durst habe, ob er nicht jetzt versuchen wolle einzuschlafen. Als er ihr danken wollte, legte sie ihm sanft die Hand auf den Mund.

„Jetzt nicht sprechen, Marcel. Bist du erst wieder gesund, dann darfst du alles sagen, was du nur willst!“

Er folgte ihr mit dem Blick, bis sich die Thür hinter ihr schloß.

„Alles, was ich nur will?“ wiederholte er seufzend.

Seinem Versprechen gemäß erschien der Arzt gegen Abend, legte einen neuen Verband an, machte einige Verordnungen und befahl strengstens, den Patienten in absoluter Ruhe zu halten, damit kein Fieber eintrete.

„Ich hoffe, daß unser junger Mann auf Lebenszeit vom Schmuggeln kuriert ist,“ sagte er im Weggehen zu Marcel.

Dieser begnügte sich damit, zu lächeln, Felix Prenel fühlte sich aber etwas beschämt. Am selben Abend noch rang sich ein großer Entschluß in ihm durch.

„Therese erfährt zuletzt doch alles,“ dachte er. „Ich kann's nicht verhindern, daß er ihr alles anvertraut, während sie ihn gesund pflegen muß; es ist am besten, sie erfährt die ganze Wahrheit von mir selber.“

Sobald die Dienstboten zu Bette gegangen waren, setzte er sich daher neben Therese an den Tisch, an dem sie Charpie zupfte und legte eine Generalbeichte vor ihr ab, wie es der Herr Pfarrer genannt haben würde. Er bekannte ihr, wie es mit Marcels Engagement bei Monsieur Delalyre zugegangen war, daß er seinen Abschiedsbrief aufgefangen und verbrannt habe und gab ihr alle Gründe zu seiner Handlungsweise an. Therese hörte ihn stillschweigend bis zum Ende, dann sagte sie: „Vater, es ist wahr, du hast uns alle beide drei Monate lang sehr unglücklich gemacht; aber gerade durch diese seltsamen Geschichten hat es sich so wunderbar gefügt, daß Marcel in dieser Nacht dir in den Weg kam, um dein Leben zu retten!“

„Das trifft zu. Aber dafür bin ich ihm noch nichts schuldig, es war der reine Zufall, daß er sich gerade in dem Augenblick quer hinter mir nach dem Hemmschuh bückte.“

„Nun, wenn du ihm nichts dafür schuldest, so glaube ich schon, ihm dafür etwas schuldig zu sein, daß meines Vaters Leben bewahrt blieb!“

„Und womit willst du ihm das bezahlen?“ fragte Felix Prenel bewegt.

„Kann ich ihm für solch großen Dienst denn überhaupt jemals genug geben?“ fragte Therese zurück und lehnte ihren Kopf liebkosend an seine Schulter.

„Wenn er dafür deine Tochter von dir verlangt, so schlägst du sie ihm nicht ab, nicht wahr? Erinnere dich nur, ob du mir nicht mehr als hundertmal erzählt hast, daß du selber auch ein blutarmer Bursche gewesen bist! Ein anderer Schwiegersohn führte mich fort; bekommt mich aber Marcel, so bleiben wir beide im Hause und arbeiten lebenslang mit frohem Herzen für dich. Armer Vater, wie wolltest du nur mit den Mägden fertig werden? und wer sollte die Milchkammer besorgen? und die Wäsche? und den Garten?“

Da Felix Prenel ihr nicht widersprach, sondern nur lächelte, fuhr Therese fort: „Siehst du, an das alles hast du noch gar nicht gedacht. Mein Platz ist hier und nirgends anders, das mußt du jetzt selbst einsehen. Oder möchtest du mich gern loswerden? Bin ich denn eine gar so schlimme Tochter?“

„Eine sehr schlimme! Du hast niemals was anderes gethan, als deinen eigenen Willen, und thust ihn jetzt auch noch, wie mir's scheint.“

„Also willigst du ein, Vater?“

„Kannst du einem zusetzen! Wirst dich ihm doch nicht etwa selber antragen wollen?“

Therese errötete.

„Also warte ab, bis er redet. Weißt du denn, ob er nicht irgendwo in der Fremde sein Herz zurückgelassen hat?“

Therese hatte aber in Marcels Augen gelesen, daß, wenn er sein Herz irgendwo gelassen hatte, es auf dem Alisierhofe war.

Diese Nacht wachte Felix Prenel selbst bei Marcel. Der Kranke hatte nur niedriges Fieber und schlief einige Stunden. Am Morgen erwachte er von den ihm so wohlbekannten Pfiffen und Rufen der Hirtenjungen, welche das Vieh auf die Herbstweide trieben.

„Das ist ein schöneres Erwachen als vom Straßenlärm in der Stadt,“ sagte er.

„So?“ antwortete Felix Prenel, indem er Marcels städtische Kleider betrachtete, die auf einem Stuhle lagen. „Also bist du am Ende doch noch nicht ganz ein großer Herr geworden? Glaubst du, daß du wieder einen blauen Kittel anziehen könntest?“

„Sobald Ihr wollt, Meister!“

„Nun, ein paar Minuten hat's schon noch Zeit; 's ist keine Eile nötig. — So bleib doch ruhig liegen! Hast vergessen, daß der Doktor gesagt hat, der Verband dürfe nicht verschoben werden? Es war ja nur Therese, die über den Hof ging! Wenn sie nachher dein Frühstück bringt, kannst du sie sehen, ohne dir den Hals auszurenken!“

Marcel hatte sich schnell aufgerichtet, um die Gestalt zu erspähen, deren Schatten eben durch die halbgeschlossenen Läden fiel.

Während dieses Tages und der Zeit, die nun folgte, schien sich Theresens Arbeitskraft zu verdoppeln. Sie besorgte das große Hauswesen wie immer, versäumte nicht eine ihrer zahlreichen Pflichten und fand doch noch Zeit, an hundert kleine Aufmerksamkeiten für Marcel zu denken. Nachmittags setzte sie sich mit ihrer Näharbeit zu ihm, öffnete die Fenster weit, damit er die Stimmen von draußen hören könne, brachte ihm Blumen, und obwohl sie nie viel sprach, so erfuhr er nach und nach doch alles über den gegenwärtigen Stand der Feldarbeiten und was alles während seiner Abwesenheit geschehen war.

Mit stillem Entzücken genoß Marcel diese friedlichen Nachmittagsstunden, und die absolute Gemütsruhe, die sie nach und nach bei ihm bewirkten, war von erheblichem Einfluß auf den schnellen und günstigen Verlauf, den seine Genesung nahm. Nach vierzehn Tagen schon erlaubte ihm der Arzt aufzustehen.

Man hatte längst an Monsieur Delalyre geschrieben. Dieser antwortete mit einer langen Epistel voll hochtönender und etwas altmodischer, doch sehr herzlicher Worte und versprach, „den jungen Künstler, der beinahe in der schönsten Blüte dahingerafft worden,“ bald zu besuchen. Als Marcel dies las, fing er an laut zu lachen und reichte Therese den Brief hin.

„Er ist doch der beste Mensch von der Welt! Sein Reden hört sich nur immer gerade so an, als ob er ein lebendiges Programm wäre. Ich hoffe aber, daß er wirklich kommt, Sie würden sich über seine Bekanntschaft freuen, Fräulein Therese.“

Seit Marcel kräftiger und ihm das Sprechen mehr erlaubt war, hatte er Therese nach und nach das Hauptsächlichste aus den drei Monaten seines Reiselebens mitgeteilt. Von seinen Erfolgen sprach er nicht, aber Therese erriet, was er nicht aussprach; sie freute sich seiner unveränderten Bescheidenheit und war stolz auf sein entwickeltes Talent.

An einem bewölkten, lauen Oktobertage durfte Marcel zum erstenmal wieder ins Freie. Auf Felix Prenels Arm gestützt, war er einige Schritte weit auf dem Wiesenpfad gegangen. Mit wortlosen Grüßen betrachtete er die weiten, grünen Abhänge, das Plateau mit der Haselstaudenumsäumung, den Wald, in den er bald wieder hinaufzusteigen hoffte, und er empfand eine Freude am Leben wie noch nie.

Auch Felix Prenel war es eigentümlich, fast bebewegt zu Mute. Die letzten vierzehn Tage hatten ihm viele Aengste gebracht, er hatte so sorgenvoll wie nur Therese den Zustand des Kranken beobachtet und ihn nach Kräften pflegen geholfen. Die Geduld, mit welcher Marcel alle Schmerzen ertrug, seine Dankbarkeit für alles und jedes, das man ihm erzeigte, hatten des harten Bauers Herz weich gemacht.

„Viel Gutes steckt in ihm, das weiß ich jetzt gewiß. Meiner Treu', ich steh nicht gut für mich selber, wenn er um Therese anfragt!“

Während die zwei langsam auf und ab schritten und jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, kam Alwine vom Hause her auf sie zugestürzt, heftig mit den Armen gestikulierend.

„Besuch!“ rief sie atemlos aus. „Zwei Herren sind gekommen, es müssen wohl Marcels Freunde sein. Vornehme Leute, sag' ich Euch, Meister! Und doch so freundlich, vollends der alte Herr! Da müssen wir schnell für Mittag ein paar Hühner braten!“

Und wie sie gekommen, stürzte sie wieder von dannen, diesmal aber nach dem Hühnerhofe zu, unter dessen schönsten Bewohnern sie sofort ein großes Morden begann, dem freundlichen, alten Herrn zu Ehren, der sie ein hübsches Mädchen genannt hatte.

„O mein lieber Marcel! Ist das eine Freude, Sie wieder auf den Füßen zu sehen!“ rief Monsieur Delalyre, der mit seinem Sohne Edgar Marcel entgegen kam. „Sie sehen noch recht blaß, doch ganz interessant aus! Wir haben ein paar Takte Pause benutzt, um schnell hier herauf zu kommen; bleiben können wir auch nicht länger als einen Orgelpunkt: wir wollten Ihnen nur gern sagen, wie sehr Sie uns allen fehlen!“

„Jetzt verstehe ich,“ sagte Edgar und schob Marcels Arm in den seinen. „Wir haben das junge Mädchen gesehen. Auf mein Wort, sie ist schön wie eine Prinzessin!“

Ein leichtes Rot stieg in Marcels Wangen.

„Es gibt aber da weiter nichts zu verstehen,“ antwortete er.

„Nicht? Nun, das wäre schade!“

„Diese Gegend ist aber wirklich reizend!“ rief der Direktor. „Wie pittoresk ist jene Gruppe schwarzer Tannen! Sehr schön im Sommer, im Winter aber muß es hier oben einsam zum Umkommen sein — es sei denn, daß man vom Glück so sehr begünstigt wäre, die Gesellschaft des Fräuleins häufig genießen zu dürfen,“

setzte er mit einer galanten Verbeugung gegen Therese hinzu, die eben herangekommen war.

Das junge Mädchen trug ein glattes, blaues Merinokleid, dessen enganliegender Schnitt ihre schöne Gestalt vorteilhaft hervorhob. Das reiche, glänzende Haar war ganz einfach mit einem Schildkrotkamm aufgesteckt. Gerade das Anspruchslose ihres Auftretens verlieh aber ihrer Schönheit einen ganz besonderen Reiz.

„Wohlgeformte Hände, ein schöner Fuß, Anmut in den Bewegungen — was für ein schönes Mädchen ist das!" dachte Amédée Delalyre. „Marcel mag sagen, was er will, so behaupte ich, daß er sich sehr gut mit ihr versteht. Das sieht man den beiden schon an den Augen an! Gut für ihn, aber schlimm für uns, denn Fräulein Therese zieht ihn mächtiger an als die Kunst. Ja, die Schönheit ist eben schon seit Orpheus' Zeiten ein Fallstrick für die Musiker gewesen!"

„Bitte, meine Herren," sagte Therese, „nehmen Sie vor dem Mittagessen etwas zur Erfrischung zu sich; Sie haben einen anstrengenden Weg zurückgelegt."

Man setzte sich in das kleine Gärtchen, trank Marcels Gesundheit und unterhielt sich auf das beste. Der Direktor sprach mit Enthusiasmus von dem Talent und den Erfolgen seines jungen Freundes, der im kommenden Winter überall Furore machen werde, wenn ihm nur daran gelegen sei.

Diese glänzenden Aussichten schienen aber gar nichts Verlockendes für Marcel zu haben.

„Bis wann glauben Sie stark genug zu sein, um zu uns zurückkehren zu können?"

„Man ist niemals stark genug, um süße Bande zu brechen," flüsterte ihm Edgar zu. „Hier ist's offenbar gut sein, und ich an Ihrer Stelle würde glücklich sein, hier bleiben zu dürfen."

Marcel sah seinen Herrn fragend an.

„Nun, so rede," kam ihm dieser freundlich zu Hilfe. „Hab' ja mit angehört, wie dir Therese versprochen hat, daß du alles sagen darfst, sobald du wieder gesund bist."

„Nein," antwortete Marcel mit leiser, doch fester Stimme. „Ich habe seither Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken. Ich darf nicht auf dem Alisierhofe bleiben, denn ich liebe Therese!"

„Bringt man so seine Werbung zum Ausdruck?" rief der ungestüme, kleine Direktor und sprang mit einem Satz in die Höhe. „Dachte ich mir doch gleich, daß er die ganze Sache verderben würde! — Marcel, Sie müssen mir schon erlauben, für Sie zu sprechen, bin ich doch Ihr Adoptivvater, Ihr musikalischer Vater! — Mein Herr," fuhr er fort und trat vor Felix Prenel hin, „erzeigen Sie uns die Ehre, Marcel die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu gewähren!"

„Therese mag für sich selber antworten," sagte er; „ich möcht' lieber keine Verantwortung für dergleichen auf mich laden."

Therese und Marcel erhoben sich. Wortlos reichte er ihr die Hand und sie legte die ihrige hinein. Das war ihre Antwort — und damit war das Verlöbnis vollzogen.

„Bravo!" rief Amédée Delalyre, dem die Ceremonie zu still vor sich ging. „Dieser Bund zerreißt zwar unser Quartett, aber ich applaudiere ihn nichtsdestoweniger von Herzen."

In diesem Augenblick erschien Alwine an der Gartenthür.

„Das Essen ist fertig, Fräulein Therese."

Anstatt einer Antwort fiel ihr Therese um den Hals.

„Du sollst die erste sein, die meine Verlobung erfährt!" rief sie.

Alwine riß die Augen unnatürlich weit auf.

„Also ist's wirklich und wahrhaftig in Ordnung?" fragte sie. „Gott sei gelobt, denn das ist die erste vernünftige Sache, die seit langer Zeit bei uns passiert ist!"

Alle lachten; man erhob sich und ging in das Haus. Das Brautpaar folgte langsamer nach.

„Jetzt darf ich es dir wohl sagen," flüsterte Therese, indem sie des jungen Mannes Arm nahm. „Diese vergangenen drei Monate sind die traurigsten in meinem ganzen Leben gewesen. Du hast aber am meisten von uns gelitten, mein armer Marcel!"

„Still davon," antwortete er, sich zu ihr herabneigend. „Das ist ein Wort, das ich nimmer hören will. Jetzt gibt es keinen armen Marcel mehr!"

(Uebersetzt von E. **Bagge**.)

Die oceanische Dampfschiffahrt.

Von

Geistbeck-Freising.

Die oceanische Dampfschiffahrt ist unstreitig ein Gegenstand, der heutzutage in immer höherem Grade unser Interesse erregt, über den aber gleichwohl noch vielfach recht mangelhafte Anschauungen verbreitet sind. Einige nähere Mitteilungen hierüber dürften deshalb den verehrten Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein.

Zunächst ein paar Angaben über die Entwickelung der Dampfschiffahrt überhaupt!

Der erste Versuch, ein Schiff durch Dampfkraft fortzubewegen, soll nach spanischen Ueberlieferungen bereits im Jahre 1543 von Blasco de Garay im Hafen von Barcelona gemacht worden sein. Max Gregor hat indes nachgewiesen, daß hier ein Mißverständnis vorliegt und nur von Experimenten in dem Sinne die Rede sein kann, Schiffe durch Schaufelräder mittels Handbetriebes in Bewegung zu setzen. Thatsächlich wurde das erste, durch Dampf getriebene Schiff von dem Professor der Physik in Marburg, Denis Papin, 1707 auf der Fulda erbaut. Als sich aber derselbe mit seinem Schiffe auf die Weser wagte, wurden Schiff und Maschine von den Schiffern, die durch das Dampfboot ihr Gewerbe bedroht sahen, zerstört. Die Erfindung Papins ging jedoch der Welt nicht mehr verloren, dieselbe wurde vielmehr von den Franzosen, Engländern und Nordamerikanern eifrig verfolgt. Hundert Jahre später glückte es auch dem Amerikaner Robert Fulton, das von Papin begonnene Werk zu vollenden. Am 17. August 1807 befuhr derselbe mit seinem Dampfer „Clermont" den Hudson zwischen New York und Albany mit einer Geschwindigkeit, die alle Welt in Erstaunen setzte. Die Fahrt war epochemachend für alle Zeiten; denn die Ueberlegenheit der Dampfschiffahrt über die Segelschiffahrt war hierdurch zur Evidenz dar-

gethan. Am 26. Mai 1819 verließ denn auch schon das erste Dampfschiff, welches den Ocean kreuzte, die „Savannah", den Hafen von Savannah und kam nach 25 Tagen in Liverpool an. Die ersten transatlantischen Fahrten von England aus begannen im Jahre 1838 mit den Dampfern „Sirius" und „Great Western", und am 4. Juli 1840 lief das erste Postdampfschiff, die „Britannia", von Liverpool aus. Mit dieser letztgenannten Fahrt wurden jene so wichtigen und zahlreichen transoceanischen Postdampferverbindungen eröffnet, für deren Vermehrung und Vervollkommnung die Nationen seitdem den regsten Wetteifer entfalten. Hinzugefügt sei noch, daß mittlerweile eine weitere wichtige Verbesserung in der Konstruktion der Dampfschiffe erzielt wurde, und zwar durch Anwendung der Schraube an Stelle des Rades.

Indem ich nun in folgendem mich anschicke, einige der bedeutendsten Fortschritte, die in jüngster Zeit auf dem Gebiete der oceanischen Dampfschiffahrt gemacht wurden, des näheren zu besprechen, verweise ich vor allem auf die enorme Schnelligkeit, welche die heutigen Seedampfer im Vergleich zu den Fahrzeugen früherer Tage durchschnittlich erzielen. Noch in den fünfziger Jahren hielt man es für eine großartige Leistung, den Ocean von Europa nach New York in 16 Tagen zu kreuzen. Dann sank die Durchschnittsdauer einer transoceanischen Fahrt zum Erstaunen der Welt auf 11 Tage herab. Aber auch damit gab sich der spekulative Unternehmungsgeist des Menschen nicht zufrieden. Im konkurrierenden Wettstreite führten die Schiffe der Inmanlinie (England), die Liverpool über Queenstown mit New York und Philadelphia verbindet, und die zwischen Liverpool und New York laufenden White-Star-Dampfer eine Reihe immer rascherer Fahrten aus und machten dadurch für sich Reklame. Vom 10.—17. August 1877 legte der, der letztgenannten Gesellschaft gehörige, Dampfer „Britannic" die Strecke von Queenstown nach Sandy Hook in 7 Tagen 10 Stunden 53 Minuten zurück. Um Minuten verkürzten sich dagegen die Fahrten der „Servia" und „Arizona". Die Dampfer des „Norddeutschen Lloyd" legen dermalen, mit beinahe zuverlässiger Regelmäßigkeit, die Fahrt von New York nach Southampton und umgekehrt in achtmal 24 Stunden zurück. Von Southampton nach Bremen benötigen sie noch ca. 20—24 Stunden. Die schnellste aller Fahrten über den Atlantischen Ocean hat bis jetzt der Cunarddampfer „Etruria" ausgeführt; er machte die Reise von Queenstown (Irland) nach New York sogar in 6 Tagen 5 Stunden 32 Minuten. Der vor kurzem untergegangene Dampfer „Oregon" von der Guionlinie, der bisher im Rufe stand, die größte Schnelligkeit erreicht zu haben, bedurfte zu der nämlichen Fahrt 6 Tage 9 Stunden 22 Minuten. Welch gewaltiger Fortschritt in dieser Beziehung in jüngster Zeit gemacht wurde, erhellt am besten aus dem Hinweis auf die Zeitdauer ähnlicher Fahrten in früheren Perioden. So durchfuhr 1819 die „Savannah", wie schon erwähnt, den Atlantischen Ocean in 25 Tagen. Benjamin Franklin bedurfte 1775 zu seiner Reise von Amerika nach Europa 42 Tage, und Christoph Kolumbus erreichte die Bahamainseln erst nach 70 Tagen. Gleich großartig ist die Verkürzung der Fahrten nach Indien und Australien. Vasco de Gama fuhr von Lissabon nach Kalikut 314 Tage, während der erste Dampfer, der von Falmouth nach Kalkutta ging, in nicht ganz 4 Monaten (vom 16. August bis 9. Dezember 1825) den Weg zurückgelegt. Gegenwärtig beträgt die gewöhnliche Fahrzeit von Plymouth (Südengland) nach Sydney (via Kapstadt) nur mehr 51 Tage, ja vom Dampfer „Orient" wurde die Reise von England nach Australien und zwar ebenfalls um das Kap der guten Hoffnung 1879 in 38 Tagen 14½ Stunden ausgeführt. Noch rascher kann die Fahrt nach Indien und Australien über Suez erfolgen, und vollends dann, wenn man auch noch die Bahnen benutzt. In diesem Falle ist z. B. Kalkutta von London aus in nur 20 Tagen zu erreichen. Die schnellste Reise von China nach England wurde 1882 von dem Dampfer „Stirling Castle" in 29 Tagen 22 Stunden gemacht.

Bezüglich der Fahrten über den Atlantischen Ocean sei übrigens noch bemerkt, daß Reisen wie die der „Etruria" oder des „Oregon" zu den seltensten Ausnahmen zählen. Kürzlich sind von der White-Star-Linie zwei neue Schraubendampfer in Auftrag gegeben worden; sie sollen täglich nicht mehr als 100 Tons Kohlen verbrauchen, 3000 Tons Güter laden bei einem mittleren Tiefgange von 8 m, 200 Salonpassagiere aufnehmen und die Reise in 7 Tagen machen, d. h. von Sandy Hook nach Queenstown. Damit ist das Ziel ausgedrückt, welches alte, erfahrene, große Gesellschaften als für jetzt erreichbar anstreben.

Allerdings erhebt sich in neuester Zeit, besonders von amerikanischer Seite, immer mehr der Ruf nach Sechstagedampfern; die Erfüllung dieser Forderung ist indes wohl nur möglich mit Schiffskesseln, welche Dampf von einer Spannung bis zu 12 Atmosphären oder von 189° C. Wärme liefern, ohne zu lecken, und mit dreicylindrigen Expansionsmaschinen großen Stils

Die mittlere Geschwindigkeit der Dampfer der größeren Schiffahrtsgesellschaften ist auf den Linien nach Amerika 13—14 Knoten (1 Knoten = 1 Seemeile = 1,85 km) pro Stunde. Die sogenannten Schnelldampfer hingegen erzielen auf den transatlantischen Fahrten eine solche von 16—17 Knoten per Stunde. Die Durchschnittsgeschwindigkeit der „Etruria" auf der oben erwähnten Schnellfahrt von Queenstown nach New York betrug sogar an 19 Knoten pro Stunde.

Auf den Linien nach Asien und Australien kommen derartige Verhältnisse vorerst nicht in Frage. Die für die ostasiatische und australische Fahrt bestimmten Schiffe des „Norddeutschen Lloyd" z. B. müssen nach dem mit der deutschen Reichsregierung vereinbarten Vertrage eine Durchschnittsgeschwindigkeit von nur 11½ Knoten pro Stunde erzielen; und dies ist sogar eine Schnelligkeit, die nach den vertragsmäßigen Festsetzungen von den Dampfern keiner einzigen fremden Nation für die australischen und asiatischen Linien verlangt wird.

Gewaltig ist auch die Größe der Oceandampfer gewachsen. Die in neuester Zeit für die Hauptverkehrslinien erbauten Postdampfer haben meist einen Raumgehalt von 4000—5000 Tonnen (1 Tonne = 2,8 cbm). Nicht wenige der zwischen Europa und Nordamerika verkehrenden englischen, französischen und deutschen Dampfer überschreiten sogar diesen Raumgehalt. Von den Dampfern der Cunard-, Guion-, Anchor- und National-Linie (in England) erreichen die Dampfer „Austral" 5558, „Amerika" 6000, „Alaska" 6932, „Aurania" 7269, „Servia" 7392, „Umbria" und „Etruria" je 8000 Tonnen. Desgleichen besitzt die französische „Compagnie générale transatlantique" Schiffe mit einem Raumgehalt von je 6800 Tonnen. Aber auch auf den Linien nach Asien und Australien kommen Dampfer vor, die den Gehalt von 5000 Tonnen übersteigen; es trifft das zu bei einigen Schiffen der englischen „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company"; auch der der „Navigazione generale italiana" gehörige „Raffaele Rubattino" hält 5500 und der Dampfer „Yarra" von der Gesellschaft „Messageries maritimes" 5908 Tonnen. Der größte Postdampfer der Welt ist die der Inmanlinie gehörende „City of Rome". Sie ist 176 m lang, 16 m breit, und deren Raumgehalt beträgt 8144 Tonnen. Derartige Schiffe sind in der That kleine

„Saale“.

Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd.

1. Ruder,
2. Schraube,
3. Sternbüchse,
4. Hand- u. Dampfsteuerung,
5. Kellner,
6. Kammer für den zweiten Kellner,
7. Eingang und Niedergang zum zweiten Salon,
8. Kompaß,
9. Dampfgangspill,
10. Rettungsfloß,
11. Oberlicht,
12. Damenzimmer II. Kajüte,
13. Speisesaal II. Kajüte,
14. Segelkammer,
15. Schlafkammern II. Kajüte,
16. Hintere Laderäume,
17. Wellentunnel,
18. Badewinde,
19. Anrichtezimmer für II. Salon,
20. Anrichtezimmer für den unteren II. Salon,
21. Hintere Luken mit Oberlicht u. Niedergängen,
22. Weinkammer,
23. Reserve-Kajüte II. Klasse,
24. Rauchzimmer II. Klasse,
25. Schlafkammern I. Kajüte,
26. Postkammer,
27. Drucklage,
28. Oberlichter für die Maschine,
29. Maschinenraum,
30. I. Kl. Rauchzimmer,
31. Niedergang,
32. Mittleres Zwischendeck,
33. Kohlenbunker,
34. Kesselraum.

35. Backofen,
36. Hilfskessel,
37. Niedergang n. d. Zwischendeck,
38. I. Küche,
39. Anrichtezimmer I. Kajüte,
40. Zwischendeck,
41. Kohlenbunker,
42. Vorplatz z. I. Kl. Rauchzimmer,
43. I. Kaj. Rauchzimmer mit Oberlicht,
44. Oberlicht f. d. I. Salon,
45. Vorplatz z. I. Kl. Damenzimmer,
46. I. Kajute Damenzimmer,
47. I. Kaj. Speisesaal,
48. Kartenzimmer,
49. Vorderes Steuerhaus,
50. Haupt-Zwischendecks-Eingang,
51. Kammer für die Kellnerin,
52. Zwischendeck,
53. Badeluke,
54. Baderäume,
55. Verschiebbarer Ausguck,
56. Oberlicht,
57. Badezimmer,
58. Frischwassertanks,
59. Dampfküche,
60. Vorderes Zwischendeck,
61. Eiskeller,
62. Leuchtturm,
63. Luke n. d. Proviantraum,
64. u. 65. Proviakträume,
66. Niedergang n. d. Zwischendeck,
67. Niedergang für die Mannschaft,
68. Mannschaftsraum,
69. Gangspill,
70 Dampf-Ankerwinde,
71. Kartoffelraum,
72. Niedergangsschächte,
73. Ankerkrahn,
74. Ankerklüse,
75. u. 76. Inventarienräume,
77. Ankerkettenkasten.

schwimmende Städte, die sogar ihr Standesamtsregister führen. Auf den Dampfern des „Norddeutschen Lloyd" sind z. B. 1882 31 Schiffsleute, 30 Passagiere und 36 Passagierkinder gestorben, während im gleichen Jahre an Bord 30 Kinder geboren wurden.

Die Fortschritte bezüglich der Einrichtung und Ausstattung der Dampfer veranschaulicht wohl am besten die genauere Schilderung eines speciellen Dampfers. Wir wählen hierzu einen Dampfer des „Norddeutschen Lloyd", die „Ems". (Umstehend findet der Leser einen uns zur Verfügung gestellten Durchschnitt des neuesten Schiffs dieser Gesellschaft, der „Saale", der einen deutlichen Ueberblick über das Schiffsinnere gewährt.)

Die „Ems" hat eine Einrichtung für 1100 Zwischendeckspassagiere, 150 Passagiere der ersten und 170 Passagiere der zweiten Kajüte, also im ganzen für 1420 Passagiere. Diese Zahl schon spricht deutlich genug für die Großartigkeit der Vorkehrungen hinsichtlich der Bedienung, Küche, Wohnung, Unterhaltung und anderer Bedürfnisse des Lebens. Da sind vor allem zu erwähnen die geräumigen, reich möblierten Kabinen, darunter eine Zahl wahrhafter Luxusgemächer; manche derselben lassen sich zu Appartements für ganze Familien vereinigen und gewähren in dieser Form den reizendsten und einladendsten Anblick. Eine vollendete Studie für sich allein bildet der Speisesaal von 50 Fuß Länge und 46 Fuß Breite. Hier herrscht reiche Pracht, feiner Geschmack, künstlerische Darstellung und höchste Eleganz.

Die Möbelstoffe von apfelgrünem Samt harmonieren mit den Farben des reichen türkischen Teppichs, der den Boden bedeckt, sowie mit den mit schweren altdeutschen Borten verzierten Tischdecken und den aus Seidenchenille angefertigten Fenstergardinen und Portieren. Die getäfelten Wände aus poliertem Ahorn- und Nußbaumholz sind mit reichen Schnitzereien verziert, die freien Felder mit herrlichen Gemälden geschmückt. Die Mitte des Saales nehmen zwei lange Tafeln ein, während vier kleinere Tische an jeder Seite zu je 8 Personen den Passagieren Gelegenheit bieten, en famille zu speisen. Trotz dieser Tische und der 120 vor denselben angeschraubten sehr bequemen Dreharmstühle bleibt noch genügender Raum zu freier Bewegung. Der Haupttreppeneingang zum Salon, sowie die Treppe selbst sind durch reiche Holzschnitzereien geschmückt; zwei ruhende Löwen bilden die untersten Treppenpfeiler. Das Treppenhaus schließt nach oben mit einem glatten Glasdache mit überraschend schöner Glasmalerei ab. Den Glanzpunkt des Salons bildet übrigens der überaus prachtvolle Lichtschacht von 24 Fuß Höhe und 17 Fuß im Geviert, dessen Glasdach ähnliche Glasmalerei aufweist wie das Dach des Treppenhauses. Reiche Schnitzereien in großartiger Menge und Verschiedenheit, Blumen, Fruchtguirlanden, Köpfe, allegorische Figuren und Wappenschilde wechseln hier miteinander ab und bilden ein künstlerisch vollendetes Ganzes, das seinesgleichen sucht.

Auch das Rauchzimmer der ersten Kajüte von 20 Fuß Länge und 18 Fuß Breite ist luxuriös und mit Komfort ausgestattet. Sofas und Lehnsessel mit Gobelinpolstern, viereckige Spieltische und runde Tische mit eingelegten Schachbrettern, polierte Teakholzwände mit Schnitzereien und Ledertapeten, Oelgemälde mit allegorischen Figuren lassen vergessen, daß man sich auf einem Schiffe befindet.

Das am luxuriösesten eingerichtete Zimmer im ganzen Schiffe ist indes der Damensalon. Die schwellenden Diwans und Sessel mit echtem genuesischen Samt in Terracotta und Altgold, der kostbare türkische Teppich, in den der Fuß weich und tief einsinkt, das schwarze Ebenholzmeublement, die Thüren, die Täfelung der Wände mit ihren reichen Schnitzereien und Seidendamasttapeten, die Zimmerdecke von poliertem Satinholze in verschiedenen Farbentönen und reich vergoldet, die drei prächtigen Gemälde, welche die Wände zieren, dies alles macht in dem angenehm gedämpften Lichte des Salons den Eindruck des Trauten und Kosigen und erweckt ein Gefühl unendlicher Behaglichkeit.

Die Schlafzimmer für die Passagiere erster Klasse liegen teils hinter, teils vor dem Speisesalon, sämtlich an den Schiffsseiten, und sind hell, geräumig und luftig. Jedes Schlafzimmer ist zudem mit einer pneumatischen Klingel versehen, die mit dem Servierzimmer in Verbindung steht.

In allen Räumen dämpfen schwere Teppiche den Tritt der Verkehrenden, selbst eine Bibliothek, Pianos und drei luftige Badezimmer mit Marmorwannen stehen den Reisenden zur Verfügung.

Denkt man sich hierzu noch ein 180 Fuß langes Promenadedeck, eine splendide, elektrische Beleuchtung und die alle Schiffsräume durchziehende Warmwasserheizung, so hat man ein beiläufiges Bild des Komforts, der den Reisenden auf diesen schwimmenden Palästen der Atlantis geboten wird.

Ebenso vortrefflich wie Ausstattung und Einrichtung des Schiffes ist auch die leibliche Verpflegung. In den Kammern und Vorratsmagazinen liegen da die gewaltigsten Vorräte von Nahrungsmitteln aufgespeichert: Gemüse aller Art aus den berühmtesten Konservenfabriken, Südfrüchte von Malaga, Smyrnaer Traubenrosinen, amerikanische Schnittäpfel, pulverisierter Zucker, kondensierte Milch in Blechdosen, aller Art konservierte Früchte zu Kompotts, kalifornische Aprikosen, englisches Tafelsalz, westfälische Schinken, dann Austern-, Sardinen-, Hummer-, Lachs- und Anchoviskonserven, Kaffee, Zucker, frische Gemüse und frisches Obst, Fleischmassen in Eisbehältern u. s. w. Ein Blick in den Kellerraum zeigt uns wiederum ein reichhaltiges Lager der mannigfaltigsten Rot- und Rheinweine, von Champagner, Cognak u. s. f. der berühmtesten Firmen.

Die Großartigkeit der modernen Seeriesen erregt denn selbst noch in unserem so sehr verwöhnten Zeitalter Staunen und Bewunderung. Fast alle realen Wissenschaften, Mathematik, Physik, Ingenieurkunst, Chemie und Astronomie, haben sich ja verbunden, diese schwimmenden Kolosse zu schaffen und zu lenken, und so sind sie in der That die gewaltigsten und imposantesten Schöpfungen kalkulierenden Geistes und werkthätiger Hand.

Freilich sind auch die Kosten solcher Seeriesen ganz enorm. So belief sich der Aufwand für den eben besprochenen Dampfer „Ems" des „Norddeutschen Lloyd" auf 3710000 Mark. Das Prachtschiff „City of Rome" kostete sogar 6 Millionen Mark, und das italienische Kriegsschiff „Lepanto" verschlang mit seiner vollständigen Ausrüstung volle 22 Millionen Mark.

Ueberraschend groß ist ferner der Kohlenverbrauch der modernen Schnelldampfer. Die 24 Feuerungen des Dampfers „Elbe" vom „Norddeutschen Lloyd" mit 4510 Bruttotonnen verzehren z. B. im täglichen Durchschnitt 105000 kg Kohlen. Eingenommen werden für jede Reise über den Ocean 1500 Tonnen oder 1½ Millionen Kilogramm, das ist ein Quantum, das der Ladung von sechs Eisenbahnzügen mit je 25 Doppelwaggons entspricht.

Wenden wir uns nunmehr zu den großen Dampfschiffahrtsgesellschaften der Gegenwart, diesen eigentlichen Vermittlern des überseeischen Verkehrs! Unter ihnen steht an erster Stelle die „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company". Dieselbe besitzt zur Zeit 52 große Dampfer mit einem Bruttoraumgehalt von 177381 Tonnen und besorgt die Verbindung mit den Mittelmeergebieten, besonders aber durch den Suezkanal mit Süd- und Ost-

asien und Australien. Ihr folgen zwei französische Gesellschaften: die „Compagnie générale transatlantique", deren Dampfer vorzugsweise nach Amerika gehen, und die „Messageries maritimes", deren Kurse das ganze Mittelmeer, dann Süd- und Ostasien und Australien mit Neu-Caledonien umfassen. Der Raumgehalt der Flotte der letzteren Gesellschaft beträgt 141846 Tonnen, jener der ersteren 135900 Tonnen. Die vierte Stelle unter den Dampfschiffahrtsgesellschaften behauptet die „British India Steam Navigation Company" mit 125317 Tonnen, und ihr zunächst kommt der „Norddeutsche Lloyd" in Bremen mit 106838 Tonnen. Bei der großen Bedeutung der letzteren Gesellschaft für die Herstellung der Verbindungen Deutschlands mit den überseeischen Gebieten ist es wohl gerechtfertigt, über dieselbe etwas eingehender zu handeln.

Daß die Dampfer des „Norddeutschen Lloyd" an Bequemlichkeit der Passagierräume, an Sauberkeit und Reinlichkeit, an Behaglichkeit und luxuriöser Ausstattung, an Vorzüglichkeit und Reichhaltigkeit der Speisen unerreicht dastehen, hat uns bereits die Betrachtung der „Ems" dargethan. Jedem Schiffe ist auch ein Arzt beigegeben. Ebenso vereinigen die Dampfer alle Fortschritte im Bau der Schiffsmaschinen und Motoren. Ferner ist gegen Unglücksfälle jede denkbare Fürsorge zur Rettung getroffen. Jeder Dampfer ist mit 8—10 Rettungsboten versehen; letztere führen Wasservorrat, Kompaß und Ruder; die Mannschaft ist in der Bedienung der Boote besonders eingeübt, und die zu jedem Boote gehörenden Leute sind im voraus bestimmt. Unter dem Kopfende der Matratze findet jeder Passagier einen Rettungsgürtel aus Kork. Zur Sicherung gegen Feuersgefahr bestehen strenge Verordnungen, die unnachsichtlich durchgeführt werden. In den Gängen sind Lederschläuche bereit, um sofort zur Lieferung von Wasser benutzt werden zu können. In der That sind denn auch in der Zeit von 1858—81 im oceanischen Verkehr, obwohl in diesem Zeitraume 1761 oceanische Rundreisen gemacht und in diesem Verkehr 967582 Personen befördert wurden, nur vier Strandungen vorgekommen, und nur eine derselben war von Menschenverlust begleitet.

An Bord eines jeden Schiffes befindet sich auch eine Reserveschraube (das Gewicht einer solchen schwankt zwischen 11000—16000 Pfund), sowie überhaupt für alle beweglichen Teile der Maschine Reservestücke.

Für die Beliebtheit des Lloyd und für das allgemeine Zutrauen zu seinen verlässigen und schnellen Fahrten spricht wohl am besten der Umstand, daß, obwohl er an den höchsten Fahrpreisen hält, dennoch während der Saison seine Schiffe in der Regel 2—3 Monate im voraus bis auf den letzten Platz besetzt sind.

Daß bei so reger Benutzung der Lloyddampfer der Verbrauch an Nahrungsmitteln auf den Schiffen ein sehr bedeutender ist, begreift sich. Im Jahre 1881 z. B. wurden verzehrt 209000 Pfund Butter, 465000 Stück Eier, 1800000 Pfund Fleisch, 34000 Centner Kartoffeln, 70600 Büchsen kondensierte Milch, 36300 Pfund Schnittäpfel u. s. f. An Getränken wurden vertilgt 60000 Flaschen Medoc, 42000 Flaschen St. Julien, 4500 Ganzflaschen Champagner und 3000 Halbflaschen, 44000 Halbflaschen Kulmbacher Bier, 530000 Flaschen Lagerbier, 250000 Schoppen bayrisch Bier, 40000 Halbflaschen Selterswasser u. s. w.

Neuestens wurde dem „Norddeutschen Lloyd" der subventionierte Postdampferdienst des Deutschen Reichs zur Vermittelung des Verkehrs mit Ostasien (mit Anschlußlinie nach Japan und Korea) und mit Australien (mit Anschlußlinie nach den Samoainseln) unter Errichtung einer Zweiglinie von Triest über Brindisi nach Alexandrien seitens der deutschen Regierung übertragen. Für diese Linien wurden sechs neue Dampfer eingestellt, von denen drei für die ostasiatische und die australische Hauptlinie und drei für die ostasiatische und australische Anschlußlinie bestimmt sind. Sämtliche sechs Schiffe lieferte die deutsche Maschinenbauaktiengesellschaft „Vulkan" in Bredow bei Stettin. Von besonderem Interesse hierbei ist, daß gegen die Geschwindigkeit der deutschen Dampfer auf diesen Linien alle bisherigen Dampfschiffsverbindungen nach Ostasien und Australien zurückbleiben. Denn mittelst derselben werden Post und Passagiere ab Brindisi nach Hongkong in 30½ Tagen und nach Melbourne in 32 Tagen befördert, während die Dampfer der „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company" von Brindisi nach Hongkong 34—36½ und nach Melbourne 37 Tage 7 Stunden benötigen. Auch die Schiffe der „Messageries maritimes" legen den Weg von Marseille nach Hongkong erst in 37 Tagen und nach Melbourne erst in 42 Tagen zurück. Wer demnach von Europa aus eine Reise nach Ostasien und Australien in kürzester Zeit ausführen will, wird sich künftighin **deutscher** Dampfer bedienen müssen. So ist der Herzenswunsch des hochverdienten Schöpfers des Norddeutschen Lloyd, H. H. Meiers, die Engländer auf ihrem eigenen Felde zu schlagen, glänzend in Erfüllung gegangen. Der Anschaffungswert der gesamten Flotte des „Norddeutschen Lloyd" beläuft sich auf über 69 Millionen Mark.

Einschließlich der erwähnten sechs Subventionsdampfer, sowie der drei neuesten Schnelldampfer für die transatlantische Route („Aller", „Trave", „Saale") erreicht der Raumgehalt der Dampfer des „Norddeutschen Lloyd" rund 150000 Tonnen, so daß der „Norddeutsche Lloyd", abgesehen von der englischen „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company", unter allen Dampfergesellschaften der Erde die erste Stelle einnimmt.

Eine Uebersicht über sämtliche bedeutenderen deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaften gibt folgende Tabelle:

	Zahl der Schiffe	Bruttotonnengehalt
1. Norddeutscher Lloyd . . .	57	106838
2. Hamburg-Amerikanische Paketfahrtaktiengesellschaft . . .	23	61213
3. Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft .	16	32070
4. Kosmos	12	19300
5. Deutsche Dampfschiffsreederei	11	17289
6. Australia-Slomann-Linie . .	6	10825
7. Afrikanische Dampfschiffsaktiengesellschaft	5	5469
8. Hansa	4	6031

Das größte österreichische Seeinstitut ist der „Oesterreichisch-Ungarische Lloyd". Derselbe verfügt über 87 Schiffe mit 115000 Tonnen; das bedeutendste italienische Schiffahrtsunternehmen ist die „Navigazione generale italiana" mit 85 Dampfern von 105387 Tonnen.

Interessante Daten ergeben sich aus einer Vergleichung der wichtigsten Dampfschiffskurse hinsichtlich ihrer **Verteilung über die einzelnen Meere der Erde**, betreffs der **Länge ihres Weges** und der **Zeitdauer**, die sie beanspruchen.

Das dichteste Netz von Schiffskursen entfällt auf das atlantische Becken, und hier vor allem wieder auf die Wasserräume des nordwestlichen Europa. Von dort gehen die Dampferrouten aus wie Strahlenbündel von einem Brennpunkte — dem Aermelkanal. Dicht aneinander gedrängt liegen dort die bedeutendsten Seehandelsplätze an den englischen, französischen, holländischen und deutschen

Küsten. Und die ausschwärmenden Linien, welche das nord- und südatlantische Becken in dichten Reihen durchfurchen, streben fast allesamt nach den Küsten des neuen Erdteils hinüber, wo eine andere Reihe bedeutsamer Hafenplätze die Maschen dieses Verkehrsnetzes schließen hilft. Dermalen sind an dem transatlantischen Dampferverkehr etwa 30 Dampfergesellschaften beteiligt mit rund 1000 Dampfern.

Die wenigsten Dampferkurse weist der Pacifische oder Stille Ocean auf. Zwischen Südamerika und Australien besteht nicht eine einzige Linie, zwischen San Francisco und Ostasien, beziehungsweise Australien, nur zwei. Freilich wird sich dies nach Vollendung des Panamakanals wesentlich ändern.

Am zweitdichtesten ist das Netz der Dampferkurse im Mittelmeerbecken. Die große Zahl von Schiffslinien wird hier indes nicht allein durch den Verkehr der Mittelmeerländer veranlaßt; denn seit Eröffnung der Suezpassage nehmen auch die Schiffe nach Ostafrika, Süd- und Ostasien, dem Malaiischen Archipel und Australien ihren Kurs über das Mittelmeer.

Der Indische Ocean steht hinsichtlich der Dichtigkeit der Schiffahrtslinien infolge des großen Produktenreichtums seiner Gebiete an dritter Stelle.

Den dunkeln Erdteil umschwärmen im Westen und Osten nur einige wenige Linien.

Prüft man die verschiedenen Schiffahrtslinien hinsichtlich der Länge des Weges, so stehen in dieser Beziehung obenan die australischen Routen, und zwar unter diesen wieder die von der „Orient Steam Navigation Company" befahrene Linie Plymouth-Kapstadt-Sydney mit 12820 Seemeilen; es ist dies die größte, von ein und demselben Schiffe im Handelsdienst zurückzulegende Entfernung; es folgen die Linien Hamburg-Sydney (Slomannlinie) mit 12843 Seemeilen und Marseille-Numea (Neu-Caledonien) mit 11841 Seemeilen.

Den australischen Linien reihen sich an jene nach dem südamerikanischen Westen und nach Ostasien. Es beträgt z. B. die Entfernung zwischen Hamburg-Callao 11247, zwischen Liverpool-Callao 11159 Seemeilen, ferner die Entfernung zwischen London-Shanghai 10669, zwischen London-Yokohama 11601 und zwischen Hamburg-Shanghai 10974 Seemeilen.

Zwischen 5000—8000 Seemeilen beläuft sich die Entfernung auf den Linien nach Vorderindien, der südamerikanischen Ostküste, Mittelamerika, dann West- und Südafrika, so zwischen London-Calcutta auf 8083, zwischen London-Bombay auf 6274, zwischen Bremerhaven-Montevideo auf 7307, zwischen Hamburg-Colon auf 5547, zwischen Hamburg-Veracruz auf 6300, zwischen Lissabon-Mossamedes auf 5250 und zwischen Plymouth-Kapstadt auf 5951 Seemeilen. Zu den kürzesten überseeischen Routen zählen jene nach den Vereinigten Staaten von Amerika (Bremerhaven-New York 3565, Hamburg-New York 3640 Seemeilen).

Vergleicht man die Schiffskurse nach der Zeitdauer, die sie beanspruchen, so erfordert die längste Zeit die Linie Hamburg-Callao (64—68 Tage). Die Häfen der südamerikanischen Ostküste (Rio de Janeiro, Montevideo, Buenos Ayres), sowie jene von Mittelamerika (Colon, Veracruz) erreicht man von Hamburg und Bremerhaven in ca. 26 bis 31 Tagen. Nach Südafrika (Kapstadt) gelangt man von England aus in 20—21 Tagen, nach Ober- und Niederguinea dagegen sowohl von England wie auch von Deutschland aus erst in ca. 40—50 Tagen. Nach den vorderindischen Häfen (Bombay, Calcutta) beträgt die Fahrtdauer von Brindisi aus nur 15, beziehungsweise 25 Tage. Zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten verkehrt man in 9—12 Tagen.

Stellen wir endlich auch noch die Preise für die verschiedenen Seefahrten ab deutschen Häfen zusammen, so ergibt sich folgendes Resultat:

Von	Nach	Personengeld 1. Kaj. Mark	Personengeld Zwischd. Mark	Eigentümer
Hamburg	New York	250	80	Hamburg.-Amerik. Paketfahrtaktiengesellschaft
Bremerhaven	New York	350—500	100	Norddeutsch. Lloyd
Hamburg	Colon oder Veracruz	—	210	Hamburg.-Amerik. Paketfahrtaktiengesellschaft
Hamburg	Buenos Ayres	600	240	Hamb.-Südamerik. Dampfschiffahrtsgesellschaft
Bremerhaven	Buenos Ayres	76	0	Norddeutsch. Lloyd
Hamburg	Callao	1200	360	Kosmos
Hamburg	Sydney	1000	330	Slomann
Hamburg	Shanghai	120	0	Deutsche Dampfschiffsreederei

Ueber die Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Dampferlinien urteilt der vielgereiste Heinrich Semler also:

Was die englischen Dampfer betrifft, so haben die Zwischendeckspassagiere gerechten Grund zur Klage einerseits über die schlechte Verpflegung, andererseits über die rohe Behandlung seitens des Schiffsvolkes. Die Beköstigung ist in den Zwischendecken geradezu erbärmlicher Art. Was in dieser Hinsicht geboten wird, sind klebrige Hafergrütze, ungeschälte Kartoffeln und riechendes Fleisch, und auch dies alles in schlechtester Qualität. Außerdem wird eine widerliche schwarze Brühe verabreicht, die des Morgens Kaffee und des Abends Thee genannt wird. Das Benehmen der Schiffsmannschaft gegen die Passagiere, namentlich gegen solche, die nicht englisch sprechen, ist häufig empörend. Die Roheit und Ungeschliffenheit des englischen Schiffsvolkes, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen herab, ist übrigens sprichwörtlich. Aber auch für deutsche Kajütenpassagiere empfehlen sich, wo immer thunlich, die englischen Dampfer keineswegs. Die Speisen in der Kajüte sind zwar vortrefflich, aber eben nach englischen Begriffen, nicht nach deutschen. So verlangt unser nationaler Geschmack eine gute Suppe; die Engländer verstehen es aber nicht, eine solche zu bereiten. Das Gemüse kochen sie nur halb gar, und vollends als eine Strafe muß es betrachtet werden, englischen Kaffee trinken zu müssen.

Die französischen Dampfer sind in einigen Beziehungen besser wie die englischen; die Küche ist vorzüglich und das Schiffsvolk höflich.

Volles Lob verdienen nur die deutschen Linien. Wiederholt schon haben Passagiere, welche den Ocean unter verschiedenen Flaggen gekreuzt, es ausgesprochen, daß sie nur mit deutschen Dampfern fortan eine atlantische Seefahrt machen werden. Semler berichtet von englischen Kaufleuten, die jährlich nach New York zu reisen haben, daß sie, trotzdem selbe eifrige Patrioten sind, jedesmal in Southampton auf einem deutschen Dampfer sich einschiffen.

Was die Befähigung der verschiedenen Nationen für den Seedienst betrifft, so sind nach dem Zeugnisse vieler erfahrenen Reisenden jene, welche der deutschen Nordseeküste entstammen, die besten der Welt. Intelligent in ihrem Fache, kaltblütig in der höchsten Gefahr und gehorsam den Befehlen der Vorgesetzten — so stehen sie unerreicht da. Ihnen zunächst stehen die Norweger, die ihnen ebenbürtig sein würden, wenn sie weniger dem Trunke frönten. Selbstverständlich kann auch die seemännische Befähigung der Engländer nicht geleugnet werden; aber während der deutsche Seemann in der Gefahr nüchtern bleibt und nur an seine Pflicht denkt, trinkt sich der englische Matrose in der Stunde der Gefahr Mut an, er flucht und schilt und ist geneigt, den Gehorsam zu

verweigern. Auch die französischen Seeleute sind nicht so zuverlässig wie die nordischen Germanen, und ebensowenig sind in dieser Beziehung die Italiener zu loben, jene an der Riviera ausgenommen. Die Spanier vollends sind nurmehr der Schatten ihrer Vorfahren.

Ueber die körperliche Leistungsfähigkeit des Schiffsvolkes gestattet ein häufig wiederholter und jeden Einwand ausschließender Versuch ein unmittelbares Urteil. Wenn nämlich in demselben Hafen Kriegsschiffe verschiedener Nationen längere Zeit zusammen liegen, so daß sich außer gewissen dienstlichen, von alters her üblichen Beziehungen auch ein freundschaftlicher Verkehr herausbildet, werden oft großartige Bootswettfahrten nach gegenseitiger Verabredung veranstaltet — einzig dastehende internationale Wettkämpfe, bei welchen der Eifer durch das Nationalgefühl aufs äußerste gesteigert wird. Nach diesen Versuchen nun gebührt der Preis der höchsten körperlichen Tüchtigkeit den **deutschen** Matrosen.

Einige **statistische** Angaben mögen diese Mitteilungen über den derzeitigen Stand der Handelsmarine beschließen. Zunächst sei in dieser Beziehung erwähnt, daß der Tonnengehalt der Handelsmarine der Erde stetig zugenommen hat. 1820 betrug der Raumgehalt der gesamten Schiffe der Handelsmarine 3146000 Tonnen, 1884 hingegen mehr als 19½ Millionen Tonnen. Eine ganz außerordentliche Steigerung erfuhr namentlich die Leistungsfähigkeit der Dampfer; denn während dieselbe 1820 erst 1 Prozent der effektiven Tragfähigkeit [1]), 1830 nur 4 Prozent hiervon betrug, repräsentierte sie 1884 70 Prozent, also mehr als zwei Drittel hiervon. Die stete Zunahme des Dampfertonnengehaltes einerseits und die steigende Abnahme des Tonnengehalts der Segler bildet überhaupt eine der bezeichnendsten Eigentümlichkeiten des modernen Schiffahrtswesens. Prüfen wir nun die Flotten der **einzelnen** Länder der Erde, so springt uns sofort die gewaltige Ueberlegenheit Englands über alle anderen Staaten ins Auge. Es beträgt z. B. der nominelle Tonnengehalt der englischen Flotte (ohne die Kolonialflotte) von jenem der europäischen Handelsflotte fast 48 Prozent, und vom Tonnengehalt aller Dampfer der Erde entfallen auf die englische Flotte 53 Prozent, von dem der europäischen Dampfer sogar 72 Prozent. Das Deutsche Reich nimmt hinsichtlich des nominellen Tonnengehaltes seiner Handelsflotte den vierten Rang ein, hinsichtlich des effektiven aber bereits mit Frankreich die dritte Stelle. Als weitere beachtenswerte Thatsache sei hervorgehoben, daß **Norwegen** wohl hinsichtlich des nominellen Tonnengehaltes seiner Schiffe nur von England und den Vereinigten Staaten von Amerika übertroffen wird, bezüglich des effektiven jedoch auch noch Deutschland und Frankreich nachsteht. Ihren Grund hat diese Thatsache darin, daß Norwegens Flotte eine sehr große Zahl von Seglern besitzt.

Großartig wahrlich und staunenerregend sind die Fortschritte, welche Wissenschaft und Technik auf dem Gebiete der oceanischen Schiffahrt in neuester Zeit gemacht haben. Und gleichwohl gelten auch heute noch die ergreifenden Worte des englischen Dichters Byron:

„Wog, o Ocean, du dunkelblauer, wog!
Zehntausend Kiele furchen dich vergebens.
Wohl zwang der Mensch die Erde in sein Joch,
Du aber bist die Grenze seines Strebens.
Er nennt sich stolz den mächt'gen Herrn der Welt,
Doch sieht an dir er seine Macht zerschellen.
Du spottest sein! und wenn es dir gefällt,
Begräbst du ihn im Gischte deiner Wellen.
Er sandte Flotten ohne Zahl hinaus,
Im grimmen Kampfe sich mit dir zu messen.
Wo sind geblieben sie? Im Sturmesbraus
Sind sie verweht, versunken und vergessen.
Du aber wogest fort! Es grub die Zeit
In deine Azurstirne keine Falten;
Wie Gott dich anfangs schuf, so wogst du heut,
So wird in Ewigkeit er dich erhalten.
Ob wilde Stürme — peitschend deine Flut —
Am eisumstarrten Pole dich umtosen,
Ob in des milden Südens Sommerglut
Balsam'sche Lüfte linde mit dir kosen —
Du bleibst dir gleich! Erhaben, mächtig, groß,
Abbild der Ewigkeit, der Schöpfung Krone —
So wallest du — unendlich, bodenlos —
Unwandelbar von Zon' zu Zone.

[1]) Die effektive Tragfähigkeit ergibt sich, wenn man den nominellen Tonnengehalt der Dampfer mit 5 multipliziert und zu diesem Produkte den Tonnengehalt der Segler addiert. Die Dampfer besitzen eben durch ihre Schnelligkeit und sonstige Vorteile eine fünffach so große Transportkraft als Segelschiffe des gleichen Tonnengehaltes.

Fabians Aufzeichnungen.

Von

H. Villinger.

Im „Herrenstüble“ zum goldenen Ochsen ging's lebhaft zu, obwohl sich nur zwei Mann drin befanden: der Bürgermeister und der Hopfenbauer; aber der letztere zählte für sechs. In der That, was in und an dem Mann war und was er außerdem an Reichtum, Land und Gut besaß, damit hätten sechse ganz bequem ausgestattet werden können, und es wäre immer noch genug an ihnen gewesen.

Und so brach's denn auch gleich einem Donnerwetter von des kolossalen Mannes Lippen: „Hängen — hängen lassen thu' ich den Kerl — den verfluchten — mir den Braten zum heiligen Abend vor der Nase wegzustehlen — in meinem Forst — ein Tier, daß es ein Staat war — ich leg' an und treff' — ich denk' — den Braten hätt' ich sicher — nehm' ein paar Schluck, steck' meine Pfeif' an und geh' zurück nach der Jagdhütte, wo ich meine Leute gelassen — und hernach, ja wohl, kein Rehbock weit und breit — o, der Kerl war pfiffig, er wollt' mich nicht glauben machen, das Tier hätt' plötzlich eine Fliegegelegenheit benutzt, um vom Erdboden zu verschwinden — Gott bewahr', der ganze Hag droben ist voller Fußstapfen, sie führen nach rechts, sie führen nach links — aber ich lass' mich nicht irr' machen — der Kohlenpeter ist's, ich sag', der Kohlenpeter, und darauf nehm' ich Gift und lass' ihn hängen.“

Nach diesen Worten sprang der Hopfenbauer von seinem grobgeschnitzten Stuhl auf, daß die Stube dröhnte, und schrie nach einem frischen Seidel. Der Bürgermeister, lang, dünn und voll Bedächtigkeit, strich sich das Kinn: „Hängen lassen, das geht nicht so, Hopfenbauer, man hängt nicht so in die Luft hinein, das wär' eine hübsche Christlichkeit, das — potztausend! erst heißt es, seiner Sache sicher sein und den Kerl haben, und darum muß eine Untersuchung —“ Hier

lachte der Hopfenbauer so laut auf, daß die Scheiben klirrten und eine Katze, welche hinterm Ofen geschlafen hatte, mit zurückgelegten Ohren unter den Anrichttisch fuhr: „Laßt mir nur um Gottes willen Euern Büttel weg, denn wenn irgendwo was 'rauszukriegen ist, so kriegt's der Saufbruder gewiß nicht 'raus."

„Ich ging meinetwegen gleich selbst hinauf," erklärte der Bürgermeister, „aber der Schnee liegt gar so tief."

„Ja, wenn Ihr warten wollt, bis er geschmolzen ist," ereiferte sich der Hopfenbauer, „so wird's dem Kohlenpeter um so lieber sein — aber bei allen zehntausend Heiligen, mir nicht! und Ihr wißt, Alterle, Geduld hab' ich keine, und will ich was, so will ich's gleich, und nun handelt sich's um einen Menschen, den man hinaufschicken könnt', und bei dem der Halunk' mit keinem Gedanken auf die Idee käm', als führt' er was im Schild; dazu taugt aber weder Ihr noch Euer Büttel, sondern einer, der nicht mit einem Gesicht ankommt, aus dem schon drei Meilen weit der ganze Rehbock 'rausschaut — wo aber find' ich so einen, der schlau wär' und ehrlich zugleich — denn, weiß Gott, die Ehrlichkeit schwindet anfangs aus dem Leben wie das Tageslicht aus den Wintermonden, und ich hab' schon hundertmal gesagt, fänd' ich einmal so einen kreuzehrlichen Kerl, wie sie zu meines Vaters Zeiten 'rumliefen, auf meinen Händen wollt' ich ihn tragen!"

Und der Hopfenbauer hielt seine Hände in die Luft, auf denen in der That ganz bequem ein Mensch hätte Platz nehmen können.

Der Bürgermeister strich sich das Kinn: „Ich hab' da einen Burschen in der Familie, ein junges Blut von zwanzig Jahren, von dem der Schulmeister oftmals gesagt: ‚Im Reden ist er ebenso dumm, als er im Schriftlichen gescheit ist.' Er ist einer Base Kind, die starb und uns den Buben auf dem Hals ließ. Er möcht' gern zum Gericht von wegen seiner Schrift, aber dazu braucht's so manches, was keiner beisteuern mag, auch denkt jeder, der Fabian soll nun für die vielen Suppen, die er herumgegessen, auch wacker bei der Arbeit helfen. Sie sagen, er schreibe Predigten zum Greinen, und wer was Schriftliches braucht, dem setzt er's auf. Wenn wir den hinaufschicken, Hopfenbauer, ich glaub', da vermutet der Kohlenpeter nichts Schlimmes."

„Ist er schlau?" fragte der Bauer.

„Da hapert's," entgegnete der Bürgermeister, „aber ich glaub', einen guten Willen brächt' er schon mit, um sich als künftigen Mann von Gewicht zu zeigen."

„So laßt ihn kommen."

In weniger als fünf Minuten trat der Gerufene über die Schwelle. Er kam gerade von der Arbeit, der Kittel stand ihm trotz der Kälte offen, er hatte ein rosiges Gesicht und schaute mit großen Kinderaugen träumerisch in die Welt. Der Hopfenbauer warf ihm einen Blick zu und wandte sich dann mit einem verächtlichen Achselzucken an den Bürgermeister. „Der," sagte er über die Achsel deutend, „da vermutet der Kohlenpeter allerdings nichts Schlimmes — na, wer weiß," unterbrach er sich und faßte den an der Thür Stehenden noch einmal ins Auge: „Hör Bursche, du möchtest zum Gericht?"

Fabian nickte, indem ihm eine tiefe Röte in die Wangen stieg.

„Nun," meinte der Hopfenbauer, „da wollen wir einmal sehen, ob du dafür taugst; ich hab' einen Auftrag, ich muß wissen, wo der Kohlenpeter gestern nachmittag gesteckt hat — ob ihn einer im Wald gesehen — ob er daheim war — ob die Holzfäller mit ihm gewesen sind — kurzum, das alles muß ich genau erfahren, und jede Antwort, die man dir gibt, mußt du dir getreulich merken."

„Ich werd' mir's aufschreiben," erklärte der Bursche.

„Du kannst dir überhaupt alles aufschreiben, was du siehst und hörst," bemerkte der Bürgermeister, „indem du ja im Schriftlichen so viel klüger bist als im Mündlichen."

„Und hör'," sprach der Hopfenbauer, „wenn du dein' Sach' gut gemacht, so bin ich's, der für dich sorgt, und wen das trifft, der kann sich gratulieren. Jetzt mach' dich auf, und morgen früh nach der Kirch' gibst uns Bericht im Herrenstüble."

Der Bursche ging; der Hopfenbauer bezahlte die Zeche und ließ einspannen.

„Und wißt Ihr, was geschieht, Bürgermeister," sprach er, sich unter der Thür noch einmal umwendend, „ich laß ihn doch hängen, denn mit dem Fabian ist's den Mäusen gepfiffen, das brauch' ich nicht erst schwarz auf weiß zu sehen."

„Wollen's abwarten," sprach der Bürgermeister und trank mit Genuß sein Glas leer.

Am folgenden Morgen nach der Kirche saßen die beiden im Sonntagsstaate wieder im Herrenstüble, der Bürgermeister noch gerade so bedächtig, und der Hopfenbauer nicht weniger wild als am Tage zuvor.

„Den Mäusen ist's gepfiffen mit dem Fabian," polterte er zwischen dem biergetränkten Bart hervor, „einen Simpel da hinaufzuschicken — ha, ha — Ihr seid ein Pfiffikus, Bürgermeister, jawohl, Ihr wißt, warum Ihr ein Gesicht macht wie die Mutter Weisheit."

„Abwarten," sprach der Bürgermeister, „das ist immer das Vernünftigste."

Die Thür ging auf, und Fabian trat über die Schwelle; er hielt ein Heftlein in der Hand und fragte bescheiden, ob er lesen solle.

„Zum Kuckuck ja, und mach's kurz," sagte der Hopfenbauer, streckte die Beine von sich, stützte den Ellenbogen auf den Tisch und faßte den Burschen ins Auge, der so stand, daß ihm die flammende Wintersonne gerade den blonden Scheitel küßte. Er begann:

„Ich gehe durch den Schnee bis an die Kniee. Es ist beinah' dunkel, nur bis herunter leuchtet das Herdfeuer aus dem Fenster des Kohlenpeters. Ich klopfe. Ich trete ein. Sie sitzen ums Feuer, blaß wie der Tod, und es steht Brigitt, welche war mit mir zur Schule, auf und spricht: ‚Bringst du Brot? wir sterben Hungers.' Ich aber sage: ‚Ich habe kein Brot. Ich bin gekommen zu fragen, wo dein Vater ist gewesen gestern des Nachmittags.' Sie spricht: ‚Ich weiß es nicht. Aber hast du nicht doch ein Stück Brot? Das

Kleinste und der Großvater sind am schlimmsten dran. Die anderen und ich können warten. Ich wär' schon hinunter, mir was erbetteln, aber es ist kein einziges Paar Stiefel im Haus, daß ich fürcht', ich könnt' erfrieren unterwegs. Was wird dann aus den anderen?' Ich sage zum Großvater: ‚Wißt Ihr nicht, wo der Kohlenpeter gestern des Nachmittags gewesen ist?' Da schüttelt der Alte den Kopf; seine Augen sehen aus wie zwei erlöschende Lichtlein; und es wird still. Nur das Feuer auf dem Herd kracht, und das Kleinste weint. Da springt die Thür auf. Die Stube ist hell. Die Kinder schreien laut, und draußen ruft's: ‚Das Christkind kommt!' Und der Kohlenpeter tritt herein mit einem Baum, an dem zwei Lichter brennen. Er tritt herein mit einer Schüssel, die zugedeckt, und spricht: ‚Nun sollt ihr satt essen. Nun hat das Christkind einen Braten beschert.' Und er zieht das Tuch weg. Da schreien sie alle und tanzen und springen, und ihre Finger greifen in die Schüssel. Die Brigitt spricht: ‚Habt ihr vergessen, wie die Mutter uns gelehrt, am heiligen Abend zu thun?' Und sie nehmen sich bei den Händen und knieen vor den Baum und singen:

‚Stille Nacht! heilige Nacht!'

„Drauf der Kohlenpeter: ‚Was thust du da oben im Haus des Jammers, Fabian, willst mithalten?' Und ich dank' und setz' mich an den Tisch. Was wir aber essen, ist ein schöner Rehrücken, und wenn ich geglaubt, ich weiß, was Hunger ist, so hab' ich mich arg getäuscht. Drauf, als wir alle gegessen, sprach ich zum Kohlenpeter: ‚Wollt Ihr mir nicht sagen, wo Ihr den Nachmittag gestern habt zugebracht?' ‚Warum,' fragt er, ‚willst du es wissen?' Ich sage: ‚Wenn ich's erfahren, so thut mich der Hopfenbauer zum Gericht als Lohn. Darum könnt Ihr denken, daß ich's gern erfahren möcht'.' Da lacht der Kohlenpeter. Er schaut mich an und lacht. Drauf nimmt er die Mütze vom Tisch. Er fährt in die Stiefel am Herd; die Brigitt geht mit ihm hinaus. Drauf der Großvater: ‚So so! und Ihr denkt, das sei was Rechtes — zum Gericht? Ihr seid ein junges Blut und wißt wohl nicht, was es für ein End' nimmt mit den Leuten vom Gericht?' ‚Nein,' sag' ich, ‚aber ich bin im Schriftlichen nicht schlecht, und es heißt, ich wüßt' die Worte zu setzen wie der Herr Pfarrer.' Drauf der Alt': ‚Ja, eben die Worte sind's, drum laßt Euch abraten, solang' es noch Zeit, und hört, was jedem, der zum Gericht gehört, passiert.' Er spuckt und spricht: ‚Wenn mir recht, so nennt es sich Legende, was da heißet eine Heiligengeschichte, die mit Fug und Recht sich zugetragen, und wer's nicht glaubt, der ist kein rechter Christ und mag sich hüten vor seinem seligen End'. Also begab es sich, daß zwischen Himmel und Erde ein Malheur geschehen war, so was man nennt ein kleines Loch, das in der Erschaffung verschlampt worden und nicht gehörig zugestopft. Da machten sich die Teufelsbraten, nicht höher als der Stuhl, auf dem ich sitze, das Pläsir und fuhren durch das Loch bis an den himmelsblauen Himmelsrand, wo sie ihr Kurzweil trieben, so arg, bis die Herren Engel drüben die Geduld verloren und fuchsteufelswild zum heiligen Sankt Peter loffen. Ei, sagten sie, sind wir dafür auf der Welt, um immerfort zu kehren und zu fegen, weil das Teufelspack den Kohlenstaub herauf uns schleppt? Also geht Sankt Peter in Gottes Namen zum Gottvater, deutet mit dem Daumen nach hinten und spricht: Die Schlamperei ist nimmer mit anzusehen, das Loch bröckelt ja mit jedem Tag weiter, da muß geholfen werden. Das Loch, sagt Gottvater, ist dem Teufel sein Sach'. Also ruft Sankt Peter dem Teufel hinüber, er soll das Loch zuwerfen lassen, 's wär sein' Sach. Was, ruft der Teufel, das Loch ist mir lang' gut, das geniert mich gar nicht. Aber uns geniert's, ruft Sankt Peter; ist denn das eine Art, daß die verfluchten Teufelsbraten uns immer zum Himmel herüberkrabbeln! Da können sie höchstens was lernen, sagt der Teufel, das Loch bleibt! Da ging Sankt Peter in Gottes Namen wieder zum Gottvater: Der Teufel denkt nicht daran, das Loch zuwerfen zu lassen. So, sagt Gottvater, dann hängen wir ihm einen Prozeß an.' Also geschah's; und es kostet ein Heidengeld und das Hinüber und Herüber nimmt kein End'. Da kommt Sankt Peter eines Tages wieder zum Gottvater. Zum Donnerwetter, sagt er und kratzt sich hinterm Ohr, 's ist fertig, wir haben den Prozeß verloren. Drauf, als sich Gottvater wundert, begehrt Sankt Peter auf: Was ist da lang zu verwundern, haben wir vielleicht einen einzigen Advokaten im Himmel? Der Teufel hat sie all miteinander in der Höll'!

„‚Und da willst du doch nicht auch hinein, Fabian?' spricht Brigitt und tritt in die Stube, und ihre Augen sind rot, es zuckt ihr Mund. Ich aber sage: ‚Brigitt, wo ist dein Vater gewesen?' Ich folge ihr in die hinterste Ecke der Stube, wo sie aufs Bett sich hinwirft und weint. ‚Brigitt, Brigitt, du sollst es mir sagen, denn ihr habt nicht heißer gelechzt nach Nahrung, als ich es thue, ein Amt zu haben, daß ich nicht länger der Knecht muß sein von allen und mich schinden. O Brigitt, schlimmer ist nicht die Hölle, und wenn du mir's sagst, so machst du mein Glück.' ‚Und unser Unglück!' schreit sie auf und sinkt in die Kniee; ‚ja, Fabian, ich kann es dir sagen, ich weiß, wo der Vater gewesen! Doch bringt es uns um das Letzte, und nichts bleibt uns als der Tod. O Fabian, um dein Glück! Ist es das wert?' Und eh' ich komm' zum Besinnen, schüttle ich schnell den Kopf. Sie aber springt auf. Sie legt die Hände auf mein Haupt: ‚So wie meine Mutter mich gesegnet und ihr letztes Gebet mir gegolten, so segne ich dich, und mein letztes Gebet gelte dir alle Abend meines Lebens.' Drauf geh' ich hinaus. Sie aber zündet eine Fackel an und steht nun mit dem flammenden Scheit im klaren Winterschnee und leuchtet mir den Weg hinab ins Dorf.

„Also geschah's, und meine Sach' war eine That um nichts."

„Ist's aus?" fragte der Hopfenbauer und fuhr ganz erschrocken aus dem andächtigen Zuhören auf, in das er versunken war.

„Ja, was wollt Ihr denn mehr," fragte der Bürgermeister; „ist's nicht genug, daß der Rehbock auf dem Tisch stand — wer hat nun recht gehabt, Hopfenbauer, war's den Mäusen gepfiffen mit dem Fabian oder nicht?"

Nun war aber der Hopfenbauer zu nichts weniger auf der Welt geneigt als zum Eingestehen eines Unrechts. Also schnellte er das nasse Tröpfchen, das sich in einer Falte seiner Wange gefangen, hurtig weg, dem Bürgermeister mit einem langgedehnten „So“ unter die Nase fahrend. „Ei, Herr Pfiffikus und Besserwisser, ’s war aber ein Has und kein Rehbock — was geht mich also der Rehbraten an, hm?“

Der Bürgermeister erhob sich: „Doch ’s war ein Rehbock.“

„Bomben, Granaten heiliges Gewitter,“ überschrie ihn der Hopfenbauer, „ich werd’ doch wissen, was ich geschossen hab’ — Ihr aber, Alterle, seid ein stiller Säufer, und gestern war’s Bier frisch angestochen, im Rausch verhört sich manches. Oho — potz Blitz, ein Rehbock — jawohl! glaubt Ihr vielleicht für einen Rehbock wär mir’s Hängen genug gewesen — erdrosselt hätt’ ich den Kerl mit meinen eigenen Händen.“

Es hatte schon einigemal leise an die Thür gepocht; jetzt trat der Kohlenpeter über die Schwelle, den Hut in der Hand, gesenkten Hauptes: „Da find’ ich die Herren beisammen — mit Verlaub, daß ich erst einen Schnaufer thu’ — ich komm’ ein bisl weit her — ich war schon überm nächsten Dorf — ich weiß selber nicht, was ich hab’ wollen — da hat mich’s wieder zurückgerissen wegen der Kinder.“

„Was war’s?“ unterbrach ihn der Bürgermeister voller Ungeduld.

„Ein Rehbock, Herr Bürgermeister,“ schluchzte der Kohlenpeter.

„Rindvieh!“ brüllte ihn der Hopfenbauer an, und der Schuldige, auf ganz andere Dinge vorbereitet, murmelte ein dankerfülltes: „Vergelt’s Gott, tausendmal.“

„Nun also steht nichts im Weg, daß der Mann gleich abgefaßt werde,“ meinte der Bürgermeister, indem er geständig.

„Haltet’s Maul,“ unterbrach ihn der Hopfenbauer.

„Geständig, den Rehbock —“

„In Euren Hals mit dem Rehbock — glaubt Ihr, außer Euch ist noch ein **zweites** Vieh im Herrenstüble?“

„Hopfenbauer, das kreid’ ich Euch an,“ keuchte der Bürgermeister; „was aber der Kohlenpeter gethan, ist gegens Gesetz, ich leg’ ihn unter Riegel“ — und er schloß die Thür, den Schlüssel zu sich steckend. Da lachte der Hopfenbauer mit einer solchen Wucht, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen, alsdann öffnete er ein Fenster, packte den Kohlenpeter beim Wams und setzte ihn wie ein Kind draußen auf die Erde.

„Und daß der Braten zu Mittag recht schmeckt, schick’ ich ein paar Flaschen Sauern dazu,“ rief er dem verblüfften Mann nach.

Dann, die Hände in den Taschen, ein breites Lachen auf dem roten Gesicht, wandte er sich zum Bürgermeister: „Ihr wißt, ’s ist nicht das erste ‚Vieh‘, das ich durch ein Fäßle guten Roten auslös’.“

„Aber ’s ist meiner Seel’ das letzte,“ verschwor sich der Bürgermeister und schloß die Thür auf.

Im Vorbeigehen packte der Hopfenbauer den Fabian fest beim Kragen und zog ihn mit sich zu seinem Gefährt: „Sitz auf, Bursche, diesmal hat unser Herrgott den Prozeß gewonnen, und das will ich seinem Advokaten lohnen.“

Elslein von Caub.

Rheinisches Volkslied von

C. Schultes.

Für Männerchor komponiert von F. Möhring[1]).

Es liegt ein Städtlein an dem Rhein,
Ist keines sonst ihm gleich,
Da drinnen wohnt die Liebste mein,
Die Schönst’ im ganzen Reich! —
Elslein, ach Elslein,
Du Rose im Laub,
Dich lieb’ ich ewig,
Mein Elslein von Caub!

Was nützet Reichtum und Gesind’,
Was aller Ahnen Zahl?
Ist kalt das Herz, für Liebe blind,
Ade dann Welt zumal!
Elslein, ach Elslein,
Dem Treuschwure glaub’!
Du bist mir alles,
Mein Elslein von Caub!

Laß fahren allen Erdentand,
Bleibt dir die Lieb’ allein,
Sie führet an der Treue Hand
Zur Seligkeit dich ein!
Elslein, ach Elslein,
Bis einst ich bin Staub,
Bin ich dein eigen,
Mein Elslein von Caub!

[1]) Letzte Komposition F. Möhrings, † 1. Mai 1887 zu Wiesbaden.

Die Felsenstadt Petra.

Von

H. Brugsch-Pascha.

Zu den merkwürdigsten Ruinenstätten der Erde, auf welchen in längst vergangenen Zeiten der lebhafteste Handel und Wandel einen festen Punkt für den damaligen Weltverkehr geschaffen hatte, gehört jene wunderbare Felsenstadt, ziemlich in der Mitte der Thalsenkung des Wadi-el-Araba gelegen, welche sich in der Richtung von Süd nach Nord vom Busen von Akaba nach der Südspitze des Toten Meeres erstreckt. Der Felsenkessel und die Schluchten in der Umgebung, welche nach den Trümmern der Felsenstadt führen, tragen gegenwärtig die Bezeichnung des Wadi Musa oder „des Mosesthales". Bereits in der Bibel geschieht der Stadt Erwähnung, denn unter den jüdischen Königen erscheint Sela, d. h. „die Felsenstadt", als der Hauptort der Edomiter. Als die Römer unter Pompejus-Gabinius das Felsennest eroberten, in welchem nabatäische Araber gleichsam ihre Residenz aufgeschlagen hatten, blieb durch die neue griechische Bezeichnung Petra der Inhalt der alten einheimischen Benennung Sela treu erhalten. Ihrer günstigen Lage in einem gegen Angriffe gesicherten Thalkessel, dessen größte Ausdehnung anderthalb Kilometer beträgt, auf der vielbesuchten Handelsstraße von Arabien

Die Pyramiden (S. 1149). Beduinen (S. 1154).

Chasneh-Firaun (S. 1148)

verlassen und nur ein Kastell diente als Zufluchtsstätte für den letzten Rest der ehemaligen Bevölkerung.

Erst durch zwei deutsche Forscher berühmten Namens, Seetzen und Burckhardt, wurde sie gleichsam wieder entdeckt und seitdem nicht selten von Reisenden aller Nationen besucht, welche auf ihrer Fahrt vom Sinai nach dem heiligen Lande das Wadi-el-Araba durchziehen, um die Ruinen der alten Felsenstadt in Augenschein zu nehmen.

Vom Busen von Akaba aus, in welchem einst die salomonischen Flotten nach dem Goldlande Ophir vor Anker lagen, führt ein viertägiger, öder Weg in einem breiten, von Gebirgszügen begleiteten Thale in einer Längenausdehnung von etwa neun deutschen Meilen bis nach Petra. Auch noch in unseren Tagen ist eine gewisse Vorsicht auf der Reise zu empfehlen, und eine hinreichende Bedeckung gegen unvermutete Angriffe räuberischer Beduinen der Umgebung ein notwendiges Uebel. In der Nähe der Felsenstadt wird die aufsteigende Straße zusehends beschwerlicher. Zu beiden Seiten des Weges erheben sich wie Pfeilerwände senkrechte, buntfarbige Sandsteinmassen. Einige Grotten treten hie und da aus dem Gestein hervor, das näher und näher auf beiden Seiten der Straße aneinander rückt und sich zu einer Schlucht verengt, an deren Ende sich plötzlich eine freie Gesamtaussicht über die Ruinen von Petra öffnet (S. 1152). Inmitten des Thalkessels, durch welchen sich ein schmaler Bach einen Weg in Schlangenwindungen gebahnt hat, bezeichnen Schutthügel und wenige Trümmerreste ehemaliger Bauten die Stelle, an welcher ehemals die Bewohner der Stadt ihren Geschäften nachgingen und die ankommenden Karawanen mit freudiger Ungeduld erwarteten. Aber diese Erinnerungen, an die einst so blühende Vergangenheit der Lebenden verschwinden vor dem überraschenden Anblick der Grabkammern und Felsentempel, deren reich gegliederte und geschmückte Vorderansicht in wunderbarer Schärfe der Umrisse aus dem Gestein an den Wänden des Thalkessels hervor-

nach Palästina und Phönizien im Norden, nach Aegypten im Westen, dankte die Stadt ihren Wohlstand und ihre Reichtümer.

Sie bildete den Stapelplatz für die kostbaren Produkte Arabiens, welche die Kamelkarawanen jahraus jahrein nach den oben genannten Ländern einführten, und ihre Kaufherren, gleich denen von Palmyra, nahmen den Rang von privilegierten Patriziern ein, denen die Mittel zu Gebote standen, das einsame Felsennest in eine prunkvolle Felsenstadt umzuwandeln. Die Heiligtümer, die öffentlichen Gebäude bis zum Theater hin, die Gräber, alles wurde in die geglätteten Felsenwände in der Umgebung eingemeißelt, wobei der herrschenden Kunstrichtung in gebührender Weise Rechnung getragen wurde. Noch unter der Regierung der römischen Imperatoren Trajan und Hadrian, in deren Zeiten Stadtmünzen geschlagen wurden, erscheint Petra als ein blühender, großartiger Handelsplatz, dessen Anlagen an Pracht und Merkwürdigkeit wenig zu wünschen übrigließen. Selbst Römer hatten sich hier angesiedelt. Mit dem allmählichen Aufhören des arabisch-palästinensischen und ägyptischen Handelsverkehrs, vollends aber seit der Eroberung Petras durch die muslimischen Araber, geriet die Stadt in Vergessenheit. Sie ward

tritt und eine vollständige Höhlenstadt erkennen läßt. Nur der äußere Stil läßt auf die Zeit ihres Ursprungs einen Schluß ziehen, wobei der allerdings gesunkene Geschmack der späteren römischen Kaiserzeit den Löwenanteil in der Ornamentierung davonträgt. Aber trotzdem ist der Anblick überwältigend großartig und übertrifft jede Vorstellung, die man sich nach den Schilderungen und Beschreibungen von einer Felsenstadt zu machen imstande wäre. Es sind die Wunder der Vorzeit, die hier an dieser einsamen Stelle auf dem Gebiete der alten Edomiter Form und Gestalt gewonnen haben, ohne daß wir, die Söhne des aufgeklärtesten Jahrhunderts der Weltgeschichte, die vielen Rätsel zu begreifen und zu lösen vermöchten, die sich an die Entstehung der Felsenstadt und an die Mittel zu ihrer Ausführung knüpfen. Wie so häufig vor den Werken auch des höchsten Altertums wird die Auflösung versagt, selbst in dem Falle, daß man die vollendeten Vorrichtungen und Werkzeuge unserer eigenen Zeit voraussetzt und an den technischen Vorkenntnissen der damaligen kunstsinnigen Meister nicht zweifelt. Die Bestimmung der einzelnen Anlagen, mit Ausnahme der Gräber, mehrerer Tempel und des Amphitheaters, ist großen Schwierigkeiten unterworfen, da keine Inschriften uns Auskunft darüber gewähren und, wie ich bemerkte, nur die römische Architektur, nicht ohne von einheimischen Kunstvorstellungen beeinflußt zu sein, uns wenigstens über die Zeit der Entstehung allgemeine Fingerzeige gewährt. Die modernen Benennungen einzelner hervorragender Trümmer und Gräber können nach keiner Richtung als leitende Führer durch die Felsenstadt dienen. Beduinenweisheit und Ueberlieferungen im Koran haben sie hervorgerufen. **Baal** (S. 1157), **Pharao**, **Moses** und **Aaron**, wie man sieht eine sehr gemischte Gesellschaft, spielen dabei eine Hauptrolle. Sowohl die Grabkammern als die Tempel zeigen in ihrem Inneren glatte, leere Wände, und vergebens sucht das Auge nach äußeren Merkmalen, um das Urteil über den Zweck der Felsengrotte zu leiten.

Die Denkmäler der eigentlichen Stadt im Grunde des Thalkessels dürften meistens in einer späteren Epoche der Geschichte der Stadt **Petra** entstanden sein. An der Westseite des Beckens, durch welches der von Oleandergebüschen eingefaßte „Mosesbach" seine nasse Straße dahinzieht, erhebt sich, von der südlich gelegenen Akropolis beherrscht, das sogenannte „Schloß Pharaos" oder das **Kasr-Firaun**. Der Bau, welcher verschiedene Stockwerke erkennen läßt, rührt aus der römischen Zeit her und scheint thatsächlich einem Palaste oder einem Regierungsgebäude angehört zu haben. Eine gepflasterte Straße führte nach einem nahe gelegenen Triumphbogen, aus derselben Epoche wie Pharaos Schloß herrührend. Die Ruinen von Brückenanlagen, Tempeln und öffentlichen Gebäuden folgen dem Laufe des Baches. Die Trümmer einer christlichen Kirche in östlicher Richtung vom Hügel der Akropolis bestätigen die auch historisch beglaubigte Thatsache, daß in den älteren Zeiten des Christentums sich in der Höhlenstadt der Sitz eines Bischofs befand. Der Blick nach der im Osten gelegenen Felswand mit ihren Steilabstürzen und Tempel- und Grabfassaden ist von unglaublicher Wirkung. In gerader Richtung nach Osten hin tritt aus der Felswand, im großartigsten Stil angelegt, der sogenannte Tempel mit drei Säulenreihen heraus, welche in drei Stockwerken übereinanderliegen (S. 1163). Die beiden obersten Reihen zeigen je 18 korinthische Säulen. Den Eingang in die inneren leeren Räume vermitteln vier teilweise arg beschädigte Portale. Südlich davon öffnet das sogenannte „korinthische Grab" seine Vorderseite (S. 1166). Acht korinthische Säulen tragen den Oberbau, dessen architektonische Ausführung bis zur Urne auf dem mittleren Turme auch sonst in **Petra** wiederkehrt und eine stilistische Eigentümlichkeit der Felsenstadt bildet. Weiter nach Süden zu

Tempel der Urne. Oestlicher Säulengang (S. 1143).

nimmt der Charakter der Grabregion einen entschiedenen Ausdruck an; geschmückte und ungeschmückte Eingänge führen in das Innere ausgemeißelter leerer Zimmer, in denen einst die Toten in ihren Särgen ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten (S. 1149). Ihre Reihe wird durch den Tempel oder das Grab mit der Urne unterbrochen, mit

Der erste Anblick des Chasneh (S. 1147).

einer künstlich von gemauerten Bogen getragenen Terrasse davor, zu der man auf einer Steintreppe emporstieg (S. 1167 u. 1152). Ein Felsenbau von fünf ionischen Säulenstützen bildete eine Art Vorhalle (S. 1142). Ueber dem Thüreingange der Felsengrotte befindet sich ein Fenster, darüber drei andere, und oberhalb des Frieses erhebt sich aus dem Gestein gemeißelt die Figur einer Urne, welche der ganzen Anlage den Namen gegeben hat.

In der Nähe des eben beschriebenen Denkmales öffnet sich nach Süden hin ein Längsthal, durch welches der Mosesquell dahinfließt. Es ist das Thal des Wadi-es-Sik, an dessen breitester Stelle eines der merkwür-

Beduinen in der Chasneh-Schlucht (S 1154).

digsten Denkmäler von **Petra**, das dem Gesteine abgewonnene Amphitheater (S. 1168) der Stadt, gelegen war. In einem Halbkreise steigen 33 Reihen von Sitzen, von der Bühne in der Tiefe zur felsigen Anhöhe aufwärts, bei einem Durchmesser von über 100 Fuß. Ueber den obersten Sitzen öffnen sich die Eingänge kleiner Fels-

Der (Kloster) und die Felsentreppen (S. 11[illegible]).

kammern und Grabbauten, deren Anblick den etwa 3000 Zuschauern im Theater bei den Festvorstellungen nicht entzogen war. Vom Theater aus führt der Weg weiter in südöstlicher Richtung. Das Thal wird immer schmäler, die Felswände immer steiler, aber die für die Aufnahme von Toten bestimmten Grotten, wie Schwalbennester über- und nebeneinander angelegt, nehmen kein Ende. Die Enge nimmt den Charakter eines Felsenspaltes an, in welche nach rechts und links Nebenschluchten einmünden. Wir befinden uns im Sick, welches in alten Zeiten den einzigen, gepflasterten Zugang zur Felsenstadt Petra bildete. Da, wo eine südwärts gelegene Schlucht in das Sickthal mündet, wird der Reisende plötzlich durch einen wunderbaren Anblick überrascht (S. 1143), denn mitten in der dunkeln Steinwelt, welche ihn von allen Seiten umgibt, bricht plötzlich helles Tageslicht herein, und, wie von Feenhand ausgeführt, zeigen sich in rosenrotem Scheine die einzelnen Teile eines tempelartigen Felsenschlosses, welches die Beduinen mit dem Namen des Schatzhauses Pharaos (Chasneh Firaun) belegt haben (S. 1139). Schließlich öffnen sich die grauen Felswände zu beiden Seiten des Weges, und der Blick beherrscht einen freien Platz vor der gegenüberliegenden Steinwand. Mit Recht bewundern wir den Anblick des pharaonischen Schatzhauses in dieser toten Steinwelt, in welche der bildende Künstler mit Meißel und Hammer eine unvergleichliche Lebenswärme hineingezaubert hat. Die feine Ausführung der Arbeit, das zarte Kolorit des Steines, das Malerische der wilden Umgebung — alles vereinigt sich in der glücklichsten Weise, um diesem Denkmale der Vorzeit den Stempel unvergleichlicher Vollkommenheit und seltenster Schönheit aufzudrücken.

Aus dem dunkeln Steinrahmen, welcher die Fassade des Grabes oder Tempels umfaßt, tritt das Juwel von Petra in wunderbarer Erhaltung seiner architektonischen Ornamente zu Tage. Dem Ganzen liegt als Motiv ein Portal zu Grunde, vor welchem sich im reichsten Schmucke der Details eine Vorhalle mit einem Aufbau darüber erhebt. Sechs Säulen (gegenwärtig sind nur fünf davon stehen geblieben) mit ionischem Kapitäl tragen ein geschmackvoll angelegtes Gesims, in dessen Giebelfelde der römische Adler deutlich auf die Zeit der Entstehung des herrlichen Werkes hinweist. Wie ein besonderes Stockwerk erhebt sich auf dem Gesims ein von Säulen getragener und durchbrochener Bau, in dessen Mitte ein schlanker Rundturm mit Säulen und gezacktem Kuppeldach zur Höhe strebt und eine reich verzierte Urne auf seinem Knopfe trägt. Da die Beduinen steif und fest behaupten, daß in dieser Urne, in etwa 100 Fuß Erhebung über dem Boden, Pharao seinen Schatz aufbe-

wahrt habe, so gab diese echt arabische Legende zum Namen des Schatzhauses Pharaos Anlaß. Die Nischen und Wandblenden des eben beschriebenen Aufbaues über dem Gesims der Vorhalle tragen Skulpturwerke, welche weibliche Wesen oder Genien, von denen zwei geflügelt sind, darstellen. Der Eingang durch das Portal führt in ein größeres Gemach mit zwei Nebenräumen, deren Wände der einfach geblätterte Fels bildet. Die neugierige Frage nach dem Urheber und dem Zwecke des wundervollen Werkes in diesem versteckten

Umgebung des Tempels der Urne (S. 1144).

Felsenwinkel von Petra bleibt für alle Zeiten unbeantwortet.

In der Parallelschlucht, welche unmittelbar südlich vom Amphitheater das Gestein durchbricht und zu neuen Gräbern und Grabvorbauten führt, befindet sich eine seltsame Anlage, die unter dem Namen der Pyramide auf den Plänen von Petra notiert steht (S. 1137). Auch sie bewahrt das Rätsel ihrer Entstehung, und niemand ist in der Lage, die Absicht ihres Gründers zu verstehen. Man nimmt an, daß es ein Grabdenkmal gewesen sei.

In der Nordwestecke der Höhlenstadt zieht sich der Weg durch eine neue Felsenschlucht steil aufwärts in das Gebirge hinein. Eine Riesentreppe, aus dem Ge-

stein gemeißelt, erleichtert den Auf- und Abstieg, der in vielen Krümmungen und Windungen etwa eine halbe Stunde dauert und bis zum höchsten Punkte eines einsam gelegenen Felsplateaus führt. Aus dem nackten Fels herausgehauen, zeigt sich auf der Höhe die Vorderansicht eines Monumentes, das in seinen Verhältnissen die oben beschriebene Chasneh übertrifft, aber die Feinheit und künstlerische Ausführung derselben vermissen läßt. Das ganze Werk macht den Eindruck des Massigen, und nur seine Umgebung — Felsenkegel und Klippen in allen möglichen Formen und Lichtfärbungen — verleihen seinem Anblick einen gewissen Reiz an dieser entlegenen Stelle der Höhlenstadt.

Selbst die Abbildung (S. 1147), die wir unseren Lesern vor Augen führen, reicht hin, um diesen Eindruck zu bestätigen. Unmittelbar vor diesem Denkmale, das die beduinischen Ortsbewohner mit dem Namen des Der oder „Klosters" belegt haben, ist der Boden glatt und kunstgerecht zugehauen. War es ein Grab oder ein Tempel, der fern von der Stadt den Toten oder den Göttern geweiht war? Auch hier bleibt die Frage eine offene, und wir schauen das Der von Petra wie ein stummes Rätsel an. Die Aussicht von dem höchsten Punkte des Der nach den gegenüberliegenden Gebirgszügen in nordwestlicher Richtung hin ist von großartigster Schönheit und erweckt biblische Erinnerungen an die längst vergangenen Zeiten der jüdischen Patriarchen. Denn drüben über den buntschillernden Sandsteinmassen erhebt sich der Doppelgipfel des Berges Hor zum blauen Aether empor und schaut auf die zerstreuten Klippen, Felswände und Gipfelkronen mit vornehmer Ruhe herab (S. 1162). Der Sage nach soll sich das Grab Aarons auf dem östlichen Gipfel befinden. Als Moses von Kades aus mit dem Volke Israel bis zum Fuße des Gebirges gelangt war, da bestieg er in Gemeinschaft mit Aaron und seinem Sohne Eleasar die Höhe, und Aaron starb „daselbst oben auf dem Berge". Der Gipfel, welcher die Gestalt eines abgestumpften Kegels hat und sich um mehr als 4000 Fuß über dem Meere erhebt, führt noch gegenwärtig den Namen des Dschebel Nebi Harun oder „des Berges des Propheten Aaron". Ein einfaches im Viereck angelegtes arabisches Schechgrab, wie es verstorbenen Heiligen von den Mohammedanern geweiht zu werden

Tempel der Urne und Bogenterrasse (S. 1143).

Spitze des Berges Hor und die Schlucht des Der.

Der erste Anblick von Petra (S. 1140)

pflegt, bedeckt die Stelle, an welcher Aaron bestattet worden sein soll. Es ist das Kabr Harun oder „Grab Aarons“ im Munde der Beduinen von Petra. Die Legende, welche das Grab des Aaron auf den Berg Gor in der Nähe von Petra verlegt, hat diesmal das Richtige getroffen, wenn es auch eine andere Frage ist, ob gerade auf dem beschriebenen Gipfel Aaron seine letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Petra, die Felsenstadt, und das umliegende Land, das nach der Hauptstadt bei den Römern den Namen Arabia petraea führte, d. h. nicht das steinige Arabien, sondern der Teil Arabiens mit der Stadt Petra, bildet in der ältesten Geschichte des Morgenlandes und im Zusammenhange mit den biblischen Ueberlieferungen ein wichtiges Gebiet im Völkerleben. In den Urzeiten von semitischen Horitern (ebräisch Hori, d. h. Höhlenbewohnern, Troglodyten) bewohnt, ging es später in den Besitz der „Söhne Esaus“ oder, wie auch sein Beiname lautete Edoms, d. h. „des Rotfarbigen“ über, dessen Nachkommen, die Edomiter, selbst noch von Griechen und Römern als Idumäer gekannt waren. Sie galten den Ebräern als Nationalfeinde und ihre Felsenstadt Petra als die Stätte, auf welche die Verwünschungen der Propheten gehäuft werden. An Edom richtet der Sohar Obadja seinen Fluch, indem er ihm seinen Hochmut mit den Worten vorwirft: „Weil du in der Felsen Klüften wohnst in deinen hohen Schlössern und sprichst in deinem Herzen: wer will mich zu Boden werfen?“ Seine Weissagung: „Edom soll wüste werden, daß alle die, so vorübergehen, sich wundern werden über alle ihre Plage.“ Dieses Wort des Propheten ist buchstäblich in Erfüllung gegangen, denn Edom und sein Felsennest Petra ist in eine Einöde verwandelt, deren Anblick um so schauerlicher auf den reisenden Europäer wirkt, als Tempel und Gräber aller schriftlichen historischen Erinnerungen Hohn spotten und das Gedächtnis ihrer Urheber und ihrer Bewohner verwischt haben. Da wo sich ehemals das Volk von Petra auf Plätzen und Straßen geschäftig umhertummelte oder zu Tausenden vereint von den steinernen Sitzen des Amphitheaters aus den Festspielen zuschaute, oder wo lange feierliche Leichenzüge die Gestorbenen von der Stadt aus nach den Gräbergrotten bergaufwärts hinübertrugen, herrscht heutigestags die Ruhe einer verlassenen Totenstadt. Nur der blendende Sonnenstrahl gibt dem buntfarbigen Gestein der kahlen nackten Bergwände und dem Bildwerkschmuck der Tempel und Grotten den Zauberschein des Lebens.

Nekropolis und Bay im Sick.

Einfahrt in Petra.

Unvollendeter Tempel.

In der Tiefe und in den Schluchten zieht Beduinenvolk des Südens durch die Stätten der Vorzeit dahin, der Huf ihrer Rosse hallt dumpf von den Felswänden nieder (S. 1138 u. 1145), aber den Nachkommen der Söhne des rötlichen Esau ist Krieg und Raub das Losungswort und ihre Lanze das sprechendste Symbol für das Ziel ihrer Wanderschaft durch die Thäler und Schluchten und verfallenen Dörfer (S. 1160) des verrufenen Wadi-el-Akaba.

Spruch.

Berühmt zu sein, genannt von aller Welt,
Ob immer das zum Stolz ein guter Grund ist?
Bedenk', daß der bekannten Fabeln Held
Der Löwe meist, — der Esel und der Hund ist.

Alb. Roderich.

Reisebilder aus den Hoch-Pyrenäen.

Von

Karl Kollbach.

Lourdes! — Lourdes! — changer de voitures pour Pierrefitte et Cauteret!“ rufen die Schaffner und reißen die Wagenthüren unseres Zuges auf, mit dem wir von Bayonne und Pau heraufkommen. Zwei Stunden Aufenthalt sind's bis zum nächsten Zuge in die Pyrenäen hinein, das reicht gerade aus, um zur Stadt und Quelle zu gehen. Nachdem wir draußen vor dem Bahnhof den schreienden Haufen der Hotel-Portiers und Kutscher überwunden haben, gelangen wir auf blanker Chaussee mit schöner Aussicht in einigen Minuten zur berühmten Gnadenquelle. Sie entquillt einem Felsabhange zur Seite einer von Gebüsch umkleideten Grotte, in welcher im Jahre 1858 die Muttergottes einem Kinde erschienen sein soll. In der Grotte, die mit Steinplatten ausgelegt ist, flackern auf hohem Eisenständer Hunderte von Kerzen und träufeln dicke Stearinstalaktiten zum Boden herab. An der Decke hängen zahlreiche alte und neue Krücken, und im Hintergrunde steht ein weißes Muttergottesbild, vom flackernden Kerzenschein und dem gedämpften Tageslicht magisch beleuchtet. Die Blumen- und Kränzeverzierungen im Innern der Grotte werden draußen von den lebenden Kräutern und Blüten fortgesetzt, und Farne und Glockenblumen nicken anmutig von den feuchten Felsen herab. Daneben ist das Wasser der Quelle in Röhren geleitet und fließt aus einer Reihe von Krahnen aus, sobald man diese öffnet. Neben jedem Krahnen aber hängt an dünnem

Inneres des Tempels, mit kannelierten Säulen (S. 1143).

Kettchen ein blankes zinnernes Schüsselein zum Trinken. Vor der Grotte stehen lange Reihen von niederen Holzbänkchen, auf denen Andächtige knieen und beten. Man erblickt unter ihnen viele französische Abbés und Nonnen, aber auch Angehörige aller anderen Stände, von der elegantesten Aristokratie bis herab zum Bettler. Zum Schlusse küssen manche, wenn das Eisengitter der Grotte geöffnet ist, den Fels, auf dem das Standbild steht. Auf der anderen Seite der Landstraße, welche hier vorüberführt, läuft eine Steinbank und hohe lange Granitbrüstung hin; und jenseits derselben rauscht und schäumt die Gave de Pau vorüber und bespült frische Wiesen, auf denen bunte Kühe weiden. Hinter denselben schauen wohnliche Häuschen aus freundlichen Obstbaumgruppen hervor. Ueber dies anmutige Landschaftsbild hinaus ragt die hohe, neue, gotische Kirche, die auf dem Hügel über der Grotte steht und die alte Burg, welche den Gipfel des Berges einnimmt, um dessen Fuß herum die Häuser des Ortes Lourdes sich schlingen. Das Schönste aber ist der Hintergrund, wo die hohen, grünen Berge stehen, mit Alpmatten und Wäldern überkleidet, die ersten Vorposten der mächtigen Pyrenäenkette, welche durch das schöne Gavethal hinab mit einigen rötlichen Felsenzinken herausschaut und weiße Schneeblicke von dort herübersendet. Dabei weht eine herrliche Bergluft durch das Thal, heilend und stärkend, und doch schon mit südlichem Hauche gemischt, wie in dem nahen, schönen Pau.

Sehr im Gegensatz zu dieser ruhigen Natur steht das jahrmarktmäßige Aussehen des Ortes, dem wir uns nunmehr zuwenden. Alles verrät darin den zahlreichen Fremdenbesuch und dessen möglichste Ausnützung. Die Menge der Hotels und Gasthäuser nimmt dabei die erste Stelle ein, dann kommen die endlosen Reihen der Häuser, in denen Bilder, Statuen, Rosenkränze, Amulette und dergleichen mehr zu kaufen sind. Alle diese Gegenstände sind draußen vor den Thüren und Fenstern auf Tischen zur Auswahl ausgebreitet; und fast jedes Haus hat neben der Aufschrift, welche seinen Besitzer nennt, noch seinen besonderen Namen: „Zum heiligen Joseph“, „Zur allerheiligsten Dreifaltigkeit“ und ähnliche.

In einem Orte wie Lourdes, durch den ein solcher Menschenstrom jahraus, jahrein flutet, ist der Erwerbssinn der Einwohner gar sehr geweckt, und der freundliche, gesprächige Wirt, bei dem ich einkehrte, zeigte viel Teilnahme für meine Reise, woher ich komme und wohin ich gehe, und daß ich wohl so bald nicht mehr Lourdes besuchen werde. Aber ich merkte den Fuchs heraus und bestellte vorab nur einen Teller Suppe. „Wie viel, mein Herr?“ fragte ich, als er sie vor mich hingesetzt hatte. „Ein Frank, wenn's beliebt.“ Mir aber beliebte es nicht, ich legte ruhig den Löffel, den ich eben erst ergriffen, wieder beiseite, stand auf, nahm Hut und Schirm und wandte mich, ohne ein Wort zu sagen, zur Thüre. „Verzeihung mein Herr, ich meinte dreißig Centimes, ich hatte geglaubt, Sie wollten noch eine Flasche Wein drauf trinken!“ So wurde die Suppe also doch noch verzehrt, die übrige Mahlzeit aber anderswo, und diesmal war der brave Wirt der Geprellte.

Einen anderen häßlichen Zug modernen Lebens bemerkte ich am Bahnhof. Dort lagen neben den Romanen von Zola und de Cock und neben wirklicher Schmutzlitteratur und lüsternen Bildern Rosenkränze mit Körnern so dick wie Kirschen und größer, und fromme Heiligenbildchen und Amulette — les extrêmes se touchent; dazwischen aber stand ganz harmlos der gute Bädeker und diejenige Karte von Frankreich, welche Elsaß-Lothringen noch immer mit derselben Farbe überstreicht, wie die französischen Provinzen, ein harmloser Spaß, der uns das alte deutsche Zwillingsland gewiß nicht wieder entreißen wird.

Am Bahnhofe waren viele Pilger zur Abfahrt bereit, die einen nach Bordeaux, die anderen nach Toulouse; unser Zug ging später ab, dem Thale der Gave entlang

mitten hinein ins Gebirge. Die Nacht war hereingebrochen, die riesenhaften Berghäupter zu Seiten des Thales zeichneten schwarze, schreckhafte Gestalten vor dem sternenbesäten Nachthimmel ab, und mit dem Gebrause und Gerassel des dahinrasenden Zuges mischte sich das Wasserrauschen des in weißen Fällen neben der Bahn hinschießenden Flusses. So kamen wir in tiefer Nacht nach Pierrefitte, und ich fand gastliches Obdach bei netten Leuten in gutem Hotel. Eine gemütliche Einrichtung des Baskenlandes fand ich hier noch gewahrt, nämlich das Fehlen des befrackten, trinkgeldsüchtigen Kellners, dessen Verrichtungen junge, eilfertige Mädchen übernehmen, die

Der Altar des Baal (S. 1141).

mehr ein angeborenes Pflichtgefühl, als schnöde Erwerbssucht bei ihrem Verkehr mit dem Fremden leitet. Auch hier bediente ein solches Mädchen, deckte den Tisch und übersah und ordnete alles mit jenem Geschick und jener emsigen Sorgfalt, welche der Stolz und die Zierde einer jeden guten Französin sind. Dazu kommt noch eine gewinnende Höflichkeit, welche gewiß nicht lediglich eine äußere ist, sondern zumeist eine rechte „politesse du coeur", ein das Leben sehr verschönernder Vorzug, den, um die Wahrheit zu gestehen, unsere westlichen Nachbarn und Nachbarinnen häufig vor uns voraus haben.

Der Morgen war noch nicht lange angebrochen, da schritt ich am anderen Tage die Chaussee hinauf durch ein Seitenthal bereits dem Herzen der Pyrenäen zu. Noch schweiften die Sonnenstrahlen an den hohen, grünen Berglehnen entlang, und unten im Thale wollten die Nebel sich noch nicht von den kühlen Wiesen trennen. Nur ab und zu schaute ein grünes Fleckchen derselben

Das alte Edom und die Kluft von Petra.

wie ein schimmernder Smaragd aus dem weißen, wallenden Schleier hervor. Ringsherum um die stillen Häuser des Ortes standen hohe Nußbäume und Edelkastanien, hier und da gar ein Feigenbaum. Eine südliche Sonne steht noch über diesem Gebirge und spendet seinen warmen, wasserreichen Thälern eine entzückende Pflanzenfülle. Ein wahrhaft tropisches Gewirr von Kletterpflanzen, von Wein- und Geißblatt, von Waldrebe und Epheu durchschlingt den Wald und überkleidet die Felsen. Frisches Grün, selbst noch im späten Sommer, sproßt allenthalben und erfreut den Wanderer, besonders den, welcher wochenlang nur die verbrannten Gebiete und tristen Oliven Hochspaniens sah.

In solch einem wundervollen Thale liegt das berühmte Bad Cauteret, und Luft und Quelle überbieten sich hier darin, neue Lebenskraft in die siechen Körper der leidenden Gäste zu gießen. Sonntäglich elegant schwärmt die feine Badewelt auf den Promenaden einher. Viel Anmutiges gibt's da zu schauen, und neben der leichten zierlichen Französin wandelt mit gleicher Anmut aber edlerer Würde die schöne Tochter Spaniens. Hier lebt noch, wie in dem nur wenige Stunden entfernten südlichen Nachbarlande in aller Händen der Fächer, dieser ruhelose und treue Verkünder von jeder Seelenstimmung und neckischer Laune. Bald vornehm nachlässig die Wangen kühlend, bald einen schnellen Gruß herüber werfend, einem freundlichen Blick das Geleite gebend oder ein errötendes Antlitz verhüllend, wiegt und neigt er sich hin und her; jetzt blättern die Finger seiner in Gedanken versunkenen schönen Herrin achtlos in seinen Falten, im nächsten Augenblicke schwirrt er auf und zittert und bebt in hastiger Schwingung, bis ein plötzlicher Einfall, eingegeben von jugendlich lustigem Uebermut, mit energischem Rucke ihn zuklappt. So wird dies harmlose, Kühlung fächelnde Ding zugleich zum trauten Vermittler einer tiefinnigen Sprache und nur zu oft zum argen Verräter verborgener Neigung, dem fremden Beobachter aber zur wahren Studie südlichen Volks- und Geisteslebens.

Ruinen eines Dorfes (S. 1154).

Doch nicht nur im bunten Badeleben von Cauteret empfindet man spanische Klänge, auch in der Bauart der Häuser und Kirchen, in den zinnengekrönten Burgen liegt noch manch deutliches Merkzeichen, das von jenseits der Pyrenäen stammt. Am meisten erinnerten mich die verzierten Balkone ans Nachbarland und doch boten sie hier schon ein Bild des Rückschrittes. Das sind nicht mehr die weiten geräumigen Aufenthaltsorte des warmen Südens, welche einen Teil des Wohnzimmers ins Freie und auf die Straße hinaus verlegen, von denen abends hinter verbergenden Tüchern schwarze Augen hervorlugen und heiteres Mädchengekicher ertönt, hier hat sie der lange, kühle und regenreiche Winter bereits zu schmalen Galerien zusammengedrückt, und sie sind ganz im Uebergange begriffen zu den nichtssagenden, langweiligen Verzierungen, als welche die Balkone unserer vornehmen Häuser sich darstellen. Aber was sollte man hier in Cauteret auch den Blick vergittern und auf die Straßen beschränken, wo dicht bei der Stadt prächtige Spaziergänge durch die Wiesen, an den rauschenden Wassern entlang, zu wundersamen Thälern führen! Weshalb sollte man sich unter Zelttüchern verkriechen des bißchen dürftigen Schattens wegen, den da draußen hohe luftige Wälder weithin über moosgepolsterte Ruhesitze breiten! Nur für den heißen Süden hat im Sommer das Leben im Schatten der Häuser seinen Reiz, wenn weit und breit die glühende Sonne das Land versengt, die Bäche austrocknet und die Straßen und Felder in Staubplätze und Wüsten verwandelt. Dieselbe stille Kühle der Straßen treibt hier im heiteren Bergland alle hinaus. Die meisten Leute promenieren zur sprudelnden Heilquelle aufwärts im Thale. Dort trinkt ein jeder nach Vorschrift und Gewissen, mit verzerrtem Gesicht oder stiller Ergebung ein Glas des lauwarmen, ekelhaft schmeckenden und stinkenden Wassers, dem der reichliche Schwefelwasserstoff eine große Aehnlichkeit mit faulen Eiern und dem Wasser der Aachener Brunnen verleiht.

Gleich hinter dem Kurhause spaltet ein hoher Bergrücken das Thal in zwei steil abfallende walderfüllte Schluchten, aus denen schäumende Wildbäche hervorstürzen. Wer dem rechten aufwärts folgt, steht bald vor einem herrlichen Wasserfalle, der an Höhe und Fülle sich mit den schönsten der Alpen mißt. Der wilde Bach stürzt ungestüm aus finsterem Tannengrund hervor. Felsblöcke widerstemmen sich seinem Sturz, zerteilen die zischende

Flut, die in Riesenstrahlen durcheinanderschießt und schaumgepeitscht endlich in ein tiefes, kühles Granitbecken fällt. Mit rasender Schnelle durchkreisen die grünen Wogen die selbstgebildete Höhlung und werfen sich dann mit überschäumender Kraft an senkrechter Felswand hinab in einen finsteren unergründlichen Schlund. Dumpfes Getöse dringt von dort herauf, und feuchte Wassernebel schweben leicht empor und umhüllen den Sturz mit durchsichtigen, lichtschillernden Schleiern und betauen die frühlingsfrischen Farne und Moose, an denen tausende kleine Wasserfäden herunterrinnen und perlende Tropfen in bunten Farben funkeln. Und darüber wölbt ein hoher Buchenwald seine Wipfel, und die Sonnenstrahlen zaubern schillernde Regenbogen über das erhabene Bild.

Bald hinter dem Wasserfalle traf ich einen Herrn, der gleich mir und in Begleitung eines Führers dem holprigen Saumpfade folgte. Er war ein echter Franzose, bei dem ein feines gesellschaftliches Benehmen in steter Schwebe stand mit glühendem Deutschenhaß. „Ihre Landsleute," sagte er, „reisen viel, sie erweitern dadurch ihren Gesichtskreis; den Franzosen aber genügt ihr eigenes schönes Vaterland." Er selbst freilich machte eine Ausnahme, war in Deutschland, England und Ungarn gewesen und hatte Italien bereist; so hatten wir vieles gemeinsam in fremden Landen gesehen und Reiseerinnerungen auszutauschen, und die versöhnende Wirkung naturwissenschaftlicher Anschauungen, die hoch den engen Standpunkt einer bestimmten Nationalität übersteigen, machte uns bald zu guten Gefährten.

Als wir auf beschwerlichem Wege über Felsrippen, moorige Wiesen und glatten Tannengrund einige Stunden gestiegen waren, standen wir vor dem Lac de Gaube, einem stillen, grünen See, der einsam und weltverloren in tiefer Hochgebirgseinsamkeit liegt. Eine Natur, der von Graubünden ähnelnd, umschließt diese Senkung mit ihrem See. Ein kleines Wirtshaus liegt am Ufer, ringsumher sind ungeheure Granitblöcke ausgestreut, über welche der klare Abfluß des Sees, die Gave de Cauteret, schäumend hinab einem finsteren Thalgrund zustürzt. In weitem Rund steigen himmelhohe Berge empor mit schroffen, wilden Zacken, ragenden Klippen und dräuenden Abstürzen; und im Hintergrunde, von wo das Wasser durch eine einsame Felseinöde herabkommt, steht der Vignemale, ein Seitenwächter des Mont Perdu mit weißen Schneemulden und einem grauen Gletscher, der zwischen finsteren Felsgräten hindurch zur Tiefe strebt.

Dschebel-Harun. Berg Hor (S. 1152).

Jenseits dieser Berge liegt Spanien, aber noch nicht das sonnige Land, wie es sich unsere Phantasie hervorzaubert, mit blauem Himmel, südlichen Pflanzen und heiteren, sangeslustigen Menschen, sondern Hoch-Aragon mit seinen Schnee- und Felseinöden und seinen ernsten, mürrischen, schweigsamen Bewohnern. Aber die Natur ist auch ganz danach angethan. Hier hausen noch Bär und Wolf in verborgenen Schluchten, die Gemse und der Steinbock erklettern die letzten grünen Matten, und Geier und Adler schweben in der reinen, dünnen Luft. In diesen wilden Gebieten, westwärts bis zum Lande der Basken, ist es, wo immer wieder der Aufstand gegen die bestehende Regierung von Spanien losbricht, wo der unausrottbare Herd des Karlismus liegt und beim geringsten Anlaß die Flammen des Bürgerkrieges über das unglückliche Land verbreitet.

Hier in einer unzugänglichen Bergwelt, an den Grenzen des schutzgewährenden Nachbarlandes wühlen ehrgeizige Fanatiker ungestraft unter dem leichtgläubigen Volke und predigen den Aufruhr. Und hier finden sie

zugleich die letzte Zuflucht, wenn ihre Sache nach verzweifelten Kämpfen dem Untergange verfällt.

Am Nachmittage stieg ich allein vom See aufwärts, bis in schwindelnder Tiefe sein blauer Spiegel unter mir lag und die Steilheit des Abhanges Halt gebot. Die Alpenrosen und Heidelbeeren hörten auf, senkrechte graue Klippen starrten empor und schienen sich drohend überzuneigen, und mehr hangend wie stehend schaute ich in die Tiefe. Als ich dann abstieg, geriet ich in ein wüstes, fast senkrecht abfallendes Wasserrinnsal, voller Granitblöcke und umhergeschleuderter Baumtrümmer. Aber der Wildbach war jetzt versiegt, und statt seiner Fluten donnerte ab und zu ein Felsstück herab, das sich unter meinen Tritten löste. Da sie unten im See kein Unheil anzurichten vermochten und ich ihre steile Bahn verfolgen konnte, so schickte ich ihnen bald absichtlich andere größere nach. Rollend kugelten diese Blöcke hinab, prallten knatternd gegen die vorspringenden Felsgräte, übersetzten sie mit leichtem hohem Sprung und verloren sich grollend und prasselnd in der Tiefe und im aufschäumenden Wasser des Sees. Als ich diesen nach vieler Mühe erreichte, war es an einer anderen Stelle wie beim Aufstieg. Ich stand auf nackter Felsenplatte, die in den See hinaus vorspringt, und ringsherum neigten sich fast senkrechte Gesteinsschichten in das tiefe Wasser des Sees. Ein weiter gefährlicher Umweg hoch über die Abstürze her stand mir bevor. Zwar sah ich gegenüber das liebe Wirtshaus, aber ein Ruf hätte es nicht erreicht. So hielt ich eine kleine Rast und verzehrte meinen Imbiß. Da zog langsam ein Kahn fern über die Mitte des Sees; ich schrie und winkte, man winkte und schrie zurück, und als man meine Notlage bemerkte, steuerte der Kahn auf mich zu. „C'était une grande imprudence, monsieur!“ schrie mir schon von weitem ein dicker, älterer Herr entgegen, der den Abhang bemerkte, von dem ich herabgekommen. Dann sprang ich in den Kahn, und wir ruderten fort. Außer dem Herrn und dem Fährmann war eine Gesellschaft von Damen in dem Nachen, die eine Lustfahrt machte, und als man mich als Ausländer erkannte, fragte man, ob ich Spanier sei. Als ich antwortete: „Deutscher“, sah der Herr mich scharf an und rief mit triumphierender Miene: „Ah, monsieur Bismarck est malade.“ Ich konnte nicht umhin, bei diesen Worten des guten Patrioten in der Schneeregion von Herzen zu lachen, und alle Damen lachten mit und schließlich auch der Herr selbst. Als gute Freunde trennten wir uns.

Es war am späten Nachmittage, als ich Cauteret wieder erreichte, und der Vollmond strahlte längst über allen Bergen, als die trauten Häuschen von Pierrefitte mit hellen, einladenden Fenstern endlich aus dem Dunkel der Obstbäume blickten. Nach zehnstündigem Marsche ruht sich's gut, und bald vernahm ich auf prächtigem Lager nichts mehr von dem Rauschen der wilden Gave, die nahe dem Hause in felsigem Bette vorüberfließt. Nur einmal weckten Schellengetön und tausende Stimmen mich aus dem Schlafe. Ich sprang ans Fenster, und im hellen Mondscheine zog eine unabsehbare Schafherde durch den stillen Ort, und laut blökend unterhielten sich die einzelnen Tiere, und auf den tiefen Ruf der Mutter folgte jedesmal das helle Stimmchen eines hilfebedürftigen, verirrten Lämmchens.

Durchs Gavethal hinab über Lourdes und Tarbes trug mich am anderen Morgen der Zug. Hier berührt man schon einen Teil der südfranzösischen Heiden, welche ganz denen von Norddeutschland ähneln. Aber sie bieten hier am Fuße des Hochgebirges ein ungleich großartigeres Bild. Eine weite, flache Mulde schweift in dieser Gegend vor der steil und unvermittelt ansteigenden Pyrenäenkette her; gegenüber liegen mäßige Anhöhen, wie eine lange Ruhebank, auf die man sich niederlassen möchte, um die stolzen Bergriesen zu betrachten, die drüben gegen den Himmel wachsen und die hohen Schneespitzen in flatternde Wolkenbänder hüllen. In diesem Gebiete ist es, wo das lebhafte Volk der Gascogner mit den den Provençalen verwandten Bewohnern von Languedoc sich vermischt, während tiefer in den Bergen der uralte Stamm der Basken wohnt.

Von Tarbes aus ging's dem Thale der Garonne aufwärts zu den berühmten Bagnères de Luchon, dem größten und schönsten Kurorte der gesamten Pyrenäen und einem der elegantesten der Welt. Aber neben den vielen Heilquellen hat hier die Natur auch ihre schönsten Gaben gespendet, ringsherum eine herrliche Gebirgswelt mit himmelhohen Bergen, Gletschern und ewigem Schnee, mit frischen Wäldern und würzigen Alpmatten, mit romantischen Thälern und schäumenden Bächen. Und in der

Tempel mit drei Säulenreihen (S. 1142).

Nähe liegen fruchtbare Auen und grüne Wiesen, und Süd und Nord reichen sich mit üppigem, frühlingsfrischen Pflanzenkleid versöhnend die Hand. Und in dieser heiteren Landschaft liegt der Ort mit seinen hohen Platanenalleen, seinen Hotels und Kuranstalten und schattigen Parks. Hier hat die französische Kultur einen würdigen, lustigen Vorposten an die äußerste Grenze vorgeschoben; denn drei Stunden weiter in der Region ewigen Schnees beginnt Spanien, und alle Herrlichkeit hat ein Ende. Hier im Norden der Berge brausen Eisenbahnen um dieselben her, dringen tief in deren Inneres ein, Landstraßen, schön und breit, verbinden wohlhäbige Städte und saubere Dörfchen. Feine Leute aus allen Teilen des großen, reichen Landes gehen und fahren hin und her und freuen sich der schönen Gebirgswelt, und im Süden derselben? — da ist weder Weg noch Steg, auf elenden Saumpfaden schleicht der Schmuggler durchs Gebirge, kein Fremder verirrt sich in die öden Gebiete, und nur elende, weltferne Dörfchen, abgeschnitten von aller Kultur, unterbrechen, tagereiseweit voneinander entfernt, die finsteren Wälder und Felsgebiete des einsamen Berglandes. Aber auch hier auf der Nordseite macht die Kulturoase Luchon, so ganz im Innern des Hochgebirges, einen seltsamen Eindruck. Dagegen sind die feinsten Kurorte der Alpen, des Engadin und von Oberösterreich, selbst aus den westlichen Teilen der Schweiz einfach und urtümlich. Hier in Luchon rollen die elegantesten Equipagen, Herren und Damen galoppieren zu Pferde durch die Straßen, in den gewähltesten Toiletten wandelt die feinste Welt umher, für deren Bedürfnisse und Vergnügungen pompöse Hotels, glänzende Geschäfte, strahlende Kaufläden und Tausende dienstbeflissener Personen sorgen. Es ist eine Ueberkultur, eine eitle Raffinerie des Geschmackes, die uns allenthalben begegnet, mit einem Worte, ein Klein-Paris.

Als ich an einem frühen Morgen nach zweistündigem Marsche das Thal hinauf durch einsame Wälder höher und höher stieg, als die hohen schlanken Buchen den dunklen Tannen Platz machten, endlich auch diese zurückblieben und ich nun in der stillen, weiten Region der Alpmatten stand, da kam mir das bunte Gesellschaftsleben drunten gar seltsam kleinlich vor mitten in dieser erhabenen Natur. Aber der Franzose empfindet das weniger, wie unsereins; ihm ist die Natur entschieden mehr Nebensache, angenehme Staffage für sein Vergnügen, dem echten Deutschen dagegen deren Genuß höchster Selbstzweck. Oft ganz nahe bei französischen Kur- und Vergnügungsorten liegen unbeschreiblich schöne Punkte; selten sieht man jemand dort sitzen, der Sinn für eine weite Ausschau, die mit einiger Mühe des Steigens zu erkaufen, ist nicht stark genug. Und darum sammelt der Franzose unten um sich herum allen Komfort und alle Zerstreuung, und oben stehen die Berge einsam und unentweiht. Aber in der praktischen Ausbeutung der Natur ist uns der Franzose vielleicht überlegen. Das sagte ich mir, als ich im Süden des Landes frühmorgens die fleißige Hausfrau durch den Garten spazieren und sorgsam Schnecken auflesen sah, aus denen sie für den Mittag ein leckeres Gericht bereitete, oder als ich in der Nähe der genannten Badeorte junge Mädchen aus den ersten Ständen im Walde erblickte, die mit kundigem Auge eßbare Schwämme suchten, unter Singen und Scherzen in saubere Körbchen steckten und daheim daraus eine schmackhafte Sauce und dergleichen mehr bereiteten. Wie mancher angehende junge deutsche Botaniker, dachte ich mir, möchte sie um diese Kenntnis beneiden und gern um die Erlaubnis bitten, ein wenig in ihrer Gesellschaft mitsuchen zu dürfen.

In der stillen Höhe, zu welcher ich inzwischen angelangt, stand ein einsames Hospiz. Dort gab's ein Frühstück, das ich draußen im Anblick der Schneegipfel verzehrte, während zwei riesige Pyrenäenhunde, die ganz den Bernhardinern gleichen und die ich sonst nur noch im Jardin d'acclimatation zu Paris gesehen habe, sich neben mir herumbalgten. Ob sie hier auch, wie ihre Vettern in den Alpen, zum Aufspüren der von den Lawinen Verschütteten abgerichtet werden, habe ich nicht erfahren. Nach kurzer Rast stieg ich weiter hinauf, wo nur mehr Alpenrosen und niedere Kräuter die Felsen bekleiden. Hier fand ich manch Pflänzchen, das ich in den Alpen nie gesehen, recht geeignet, das Herz des Botanikers zu erfreuen. Aber der Charakter der Pflanzenwelt in den Pyrenäen ist dem in den Alpen vollkommen gleich. Hier wie dort sehen wir die verdickten Wurzelstöcke, die Vorratskammern für den langen Winter, die ängstlich vor Frost und Sturm an den Boden sich anlehnenden Stengel, die hellen, farbenprächtigen, von der klaren Sonne und der reinen Luft geläuterten Blüten. Da stehen die lieblichen Enziane mit den leuchtenden Blumenkelchen, die großblumigen Ranunkeln und Alpenveilchen, und auf dem felsigen Boden liegen die weißen blütenbestreuten Polster niedriger Saxifragen und Silenen. Mit dicken Sträußen in der Hand kletterte ich weiter, und die Morgensonne schien hell über das ganze Land und auch ins Herz. Ja, das ist ein Genuß, wenn man dann höher kommt, unter uns die

Das Korinthische Grab.

Welt sich in die Weite reckt und dehnt, die Ferne mit tausend Zacken und Felsspitzen in die Höhe wächst und man so recht aus Herzensgrund aufjauchzen möchte und hinausrufen in die weiten stillen Berge.

Auf dem einsamen Wege begegnete mir ein wild aussehender Spanier, den ich ansprach. Er kam eben über den Paß, aus Hoch-Aragonien, hatte dort in den klaren Bergbächen Forellen gefangen und brachte sie nun in einem Sacke stundenweit über die Grenze zum Verkauf nach Luchon. Oben auf den Matten, die ich bald erreichte, weidete eine Viehherde und sandte weithin ihr helles Schellengetön über den Berg; einige halbverwilderte Rosse galoppierten alsdann an mir vorüber, und vor einer zerfallenen, mit Steinplatten gedeckten Erdhütte wälzten sich einsam etliche kohlschwarze Schweine mit jungen Ferkeln in einer trüben Pfütze. Einen Menschen sah ich nicht. Ich stieg weiter und gelangte endlich zur Wasserscheide,

dort wo nach der einen Seite die Garonne, nach der anderen der Ebro sein Gebiet besitzt. Dort schaute der Blick weit hinaus über das ferne grüne Thal von Luchon, von dem ich heraufgestiegen und nach der anderen Seite hinab in eine tiefe, einsame, stille Schlucht, in deren Grunde ferne dürftige Tannen wie winzige grüne Spitzchen auf unermeßlichen Trümmerfeldern standen. Jenseits dieser Schlucht erhob sich kalt und rauh ein finsterer Bergwall zu schreckhaft eisiger Höhe und bettete manch schimmerndes Schneelager in seinen unerreichbaren Schluchten und Schründen. Darüber hinaus aber ragten viel ferne rötliche und weiße Spitzen und Zacken, und wer auf diesen gestanden, hätte hinabschauen können bis in das Thal des Ebro und zu den Oliven- und Rebenhöhen von Saragossa. Für mich, der ich gerade von Spanien nach Frankreich gekommen, war es genügend, auf hoher kühler Alm sitzend, noch einmal auf der Grenze meine Beine in das Land des Sonnenscheins, das hier freilich im August noch voll Schnee lag, hinab baumeln zu lassen und zu dem gewaltigen Massiv des Maladetta herüber zu schauen, der gerade meinem Standorte gegenüber, mit vielen zerspaltenen Felsmassen und zwischenliegenden Schneefeldern weithin den Gesichtskreis begrenzte. Es war ein großartiges Gebirgsbild, obwohl weniger reich und wechselvoll, wie es die meisten Hauptalpenzüge bieten und unbedeutend im Vergleich zum Berner Oberland, der Bernina, dem Montblanc oder Monte Rosa. Allenfalls die Landschaften des St. Gotthard lieferten dafür einen entsprechenden Vergleich.

Felsentreppe (S. 1143).

Als ich oben saß und mit dem Fernglase nach Gemsen spähte und einer fernen Herde mit spanischen Hirten, zogen sich windschnell Nebel um die Gipfel des Maladetta, flatterten hin und her und flogen dann in dunklen Ballen herüber und gossen einen heftigen Regen herab. Aber die Sonne funkelte und glänzte unverdrossen dazwischen, und bald war alles wieder klar. Da traf ich inmitten der Einsamkeit ein hübsches, junges Mädchen, eine Sennerin, welche auf der Alm saß und strickte. Mit artigem Benehmen stand sie auf, als ich näher kam, und begrüßte mich mit einem freundlichen: „bon jour, monsieur!“

Das Mädchen hatte es sicher gut gemeint, wie zumeist die biederen Bewohner droben im Bergland; aber seltsam, der Klang dieses Grußes schien mir fremd und kalt. Unbewußt vielleicht hatte ich das traute: „Grüß Gott“ erwartet, das ich so oft in den weltfernen Thälern und auf den hohen Almen der Schweiz und Tirols als herzlichen Willkomm vernommen. Den biederen Sinn und die offenherzige Freundlichkeit aber schien auch hier eine gleiche Natur gebildet zu haben. Das merkte ich, als ich ein Weilchen mit ihr sprach und dazu an einem Glase Milch mich labte. Dann nahm ich Abschied, und das „bon jour“ erschien mir nun schon weniger fremd.

Bald darauf sagte ich den Pyrenäen lebewohl. Um mich herum wogte und summte das Volksgetriebe von Bordeaux und etliche Tage später das lautere und wildere von Paris. Da gab's viel zu schauen und zu genießen, aber mitten im eitlen Getümmel der Weltstadt dachte ich oft zurück an das einsame Hochgebirge und seinen Frieden.

Briefe an eine Dame über ärztliche Seelenkunde.

Von

Emanuel Fink.

Gnädige Frau!

Nachdem die Tage der Festlichkeiten, von denen Sie mir schrieben, mit ihrer aufregenden Geschäftigkeit, ihrem lebhaften Treiben vorüber sind und Sie wieder in der von Ihnen so sehr erstrebten Gemütsruhe leben, darf ich's wohl wagen, in Ihr buon ritiro mit einigen Briefen wenigstens einzudringen. Sie haben ja dieses Fatum selbst über Ihr schönes Haupt herabbeschworen an jenem genußreichen Ballabend, als ich, um einem längstgefühlten Bedürfnisse

Das Amphitheater (S. 1145).

abzuhelfen, zaghaft vor Sie hintrat, mit zierlicher Verbeugung Sie um das Vergnügen eines sehnsüchtig erstrebten Walzers anflehend. Mit graziösem Lächeln überreichten Sie mir ein kleines Körbchen, besänftigten aber meinen darob erwachten tiefen Seelenschmerz sofort, indem Sie mich in eine so interessante Unterhalung verwickelten. Es war ein höchst unballmäßiges Ballgespräch Nicht über die geschmackvollen und -losen Toiletten, nicht über die schönen und häßlichen Trägerinnen derselben medisierten wir, auch die beliebten Themata des Theaterklatsches, des Renn-, des Musik-, Eis- und anderen Sportes ließen wir auf sich beruhen. Ihr ganzes Interesse war vielmehr von jener psychologisch so merkwürdigen Gerichtsverhandlung eingenommen, die Sie eben gelesen hatten, wo ein zwölfjähriges Mädchen wegen eines Mordes, eines ganz gemeinen Raubmordes auf der Anklagebank saß. Sie konnten es nicht fassen, daß in einem Kindergemüt, dem man stets das Attribut „unschuldsvoll" beizulegen pflegt, ein so entsetzlicher Gedanke zur That gereift, Sie konnten es nicht begreifen, daß eine so junge Menschenpflanze schon solch tiefer sittlicher Fäulnis verfallen sei, und baten mich um Erklärung der wissenschaftlichen Auffassung derartiger und verwandter Abnormitäten des Seelenlebens. Glücklicherweise hatten Sie, meine Gnädige, damals noch so vielen Ballpflichten obzuliegen, daß die Zeit für mich nicht reichte, um Ihnen nur einen kurzen Abriß von alledem zu geben, was die Psychologie über diese interessante Frage zu berichten weiß. Ich sage glücklicherweise, da ich's ja diesem Umstande verdanke, Ihnen, teure Freundin, mit einigen Briefen nahen zu dürfen. Ihre damalige Frage, ob denn ein derartiger Fall überhaupt schon passiert, kann ich jetzt nach authentischen Quellen beantworten. Der berühmte Kriminalpsychologe Mitmeier erzählt einen solchen, der dem unserigen auch in Bezug auf die Motive sehr ähnlich ist: Ein zehnjähriger armer Junge lockt einen von ihm geliebten Kameraden, den gutgekleideten Sohn wohlhabender Eltern, in den Wald, erschlägt ihn dort, um sich seiner Kleider zu bemächtigen, mit welchem angethan er im Heimatsorte erscheint... Ferner ereignete sich in den fünfziger Jahren der kaum glaubliche Fall, daß ein etwa zehn Jahre alter Knabe sein vierjähriges Schwesterchen, das ihm zur Wartung anvertraut war, mit kalter Ueberlegung ermordete. Umsonst war das Jammern und Bitten des armen Opfers, mit dem es den Bruder anflehte, ihm doch das Leben zu schenken; umsonst klammerte sich das kleine Mädchen in wahrer Todesangst an ihn an; mit roher, brutaler Gewalt stieß er es in den brausenden Strom und sah in aller Gemütsruhe zu, wie das Schwesterchen eine Zeitlang noch mit den Wellen kämpfte und dann ertrank. Alle Zeugen, Lehrer und Ortsbehörde, charakterisierten den Mörder als einen mit scharfem Verstande begabten Knaben, der aber im ganzen Heimatsdorfe seines verschlagenen tückischen Wesens halber berüchtigt und gefürchtet war. Er log und stahl, war unverträglich, gewaltthätig, und man traute ihm jede böse Handlung zu. Trotz seiner weit über sein Alter entwickelten Intelligenz hatte er kaum ein Einsehen in die Verwerflichkeit und Strafbarkeit seiner That.

Beachten Sie gütigst, gnädige Frau, diesen letzterwähnten Umstand. Hier finden Sie den Schlüssel zur Lösung dieser und ähnlicher rätselhaften Abnormitäten der Psyche. So wie die körperlichen Organe ein und desselben pflanzlichen oder tierischen Wesens nicht immer gleichmäßig entwickelt sind, wir vielmehr häufig die Beobachtung machen können, daß bei normaler und sogar üppiger Entwickelung des ganzen Körpers einzelne Teile desselben im Wachstum zurückbleiben und verkümmern, so entfalten sich bei ein und demselben Menschen die verschiedenen Teile des Seelenlebens nicht immer in gleicher Weise. Das Ideal der Pädagogik ist ja freilich erst dann erreicht, wenn es gelungen ist, bei dem Kinde oder dem Zögling eine harmonische Entwickelung von Geist und Gemüt, von Willen und Streben zu erzielen. Dann erst darf die Erziehung als vollendet betrachtet werden, wenn weder die Vernunft als kalter, unbeschränkter Despot über alle Regungen des Herzens herrscht, noch das Gefühl im Kampfe der Motive den Ausschlag gibt und allein das Handeln bestimmt, wenn ein fester Charakter sich herausgebildet hat, der seinen Stützpunkt in ernster Sittlichkeit findet. Was nun aber ist Sittlichkeit?! Sie kennen, meine Gnädigste, wohl jenen berühmten Ausspruch, der den Gesamtinhalt aller Ethik in den Worten zusammenfaßt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. In der That entspricht die Höhe der Sittlichkeit, auf der man steht, der Fähigkeit, den eigenen Vorteil, die eigenen Interessen denjenigen anderer hintanzusetzen, oder philosophisch ausgedrückt: altruistisch statt egoistisch fühlen. Das aber ist ein Vorzug der Seele, der uns im wesentlichen angeboren, den weder Erziehung noch das Leben uns gewähren, sondern höchstens ausbilden kann.

Manche Menschen — man kann sie mit Recht Stiefkinder der Natur nennen — werden nun mit einem offenkundigen Defekt in sittlicher Beziehung schon geboren. Es ist eine bereits im frühen Kindesalter sich offenbarende krankhafte Artung. Dieses eben sind die schwachen Seelen, die niemals Festigkeit des Charakters erlangen, die von jeher leicht zu verführen, leicht umzustimmen und dennoch schwer zu beherrschen sind, weil sie wider alle Erwartung plötzlich ihre Gesinnung ändern und gerade das Gegenteil von dem thun, was man vernünftigerweise von ihnen erwarten müßte. Sie neigen stets zum Lasterhaften, zu niedrigen Sitten und Gewohnheiten.

Sie sehen schon jetzt, gnädige Frau, daß auf so unglücklicher Basis eine gedeihliche Entwickelung der moralischen Kräfte kaum möglich ist, daß selbst eine sorgfältige Erziehung keine günstigen Resultate erzielen kann; und da darf es dann nicht unbegreiflich erscheinen, wenn auch das äußere Korrektiv der Erziehung mangelt, die Unglückskinder beim Fehlen jedes inneren Haltes auf eine abschüssige Bahn geraten, die schließlich zu offenkundigem Verbrechen führt.

Sollten Sie, meine verehrte Freundin, durch obige Skizzierung noch nicht zu dieser letzten Konsequenz gelangt sein, so werde ich mir im nächsten Briefe erlauben, das Seelengemälde der in Rede stehenden „Stiefkinder der Natur" weiter zu detaillieren und Ihnen so den Nachweis führen, daß angeborener, moralischer Defektzustand und Verbrechen zu einander in derselben Wechselbeziehung stehen wie Ursache und Wirkung.

Zweiter Brief.

Gnädige Frau!

Die in meinem letzten Briefe ausgesprochene Vermutung ist in der That eingetroffen. Sie halten sich noch nicht überzeugt, daß ein in moralischer Beziehung schlecht ausgestattetes Wesen, daß eine unglückliche Charakteranlage schon ein Kind zum Verbrechen führen sollte und gar zu solch grausigem Verbrechen, wie es der Mord ist, zu einer That, welche doch die ganze planmäßige Ueberlegung, die reifliche Erwägung von Vor- und Nachteilen, oder eine solche unbezwingliche Heftigkeit der Affekte bedingt, wie man sie nur beim Erwachsenen voraussetzen kann.

Wie bei dem Arzte die Physiologie — die Lehre der normalen Körperfunktionen — die Grundlage für das

Verständnis krankhafter Störung der Organe bildet, so müssen wir zunächst die Hauptmerkmale des kindlichen Seelenlebens kennen lernen, um diejenigen zu würdigen, die als Symptome krankhafter Entartung angesehen werden sollen. Das normale Kind (bis zum Alter von cirka zwölf Jahren) besitzt zunächst ein starkes Selbstgefühl. Die Interessen der eigenen Person stehen ihm oben an. Ein Gewissen ist wohl vorhanden; indessen regt es sich nur in solchen Fällen, über die es schon von Eltern und Erziehern belehrt worden ist. Stärker als bei Erwachsenen tritt hier der Trieb nach Wechsel der Sinneseindrücke, nach Veränderung auf, die, wenn sie nicht geboten, erstrebt und gesucht wird. Dabei entfaltet sich eine Leidenschaftlichkeit, welche bald die schwache Besonnenheit aufhebt und ein entschieden triebartiges Handeln ohne Kritik, ohne Maß und Ziel mit ganzer Hingabe an die Situation entfesselt. Scherz und Spiel, Neugierde und Wißbegierde vereinigen sich, um eine rastlose Thätigkeit zu unterhalten, die manchmal auch Zuwiderhandlungen deshalb veranlaßt, weil noch nicht die Fähigkeit entwickelt ist, jeden Augenblick sich des Handelns klar bewußt zu werden und die Folgen desselben zu bedenken. Aus diesen Motiven entstehen die tollen Kinderstreiche, die mehr oder weniger harmlosen jugendlichen Ungezogenheiten. Eine Steigerung derselben in Bezug auf die Größe der That führt nun zum Vergehen, ja sogar zum Verbrechen.

Nun aber lehrt die Erfahrung, daß bei diesen jugendlichen Verbrechern die Zeichen der Degeneration mehr oder weniger deutlich zu Tage treten. Ich erwarte nun, verehrte Freundin, daß Sie von mir eine Definition des zuletzt erwähnten Begriffes verlangen. Was sollen wir unter Degeneration verstehen? Sie erinnern sich wohl noch, wie ich dieses Wort unlängst gebraucht, als wir auf der Promenade in B. jenem unglücklichen Geschöpfe begegneten, einem Kinde von etwa zehn Jahren mit unförmlich entwickeltem Kopfe, affenähnlichem Antlitz, blödem Gesichtsausdruck, häßlich hervorragenden Kiefern, die Augen gedankenlos stier ins Weite gerichtet. Das Kind mußte, trotzdem es körperlich seinem Alter entsprechend entwickelt war, noch immer getragen werden. Noch sehe ich den milden, echt weiblichen Ausdruck innigen Mitleids in Ihren Augen glänzen, als ich Ihnen die Leidensgeschichte dieses unglücklichen Wesens erzählte, Ihnen sagte, daß das Kind bis jetzt nicht bloß die Fähigkeit der Sprache, sondern auch nicht einmal die des selbständigen Fortbewegens erlangt habe. Es ist auf der Entwickelungsstufe eines Säuglings geblieben und steht seinen Fähigkeiten nach weit unter dem Tier. Das ist nun eine Degeneration in krassester Form, wie sie schon der Laie als solche erkennen kann. Zwischen dieser und der normalen Entwickelung gibt es aber unendlich viele Zwischenstufen, von denen diejenigen eben so interessant wie schwierig zu beurteilen sind, welche eben den Uebergang zur Norm bilden. Da bemerkt man kaum etwas von körperlichen Mängeln. Es zeigt sich vielleicht eine eigentümliche, nur dem Fachmann erkennbare Abnormität der Schädelform, etwa noch eine Mißbildung des Ohres durch Fehlen des Ohrläppchens oder Abflachung der Ohrmuschel.

Von weit größerer Bedeutung als diese geringfügigen, körperlichen Abnormitäten sind die geistigen Eigentümlichkeiten derjenigen Individuen, bei denen die Zeichen der Degeneration sich schon im Kindesalter dokumentieren.

Es ist keine geringe Aufgabe, ein nach jeder Richtung hin treffendes Seelengemälde solcher Unglückskinder zu entwerfen. Nur im Hinblick auf Ihre mir stets erwiesene Nachsicht wage ich es, mich dieser Darstellung zu unterziehen. Die krankhafte Artung des Geistes tritt in solchen Fällen weniger in der intellektuellen als in der gemütlichen Sphäre des Seelenlebens zu Tage. Solche Kinder imponieren gewöhnlich dem oberflächlichen Beobachter durch eine außerordentlich lebhaft entwickelte Phantasiethätigkeit. Dabei sind sie mit sehr gutem Begriffsvermögen und schneller Fassungsgabe ausgestattet; sie nehmen Sinneseindrücke leicht in sich auf, verarbeiten sie schnell zu Vorstellungen und unterliegen gewissermaßen dem Zwange, diese Vorstellungen in ihrem Gedächtnisse immer wieder zu reproduzieren, ähnliche und immer neue an dieselben anzureihen. Stets wißbegierig, peinigen sie ihre Umgebung mit endlosen Fragen. Mit erstaunlich treuem Gedächtnisse sind sie in der Regel begabt, und nicht nur für eigene Erlebnisse, sondern auch für Erzählungen anderer und für alles, was je auf ihre Phantasie lebhaft eingewirkt hat. Man könnte sie als geistreiche Wunderkinder beneiden, wenn sie nicht in Bezug auf die Gemütsbildung einen so erschrecklichen Mangel zeigten. Ihre ganze Gefühlsrichtung charakterisiert sich durch eine schier unbegreifliche Roheit und große Herzenskälte. Sie sind in auffallender Weise zänkisch, launenhaft und eigensinnig. In ihrem maßlosen Egoismus erkennen sie keine Autorität an. Weder die strenge väterliche Mahnung noch das liebevolle Flehen der Mutter vermag sie in der Bethätigung ihrer schlimmen Neigung zu hindern. Jedes Mittel ist ihnen recht, um zum Ziele zu gelangen; Lüge, Heuchelei, Verstellung, alles wenden sie an, wenn es gilt, irgend eine Bosheit ins Werk zu setzen. Unbekümmert um das, was anderen Kindern ein Sporn zum Guten ist, verfolgen sie ihren eigenen Weg. Sie kennen kein Mitleid, empfinden für niemand Liebe. Niemand kann ihnen Achtung einflößen. Unverträglich, rechthaberisch und brutal, wie sie im Verkehr mit ihren Altersgenossen sind, werden sie von diesen gemieden. In der Schule sind sie die principiellen Gegner jeder Sitte und Ordnung, die erbittertsten Feinde jeder Disciplin. Wie ein giftiges Ferment wirken sie auf die gesamte Schülerzahl; wenn Komplotte gegen Lehrer ins Werk gesetzt werden, sind sie gewiß die Rädelsführer. Ferner ist es charakteristisch für diese Unglücklichen, daß sie sehr zum Jähzorn neigen; doch auch ohne Mithilfe jedes Affekts, bei ganz ruhiger, besonnener Ueberlegung sind sie imstande, entsetzliche Handlungen, haarsträubende Verbrechen zu begehen, wobei die Bedeutung der That zur Geringfügigkeit der Motive im grellsten Mißverhältnisse steht. Marc spricht von einem achtjährigen Kinde, einem sehr intelligenten Mädchen, welches selbst zugestand, es sei sein größter Wunsch, seinen Vater, seine Mutter! zu töten, und zwar, weil es ihn nach deren Eigentum verlangte, um seine Neigungen besser befriedigen zu können. Solchen Kindern fehlt eben die Fähigkeit, die Bedeutung eines sittlichen Ver- oder Gebotes zu erfassen. Ihr gefühlloses Handeln, ihr ruchloses Benehmen entspringt einem inneren Zwange. Bei Abwägung des Für und Wider einer That sind sie nicht imstande, das Gewicht der Sittlichkeit in die Schale der Gegenmotive zu werfen. Ich höre jetzt Ihren Einwand, gnädige Frau, daß ein Kind überhaupt nicht auf Grund solcher Erwägung handle. Freilich richtet es sein Thun und Lassen nicht nach klaren, bewußten Urteilen über Sittlichkeit oder Unsittlichkeit einer beabsichtigten Handlung ein. Immerhin aber liegt ein in Entwickelung begriffenes Gewissen unbewußt zu Grunde, welches bei den kindlichen Verbrechern mangelt, so daß ihr Seelenleben jenen oben geschilderten Zustand darstellt.

Ich habe Ihnen das Wesen der mit den Zeichen der Degeneration behafteten Kinder unter der Voraussetzung geschildert, daß denselben Gelegenheit geboten wird, eine verbrecherische That zu begehen. Selbstredend ereignet sich diese schlimme Eventualität nicht in jedem Falle. Am häufigsten vielmehr bleibt jene ausgesprochene Neigung

zum Verbotenen im Kindesalter als Symptom einer krankhaften Artung unerkannt. Die betreffenden Individuen wandeln auf dem einmal betretenen Wege auch in den Entwickelungsjahren fort, bis sie derartig mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt geraten, daß die entsetzte Umgebung den Stempel des Verbrechertums ihnen nicht mehr von der Stirne zu wischen vermag.

Und so enden diese bemitleidenswerten Geschöpfe in den düsteren Mauern der Strafanstalt oder des Irrenhauses, Opfer ihrer unglückseligen, hereditären Veranlagung, stets sich wiederholende Verkörperungen des mahnenden Bibelwortes, daß noch das dritte und vierte Geschlecht heimgesucht werden soll wegen der Sünden der Väter.

Die Furcht vor dem Leben.

Von

Emil Peschkau.

(Schluß.)

Kein Wort rührte an die Vergangenheit, keine Miene verriet, was in mir vorging. Ich versenkte mich ganz in die Arbeit und dann sprach ich mit einem Gleichmut und einer gesellschaftlichen Glätte, deren ich mich nicht wenig freute. Ich hatte doch schon so viel gelernt im Leben, um mich selbst einem geliebten Mädchen gegenüber zu beherrschen. Und je weiter wir kamen, desto besser gelang mir das, desto harmloser und heiterer wurde ich. Ich gefiel mir in der neuen Rolle und dann glaubte ich ja das Glück schon in der Tasche zu haben, und der Uebermut, der meiner Natur ursprünglich nicht ganz ferne lag, begann sich in mir zu regen.

So ging alles gut, und selbst die schwierigste Probe bestand ich, den Abschied. Sie geleitete mich auf den Bahnhof und veränderte ihr Benehmen nicht bis zu dem Augenblicke, da mich der Schaffner mahnte, einzusteigen. Sie war heiter, gesprächig gewesen, und noch immer schien es, als ob eine große Freude in ihr lebte. Da aber erblaßte sie plötzlich so sehr, daß ich erschreckt fragte, ob sie unwohl sei, und als ich ihr in die Augen sah, schwammen diese in Thränen.

„O nichts — nichts," antwortete sie, „es ist schon vorüber. Ich habe manchmal so plötzliche Schwindelanfälle. Adieu, George, steigen Sie jetzt ein. Und vielen, vielen Dank für die Mühe, die ich Ihnen machte."

Ihre Hand lag in der meinen, und alles glühte und bebte in mir.

Aber ich ließ sie schnell los, sagte lächelnd ein paar Phrasen von dem Vergnügen, das sie mir mache, wenn ich ihr dienen könne, und sprang dann ins Coupé. Aus dem Fenster winkte ich noch mit der Hand, und sie stand da und ließ ihr Taschentuch flattern. Eine unendliche Wonne überströmte mich, und als endlich die Bahnlinie eine Wendung machte und ich nichts mehr sah, da sank ich in meine Ecke, preßte die Hände vor das Gesicht und überließ mich ganz dem süßen Zauber, der mich erfüllte.

Die Ordnung der geschäftlichen Angelegenheiten hatte es natürlich mit sich gebracht, daß wir auch einiges von ihrer Zukunft sprachen. In mir lebte der Wunsch, sie möge in die Stadt ziehen, aber ich hütete mich davon ein Wort zu sagen, und als sie selber darauf kam, beschränkte ich mich auf ziemlich allgemeine Bemerkungen über Stadt- und Landleben. Sie erzählte mir, daß ihre Freundin Christine Barde, oder wie sie nun hieß, Frau Professor Klausner, ihr schon ein halbes Dutzend Briefe geschrieben habe, sie möge doch zu ihr kommen und bei ihr bleiben. Es sei ihr auch bange bei dem Gedanken, nun ganz allein in dem einsamen Haus zu wohnen und Christine sei ihre einzige wirkliche Freundin. Aber nachdem sie lange das Hin und Wider überlegt habe, sei sie doch zu dem Entschlusse gekommen, in Risa zu bleiben und weiter zu leben wie bisher, wenn nun auch die gute alte Frau tot, und die liebe Jugendgenossin in der Ferne war. Sie werde eben noch mehr lesen und musizieren wie bisher, die Schar ihrer gefiederten Lieblinge verstärken und sich einen Freund und Beschützer in der Gestalt eines stattlichen Neufundländers, der ihr zum Kaufe angeboten sei, ins Haus nehmen. Ich machte nicht den geringsten Versuch, sie von diesem Plane abzubringen, und mein Schweigen wurde erleichtert durch die Hoffnung, daß der nahende Winter und Frau Christine schon für mich arbeiten würden.

Und ich sollte mich nicht täuschen. Es war gegen Ende des Februar. Nach einem kurzen milden Zwischenspiele mit Sonnenschein, blauem Himmel und lauem Westwind war der Winter mit erneuten Kräften gekommen. Dicht und dichter wirbelten die weißen Flocken durch die Luft, heftige Nordoststürme brausten über das Land, und in den Zeitungen hatten die Schneeverwehungen ganz die große Politik verdrängt. Ich dachte an Gabriele und stellte sie mir vor in dem einsamen Häuschen, das bis zur halben Fensterhöhe mit Schnee umschlossen war, wie sie dastand neben den kleinen Sängern, die ihre Köpfchen schläfrig in ihr Gefieder versenkt hatten, und sehnsüchtig über die weite, weiße Fläche hinwegsah. Neben ihr lag schlafend der schwarze Neufundländer, und so schwer und langsam tickte die Uhr, als wäre auch sie im Einschlummern. Es war so still, so totenstill, und ein grauer Schleier hing über allem, Dämmerung den ganzen Tag, und kein Menschenwesen im Hause, dessen ferner Schritt an das Leben gemahnte. Und da stand sie und sah immer und immer hinaus in die erstorbene Landschaft, und manchmal quoll es heiß in ihrem Busen empor, und ich fuhr aus meinen Träumen auf und sah verwirrt

Der Stern.

Bodo Fechter.

August Reissmann.

Mässig bewegt.

Gesang.

Piano.

mf

Es rauscht der Wald vom Sturm durchzo - gen und brausend wälzt der

cresc.

grim - me Nord gleich un - heilschweren Meeres-wo - gen die finst-ren Wol - ken dro - ben

decresc.

fort.

p *cresc.* *decresc.* *pp*

dolce

Doch hol - der Zau - - ber — löst das Dun - - kel, — ein Strahl durch - blitzt die Wol - ken - schicht, — und hell mit freu - di - gem Ge -

sf

dim.

fun - kel er - glänzt ein Stern mir rein und

licht. Dem Wal - de gleicht mein Herz das wil - de

decresc. *mf*

und wie der Sturm ist's oh - ne Ruh. Doch schwebt ein Stern mir

dolce cresc.

licht und mil - de und die - ser lich - te Stern

bist du, bist du!

decresc.

um mich, so deutlich hatte ich ihren Seufzer gehört. Aber Gabriele hatte an dem ersten Winter genug gehabt, und während ich sie in weiter Ferne glaubte, einsam, wie ein von Schnee umsponnenes Dornröschen, war sie mir so nahe, daß es mich nur ein paar Schritte gekostet hätte, um sie zu sehen. Sie hatte mit den ersten neuen Schneefällen ihren Koffer gepackt und war zu ihrer Freundin gefahren, und eines Tages, als ich eben noch ihren sehnsuchtsvollen Seufzer gehört hatte, erhielt ich eine Einladung zu Professor Klausner — Gabriele war in der Stadt.

Ich verkehrte von nun an regelmäßig in dem gastfreundlichen Hause des Professors, Gabriele war freundlich und herzlich gegen mich, sie vermied es aber sichtlich, mit mir allein zu sein und es schien mir, als ob sie trotz meiner Zurückhaltung von Woche zu Woche sich mehr von mir entfernte, kühler und verschlossener wurde. Ich war nicht imstande, mir diese Wendung zum Schlimmeren, die mich nicht wenig beunruhigte, zu erklären. Ich hatte gehofft, daß der Bann, der über uns lag, mit jener Wandlung ihres Wesens bei meinem Besuche in Risa gebrochen war, und daß es nun nur mehr der Zeit bedürfte, um die Schatten der toten Schwester gänzlich zu verjagen. Die Art, wie sie mir bei meinem ersten Besuche in der Stadt entgegenkam, bestärkte mich in dieser Hoffnung, aber ich hatte mich trotzdem tapfer gehalten. Ich sagte mir, daß eine tieffühlende Natur wie Gabriele Zeit brauche, um solche Schatten zu bannen, und alles, was in mir stürmte und tobte, drängte ich gewaltsam zurück, um sie nicht wieder zu verscheuchen. Und ich war wirklich ein Held in diesen Tagen! Kein heiterer Blick durfte mich verraten, kein zärtliches Wort durfte auf meine Lippen! Und doch erschien sie mir mit jedem Tag liebreizender, und jeder Tag brachte mir die Gewißheit, daß sich das Gefühl in meiner Brust nur verstärkt und vertieft hatte. Ich war kein Blinder mehr wie damals, als ich um Josepha warb, ein Leben lag hinter mir, das mir den Blick in die Menschenbrust erschlossen hatte, und dieses Mädchen kannte ich nun bis in die verborgensten Winkel ihres Herzens, und was sie sprach und was sie that, alles befestigte in mir nur die Ueberzeugung: da ist das Glück — greif zu! Und wie wild, wie heiß war die Sehnsucht nach dem Glück in mir nach diesen langen Jahren der Entbehrung, nach dieser Zeit des entsetzlichsten Betruges, den es auf Erden gibt. Damals war es mir, als ob jede Stunde etwas tötete in mir, als ob ich mit sehenden Augen, immer tiefer hinein in eine Gruft schritte, in der nur Moder und Verwesung war. Und nun schritt ich wieder heraus, nun lachte mir die Welt in ihrem schönsten Frühlingszauber entgegen, nun klang es mir immer wie himmlische Musik: „Greif zu — da ist das Glück!“ Aber ich harrte aus, ich blieb tapfer, ich war ein Held!

Um so mehr mußte es mich verwirren, daß Gabriele sich von mir zurückzog, daß sie mich floh, daß ihr Gesicht sich umwölkte, wenn sie in meine Nähe kam, daß sie mir schroff wie nie begegnete und oft eine nervöse Gereiztheit zeigte, die mir an ihr ganz fremd war. Bald wollte sie nach Risa zurückkehren, bald stürzte sie sich wieder wie toll in den Strudel der hauptstädtischen Vergnügungen, und bald war sie so melancholisch, daß man in der Gesellschaft über ihre extrem-pessimistischen Anschauungen zu scherzen begann. Dazwischen aber konnte sie minutenlang den ganzen Zauber ihrer Liebenswürdigkeit entfalten und in Thränen ausbrechen über einer Erzählung, die an das Mitleid rührte. Und dabei wurden ihre Wangen immer blasser und ihre Augen immer tiefer und geheimnisvoller.

„Sagen Sie mir nur, was Gabriele hat“ — so wandte ich mich eines Tages, als uns das Mädchen eben ganz zerstreut und verwirrt verlassen hatte, zu Frau Christine. „Ich erkenne sie kaum wieder.“

Frau Christine lächelte. „Vielleicht ist sie verliebt. Auf eine solche Feuernatur wirkt ja das anders, als auf uns gewöhnliche Menschenkinder.“

„Sie meinen wirklich?“

„Ja. Und ich denke, daß die Sache gar nicht so übel ist und daß sich alles ganz hübsch machen wird. Wie denken Sie von meinem Cousin?“

Es war mir, als ob ich einen tödlichen Schlag empfangen hätte.

„Dr. Barde?“ fragte ich, und ich muß dabei wohl ganz entsetzt ausgesehen haben, denn Frau Christine wurde ganz ernst und sagte verlegen: „Sie grollen ihm doch nicht am Ende — wegen Ihrer Frau?“

„O nicht im geringsten,“ stammelte ich. „Er hat meiner Frau gegenüber gewiß seine Schuldigkeit gethan — ich weiß eigentlich wenig davon — und ihr Tod — das war ja ein Unfall — eine Erkältung —“

„Und Sie haben doch sonst nichts gegen ihn?“

„Durchaus nicht. Wir kennen uns ja so wenig. Ich habe ihn selten gesprochen. Wir sind nur zwei-, dreimal zusammengetroffen — bei Treibjagden. Er ist ein leidenschaftlicher Jäger — ich bin es übrigens nicht — nie gewesen — man lachte mich aus, weil ich einmal eingestand, daß ich am liebsten daneben schieße. Wenn Sie aber so ein armes Tier herankommen sehen, gnädige Frau, mit dieser Todesangst im ganzen Wesen — oder ihm gar in die Augen blicken —“

„Mein Cousin ist weniger empfindsam als Sie,“ unterbrach mich Christine lächelnd. „Er nützt sein Pachtrecht sehr energisch aus und hat uns in diesem Winter überreichlich mit Wild versorgt. Ich bin übrigens sehr froh, daß Sie nichts gegen ihn haben, denn aufrichtig gestanden — es ist eine Lieblingsidee von mir, da eine Heirat zustande zu bringen. Und mein Cousin —“

„Er weiß darum? Aber ich glaube nicht, daß er zu den Männern gehört, die sich so leicht lenken lassen. Er kam mir immer vor wie eine Kraftnatur, eher etwas eigenwillig, derb —“

„Es ist merkwürdig, wie die Urteile zusammengehen. Auch mein Mann — er hat sogar das Wort ‚stiermäßig‘ für ihn aufgebracht. Und doch werden Sie keine Frau finden, die Ihnen recht gibt. Alle finden ihn entzückend, liebenswürdig. Er ist der geborene Frauenarzt, während die Männer wenig auf ihn halten. Ist das nicht seltsam?“

„Und Sie meinen, daß Gabriele —“

„Sie haben ja selber ihr eigentümliches Wesen beobachtet, die Veränderung, die mit ihr vorgegangen

ist. Das hat nichts anderes bewirkt als die Liebe. Und der Doktor — nun, der hat es mir bereits anvertraut, daß er Feuer und Flamme für sie ist."

Ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte. Alle Dämonen waren losgelassen in mir, ich bedurfte aller Kraft, um einen Ausbruch meiner Gefühle zu verhindern.

„Dann hoffen Sie also," sagte ich mit mühsam erzwungener Ruhe, „daß es bald eine Hochzeit gibt."

„Gewiß — und ich freue mich darauf."

Oh — ich hätte sie niederschlagen können für ihr Lächeln! Ich war meiner Sinne kaum mehr mächtig und dankte Gott, als nun die ersten Gäste kamen und mir die Hausfrau entzogen.

Es war an einem Samstagabend, gegen Ende der Saison. An diesen Abenden fand sich in dem Hause des Professors immer ein größerer Kreis zusammen, ohne daß deshalb der herrschende Ton gespreizter oder ein festlicher Charakter in die Gesellschaft hereingetragen worden wäre. Man kam, um sich zu sehen, um zu plaudern, um wissenschaftliche und künstlerische Angelegenheiten gemütlich zu besprechen. Die da kamen, gehörten zumeist dem höher gebildeten Mittelstande an, man erwartete kein reichbesetztes Büffett und keine Vorträge von Modevirtuosen, und die Damen erschienen zumeist in sehr einfachen Toiletten.

Auch diesmal war es nicht anders, aber trotzdem war mir nichts weniger als behaglich zu Mute, und jedes Wort, das an mich gerichtet wurde, verdroß mich. Als aber Dr. Barde kam, da drängte all mein Blut nach dem Kopfe, beständig tanzten Feuerwolken vor meinen Augen, und es war mir, als müßte ich jetzt durch eine furchtbare That meinem gepreßten Herzen Luft machen. Zudem dauerte es nicht lange, daß der Doktor und Gabriele nebeneinander saßen und sich sehr lebhaft unterhielten. Ich ließ keinen Blick von ihnen, während mein Blut kochte und ein rasender Schmerz durch meinen ganzen Körper floß. Jedes Wort glaubte ich zu verstehen und jedes Lächeln Gabrielens war mir eine Bestätigung der Ansicht ihrer Freundin. Und dieser Mensch — was für häßliche Leidenschaften las ich jetzt auf einmal von diesem Gesicht mit den starren, hellblauen Augen und der breit und massig vorspringenden unteren Gesichtshälfte! Jede seiner Bewegungen flößte mir Ekel und Haß ein, und als er mit einem wohlgefälligen Lächeln seinen herausfordernd starken, blonden Schnurrbart durch die Finger gleiten ließ und Gabriele mit einem Blick ansah, den sie gewiß nicht verstand — ich war im Begriffe, aufzuspringen und eine Thorheit zu begehen, und es war nur der Professor, der mich durch sein Herzutreten für den Augenblick rettete.

Ich mag wohl recht zerstreute Antworten gegeben und einen recht sonderbaren Eindruck gemacht haben, denn meine Augen verließen Gabriele nicht und all meine Gedanken waren bei ihr. „Du stehst auf dem Punkte, alles zu verlieren, du darfst nicht länger zaudern!" rief ich mir zu, und als sie eine Weile später den Salon verließ, folgte ich ihr.

Ich wandelte wie im Nebel über den Korridor, aber vor der Thür ihres Zimmers, hinter der sie verschwunden war, stand ich still, und noch einmal flüsterte etwas in mir: „Thu's nicht und warte!" Da aber vernahm ich das Rauschen ihres Kleides, wie eine wilde Flut kam es plötzlich über mich, meine Adern brannten, es war mir, als ob meine Augen die Thür durchdrangen und sie dastünde wie damals — mit dem tiefen Purpur auf den Wangen, der wild atmenden Brust und den heißen, zitternden Händen. Ich glaubte, nur meine Arme ausstrecken zu dürfen, daß all dieser Liebreiz, all diese Glut mein wäre, an meinem Herzen ruhte, und als sich mir plötzlich, in diesem wahnsinnigen Jammer die Züge des Doktors in die Erinnerung drängten, da riß ich die Thür auf und stand vor ihr.

Sie wurde bleich wie der Tod und wich einen Schritt zurück.

„George — Sie — wie sehen Sie aus —"

Ich stieß die Thür zu und lag vor ihren Füßen.

„Gabriele — Liebste — willst du nun endlich mein sein?" — —

Habe ich mehr gestammelt, ich weiß es nicht. Alles liegt wirr, schattenhaft vor mir wie ein Zauberspuk. Wallende, leuchtende Nebel und diese lieben, nachtblauen Augen, und dann ist es mir, als hätte ich eine Minute lang ihren warmen Körper in meinen Armen gehalten, als hätte ich das Pochen ihres Herzens an meiner Brust gefühlt, als hätten ihre Lippen sich heiß, versengend auf die meinen gepreßt. War es so oder ist alles ein Traum, ein Märchen, ein Gaukelspiel der erhitzten Phantasie? Ich weiß es nicht. Nur ein Gefühl ist in mir lebendig, ein Gefühl, als ob ich in diesem Augenblick des Wahnsinns in den Himmel geschaut hätte, als ob die höchste Wonneempfindung, die es gibt, in diesem Rausch beseligend durch meinen Körper geflutet wäre. Und als ich mich dann wieder fand, als der Spuk geschwunden war, die Nebel sich verzogen hatten, da lag ich in dem Zimmer Gabrielens, und das Zimmer war leer. Ich glaubte sie noch im Arm zu halten und umfaßte nichts als Luft. Wie aus einem schwülen Traum erwachend, starrte ich um mich — ich war in Gabrielens Zimmer — aber das Zimmer war leer. Von dem roten Lampenschirm floß es wie Märchenlicht über Tisch und Stühle, über das goldige, mit bunter Stickwolle gefüllte Körbchen, über das aufgeschlagen auf dem Sofa liegende Buch, dessen weiße Seiten nur in der Mitte bedruckt waren. Ja ich lag in Gabrielens Zimmer — aber sie war nicht mehr da. Und doch war sie da gewesen! Ich fühlte noch ihre Lippen auf den meinen brennen — noch zitterte das weiche, seidene Haar in meinen Händen. Sollte ich warten, bis Sie zurückkehrte und sich von neuem an meine Brust warf? jetzt erst, in den Wonneschauern, die mit diesem Gedanken kamen, wurde ich mir der Kühnheit meines Unternehmens bewußt, es war mir plötzlich, als hätte ich dieses Zimmer entweiht, als hätte ich das Mädchen, das ich anbetete wie eine Heilige, beleidigt. Immer lebhafter wurde die Reue über meine That, und zugleich dachte ich daran, wie leicht es möglich wäre, daß Frau Christine oder eine Dienerin anstatt Gabrielens hier eintrete. Der Boden des Zimmers begann unter meinen Füßen zu brennen, ich eilte hinaus, schlich wie ein Dieb über den Korridor und dann, dann nahm ich meinen Mantel, sprang die Treppe hinab und verließ das Haus. Ich hatte nicht lange überlegt, ich

gehorchte einem dunkeln Triebe und ich fühlte mich wirklich freier, als ich draußen auf der Straße stand und zu den hellerleuchteten Fenstern emporblickte. Dann aber begann es wieder zu stürmen und zu brausen in mir, ein wunderliches Gewoge herrlicher und häßlicher Bilder erfüllte meinen Kopf, ich hätte die stille, frühlingswarme Mondnacht erfüllen mögen mit Jubellauten, und doch nahm der Schmerz kein Ende, und immer neue spitze Dolche drangen in meine Brust.

Wie mir mein Diener ein paar Tage nachher erzählte, kam ich erst spät am Morgen nach Hause. Dann versank ich in einen unruhigen Schlaf, der mich bis Mittag umklammert hielt, und dann fuhr ich auf einmal auf und rief so heftig nach Papier und Tinte, daß Franz nicht wenig erschrak. Aber ich mußte im Traum gerufen haben, denn als er mit dem Verlangten ins Zimmer trat, schlief ich noch, und erst als er im Vorübergehen an einen Stuhl stieß, erwachte ich und fragte, was es gäbe.

„Sie haben Papier und Tinte gewünscht," antwortete er.

Und da sprang ich rasch aus dem Bette und sagte: „Ja, ja, das ist das Richtige, ich will ihr schreiben, sogleich."

„Es sind auch Briefe gekommen," fuhr er fort. „Heute früh und auch mit der Elfuhrpost. Und vor fünf Minuten hat ein Dienstmann einen Brief abgegeben."

„Ein Dienstmann? — Wo ist der Brief?"

„Er liegt drüben auf dem Schreibtisch — die anderen auch."

Rasch schritt ich nach meinem Arbeitszimmer — da lag der Brief. Ich erkannte die Handschrift schon von weitem — er war von Gabriele.

Was konnte sie mir schreiben? — Der Kopf begann mir zu wirbeln, die Buchstaben tanzten vor meinen Augen. Ich las und las wieder und wieder, bis mir endlich ein halbes Verständnis dieser Worte aufdämmerte, und dann entfiel das Blatt meiner Hand — ich weiß nicht, ob eine Ohnmacht über mich kam, oder ob es nur eine schmerzliche Erstarrung war, in der das Gehirn wie gelähmt ist und man kein anderes Bedürfnis hat, als immerfort so in das Nichts zu schauen.

Der Brief des unglückseligen Mädchens liegt vor mir — das Blatt ist gelb und zerknittert, als ob es Jahrhunderte überdauert hätte. Unter was für Schmerzen habe ich es wieder und wieder gelesen. Ob damals Spuren von Thränen darauf zu entdecken waren — ich kann es nicht sagen. Aber die Schrift, obwohl es die schöne, klare und kräftige Handschrift Gabrielens ist, obwohl Zeile neben Zeile wie mit dem Zirkel gemessen steht — sie verrät doch, daß die Hand nicht so fest war wie sonst, daß sie zitterte.

Der Anfang ist so kalt und kurz und trocken, daß es mich heute noch wie Eis überläuft, wenn ich die dürren Worte lese.

„Lieber Schwager," — so schreibt sie — „ich teile Ihnen mit, daß Herr Dr. Barde sich um meine Hand beworben hat. Ich habe ja gesagt, wir sind verlobt."

Und dann, wie sie das geschrieben, da sank sie gewiß hin und weinte. Aber sie überwand die Schwäche und schrieb weiter.

„Dr. Barde ist ein Mann, den ich schätzen gelernt habe, und ich glaube, daß ich an seiner Seite glücklich werde. Er ist ein tüchtiger, edler Mann, den ich vielleicht kaum verdiene, denn ich habe viele Fehler, und ich werde mich zusammennehmen müssen, um seiner würdig zu sein.

„Wenn Sie mich näher kennen würden, lieber Schwager, wenn Sie mich mit klaren Augen ganz ruhig beobachtet hätten, dann wären Ihnen diese Fehler sicher nicht entgangen. Ich zweifle sehr, ob ich Sie glücklich gemacht hätte. Ich bin auch oft so still, so menschenscheu, ich wäre Ihnen langweilig geworden, ich bin gar nicht wie meine Schwester Josepha, die immer so unterhaltend war und immer sprechen konnte, während mir so oft gar nichts einfällt, so daß ich stumm dasitze und die Leute mich wohl für recht albern und unwissend halten.

„Mit der Zeit hätten Sie sich gewiß mit mir gelangweilt und dann bereut, daß Sie sich von einer augenblicklichen Aufwallung hinreißen ließen. O — ich will Ihnen keine Vorwürfe machen — ich sage nicht, daß es nur eine flüchtige Laune war, die Sie empfanden, wenn ich auch nicht begreife, was man an mir so lieben kann. Es thut mir auch sehr, sehr weh, Ihnen das alles schreiben zu müssen, denn Sie sind — nun ja, das kann ich ja sagen, das muß ich Ihnen sagen, daß nichts an Ihnen ist, was ich nicht achte und verehre. Aber eben deshalb, und wenn es mir auch leid thut, Ihnen Schmerzen zu bereiten, hätte ich Ihre Hand annehmen dürfen ohne wirkliche Liebe? Sie können mit weniger nicht zufrieden sein und ich — o mein Gott ja, es ist ja möglich, daß man heiratet ohne Liebe — aber es ist entsetzlich — viele haben es gethan — aber die haben mehr Kraft als ich — ich wäre gern eine Heldin — aber es gehört so viel dazu! Nein, nein, lieber Schwager, Sie sind viel zu vernünftig, Sie sehen ein, daß ich Sie nicht heiraten kann, weil ich Sie nicht liebe.

„Und wenn ich Sie liebte, wenn ich Sie geliebt hätte! George, was haben Sie gethan! Haben Sie sich denn nie gesagt, daß zwischen uns nicht mehr sein kann als Freundschaft? Wie habe ich Sie verkannt! Ich hielt Sie für stark — o für so stark! Als Sie bei mir in Risa waren — wüßten Sie, wie es mich da auf einmal so freudig durchzuckt hatte, als ich mir sagte: Wenn er vielleicht auch nicht alles vergessen hat, so ist er doch stark, er ist ein Held, er weiß, daß wir uns fremd bleiben müssen. Und bis zum gestrigen Tage habe ich — ich glaubte immer noch an Sie, immer, bis zu diesem unglücklichen Augenblick, was ist nur über Sie gekommen?

„Haben Sie denn vergessen, was ich Josepha schwur? Ich kann mich gut in Ihre Lage denken — wenn man ein Wesen so lieb hat — da liebt man bis über den Tod hinaus. Könnten Sie denn den Gedanken ertragen, daß Ihre Frau — nach Ihrem Tod — — nein, nein, George, ich kenne Sie zu gut — Sie wissen alles, Sie haben sich nur hinreißen lassen, wie damals, als Josepha noch lebte. Sie sind jäh, das ist es, Sie

sind gut, aber Sie haben Augenblicke des Vergessens. Seien Sie stark, denken Sie an Josepha. Wenn Sie aber glauben, daß es der Schwur ist, das Wort, das mich bindet — nein, das ist es nicht. Wenn ich diesen Schwur auch nicht geschworen hätte — damals — als wir am Fenster standen — die Rosen dufteten so süß — ich war so glücklich — alles war ein Märchen — da traten Sie zu mir und sagten mir so heiße Worte — und da verwandelte sich alles vor mir in Nacht und Schrecken — da stieg etwas so Entsetzliches in meiner Brust herauf — nein, nein, George, wenn ich den Schwur auch nicht geschworen hätte, nie, nie könnte ich die Ihre sein, immer würde Josepha neben mir stehen und mich anklagen.

„Haben Sie sich denn das nie gesagt? Haben Sie nie daran gedacht, daß es ein abscheuliches Verbrechen wäre, der Schwester den Geliebten rauben? Glauben Sie nicht, daß auch die tiefste Leidenschaft nie imstande ist, das Gewissen zu betäuben? Und in mir ist diese Macht so stark, daß ich auch über winzige Irrtümer oft die schmerzvollste Reue empfunden habe. Wenn ich Sie liebte, nie, nie wäre ich die Ihre geworden, eher hätte ich den Tod gesucht, wenn es mir auch als die entsetzlichste That erscheint, als das Furchtbarste, vor dem mich Gott bewahren möge. Und ich fürchte mich davor, wenn ich auch dem Glück entgegengehe, denn wohin kann uns die Verzweiflung führen!

„Das wollte ich Ihnen schreiben, lieber Schwager. Das wird Sie den Gedanken ertragen lassen, daß ich einen anderen liebe als Sie, den ich ja so gern geliebt hätte. Wir hätten uns nie, nie finden dürfen, und so ist es ja besser, nun werden Sie leichter vergessen und überwinden. Denken Sie, daß ich glücklich werde, vielleicht macht Sie das selber ein bißchen glücklich, vielleicht werden Sie es auch noch ganz, wenn Sie diesen Irrtum vergessen haben. Oder glauben Sie nicht, daß man ohne Liebe glücklich sein kann? Es gibt so viele Dinge auf der Welt, die man lieben kann und es gibt so viele Menschen, die man froh machen kann. Wenn man auf die Liebe verzichtet — kann man nicht ein Glück gewinnen, wenn man Gutes thut und sich mit ganzem Herzen dem Schönen weiht? Denken Sie an das Elend, das es zu lindern gibt, an die Thränen, die man stillen kann, an all das Wundersame, das uns große Menschen geschenkt haben, damit wir daraus Frohsinn und Stärke schöpfen!

„Sie wissen nicht, wie schwer es mir fällt, Ihnen recht, recht zu sagen, was ich meine. Und wie mir das Herz zuckt, daß es nun eben so gekommen ist und Sie erfahren müssen, daß ich einen anderen liebe.

„Aber vielleicht mache ich mir mehr Gedanken darüber, als nötig wäre. Ich bin ein Weib — und Sie, Sie sind ja ein Mann, Sie müssen doch mehr ertragen können.

„Ich liebe einen anderen und ich werde diesen heiraten. Könnte ich denn anders handeln, könnten Sie anderes von mir verlangen?

„Ist es nicht natürlich, daß man den Mann heiratet, den man liebt? Wäre es nicht Wahnsinn, von mir ein solches Opfer zu fordern?

„Aber wozu denn diese thörichten Fragen. Sie sind vernünftig, lieber Schwager, ich weiß nun erst, wie stark Sie sein können, Sie werden sich in das Unabänderliche fügen und nach Jahren wohl selber darüber lachen, daß Sie sich wegen eines dummen Mädchens quälten und grämten.

„Denken Sie also nicht mehr daran, vergessen Sie. Und wenn wir beide graue Haare haben, werden wir vielleicht wieder gute Freunde sein, recht gute Freunde. Und nun adieu und zürnen Sie nicht allzulange

Ihrer Sie hochschätzenden
Gabriele."

.... Wie ich die nächste Zeit verbrachte — ich weiß auch das nicht zu sagen. Tag um Tag war eigentlich nur eine Fortsetzung jener Erstarrung, ein müdes Hindämmern, ein Schlafen und Träumen mit offenen Augen. Ich ging nicht aus, denn ich fürchtete die Begegnung mit Menschen, und selbst das Gesicht meines Dieners verdroß mich. In dem halbverdunkelten Zimmer schritt ich stundenlang auf und nieder, dann versuchte ich es zu lesen, ich rauchte eine Cigarre nach der anderen, obwohl ich nie ein Raucher gewesen war, ich unternahm alles mögliche, ohne den qualvollen Zustand überwinden zu können, und dachte nicht daran, mich ihm gewaltsam zu entziehen. In mir war nichts als Bitterkeit und Ekel, alles menschliche Thun schien mir verächtlich, ich sah nichts als niedriges, armseliges Gewürm. Aus dem Briefe Gabrielens hatte ich nur das eine genommen, daß sie einen anderen liebte, einen anderen heiratete. Habe ich denn wirklich geträumt an jenem Abend, oder mir in meiner Tollheit eingebildet, sie hätte mich geküßt, während ich sie nur gewaltsam zu mir niederzog? Und wenn es so war — war denn auch alles andere Täuschung gewesen? Nein — gewiß nicht — sie hatte etwas für mich empfunden — vielleicht so viel als ihre Schwester Josepha, da sie mich nahm. Ein Weib wie das andere! Ein Flämmchen, das aufflackert, jäh, grell und dann schnell wieder verlischt. Vielleicht war noch ein bißchen Wärme zurückgeblieben. Aber da kam der geborene Frauenarzt mit dem blonden Schnurrbart und den blinkenden Zähnen, mit den blauen Glasaugen und dem prächtigen Unterkiefer, und das Herzchen schmolz. Und wie groß war dieses Mädchen vor mir gestanden — was für ein Ausnahmswesen hatte ich in ihr erblickt! Nun war sie entgöttert, Gewürm unter Gewürm, und mir blieb nichts als Ekel. Ich hatte den Brief verschlossen und nahm ihn nicht mehr zur Hand, und als ich in der Zeitung das Aufgebot las, da lachte ich. Es war kein heiteres Lachen, es war das Lachen der Bitterkeit, der Verachtung. Was für eine jämmerliche Welt! Ich hätte mit keiner Wimper gezuckt, wenn man sie alle vor meinen Augen zertreten hätte! Mein Herz, das so heiß aufschwellen konnte, war jetzt kalt, fühllos, grausam. Was ich bisher auch erlitten hatte, ich war noch nie an jenem unheilvollsten Abgrund gestanden, über dessen Rand hinaus man nichts erblickt, als einen unendlichen Pfuhl und einen grauen, trostlosen Himmel. Ich duldete Unsägliches, ich schrie auf in meinen Schmerzen, aber ich hatte den Glauben nicht verloren, es gab noch Götter für mich, man mußte sie nur suchen und zu ihnen beten. Nun war das vorbei, und ich sah nichts mehr als die

endlose Pfütze. Im Grunde genommen war ich trotz meiner dreißig Jahre, trotz meiner unglücklichen Ehe, trotz meiner Erfahrungen und trotz meines reichen Gedankenlebens ein Jüngling geblieben. Ich glaubte noch an die Welt und als sie mir zurief: „Verlang nicht mehr, als ich dir geben kann," da wich ich schaudernd zurück bis an den Rand jenes Abgrundes. Und dort wäre ich wohl wie so viele Jünglinge, immer mit dem verächtlichen Lächeln auf den Lippen, stehen geblieben, hätte mich nicht das Leben jäh erfaßt, mich weitergerissen, mir plötzlich blauen Himmel gezeigt, um dann mein Herz auf das grausamste zu foltern und in seinen tiefsten Tiefen aufzurühren. Und da habe ich denn das Schwerste überwunden, bin ein Mann geworden, habe in meiner Brust die Wunder einer anderen Liebe erlebt, einer selbstlosen Liebe, einer Liebe, die zur Pflichterfüllung führt, die das Herz milde und die Augen hellsehend macht, die in dem finstersten Gewoge den Kampf zwischen Gott und Teufel erblickt, einer Liebe, deren verborgene Quellen es allein sein können, welche die Menschenwelt und vielleicht das ganze All vor dem Untergang in jeder Stunde bewahrt. Ich bin nicht mehr geworden, als ich werden konnte, stärker als die Natur ihn machte, kann keiner werden. Ich habe mich in einen engen Kreis geflüchtet, ich scheue das wilde Treiben da draußen. Manchmal mache ich mir Vorwürfe und sage mir: Du bist feige, du fürchtest das Leben. Ja, ich habe es fürchten gelernt, aber die Natur hat mich weich geformt und das Leben hat mich zerzaust. Ist es Feigheit, wenn ich der Welt aus dem Wege gehe, oder nicht vielmehr Selbsterkenntnis? Wer sich so durchgerungen hat, bis das Wunder der Weltliebe in ihm aufgeht, der ist ein Mann, und ein Mann ist nicht feige, er sucht sich nur den Platz, auf den die Natur ihn gewiesen hat.

Doch weiter, weiter! Und da ich weiter erzählen will, sehe ich nichts als dieses Lichtbild, diese wundersame Helle, die plötzlich wie ein Blitz in die schwüle Wetternacht hereinleuchtete. Gibt es ein Wort für das, was ich in diesem Augenblick empfand? Hat es je ein Dichter gefunden? — Ich glaube nicht. Es gibt kein Wort, das so aus dem tiefsten Jammer hinaufführen könnte zu einer Seligkeit ohnegleichen, das in wenig Silben all das Unsagbare fassen könnte, was in diesem Augenblick von meinem Herzen strömte.

Es war Nacht, ich saß am offenen Fenster, kein Licht im Zimmer, aber Mond und Sterne leuchteten herein. Ich sah nicht hinaus, ich saß da, wie ich es gewohnt war und dämmerte so weiter. Manchmal war es mir, als klänge eine ferne, fröhliche Musik an mein Ohr, und dann lachte ich auf. Heute war ihr Vermählungstag gewesen — auf dem Tische lag die Zeitung, da stand es gedruckt. Auch in meinem Leben gab es solch einen Vermählungstag. Wie weit das hinter mir lag! Als wäre ich inzwischen neu geboren worden und neu gealtert! Da fuhren wir auf das Standesamt — ich sehe noch den dicken, rotwangigen Herrn vor der grünen Tafel, der so salbungsvoll zu sprechen wußte — und dann in die Kirche, wo uns der Pfarrer segnete, und auch der Pfarrer war dick und hatte rote Wangen. Und alles weinte; Josepha weinte und die Frau Mama weinte und die Freundinnen weinten. Und dann lachten sie alle, als die Gläser klangen und süße Walzermelodien vorüberrauschten. Das war ein Duft und eine Pracht in dem Saale, Lorbeer und blühende Rosen, und Josepha ... wie weit, wie weit lag das alles hinter mir! Tot und stille ist es, aus einer Gruft weht der Atem der Verwesung zu mir, und im Mondenschein tanzen Phantome mit modernden Gebeinen und blühenden jungen Gesichtern. Weg mit den Larven — weg mit dem Licht — mit den tollen Klängen, die den häßlichen Spuk wieder aufrühren wollen in meiner Seele!

Ich reiße an dem Vorhang, daß er zur Hälfte niedersinkt. Da tönt, wie von einem Rasenden gezogen, jäh und schrill die Klingel durch das Haus. Die Thüre kreischt — eine Stimme, die alles gefrieren läßt in mir und dann Gluten aufjagt, die ich längst erloschen glaubte — und dann stürzt Gabriele herein — ich weiß nicht, wie mir geschieht.

Da steht sie im Mondenlicht — einen Augenblick glaube ich an ein Gespenst — und wie berückend schön sie ist — in diesem weißen, schimmernden Atlas — mit den nackten Armen — der wildpochenden Brust — diesen großen, unheimlich heißen Augen. Aber nur einen Augenblick steht sie still — dann umschlingt sie mich mit ihren Armen — preßt ihre glühenden Hände um meinen Nacken — berauscht mich mit ihren Küssen. Und ich umschlinge sie wieder — alles ist vergessen — ich küsse ihre Stirne — ihren Mund — ihre Schultern — mir ist, als müßten wir nun hinsinken, tot, vernichtet, wie zerschmettert vom Blitz.

„Gabriele!" stammle ich, und sie: „Ich habe dich wahnsinnig lieb!" — „Mein! — Mein Weib!" — „Dein — o immer, immer war ich dein, immer habe ich dich geliebt. Und ich lasse dich nicht mehr — nein — nie mehr, nie mehr!"

Und wieder küßten wir uns, und der Myrtenschmuck fiel aus ihrem Haare, daß es wie eine dunkle Flut über die weißen Schultern rollte.

„Gabriele!" — „Wahnsinnig hab' ich dich lieb, George!" — „Und konntest mich so quälen!" — „Hast du denn nichts geahnt, nichts? O wie elend wäre ich geworden — getötet hätte ich mich!"

Da kam ein Zittern über sie — ihre Hände wurden kalt, sie taumelte zurück.

„Getötet," stammelte sie, „getötet — tot — ja, ja — er ist tot — fürchte nichts."

„Tot — wer ist tot?" schrie ich auf.

„Fürchte nichts — er ist tot — der Elende — ah!"

Sie sank zusammen, und in demselben Augenblick ertönten draußen aufgeregte Stimmen.

„Da ist ihr Mantel — sie ist hier."

Ich kniete neben Gabriele und suchte sie emporzuheben.

„Franz!" rief ich, „schnell — zu Hilfe!"

„Kommen Sie doch heraus, Herr Nolten!" hörte ich meinen Diener. „Das ist ja gar keine Art!"

Da wurde die Thür aufgerissen — ein paar Männer drangen herein — ich sah in fremde Gesichter.

„Sie hat sich getötet," rief der eine.

„Eine Ohnmacht," antwortete ich, „helfen Sie — Franz — Wasser!"

Sie sprangen herbei, und während Franz Licht machte, trugen wir Gabriele auf das Sofa. Dann öffneten wir ihr Mieder, netzten ihr Gesicht mit Wasser, aber sie kam nicht zu sich. Als der Arzt erschien, lag sie noch immer starr da, totenbleich, mit weit offenen leblosen Augen, ihre Brust bewegte sich kaum. Ich kniete neben ihr, hielt ihre kalte Hand in der meinen, und es war mir, als müßten auch meine Sinne jetzt schwinden.

Dann hörte ich den Arzt.

„Es ist eine schwere Ohnmacht. Es kann Morgen werden, ehe sie zum Bewußtsein kommt.“

„Dann wird sie am besten hier bleiben, und wir werden Wache halten,“ sagte einer der Männer.

Jetzt fuhr ich auf.

„Wache — wozu?“

Die Männer sahen sich an, und erst nach einer Weile sagte einer halblaut: „Es ist eine unangenehme Sache, Herr Nolten. Ein Rätsel, das sich hoffentlich klären wird. Der Gemahl dieser Dame —

„Dr. Barde —“

„Er ist tot.“

„Tot!“

„Ja. An seinem Hochzeitstage gestorben.“

„Gestorben — wie gestorben?“

Die Männer sahen sich wieder an, während meine Augen an ihren Lippen hingen und eine wahnsinnige Angst in meiner Brust emporstieg.

„Es ist, wie gesagt, ein Rätsel, das sich hoffentlich bald klären wird.“

Draußen wurden wieder Stimmen hörbar, ein Mann in der Uniform der Polizeioffiziere erschien in der Thüröffnung.

„Mein Gott!“ schrie ich auf, „er wurde ermordet?“

„Mit einem Jagdgewehr erschossen.“

Da wurde es Nacht vor meinen Augen — ich sank zusammen.

* * *

Während ich diese Zeilen schreibe, tönt das Jubelgeschrei meines kleinen Knaben durch das Fenster. Dort läuft er über den Rasen, fällt hin und springt wieder auf, und seine Mutter ist hinter ihm drein und sucht ihn zu haschen. Und jetzt fängt sie ihn, hebt ihn hoch in die Luft und küßt ihn ab. Wie prächtig sie aussieht! Alles ist wieder Kraft an ihr, ihre Wangen blühen, die Schatten sind gebändigt, sie lacht wieder und lebt mit allem — was für Freude ich an dir habe, du liebes Weib!

Wenn ich in solchen Augenblicken an die Vergangenheit zurückdenke, frage ich mich zweifelnd, ob denn wirklich alles erlebt ist. Ob diese finsteren Tage nicht Sekunden sind aus einem quälenden Traum? Ob es denn möglich ist, daß dieses gute, holde Geschöpf eines Tages, dem Wahnsinn nahe, vor das Gericht geschleppt wurde, daß man sie beschuldigte — eine Mörderin zu sein.

Und was habe ich in diesen bangen, schweren Stunden erfahren müssen, die mir einen Ausblick auf fernes Glück brachten und zugleich den tiefsten, furchtbarsten Schmerz! —

Niemand glaubte an Gabrielens Schuld, und selbst der Staatsanwalt war an diesem Tage nichts weniger als „energisch“. Er schien seine Sache mehr pflichtgemäß zu führen und war emsig bemüht, seine eigene Anklage zu entkräften. Aber diese mußte gestellt werden, es mußte zur öffentlichen Verhandlung kommen, denn die Thatsache, welche gegen die Unglückliche sprach, war zu schwerwiegender Natur.

Der Verteidiger Gabrielens hatte sich vergebens bemüht, den Ausschluß der Oeffentlichkeit durchzusetzen. Der Präsident erklärte, daß die Gründe zur Rechtfertigung einer solchen Maßregel nicht vorhanden seien. Sollte sich im Verlauf der Verhandlung eine derartige Notwendigkeit ergeben, so würde der Gerichtshof neuerdings beschließen.

Der Präsident handelte ja seinen Vorschriften gemäß — das ist sicher. Aber ist es nicht ein empörendes Unrecht, daß man die Seele eines Menschen so vor den Pöbel zerrt? Daß man die zartesten Geheimnisse, die tiefsten Herzensrätsel lösen und ergründen will vor einer rohen, neugierigen Menge? Und wird dies nicht gerade deshalb oft mißlingen, weil in besseren Menschen oft die Schamhaftigkeit der Seele größer ist als die Furcht vor der Strafe? Jeden von uns kann, während er arglos dahinzuschreiten glaubt, das Leben so verstricken, daß er als Angeklagter oder als Zeuge vor den Richter kommt. Und dann sollen wir uns öffentlich entblößen, sollen unser innerstes Wesen aufdecken, sollen vor Hunderten von Menschen alles sagen, was wir vor unseren liebsten Freunden in die Brust verschließen?

Wie habe ich für Gabriele gezittert und gebebt, was für eine beispiellose Folter mußte diese Gerichtsverhandlung für sie sein! Immer und immer glaubte ich, sie zusammensinken zu sehen, und beständig rief eine dunkle Stimme in mir: Sie töten sie dir, sie machen sie dir wahnsinnig!

Ich saß im Parterre des Zuschauerraums, hinter einer Säule geborgen, zwischen Dienstmädchen, Strolchen, Dandies und handfesten Bürgersfrauen. Um ja nicht erblickt zu werden, hatte ich mir den Platz gewählt, denn die Bevorzugten, die Besitzer von Karten saßen in den Logen und auf der Galerie. Es war wahrhaftig wie in einem Theater. Bunte Toiletten, fröhliche Gesichter, Operngläser und Lorgnetten. Und in der Tiefe des Saales, den Geschworenen gegenüber, eine schwarzgekleidete, blasse Frauengestalt, gegen welche die fürchterlichste Anklage erhoben war, welche die Menschen kennen!

Gabrielens Auftreten war übrigens gefaßter, als ich erwartet hatte. Sie war auffallend ruhig, und in ihren Worten lag etwas Bestimmtes, Trotziges, finster Entschlossenes, was mir fremd war an ihr.

Als der Vorsitzende sie fragte, ob sie sich im Sinne der Anklage für schuldig bekenne, klang ihr „Nein“ so fest und ruhig durch den Saal, als läge der Beweis ihrer Schuldlosigkeit vor ihr.

Und doch konnte sie diesen Beweis nicht liefern, und eine verhängnisvolle Verkettung der Umstände hatte es gewollt, daß er auch kaum zu liefern war.

Sie berichtete kurz über die Vermählungsfeier, die

mit einem Fest im Hotel zur „Kaiserkrone" abschloß. Dann war man nach Hause gefahren, und da sie sich unwohl fühlte, hatte sie sich zurückgezogen. Der Doktor war darüber ein wenig unwirsch, ging aber dann, ohne seinen Unmut zu äußern, nach seinen Zimmern. Eine Weile später folgte sie ihm, um eine Frage an ihn zu richten, von deren Beantwortung es abhing, ob sie seine Gattin bleiben konnte oder ihn verlassen müßte. Diese Frage versetzte ihn in heftige Erregung. Es entspann sich ein Wortwechsel, in dessen Verlauf er eine Roheit enthüllte, wie sie sie nie für möglich gehalten hätte, und als er plötzlich Miene machte, Gewalt zu brauchen, ergriff sie ein Gewehr von dem neben ihr befindlichen Flintenständer. Da sprang der Doktor wie ein wildes Tier auf sie zu, und während er ihr die Waffe entreißen wollte, entlud sie sich, er sank getroffen zu Boden.

„Sie werden später," so wandte sich der Präsident an die Geschworenen, „von den Sachverständigen erfahren, daß der Weg, welchen die Kugel genommen hat, nicht gerade gegen die Angaben der Angeklagten spricht. Andererseits aber erklären diese, daß es auch ebensogut möglich ist, die Angeklagte habe die Büchse abgefeuert, ja sie halten dieses sogar für das Wahrscheinlichere. Ueber die Art der Verletzung werden ebenfalls die Herren Sachverständigen aussagen. Dr. Barde war tödlich getroffen; als man ihn fand, gab er kein Lebenszeichen mehr. Zeugen hat der Vorfall nicht gehabt. Sie werden also bei der Urteilsfällung über diese Anklagesache ganz und gar auf die Anschauung angewiesen sein, welche Sie im Verlauf der Verhandlung von dem Seelenzustande der Beschuldigten zur Zeit der That gewinnen. Die Anklage stützt sich auf das Gutachten der Sachverständigen, Sie werden zu erwägen haben, ob die Beschuldigte zur Zeit der That imstande gewesen sein kann, die in der Erregung ergriffene Flinte anzulegen und abzuschießen. Es ist auch ohne das diesbezügliche Gutachten klar, daß es ein anderes ist, wenn man in einem solchen Augenblicke ein Jagdgewehr, oder wenn man einen Revolver zur Hand hat. Ich bitte deshalb, alle Ihre Aufmerksamkeit den mehr innerlichen Momenten zuzuwenden, welche die Verhandlung zu Tage fördern wird."

Dann forderte er Gabriele auf, sich über jene Frage, die sie an den Verstorbenen richtete, näher zu erklären.

Sie schwieg eine Weile und sagte dann halblaut mit bebender Stimme: „Das kann ich nicht."

„Haben Sie Dr. Barde aus Neigung geheiratet?" fragte der Präsident weiter.

„Nein."

„Was hat Sie dazu veranlaßt?"

„Es war eine That der Verzweiflung."

„Wollen Sie sich näher darüber aussprechen?"

„Ich fürchtete — ich fürchtete mich vor einer anderen Liebe."

„Der Gegenstand derselben —"

„War der Mann meiner Schwester. Mein Gott — Sie wissen es ja — warum das alles nochmals fragen, es ist entsetzlich!"

„Die Herren Geschworenen wissen es nicht. Beruhigen Sie sich und sagen Sie uns, was Sie sagen können. Ihre Schwester ist tot, Sie liebten deren Gatten und wurden von ihm geliebt. Warum heirateten Sie nicht?"

„Weil ich wahnsinnig war — blind — weil ich glaubte — weil es mir ein Verbrechen schien, dem Manne zu gehören, den meine Schwester geliebt hatte."

„Sie schworen ihr, ihn nicht zu heiraten?"

„Ja."

„Und die Furcht vor seiner Liebe —"

„Nein — nein — vor meiner — vor meiner! Es kam ein Augenblick, wo ich es furchtbar deutlich sah — noch einmal so — dann werde ich nicht mehr die Kraft haben, ihn zu lassen."

„Und in diesem Verzweiflungszustande —"

„Sagte ich ja — suchte ich Rettung in dieser Ehe!"

„Und Sie heirateten in der Absicht, Ihrem Manne ein treues, braves Weib zu sein?"

„Ja. Meine Freundin Christine —"

„Sie ist als Zeugin hier und wird darüber aussagen. Wollen Sie uns nun berichten, warum sich Ihre Gesinnung gegen Ihren Gemahl so plötzlich änderte?"

„Weil er ein Elender, ein Nichtswürdiger war."

„Aber Sie wurden dann bei dem Manne Ihrer Liebe gefunden. Zwei Zeugen werden uns davon erzählen."

„Ich leugne es nicht."

„Und die Erkenntnis, daß der Verstorbene ein Nichtswürdiger war, genügte Ihnen, um den der Schwester geleisteten Schwur zu brechen."

Gabrielens Stimme nahm einen leidenschaftlich erregten Ton an.

„Sie ist nicht mehr meine Schwester, ich habe keinen Schwur gebrochen. Ich bin schmählich getäuscht — o so abscheulich!"

„Und Sie wollen sich also über das, was zwischen Ihnen und Dr. Barde an jenem Abend vorgefallen ist, nicht aussprechen?"

„Ich kann es nicht. Martern Sie mich nicht — mein Gott — sehe ich denn aus, wie eine Mörderin — wenn ich das Gewehr faßte — ich that es bewußtlos — ich glaube, daß jeder nach einer Waffe greifen wird, der von einem Raubtier angefallen wird — wenn es nur aussieht wie eine Waffe — ich schwöre Ihnen ja, daß ich unschuldig bin — was soll ich denn noch thun — töten Sie mich lieber gleich!"

„Beruhigen Sie sich, in diesem Hause geschieht kein Unrecht. Daß ein solcher Schwur hier nicht maßgebend sein kann, das werden Sie sich selbst sagen. Indes begreife ich Ihre Zurückhaltung, die Zeugenvernehmung wird ja auch diesen Punkt klarstellen. Bitte, nehmen Sie Ihren Platz wieder ein."

Gabriele hatte die Hände vors Gesicht gepreßt und schluchzte. Der Verteidiger wendete sich jetzt zu ihr, suchte sie zu beruhigen und veranlaßte sie, sich zu setzen. Und jetzt, als sie ihr Gesicht wieder etwas mehr nach dem Zuhörerraum wandte, sah ich mit Entsetzen, wie sehr es sich verändert hatte. Nichts mehr von der früheren Ruhe, dem fast trotzigen Ausdruck ihrer Züge. Diese waren schlaff und welk geworden, die Lippen zuckten krampfhaft, eine unsägliche Angst lag in ihren Augen.

Ueber dem ganzen Saale lag es wie ein dumpfer Bann. Niemand wagte ein Wort zu sprechen, es war so still, daß man das leise Auffallen des Regens auf dem Oberlichte hörte.

Die Geschworenen saßen da mit gesenkten Köpfen und als der Vorsitzende Staatsanwalt und Verteidiger einlud, Fragen an die Angeklagte zu stellen, dankten diese halblaut, mit gepreßter Stimme.

Der Bann löste sich erst ein wenig, als Frau Christine von dem Gerichtsdiener herein geführt wurde. Die junge Dame entwickelte eine Beredsamkeit, daß selbst über die ernsten Gesichter der Richter ein flüchtiges Lächeln huschte. Sie fand immer neue Worte für das Lob ihrer Freundin und wußte das bereits Gesagte in immer eindringlicheren Wendungen, mit stets gesteigerter Wärme zu wiederholen, und es schien, als ob Gabriele bei diesen begeisterten Schilderungen wieder ein wenig auflebte und neuen Mut faßte. Vielleicht hatte das auch der Vorsitzende bemerkt, denn er unterbrach den Wortschwall nicht und ließ sie fortreden, bis sie selbst endlich keinen neuen Anknüpfungspunkt mehr fand.

Dann kamen andere Zeugen, und endlich rief der Präsident den Namen Mary Frühwirth.

Bei der Nennung dieses Namens entfuhr Gabrielen ein leiser Schrei, und dann, als die Zofe in den Saal trat, brach sie in heftiges Schluchzen aus und ließ ihren Kopf auf die Brüstung der Balustrade, die den Raum der Angeklagten umschließt, herniedersinken.

Mich überkam eine unheimliche Ahnung, als sollte dieses Mädchen, das nun weinend vor den Richtern stand, den Schleier von all dem Rätselhaften ziehen, das hinter mir lag.

Der Präsident vernahm ihre Personalien, beeidete sie und begann dann das Verhör.

„Sie kannten die Angeklagte schon vor ihrer Vermählung?“

„Ja. Ich war Kammermädchen im Hause der Frau Nolten, der Schwester von Fräulein Gabriele.“

„Hatten Sie einen besonderen Grund, in den Dienst der Angeklagten zu treten?“

„Nein. Der Zufall führte mich ihr in den Weg. Ich war ohne Stelle, und Fräulein Gabriele forderte mich auf, bei ihr einzutreten. Ich habe mich erst geweigert — nicht wahr, Fräulein, ist es nicht so?“

„Fragen Sie nicht, sprechen Sie zu den Herren Geschworenen. Warum haben Sie sich geweigert?“

„Das weiß ich selber nicht. Es war gewiß eine Vorahnung. Ich habe schon solche Ahnungen gehabt, wie ich ein Kind war. Wie meine Mutter gestorben ist —“

„Hat Ihnen die Angeklagte gesagt, daß sie im Begriffe sei, sich mit dem Dr. Barde zu vermählen?“

„Das ist es ja eben, das hat sie mir nicht gesagt, wie hätte ich auch daran denken können!“

„Und wenn Sie Ihnen davon gesagt hätte —“

„O dann wäre ich nicht eingetreten, Herr Präsident, das können Sie mir glauben. Denn daß da nichts Gutes herauskommen kann, das hätte ja jeder gesagt, der die Verhältnisse so gekannt hätte, wie ich.“

„Wir werden auf diese Verhältnisse gleich zu sprechen kommen. Sie traten also in Dienst bei dem Fräulein, und als Sie erfuhren, daß der Bräutigam der Dr. Barde sei, da blieben Sie. Warum blieben Sie denn?“

„Mein Gott, ich war doch gemietet. Da kann man nicht gleich so fortlaufen, wie man will.“

„Und dann ist man wohl auch neugierig, was dabei herauskommt.“

„O bitte, das kommt bei mir nicht vor.“

„Nun, das wäre das Schlimmste nicht. Aber warum haben Sie dem Fräulein nicht gesagt, was Sie wußten? Warum hielten Sie sie nicht zurück von der Heirat mit dem Manne?“

„Wie hätte ich denn das machen sollen? Mein Gott, das ist ja gerade, als ob ich den Herrn Doktor umgebracht hätte. Ein Glück, daß ich nicht dabei war, sonst käm' ich da auch noch hinein. Ich war in der Küche, die Frieda kann es bezeugen. Wie wir den Schuß gehört haben, sind wir erst hineingestürzt.“

„Es wird durch eine Zeugenaussage erwiesen werden, daß Herr Dr. Barde Sie am Vermählungstage schwer beleidigte, und die Annahme hat deshalb viel für sich, daß Sie ihr Geheimnis vielleicht vorerst noch bewahrt und später ausgenutzt hätten, daß Sie nur vom Zorn, von der Rachlust hingerissen, der jungen Frau dieses Geheimnis zu einer Zeit enthüllten, zu der es sie hätte tödlich treffen können.“

„So, das wird ja immer schöner,“ schrie das Mädchen, heftig schluchzend. „So was hat mir noch nie jemand gesagt, da soll mir doch gleich die Zunge im Mund stecken bleiben. Das ist eine infame Person, die mir so etwas nachsagt — o, ich kenn' sie schon, ich kenn' sie schon, und wenn ich reden wollt' —“

„Beruhigen Sie sich. Ihr Gebaren ist nicht strafbar, sonst stünden Sie als Angeklagte und nicht als Zeugin hier. Machen Sie das mit ihrem Gewissen ab — wir haben uns hier mit Ihrer Sache nur so weit zu beschäftigen, als sie Ihre Herrin betrifft. Nach den Ergebnissen der Voruntersuchung ist es, wie gesagt, nicht unmöglich, daß Sie sich freuten, als sie erfuhren, Dr. Barde sei der zukünftige Gatte Ihrer Herrin und daß Sie daraus Gewinn zu ziehen hofften. Vielleicht hat Sie auch nicht gerade der Zufall in das Haus geführt. Können Sie sonstwie erklären, warum Sie die Angeklagte nicht vor der Hochzeit von dem Thatbestande unterrichteten?“

„Weil sie mir leid gethan hat, weil es gerade war, als hätt' sie den Herrn Doktor recht gern. Die Frau Professor muß mir das bezeugen.“

„Frau Professor Klausner, ist dem so?“

„Ja wohl,“ antwortete Frau Christine. „Gabriele hat mich selbst ganz wirr gemacht.“

„Angeklagte, was haben Sie dazu zu sagen?“

Gabriele erhob sich schwankend.

„Es ist alles wahr — belügen wollte ich mich — betäuben!“

Dann fiel sie wieder kraftlos auf ihren Sitz.

„An jenem Abende,“ fuhr der Präsident fort, „als man nach Hause kam, erklärte die Angeklagte ihrem Gemahl, unwohl zu sein und bat ihn, sie allein zu lassen. Als er aus dem Zimmer trat, ertappte er Sie beim Horchen, und erregt, wie er wahrscheinlich war, gab

er Ihnen eine Ohrfeige und kündigte Ihnen den Dienst. Ist dem so?"

„O bitte, das ist ganz anders. Eine Ohrfeige lasse ich mir nicht geben."

„Wir werden darüber einen Zeugen hören. Uebrigens thut dies wenig zur Sache. Erzählen Sie uns nach Ihrer Weise, was Sie von jenem Abend noch weiter wissen."

Mary begann plötzlich wieder stark zu schluchzen.

„O, es war sehr traurig!"

„Sie fanden die junge Frau in Thränen?"

„Und wie! Ich hab' so etwas noch nicht erlebt. Da ist mir auch ein Licht aufgegangen, und ich hab' auch gewußt, warum ihr nicht gut war. Und da hat mich das Mitleid so überkommen, daß ich ihr nur so vor die Füß' hingeflogen bin und gesagt hab': ‚Arme gnädige Frau, warum haben Sie ihn auch geheiratet!' O, Sie hätten sie nur sehen sollen, zum Erbarmen hat sie ausgeschaut, sie muß jetzt erst gemerkt haben, was sie gethan hat. Die Thränen sind nur so hinuntergeronnen über das schöne Kleid — und geküßt hat sie mich — ja, Herr Präsident, geküßt hat sie mich, fragen Sie nur. Sie war ganz weg, als ob auf einmal etwas gebrochen wär' in ihr, mein Lebtag hab' ich niemand so gesehen."

„Und da haben Sie gebeichtet?"

„Hab' ich es nicht müssen? Hätt' ich es denn über mich bringen können, daß sie bei dem schlechten Menschen bleibt, wenn sie ihn nicht gern hat?"

„Und danach wurde die Frau ruhiger?"

„Ganz ruhig, ganz eisig ist sie geworden, und da hab' ich gewußt, daß sie ihr Sach' nehmen und gehen wird. Das hat er verdient, und das wär' auch das Beste gewesen."

„Und Sie haben nicht mehr gesagt, als Sie mit Ihren eigenen Augen gesehen haben?"

„Das wär' ja eine Sünde. Ich kann alles beschwören."

„Was haben Sie gesagt?"

„Daß ich durch das Schlüsselloch gesehen habe, wie meine gnädige Frau, die Schwester von der Fräulein Gabriele, und der Herr Dr. Barde sich küßten. In der Nacht darauf war es, wo die gnädige Frau gestorben ist."

Ich lehnte halb ohnmächtig an meiner Säule, aber ich hörte noch den wilden Wehschrei, den Gabriele ausstieß. Es war plötzlich Tag vor mir geworden — ein schaudervoller Tag. Nun wußte ich, warum Josepha starb — was für ein Tod muß das gewesen sein, was für ein Kampf an diesem Nachmittag! Und dann kam eine rasende Wut über mich, daß ein Engel leiden mußte für diese, daß ich so viel erduldet für einen Wahn! Eine wilde Zerstörungslust erwachte in mir, ein heftiger Drang, mir Schmerzen zuzufügen, mir ein Messer in die Brust zu stoßen. Ich hörte nichts mehr von allem, was gesprochen wurde, und ich sah nichts als flimmernde Nebel, in denen die schwarzen Gestalten der Richter und dahinter die grünen Marmorpilaster der Saalwand hin und wieder schwankten. Alles verwirrte sich in meinem Kopfe, ich erkannte die Stimmen nicht mehr, und es war, als ob die ohnmächtige Wut in mir allmählich Glied um Glied meines Körpers lähmte.

Aus diesem Zustand erwachte ich erst, als plötzlich unheimlich gellende Laute durch den Saal drangen, ein wirres Durcheinander von Stimmen hörbar wurde und in das dichte Gedränge um mich herum Leben und Bewegung kam.

Ich erblickte zuerst die Geschworenen, die aufrecht standen, und es schien mir, als starrten sie alle nach der ihnen gegenüber befindlichen Thür. Meine Blicke folgten den ihren, aber ich sah nur, daß die Thür eben geschlossen wurde. Dann schweiften meine Augen weiter — Gabriele war nicht mehr da. Was war geschehen? — War die Entscheidung schon getroffen — war sie erlöst?

In meiner Nähe fiel ein entsetzliches Wort — „Wahnsinnig!" — Mein Gott — was bedeutet das?

Dann wurde es ganz still — der Obmann der Geschworenen nahm ein Blatt und las.

Nur wenige Worte und wie ein Alp fiel es von meiner Brust!

Das Urteil lautete: Nicht schuldig — mit sämtlichen Stimmen.

Aber da hörte ich wieder das Wort „wahnsinnig!"

Ich fühlte plötzlich Riesenkräfte in mir und drängte mich ungestüm durch die bereits in Bewegung befindliche Masse.

Draußen in den Korridoren war alles voll Menschen. Ein dumpfes Brausen von Männer- und Frauenstimmen. Und wieder und wieder das Wort „wahnsinnig".

„Mein Gott, wer ist denn wahnsinnig?" rief ich einen an.

„Kein Wunder, wenn man einen Menschen so quält," antwortete man mir.

Da sah ich Christine, ganz bleich, weinend.

„Wo ist sie — wo ist Gabriele?"

„Seien Sie nur ganz ruhig — es wird vorübergehen."

„Was ist geschehen?"

„Sie hat einen Anfall bekommen."

„So ist es wahr — mein Gott, es konnte sein —"

„Was denn?"

„Wahnsinnig — überall heißt es wahnsinnig!"

„Es wird vorübergehen — sie liegt da, ganz erschöpft, sie spricht verwirrt, es ist ein Jammer, wie sie sich ängstigt, jetzt wo doch alles gut ist. In dem Augenblick, wo die Geschworenen eintraten, brach es aus, man hat ihr das Urteil gesagt, aber es ist, als ob sie es nicht begriffe. Aber seien Sie nur ruhig — das geht vorüber."

Aber es ging nicht vorüber, und das schwerste Leid harrte meiner noch. Vergebens versuchte ich, zu ihr zu dringen, man wies mich ab. Man hatte sie in eines der Zimmer, die für solche Fälle reserviert sind, gebracht, die Aerzte waren bei ihr, ein Diener hielt Wache. Ich rannte wie ein Rasender in dem langen Gange auf und ab und jedesmal, so oft eine Thür ging, traf es mich wie ein Blitz. Endlich sah ich einen der Aerzte — mit gefalteten Händen trat ich ihm entgegen.

„Herr — sagen Sie mir, was es ist — mein Name ist Nolten."

Er reichte mir die Hand.

„Fassen Sie Mut, es ist nicht alles verloren. Solche Fälle enden oft mit Heilung. Sie ist eine kräftige Natur und hat dem fürchterlichen Drucke bis aufs Aeußerste Widerstand geleistet. Jetzt kann man das alles ja erst verstehen. Ametamorphose — Angstgefühl — mäßige Wahnvorstellungen. Ich schöpfte schon während der Verhandlung Verdacht. Ergebenster Diener."

Er wollte sich entfernen, aber ich hielt ihn fest.

„Was wird mit ihr geschehen?"

„Natürlich sofort in eine Anstalt."

Die Thränen liefen mir aus den Augen.

„Also wahnsinnig — wahnsinnig!"

„Aber ich sagte Ihnen ja — Ametamorphose — Heilung ist nicht unmöglich — sogar wahrscheinlich."

Guter Doktor — was war mir deine Ametamorphose! Ich sah nichts als das Narrenhaus und ich wundere mich nur, daß ich selbst kein Narr darüber geworden bin . . .

Und nun höre ich wieder das Jubeln des Knaben und deine liebe Stimme, du liebes Weib, und ich frage mich bebend: „Ist es denn wahr, ist es denn wahr?"

Gabriele — du mein — gesund — und all dies Glück! Ich habe erst jetzt gelernt, wie beseligend dieses Beten zu dem Unbegreiflichen ist, seitdem ich jeden Tag flehe: „Gott, erhalte sie mir!"

Monate schwanden dahin und Stunde für Stunde erfüllte mich nichts als die Sehnsucht nach dem Tode. In dem Augenblick, wo alles überwunden war, die trügerische Stimme des Innern und die Beschuldigung der Welt, mußte sie zusammenbrechen! In dem Augenblick, wo uns das Glück lächeln wollte — wahnsinnig! Mußte es denn so kommen? — Ja, es mußte so sein, nach all dem war kein anderes möglich! Aber ich — warum geschah es nicht auch mir so, warum gab es kein Vergessen für mich? Tag und Nacht dieses Bild vor mir — dieses liebe Geschöpf — zerstört, vernichtet in ihrer Seele! Tot — das überwindet man oder man stirbt. Aber wahnsinnig! Nicht sterben dürfen, weil noch der Funke in dir glimmt, es könnte eine Rettung geben, weil sie ja noch lebt, noch nicht Staub und Asche ist! Es war ein verzweifelter Kampf, den ich kämpfte, und ich kämpfte so lange, bis meine Kräfte brachen, bis ich unterlag, bis es mich gewaltsam packte, den Tod zu suchen. Da aber kam eine Stimme, die mich zurückrief ins Leben, eine Stimme, die mir sagte: „Du mußt deine Pflicht erfüllen — du mußt für diese Wahnsinnige leben." Und daran klammerte ich mich — und da kam es wie eine andere Seligkeit über mich — wie eine neue Liebe. Wenn ich dich auch nie besitzen werde, wenn du auch nie mein sein wirst, wenn deine Augen mich auch nie mehr erkennen werden, wenn dein Geist auch tot bleibt — ich werde dich lieben in Ewigkeit! — Und mit dieser Liebe kam ein neuer Geist mitleidigen Verstehens über mich, ich hatte wieder ein Auge für den Sonnenschein, wenn mir dabei auch die Thränen aufstiegen, ich sah die Raupen und Würmer, aber auch die Blüten und Früchte. Und immer freier, lichter wurde es mir im Kopf, und ich empfand es endlich als ein noch hohes Glück, daß ich die arme Wahnsinnige lieben durfte.

So schwanden die Monate, bis endlich ein lichtes, wundersames Traumbild in mein Leben hereinflatterte. Aber es war gar kein Traumbild — du bist es wirklich — wirklich Gabriele! Mit welcher Lust haben wir uns umschlungen, mit welcher Seligkeit ohnegleichen! Und wie fließen unsere Tage dahin, wie leben wir eins in dem anderen! Die Welt mag draußen weiter toben — weiter und weiter! Ich bin nicht stumpf dafür — gewiß, es ist ein schöner Gedanke, in ihre Speichen zu greifen, oder gar die Zügel zu erfassen und sie zu lenken nach seinem Sinn. Mit dieser Liebe im Herzen gäbe es auch wohl einen rechten Helden, denn das ist keiner, der die That hat und nicht die Liebe — wie die meisten, die ihr so nennt. Aber sie mag weiter toben, nur weiter — ich habe nicht die That — ich kann auch kein Held sein. Ich bin nicht für den Kampf geschaffen, nur für den Frieden. Mit euch und in euch leben, ihr Lieben — die große Welt weiter toben lassen und die kleine ganz umfassen und sich ganz in sie versenken! Nennt es Furcht vor dem Leben — ich kann nicht anders!" — —

* * *

So schloß das Manuskript — ein Kreuz vertrat das Zeichen des Endes. Ich hatte in einem Atem gelesen, und nun war die Lampe herabgebrannt, aber ich dachte nicht an Schlaf. Ich saß bis zum Morgen in dem weichen Lehnstuhle, spann Gedanken auf Gedanken, bis aus den Gedanken Träume wurden und ich entschlummerte.

Heute sind wir Freunde, warme Herzensfreunde, und ich bin der erste Mensch, der in die stille Einsiedelei am Kapellenberge gedrungen ist. Ich habe Frau Gabriele kennen gelernt und verstehe Nolten nun erst ganz. Es ist eine herrliche Frau, ganz Herz, wie ihr Gesicht ganz Auge ist. Und hier habe ich auch das Wunder erlebt, das so vielen unfaßbar ist: daß das Herz so vielmal gescheiter ist, als der Verstand, und hinter Thüren blickt, die dem klügsten Kopf immer verschlossen bleiben.

Fürchtet auch sie das Leben? Ich werde mich nicht täuschen, wenn ich antworte: „Nein." Es scheint mir bei ihr innerster Drang zu sein, nur ihrer Liebe, nur den Ihren, der Sorge um sie, dem Genuß mit ihnen zu leben. Ihr Wesen ist ganz ausgefüllt durch den Geliebten und das Kind, und alles andere ist nur der Rahmen dafür. Wenn ich aber Nolten richtig erkenne, so geht sein Sinn doch weiter, als er selbst zugeben will, und was ihn ganz in den engen Kreis bannt, ist nicht allein die Liebe zu seiner kleinen Welt — es ist auch die Furcht vor der großen.

Aber zwischen die kleine und die große drängt sich noch eine dritte Welt, die Welt, deren Mittelpunkt in Moosbrunn der Kaffeetisch der Frau Kapselfabrikant ist. Auch in dieser Welt wird nicht viel gehandelt wie in der kleinen — es wird nur gesprochen; aber sie ähnelt der großen darin, daß manche Beobachter von einem gewissen Standpunkt aus auch in ihr nichts anderes sehen wollen als eine endlose schwarze Pfütze. Diese Welt nun, der man nie ganz entfliehen kann, wenn man sich nicht in den Regionen des ewigen Schnees vergräbt, wird Freund Nolten nicht mehr ge-

fährlich werden, und das dankt er mir. Ganz Moosbrunn spricht jetzt von den Bewohnern des Waldhauses nicht anders als in dem ehrfürchtigsten Tone, und jedermann findet es selbstverständlich, daß der Herr und die Frau keine Besuche machen. Keine neugierigen und boshaften Schlingel drängen sich mehr in die Umgebung der Villa, und wenn die Frau Kapselfabrikantin Herrn Nolten begegnet, dann knickst sie schon, ehe dieser seinen Hut noch berührt hat. Die Handwerker und Kaufleute des Dorfes liefern nur das Beste in das Waldhaus, und das Dienstmädchen ist zahm geworden wie ein Kanarienvögelchen. Und dieses Wunder haben ein paar dürftige Worte bewirkt, die ich der Kronenwirtin ins Ohr flüsterte. Herr Nolten, sagte ich ihr, sei ein Prinz, der eine Bürgerliche geheiratet und deshalb in der Verborgenheit leben müsse. Nun ist Moosbrunn beruhigt.

Die spiritistische Krankheit.

Eine Warnung

von

Wolfgang Kirchbach.

Die Beschäftigung mit dem sogenannten Spiritismus, welche in England und Amerika leider schon so viele Opfer an Kraft und Intelligenz gefordert hat, beginnt auch in Deutschland zu einer öffentlichen Kalamität zu werden. Es hat für den sonst nüchternen Beobachter etwas Unheimliches, auf Schritt und Tritt in der Gesellschaft Männern und Frauen zu begegnen, welche mit geheimnisvoller Miene und dem Ausdrucke: „Es ist doch etwas daran!“ verraten, daß auch sie von dem Wunderapfel gekostet haben, der „übersinnliche“ Erscheinungen bedeutet. Maler, Aerzte, Kunstforscher, Ingenieure und verabschiedete Militärs besuchen die „Sitzungen“, wo man bekannte Medien einladet, um die Wunder einer höheren Welt in der Form von Tischrücken und Geisterklopfen, Knotenlösen und Schiefertafelschrift, durch Hypnose und somnambule Erscheinungen, durch Citieren und Photographieren von Geistern und Phantomen kennen zu lernen.

So ist denn nun auch München, wie vordem Leipzig und Berlin, zur Gründung einer „Psychologischen Gesellschaft“ gelangt, welche nach den Statuten zwar nur das „Studium der Psychologie“ bezweckt, aber doch „insbesondere die wissenschaftliche Anerkennung der **Thatsachen aus dem transcendentalen Gebiet** nach Kräften zu fördern“ für ihre Aufgabe hält. Was man unter „Thatsachen aus dem transcendentalen Gebiet“ versteht, wird durch den Umstand illustriert, daß man sich den vor einer Anzahl von Jahren in München bereits entlarvten Schotten Mr. Eglinton kommen ließ, um seine Schreibkünste unter der Tischplatte kennen zu lernen. Daß das Wort Spiritismus (Geisterglaube) die einzig richtige Bezeichnung ist, wird dadurch klar gestellt, daß Baron Du Prel, einer der Mitbegründer der Gesellschaft, in neuester Zeit eifrig nicht nur die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit von Geistern verficht[1]). Mr. Eglinton vermag sich seine Künste selbst nur durch die Hilfe von Geistern (spirits) zu erklären. Ein längeres Gespräch, das wir mit ihm hatten, in welchem er sich eifrig gegen Eduard v. Hartmanns Schrift: „Der Spiritismus“ aussprach, ergab, daß der Umstand, daß man ja die Geister auch schon photographiert habe, nach Eglintons Ansicht der unumstößliche Beweis sei von der wirklichen Existenz derselben. Von einer Dame aufgefordert, in ein Stammbuch einen Denkspruch einzutragen, schrieb Mr. Eglinton: „In the hope of a certain immortality“ („In der Hoffnung auf eine sichere Unsterblichkeit“).

Es ereignete sich bei dieser Gelegenheit unter anderem folgendes Zwiegespräch:

Ich (auf Englisch zu Eglinton): „Ist es wahr, Mr. Eglinton, daß Sie, wie mehrfach berichtet wird, eines Tages im mediumistischen Schlaf vor den Augen der Anwesenden nach der Decke des Zimmers aufgestiegen und durch dieselbe verschwunden seien?! Man habe Sie dann im oberen Stockwerk ruhig schlafend gefunden?!“

Eglinton (freundlich und mit eleganter Herablassung): „Jawohl, das ist ganz richtig. Ich fuhr durch die Decke.“

Der Schreiber dieser Zeilen hat viel Zeit damit verloren, jene „übernatürlichen“ Vorgänge zu studieren und sowohl die philosophische wie die praktische Seite der Sache kennen zu lernen. Damit andere ihre kostbarere Zeit sparen, teilt er hier mit, daß seine „transcendentalen“ Hoffnungen in keiner Weise gefördert worden sind durch diese neueste Art von „Psychologie“, daß er weder durch die Lektüre von Du Prels „Philosophie der Mystik“, Pertys und anderer Schriften, weder durch die Einsicht in die spiritistischen Zeitschriften „Sphinx“, „Psychische Studien“, noch durch praktische Experimente in irgend einer Weise bereichert worden ist, welche ernstliche, wissenschaftliche Untersuchung lohnt im Sinne der philosophischen Bekenner des Spiritismus.

Wir werden uns im folgenden besonders mit der Wirksamkeit des Verfassers der „Philosophie der Mystik“, Baron Du Prel in München, zu befassen haben. Denn erst seit dieser eine philosophische Formel für die sogenannten spiritistischen Erscheinungen aufgestellt hat, konnte man bemerken, wie weitere Kreise mit einer gewissen Ernsthaftigkeit an die Diskussion der Sache gingen.

Trägt sich etwas unter einem philosophischen Titel vor, so wirkt das noch immer in Deutschland auf viele Leute, wie Branntwein auf eine alte Frau. Nicht etwa, weil wir ein außerordentlich philosophisches Volk sind, sondern weil im Gegenteil eine gründliche Beschäftigung mit dieser Wissenschaft von Tag zu Tag

---

[1]) Vergl. „Vom Fels zum Meer“ (März 1887). Der Aufsatz Du Prels hat lebhaftes Interesse bei vielen unserer Leser wachgerufen, das sich allerdings mit dem Ausdruck der Ungläubigkeit gegenüber den Annahmen des Verf. paarte. In dem heute zum Abdruck gelangten Aufsatz prüft Wolfgang Kirchbach, ein ruhiger, zuverlässiger Beobachter, die mitgeteilten „Thatsachen“ und kommt dabei zu wesentlich andern Resultaten als Du Prel. Damit ist es dem Leser an die Hand gegeben, den Standpunkt der Vertreter der einander entgegenstehenden Richtungen in der „Spiritistenfrage“ zu prüfen, die wir mit Rücksicht auf diese Stelle für erledigt betrachten. D. R.

Idylle. Von Georg Müller-Breslau.

seltener wird. Der philosophische Titel imponiert daher gerade oft denen am meisten, welche nur oberflächliche Kenntnis der Wissenschaft besitzen.

Baron Du Prel hat es unternommen, eine „Philosophie der Mystik“ zu schreiben, und schon der Titel dieses Werkes enthält eine Begriffsverschiebung, welche durch des Verfassers gesamtes Denken hindurchgeht und in neuerer Zeit viele in eine gleiche Begriffsverschiebung gestürzt hat. Daß dieses Wort nicht zu hart ist, mag folgendes erweisen. Wir konstatieren die Thatsache, daß Baron Du Prel im zweiten Hefte der „Sphinx“ (1887) zu nachstehenden Schlüssen gelangte. Es war von einem Beobachter eines Mediums (wie ähnlich an Eglinton) festgestellt worden, daß der Geist, welcher zufolge mediumistischer Thätigkeit erschienen war, als er dem Beobachter nahe kam, stark nach Wein aus dem Hals roch. Es war festgestellt, daß das betreffende Medium vor der Sitzung zufällig Wein getrunken hatte, und der Beobachter schloß daraus, daß der Geist niemand anderes als das Medium selbst gewesen sei. In gleicher Weise hatte ein anderer kluger Beobachter Spuren von Farbe, welche er am Phantom in geeigneter Weise unvermerkt angebracht hatte, nachweislich am Medium selbst wiedergefunden. Er schloß daraus, daß das Phantom das sogenannte Medium selbst gewesen sei. Gegen diesen Schluß wehrt sich Du Prel. Er behauptet, daß die Thatsache allerdings höchst frappierend erscheint; seine tiefere Erklärungsweise schließt aber vollkommen aus, daß das aus dem Hals riechende Phantom und Medium eine Person seien. Es sei einzig anzunehmen, daß, da das Phantom „odisch“ materialisierte Ausströmung des Mediums sei, eine unbekannte Naturkraft ins Spiel komme, welche verursache, daß der Weinduft des Mediums gewissermaßen als eine Erbschaft, eine Uebertragung auch auf das Phantom übergehe.

Diese Schlußweise des Baron Du Prel ist symptomatisch für die ganze sogenannte spiritistische Bewegung. Mit dem Bilde: „das Pferd am Schwanze aufzäumen!“ ist ungefähr die geistige Verfassung bezeichnet, welche zahlreiche Köpfe in immer größere innere Verwirrung bringt. In gleicher Weise erklärt z. B. in Aksakows „Psychischen Studien“ der Vorsitzende des Hamburger Spiritistenvereins „Pneumatologia“, Rob. Wiesendanger, in einem Aufsatze über „Slade und seine Mediumität“ (XIII. Jahrg. IV. Heft, April 1886) rund heraus:

„Slade, das durch Professor Zöllner berühmt gewordene Medium, schwindelt ebensowohl wie alle seine bekannten und nicht bekannten Kollegen und Kolleginnen. Die bedeutendsten Medien, Miß Florence Cook, Bastian, Eglinton &c., sie alle lieferten Beweise ihrer Echtheit, und doch wurden sie alle als Schwindler entlarvt, d. h. auf Betrug ertappt!“

Man sollte glauben, das müsse genügen. Es ist ein Anhänger des Spiritismus, der dies so unbefangen eingesteht. Aber er lebt in derselben geistigen Verfassung wie Du Prel. Er erörtert, daß allerdings der Betrug der Medien konstatiert sei, er stellt selbst ein Beispiel dar, wie Slade ihn und andere einfach betrogen habe, aber er schließt daraus nichts anderes, als daß dieser Betrug der Medien notwendig sei, damit die jenseitigen Geister, resp. die transcendentalen Naturkräfte, in Thätigkeit gelangen können. Man glaube nicht, daß wir scherzen! Nicht daß die Medien ihre altbekannten Betrügereien ausüben, ist das Bedenkliche der Sache, sondern daß der Geist einer unbewußten Simulanz und Heuchelei des Denkens, welche nahe an die Heuchelei des Irrsinns streift, selbst achtungswerte und übrigens vollkommen unantastbare Männer ergreift.

Hier liegt eine allgemeine Zeitkrankheit, deren besondere Erscheinung der Spiritismus und die Philosophie desselben bei vielen wird. Zunächst ist es wohl bei manchen eine Art von sittlichem und religiösem Bedürfnis, welches es als eine schöne Aussicht erscheinen läßt, wenn durch die Existenz von Geistern die Hoffnung auf eine persönliche Fortdauer nach dem Tode genährt wird. In diesem Sinne sahen wir ja auch Mr. Eglinton die Worte schreiben: „In the hope of a certain immortality“ („in der Hoffnung auf eine sichere Unsterblichkeit“). Sollte Herr Rob. Wiesendanger indessen mit der Behauptung recht haben, daß auch Mr. Eglinton „schwindele“, so wäre es allerdings eine Frage, ob in der „Hoffnung auf eine sichere Unsterblichkeit“ solcher Schwindel von Staats wegen zu gestatten wäre. Wir meinen, daß die positiven Religionen und die Kirche dem Jenseitsbedürfnis des Menschen eine bei weitem befriedigendere und eine innerlich ehrliche Nahrung darbieten, indem der Glaube an ein Jenseits das ist, was die Gemüter religiös tröstet, sofern er ein Glaube ist. Nur in der Kraft dieses Glaubens (d. h. in der idealen Begeisterungsfähigkeit, welche von dem absieht, was man begreifen und mit den Sinnen erfassen kann) liegt die Macht der Religion; nicht darin, daß man nun diesen Glauben durch Thatsachen beweist. Sowie das geschehen wäre, würde der Glaube nicht mehr ein Glaube sein, und damit wäre ihm seine Bedeutung genommen als einer rein idellen Macht im Leben. Ebendeshalb hat man zu keiner Zeit in der Kirche Geister citiert. Wäre der thatsächliche wissenschaftliche Beweis das Wesen der Religion und des metaphysischen Bedürfnisses in ihr, so würden die Kirchen aller Völker gewiß vor allen Dingen die jenseitigen Geister der Verstorbenen im Gottesdienste citiert haben. Dem ist nicht so.

Die Religion mußte den Geisterglauben im spiritistischen Sinne immer ablehnen, denn sie kennt nur den einen Gott, in dem alle Geister „leben, weben und sind“, worüber es ein weiteres Hinausdenken nicht gibt. Das Bekenntnis, wir glauben an einen Gott, welcher die Welt erschaffen und zu dem wir nach dem Tode eingehen, sagt im Grunde nichts anderes, als daß unser Nachdenken damit sich zu bescheiden hat, daß ein unendliches göttliches Wesen ohne Zwischenformen des Daseins die direkte und unmittelbare Ursache und religiöse Erklärung der Wirklichkeit ist. Sowie aber Geister angenommen werden, welche in unsere Wirklichkeit aus dem Schoße Gottes zurückkehren können, wird dieser konsequente Glaube an den einen Gott für ein feineres religiöses Gefühl profaniert, denn es liegt die Vorstellung von höheren Wesen vor, die doch nicht Gott sind, welche unlogisch eingreifen in den unmittelbaren

Zusammenhang der Ursache (Gott) mit der Wirkung (Welt). Eine wirkliche, thatsächliche Erklärung erheischt aber diesen unmittelbaren Zusammenhang, und so erklärt sich die Abneigung der Religion gegen den Geisterglauben aus einem rein logischen Gesetze. Denn der Geisterglaube ist nicht mit dem Unsterblichkeitsglauben eins. Er erscheint vielmehr als eine Profanierung des letzteren.

Wir dürfen von der religiösen Seite unserer modernen spiritistischen Seuche ganz absehen und uns an ihre sogenannte wissenschaftliche Seite halten. Da ist es denn bezeichnend, daß allüberall noch das ironische Wort Kants gilt gegenüber dem Geisterglauben: „Ich weiß also nicht, ob es Geister gebe, ja, was noch mehr ist, ich weiß nicht einmal, was das Wort Geist bedeute.“

Gegenüber dieser Aeußerung Kants ist eine eigentümliche Beobachtung zu machen. In zahlreichen Schriften der neuesten Spiritisten wird Kant fortwährend citiert und als Gewährsmann für die Theorien dieser Schule in Anspruch genommen. Du Prel in seiner „Philosophie der Mystik“ beruft sich öfters auf Kant, auf die „Träume eines Geistersehers“ und andere Schriften desselben. Viele Laien sind irre geworden, indem eine Sache, welcher Kant angehangen habe, doch wohl ernst zu nehmen sei. Thatsächlich aber hat Kant einen fortgesetzten Kampf gegen alle Geisterseherei und den zusammenhängenden Unfug geführt; er nennt in seinen „Träumen eines Geistersehers“ Swedenborgs „Arcana coelestica“ „acht Quartbände voll Unsinn“; er polemisiert in seiner „Anthropologie“ bei jeder passenden Gelegenheit gegen allen Spiritismus. Einige Verwirrung stiftete ein Brief Kants über Swedenborg an Fräulein v. Knobloch, welchen auch Zöllner (Wissenschaftliche Abhandlungen) glaubte als ein günstigeres Urteil Kants über Swedenborg und seine Geistergeschichten ansehen zu sollen. Aber dieser vielbesprochene Brief ist voller Ironie, ist für jeden, der ihn unbefangen liest und der Kants weltmännische und diplomatische Art sich zu äußern kennt, nur der Beweis, daß Kant niemals seine Ansicht in der Sache geändert hat. Wenn er schreibt: „nicht als ob ich vermeinet, die Unmöglichkeit davon eingesehen zu haben (denn wie wenig ist uns doch von der Natur eines Geistes bekannt!)“, so beweist die Parenthese, welche heitere, ironische Stimmung den Schreiber des Briefes bewegte, der gegen den Schluß meint, er wünschte Swedenborg in der Sache selbst zu befragen, „denn mein Freund (sein Gewährsmann) ist der Methoden nicht so wohlkundig, dasjenige abzufragen, was in einer solchen Sache das meiste Licht geben kann“.

Man sieht, daß hier ein Skeptiker spricht, der nur aus Höflichkeit die thatsächliche Wahrheit der Berichte nicht bezweifelt. Uebrigens ist der ganze Streit, ob Kant seine Ansicht geändert habe, der sich an die Datierung des Briefes zwischen 1758 und 1768 anknüpft, deshalb gegenstandslos, weil Kant in seinem letzten Werk, der 1789 erschienenen „Anthropologie“, fortwährend (z. B. § 11, § 22, § 36) sehr heftig gegen Mesmer, Swedenborg und alle Geisterseherei streitet, so daß der verstorbene Leipziger Professor Zöllner nicht das geringste Recht hatte, sich auf ihn zu berufen.

Trotz dieser augenfälligen, unveränderten Gegnerschaft Kants gegen den Spiritismus seiner Zeit wird er doch fortwährend unter einem gegenteiligen Anspruch citiert, und darin liegt eine tiefe Unehrlichkeit der spiritistischen Bewegung, welche uns von vornherein mißtrauisch stimmen muß. So ist Du Prels Annahme eines „transcendentalen Ich“ von Kant ganz ausdrücklich in der „Anthropologie“ als ein großer Irrtum zurückgewiesen worden (Anthropologie, 1. Buch: Vom Erkenntnisvermögen, § 4). Wir sehen in dem Umstand, daß Du Prel trotzdem seine Philosophie auf Kant zurückführen will, daß er Kants Schriften gegen den Spiritismus, z. B. „Die Träume eines Geistersehers“, als Belege für die Sache ansieht, ein weiteres Symptom jener eigentümlichen Zerfaserung des Geistes, welche zuletzt dazu gelangen mußte, den Weingeruch des Mediums und seines Geistes als zweierlei anzusehen. —

Du Prel lehrt nämlich, daß gewisse Traumzustände, sowie die Erscheinungen des Somnambulismus uns zu der Annahme drängen, daß wir Menschen ein doppeltes Ich darstellten. Außer dem bewußten Ich, als welches wir uns im Wachen empfinden, existiere noch ein „transcendentales Ich“, wobei wir indessen nach Du Prels Denkart „transcendental“ ohne weiteres mit „jenseitig“ übersetzen können. Dieses jenseitige Ich komme in uns nur in gewissen abnormen Zuständen, in Träumen, im somnambulen Zustand und auch im Wahnsinn zur Erscheinung. Es trete dann aus der jenseitigen Welt in unsere körperliche Daseinsform ein. Wenn wir z. B. träumen, wir säßen im Schulexamen, würden etwas gefragt, auf das wir uns absolut nicht besinnen, und durch keinerlei Anstrengung fänden wir die Antwort, wenn wir dann weiter träumen, daß plötzlich ein anderer sich neben uns erhebt, welcher die richtige Antwort zu unserem Erstaunen ausspricht, so nennt Du Prel dies eine „dramatische Spaltung des Ichs im Traume“, welche uns zu der Annahme eines doppelten Ichs in uns drängt. Denn thatsächlich sind ja wir es doch, welche einesteils nicht wissen, anderenteils dasselbe wissen, was wir nicht zu wissen scheinen; der andere, der sich erhebt, sind ja doch wir selbst. Man sollte nun glauben, Du Prel müsse wie jeder schärfer denkende Kopf gerade aus einem solchen Traume schließen, daß es nur ein Ich geben kann, denn das wäre die richtige logische Konsequenz; da Du Prel aber eine Untersuchung des Ichbegriffs niemals ernstlich vornimmt, so kann er wohl einen rein funktionellen Vorgang der Phantasie (nicht des Ichs) mit dem Ich fortwährend verwechseln und von der „Spaltung“ einer Einheit reden, die in diesem Sinne gar nicht vorhanden ist. Erfahrungsgemäß stellt sich die Sache so dar, daß wir zum Bewußtsein eines „Ich“ nur im Wachen gelangen. Der Traum, welcher als eine ungeregelte Thätigkeit unseres Hirns erscheint und ebendeshalb jede im Wachen gewonnene Vorstellung und Gewohnheit, wie z. B. die, daß wir uns als „Ich“ bezeichnen, in sein regelloses Spiel verwickelt, kann diesen gewohnheitsmäßigen Begriff auf jede Funktion unserer Seele übertragen. Wie wir schon im Wachen sagen: ich esse, ich trinke, ich gehe spazieren, ich wundere mich,

ohne deshalb zu schließen, daß wir vier oder fünf Ich besäßen, so setzt der Traum dieses Spiel fort in ungeregelter Weise, wo eben das **Bewußtsein** schwindet, daß derjenige, welcher sagt: „ich esse“, derselbe sei, welcher sagt: „ich trinke“. Einzig aus dem Mangel dieses vergleichenden Bewußtseins, welches die Funktionen unserer Seele und unseres Körpers auf eine Einheit bezieht, erklären sich diese sogenanten dramatischen Spaltungen. Du Prels Logik ist nun aber thatsächlich auf dem Punkte angelangt, wo man die **Thätigkeit** eines „Ich“ mit dem Ich selbst verwechselt. Wenn es heißt: „ich esse“ und „ich gehe spazieren“, so ist das der äußeren Erscheinung nach sehr zweierlei. Dennoch wird dies Zweierlei der Thätigkeit (Funktion) auf eine Einheit, „Ich“, bezogen, und das Wort „Ich“ bezeichnet diese Einheit.

Wenn nun „Ich“ wirklich das Wort ist für die **Einheit** vieler Thätigkeiten, so kann dieses Ich niemals eine **Zweiheit** sein, d. h. es kann kein transcendentales „Ich“ geben, so sicher, als Eins nicht Zwei ist. Wenn Du Prel dennoch das, was man etwa die unsterbliche Seele nennt, mit dem Namen „Ich“ bezeichnet, so braucht er ein falsches Wort, und falscher, dilettantischer Wortgebrauch ist es nicht zum wenigsten, welcher diese ganze Philosophie erst ermöglicht. Was einmal so unklar beginnt, kann auch nur unklar enden. So meint Du Prel, daß die Liebe zweier Menschen nichts anderes sei, als das Hereintreten eines dritten transcendentalen Ich (des Kindes) in die empirische Welt, welches sich der beiden „Ichs“ von Vater und Mutter bedient zu dem Zwecke, auf die Welt zu kommen. Du Prel vergißt aber dabei, daß Vater und Mutter zu ihren diesseitigen Ichs, welcher sich das Kind bedient, nach seiner Theorie noch jedes ein transcendentales Ich, ein jenseitiges Ich besitzen, und er bleibt uns die Antwort schuldig, was nun diese transcendentalen „Ichs“ dazu sagen, daß ein anderes vorläufig transcendentales Ich von ihnen Besitz ergreift. Besonders wenn der Fall eintritt, daß ein Paar 25 Kinder hat, von denen aber 13 früher oder später sterben, welches in Summa 54 transcendentale und empirische „Ichs“ ergibt, welche zu einander in Beziehung treten, liegt die Frage nahe, wozu so viel überflüssige Ichs durcheinanderschwärmen. Wir gestehen, daß die ältere Theorie, daß der Storch die Kinder bringe, uns bei weitem philosophischer erscheint, als die wunderliche Multiplikation des Ichbegriffs, welche die „Philosophie der Mystik“ und ihre Metaphysik der Liebe enthält. — Man sieht aber wohl sofort ein, wie eine solche Verwechselung der Begriffe, vor der Kant ausdrücklich warnte, jeden Unsinn im Gefolge haben muß. Denn nun ergibt sich, daß alles Wunderbare, was hienieden auf Erden geschieht, im transcendentalen Ich seine Erklärung findet. Wie wohlfeil solche Denkart ist, wie sie von jeder Tiefe entfernt ist, begreift derjenige, welcher erkennt, daß das alles nur die Erklärung der Dinge auf einen anderen unkontrollierbaren Punkt hinausschieben heißt. Und es ist von da nur ein Schritt zum Glauben an die thörichtesten Geister, und Du Prel hat auch diesen Schritt gethan.

Unter einem Gesamtbegriff „Mystik“ werden eine Reihe von Erscheinungen, welche dem großen Haufen wunderbarer erscheinen als die Gesetze der Natur, zusammengeworfen, Vorgänge, die an sich vollkommen heterogener Natur sind und nur dadurch erklärt werden können, daß sie nichts miteinander zu thun haben. So hat das „Gedankenlesen“ oder das Tischrücken nicht das Entfernteste gemeinsam mit den sogenannten hypnotischen Zuständen, soweit es thatsächliche Vorgänge und die Mitwirkenden nicht auch hypnotisiert sind.

Sagt man kurzweg: die Geister sind dran Schuld, daß eine Schiefertafel zerbricht, oder das „transcendentale Ich“ ist es, welches hellsehend in den „Gedankenleser“ eintritt und ihm sagt, was andere denken, so ist das zwar eine Antwort, aber gar keine Erklärung, sondern es steht thatsächlich auf einer tieferen wissenschaftlichen Stufe als die Belehrung, daß der Storch die Kinder bringe, denn da weiß man doch wenigstens, wie der Storch aussieht.

Zu welchen Resultaten man auf einem einfachen und naturwissenschaftlichen Wege gegenüber jenen Rätseln gelangt, welche uns die sogenannten Medien aufgeben, wollen wir an einigen Beispielen zeigen. Da ist als bekanntestes Rätsel das sogenannte „Gedankenlesen“. Was wir hier niederschreiben, ist durch zahlreiche Versuche und Experimente bestätigt, wir haben sogar die sogenannten Geisterphotographien angefertigt und die merkwürdigsten Phantome auf der photographischen Platte erzeugt, welche die in Aksakows „Psychischen Studien“ mitgeteilten und die sonst im Publikum cirkulierenden Photographien an Geisterhaftigkeit noch bei weitem übertreffen. Wir sprechen die Ueberzeugung aus, daß die Geisterphotographien samt und sonders das sind, was man „Schwindel“ nennt, da sie außerordentlich leicht herzustellen sind.

Zunächst das „Gedankenlesen“. Man thut gut, zur Erklärung einer merkwürdigen Erscheinung immer ihre einfachste Form zunächst der Betrachtung zu unterwerfen. Diese ist beim sogenannten Gedankenlesen die, daß jemand sich die Augen verbinden läßt, einen anderen bei der Hand nimmt und ihm aufgibt, irgend einen Gegenstand im Zimmer mit Energie sich vorzustellen. Derjenige, welcher die Augen verbunden hat, wird den anderen mit Sicherheit bis zu dem betreffenden Gegenstande hinführen. Zur Erklärung dieses Vorganges hat man eine Reihe vager Begriffe, wie „Gedankenübertragung“, „unbewußte Beeinflussung“, eingeführt, welche den Keim der Verwirrung auch in die Erklärung weiterer Versuche getragen haben. Thatsächlich ist die Auflösung des Rätsels folgende: Jedes lebhafte Raumgefühl im Menschen äußert sich durch eine Pantomime, welche nur in seltenen Fällen unterdrückt werden kann. Im großen Finger (Mittelfinger) desjenigen, welcher sich deutlich einen Gegenstand im Zimmer vorstellt, wird ein Zucken oder ein leiser Druck eintreten, welcher nach der Richtung hinweist, wo der Gegenstand sich befindet. Der „Gedankenleser“, dem die Augen verbunden sind, hat die gesamte empfindende Kraft seines Nervensystems auf die Bewegungen in der Hand des Geführten konzentriert. Er wird daher auch die leiseste Andeutung einer Richtung, nach welcher der Finger des Geführten weist, er wird den feinsten Druck empfinden, und er folgt nun der Richtung, bis die beiden

Hände auf den betreffenden Gegenstand treffen. Die wunderlichen Bewegungen, welche man mit der Hand des Geführten vornimmt, indem man sie hie und da in Kreisbögen suchend herumbewegt, dienen dazu, den Geführten zu jenen unwillkürlichen Reflexbewegungen in seinen Fingern leichter zu veranlassen. Sie sind ein Kunstgriff, der uns oft ziemlich hartnäckige Leute doch noch „herumkriegen" ließ. Wir haben an fortwährenden und zahlreichen Experimenten immer wieder und wieder die Thatsache bestätigt gefunden. In dieses Gebiet gehört das Schreiben, Zeichnen mit Berührung der Hand des anderen u. s. w. Es ist auch hier nichts anderes, als daß der Gedankenleser einem leisen Druck folgt, den die Hand des anderen ausübt. Dieser stellt sich nämlich, indem er an ein bestimmtes Wort denkt, unwillkürlich die Pantomime des Schreibens vor. Und diese Pantomime wird ausgelöst als ein feiner Reflexdruck, welchem der „Gedankenleser" um so sicherer folgt, als er die Augen verbunden hat und so durch keinen anderen Eindruck gestört wird.

Bei weitem wunderbarer erscheint eine andere Form des Gedankenlesens, die aber im Grunde noch viel mechanischer sich erklärt. Die Zeitschrift „Sphinx" teilte vor einiger Zeit mit großer Emphase Experimente folgender Art mit. Einer Dame oder einem Herrn von großer Empfindlichkeit des Nervensystems, was die Sache immer begünstigt, werden die Augen verbunden. Ein anderer Herr, welcher sich für „Beeinflussung" veranlagt hält, was aber ganz überflüssiges Zubehör ist, stellt sich hinter der betreffenden Person mit den verbundenen Augen auf und hält eine oder beide Hände in einer gewissen Entfernung über ihr Haupt. Er stellt sich irgend einen Gegenstand im Zimmer vor oder verabredet vorher mit einer dritten Person, daß man irgend einen Blumentopf oder ein Nähtischchen als die Sache annehmen wolle, zu welcher die Person mit den verbundenen Augen führt. Thatsächlich gelingt es in zahlreichen Fällen — keineswegs immer —, daß die Person mit verbundenen Augen langsam und nach und nach bis zu dem Punkte gelangt, den man meinte, und den betreffenden Blumentopf in die Hand nimmt, wie man vorher, ohne ihr Wissen, verabredet hatte.

Auch hier hat man sogenannte mediumistische Kräfte, „unbewußtes Hellsehen", magnetische und andere unbekannte „transcendentale" Einflüsse im Lager der Spiritisten zur Erklärung nötig gefunden; ja, selbst ernsthaft zu nehmende Denker haben zu neuen, unbekannten Naturkräften ihre Zuflucht genommen, welche ins Spiel kommen sollen. Wir wollen hier nun keineswegs in Abrede stellen, daß es viele uns unbekannte Kräfte der Natur gebe, wie es zahlreiche chemische Stoffe gibt, die wir von Tag zu Tag neu entdecken; wir wollen nicht bestreiten, daß die Erforschung der uns unbekannten Gesetze der Natur eine wichtige Aufgabe der Wissenschaft ist. Wenn wir aber eine solche Erscheinung wie obige sehen, so ist zunächst die Pflicht des ehrlichen und wissenschaftlichen Beobachters, zu untersuchen, wie weit das uns bekannte gesetzliche Walten der Natur eine Erklärung zuläßt, und erst, wenn da all unser Wissen, wenn jahrhundertlanges Forschen und Versuchen, die Sache dem Konnex bekannter Naturvorgänge einzuordnen, fehlschlägt, erst dann haben wir das Recht, eine neue Kraft anzunehmen, welche als letzte Formel für den betreffenden Vorgang dient.

In dieser Lage sind wir nun obiger Erscheinung gegenüber keineswegs. Die ziemlich einfache Erklärung ist diese: Wenn irgend eine Person hinter uns steht, so bringt dies unser Raumgefühl in eine ganz eigentümliche Aufregung, welche bei nervenschwachen Personen besonders hervortritt. Es ist ein allgemeiner Instinkt der Natur, daß man gern den Rücken frei hat. Steht nun eine Person hinter uns, während wir die Augen verbunden halten, so nötigt diese Person uns, gewissermaßen aus rein mathematischen Gründen, daß wir an den Punkt gelangen müssen, an welchen jene Person will. Denn das letztere gehört dazu. Will die betreffende Person nicht, daß wir hinkommen, so gelingt das Experiment nicht. Der Wahn, daß sie uns mediumistisch beeinflussen möchte, ist nichts anderes, als der Wille, daß wir an den betreffenden Ort gelangen. Indem sie die Hand über unser Haupt hält, bringt sie sich in eine Lage, welche es sehr erschwert, daß sie andere willkürliche Bewegungen macht, welche dem Gelingen hinderlich sind. Wir thun den ersten Schritt nach vorwärts; der andere mit der Hand über unserem Haupte folgt uns. Wir machen einige Schritte und suchen rückwärts zu treten. Ohne daß er es selbst weiß, wird der Hintermann uns gewissermaßen als ein Steuerruder dienen, welches die Richtung unserer Fahrt bestimmt. Wir können gar nicht anders, als an den Ort kommen, welchen er will, weil er uns bei jeder falschen Bewegung, die wir nach rückwärts machen, im Wege ist, zufolge seiner nahen Stellung hinter uns, denn meist ist, da er die Hand über uns hält, nicht mehr als ein Fuß, ein halber Fuß Raum zwischen uns. Da er nun, weil er thatsächlich nach der bestimmten Richtung will, eine Neigung hat nach der betreffenden Gegend, wozu ihn die emporgehobenen Arme besonders zwingen, indem sie ihn gewissermaßen wehrlos machen gegen sein eigenes Raumgefühl, ihm das Gleichgewicht der Raumempfindungen erschweren, so treibt er uns, wie der Hirt seine Herde, ganz allmählich zu dem Ort, den er denkt. Er ist mit einem Betrunkenen zu vergleichen, der auch das Gleichgewicht seiner Raumempfindungen nicht herstellen kann, zufolge gewisser Wirkungen des Getränkes auf sein Kleinhirn und die Medulla oblongata, welche die Funktionsträger unserer Gleichgewichtsstellung sind (vergl. Ferrier, „Hirnfunktionen"). Wir haben die Augen verbunden, ebendeshalb haben wir eine außerordentlich gesteigerte Raumphantasie. Gehen wir nach einer falschen Richtung, so ist der Hintermann in Verlegenheit, er setzt die Füße, bei dem geringen Raum, der uns trennt, mit einem gestörten Rhythmus. Manche sensitive Frau folgt ganz unbewußt diesen Eindrücken. Geht sie zufällig nach der richtigen Richtung, so wird das Hinterherschreiten leichter sein, wie bei einem Regiment Soldaten, und in dem Umstande, daß der Hintermann leicht und fast mit dem Rhythmus unserer eigenen Füße hinter uns geht, haben wir die Bürgschaft, daß wir auf dem rechten Wege sind. Biegen wir nun z. B. ab, so wird, wenn wir in der rechten Richtung sind, eine Kollision nicht eintreten, weil der Hintermann auf

die betreffende Schwenkung, sei sie schnell oder langsam, vorbereitet war. Biegen wir nach der falschen Richtung, so muß er unwillkürlich den Schritt wechseln oder stocken, schon um unsere Richtung einschlagen zu können, und h.erin liegt für uns ein Signal. Mit der Leichtigkeit des Vorgehens ist für Frauen und unbewußtere Naturen auch schon das Gelingen gefördert; ein Stocken, ein unharmonisches Verziehen wirkt an sich lästig, und so wird man unwillkürlich eine andere Richtung wählen. Die Auswahl der Richtungen ist außerdem noch eine geringe, selten mehr als vier. Bei alledem wirkt auf die sogenannten Medien, denn nur diesen Personen gelingt die Sache, eine Beobachtung mit, welche wir folgendermaßen erklären. Tritt man im Dunklen in ein Zimmer, ohne etwas zu sehen, so hat man, kurz ehe man sich einer Mauer nähert, an die man dann vielleicht anstößt, eine eigentümliche Empfindung von der Nähe eines Gegenstandes. Dieselbe wirkt zumeist unbewußt auf die Stirngegend um die Nasenwurzel, auf die Wangen, sie kann auf die vorgestreckten tastenden Finger wirken wie ein eigentümlicher, undefinierbarer Druck. Je empfindlicher unser Nervensystem ist, desto mehr verspürt man auch diesen Druck. Es ist nun noch viel zu wenig gewürdigt, wie unendlich feinfühlig überhaupt das Nervensystem und die ganze Organisation des Körpers eines normalen Menschen ist. Man hat nachgewiesen, daß der Unterschied zwischen der Luft im Walde mit ihrem Gehalt an Kohlensäure und sonstigen Stoffen im Vergleich mit der Stadtluft ein verschwindend geringer ist. Dennoch reagiert insbesondere unser gesamtes Nervensystem beim Aufenhalt in Waldluft auf diese verschwindend geringen Unterschiede dermaßen, daß uns sofort ein Wohlgefühl überkommt und wir begierig diese um so wenig Grade „bessere“ Luft atmen. Der leichte Dunst des Chloroforms hingegen beraubt uns sofort unserer Sinne, ja tötet für einige Zeit alle Fähigkeit der Schmerzempfindung. Bei dieser außerordentlichen Feinfühligkeit schon des normalen Nervensystems darf es nicht wunder nehmen, daß eine abnorm gesteigerte Empfindlichkeit, wie sie nervöse Menschen haben — und nichts anderes waren all die Medien, die wir kennen lernten —, auf Eindrücke reagiert, die anderen verschlossen bleiben, denn die geringsten Unterschiede der äußeren Einflüsse oder der inneren Beschaffenheit des Nervensystems vermögen sehr verschiedene Wirkungen hervorzubringen. Wir sind keineswegs genötigt zur Annahme besonderer „mediumistischer“ Kräfte, sondern einzig eine gesteigerte Empfindlichkeit nervöser Personen im Verein mit gewissen Bedingungen des Experimentes von vorwiegend mechanischer Art wird die meisten bezüglichen Erscheinungen erklären. — Jener Druck, welchen wir spüren, wenn wir uns im Dunklen einer Mauer nähern, erklärt sich daraus, daß diese Mauer entweder Wärme oder Kälte ausstrahlt, daß andere rein physikalische Wirkungen von ihr ausgehen, welche bei den geringen Graden, um die es sich handelt, mehr als ein undefinierbarer Druck wirken. Sogar die Geruchsempfindungen, wenn die Mauer vielleicht nach der Tünche riecht, werden mehr als ein allgemeiner Druck gedeutet, als daß man sich zum Bewußtsein bringt, daß man die Nähe der Mauer thatsächlich riecht.

Ist nun einer Person von stark nervöser Anlage das Auge verbunden, so ist sie ganz einer intensiveren Empfindlichkeit aller übrigen Sinnesorgane, des Tastsinns, des Geruchs und Gehörs, überliefert. Nicht die geringste mediumistische Kraft wirkt auf sie, sondern sie empfindet das ganze Rückgrat hinauf jenen undefinierbaren Druck von der hinter ihr stehenden Person. Von dieser Person gehen nun keineswegs „mediumistische Kräfte“ aus, sondern sie strahlt Wärme aus, wie die Mauer, und zahlreiche andere physische und allen bekannte Wirkungen vereinigen sich zu der eigentümlichen, unbestimmten Druckwirkung. Es ist manchmal, als würde man thatsächlich geschoben, so lebhaft reagiert unsere Haut auf diese Einflüsse. Und unbewußt folgt nun die Person, welche die Augen verbunden hat, bei ihrer gesteigerten Nervenempfindlichkeit der rückseitigen Wirkung dieser Drucksäule, welche sich aus Wärmeempfindungen, unbewußten Geruchsempfindungen, aus den leisesten Gehörempfindungen des Atmens, der Bewegungen des Hintermannes zusammensetzt. Der Umstand, daß allerhand kleine Irrtümer vorkommen, erhärtet, daß zuletzt der glückliche Zufall mitspielt; will er nicht gefügig sein, so haben die Herren Spiritisten die bequeme Ausrede: „Er ist kein Medium“, oder „Das Medium ist nicht disponiert“. Dies ist aber nur eine Phrase. — In allen Dingen aber macht Uebung den Meister, und diese spielt eine große Rolle bei dem „Gedankenlesen“, welches ein thatsächliches „Erraten“ des Inhaltes der Gedanken eines anderen ist. Thörichte Worte verwirren ja immer die Fragen. Man erfindet das Wort „Gedankenlesen“ für etwas, das allein „Gedankenerraten“ ist.

Wir versagen uns hierauf einzugehen, welches ein Eingehen auf die mehr psychologische menschliche Fähigkeit des „Erratens“ und Rätsellösens, die wir ja aus Charaden und Rätseln genugsam kennen, wäre, da wir zunächst darthun wollen, wie heterogen ihrer innersten Art nach all diese „mediumistischen“ Erscheinungen sind, und welch eine wissenschaftliche Thorheit darin liegt, sie unter einem Gesamtbegriff zusammenzustellen, um womöglich eine eigene Wissenschaft darauf zu begründen. War es bei der ersten Form des Gedankenlesens eine einfache Reflexerscheinung, welche das Kunststück ermöglicht, so war es bei der zweiten eine Kombination von Schlüssen aus Eindrücken auf verschiedene Nerven- und Sinnesthätigkeiten, welche der Sache zu Grunde liegen, einschließlich einer Art von mechanischer Nötigung, welche im Hinterhergehen liegt.

Auf ein ganz anderes Gebiet von Naturgesetzen führt uns das sogenannte Tischrücken. Wenn eine „nervöse“ [1]) Person auf eine leichte Tischplatte mit aufgestellten Fingerspitzen in bekannter Weise die Hände aufstützt, so wird sehr bald ein Vibrieren der Tischplatte eintreten, und zwar um so sicherer, je ruhiger man die Hände hält. Wer indessen die Sache begriffen hat, kann sofort, sowie er die Finger aufstützt, ganz nach Belieben die Tischplatte erzittern machen. Es

[1]) „Nervös“ ist sehr oft nur der Ausdruck für eine gewisse Schwäche, über die Muskelbewegungen zu gebieten, woraus das Zittern und Vibrieren nervöser Menschen resultiert.

geschieht durch einen einfachen Muskeldruck aus den Muskeln der Innenseite des Oberarms. Hält man die Hand ruhig, so pflanzt sich die Druckbewegung auf die Tischplatte fort, in der sie als peripherisches Erzittern bemerkt wird. Durch die fortgesetzten Zusammenziehungen des Muskels, welche zuletzt zum thatsächlichen Muskelzittern werden, wird der intermittierende Druck unterhalten. Daß die Tischplatte erzittert, entspricht z. B. vollkommen der bekannten Thatsache, daß, wenn man auf einen Tisch am einen Ende einen Schlag ausübt, am anderen Ende die Teller klirren.

Das ist die einfache Grundlage der elementaren Erscheinungen des Tischrückens, das sich überall aus einer Kombination mechanischer Kräfte zusammensetzt, soweit es verbürgte Thatsachen sind, das aber irgend einer weiteren Erklärung nicht bedarf, wo es sich um Schwindel handelt. Wenn Slade, nach dem Bericht eines Augenzeugen, um den Tisch zur Neigung zu bringen, sich mit aller Macht auf die Tischkante mit den Armen auflegte, bei welchem Betrugsversuch er ertappt wurde, so ist diese Art von Tischrücken ja nichts anderes, als die gröbste Art, eine Gleichgewichtsstörung hervorzubringen.

Eine solche findet denn auch thatsächlich statt, wenn mehrere Personen um einen Tisch mit aufgelegten Händen sitzen. Es geschieht nichts anderes, als daß nach einer Weile jeder den oben geschilderten Muskeldruck ausüben lernt, auch ohne zu wollen, indem von der anstrengenden Haltung der Arme allmählich ein leises Muskelzittern beginnt, welches als fortgepflanzter Druck in die Platte sich fortsetzt, welche demgemäß erzittert, ja erbebt. Da nun der Druck und die Stärke desselben von seiten der einzelnen Personen von oft großer Verschiedenheit sind, so findet eine Gleichgewichtsstörung ganz eigentümlicher Art statt. Es pflanzt sich nämlich der fortgesetzte Druck notwendig in die Tischbeine fort, wie man auch fühlen kann, daß durch diese das Vibrieren in der Tischplatte sich fortsetzt. So gut ein auf den Tisch ausgeübter Schlag sich in das Tischbein fortsetzt, so gut sucht auch der Druck seinen Weg dahin. Es wird nun thatsächlich von mehreren Personen eine außerordentlich große Kraft in fortgepflanzten Druck umgesetzt. Da dieselbe aber von jeder Person mit verschiedener Kraft erfolgt, so findet eine Gleichgewichtsstörung im Tischbeine statt, welche zuletzt dasselbe nötigt, umzufallen, besonders wenn etwa eine Person die Hand wegzieht. Man kann nämlich den Gleichgewichtsdruck, welchen die Tischplatte auf das Bein unter ihr ausübt, in Abzug bringen, und man wird den ganzen Vorgang dann sehr leicht verstehen. Nur durch die Herstellung eines allgemeinen Gleichgewichts durch die Kunst des Tischlers steht ja der Tisch fest und fällt nicht um. Der Druck wirkt senkrecht auf die Tischbeine. Er ist gleich der Last der Tischplatte. Er wird aufgehoben durch einen Seitendruck, welcher gleichfalls gleich der Last der Tischplatte sein muß. Vermag man einen solchen herzustellen, so gelingt das Experiment, und man kann zum populären Verständnis desselben die Sache so betrachten, als sei die Tischplatte überhaupt nicht vorhanden, und es handle sich nur darum, ein oder auch mehrere Tischbeine zum Umfallen zu bringen. Es ist der Einsicht eines jeden plausibel zu machen, daß dazu irgend welche übernatürliche Kräfte nicht gehören; da das Tischbein nicht auf dem Boden festgeleimt ist, also als ein freistehender, im senkrechten Gleichgewicht befindlicher Stab oder Stock angesehen werden kann, so begreift man, daß ein solcher so leicht wie irgend ein Kegel ins Wanken zu bringen ist durch einen geringen ausgeübten Seitendruck. Thatsächlich wird nun, indem man in bekannter Weise eine Kette von Händen am Tischrande hergestellt, allmählich eine von allen Seiten wirkende Masse von Druck bewerkstelligt, welche die Last der Tischplatte vollkommen aufhebt. Da diese Druckmasse sich nicht in die um den Tisch sitzenden Personen fortpflanzen kann, weil diese fortwährend neuen Druck produzieren, so ist das Resultat gleich einer Aufhebung der Schwerkraft der Tischplatte. Es ist durchaus nicht nötig, daß die gegen den Tisch stemmenden Hände die Tischplatte wirklich heben, was man gern verwechselt; es genügt, daß durch den seitlich wirkenden Druck die senkrecht nach der Erde wirkende Schwerkraft aufgehoben sei. Der seitliche Druck findet nun thatsächlich in horizontaler Richtung statt oder in einem so geringen Winkel, welcher durch die Stärke der Tischplatte wieder ausgeglichen werden kann. Je dicker die Tischplatte ist, desto größer kann auch verhältnismäßig noch der Winkel sein, unter dem die aufhebenden Kräfte ansetzen, nach einem einfachen Gesetze der Schwerkraft. Meist aber wirkt der Druck fast ganz horizontal auf die Tischplatte. Die Arme werden nämlich dadurch, daß man die Fingerspitzen aneinandersetzt, zu einer Haltung gezwungen, in welcher die Wirkung der Muskelkraft horizontal einsetzen muß, oder doch mindestens in einer Art, welche nicht nach abwärts wirkt. Wird der letztere Fehler begangen, so bringen bei einem vierbeinigen Tische keine Geister der ganzen Welt das Tischrücken zu Wege[1]). Die eigentümliche Verwechselung, welche den meisten Menschen passiert und ihnen die Sache über die Maßen wunderbar erscheinen läßt, ist der Umstand, daß sie sich bewußt sind, mit ihren Händen ganz leicht auf der Tischplatte aufzuruhen, ohne mit der Hand zu drücken. Deshalb meinen sie und die Spiritisten, es sei überhaupt nicht möglich, daß Druckwirkungen die Sache erklären. Aber gerade, weil man die Hand verhältnismäßig ruhig hält, vermag die gleichmäßige Fortpflanzung des Druckes zu erfolgen, zumal die Fingerspitzen, respektive die Ballen der Hand, durch welche der horizontale Druck sich fortpflanzt, ein so außerordentlich elastisches Mittel sind, daß man den Uebergang des Druckes kaum bemerkt. Ein weiterer Umstand kommt hinzu. Auch wenn die beteiligten Personen allmählich mit der Hand, mit dem Arm, ja mit dem Oberkörper einen ganz kolossalen Druck ausüben — bekanntlich merken sie es zumeist erst hinterdrein an der immer eintretenden starken Ermüdung nach der Sache —, kommt es ihnen nicht zum Bewußtsein, weil die Empfindungen des Nervensystems durch die Berührung der Fingerspitzen nach einer ganz anderen Richtung in Anspruch genommen sind. Diese Ab-

[1]) Bei einem Nipptischchen, wo andere Gleichgewichtsverhältnisse herrschen, kann man auch andere Druckrichtungen zur Anwendung bringen.

lenkung der Empfindungskraft bewirkt eine um so stärkere Entwickelung von Druckkraft der Muskeln, wozu sich massenhafte Analogien aus der Physiologie würden mitteilen lassen. Es vergeht naturgemäß immer eine gewisse Zeit, ehe der gleiche Zustand alle Mithandelnden erfaßt. Ist nun durch diese wagerechte Aufhebung der Schwerkraft der Tischplatte die Hauptsache erreicht, so genügen geringe, senkrecht nach abwärts oder schräg wirkende Kräfte, um den Tisch ins Schwanken zu bringen, derart, daß eine leichte, unbewußte Reflexbewegung in den Muskeln des Mediums ausreicht, um das Pochen und Klopfen und anderen Spuk zu veranlassen. Der Fehler ist zumeist, daß man sich vor allem nicht vergegenwärtigt, welche kolossale Kraft ein Menschenmuskel zu entwickeln fähig ist, demgemäß auch nicht begreift, wie ein Tisch geradezu durch das Zimmer umhergejagt werden kann, zumal man zuletzt eigentlich nur die Tischbeine herumzujagen, d. h. deren geringen Widerstand zu überwinden hat, wenn einmal die Schwere der Platte paralysiert ist. Ein Mann von mittlerer Stärke hebt mit einem Arm leicht einen Centner in die Höhe, und es ist, je nach der Lage des Armes, unter Umständen die Kontraktion eines einzigen Muskels, welche gleich einem Centner Kraft ist. Dementsprechend genügt ein ganz leichter Druck von fünf bis sechs Personen, den man selbst kaum zu merken glaubt, um nach einiger Zeit, bei richtiger Verteilung des Druckes, ein paar Centner lebendiger Kraft in die Tischplatte fortzupflanzen, welche nur einen mechanischen Anlaß erwartet, um auch für die nötigen Centner Unfug treiben zu können im Verein mit den bewußt und unbewußt dirigierenden Händen der Menschen. Durchschnittlich hat aber eine Tischplatte nicht leicht über einen Centner Gewicht. Fünf Personen würden zunächst mit Leichtigkeit, da sie über zehn Arme verfügen, diesen Seitendruck herstellen; der einzelne Arm hat da nicht mehr als zehn Pfund Kraft zu leisten, eine Leistung, die als Druckbewegung von außerordentlicher Leichtigkeit erscheint. Dabei berechnen wir außerordentlich hohe Ansätze; ein kleines Tischchen, dessen Platte nicht mehr wie fünfzig Pfund hat, braucht eine so geringe Quantität Seitendruck, um in der Schwebe erhalten zu werden, wenn etwa plötzlich der Boden verschwände, auf dem es steht, daß die Beteiligten nicht das Geringste davon merken, daß ihr Arm (bei fünf Personen) fünf Pfund produziert, zumal dieser Arm selbst seine guten fünf, sechs Pfund und mehr wiegt. Da erscheint denn „geisterhaft", was die bekanntesten Leistungen der einfachsten Naturgesetze sind.

Einem verwandten Gebiete mechanischer Kraft gehören eine Reihe Experimente an, wie das Zerschmettern der Schiefertafeln, welches Slade und andere vorgeführt. Nun, wir haben es mit eigenen Augen gesehen, wie ein oberbayrischer Knecht durch einen einzigen kurzgeführten Faustschlag einen Stein zerschlug, obwohl dieser Mann nicht behauptete, von Geistern besessen zu sein, die ihm dazu halfen. So hat mancher im Umsehen ein Thalerstück zerbrochen in zwei Hälften einzig durch einen gewissen Aufwand von Muskelkraft, welche am richtigen Punkte einsetzt. Ein verhältnismäßig geringer Schlag genügt, um den scheinbar festesten Bergkrystall, ja Diamanten zu spalten und in kleinere Krystalle zu zerspellen, wenn es gelingt, die richtige Achse seines Krystallisationsprincips ausfindig zu machen. Das festeste mineralische Gefüge hat sozusagen seine „Achillesferse", von der aus man es in seine Teile zerspellen kann mit einem viel geringeren Kraftaufwand, als sonst zu seiner Zerstörung nötig ist.

Es ist auf Grund dieser Thatsachen möglich, daß jemand eine Schiefertafel in den Händen hält und, ohne daß seine Finger scheinbar auch nur zucken, durch einen Muskeldruck, welcher plötzlich und mit der nötigen Kraft erfolgt, die Tafel in lauter Splitter auseinanderbricht. Schiefer ist dazu ein außerordentlich günstiges Material, weil sein inneres Gefüge, einmal an einem Punkte zersplittert, ganz von selbst weiter auseinanderblättert. Es ist unglaublich, welche Unkenntnis von Dingen, die jeder Knabe kennt, der mit der Schiefertafel zur Schule geht, oft unter den Spiritisten herrscht. So ist es mehrfach als ein Wunder hingestellt worden, welches augenscheinlich auf der Wirkung einer „magnetischen" oder sonstigen „mediumistischen" Kraft Slades und anderer dieser Künstler beruhe, daß nach dem plötzlichen Krach, welcher die Schiefertafel zerschmettert, dieselbe hinterdrein sich ganz von selbst noch weiter spaltet und in kleine Splitter zerfällt. Ein wenig mineralogische Kenntnis, ein Besuch in einem Schieferbruch, die Beobachtung von der Art wie bei einem Erdbeben, wo ja ein ungeheurer Druck wirksam ist, ganze Felsmassen mit demselben unheimlichen Knistern ihr inneres Gefüge verlieren, würde hier wohl sattsam überzeugen, wie wenig „magnetische" und wie sehr die bekannten Kräfte des Druckes und Stoßes wirken.

Jedermann gibt zu, daß, wenn auf eine Schiefertafel ein Stoß von etwa eines Centners Kraft mit irgend einem Instrument ausgeführt wird, dies die Schiefertafel unfehlbar zerbricht. Würde man ein Centnergewicht auf eine dünnere Schiefertafel auch nur ruhig daraufsetzen, so würde die Schiefertafel allein von der Stärke dieses Druckes zerbersten. Es ist just die Eigenschaft des Schiefers, daß er nur einem geringen Druck widerstehen kann; darum nennen wir Schiefertafeln zerbrechlich.

Mehr wie einen Centner Kraft braucht ein Slade nicht in den Muskeln seines Ober- und Unterarmes zu produzieren, aber er hat mit Leichtigkeit zwei Centner Kraft zur Verfügung, wie jeder einigermaßen kräftige Mann, und was ihn vor anderen auszeichnet, ist nur die Uebung, diese Kraft am rechten Punkt und mit der rechten Geschwindigkeit auf das blätterige innere Gefüge der Schiefertafel wirken zu lassen, wenn er es nicht vorzieht, noch einfachere Methoden anzuwenden, über die jeder Taschenspieler Auskunft gibt. Ein solcher Mann kann thatsächlich glauben, er habe eine „magnetische" Kraft in sich entwickelt durch die lange Vorübung, welche ja all diese „Medien" brauchen, während er in Wirklichkeit nur sein Muskelsystem ausbildete. Die Ausbildung der Muskeln, welche z. B. das Klavierspielen erheischt, das auch niemand ohne weiteres kann, mag als eine Analogie dienen, um es glaubhaft zu machen, daß man auch die Muskeln nach ihrer

Fähigkeit, einen Stoß zu erzeugen, sehr wohl ausbilden kann.

Legt man auf ein Nipptischchen oder ein derartiges kleineres, einfüßiges Tischchen eine Stahlfeder mit dem Rücken auf die Tischplatte und legt eine oder beide Hände an den Rand der Tischplatte, übt man sodann im Ellenbogengelenk einen nicht allzustarken Muskeldruck aus in der Richtung auf die Stahlfeder zu, so wird zunächst die Stahlfeder in ein heftiges Vibrieren geraten, gerade als sei ein Magnet in der Nähe. Uebt man den Druck stärker aus, so beginnt die Stahlfeder sich im Kreise zu drehen, und man hat es vollkommen in seiner eigenen Gewalt, indem man leise mit dem aufdrückenden Arm nach rechts oder links zu den Druck am Rande der Tischplatte einsetzen läßt, die Stahlfeder nach der Richtung sich drehen zu lassen, nach welcher man will. Dem Ungeübten werden dabei die Hände stark zittern, der Geübte aber vermag dieselbe Erscheinung hervorzubringen, da er die Muskeln der Hände in seiner Gewalt hat, ohne daß die Hände zittern, außer etwa die Innenseite der Hand, die niemand sieht. Setzt man nun den Druck wiederholt in geradliniger Richtung auf die Stahlfederspitze zu ein und übt den Muskeldruck mit angemessener Stärke aus, so kommt allmählich die Stahlfeder auf die Hand zugehüpft in kleinen Absätzen. Dies kann jedermann, auch der Ungeübteste, der diese Zeilen liest, binnen einer Viertelstunde lernen. Es ist ein Hauptkunststück der Medien, und thörichte Philosophen und schlecht unterrichtete Laien haben es aus einer „magnetischen" Kraft zu erklären gesucht, weil die Wirkung den Wirkungen der Anziehungskraft äußerlich so ähnlich ist.

Es ist aber thatsächlich nur eine durch fortgesetzte, stoßweise Auf- und Abbewegung der Tischplatte bewirkte Schwankung der Stahlfeder oder des Papierkügelchens um ihre Gleichgewichtslage. Jener fortgesetzte Muskeldruck, d. h. das Muskelzittern, bewirkt nichts anderes, als ununterbrochen fortgesetzte Stöße auf die Tischplatte.

Man sieht, es ist ein anderes Gebiet von Naturerscheinungen, welches hier erklärend wirkt, als bei den früher geschilderten, sogenannten „mystischen" Vorgängen. In das Gebiet der sogenannten optischen Täuschungen gehören dagegen unseres Erachtens die sogenannten Schiefertafelschriften. Wir verzichten, an dieser Stelle dieselben zu erklären, da fast jedes Medium seine eigene Methode hat, dieselben zu bewirken und herzustellen, und jeder derartige Künstler noch seine eigenen Kunstgriffe hat, die ihm naturgemäß nicht so leicht jemand ablauschen wird. Wie aber die ganze Sache unter Umständen das Ei des Kolumbus sein kann, mögen einige Beobachtungen andeuten, aus welchen der Scharfsinn des Lesers selbst die nötigen Schlüsse ziehen mag.

Eine frisch abgewischte, feuchte Schieferplatte, ebenso eine trocken blankgeputzte hat mehrere interessante Eigenschaften. Legt man zunächst ein Stückchen Schieferstift auf dieselbe und hält sie wagerecht unter eine Tischplatte, wie die Medien zu thun pflegen, so kann man das Geräusch des Schreibens hervorbringen fast bis zur vollkommenen Täuschung, wenn man die Schiefertafel etwas schräg hält und nun in wohlabgemessenen Intervallen den Stift leise hin und her rollen läßt. Die leichteste Art, das täuschende Geräusch des Schreibens hervorzubringen, aber ist, daß man mit einem Fingernagel der Hand, mit welcher man die Tafel hält, leise auf dem Schiefer schabt. Es dürfte die am meisten geübte Art sein, wozu nur die entsprechende Pflege der Fingernägel gehört, um die Täuschung vollkommen zu machen. Ebenso vermag man mit dem Fingernagel sehr gut auf Schiefer zu schreiben.

Blickt man nun seitwärts unter den Tisch — und anders kann man dies nicht gut bewerkstelligen —, so tritt ein eigentümliches optisches Gesetz ein. Es ist jedermann bekannt, daß, wenn man sich im Anblick einer weiten landschaftlichen Aussicht bückt und etwa von der Seite oder zwischen den Beinen von unten sich die Gegend ansieht, alle Gegenstände sich etwas verschieben. Eine Ebene scheint fast senkrecht aufzustehen, die Häuser oder Berge am Horizont scheinen kleiner, das Himmelsgewölbe weit tiefer und größer, ja die Gegenstände scheinen in den Himmel hinunterzuhängen. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist die veränderte Lage der Sehachse unserer Augen und demgemäß die andere Ausdeutung des Bildes, das farbiger und intensiver erscheint.

Blickt man seitwärts unter den Tisch, so tritt derselbe Zustand ein. Damit es aussehe, als sei die Schiefertafel vollkommen wagerecht, muß auf Grund dieses Gesetzes dieselbe etwas schräg gehalten werden. Der Griffel auf der Schiefertafel scheint nicht zu liegen, sondern schräg gegen die Tafel geneigt. Wenn sie recht blank geputzt ist oder frisch und feucht abgewischt, erscheint zugleich ein Spiegelbild des Griffels auf der Tafel, welches wir aber bei der trüben Spiegelung im Schiefer unter Umständen mit dem Schatten verwechseln. Diese Verwechselung aber läßt die Täuschung aufkommen, als liege der Griffel nicht, sondern als sei er gegen die Tafel geneigt. Rollt er nun zugleich, so sieht es aus, als bewege sich der Griffel wie von der Hand eines Schreibenden nach der Seite, denn das Spiegelbild, der vermeintliche Schatten des Griffels, bewegt sich mit nach der Seite. Man wird schwören, bei geschickter Ausführung des Experiments, daß man den Griffel nicht nur habe schreiben hören, sondern es sogar gesehen, während man das Opfer einer doppelten Sinnestäuschung ist. Ist die Tafel trocken, so daß sie nicht spiegelt, so ist es wichtig, von welcher Seite das Licht auf den Griffel fällt und dessen Schatten wirft. Wird im richtigen Verhältnis dazu die Tafel geneigt, so ist das Resultat dasselbe.

Bekannt ist des weiteren, daß, wenn eine Tafel noch feucht ist vom Schwamm und mit möglichster Feinheit ein paar Worte vollkommen unhörbar leicht, ohne den Griffel aufzudrücken, darauf geschrieben werden, niemand etwas von dieser Schrift sieht. Sowie die Tafel aber trocken ist, steht die Schrift mit vollkommenster Deutlichkeit darauf. Wer sich geübt hat, Spiegelschrift zu schreiben, was sehr viele können, kann leicht mit einer Hand eine Tafel unter den Tisch halten, mit zwei Fingern dieser Hand einen Griffel führen oder mit dem Nagel schreiben auf der Untenseite der

Gedankenlos. Von J. V. Carstens.

Tafel, ohne daß man etwas hört, weil die Tafel feucht ist. Was man so von unten in verkehrter Schrift schrieb, kommt dann beim Ansehen als aufrechte Schrift heraus. Hält man die Tafel von unten mit der Hand, so entsteht auch von ihr ein Spiegelbild in der Schiefertafel, und hier dürfte die „dritte Hand“ ihre Erklärung finden, welche so viele Spiritisten gesehen haben wollen. Schreibt man nun mit dieser seiner Hand Spiegelschrift, so scheint die gespiegelte Hand in der Schiefertafel aufrechte Schrift zu schreiben. Das Spiegelbild kann zu außerordentlicher Deutlichkeit gesteigert werden, wenn keine falschen Reflexe auf der Tafel stören.

Diese Winke werden genügen, um auf ein weites Feld von Möglichkeiten hinzudeuten zur Hervorbringung der betreffenden Erscheinungen, ohne daß wir irgend welche „Geister“ oder höhere Naturkräfte zur Erklärung bedürfen. Es kommt dazu, daß manches Experiment, das uns sofort als eine Täuschung der benannten Art erscheinen würde, gelingt, wenn wir der psychologischen Einwirkung des Taschenspielers oder Mediums überliefert sind. Ohne diese psychologische Einwirkung gelingt überhaupt nicht leicht ein Kunststück. Alle Medien verlangen, daß man ihnen eine gewisse Gläubigkeit entgegenbringe, und mit dieser haben sie die Handhabe, unsere Aufmerksamkeit auf falsche Punkte abzulenken, wo wir uns gar nicht bewußt werden können, daß wir etwas ganz anderes sehen, als wir zu sehen glauben. Denn es handelt sich bei allen Taschenspielerkunststücken nicht darum, daß man uns betrügt, sondern bei weitem mehr, daß wir uns selbst betrügen. Wir sitzen an einem Tische und behaupten, wir würden ein Glas nach der Decke werfen, und man werde es durch dieselbe verschwinden sehen. Jedermann kennt dies Kunststück. Wir blicken selbst nach der Decke, und zufolge eines psychischen Reflexes blicken die Augen der Anwesenden mit hinauf. Wir werfen die Hand in die Höhe, das Glas womöglich ein kleines Stück mit, lassen es aber in diesem Moment sogleich in unseren Schoß fallen. Jedermann wird glauben, er habe das Glas durch die Luft fliegen sehen, weil der Anstoß zur Bewegung nach aufwärts gegeben ist, unsere Augen blicken in die Höhe, und unsere Phantasie ist dermaßen auf die Bildung einer gewissen Vorstellung vorbereitet, daß wir dieselbe unwillkürlich erzeugen und glauben, das Glas in die Decke fliegen zu sehen, weil durch die Beredsamkeit des Taschenspielers unsere Vorstellungskraft in die betreffende Richtung gewiesen ist. Je größer die Beredsamkeit, d. h. die Verstellungskunst mit Ernst und allerhand „Hokuspokus“ unsere Phantasie auf die freiwillige Produktion einer Vorstellung vorzubereiten, von seiten des Taschenspielers ist, desto geringeren Anstoßes bedarf es, um dann diese Vorstellung zu produzieren, und kommt dieser Anstoß von außen auf unsere Sinnesorgane, so verlegt unsere momentan produzierende Phantasie ihre eigene Vorstellung nach außen, d. h. sie sieht als eine Wirklichkeit, was ihr eigenes Werk ist: wir befinden uns in einer Hallucination. Wenn wir glauben, das Glas durch die Luft fliegen zu sehen, weil die Lichtstrahlen desselben einen Augenblick sich nach aufwärts bewegten, und dieser Eindruck im Auge unsere Phantasie nötigte, die Bewegung in der betreffenden Richtung fortzusetzen, so sind wir der elementarsten Form einer Hallucination überliefert; wir sind im Grunde nicht betrogen vom Taschenspieler, sondern unsere Phantasie betrog uns, indem sie genötigt war, als Wirklichkeit zu erscheinen.

Es ist nun ein psychologisches Gesetz, daß viele Menschen bei weitem leichter gemeinsam zu einer Hallucination gelangen können, als einer allein. Was dem Laien als eine Erschwerung der Sache erscheint, ist in allen solchen Sitzungen gerade die Erleichterung, ja, oft die Bedingung zur Hervorbringung. In einem leeren Theater kommt nur schwer die nötige Illusion auf zum Genusse des Kunstwerks; sitzt man ganz allein darin, hat der normale Mensch zumeist gar keine Illusion. Je voller das Theater, desto mehr reißt uns das Drama in seine Illusion hinein. So steht es nun erst recht mit den Hallucinationen. Sie werden um so lebhafter, je mehr gläubige Zuschauer sind, einfach aus psychologischen Gründen. Eine Beeinflussung findet durch irgend welche übernatürliche Kräfte nicht statt. Wie leicht ist es nun den Medien gemacht, und wie geschickt wissen sie zu spielen. Auch bei Herr Eglinton in München trat der Fall ein, daß in mehreren Sitzungen hintereinander gar kein Resultat erzielt wurde. Mit Hilfe eines kleinen verbergbaren Spiegelapparates, welcher dem „Medium“ die Kenntnis der auf die Tafel geschriebenen Zahlen vermittelt, mit Hilfe der weiter oben mitgeteilten Möglichkeiten dürften sich gerade die Künste dieses Mediums erklären, das wir beobachteten, wie es z. B. die Beschaffenheit einer Tischplatte im absichtslosen Gespräch nebenbei mituntersuchte. Es sei hier bemerkt, daß man durch einige Uebung sein Gehör dermaßen ausbilden kann, daß man Zahlen, Buchstaben, Worte, die ein anderer auf eine Schiefertafel schreibt, mit großer Sicherheit aus dem Geräusch des Schreibens unterscheidet und ohne zu sehen, demgemäß doch weiß, was einer schreibt.

Immer sind also die Teilnehmer einer Sitzung durch die Enttäuschung mehrerer vorheriger Sitzungen in einer gewissen Aufregung ihrer Phantasie, und es genügen oft sehr einfache, alltägliche Vorgänge, um Hallucinationen nach der Analogie des in die Luft fliegenden Glases zu erzeugen. Geht der Betrug nun gar so weit, daß man die Photographie zu Hilfe nimmt, um die sogenannten „Phantome“ als thatsächlich zu konstatieren, so wird die Sache fast noch einfacher. Nicht etwa, daß man die Hallucinationen photographieren könne, zu welcher absurden Behauptung sich einige Gegner des Spiritismus haben fortreißen lassen; es wird thatsächlich die Ursache des Phantoms photographiert. Der Mensch bringt einem undeutlichen Eindrucke auf der Netzhaut nur noch seine Phantasie entgegen, welche die wunderliche Empfindung und Gestalt im Auge ausdeutet. Ganz dieselbe Phantasie aber überträgt er auch auf die Ausdeutung dessen, was er auf der Photographie sieht, und in diesem Sinne kann man allerdings sagen, es sei die Sinnestäuschung, die Hallucination photographiert.

So haben wir eine Photographie hergestellt, welche ein Phantom darstellt, das wie von einem Winde getrieben, durch ein Zimmer zu schweben scheint. Man

meint deutlich einen Kopf, Arme, Oberleib und Unterleib zu unterscheiden; es scheint aus irgend einer Lichtmaterie zu bestehen, denn es gleicht einem weißen Rauch. Jedermann, der diese Photographie gesehen hat, findet sie über die Maßen gespensterhaft; man meint einen Schädel als Haupt zu sehen, man sieht deutlich wie bei einem Frauenwesen den Unterkörper ausgebogen, und die Photographien, welche in spiritistischen Zeitschriften als „Geisterphotographien“ fungieren, zeigen dieselben Merkmale. Es hat noch jeder Beschauer sich höchlich verwundert über dieses ganz wunderbare „Phantom“ (S. 1223).

Wir haben es sehr einfach hergestellt. Wir nahmen ein Stück altes Zeitungspapier, in welches wir zwei Löcher schnitten (die Augenhöhlen des Schädels) und das wir ein wenig abrundeten. Dieses Stückchen Papier wurde an einen Stab befestigt, den wir schräg in den Sehkreis des photographischen Apparates hielten. Einen Augenblick wurde das Papier (das nicht mehr als einen Fuß Durchmesser hatte) still gehalten, um den Kopf auf der photographischen Platte deutlich werden zu lassen. Dann wurde langsam das Papier am Stäbchen in einer Bogenlinie, welche ungefähr die Gestalt eines menschlichen Körpers nachzeichnete, nach unten zu aus dem Sehkreis des photographischen Apparates weggezogen. Jeder Photograph weiß, daß auf dem Negativ der Platte eine schwarze Gestalt erscheint, welche dann auf der Photographie als Lichtwirkung kommt.

Ganz nach derselben Methode ist die überwiegende Mehrzahl der Geisterphotographien hergestellt, welche unter den Spiritisten cirkulieren. Es ist der einfachste und durchsichtigste Betrug von der Welt. Je nachdem man irgend einen lichten Gegenstand vor dem Apparat bewegt, kommen auf den Platten die seltsamsten Figuren zum Vorschein. Bewegung in einer Bogenlinie genügt, um eine scheinbar verhüllte Gestalt zu erzeugen, ein Stückchen Papier, ein kleiner Spiegel, ein Stückchen Gazewatte, alles nur Erdenkbare und im Aermel Verbergbare genügt, um, flüchtig vor dem aufgestellten Apparat bewegt, eine Welt von höchst frappierenden Figuren hervorzubringen und die Figuren auf den Geisterphotographien aus der „transcendentalen“ Welt tragen durchweg so ungeniert und deutlich das Gepräge solcher irdischer Herkunft, daß wir absolut keine Nötigung empfinden, an irgend welche Geister oder „transcendentale“ Materie zu glauben, welche Baron Du Prel höchst tiefsinnig für derlei als Erklärung braucht. Es wird der Schluß erlaubt sein, daß solange die „transcendentalen“ Photographien gerade dieselben Bilder ergeben, wie die, welche man auf oben geschilderte Weise erzeugt, sie auch so hergestellt sind. Selbst Eduard v. Hartmann in seiner trefflichen Schrift gegen den Spiritismus scheint für einen Augenblick vergessen zu haben, daß ja thatsächlich all diese Gestalten nicht als solche vorhanden sind, welche wir zu sehen glauben, sondern daß die Lichtwischer auf der Photographie, mit einiger Methode der Bewegung veranlaßt, unsere Phantasie denselben Täuschungen der Vorstellung unterwerfen, welchen uns auch das wirkliche Phantom unterwirft, das alles mögliche sein kann, wie Wasserdampf, eine Spiegelung, Watte, ja, das grobe, unverschämte Medium selbst, welches nach dem Wein riecht, den es vorher getrunken hat, und wenn dieses sich ganz kaltblütig vor die Photographie hinstellt und sich entsprechend bewegt, so kommt unfehlbar auf der Platte dasselbe weiße Gespenst zum Vorschein.

Eine andere Gattung von Geisterphotographien sind diejenigen, welche wirklich menschliche Gesichter zeigen, wie z. B. die berüchtigte Photographie der „Katie King“. Dieselbe ist augenscheinlich das Gesicht eines etwas ungeschickt als Weib verkleideten Mannes, der sich in dieser Art hat photographieren lassen. Nach einer solchen Photographie sind dann mehrfach andere Photographien hergestellt worden. Auf anderen dieser Bildnisse glaubt man, auf der Schulter des photographierten schlafenden Mediums geisterhafte Hände liegen zu sehen, die aber nichts anderes, als die photographischen Bildnisse von wirklichen Handschuhen sind, welche das Medium naiv genug auf seine Schulter hingelegt hat. Meistens sind diese Photographien mit Absicht ungleich entwickelt, was geisterhaft bleiben soll, ist auch rein photographisch nur unvollkommen auf der Platte entwickelt, während andere Teile möglichst präcis herausgebracht werden. So thut auch hier die Phantasie des Beschauers das meiste. Wer kennt nicht das Vexierblatt: „Wo ist die Katz'?“ Dieselbe Methode, die nachzeichnende Phantasie irre zu führen, waltet auch in einer Anzahl von diesen sogenannten Geisterphotographien.

Jedenfalls sieht man, daß die Photographie nicht die geringste Bürgschaft für die Realität der Geistererscheinung, sondern einzig für die Realität des Betrugs enthält, genau wie das menschliche Auge. Denn die Bürgschaft für die Wahrheit einer Sache liegt nicht in unseren Sinnesorganen; ob etwas Betrug ist, entscheiden nicht unsere Sinne, sondern unser Verstand. — Solchem einfachen Betruge verfallen natürlich die von selbst, welche zufolge einer Theorie vom „transcendentalen Ich“ an sich schon geneigt sein müssen, an Geister zu glauben. Da niemand weiß, was ein Geist ist, so sieht der Geistergläubige zuletzt in jedem Stückchen Papier einen Geist, weil er eben nicht weiß, was er sieht, und sich auch nicht die Mühe gibt, es wissen zu wollen. Wenn das betrügerische „Medium“ im verstellten Halbschlaf behauptet, daß es an einer bestimmten Stelle ein Phantom sehe, so sieht jedermann hin und eben nicht auf das Medium, welches diesen Augenblick benutzt, etwa ein Stückchen Watte aus dem Munde zu blasen, woraus das Phantom auf der Platte entsteht. Auf der Photographie ist dann unmöglich zu unterscheiden, ob vor oder hinter dem Medium die Gestalt ist, so daß das Medium ziemlich freien Spielraum zur Angabe eines Ortes hat.

Es erübrigt noch, die sogenannten hypnotischen Erscheinungen zu erwähnen. Sie haben mit all dem Vorhergehenden nichts gemein. Der künstlich erzeugte Halbschlaf oder Nervenschlaf hat nichts Ueberirdisches an sich, sondern ist viel mehr bekannt, als man sich erinnern will. Wer hat nicht seine Großmutter nach Tische ein wenig „einnicken“ sehen, und während sie so schlief, sie etwas gefragt, worauf sie im Schlaf geant-

wortet? Ein falsches Wort vermag so viel Verwirrung anzurichten! Man hat das Wort „magnetischen“ Schlaf, Tiefschlaf erfunden, um etwas zu bezeichnen, was vielmehr dem uns allen bekannten Halbschlaf analog ist.

Die Wissenschaft, welche diese Schlafzustände unbefangen erforscht, hat uns auch die nötige Aufklärung bereits gegeben, daß wir es mit einer künstlichen Ermüdung der Großhirnrinde, mit einer Ermüdungsstarre der Ganglienzellen der Hirnrinde zu thun haben, welche eine Reihe Funktionen des Geistes in schlafartigen Zustand versetzt, während andere Funktionen thätig sind, so daß wir einer Art von augenblicklichem Wahnsinne überliefert sind, in welchem wir „auf Befehl“ Tinte für Wein halten, d. h. wir entwickeln mechanisch die Vorstellung, welche das ans Ohr treffende Wort „Wein“ in uns erzeugt, ohne die Fähigkeit zu haben, dieselbe an der Wirklichkeit zu bemessen, gerade wie im Traume selbst. Es wird die Aufgabe einer exakten Physiologie, keineswegs der „transcendentalen Psychologie“ Du Prels und der Spiritisten sein, hier zu erforschen, was ganz ins Gebiet der Naturwissenschaft fällt.

Thatsächlich wird nun dieser hypnotische Schlafzustand in spiritistischen Sitzungen vielfach mißbraucht, indem oft alle Anwesenden in einen traumartigen Zustand kommen, dessen sie sich zu erinnern vermögen, da der Nervenschlaf nicht seine vollständige Tiefe erreicht. Man erinnert sich dann an seine Hallucinationen und hält sie für wirklich, weil alle dieselbe Hallucination hatten.

Die Neigung zur Lüge in der Menschheit war immer größer als die zur Wahrheit. Der Trieb, andere an der Nase herumzuführen, wächst mit einer gewissen Schwäche des Nervensystems. Wer sich durch zu häufige „spiritistische Experimente“, sei es Tischrücken, Hypnotisieren, Gedankenlesen, und andere mit großer nervöser Aufregung verbundene derartige Dinge das Nervensystem künstlich schwächt, gelangt allmählich zu derselben innerlichen Verlogenheit, d. h. Schwäche des Charakters, einer Vorstellung zu widerstehen, welche oft Kinder und gewisse Wahnsinnige haben, die halb an ihre Lügen glauben, halb nicht daran glauben. In dieser systematischen Neigung zur Lüge werden dann die sogenannten Medien, Privatpersonen und öffentliche „Medien“, zufolge ihrer großen Nervenschwäche (welche kolossale Muskelkraft nicht ausschließt) zu bewußten und unbewußten Simulanten. Es hat keinen kleinen Reiz, sich als „Medium“ bewundert zu sehen, zumal eigentlich kein Mensch weiß, was er sich dabei zu denken hat. Weiterhin ist es aber vorwiegend die Unvertrautheit mit den Gesetzen der mechanischen Natur, mit der Leistungskraft derselben, welche immer und immer wieder den Glauben erweckt, daß irgend eine höhere Macht die Ursache der erstaunlichen Wirkung ist. Eine gewisse Trägheit des Denkens, die Neigung, mit dem Nachdenken über eine Sache am falschen Punkte einzusetzen, verwirrt dann des weiteren. Von der Physiologie in keiner Weise erklärt ist z. B. der höchst eigentümliche Mechanismus des Atmens und der Bewegung der Rippen des Brustkorbes dabei. Hier ist ein vollständiges „Wunder“, wie das Tischrücken oder Gedankenlesen. Dennoch wird niemand auf den absurden Gedanken verfallen, „übernatürliche“ Kräfte zur Erklärung des Atmens oder des Vogelflugs oder anderer im einzelnen noch unerforschter und unerklärter Vorgänge der Natur heranzuziehen. Im Gegenteile sind wir alle überzeugt, daß es die Art der Kombination auch sonst bekannter Kräfte und ihrer Gesetze ist, welche Atmen und Vogelflug ermöglichen, und daß wir eine Flugmaschine noch erfinden werden, wenn unser Forschen die Art jener Kombination durch einen glücklichen Zufall oder die Genialität eines scharfsinnigen Mechanikers erkannt haben wird.

Lernen wir nun eine „spiritistische“ Erscheinung kennen, so werden wir uns sagen, daß wir zunächst durch ein verwirrendes Wort, das nicht mehr Sinn hat, wie das Hokuspokus des Taschenspielers (hoc est corpus = hocuspocus), welches „Medium“ oder „übernatürliche Kraft“[1]) heißt, auf eine falsche Fährte gebracht sind. Wir werden uns zunächst von diesem Unbegriff zu reinigen und dann in jedem einzelnen Falle genau zu prüfen haben, unter welchen Bedingungen die Erscheinung stattfindet, um der Kategorie von Täuschung im Verein mit naturgesetzlicher Wirkung, um welche es sich handelt, auf die Spur zu kommen.

Dazu gehört große Aufmerksamkeit und Umsicht, daß man nicht gerade dasjenige, was die Erklärung des Wunders enthält, für die Bedingung der Unmöglichkeit der natürlichen Deutung ansieht. So sind in spiritistischen Zeitschriften zahlreiche „Manifestationen“ der Schiefertafelwunder mitgeteilt, mit der scharfsinnigsten Beobachtung aller Details, welche einen Betrug vollkommen auszuschließen scheinen. Es wird mehrfach als ganz besonderer Beweis der „Echtheit“ der Schiefertafelschrift hingestellt, daß die Tafel frisch abgewischt und jedermann infolgedessen überzeugt war, daß nichts darauf stand. Komischerweise ist aber gerade der Umstand, daß sie frisch abgewischt ist, die Ursache, daß man den Geistergläubigen so bequem betrügen kann.

Slade pflegte seinen Schieferstift oft auf der Tafel zu probieren, indem er etwas darauf schrieb. Das wischte er dann wieder weg, wie es schien. Aber man wischt die unsichtbare Schrift in der That nicht weg, sondern fährt leicht mit dem Schwamm darüber vorbei und wischt dafür an anderen Stellen um so energischer. Da die Tafel feucht ist, und deshalb die leichte Schrift nicht erkannt werden kann, so glaubt jedermann, er müsse schwören, daß nichts darauf steht. Hat man nun gar im Schwamme einen kleinen Stift verborgen, so schreibt man auf die feuchte Platte, während man zu wischen scheint, mit Leichtigkeit unhörbar ein paar Worte hin, die niemand sehen kann, bevor die Tafel trocken ist. Dann steht die „Geisterschrift“ in schönster Deutlichkeit da. Und so betrügt der Mensch in der That an all diesen vermeintlichen Wundern sich selbst durch seinen eigenen Scharfsinn, den er an der falschen Stelle walten läßt.

---

[1]) Transcendentale Kraft.

Erwägt man nun dieses **alles, erwägt** man, daß alle „Medien“, heißen sie **Slade, Eglinton,** Bastian oder Cook, auf thatsächlichen **Betrugsversuchen** ertappt und notorisch überführt **worden sind,** so wird man überzeugt sein, daß die Annahme „transcendentaler“ Naturkräfte, wie vollends die von Geistern und Phantomen, welche sich „materialisieren“, als ein ebenso großer Schwindel zu bezeichnen ist, wie die vorgeblichen Erscheinungen selbst. Es ist bedauerlich, daß selbst geistreiche Männer dem fascinierenden Reize nicht widerstehen können, das Opfer ihres eigenen Scharfsinns zu werden.

Wir sahen, bis zu welcher Absurdität die Logik eines sonst unantastbaren Forschers sich verirren kann an der Behauptung des Begründers einer „Philosophie der Mystik“, indem er den Weingeruch des Mediums auf so wunderliche Weise für das Phantom zu retten suchte. Wir dürfen die Warnung aussprechen, daß es hohe Zeit ist, dem wirren Durcheinanderwerfen vermeintlicher Wunder unter dem Titel einer „Mystik“ Einhalt zu thun und auf das Publikum aufklärend zu wirken, welches der vernünftigen und gesetzmäßigen Deutung einer Sache noch Interesse schenkt. Wir dürfen den „Spiritismus“ als eine Art von Geisteskrankheit eines überspannten und auf falscher Fährte entwickelten Scharfsinns bezeichnen, welche wirklichen Irrsinn schon mehrfach zur Folge gehabt hat, daher es im Interesse aller Denkenden liegt, den Gespenstern mit Ernst und Nachdruck den Krieg zu erklären und sie aus dem Hirn der „Philosophen“, sowie des Laienpublikums durch den Zauberspruch der Wissenschaft endgültig hinweg zu bannen.

Der photographierte Geist (S. 1219).

Im Bergwald.

Von

Martin Greif.

Der Hart mit seinen Stämmen
Steigt hoch und feierlich,
Als ließ' er sich nicht hemmen
Zu nah'n den Wolken sich.

Auch dringt in seinen Frieden
Von außen her kein Ton:
Noch eh' der Tag geschieden,
Bedeckt die Nacht ihn schon.

Der Sammler

Die Sommermoden.

Von

Ida Barber.

Der Hochsommer zeitigt nicht nur die farbreichsten Blüten, sondern auch die buntesten Moden. All die Schönen, die er da in stillen Waldthälern und belebten Kurorten zu Gaste geladen, glauben mit ihm an Farbenpracht wetteifern zu sollen; sie suchen der Wiesen saftiges Grün, der Blumen Schmelz, der Früchte goldschillernde Pracht in ihren Kostümen zur Geltung zu bringen, erscheinen gar oft selbst als Blumen, hoffend, daß man die Sympathie, die man den lieblichen Kindern Floras entgegenbringt, auch auf sie übertragen werde. Mag man auch die schon im Winter gelegentlich der Kostümfeste zur Geltung gekommenen Blumenkleider, die in Schnitt, Farbe und Zusammensetzung, ja selbst bezüglich des Wohlgeruches den Naturblumen nachgebildet waren, für gar absonderlich halten, schön und anmutend, fast möchte ich sagen poesiedurchduftet, sind sie dennoch. — Der französischen und englischen Moden überdrüssig, sehnten sich unsere Modedamen nach einer originellen, zeitgemäßen Tracht, welche dem ästhetisch gebildeten Geschmack zusagt, den hygieinischen Anforderungen, die man an eine leichte, bequeme Toilette zu stellen berechtigt ist, entspricht, und siehe da, sie, die sich auf die Blumensprache so trefflich verstehen, verfielen auf den Gedanken, eine Blumentracht zu schaffen, eine phantastische, belebte und doch natürliche Mode, die den Reiz des Neuen für sich hat und voraussichtlich nicht, wie die Originale, die ihr dienten, mit der Saison verschwindet.

Beim Wiener Blumenkorso, jenem herrlichen, von der Fürstin Metternich veranstalteten Frühlingsfeste, sah man die ersten diesjährigen Blumenkleider aus Sommerstoffen gefertigt. Im Vorjahre hatten es sich die Damen genügen lassen, für den Korso die Kleider mit Blumenguirlanden zu schmücken, diesmal wollten sie selbst als Blumen figurieren. Den Blättern der Rose, der Lilie, der Nelke, des Vergißmeinnichts entsprechend geformt, der Farbe nach genau abgetönt, waren Rock und Taille von solchen aus Batist, Foulard, Satin gefertigten Blumenteilen zusamengesetzt, Staubgefäße und Stengel, Kelchblätter und Dornen, alles naturgetreu nachgebildet, wirkten oft überraschend; passend zum Kleide waren Hut und Schirm aus gleichartigen Blumenblättern gebildet. Die Toiletten machten einen so harmonischen Eindruck, daß man sich nicht mit Unrecht fragte: „Warum nicht auch außerhalb des Blumenkorsos als Blume zu erscheinen?“ Kleidet sich die taufrische Mädchenblüte als Rose oder Lilie, die junge Frau als Narcisse, Hyacinthe oder Mimose, so bleibt ja der alternden Dame, die auch ihren Anteil an der poetischen Tracht beansprucht, das Aster-, Georginen- oder Klatschrosen-Kostüm, sofern ihr nicht — man sagt ja, daß trotz zunehmender Jahre die brennende Liebe im Herzensschacht fortglühe — der Feuerlilie grellrotes Gewand sympathischer ist.

In grellem Gegensatz zu jenen hernach in Villegiaturen, Kurorten und bei ländlichen Festen vielgesehenen Kleidern, die der diesjährigen Sommermode ein ausnehmend belebtes Kolorit verleihen, stehen die an puritanische Einfachheit erinnernden englischen Kostüme aus grauem Wollstoff. Die Wiener Konfektionäre haben ihnen Fehde geschworen, die Pariser Schneider ein Bündnis geschlossen, daß sie den englischen Toiletten den Garaus machen wollen, da diese gar zu einfach und schmucklos, ohne Besatz, ohne Drapierung keinerlei kostspielige Moderechnungen zulassen; — was war die Folge? Die Herrenschneider, auf deutsch Marchands tailleurs, haben sich dieses Genres bemächtigt und fertigen jetzt die modernsten Damenkleider mit modellierten, auf Façon gebügelten Taillen, nach Art der Herrenröcke abgesteppten Nähten, trefflich sitzend, doch — ohne Fischbein. — Das ist offenbar ein Fortschritt, der gewürdigt sein will. Fast scheint es, als ob die legersitzende Taille überhaupt der prallgespannten Konkurrenz machen sollte. Die Damen tragen jetzt mit Vorliebe Blusen, kurze bosnische Jäckchen, schräg übereinander gehende oder gekrauste, mit Gurt abschließende, in Längsfalten gelegte Taillen, deren einziger Schmuck eine breite, reich inkrustierte Schnalle ist. — Dem Aermel wird eingehendere Beachtung als seither geschenkt; er ist nicht mehr wie sein Kollege von der Zwangsjacke straff anliegend, zugeknöpft, sondern halblang,

Poschlavo (S. 1237).

halbweit, mit Puffen und Spangen garniert, zumeist aus zweierlei Stoff gefertigt. — Die Unitoilette scheint, ungeachtet aller Mahnungen der Einfachheitsvereine ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Nicht nur die an lebhafte Farbengebung gewöhnte Wienerin, auch die durch ihre einfach stilvollen Trachten bekannte Berlinerin trägt ihr zweifarbiges Kostüm wie eine Naturnotwendigkeit. — Interessant war es mir bei meinem letzten Aufenthalte in Berlin, als ich dem Hause J. A. Heese, das mir als eines der bestassortiertesten der Residenz bekannt, meinen pflichtschuldigen Besuch machte, auch nicht eine Robe zu finden, die glatt und aus einerlei Stoff gefertigt gewesen wäre. — In den Parterresälen musterte ich hunderte eleganter Modestoffe, wollene, mit Chenilleblumen durchstickte Kanevas, Ternos mit karrierten Samtmustern, waschechte, unzerdrückbare Surrahs (zu Reisekleidern) mit dunkleren Streifen, die von Streublümchen begrenzt waren, moirierte Seidengaze mit allegorischen Figuren: zu allen war noch ein zweiter Stoff nötig, glatt, broschiert, der dem Ganzen dann erst ein modegerechtes Ansehen verlieh. Die im ersten Stock installierte Konfektion zeigt dasselbe Bild; alles „deux tons", wie der biedere Germane sagt. Was man da schon jetzt an fertigen Herbsttoiletten, Mantelets und Paletots sieht, läßt darauf schließen, daß Samt stark in Verwendung kommen werde; die Mäntel sind besonders reich mit Perlen und Stickereien ausgestattet, die Sommerroben, den Wiener Schwestern an Eleganz keineswegs nachstehend, aus Surrah und Samt, Coton und Madeirastickereien, Spitzenfond und Foulard gefertigt. Wenn dennoch die Berlinerin ganz anders in solch einer Toilette aussieht, als die Wienerin oder Pariserin, so liegt dies einfach an der Art, in der sie sich kleidet; sie denkt zu rationell, um ihren Körper dazu herzugeben, daß er in dem modernen Mieder und Reifrock unnatürliche Formen annehme; geht ihr auch nicht, wie viele behaupten, die Bequemlichkeit über alles, so legt sie doch Wert auf eine normale Tracht, die die Lungen nicht über Gebühr einengt, die Röcke nicht unnatürlich beschwert, so daß ein leichtes, freies Ausschreiten möglich. — Der Beweis, daß die in Berlin geschaffenen Kostüme auch in der durch feinstilisierte Trachten bekannten Kaiserstadt an der Donau Anklang finden, ließe sich dadurch erbringen, daß ungezählte Tausende von Mänteln, Paletots, Jacken u. s. w. alljährlich nach Wien importiert werden. Die Berliner Konfektionshäuser fabrizieren billig und haben sich dadurch große Absatzgebiete geschaffen. Ein jüngst erschienener Berliner Roman eröffnet uns zwar eine Perspektive, wie dort in den Fabrikhäusern gearbeitet wird, wie dort die armen Mädchen um einen wahren Hungerlohn von früh bis spät in halbdunkeln, schlecht ventilierten Räumen über ihre Nähmaschinen gebückt arbeiten müssen, indes welche Modedame wäre Philantropin genug, zu sagen: „Wir wollen für unsere Konfektion höhere Preise zahlen, damit bessere Zustände Platz greifen!" Würde man sie nicht für eine Närrin halten? — Zu den von Berlin ausgehenden Modeneuheiten zählen die langen, karrierten Reisemäntel aus seidenartig schillernden Baumwollstoffen, denen eine Art steifer Roßhaarfaden eingewebt ist, welche — sehr praktisch — das Anschmiegen des Stoffes an den Körper, mithin die Wärmeerzeugung, verhindert; die Modedamen der deutschen Kaiserstadt interessieren sich ferner für Einführung einer leichtseidenen Sommerkleidung; man trägt nicht nur farbige Hemden aus Foulard, Crêpe, Surrah, seidene Röcke, statt der gewiß wenig praktischen weißen, auch seidene Kleider, Staubmäntel, Morgenanzüge 2c. — Viel zur Förderung dieser Moderichtung mag der vorerwähnte von J. A. Heese eingeführte Seidenstoff beitragen, der unzerdrückbar, leicht und billig, waschecht, aber nicht waschbedürftig ist und somit alle Vorteile vereint, die man von einem eleganten und praktischen Sommerstoff zu fordern berechtigt ist.

Von London verlautet, daß die dortigen Modedamen mehr rein wollene Stoffe bevorzugen; bei ihnen gelten noch die hierorts bereits auf den Aussterbe-Etat gesetzten großen Carreaus, die schräg gestellt, mit glattem Stoff geeint, zu den einfachsten wie elegantesten Toiletten Verwendung finden.

Für Strandkostüme wird ein dem Kanevas ähnlicher, elfenbeinfarbiger Wollstoff verwendet, reich mit Blumen und Arabesken durchstickt, zumeist in grellen Farben, denen die Strandsonne nicht schaden kann.

Seit Einführung des neuen Stickapparates, der überraschend schnell bei Privaten wie Konfektionären Eingang gefunden, macht sich die Vorliebe für gestickte, mit Millefleurs gezierte Kleider geltend. Es gewährt den Damen ein eigenes Vergnügen, in kürzester Zeit die elegantesten farbigen wie glatten Stickereien mittels des an jeder Maschine leicht anschraubbaren Stickapparates anfertigen und dadurch jährige, längst abgetragene Kleider modernisieren zu können. Niemand ahnt, daß die in den verschiedensten Sticharten und Farbentönen ausgeführte Stickerei Maschinenwerk sei. Wir haben es da offenbar mit einer epochemachenden Erfindung zu thun, die von bestimmendem Einfluß auf die Mode sein dürfte. — Negligés, Leib-, Tisch- und Bettwäsche sieht man schon jetzt auffallend viel mit den mittels Stickapparat erzeugten Stickereien geziert, Schürzen aus Seide in Längsstreifen durchstickt, Handschuhe mit fingerbreiten Bordüren abgegrenzt. Auch gestickte Hüte in Jokohama-, Manilla-, Siebenhalmstroh sind Modeartikel geworden. Obschon zu enorm billigen Preisen in den Handel gebracht, stehen sie den weit teureren englischen und Florentiner Geflechten nicht nach. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die aus Strohspitzen und Pinsolinbordüren und fingerbreiten Strohbändern zusammengesetzten Hüte. Ausschlaggebend ist noch immer die hohe Form mit breitem Rand, der rechtsseitig oft handhoch ansteigt, während er linksseitig fingerbreit abschließt. Der Capotehut wird auffallend klein getragen, mit rundem und eckigem Kopf, einem Diadem von Jais und Blumen, oft auch durchweg aus Streublümchen zusammengesetzt, die parfümiert werden und in Form von Nelken, Veilchen, Moosrosen, Vanilleblüten oft schon durch den Wohlgeruch, den sie ausstrahlen, für sich einnehmen.

Kinderhüte sieht man zumeist aus naturfarbenem, englischem Geflecht gefertigt, das mit roten und blauen Zickzacklinien durchzogen ist. Die Formen sind hoch mit breitem Rand, die Garnitur wird durch ein mit heraldischen Figuren geschmücktes Band gebildet.

Eine eigene Spezialität bilden die aus gefärbten Holzspänen gewebten Sparteretthüte, die, faltig auf Façons drapiert, wie seidene Stoffhüte aussehen und für Morgen- und Brunnentoilette viel Verwendung finden. Eleganter für diesen Zweck sind die aus Spitzen und Stickereien gefertigten Schnurenhüte, die elegante Damen in der Zahl der Wäscheartikel anschaffen. — Zu diesen Hüten passend werden weiße Spitzenhandschuhe getragen, welche, hoch hinaufgehend, oft den Arm bis zum Ellenbogen decken.

Der seither einfarbige Handschuh muß es sich auch gefallen lassen, aus zweifarbigen Grundstoffen hergestellt zu werden; modern sind schwarze Jouvins, deren Rand mit dreifingerbreitem farbigem Lederstreif abschließt, bronzefarbene Handschuhe mit schwarzem Streifen, hochrote (Seide) mit bordeaufarbigem Rand; neben diesen Sorten behauptet sich der aus gesticktem Spitzenstoff gefertigte, der dem Werte nach jenen überlegen und der elegantesten wie der einfachsten Toilette zur Zierde gereicht.

Ein eigenes Kapitel läßt sich über die jetzt gültigen Schirmmoden schreiben. Die tellerartigen, mit gezogenem Tüll oder Spitzenstoffen gedeckten japanischen Gestelle scheinen trotz ihrer bizarren Form und der in Goldkugeln endenden Spangen Anklang zu finden; solide sind die zeltartigen chinesischen Schirme, mit zum Kleide gewähltem Bezug. Ganz phantastisch wirken die auf französischen Goldgestellen ruhenden sechzehnteiligen Mikados, deren Oberstoff durch vier oder fünf übereinandergelegte bunte Crêpe de Chinetücher gebildet wird, während das Futter in jenem dem Auge wohlthuenden Blaugrün changiert, das

Brautkranz.

Der Tafelaufsatz.

zwar die Lichtreflexe mildert, dem Teint aber wenig zum Vorteile gereicht. — Neben all diesen Phantasieschirmen bleibt der wetterfeste Entoutcas immer noch der bewährte Freund unserer Schönen; für ihn hält man den soliden Seidenserge mit angewebtem blauem oder braunem Futter gerade gut genug. Ja, solch ein Entoutcas, der nicht nur gegen Wind und Wetter, sondern auch gegen des Lebens Stürme und Unbilden schützt, wäre ein echter Bedarfsartikel, den man aber, wie sehr unsere Industriellen auch heute auf neue Erfindungen fahnden, seither noch nicht zu Tage zu fördern verstanden.

Der Blumenstrauß.

Von

O. Hüttig.

Die Blume hat seit den ältesten Zeiten eine große Bedeutung gehabt und gewinnt von Tag zu Tag mehr Liebhaber; bei keinem Fest darf sie fehlen, gleichviel ob sie die Teilnehmer oder die Festräume, die Braut oder den Grabhügel schmücken soll; die arme Frau im Kellerraume sieht liebevoll auf ihren Goldlack, und die stolze Dame im Seidenkleide mag ihre Palmen, Farne, Kamelien und chinesischen Primeln oder das Alpenveilchen niemals entbehren. Aber wie der arme Schulbube eine freie Stunde benutzt, um am Rande des Weges, der Wiese, im Walde sich Blumen zu pflücken und blühende Gräser von der Sandwüste, z. B. der norddeutschen Ebene, hinzuzufügen, um daraus einen Strauß zu binden, den er in ein zerbrochenes aber noch wasserhaltendes Gefäß steckt, um ihn der herzlieben Mutter auf den Nähtisch zu stellen, so darf das Buket der Franzosen auch im Salon der oberen Zehntausend nicht fehlen, obwohl der deutsche Blumenstrauß in seiner Form viel, viel schöner ist, als das Buket (die Deutschen schreiben's gern Bouquet) mit seinen auf Draht gespießten Blumen.

Doch nicht mit dem Gegensatz von Arm und Reich, nicht mit den noch allzuviel benutzten Fremdwörtern wollten wir uns heute beschäftigen, sondern mit der Art und Weise, die abgeschnittenen Blumen so zu ordnen, daß sie das eine oder andere Gebilde der heutigen „Blumenbinderei" ergeben, mit den Blumen im Strauß, Buket, Kranz, Korb u. s. w.

Der deutsche Blumenstrauß, so ungefähr erklärten wir schon in unserer „Illustrierten Zimmerflora", Oranienburg 1886, ist die Zusammenstellung von mit so langen Stielen abgeschnittenen Blumen, Blattzweigen und Farnwedeln u. s. w., daß sie sämtlich unten zusammengebunden werden und nach etwaigem Gebrauch in der Hand oder nach abgestattetem Glückwunsch das Wasser des Glases, der Vase u. dgl. erreichen können; das Buket dagegen ist ein Machwerk, welches von auf Draht gezogenen Blumen, meist ohne Blumenstengel, entstanden ist.

Der deutsche Blumenstrauß läßt sich von ungewohnter Hand am leichtesten bilden, wenn ein regelmäßig und nahezu pyramidenförmiges Gestell, wie es im Sommer der belaubte und bezweigte Stengel der Spargelpflanze mit seinem feinen eleganten Grün gibt, nachdem die Spitze abgeschnitten worden, so daß er beinahe einer Kugel gleichkommt, an dessen Stelle aber im Winter ein ähnliches, mit grünem Moos bekleidetes Drathgestell benutzt werden müßte, wenn dieses Gestell, sagen wir, in die linke Hand genommen und durch die rechte Hand mit langstieligen Blumen gefüllt wird, kleinere im Innern, größere und mehr hervorstehende mit längeren Stielen nach außen, ohne erstere zu verbergen, beide aber die gleiche Form, die Pyramide, die Halbkugel oder auch wohl die Kugel zeigend. An den Stengel des Gestells wird ein wollener oder anderer Faden gelegt, der jeden einzelnen Blumenstiel in der ihm bestimmten Stellung festhält, nachdem er, der Faden, mit dem Anlegen desselben nach und nach den ganzen Handgriff oder den Stiel des Straußes umwunden hat und an demselben befestigt worden ist. Am unteren Rande können hängende Blumen angebracht werden, oder das Ganze kann mit einer mehr oder weniger prachtvollen Papierhülle (Manschette) abschließen oder auch mit einem flatternden, seidenen Bande. Statt der hervorstehenden Blumen mit langen Stielen kann man Gräser, die kurz vor dem Aufblühen geschnitten und für den Winter dann getrocknet wurden, einstecken und wie ein Schleier das Ganze überziehen lassen; statt der Gräser nimmt man auch Farnwedel, namentlich solche von Adiantum, dem Haarfarn. Statt in der Kugelform kann man den Strauß auch flach binden, wie obiges Muster des Herrn Hoflieferanten J. C. Schmidt in Erfurt zeigt.

Der deutsche Strauß.

Wenn die Spitzen des Spargelgrüns allzusehr hervorstehen, muß man sie abkneipen. Ein geübter „Binder" braucht kein Gestell, aber das Spargelgrün ist doch schön, weshalb man für den Winter die grünbleibenden Stengel der Warmhauspflanzen Asparagus falcatus, plumosus nanus und tennissimus, nahe Verwandte des Spargels, sonst Blattgrün oder Farnwedel, verwendet.

Es gehört zur Herstellung des deutschen Blumenstraußes wie aller Blumengebilde, von denen hier noch gesprochen werden soll, feiner Geschmack, viel Geschicklichkeit und Farbensinn. Die Farben müssen nämlich harmonisch zusammengestellt und über den ganzen Strauß gleichmäßig verteilt werden: niemals soll ein ganzer Klumpen einer Blumenart, einer Farbe sich auf einer Stelle geltend machen. Um nun einen harmonischen Farbenkontrast hervorzubringen, folgen wir der Farbenlehre von Goethe, nach welcher es nur drei Farben gibt: Rot, Blau und Gelb. Aus der Mischung von Rot und Blau entsteht Violett, aus Blau und Gelb wird Grün, Gelb und Rot geben Orange. Ein harmonischer Kontrast entsteht dadurch, daß man neben eine Mischfarbe die Hauptfarbe stellt, welche in jener nicht enthalten ist, also Rot neben Grün, Gelb neben Violett, Blau neben Orange, und wo solche Zusammenstellung nicht oder nur annähernd möglich, da verwende man viel Weiß, das jeden Fehler beseitigt. — Diese Regel für den harmonischen Kontrast gilt oder sollte gelten für alle Gebilde der Binderei, für die Bepflanzung von Blumenbeeten wie für die Zusammenstellung von farbigen Blumen überhaupt.

Zu der eben besprochenen Art des Straußes gehört auch das sogenannte Makartbuket aus getrockneten und dann (meist mit Anilinfarben) gefärbten Palmwedeln, Gräsern u. a., vor denen doch gewarnt werden muß, denn die Farben sind giftig, und die Sträuße selbst sammeln allen Staub, um ihn gelegentlich, bei Wind, Zug u. s. w. zum Schaden der Bewohner wieder von sich zu geben.

Ein Blumengebilde deutscher Form ist auch der Tafelaufsatz, am besten der einfache niedrige, über den man hinwegsehen kann, um mit seinem Gegenüber Blicke, Gebärden und — Worte zu wechseln. Für eine mehr glanzvolle Tafel nimmt man auch wohl eine von Epheu u. dgl. umrankte Palme oder Dracäna mit der Krone auf hohem Stamm, an dessen Fuß und Mitte von feinem, verzinktem Eisendraht hergestellte, oben mit einem Drahtnetz überzogene Körbe befestigt werden; das Drahtnetz hält die Blumen in ihrer Stellung fest; ein Gefäß mit Wasser statt des Korbes wäre wohl zweckmäßiger, wird sich aber, wenigstens in der Höhe, kaum anbringen lassen.

Eine deutsche Art der Zusammenstellung

Füllhorn.

von Blumen ist auch der **Blumenkorb** in jeder beliebigen Form, auch in der des **Füllhorns**. Zur Herstellung des Blumenkorbes muß man das Gefäß, den eigentlichen Korb, im Inneren mit **feuchtem** Moos fest bekleiden, ihn auch wohl damit ausfüllen, am besten mit den Köpfen der Moospflanzen, und diese dann mit einem Netz von Draht überspannen, durch welches die eingesteckten Blumen festgehalten werden. Zuerst sollte man grün belaubte Zweige, dann zwischen diesen die Blumen mit langen Stielen einstecken und das Ganze im übrigen wie den deutschen Blumenstrauß behandeln.

Zu diesen Zusammenstellungen von Blumen kann als hübsche Einfassung das einfache, weiß oder bunt „bemalte“ **Bandgras** (Phalavis arundinacia L. var. picta) für den Winter getrocknet verwendet werden, dessen Blätter durch eine Nadel in ganz schmale Teile zerschlitzt werden können.

Das Buket (Bouquet), ein Fremdwort, das wir nicht entbehren können, das Wort, welches den Gegensatz zum deutschen Blumenstrauß hervorheben soll, das Buket, sagen wir, ist diejenige Zusammenstellung von Blumen, welche am meisten zu Geschenken bei Geburtstagen, Hochzeiten, Bällen u. s. w. benutzt wird, auch nachdem der deutsche Blumenstrauß wieder einigermaßen zu Ehren gekommen ist, der aber kostspieliger ist als jenes, das eben nur aus **abgepflückten** Blumen besteht, die auf Draht befestigt sind, von dem wir sofort sprechen werden.

Um den abgepflückten Blumen zu einem langen Stiel zu verhelfen, mit dem sie in Drahtgittern u. dgl. festsitzen können, braucht man den blau-, besser weißgeglühten **Blumendraht**, der bei jedem Eisen-, Blumen- und Samenhändler, auch bei Hoflieferant J. C. Schmidt in Erfurt, vorrätig ist. Derselbe wird in 15—20 cm lange Stücke geschnitten, oben senkrecht gekrümmt, durch die Blumen gezogen, die an ihm vermittelst der Krümmung und der Windung des Drahtes um den Rest des Blütenstiels festgehalten wird; hat die Blume keinen Stiel, muß man zwei Drähte anwenden, die, unter der Blume zusammengedreht, den Stiel ersetzen können. Blumen der Zonal- und Fanzy-Pelargonien, Kamelien, Azaleen u. a. werfen leicht ihre Blätter ab; man bringt deshalb vermittelst eines Kamelhaarpinsels in die Mitte derselben einen Tropfen Gummi oder Hausenblase; letztere ist namentlich für weiße Kamelien und Azaleen geeignet. Damit sie sich länger halten, legt man auf das Drahtgestell ein wenig feuchtes Moos oder Watte. — Sind die Blumen alle auf Draht gezogen, dann läßt man beim Einstecken derselben zwischen das Moos oder die Watte und auf die Rückseite der Blumenhülle einige Tropfen Hausenblase fallen, welche das Ganze fest verbindet. — Durch die Kelchblätter der Kamelien zieht man kreuzweise zwei Drähte und krümmt sie dann nach abwärts, um sie zu einem Stiel zu vereinigen; dadurch wird auch das Abfallen der Blumenblätter verhindert.

Die Anfertigung der Bukete ist ziemlich einfach; „dabei bemerke ich aber,“ sagt M. Lebl in seiner „Zimmer-, Fenster- und Balkongärtnerei“, „daß Geschmack dazu gehört“; wo dieser fehlt, helfen alle gedruckten Anweisungen nichts. Uebrigens haben **die meisten Damen** eine angeborene Neigung zum Schönen und sind kaum imstande, ein steifes, unharmonisches Buket zu machen. Aber ein wenig Erfahrung in der Kunst der Binderei ist besser als alle Belehrung. Wir werden uns deshalb kurz fassen können.

Die Form des Bukets ist mehr flach als hoch, und werden die Blüten mehr als im Strauß regelmäßig, die einzelnen Farben nebeneinander geordnet und ziemlich oder ganz dicht aneinander gebunden; der Abschluß ist die mehr oder weniger kostbare Manschette. Auch bei dem Buket ist es gut, einen Grund von Buketgrün oder, zur Not, von grünem Kopfmoos zu legen, wonach die Farben der dazwischen, eigentlich darüber angebrachten Blumen lebhafter erscheinen werden. Die mit dem Baumwollfaden fest umwickelten Drahtstiele werden vom Bukethalter oder von einem 25 mm breiten, bei Brautbuketten weißen Seidenband gedeckt.

Hierher gehören auch **die Blumenkissen** mit Figuren wie ein Herz, Füllhorn u. a. oder mit Namen, Namenszügen oder Worten wie „Willkommen“, „Vergißmeinnicht“ u. dgl., die gewöhnlich von reinweißen Blumen (z. B. gefüllten weißen chinesischen Primeln u. a.) zwischen dunkeln, beinahe schwarzen Blumen, wie die dunkelste Georgine, die schwarze Malwe (Althaea rosea Willd. var. nigra), Pensee u. a. eingeflochten werden. Hier muß das Moos auf und unter dem Drahtgitter die Form des Kissens bilden, in welches die auf Draht gezogenen Blumen dicht nebeneinander eingezogen werden.

In ähnlicher Weise befestigt man die Blumen am Draht für den **Brautkranz**, der aus den Köpfen von natürlichen Myrtenstielen und Myrtenblumen besteht, welch letztere genau nach der Natur künstlich angefertigt werden, weil die natürlichen sehr bald auseinanderfallen und verschwinden würden. Die Blumen- und Myrtenstiele werden mit feinen Fäden und Hausenblase an dem für den Zweck geformten Eisendraht befestigt.

Diese Befestigungsart gibt auch die Kleidergarnitur, das Knopflochsträußchen, die Festgewinde (Guirlanden), die Kronen, welche gewöhnlich aus Lorbeerblättern auf der Drahtform hergestellt werden, die Kreuze und die Kränze, welche sich ganz an die Drahtform anlegen, u. a. m.

Auch der **Kranz aus Palmwedeln** kann des Drahtes nicht entbehren, wenn er, wie notwendig, in einigermaßen symmetrischer Form hergestellt werden soll. Man benutzt hierzu gewöhnlich die Wedel des „umgerollten Palmfarn“ (Cycas revoluta L.) aus China und Japan, dessen Mark auch Sago liefert, der im Vaterlande zur Brotbereitung dient. Das Eigenschaftswort „umgerollte“ bezieht sich auf die jungen Wedel, die in der Form eines beinahe regelmäßigen Kreises aus dem Schopf, dem „Wachstumspunkt des Stammes“ hervorkommen. In neuerer Zeit bedient man sich auch der Wedel anderer Palmarten entweder zu Kränzen einzeln, unten mit Blumen und einer Seidenschleife.

Diese Palmwedel, auch die Kränze, deren Hauptbestandteil sie bilden, haben selten einen anderen Zweck, als die Särge verehrter oder geliebter Verstorbener und dann deren Grabhügel zu schmücken. Bei den mit ihnen verbundenen Blumen herrscht die weiße, und demnächst die blaue Farbe vor. Hierbei ist noch zu bemerken, daß weniger die geöffneten Blüten als die bereits farbigen Knospen benutzt werden, die sich lange halten und durch das Wasser nicht verderben, in welches man diese Schmuckgegenstände kurz vor der Zusammenstellung noch einmal tauchen soll, um es dann sofort abzuschütteln.

Nach diesen kurzen Andeutungen über das Wesen und Werden der „Bindereien“ wird es unseren verehrten Leserinnen mit ihrem ausgebildeten Schönheitssinn leicht werden, auch jede andere Form aus Blumen elegant und geschmackvoll zu bilden — wenn nur das unentbehrliche Drahtgestell nicht fehlt.

Charakter und Handschrift.

Von

H. Amselmann.

VIII.

Im vorhergehenden Abschnitt war die Rede von den Wortenden, von den Finalen, die wir aus hier nicht näher zu erläuternden Gründen nicht völlig erschöpften. Wir gehen nunmehr zu denjenigen Erscheinungen über, die sich an den Wortanfängen beobachten lassen.

Ein bis zum Kreis gebogener Haken — die Form an und für sich hat etwas Häßliches — am Anfang eines Wortes deutet auf gewöhnliche Gesinnung und gewöhnliche Intelligenz. Ein Beispiel bietet Fig. 52.

Ein zurückgebogener Haken am Anfang gewisser Buchstaben, z. B. des M bekundet Erwerbsinn, Sinn für Geld. Das nämliche bedeutet ein Punkt an dieser Stelle. Siehe Fig. 53.

Fig. 52.

Wir müssen hier von einem Zeichen sprechen, das mit dem vorhergehenden nicht verwechselt werden darf und außerordentlich selten vorkommt: ein Punkt, der den Anstrich beinahe eines jeden Wortes eröffnet: Wir können es nur als hohen Grad der Vorsicht und des Mißtrauens erklären und würden unseren Lesern sehr zu Dank verbunden sein, wenn sie uns etwa Schriftproben aus dem Kreise ihrer Bekannten mitteilen wollten, die den berührten Charakterzug und das eben erwähnte graphologische Zeichen aufweisen. Fig. 54.

Einen langen, geraden, harten Anstrich erklären die Graphologen nach dem Vorgange Eugen Schwiedlands als Zeichen des Widerspruchsinnes. Wir bieten unsern Lesern in Fig. 55 ein Beispiel dafür.

Ein leichtgeschwungener langer Anstrich, der mit einem Häkchen beginnt, manifestiert nach der Meinung des schon erwähnten Eugen Schwiedland, des hervorragendsten und eifrigsten unter den deutschen Graphologen, kaustischen Witz. Wir möchten sagen, dieser Anstrich bedeute unleidlichen Widerspruchsinn, verdießliche, kleinliche Häkelei; denn er findet sich, wie wir konstatieren konnten, auch bei Leuten, die diesen unangenehmen Zug, aber keinen Witz besitzen. Fig. 56.

Fig. 53.

Fig. 54.

Am häufigsten begegnet im Anfang eines Wortes der geschwungene und oft in den Buchstaben hineinreichende Zug, wie ihn Fig. 57 zeigt.

Fig. 55.

Mit Recht erklärt ihn Crépieux-Jamin als Zeichen der Heiterkeit, Lustigkeit. Wenn Schwiedland ihn als Zeichen des Witzes aufgefaßt wissen will, so müssen wir dagegen bemerken, daß Witz und Munterkeit sich nicht immer decken; man kann sehr munter sein und recht wenig Witz besitzen, und umgekehrt. Bevor wir die Erklärung von Crépieux und Schwiedland kannten, hatten wir das Zeichen als Lust und Neigung zur Unterhaltung, zum Gespräch interpretiert. Da es auf der Hand liegt, daß der Muntere, Fröhliche, leicht Bewegliche gern eine Konversation führt, so wird es auch begreiflich erscheinen, daß uns unsere Erklärung im Lauf von einigen Jahren nur zweimal im Stich gelassen hat. Da natürlich auch das richtig ist, daß witzige Leute gerne sprechen, so wird man wohl sagen dürfen, man könne in der Regel zu allen drei Erklärungen greifen.

Fig. 56.

Fig. 57.

Wir können unseren Lesern zu diesem Kapitel noch eine interessante Ergänzung bieten, welche unsere Erklärung und die bisherigen Beobachtungen in gewisser Weise erweitert. Fig. 58 zeigt eine Schrift, wo das erwähnte Zeichen gleichsam als ein selbständiges auftritt, das nur durch eine besondere, eigentümliche Wendung der Feder hervorgebracht werden konnte. „Der Schreiber“, sagten wir bei Anblick des Schriftstückes, „spricht gerne und zwar mit großem Aplomb, er ist ein Mann, der mit dem Stock auch noch auf den Tisch schlägt, um seine Meinung zu bekräftigen.“ Dieses Urteil wurde bestätigt.

Zur Beurteilung eingegangener Handschriften.

Neue Abonnentin Düsseldorf. — Sie sind im ganzen eine ziemlich harmonische Natur, materielle und geistige Interessen ausgeglichen; doch dürfte Ihre Bildung und Durchbildung keinen sehr hohen Grad erreicht haben. Sie sind offen und ziemlich gleichmäßig, geordnet und ohne geizig zu sein, sehen Sie auf das Geld. Ohne eitel zu sein, suchen Sie doch, vielleicht

Fig. 53.

mehr in geistiger als äußerlicher Richtung gelegentlich mehr zu scheinen, als Sie sind.

Lübeck, C. D...s. Intelligent, klar, egoistisch, scharf. Eigensinn und Energie sind ausgesprochen, dürften aber wegen einer nervösen Schwäche nicht zur vollen Geltung kommen. Sie sind entschieden auf Erwerb aus; trinken Sie oder haben Sie einen Herzfehler? — Ebenda B......s Weniger bedeutend, auch weniger energisch, aber angenehmer, soweit nicht eine Eitelkeit ins Spiel kommt.

Lotte in Stuttgart. Die Schrift — übrigens in zu kleiner Probe — ist zu kalligraphisch und vor allem zu sehr zu dem speciellen Zwecke geschrieben.

E. M. in D. Die Schrift ist unbedeutend und hochgradig eitel. — C. K. in D. Intelligent, eitel, verfahren, unangenehm.

S. W. in D. Probe zu klein.

Carlo. Intelligent, eigensinnig, aber etwas schwach, eitel, nervös, etwas kleinlich und sich gern auf seine Ansichten steifend.

Treue Abonnentin, Chemnitz. Ihre eigene Schrift deutet auf Intelligenz und Lebhaftigkeit. Aufgeregt und nervös, ungleichmäßig, Stimmungsmensch, launenhaft. Güte und Schwäche, Phantasie. Die Proben Bertrand und Tina sind zu klein. — Else. Flüchtig, unbedeutend, sehr egoistisch, nervös, scharf.

Nürnberg, Maximiliane. Eitel, gesucht, kleinlich, aber sorgfältig, beweglich, Sinn für Eleganz.

F. Sch..ze, Berlin. Gut, aber nicht aus einer Güte, die bis zur Schwäche geht, nicht immer offen. Coulant, selbstbewußt, aber im ganzen einfach. Unternehmend und intelligent. Die beigelegte Probe ist etwas gar klein: intelligent, energisch bis zur Rücksichtslosigkeit, klar, egoistisch, eigensinnig. Soviel aus der kleinen Probe zu ersehen ist, übrigens trotz energischen Auftretens nicht ohne Zeichen gemütlicher Depression.

N. B. in H. Ausgesprochene Kaufmannsschrift. Einige Züge lassen dennoch darauf schließen, daß der Schreiber sich in gesuchten Dingen und einer eigentümlichen Originalität gefällt und daß er eine recht gute Meinung von sich hat.

Thilo Br...mann, Hannover. Klar und selbständig. Kunstsinn. Gut, aber nicht sehr starkes Gefühlsleben, etwas eitel, gleichmäßig. Noch nicht ganz ausgereift.

St. Wit......in Wadowice. Intelligenz und Bildungsstand nicht sehr hervorragend. Widerspruchsgeist und Rechthaberei. Erwerbssinn, Eitelkeit, Offenheit.

Lina H..ke, Lemberg. Klar, etwas scharf; ziemlich gleichmäßig. Eigensinn, Mißtrauen, geistige Regsamkeit ohne die entprechende Ausbildung, Selbstbewußtsein, namentlich in geistiger Beziehung. Nicht ganz ohne affektiertes Wesen.

O. W. in Breslau. Eine intelligente Schrift einer nervösen Natur. Ehrgeiz und Sensibilität, angeborene Neigung zur Offenheit, vielleicht durch Erfahrungen hie und da ins Gegenteil verkehrt. Nicht immer im stande, sich selbst zu beherrschen. Vorsicht bis zum Mißtrauen, Eigensinn.

E. L. Schr., Zürich. Lebhaft, eitel, wohl auch etwas launisch, kennt seinen Vorteil und greift zu. Etwas fahrig, nicht sehr ausdauernd, hat Phantasie, eigensinnig.

Abonnent W. R., Reichenberg. Hochgradige Eitelkeit, Ehrgeiz, Eigensinn, wenig Bildung, Gutmütigkeit, launisch und den Freuden der Welt nicht abgeneigt.

Eine zeitgemäße Erfindung.

Das Bedürfnis bisweilen kleinere Quantitäten Roheis herzustellen, ist zweifellos schon häufig an solchen Orten empfunden worden, welche von größeren Städten entfernt liegen und keine Roheis-Niederlagen besitzen. Die bisherigen Roheismaschinen entsprachen zwar, soweit es sich um Fabrikation in größerem Maßstabe handelt, den an sie gestellten Anforderungen; hingegen waren die kleineren meist mangelhaft und teuer. Die hier abgebildete neue tropische Eismaschine erfüllt ihren Zweck vollkommen. Sie eignet sich, da die Gefrierpräparate überall leicht zu bekommen und wohlfeil sind, sowohl zur Eisherstellung für den Privathaushalt, besonders in südlichen Gegenden, wo das bereitete Eis vorzugsweise zum Kühlen von Getränken benutzt wird, als auch für Aerzte und Apotheker auf dem Lande. Es ist hierbei von Vorteil, daß das aus reinem Wasser hergestellte Eis keine schmutzigen oder fremden Bestandteile besitzt. Die zweite Eigenschaft der Eismaschine besteht darin, daß sie Gefrorenes ohne Anwendung von Roheis bereitet. Dabei ist die Handhabung sehr einfach. Die aus lackiertem Blech hergestellte Maschine besitzt im Inneren einen mit Flügeln versehenen Cylinder, welchen man beinahe vollständig mit der erforderlichen Kältemischung ($^2/_3$ Glaubersalz und $^1/_3$ Salzsäure) füllt. In dem Cylinder befin-

Tropische Eismaschine.

det sich der Kegel, den man mit Crème, oder falls es sich um die Anfertigung von Roheis handelt, mit Wasser füllt, und dann mit dem Deckel schließt. Hierauf wird der Cylinder mittels des Griffes 12—15 Minuten lang hin- und hergedreht, der Kegel hiernach aus der Kältemischung genommen, in heißes Wasser getaucht und durch Umstülpen seines Inhalts entleert. Bei Bereitung von Speiseeis ist es erforderlich, die Crème, nachdem man die Hälfte der Zeit gedreht hat, mit einem Holzspaten umzurühren; bei Roheis ist dies nicht nötig. Man kann verschiedene Kegel Eis mit derselben Kältemischung herstellen. Ebenso eignet sich die Maschine zum Frappieren von Getränken. Sie wird für einen Kegelinhalt von ca. $^1/_2$, 1, $1^1/_2$ k Eis zum Preise von M. 20, 32, 50, sowie auch mit zwei Kegeln von je 1 k Inhalt zur gleichzeitigen Bereitung von zwei Arten Eis für M. 40 geliefert. Außerdem werden die beiden kleinen Nummern für $^1/_2$ und 1 k auch mit Bleiblechfütterung gefertigt, wodurch man eine besonders starke Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit gegen die Kältemischung erzielt und kosten die Maschinen in diesem Falle 28, resp. M. 42.

Vorrätig ist die Eismaschine im Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin SW Leipzigerstr. 88 und versendet diese Firma Prospekte, in denen der Apparat eingehend behandelt ist, kostenfrei.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

September.

Eingelegter Lachs, auf schwedische Art (Gratlax). Man nimmt dazu nur die Mittelstücke und reibt sie, nachdem sie gereinigt und sorgfältig abgetrocknet sind, mit Zucker, Salz und Salpeter ein, legt sie dann mit Salz, Dill und Petersilie in einen Steintopf und beschwert sie. Nach 24 Stunden ist der Lachs weich und genießbar, hält sich drei bis vier Tage und ist mit Essig, Zucker und Pfeffer serviert, eine angenehme und dabei gesunde, leicht verdauliche Speise, welche meistens als Hors d'oeuvre gegeben wird, doch kann man auch einen sehr wohlschmeckenden Salat daraus bereiten, wie folgt:

Man koche sechs Kartoffeln, schäle sie und schneide sie in ganz dünne Scheiben; zerschneide auch eine Handvoll Endivien- oder Kopfsalat, gebe beides mit geriebener Zwiebel, klein geschnittenen grünen Kräutchen und Kapern, von jedem einen Theelöffel voll, und $^1/_4$ k in ganz kleine Würfelchen geschnittenen Lachs in eine tiefe Schüssel und vermenge es wohl, wonach man noch das klein geschnittene Weiße von drei hartgekochten Eiern hinzufügt. Die Dotter der drei Eier verreibe man mit drei Eßlöffel feinem Oel, drei Eßlöffeln Essig und einer Messerspitze Pfeffer recht glatt, gieße es über den Salat und vermenge ihn abermals recht gut. Anstatt Salat kann man, in der Saison, grüne Erbsen nehmen, in gesalzenem Wasser abgekocht und abgekühlt.

Pommersche Bohnensuppe. Man bereite eine Fleischbrühe aus Hammelfleisch nebst reichlich Zwiebel und Sellerie und koche trockene, weiße, kleine Bohnen in Wasser weich; streiche die Hälfte davon durch ein Sieb, gebe dies mit den ganzgebliebenen Bohnen in die Hammelfleischbrühe und lasse es zusammen aufkochen, thue etwas fein gehackte Petersilie, Kerbel und Majoran daran und richte die Suppe über das in mundgerechte Stückchen geschnittene Hammelfleisch an.

Saures Roastbeef mit Butterkastanien. Man nehme ein etwa 4 k schweres Stück von gutem, schön durchwachsenen Ochsenfleisch, welches nicht zu viel Knochen haben darf und zu einem länglichen Viereck gehauen ist, und lege es mit einigen zerschnittenen Zwiebeln, zwei Lorbeerblättern und acht Gewürzkörnern in einen Topf, gieße $^1/_2$ l nicht zu scharfen Essig darüber und lasse es drei bis vier Tage so darin liegen, während dessen man es morgens und abends umwendet. Dann durchziehe man es mit dickem, in Pfeffer und Salz umgedrehten Speck, thue Wurzelwerk, drei Gewürznelken, zwei Wachholderbeeren und den Essig, mit allem was darin ist, in die Bratkasserolle und das Fleisch darüber, belegt es mit 125 g Butter in Stückchen, salzt sehr mäßig und bratet es, bei starker Hitze, unter fleißigem Begießen, vier Stunden lang. Sowie es angebraten ist, gießt man gleich reichlich Wasser zu und hernach immer $^1/_8$ l voll auf einmal; es muß eine schöne, reichliche Sauce haben, die man durch ein Sieb in einer Sauciere zu dem Roastbeef gibt und dieses mit einem dichten Kranze von Butterkastanien umlegt.

Butterkastanien. Man schütte 1 k schöne Kastanien in kochendes Wasser, lasse sie fünf Minuten kochen, entferne die äußere und innere Haut und thue sie in kaltes Wasser; bringe sie dann, gut abgetropft, in 60 g zerlassene Butter und schwinge sie auf dem Feuer so lange (etwa zehn Minuten), bis die Butter eingesogen ist und die Kastanien weich sind.

Kartoffeln à la Provençale mit Leberwürstchen. Man koche rohgeschälte, mittelgroße Kartoffeln in gesalzenem Wasser, schneide sie einige Minuten nach dem Abgießen in dicke Scheiben und lege sie in eine Kasserolle; gebe etwas feinstes Provenceröl, Petersilie, Kerbel, Estragon, Schnittlauch, alles fein gehackt, Pfeffer und Salz darüber, füge ein Stückchen Knoblauch und den Saft einer Citrone hinzu und schwinge sie über dem Feuer, bis sie recht heiß sind, richte sie auf erwärmter Schüssel an und serviere Leberwürstchen dabei.

Feine Leberwürstchen. Man wässere eine Schweinsleber eine halbe Stunde lang, trockne sie mit einem Tuche ab und schneide sie in Stücke, wobei man alles Fleckige und Sehnige entfernt, sie mit zwei kleinen Zwiebeln zu ganz feinem Mus hackt und durch ein Haarsieb treibt. Nun nehme man vom Rückgrat des Schweins einen zwei Querfinger breiten Streifen ab, koche ihn und schneide ihn, nachdem er etwas erkaltet und die Schwarte abgelöst ist, in erbsengroße Würfelchen. Man muß die gleiche Menge Leber und Speck haben, vermengt es sehr gut, würzt kräftig mit Salz und Pfeffer und füllt es sehr locker in die dünnsten Därme, thut, wenn alles Wellfleisch aus dem Wurstkessel genommen ist, die Würste in die Brühe, kocht sie, drei Viertelstunden etwa, ganz langsam, so daß die Brühe nur zittert und legt sie dann sogleich auf Stroh.

Risotto. Man verrühre $^1/_2$ k gewaschenen und blanschierten Reis mit 60 g frischer Butter,

60 g Zucker, an dem die Schale einer Apfelsine abgerieben worden, und ein klein wenig Salz, bringe ihn auf mäßiges Feuer, gieße, wenn er zu dämpfen beginnt, 1 l kochende Milch daran und lasse ihn zwanzig Minuten damit kochen; verklopfe während dieser Zeit den Saft von zwei Apfelsinen mit etwas Zucker und vier Eidottern, rühre es über dem Feuer, bis es dicklich wird, und garniere den recht heiß angerichteten Reis damit.

Wildbret-Pastete. Man nehme dazu fünf Feldhühner und einen schönen jungen Hasen, zerlege alles in kleine Portionen und wasche es, eben vor dem Einlegen, mit Weinessig leicht ab; habe nun einen neuen ungebrauchten Steinguttopf und belege den Boden mit dünnen Scheiben von frischem Speck, fülle ihn danach abwechselnd mit einer Lage Feldhühner und einer Lage Hase und gebe zwischen jede Lage eine feine Lage Speck (für den ganzen Topf etwa 1/4 k), fein geschnittene Schalotte und sehr wenig Gewürznelke. Der Topf muß bis zum Rande gefüllt sein und wird über die ganze Oberfläche hin mit frischem, steifem Schwarzbrotteig zugestrichen und, fest verschlossen, mit dem Schwarzbrot in den Ofen gebracht und mit demselben herausgenommen und die Pastete an einem trockenen Orte bewahrt.

Quitten-Torte. Man koche einige Quitten im Wasser weich, lasse sie erkalten, schäle sie und reibe sie auf dem Reibeisen; nehme 1/4 k davon in eine Schüssel und rühre es mit 1/8 k gesiebtem Zucker, etwas fein geschnittener Citronenschale und gestoßenem Zimmet eine Weile, gebe hierauf sechs Eidotter daran und zuletzt, eben vor dem Einfüllen der Masse, den Schnee von sechs Eiweiß; belege nun eine Tortenform ganz dünn mit mürbem Teige (180 g Mehl, 125 g Butter, 60 g Zucker, ein Ei), fülle die Masse hinein und backe die Torte langsam in mäßiger Hitze.

Neue Erfindungen.

Krawattenbefestigung (Fig. 1 u. 2). Die allgemein üblichen Gummischlingen an Krawatten sind zwar recht bequem, solange die Schlinge überhaupt hält, aber es kommt häufig vor, daß sich die Krawatte selbstthätig löst, wenn man nicht besondere Vorsicht beim Anknüpfen anwendet. Das vorliegende Schloß soll sich bequem, in geöffneter Stellung, auf den Knopf aufschieben lassen und den Verschluß selbstthätig herstellen, indem es den Knopf umspannt und nicht wieder von selbst denselben losläßt. An der Platte A ist die Krawatte K angenäht, während die daran scharnierartig befestigte Platte B an dem sogen. Möndchen M sitzt. Das Möndchen sowohl wie die Platte B haben eine Oeffnung, die groß genug für den Kopf des Knopfes ist. Um diesen reichen die zwei um c drehbaren Klammern C', welche durch die Drähte D mit der Platte A verbunden sind. Wenn also die Krawatte gehoben ist, werden sich die Klammern C auseinander bewegen und den Knopf freigeben, beim Niederdrücken der Krawatte aber werden sie unter den Kopf des Knopfes greifen und festsitzen, ein selbstthätiges Lösen ist also ausgeschlossen. Kl. 3. Nr. 38749. Ad. Hosenberger in Braunschweig.

Fig. 1. Krawattenbefestigung.

Lampenschutzschirm (Fig. 3). Um sowohl das Schwarzwerden der Zimmerdecke zu verhindern, als auch die Wärmeausstrahlung der Flamme möglichst zu vermeiden, wird ein eigentümlich konstruierter Schutzschirm über Hängelampen empfohlen. Zwischen zwei Drahtgeweben a wird eine Lage Schlackenwolle b gebracht und zwar derart, daß die Einlage nach außen zu abnimmt, wo die Ränder der beiden Drahtgewebe miteinander verbunden sind. In der Mitte erhält die so hergestellte Glocke einen Haken oder Holzschraube c' zur Befestigung an die Decke. Da das Gestell aus Drahtgewebe ist, kann die Krümmung nach Bedarf geändert werden, um die Wärmestrahlen möglichst gut aufzufangen. — Kl. 4. Nr. 38805. W. Fr. Schneider in Göppingen.

Sicherheitsverschluß für Geldtaschen (Fig. 4 u. 5). Es kann vorkommen, daß man sein Portemonnaie, Taschen oder sonstiges Etuis schützen möchte vor unberufenen Untersuchungen, ohne daß man dasselbe stets verschließen möchte. Um dies zu erreichen, ist ein Beschlag empfohlen, welcher aus einer Hohlplatte h besteht, mit zwei Knöpfen m und d, von denen m verschiebbar, der andere drehbar ist. Der letztere trägt an seinem unteren Ende o' eine excentrische Scheibe a und darüber ein kleines Sperrrad, welches durch Drehen die Zuhaltung b verstellt, wobei durch das Sperrrad mit seinen Zähnen der Ansatz o so lange festgehalten wird, bis m und dadurch der Sperrhaken verschoben worden ist. Es sind also erst immer zwei verschiedene, voneinander unabhängige Bewegungen notwendig, um den Verschluß zu lösen. — Kl. 33. Nr. 38709. Karl Bier in Frankfurt a. M.

Fig. 2. Krawattenbefestigung.

Fig. 3. Lampenschutzschirm.

Rollschuhe mit bandförmigem Laufblatt (Fig. 6). Die Freuden des Eislaufes sind vorüber und mit einem Gefühl des Bedauerns werden die Stahlschuhe zur Disposition gestellt, um zum Ersatz den Rollschuh hervorzusuchen. Dieser neue Rollschuh bezweckt den Abschiedsschmerz dadurch zu erleichtern, daß man dieselbe Vorrichtung nur durch eine leicht zu bewirkende Umänderung zu beiden verschiedenen Verwendungen benutzen kann; man ersetzt nur das bandförmige Laufblatt des Rollschuhs durch eine Stahlklinge, um einen Schlittschuh zu erhalten. Das Laufblatt besteht aus einzelnen Klötzchen C, die hintereinander liegend, in geeigneter Weise um das Kernstück D geführt und von den Wangen A gehalten werden. Die Führung geschieht durch Flanschen an diesen Seitenwangen A, welche letztere durch die Schrauben a zusammengehalten werden. Letztere befestigen bei der Verwandlung des Rollschuhs in einen Schlittschuh auch die Stahlklinge. Um die Reibung der kettenartig nacheinander sich verschiebenden Glieder C auf den Flanschen zu verringern, sind genügend viele Glieder C Pflöcke C² aus Schmiermaterial oder aus mit solchem getränkten Stoffen eingesetzt, welche eventuell das Schmiermaterial von der getränkten Einlage F entnehmen. — Kl. 77. Nr. 38050. Charles Leonhard Peirce in Milwaukee V. St. A.

Fig. 4

Fig. 5. Sicherheitsverschluß für Geldtaschen.

Fig. 6. Rollschuhe.

Selbstthätige Wiege (Fig. 7 u. 8). Mit Freuden wird jede mütterliche und treue Pflegerin eines Kindes diesen Apparat begrüßen, der sie von dem anstrengenden und langweiligen Schaukeln der Wiege erlösen kann. An einem der Wiegenläufe a ist der Betriebsmechanismus b angebracht. Der Mechanismus besteht aus der Antriebsfeder h, welche nach dem Aufziehen durch Zahnradübersetzung das Sperrrad d in Rotation versetzt und dieses durch Anstoßen an die Feder l in die vorige schwingende Bewegung bringt. Der Sperrhebel i hält dabei, durch eine andere Feder an das Sperrrad d angedrückt, dieses so lange fest, bis wieder beim Zurückkehren der Wiege der Finger k den Sperrhebel i auslöst und die Wirkung der Feder h wieder eintreten kann. Die Wiegenläufe bewegen sich dabei auf einer mit Vorsprüngen m versehenen Platte n, welche in entsprechende Vertiefungen der Läufen eingreifen und dadurch ein Verschieben der Wiege verhindern. Am Kopfende der Wiege befindet sich eine Stange o, welche ein verschiebbares, feststellbares Gerüst o' trägt, welches den Gang der Wiege regelt. — Kl. 34. Nr. 38467. W. Fritsch in Berlin.

Fig 7. Selbstthätige Wiege.

Fig. 8. Selbstthätige Wiege.

Feststellvorrichtung für Taschenmesser (Fig. 9). Beim Gebrauch eines Messers, also bei offener Klinge sowohl, als auch beim Tragen in der Tasche, ist es von Wichtigkeit, die Klinge in der einmal gewünschten Lage festzustellen, um ein unbeabsichtigtes Schließen oder Oeffnen zu verhindern. Besonders kann man sich leicht beim Schneiden durch Zurückschlagen der Klinge die Finger verletzen. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, ist der Sicherungshebel E mit seinem exzentrisch gestalteten Scharnierende e hinter der Feder D, der Klinge B so angeordnet, daß dessen seitliche Erhöhung e die Klinge durch Andrücken an die Feder D festhält, sobald der Hebel E in Richtung des Pfeiles umgelegt ist. — Kl. 69. Nr. 38553. August Wick in Jammerthal bei Solingen.

Bilderständer (Fig. 10). Von einem Bilderständer verlangen wir außer der äußeren Ausstattung, die unserem Geschmack entsprechen soll, eine solche Einrichtung, daß man möglichst schnell und bequem das Bild einschieben und herausziehen kann. An dem Unterteil F sind die Bügel c angelötet, welche bei f, wo sie die Stütze S scharnierartig tragen, in einer Mündung zu den Haltfedern s auslaufen. Das Kopfstück K besitzt eine zurückgebogene Rückwand r, die zum Zwischenschieben der Glasplatte und des darunterliegenden Bildes dient und an der Rückseite den Schließbügel b trägt, in welchen die gebogenen Federenden eingreifen. Dadurch werden die beiden Teile des Rahmens an die Glasscheibe gedrückt und festgehalten; und doch ist ein bequemes Einschieben des Bildes von der Seite und ein gänzliches Auseinandernehmen des Bildständers erreicht. — Kl. 34. Nr. 38610. Wilhelm Leithold i. F. Drößler u. Leithold in Berlin.

Fig. 9. Feststellvorrichtung für Taschenmesser.

Der gestirnte Himmel im Monat September.

In diesem Monate kulminieren um Mitternacht, im Süden die Sternbilder des Wassermanns, der Fische und des Walfisches teilweise, beim Zenith der östliche Teil der Eidechse und der westliche Teil der Andromeda, und unter dem Pol der große Bär und der obere Teil der Jagdhunde. Von den Planeten ist Merkur wieder unsichtbar, denn er kommt am 10. in obere Konjunktion mit der Sonne. Venus hat sich der Sonne so

genähert, daß sie am 21. in untere Konjunktion mit derselben tritt und ist daher leicht sichtbar. Mars steht im Sternbilde des Krebses, wendet sich langsam nach Süden und kommt immer früher vor der Sonne in den Meridian. Er geht nachts vor 2 Uhr auf. Jupiter ist nur noch tief im Westen kurze Zeit abends zu sehen. Saturn tritt allmählich wieder aus den Sonnenstrahlen heraus, er steht im Krebs und kann vor Tagesanbruch im Westen gesehen werden. Sein Ring wendet der Erde andauernd die südliche Seite zu. Am 2. tritt der Vollmond ein, am 10. das letzte Viertel, am 17. der Neumond, am 24. das erste Viertel. Am 23. September tritt die Sonne in das Zeichen der Wage, macht zum zweitenmal im Jahre Tag und Nacht gleich und beginnt den Herbst für die nördliche, den Frühling für die südliche Erdhälfte.

Fig. 10. Bilderständer.

Poschiavo.

Alle Alpenübergänge üben auf den Naturfreund einen unbeschreiblichen Reiz aus, allein keiner ist vielleicht eigenartiger und effektvoller als der Uebergang über den Bernina und der Abstieg über Poschiavo und Le Prese nach dem Veltlin. Der Bernina-Uebergang ist vielleicht die höchste aller europäischen Poststraßen (Paßhöhe 2331 m) und seine Umgebung eine der großartig ernstesten, aber gerade darum wirkt wohl der Kontrast der lieblichen Milde des südlichen Puschlaw mit der düsteren, großartig erhabenen Hochgebirgsnatur, welche man soeben verlassen hat, am gründlichsten. Wer das Engadin besucht und liebgewonnen hat, der sollte seinen Weg nach dem Süden lieber über den Bernina nach dem Veltlin als über den Maloja nehmen, um den schönen Comer See zu erreichen; er wird — ich kann dies aus eigener Erfahrung versichern — mit dem Tausche mehr als zufrieden sein.

Es war ein schöner heller Mittag zu Anfang September, als ich leicht gerüstet (denn ich hatte meinen Handkoffer mit der Post nach Tirano vorausgeschickt) in Begleitung eines jungen Burschen das Ospizio verließ, um nach Poschiavo hinabzuwandern. Gleich rechts an der neuen Poststraße stiegen wir in der köstlichen Luft und im warmen Sonnenstrahl auf dem guten Pfad etwas bergan. Die Aussicht war zauberisch: die Eis- und Schneefelder des Vadret Pres, Vadret di Cambrena und die Gletscher des Piz Palu lagen silberleuchtend vor uns; drunten in der Tiefe lag der weiße See, von feinflimmerndem Duft überwoben, der allmählich schwand, als wir zu seinem Ausfluß hinabstiegen. Diese herrliche Hochalpennatur entfaltete noch einmal all ihre großartige Pracht und ihre Reize im einzelnen und ganzen vor meinen Blicken, während wir von unten nach der Alpe Grün hinanstiegen und ohne Aufenthalt dann durch den Wald und durch die grausig wilde und schöne Schlucht des Palubaches nach dem freundlichen Gehöfte Cavaglia (1700 m) kamen. Von hier stiegen wir unter manchem Schweißtropfen, aber überrascht von der mannigfaltigsten landschaftlichen Schönheit, durch ein Gelände voll großartiger Wildheit und Majestät wieder bergan, bis zu einer hochgesprengten Brücke über den tiefeingeschnittenen, durch düstere Tobel der Kesselschluchten hinbrausenden Cavagliasco, welche unmittelbar unter der Brücke einen herrlichen Wasserfall bildet. Kaum eine Minute weiterhin überschritten wir eine noch höhere Brücke über eine enge wilde, aber eigentümlich reizvoll beleuchtete Schlucht, deren einsame düstere Tiefe die Schauer des Hochgebirges in unserer Seele wach und lebendig erhalten und uns ernst stimmen. Da biegt der Pfad um eine Ecke, der Blick nach Süden wird frei, und dort unten, vom warmen Goldhauch und Duft des Abends überflutet, entfaltet sich vor uns das Poschiavothal und ersetzt den Ernst des Hochgebirges, welches uns seither umgab, durch einen Ausblick in eine Welt von Lieblichkeit und südlichem Leben. Der Kontrast ist ergreifend, die Wirkung gewaltig. Unwillkürlich wurzelt der Fuß zur Stelle und wir vermögen uns nicht satt zu sehen an dem prachtvollen Anblick; wir ahnen die Nähe des sonnigen Südens, der reichen fruchtbaren Gelände vor uns, doppelt willkommen nach der wilden, düsteren und doch so schaurig majestätischen Natur des Bündnerlandes hinter uns. Vorwärts! in den wonnigen sonnigen Süden hinein! tönt es in uns; wir schreiten tüchtig aus und kommen durch Wald und über die Wiesen hinab nach Privilasco, und bald breitet sich vor uns der weite stadtähnliche Monte Poschiavo aus, in eine breite Thalsohle hingelagert, in seinem grünen See die vielen hübschen Häuser spiegelnd, welche dem Dorfe ein wohlhabendes städtisches Aussehen geben und schon einen südlichen Anstrich haben.

Poschiavo liegt wirklich schön, von prächtigen, kühngeformten und doch sanft abfallenden Bergen umgeben, welche nebst der Thalsohle bis auf einige Höhe gut angebaut sind. Obwohl in 1011 m Meereshöhe gelegen, zeigt es noch zahlreiche Obstbäume, namentlich Edelkastanien und wohlgepflegte Gärten. Der gute Gasthof, der uns aufnehmen soll, das „Weiße Kreuz“ (Croce alla Posta), liegt unten im Dorf, das wir nun beinahe ganz durchschreiten. Wir kommen an sehr hübschen, behaglichen, städtischen Häusern vorüber, worin romanische Zuckerbäcker und Cafetiers wohnen, die nach Bündener Art in ihrer Jugend aus den heimatlichen Bergen weit hinausgewandert sind in die Welt, um durch Fleiß und Genügsamkeit sich eine behagliche Selbständigkeit zu schaffen, und die nach Jahren emsiger Thätigkeit mit dem erworbenen Vermögen dann wieder heimkehrten, um an der Stätte ihrer Geburt ihren Lebensabend behaglich zu verbringen, wie wir schon in St. Moritz und Samaden derartige Männer eine Anzahl getroffen haben, die nun in der Heimat ihr otium cum dignitate genießen, denn die Anhänglichkeit dieser Bündnersöhne an ihre karge, rauhe Heimat ist eine wahrhaft rührende. Da bauen sie sich denn Häuser nach ihren Vermögensverhältnissen, nach ihrem Geschmack und Schönheitsideale, und jeder sucht in diese seine Schöpfung eine mehr oder weniger prägnante Erinnerung an die Umgebungen zu verflechten, unter denen er in den jüngstvergangenen dreißig oder vierzig Jahren gelebt und gearbeitet hat, und dies leiht den Neubauten Charakter und Mannigfaltigkeit und läßt keine Monotonie des Baustils in denselben aufkommen.

Wir sehen da in der Physiognomie des Dorfes und seiner nahezu dreitausend Einwohner auffallende Kontraste, aber auch eine ameisenartige Rührigkeit und Beweglichkeit, denn der Puschlawer ist findig, gewitzt und geborener Geschäftsmann, dem kein Gras an den Füßen wächst. Wer kein Handwerk treibt, das hier beinahe wie in Italien schon auf der Straße unter freiem Himmel betrieben wird, der treibt einen Handel, sei es mit kräftigen Weinen des Veltlins, sei es mit Vieh und den starkgebauten Pferden, welche in den Puschlawer Bergen gezüchtet werden und das halbe Alpenland mit Ziegen und Saumrossen versorgen. Erst Sonnabend und kurz vor Feierabend und darum vielleicht sind die Dorfgassen noch so belebt, die den Verkehr bergen, wie wir es in mancher Stadt nicht finden.

Aber wir eilen vorüber nach unserem Gasthofe, legen nur unsere Ränzlein ab, bestellen uns ein Abendbrot und nehmen einen aufgeweckten Knaben als Führer mit, um zu der alten Peterskirche auf einer Anhöhe über dem Dorfe hinanzusteigen, von wo aus Poschiavo sich so freundlich ausnehmen soll. Und fürwahr, wir sehen uns nicht getäuscht: es ist ein unbeschreiblich lieblicher Anblick um das Dorf, den See, den Fluß, welche sich vor uns ausbreiten, um den glorreichen Sonnenuntergang mit seinen wunderbaren Beleuchtungseffekten, die das allmählich schwindende Licht über die Berge, über die Ortini (einen Kunstgarten mit Grotte), über das alte Castello mit seinen geraden Mauerresten wirft, hinter denen im 14. und 15. Jahrhundert die strengen Vögte der Mailänder hausten und das emsige Bergvolk aussogen.

Die Sonne ist längst hinunter und die Dämmerung liegt schon über Thalsohle, See und Dorf. Es ist Feierabend geworden, aber die Gassen sind noch immer belebt von spielenden Kindern, von Weibern, die ihren häuslichen Geschäften nachgehen, von Männern und Weibern, welche frischgeschnittenes Gras oder Klee auf Schubkarren und Fuhrwerken einführen. Die Männer lehnen in Hemdärmeln rauchend unter den Hausthüren oder stehen in Gruppen beisammen, um in ihrem schwer verständlichen italienischen Patois zu plaudern. Hier klingen die Töne eines Piano oder Harmonium aus den offenen Fenstern eines städtischen Hauses, dort erschallt aus der Tiefe eines Hofes oder einer altersgrauen Scheune das Dengeln einer Sense oder das Trällern eines Volksliedes. Mit dem sinkenden Dunkel macht sich ein aus dem See aufsteigender feiner Nebel bemerklich und der kühle Wind, welcher von Norden her das Thal des Poschiavino herunterweht, macht uns bemerklich, daß wir uns in einer ziemlichen Meereshöhe befinden und der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche nähern. Um so angenehmer und wohliger bekommt uns der geheizte Speisesaal in unserem Gasthofe, wohin wir uns nun zurückziehen, sehr zufrieden mit dem verbrachten Tage und dem behaglichen Unterkommen nach dem genußreichen Marsche vom Bernina herab.

Eine neue angenehme Ueberraschung erwartet uns. Wie wir nach dem Abendbrote uns noch bei einer Flasche köstlichen alten Uschellas gütlich thun, gesellt sich zu uns ein Herr in mittleren Jahren, ein Graubündener protestantischer Geistlicher, welcher hierher gekommen ist, um morgen in der kleinen, hübschen reformierten Kirche eine deutsche Predigt zu halten. Er ist ein gebildeter freundlicher Mann, warmer Patriot, gesprächig und mitteilsam, der die Welt gesehen hat, denn er hat in Tübingen und Erlangen studiert, war in England als Hofmeister, hat in Paris und Rom und an der Riviera gelebt und kennt sein Vaterland, dessen Bewohner und deren Geschichte von Grund aus.

Wir verplauderten den Abend in der angenehmsten, lehrreichsten und anregendsten Weise. Am anderen Morgen folgte einem niedergehenden leichten Nebel wieder ein herrlicher Sonnenschein, und nachdem wir vor dem Frühstück noch einmal das sabbathlich stille Dorf durchwandert und die Einwohner, mehr oder weniger sonntäglich geputzt, hatten zur Kirche wandeln sehen, schulterten wir wieder unsere Ränzlein und wanderten gemächlich von La Prese dem Puschlawer See entlang durch das schöne, immer freundlicher und südlicher werdende Thal von Poschiavo, welches mir wenigstens unvergeßliche Erinnerungen hinterlassen hat, hinunter nach dem schönen Brusio und über das romantisch gelegene Campo Cologno nach Tirano, wo uns der Stellwagen aufnahm, um uns nach Colico am Comer See zu bringen. Wer die vorhin geschilderte Route über den Bernina zum Eintritt nach Italien wählt, hat es gewiß nicht zu bereuen und eines der schönsten und lieblichsten Fleckchen Erde am Fuße der Alpen auf diese Weise kennen gelernt.

r.

Unsere Kunstbeilagen.

A. Greil schildert in seinem „Abschiednehmen von dem Toten“ eine ergreifende Scene, die in jeder Figur so lebensvoll dem Beschauer entgegentritt, daß sie keines beschreibenden Wortes bedarf. Erwähnt mag nur sein, daß dieses gelungene Blatt der im Hellwaldschen Artikel „Schwarz-Gelbes“ gedachten Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie entnommen ist. Gedankenlos hat J. V. Carstens unter sein Bild geschrieben, richtiger wäre vielleicht gewesen „in Träumen versunken“, denn die Gedanken, die das Buch in ihr erregt, spinnt die Phantasie des jungen Mädchens nur weiter aus und manch lockendes Bild von den Tagen der Zukunft mag da vor ihrem geistigen Auge aufsteigen. — Der klassischen Welt entnimmt Georg Müller für seine Idylle den passenden Stoff, während Waldeinsamkeit den Beschauer mit dem stillen, aber um so mächtigeren Zauber des Waldes gefangen nimmt.

Auch eine Entschuldigung.

Der französische Romanschriftsteller Ponson du Terrail veröffentlichte einst in der „Patrie“ einen Sensationsroman mit verschiedenen Raubanfällen, Selbstmorden, Hinrichtungen und dergleichen. Er geriet mit dem Manuskript in Rückstand und der Chefredakteur der „Patrie“ schickte, besorgt um sein Feuilleton, ein Telegramm an den Schriftsteller. Dieser telegraphierte zurück: „Werter Freund! Durch den Tod einer der Personen meines Romanes bin ich so niedergedrückt, daß ich mich völlig unfähig zum Arbeiten fühle; ich bitte Sie deshalb um Erlaubnis, acht Tage lang Trauer tragen zu dürfen!“

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rätsel.

Ein Wörtlein zeige kurz mir an,
Das drei Vokale bergen kann.
Stell' recht sie ein, dir hallt zurück
Ein ander Wort für: Witz, Leid, Glück.

Kapselrätsel.

Bekannten Liedes Anfang
Hab' sorglich ich versteckt
In nachcitierten Versen —
Ob ihr ihn gleich entdeckt?

1. Wir hatten uns von Capri
Champagner mitgebracht —
2. Ob sie den Brief gelesen hat,
Therese, forsche nach —
3. Man sandte seine Weine
Natalien ins Haus —
4. In Sicht dann endlich kam er,
Ade, Neapel, klang's —

Wie heißt des Liedes Anfang?

Logogryph.

Wenn Mächt'ge dieser Erde
Dich laden zu sich ein,
Dann holst du wohl behutsam
Hervor mich aus dem Schrein.
Giebst andren Kopf indessen
Du mir, siehst du ein Bild,
Das dir der ird'schen Dinge
Vergänglichkeit enthüllt.

Homonym.

Anhänglich, einer Klette gleich,
Geleit' ich durch ein weites Reich
Des Geistes Sprossen.
Und ohne Einspruch frei und frank
Zu Spiel und Tanz, zu Speis' und Trank
Die Bankgenossen.
Ich halt' auf wohlerworbnes Gut,
Und reize doch der Sammler Wut!
Gleich wie die Scheibe
Bin ich der Büchsenschützen Ziel;
An sich unwertig gelt ich viel
Beim Zeitvertreibe.

Citatenrätsel.

Setzt ihr von den Citaten
Zusammen je ein Wort,
So werdet ihr erraten
Ein Sprichwort wohl sofort.

1. Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeskunde —
2. Die Schwalbe schwingt zum Abendlied
Sich auf das Stänglein unterm Dach —
3. Heut' macht sie Glück, denn leicht und bunt
Trägt sie im Haargeflechte —
4. Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah,
Die Luft ist still, als atmete man kaum —
5. Im Sommer zu laufen in Mittagsglut,
Ohne die Sohlen zu ritzen —

Wie heißt das Sprichwort?

Homonym.

Ich eile durch Felder und Fluren,
Verheiße Genesung dir,
Folg' gerne des Strahlenden Spuren
Und annektiere es mir!

Skat-Aufgabe Nr. 23.

Bei einem Muß-Grand spielt A (Vorhand) mit den folgenden Karten Grand:

Treff-Bube, Treff-Aß, Treff-König, Treff-Dame, Pique-Aß, Pique-König, Pique-Dame, Coeur-8, Coeur-7, Carreau-7.

Die Karten sitzen für A so günstig, daß die Gegner nur 36 Points erhalten. Im Skat liegen zwei leere (nicht zählende) Karten von derselben Farbe. B hat in seinen 10 Karten 70 Points mehr als C.

Wie saßen und wie fielen die Karten?

Rebus.

Schachaufgabe in Typen XXX.

Von Rudolf L'hermet in Magdeburg.

Weiß: Ke3. Dh8. Le8, h2. Bc3, g4.
Schwarz: Kd5. Bc5, e5.
Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 37.

1. c2 — c3 Kd5 — e5
2. c3 — c4 ≠.

1. . . . . Kd5 — c4
2. Da1 — a2 ≠.

1. . . . . . . c5 — c4
2. Da1 — a5 ≠.

Lösung von Aufgabe XXIX.

1. Tg8 — g7 Tc6 — c2:
2. Tg7 — h7 ≠.

1. . . . . g3 — h2:
2. Dc2 — h7 ≠.

1. . . . . Kh3 — h4
2. Dc2 — h7 ≠.

1. . . . . g3 — g2
2. Dc2 — h7 ≠.

Schachbriefwechsel.

Ed. H. K. in Hamburg. Der Zweizügler ist ohne eigentliche feinere Pointe, der Dreizügler zwar besser gelungen, für unsere Rubrik jedoch nicht geeignet; auch kann nach f 5 — f 4 sofortiges Matt erfolgen. — S. S. in Unterwaltersdorf. Ihr kleiner Dreizügler ist zur gelegentlichen Verwendung vorgemerkt.

Lösung der Skat-Aufgabe Nr. 22.

Im Skat liegen Pique-10, Coeur-10.

A hat: Treff-Bube, Treff-10, Pique-König, Pique-Dame, Pique-9, Pique-8, Carreau-König, Carreau-Dame, Carreau-8, Carreau-7.

C hat: Carreau-Bube, Treff-Aß, Treff-König, Treff-8, Treff-7, Coeur-König, Coeur-Dame, Coeur-9, Coeur-8, Coeur-7.

Erster Stich: Carreau-Dame, Carreau-Aß, Treff-Aß.

Zweiter Stich: Coeur-König, Treff-10, Coeur-Aß.

Dritter Stich: Carreau-König, Carreau-10, Treff-König.

Vierter Stich: Coeur-Dame, Treff-Bube, Pique-7.

Fünfter Stich: Pique-König, Pique-Aß, Carreau-Bube.

B hat nun Rest, aber incl. Skat nur 30 Points.

Auflösungen zu Heft 11, S. 1033.

Spruchrätsel: Es fällt kein Meister vom Himmel. **Dreisilbige Charade:** Einladung. **Kreuzrätsel:**

```
        I P H
        S A E
        O T R
I S O C R A T E S
P A T R O C L U S
H E R A C L I D E
        T L I
        E U D
        S S E
```

Zifferrätsel: Donauwalzer (Wera, Lenau, Arno, Luzern, Leu, Wald, Drau, Ural). **Logogryph:** (nicht gelöst) Preis. **Rätsel:** Schiller — Iller. **Rebus:** Ein Ding ist besser bedacht als bereut. **Homonym:** Barren.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 36 wurde gelöst von Fürchtegott Mitschelen in Nufringen, Felix Caspary in Berlin, Sophie Schett in Unterwaltersdorf, S. Loibl in München. XXVIII gelöst von S. Loibl in München, Ant. Sahrholz in Lorch, Felix Caspary in Berlin, Fürchtegott Mitschelen in Nufringen, Gotthold Weiler in Vernaun bei Meran, Ed. H. Kühn in Hamburg.

Schachaufgabe Nr. 38.

Von Sigmund Schuster in Budapest.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.